Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Zweiundachtzigster Band.

April 1897 bis September 1897.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1897.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Einundvierzigster Jahrgang. Zweiundachtzigster Band.



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

zweiundachtzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Abt, H., in Berlin, 320. — Andreas-Salomé, Lou, in Schmargendorf, 644, 761. — Berdrow, Wilhelm, in Halensee, 233. — Berlepsch, H. E. von, in München, 198, 274. — Bunsen, Marie von, in Berlin, 218. — Chroust, Anton, in München, 549. — Eckstein, Ernst, in Dresden, 365, 727. — Epstein, S. S., in Charlottenburg, 303. — Eschricht, E., in Lübeck, 391, 527, 665. — Frapan, Ilse, in Zürich-Oberstraß, 64. — Fuld, Ludwig, in Mainz, 247. — Grosse, Julius, in Weimar, 168. — Grundschöttel, M., †, 115. — Hagen, Luise, in Berlin, 77, 730. — Heck, L., in Berlin, 689. — Höcker, Paul Oskar, in Berlin, 370. — Klein, Hermann J., in Köln, 93. — Kleinschmidt, Arthur, in Heidelberg, 682. — Lacroma, Paul Maria, in Görz, 779. — Lewald, Fanny, †, 440, 616, 702. — Lindenberg, Paul, in Berlin, 479, 578. — Meinecke, Gustav, in Berlin, 425. — Meißner, Franz Hermann, in Berlin, 39, 154. — Müller, Karl u. Adolf, in Darmstadt, 455. — Muthesius, Karl, in Weimar, 108. — Nobran, Paul, in Charlottenburg, 257. — Schenck, Luise, in Altona, 465. — Schmidkunz, Hans, in Nymphenburg bei München, 509. — Schweinfurth, Georg, in Berlin, 565. — Spielhagen, Friedrich, in Charlottenburg, 123, 250, 385, 521. — Stamper, Georg, in Berlin, 1. — Telmann, Konrad, †, 176. — Thuemmel, Konrad, in Görlitz, 55. — Wichert, Ernst, in Berlin, 9, 129. — Willrich, Hugo, in Göttingen, 632. — Wundt, Theodor, in Berlin, 341.

Inhalt

des zweiundachtzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum zweiundachtzigsten Bande.



Ill. D. Monatshefte. April 1897.

Kaiser Wilhelm I.



Kaiser Wilhelm I.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Geburtstage

von

Georg Stamper.

Macte senex imperator,
Barba blanca, triumphator!

Die Worte dieses Dichtergrußes rufen die Erinnerung an die schönsten Ruhmestage in uns wach, sie zaubern sie hin vor unser Auge, jene hohe, ehrwürdige Siegergestalt des greisen Kaisers, der für alle Zeiten unvergessen als der gewaltige Einiger der Deutschen im Leben wie noch im Tode dasteht, als den ihn Meister Begas durch seine Kunst uns und den künftigen Geschlechtern wieder hat erstehen lassen.

Wenn man dem zufälligen Umstande, daß wir zehn Finger besitzen, den Ursprung des dekadischen Systems zugeschrieben und als eine Folge davon die Einteilung der Weltgeschichte in Jahrhunderte herleitete, ja den Traum des Mittelalters vom tausendjährigen Reich in Anlehnung an einen Vers des Psalmsängers damit begründete, so konnte eine geistreiche Spekulation berechnen, die Chiliasten würden, falls wir sechs Finger an einer Hand besäßen, erst gegen Neujahr 1729 das jüngste Gericht mit seinen Schrecken haben erwarten können; und der Geist eines Jahrhunderts, von dem wir sprechen, sei daher nur ein Schein, keine Wirklichkeit, ein Schein, der freilich nicht selten unsere Täuschung dadurch verstärkt, daß mit dem Beginn oder dem Ende eines Jahrhunderts bisweilen Ereignisse zusammentreffen, die der Entwickelung entscheidende Wendungen zu geben pflegen, wie etwa die Entdeckung der Neuen Welt oder die französische Revolution.

Doch mit nichten ist der Trieb, uns vorzustellen, welches Aussehen die Welt vor hundert Jahren hatte, die Sitte, den hundertsten Geburtstag oder Todestag großer Menschen zu feiern durch die Erinnerung an das, was sie durch ihr Leben geleistet, und die Betrachtung, wie die von ihnen ausgestreute Saat gediehen; mit nichten ist dieser Brauch durch eine so äußerliche Begründung hinlänglich erklärt. Ein Jahrhundert umfaßt drei Generationen. In ihnen wirkt die lebendige Überlieferung vom Vater zum Sohn und vom Sohn zum Enkel; der Enkel steht mit dem Vater seines Großvaters selten noch in persönlichem Verkehr, niemals mehr in geistigem Konnex. In auf-

steigenden Familien, und aus ihrer Geschichte entsteht ja die Geschichte aufsteigender Völker und Zeiten, wird erst der Enkel alle die Ansätze zu solcher Entwickelung bringen, wie sie vom Großvater gehegt und ersehnt und vom Vater, insoweit den Individuen eine Fähigkeit des Fortschreitens vergönnt gewesen, kräftig gefördert worden. Dieser Familienzug schwindet dann in der Regel in der vierten Generation. Wie die Generationen, die man die Jahresringe der Weltgeschichte genannt hat, stehen dann ihrerseits die Jahrhunderte in gleicher Wirkung aufeinander. Eine Geschichtsbetrachtung, die einerseits sich jedes, auch des leisesten Mysticismus zu entschlagen weiß, andererseits auf jede konstruierende Willkür verzichtet, wird darum, falls die entscheidenden Momente in den Kausalzusammenhang zu bringen ihr gelingt, die That des Columbus wie die französische Revolution als ein naturgemäß eingetretenes Resultat der dabei in den unmittelbar voraufgehenden Generationen wirkenden Faktoren erkennen, ihr wird der Geist des Reformationszeitalters oder des achtzehnten Jahrhunderts dergestalt zur Realität; sie wird auch das neunzehnte Jahrhundert, das größeste der neuen Geschichte, als dasjenige erkennen, das die Ideen seiner Vorgänger erst vollendete und verwirklichte und selbst einen Reichtum an Gedankenkeimen der geistigen und sittlichen Entwickelung darbot, der nicht leicht erschöpft werden wird.

Und wie ließe sich das Streben und Ringen nach den höchsten nationalen Gütern, das für uns Deutsche den bedeutendsten Inhalt dieser letzten hundert Jahre darstellt, vollständiger überschauen, als wenn wir das sie fast völlig ausmessende Leben unseres ersten Zollernkaisers vor unserem Geiste vorüberziehen lassen, dem die Vorsehung vergönnte, thätig, fördernd, entscheidend, zuletzt beherrschend an diesem Streben dreier Generationen Anteil zu nehmen und, an den letzten Grenzen menschlichen Alters angelangt, den neuen Ideen sittlicher Lebensauffassung in unserem Volke zuerst in der Praxis des Lebens Geltung zu schaffen. Dazu tritt der immer von neuem wirksame Reiz biographischer Betrachtung, das allgemeine Lebensgesetz menschlichen Schaffens ahnend aus der Entfaltung einer starken und bedeutsamen Individualität zu empfinden. Fast vom Beginn seiner Tage bis an ihr Ende ward dem ersten Deutschen Kaiser auferlegt, alle Höhen und alle Tiefen menschlichen Schicksals zu durchmessen. Die sein ganzes Sein durchleuchtende Liebe einer unvergeßlich großen, mit allen Gaben des Herzens und des Geistes verschwenderisch ausgestatteten Mutter ward schon dem Knaben mit jähem Schlage entrissen, und von der Höhe des Glücks sah er sein Vaterland in die schmachvollste Erniedrigung geworfen, er sah den Staat vernichtet, dessen Befreiung von der Fremdherrschaft der Jüngling mit glühenden Wangen auf dem Schlachtfelde mit erstreiten, um dessen willen er als Mann nicht nur die Jugendliebe aus dem Herzen reißen sollte, nein, die bitterste Verkennung seines geraden und opfermutigen Willens erdulden mußte, den er dann in schweren, sein Gewissen oftmals hart bedrückenden Kämpfen auf eine ungeahnte Stufe heben sollte. Nehmen wir hinzu, welcher Schmerz und welches tiefe seelische Leid diesem goldenen Gemüte dadurch zugefügt ward, daß ruchlose Mörderhand sich mehr als einmal gegen sein Leben erhoben, und wie schwer ihn das trübe Geschick seines hochherzigen, heldenhaften und in seinem Dulden so unendlich erhabenen Sohnes bedrücken mußte, so ist den sieghaften Erfolgen und dem herrlichen Gelingen der Lebensthat Kaiser Wilhelms I. wahrlich genug des Leids und des Harms beigefügt, und nur um so leuchtender und menschlicher steigt sein Charakter vor uns auf, wie ihn das Leben zurecht gehämmert, dessen Signatur heldenmütige Tapferkeit, hochgespanntes nationales Ehrgefühl, die treueste und uneigennützigste Pflichterfüllung ihn zum dauernden Vorbild geschaffen.

Die französische Revolution hatte, der Leben schaffenden Morgensonne des Frühlings gleich, mit der Zurückeroberung der Menschenrechte begonnen, doch dunkles Gewölk verdeckte bald die belebenden Strahlen, und den lockenden Tönen von einem erträumten Völkerfrühling folgten schnell niederschmetternde Posaunenstöße, unter denen das Königtum vor dem Volkszorne zusammenbrach. Der ganze Weltteil wird ergriffen von den neuen Ideen der „Freiheit und Gleichheit“ und überall glimmt

das Feuer unter der Asche. In Belgien und Ungarn mußte Kaiser Joseph II. seinen Unterthanen mit den Waffen in der Hand entgegentreten, in der Schweiz bekämpften die Geschlechter das Volk, ein neu entfachter Bürgerkrieg in Polen endigte mit dem Untergange der Republik. Preußens König Friedrich Wilhelm II. besaß nicht die Ausdauer und das Selbstvertrauen, den Staat des großen Friedrich in dessen Geiste den Zeitforderungen gemäß fortzuentwickeln; Hofschranzen und frömmelnde Heuchler durften sich an den König drängen, und so wurden Fehler gemacht, die in jenen gärenden Tagen nur zu sehr geeignet waren, die Achtung vor dem Herrscher zu mindern. Friedrich Wilhelm hatte in „ritterlicher" Aufwallung einen Kriegszug nach Holland zu gunsten des vertriebenen Erbstatthalters unternommen und zog auch auf eine Anregung von Wien her, die ihm schmeichelte, für die Wiedereinsetzung des Bourbonen den preußischen Degen. Allein der ohne Vertrauen begonnene und ohne Energie durch Ferdinand von Braunschweig und Möllendorf geführte Krieg gegen die von ihnen unterschätzten, für die Trikolore begeisterten Truppen der Revolution vermochte den preußischen Lorbeeren kein frisches Reis hinzuzufügen, und der durch Österreichs Zettelungen wegen der polnischen Teilung 1795 geschlossene Baseler Friede gab zwar Preußen elf Friedensjahre, aber sein Ansehen war trotz des zunehmenden Wohlstands seiner Bevölkerung gesunken. Man hatte die Zeichen der Zeit nicht erkannt, und als aus dem dampfenden Qualm nicht das Ideal der Freiheit sich erhoben hatte, sondern der neue Cäsar aufstieg, der die Welt sich zu unterjochen trachtete, nachdem er die Revolution in Frankreich niedergetreten, da mußte, als es ihm gelungen, die habsburgische Monarchie niederzubeugen, auch für Preußen die Stunde der Demütigung kommen. Friedrich Wilhelm III., bescheiden, arbeitsam und gewissenhaft, erkannte den berechtigten Kern der furchtbaren Bewegung, er hegte die Absicht, durch allmähliche Einschränkung der Adelsvorrechte die Revolution von oben nach unten durchzuführen, um den Überlieferungen seines Hauses getreu ein „König der Bettler" zu sein; der junge König gedachte durch hingebendes Wirken sein Volk auf friedlichen Bahnen zu höherer Wohlfahrt zu führen. Doch Männer wie Stein und Hardenberg vermochten gegenüber einem Haugwitz, Lombard, Lucchesini, Beyme und anderen mit ihren Vorschlägen noch nicht mit Entschiedenheit vorzudringen. Die Verletzung der preußischen Neutralität durch Napoleon in seinem Kampfe wider Österreich und Rußland und die Aussicht, zum Rheinbundfürsten herabzusinken, mußten den König zum Kriege gegen den Imperator treiben, und so wagte denn Preußen leider zu spät den Kampf. „Ehrenvoll zu Grunde gehen ist besser, als schmachvoll leben," diese Erkenntnis erfüllte die leitenden Kreise, und als der Tag von Jena (14. Oktober 1806) gegen Preußen entschieden, das Königreich in Stücke zerfallen war, da schien kaum der Thron der Hohenzollern zu retten. Welch ein ihm unauslöschlicher Eindruck muß es gewesen sein, als der damals neunjährige Prinz Wilhelm mit seinem älteren Bruder und seinen anderen Geschwistern in Schwedt an der Oder die königliche Mutter unter Thränen die Worte ausrufen hörte: „Ich beweine den Untergang der Armee, sie hat den Erwartungen des Königs nicht entsprochen." Auf Jahre hinaus war die Freude aus der königlichen Familie verbannt. Und wie mußten ihn jene flammenden Worte seiner Mutter ergreifen, in denen sie wie eine germanische Seherin erscheint, wie sie ihre Prinzen aufruft, Männer und Helden zu werden, sich nicht von der Entartung des Zeitalters hinreißen zu lassen, das Volk von der Schande zu befreien und den verdunkelten Ruhm der Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern. „Könnt ihr aber," so lauten die Worte der Königin, „mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat." — Die königliche Familie eilte nach Königsberg, wo die Königin am Typhus daniederlag. Am Neujahrstage 1807 ward Prinz Wilhelm zum Offizier durch den König ernannt, in Memel, wohin dann die königliche Familie sich begab, erkrankte Prinz Wilhelm am Nervenfieber. Der Tilsiter Friede besiegelte Preußens Geschick. Ohne jeden Luxus, bescheidener als bürgerliche Kreise lebte das königliche Haus und gab so in

der Not des Vaterlandes dem Volke ein gutes Beispiel. Zu Weihnachten 1807 erhielt Prinz Wilhelm das Sekondelieutenantspatent, und im Januar 1808 kehrte die königliche Familie nach Königsberg, darauf im Dezember 1809 nach Berlin zurück. Der Tod der Königin am 19. Juli 1810 bedeutete für den König und für Luisens Söhne einen unersetzlichen Verlust. Doch als Napoleons Heer auf Rußlands Schneefeldern vernichtet worden und der eiserne York auf eigene Verantwortung hin in prophetischer Ahnung den Tauroggener Vertrag abgeschlossen hatte, konnte Major von Pirch seinem militärischen Zögling, dem Prinzen Wilhelm, auf diese Nachricht hin die Worte sagen: „Die Würfel sind gefallen, Preußen wird nicht untergehen.“ Und nun folgte jene herrliche Erhebung des preußischen Volkes, dergleichen die Geschichte seit den Freiheitskämpfen der Hellenen gegen die persische Übermacht nicht gesehen, ein Volk stritt für seine nationale, seine sittliche Existenz, und schon jetzt mußte seine Überlegenheit und seine sittliche wie militärische Macht gegenüber den Kräften Frankreichs und selbst im Vergleich mit seinen Bundesgenossen klar ans Licht treten. Prinz Wilhelm hat in den Tagen von Leipzig und Bar-sur-Aube die Weihe des heiligen Krieges empfunden und auf das schönste sich als Freiheitskämpfer ausgezeichnet. Seit dem 10. März 1814 schmückte das Eiserne Kreuz seine Brust. In seinem Konfirmationsgelöbnisse tritt uns schon der feste männliche Entschluß entgegen, der ihn allezeit auszeichnete: „Meine Kräfte,“ bekennt er, „gehören der Welt, dem Vaterlande, verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen, die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die Liebsten sein. Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit sagen, wo sie mir mißfallen könnte.“ Und in welch harter Selbstzucht gestaltete während der langen Friedensjahre dieser Mann sein Leben nach den Geboten der Pflicht, er, der vorerst nur als Feldherr seines Vaters oder dereinst seines Bruders die alten Fahnen zu neuen Siegen zu führen erhoffen konnte, verstand die höchste, die schwerste der Tugenden eines Königssohns, die herbe Selbstverleugnung und Entsagung zu üben, und je stärker sein Thatendrang und die Energie seines kernhaften Wesens waren, um desto höher ist solches Thun zu schätzen. Während dieser Friedensjahre begann sich die deutsche Welt von Grund aus zu verwandeln, ein neues Geschlecht wuchs heran, in Handel und Wandel, in Kunst und Wissenschaft wurden neue Bahnen erbrochen, durch die Eisenbahnen und Telegraphen schien der Raum überwunden zu sein; der Zollverein, die herzerfreuende politische That in dem Preußen jener Tage, ward trotz des Widerstrebens der Gegner fest begründet und erwies sich als Segen für die Nation. Die konstitutionelle Bewegung, wie sie in Süddeutschland sich erhob, schlug auch nach Preußen hinüber, und wenn die Forderungen nach verfassungsmäßigen Institutionen während der letzten Jahre der Regierung des alten Königs, der noch im Kölnischen Bischofsstreit die moderne Macht des Ultramontanismus kennen lernen mußte, etwas zurückgedrängt worden waren, so brachen sie desto stürmischer unter seinem Nachfolger hervor. Auf die frohen Tage, die mit dem Regierungsantritte König Friedrich Wilhelms IV. anzubrechen schienen, folgte bald eine heftige Parteiung im Lande, und des Königs Unentschlossenheit brachte es in acht kurzen Jahren dahin, daß in diesem Preußen alles zu wanken schien und endlich eine Revolution über diesen Staat hereinbrach, der immer mehr und mehr von den deutschen Patrioten als der Führer eines geeinten Deutschlands, dem man zustrebte, betrachtet zu werden begann. Der Prinz von Preußen hatte mit gleichem politischem Blick wie einst Gneisenau und Clausewitz erkannt, wie unsicher die Westgrenze Deutschlands bei seiner die Teile auseinandertreibenden Bundesverfassung sei; als die Kriegsgefahr von Westen her im Jahre 1840 drohte, schrieb er sich das Beckersche Lied eigenhändig ab, und gleichsam sich selbst in seinem nationalen Ehrgefühl bekräftigend, setzte er unter den letzten Vers: „Bis seine Flut begraben des letzten Manns Gebein“ seinen kühnen Namenszug. Das Heer Preußens war seine erste Sorge, die Ausbildung und Umgestaltung der Scharnhorstschen Gedanken in der veränderten Zeit machte er sich zur unabläſsigen, mit aller Kraft durchzuführenden

Lebensaufgabe. Allein auf dies Heer, dessen Bluttaufe er einst mit empfangen, gestützt, konnte Preußen seine Stellung als Großmacht behaupten, und das Heer allein, aus der Volkskraft des ersten Kulturvolkes Europas gebildet, war, wie er klar voraussah, dereinst berufen, dem Sehnen der Patrioten nach einem einigen Deutschland die Erfüllung zu bringen. Ahnte doch König Friedrich Wilhelm IV. das Gleiche, als er mit dem Ausspruche: die deutsche Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde errungen werden, die ihm dargebotene Krone ausschlug. Fast Zug um Zug hat der Prinz von Preußen den Kampf vorausgesehen, der mit einer Landesvertretung um dieses Heer werde geführt werden müssen, und dennoch stellte er sich rückhaltlos auf den konstitutionellen Boden, sobald der König zur Einführung konstitutioneller Formen sich entschlossen. Ja, noch mehr that der Prinz von Preußen, allen Haß, alle Erbitterung, die sich in diesem monarchischen, treuen Volke um so schärfer wider eine haltlos schwankende Krone wandten, nahm er ohne Bitterkeit auf sich, selbst eine scheinbare Verbannung in London ertrug er, um seinem königlichen Bruder zu dienen. Das Heer, das den Prinzen in seiner milden Güte und Fürsorge, wie in der strengen, ihm eigenen Überwachung der Pflichten des Dienstes lieb gewonnen, sah freudig auf zu dem ritterlichen Führer, dessen biederem Soldatenherzen jeder Hintergedanke fern lag, und leider erst allzu spät erkannte die Nation die Motive, aus denen der Prinz gehandelt, und suchte die Verkennung, die er erfahren, wieder gut zu machen. Hatte der Prinz von Preußen die berechtigten Tendenzen der Frankfurter Reichsverfassung anerkannt, so konnte er doch nicht die monarchische Institution des Heeres preisgeben, und ihm selber fiel die Aufgabe zu, den badischen Aufstand niederzuwerfen, mit dem jenes so hoffnungsfreudig aufgenommene erste deutsche Parlament und dessen Versuch, ein einiges Deutschland zu schaffen, in Blut und Schande ausging.

Zum Generalgouverneur von Rheinland und Westfalen ernannt, hatte der Prinz seit Ende 1849 seinen Wohnsitz in Koblenz, und schon hatte in Preußen die Reaktion ihr Haupt erhoben. Der Rücksichtslosigkeit Felix Schwarzenbergs im Verein mit der Ränkesucht des deutschen Partikularismus, und gestützt auf das Übelwollen des Kaisers Nikolaus, der den Unionsbestrebungen Preußens argwöhnisch entgegentrat, gelang es, Preußen zurückzudrängen; vergeblich suchte der Prinz von Preußen im Juni 1850 seinen russischen Schwager in Warschau für Preußens nationale Pläne zu gewinnen, und die schwer beleidigenden Äußerungen des Selbstherrschers über seinen königlichen Schwager und dessen Regierung brachen dem Grafen Brandenburg, der im Oktober des gleichen Jahres den Versuch erneuerte, das Herz. Die Fragen um Kurhessen und Schleswig-Holstein schienen zu einer blutigen Abrechnung zwischen Preußen und dem Hause Habsburg zu führen. Schon stand der Prinz von Preußen an der Spitze von Preußens kriegsbereiten Truppen, als, statt das Schwert zu ziehen, der König Manteuffel an die Spitze der Geschäfte berief, und nun mußte dies Preußen des großen Friedrich, mußten diese Löwenkämpfer der Befreiungskriege die Schmach von Olmütz erleben! Wie trug Manteuffel durch seine Sendung am 27. bis zum 29. November 1850 nur allzu sehr dazu bei, den ersten Teil jenes althabsburgischen Programms zu verwirklichen, welches da lautete: avilir la Prusse, puis la démolir! Preußen trat von seiner deutschen Politik zurück, es lieferte Schleswig-Holstein, um dessen Rechte das Blut seiner Söhne geflossen, im Verein mit Österreich an Dänemark aus und sah der Vergewaltigung Kurhessens thatenlos zu. Der 30. Mai 1851 rief den Bundestag wieder ins Leben und bekräftigte dergestalt gleichsam die Demütigung. Schwer lastete auf dem Prinzen von Preußen solche Schändung von Preußens Ehre, und als während des Krimkrieges den Patrioten die Zeitlage günstig erschien, durch eine thatkräftige Aktionspolitik die Stellung wiederzuerreichen, die Preußen im Bunde verloren hatte, soll einst, da diese Politik nicht befolgt ward, der Prinz seinem königlichen Bruder erregt seinen Degen zurückgegeben haben. In seiner Zurückgezogenheit in Koblenz war er Verdächtigungen ausgesetzt, und seine Gegner wußten durch Argwohn diesen

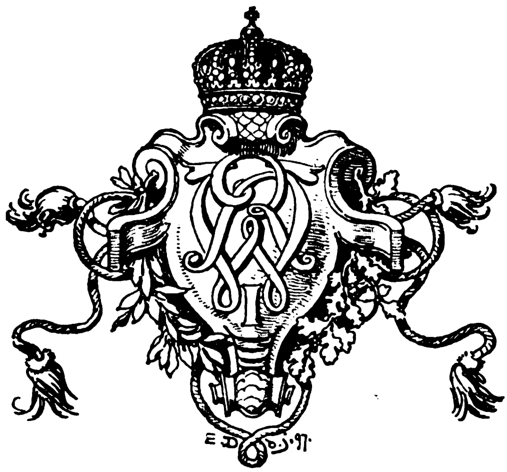
edlen deutschen Mann zu erniedrigen. Das Jahr 1857 brachte mit der Erkrankung des Königs die Stellvertretung, und die unheilbare Geisteskrankheit des Königs im Oktober 1858 die Regentschaft des Prinzen. Das Ministerium Manteuffel ward durch das Ministerium Hohenzollern ersetzt und die Aufgaben der neuen Regierung in einer Ansprache des Regenten an das Staatsministerium entwickelt. Mit vollem Freimut und fest in seiner Treue zur Verfassung legte dieses Programm der Nation die Ziele der Regierung vor, und schon betonte der Wille des Herrschers die Notwendigkeit eines starken und allzeit schlagfertigen Heeres, das, wenn es gelte, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen könne. Die europäische und deutsche Aufgabe Preußens ward von dem Regenten alsbald ins Auge gefaßt, und die Mobilisierung eines Teiles der Armee nach der Schlacht bei Magenta konnte den Regenten nur in der schon längst durch Beobachtung gewonnenen Anschauung befestigen, es bedürfe das Heer durch die Verjüngung der Formen einer neuen Lebenskraft. Damit begann er das Werk der Armeereorganisation, das als das „eigenste Werk des Königs" der Nation die Waffen zur Erringung ihrer politischen Einheit liefern sollte. Seit dem 2. Januar 1861 König von Preußen, sprach König Wilhelm es aus, wie es nicht Preußens Bestimmung sei, dem Genusse der erworbenen Güter zu leben, wie vielmehr in der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit und in der Stärkung seiner Wehrkraft die Bedingungen seiner Macht gelegen seien. Die Krönung in Königsberg sollte, bei der veränderten Verfassung des Königreichs, von neuem Zeugnis ablegen für die unvergänglichen Rechte der Krone, und sie sollte zugleich das Band zwischen Krone und Volk befestigen. Um die Heeresorganisation und deren Durchführung erhob sich nun der Konflikt mit der Kammer der Abgeordneten, es entstanden jene Mißverständnisse zwischen Krone und Volksvertretung, die durch die budgetlose Regierung, wie sie das Ministerium Bismarck durchführte, mehr und mehr sich zuspitzten. Die politische Lage war so schwierig, daß die Regierung, ohne ihre deutschen Pläne zu gefährden, der Kammer gegenüber nicht rückhaltlos hervorzutreten wagen durfte. Wieder mußte König Wilhelm den Wünschen seines Herzens entgegen zu seinem Volke in ein Verhältnis treten, in dem sein Wille für die Zukunft Preußens und Deutschlands einer argen Verkennung preisgegeben ward — und wieder nahm er dieses Ungemach willig auf sich, sah er doch von seiner höheren Warte die kommenden Dinge eher und klarer, als den Regierten dies zu erkennen gelang. Und wunderbar bewährte sich die geniale Staatskunst seines Kanzlers; denn alle die materielle Wohlfahrt des Landes fördernden Bestrebungen, wie namentlich der Handelsvertrag mit Frankreich, ein politisches Musterwerk, fanden die begeisterte Zustimmung der Volksvertretung, während diese in der Frage der Heeresreform der Regierung dauernd entgegentrat und auf der Wiederherstellung des Verfassungsrechtes bestand. Doch bald fand die Regierung in Preußen Gelegenheit, ihren deutschen Plänen näherzutreten, als Dänemark, auf die Ohnmacht des Deutschen Bundes vertrauend, nach dem Tode König Friedrichs VII. am 15. November 1863, sich anschickte, die Elbherzogtümer gegen ihr gutes Recht dem dänischen Gesamtstaate einzuverleiben. Der kurze, siegreiche Feldzug des Jahres 1864, der die preußischen Fahnen im Bunde mit Österreichs Doppeladlern nach den Wällen von Düppel und nach Alsen führte, bewies, daß in Preußen nunmehr der zielbewußte Wille lebendig war, für Deutschland zu fechten. Und dieser Bundeskrieg muß schon darum als das vielleicht größeste diplomatische Meisterstück Bismarcks angesehen werden, weil es ihm gelungen war, Österreich, das keine Interessen an Nordsee und Ostsee hatte, zur Waffenbrüderschaft zu gewinnen, obgleich man erst im Sommer 1863 von Wien her versucht hatte, Preußen auf die Position eines deutschen Mittelstaates herabzuwürdigen. Die Bestrebungen eines deutschen Fürstentages zu Frankfurt am Main mußten an dem entschiedenen Widerstand König Wilhelms scheitern, der sich seiner Pflicht gegen sein Volk bewußt war und den Nachfolgern eines Metternich und Schwarzenberg ihre Pläne kreuzte. Jedoch der Mitbesitz Öster-

reichs an den Elbherzogtümern sowie die von Preußen vorgeschlagene Neuordnung der deutschen Bundesverfassung mit der Einführung parlamentarischer Institutionen führte zum feindlichen Zusammenstoße Preußens mit Österreich und mit seinen Gegnern am Bunde. Mit schwerem Herzen zog König Wilhelm das Schwert zu einem Kriege, den er als einen Bruderkrieg empfand, allein der Ruf nach der „Erniedrigung Preußens“, welcher aus dem Lager der Feinde erscholl, ließ ihm keine Wahl; wie konnte Preußens König es zulassen, wenn der Staat des Großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Befreiungskriegen hervorgegangen, herabgewürdigt werden sollte! „Wir müssen fechten um unsere Existenz, wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen,“ rief er seinem Volke zu, das dem Feinde gegenüber einig und stark sich um die alten Banner scharte. Und hier erwies sich die glückliche Voraussicht des königlichen Staatsmannes und Feldherrn, entgegen dem Geschicke seines Bruders, der gute Kräfte in fruchtloser Mühe und an ungeeigneter Stelle stets hatte verderben lassen; seine glückliche Menschenkenntnis wie seine Gabe, den rechten Mann stets an die rechte Stelle zu setzen und ihn dann möglichst frei schalten zu lassen in seinem Fache, ohne ihm Übergriffe je zu gestatten. Waren der eiserne Kanzler und Graf Roon des Königs Ratgeber geworden, so hatte eine Arbeit über die „Befestigung von Kopenhagen“ schon früh die Aufmerksamkeit des Soldaten auf den Lieutenant von Moltke gelenkt, und dieser hochbegabte Denker trat nunmehr auf den Plan, um mit seinem strategischen Genie Kriegsthaten zu leiten, wie sie in aller Geschichte beispiellos erscheinen. Auf den Höhen um Sadowa ward sie geschlagen, die Schlacht von Pharsalus gegen das Haus Österreich, und in einem kurzen Feldzuge offenbarte dies Preußen der erstaunten Welt seine Kraft. Mit weiser Mäßigung bot König Wilhelm die Hand zum Prager Frieden; die Annexionen von Hannover und Hessen-Nassau, eine notwendige Konsequenz der gesamten Entwickelung unseres Vaterlandes zum Einheitsstaate, die Gründung des Norddeutschen Bundes wie die Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten hoben den König und seinen großen Kanzler schnell auf die Höhen weltgeschichtlichen Ruhmes. Ohne des Sieges allzu sehr zu frohlocken, beugte sich das Gemüt des Königs, der nunmehr fast das siebzigste Lebensjahr erreicht hatte und ein reiches Leben überblickte, demütig vor der gnädigen Führung der Vorsehung. Wie schwellte Freude darüber sein Herz, daß sein edler Sohn seinen vollen Anteil hatte an dem Ruhm und Erfolge der preußischen Staatskunst. Das friedliebende Herz des Königs gab selbst in der 1867 durch Napoleon aufgeworfenen Luxemburger Frage nach und bewies damit eine Hochherzigkeit, der, wie allem Edlen in der Welt, schlecht gedankt werden sollte. Doch schnell drängten die Dinge zur Entscheidung. Hatte noch die Thronrede bei Eröffnung des Norddeutschen Reichstages die Zuversicht auf eine friedliche Entwickelung ausgesprochen, so ließen die Emser Vorgänge und die Sprache der französischen Kammern im Sommer 1870 bald jeden Zweifel an der friedlichen Weiterentwickelung des Norddeutschen Bundes schwinden. Unvergessen wird die einmütige Erhebung des deutschen Volkes sein, unvergessen alle jene heldenhaften Paladine, die sich um Preußens König scharten. Es galt, die Freiheit und das Recht Deutschlands gegen fremde Gewaltthat zu wahren, und dies that Deutschland allein. Weißenburg, Wörth, Metz, Sedan, Paris, wie leben die Erinnerungen an diese Namen unaustilgbar in jeder deutschen Seele! Im Spiegelsaale des vierzehnten Ludwig, gegen den, einem Ausspruch Moltkes gemäß, nach Sedan noch der Krieg geführt wurde, erstand in Kaiser Wilhelm der erste Deutsche Kaiser, und sein Gelöbnis, ein Mehrer des Reiches zu sein, „nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens“, entquoll seinem liebevollen Herzen. Er hat dies Gelöbnis seinem Volke gewahrt in den siebzehn Friedensjahren, die zu schauen ihm noch vergönnt waren. Im Inneren tobte nach der Begründung des Reichs gar bald ein wilder Kampf mit der Kurie, und selbst feiger Mord wagte sich zweimal an das ehrwürdige kaiserliche Haupt. Mit hoher Freude förderte Kaiser Wilhelm die Wohl-

fahrt des jungen Reiches und sah den Erfolg seiner unablässigen, aufopfernden Arbeit. Er zuerst hat es unternommen, ein Unterfangen, dessen Ausführung ehedem für unmöglich galt, den Elenden, den Armen in ihrer Not durch staatlichen Schutz und staatliche Fürsorge ihr Los zu erleichtern, soweit die Arbeit einer Generation hierfür etwas zu leisten vermag, und Deutschlands socialpolitische Gesetzgebung wird heute von anderen Kulturstaaten nachgebildet. Allein kein menschliches Glück ist vollkommen: die letzten Lebensmonate des Kaisers wurden durch das Siechtum seines Sohnes schwer verdüstert.

Aus einem höheren historischen Zusammenhange wird Kaiser Wilhelm I. späteren Geschlechtern als der Fürst erscheinen, der die Geschicke Deutschlands nach jahrhundertelanger Wirrnis in gewaltigen Schlüssen erfüllt hat. Der einköpfige schwarze Adler der Staufer, den einst Kaiser Friedrich II. seinem Hermann von Salza für das Schild seines Ritterordens schenkte, und der den deutschen Heeren auf ihren Kriegsfahrten wider die Heiden voranwehte, dann vor dem slavischen Anprall und dem Verrat im eigenen Lager am Tannenberger Tage schimpflich in den Kot sank, er erhob sich zu neuem Fluge, da wieder ein Herrengeschlecht aus schwäbischem Stamm inmitten der Greuel eines verspäteten Religionskrieges in seinem großen Sohne unserem Volke die Bahn brach zu neuem staatlichem Leben. Auf den Schlachtfeldern des großen Friedrich und des Befreiungskrieges hatte dies Preußen sich zum deutschen Staate emporgehoben, und nur im Ringen mit denselben Feinden konnte in heißem Mühen die ersehnte Frucht des deutschen Einheitsstaates reifen. Diesen durch die Geschichte seinem Staate vorgezeichneten Weg hat Kaiser Wilhelm mit hellem Bewußtsein beschritten, und wie er selbst dreier Generationen Streben mit durchlebte, so hat er die drei Perioden preußischen Waffenruhms aufs neue sieggekrönt durchmessen, den alten einköpfigen Kaiseraar zum Wahrzeichen des Deutschen Reiches von neuem erhoben und dadurch ein neues Gleichgewicht der Mächte begründet. Wie unser Deutsches Reich ein ewiges Gedächtnis ist an Kaiser Wilhelms Sieg, so mögen uns des Dichters Worte allezeit die Richtung unseres nationalen Thuns in der Seele lebendig erhalten:

Wißt Ihr's, begreift Ihr ganz, was Ihr gewonnen?
Das Herz Europas schlägt hinfort am Rhein.
Der Eurem Blut entspringt, der Jugendbronnen
Verjüngt des Weltalls alterndes Gebein.
Und wo ein Hader dräuend sich entsponnen —
Schiedsrichter wird der deutsche Wille sein.





Herrenmoral.

Novelle

von

Ernst Wichert.

I.

Wer die mit dem kostbarsten und geschmackvollsten Luxus ausgestatteten Gesellschaftsräume in der großen, durch einen geräumigen Vorgarten von der Straße getrennten Villa der Gräfin Isolde Czorski-Marchenfeld durchschritt, konnte nicht zweifeln, sich bei einer sehr reichen Dame zu befinden. Jetzt, schon gegen Ende Juni, waren freilich die hohen Fenster bis auf die eines reizenden Empfangssalons verhängt, die Teppiche aufgerollt und die Kronleuchter mit Gaze umhüllt; in den Wintermonaten bewegte sich hier aber allwöchentlich eine auserlesene Schar von Gästen, meist der hohen Aristokratie und dem Offizierstande angehörig, aber doch nicht auf diese Kreise beschränkt. Auch angesehene Künstler und Künstlerinnen fanden Zutritt und wurden sogar von der liebenswürdigen Wirtin, die selbst in allen Künsten wenigstens eine beachtenswerte Dilettantin war, mitunter recht auffallend ausgezeichnet. Man sollte sich bei ihr nicht in der gewöhnlichen Gesellschaft fühlen und für Genüsse dankbar sein, die sonst nur die Salons der bekannten Finanzgrößen zu bieten pflegten.

Man wußte, daß das Vermögen der Gräfin nach vielen Millionen zählte. Es waren da eigentlich zwei mächtige Vermögen in einer Hand vereinigt worden. Ihr Vater, der Graf Marchenfeld, einer der angesehensten Großgrundbesitzer Schlesiens, hatte in nicht mehr jungen Jahren eine polnische Gräfin Czorski geheiratet, die infolge von unerwarteten Todesfällen alleinige Erbin eines ungeheuren Familienbesitzes geworden war, während sie bis dahin in fast kümmerlichen Verhältnissen bei Verwandten in Preußen gelebt hatte. Das einzige Kind dieser übrigens wenig glücklichen Ehe war Isolde, die nach testamentarischer Bestimmung ihrer Mutter auch deren Familiennamen und Wappen zu führen und auf ihre Nachkommenschaft zu übertragen hatte. Herzleidend und nervenkrank, war sie früh verstorben, aber auch der Vater hatte die Großjährigkeit der einzigen Tochter nicht mehr erlebt. Durch die eingesetzten Vormünder war für die Ordnung der Vermögensverhältnisse aufs beste gesorgt worden, so daß die Fortführung der Verwaltung keine besondere Schwierigkeit

verursachte, wenn schon immerhin für eine junge Dame keine ganz leichte Aufgabe blieb.

Gräfin Isolde war früh selbständig geworden. Man rühmte ihre ganz eigentümliche Schönheit. Sie hatte zu dem hohen und schlanken Wuchs ihres Vaters, eines einst von der Damenwelt viel gefeierten Reiteroffiziers, dessen edle Gesichtszüge, dazu aber von der Mutter die dunkelglühenden Augen und das schwarze Haar geerbt. Schön und reich zugleich, konnte sie schon in jugendlichsten Jahren keinen Mangel an Bewerbern aus den bevorzugtesten Klassen der Gesellschaft haben. Aber erst vielleicht allzu wählerisch und dann mit unbegreiflichem Eigensinn hatte sie alle Anträge abgewiesen und nun kürzlich schon unvermählt den dreißigsten Geburtstag gefeiert. Es gewann den Anschein, als habe sie sich vorgenommen, überhaupt nicht in den Stand der heiligen Ehe zu treten, wie wenig man sie auch männerscheu nennen konnte. Machten auch die Huldigungen der Herren auf sie offenbar wenig Eindruck, so entzog sie sich ihnen doch keineswegs, und die freie Form des Umgangs, die sie liebte, begünstigte eher eine Annäherung. So manchem hatten ihre Feueraugen es wirklich angethan, wenn auch sicher unabsichtlich, denn kokettes Wesen war ihr ganz fremd. Auch jüngere und ältere Männer, die sich von ihrer geistvollen Unterhaltung, ihren reichen Kenntnissen und ihren künstlerischen Leistungen in der Musik und Malerei aufrichtig entzückt zeigten, fanden nicht mehr Gnade, wenn sie den letzten Schritt wagten. Gräfin Isolde bewahrte sich ihre Freiheit und schien gar nicht zu bedenken, daß es ihr von Jahr zu Jahr schwerer werden müßte, eine befriedigende Wahl zu treffen.

Man gewöhnte sich sogar daran, daß sie wie eine verheiratete Frau ein Haus machte, und verkehrte darin so ungezwungen, als ob die Frage, welche Rücksichten eine alleinstehende noch immer junge Dame zu nehmen habe, in diesem Falle aufzuwerfen närrisch wäre. Allerdings stand der Gräfin eine ältere Gesellschaftsdame, die verwitwete Frau Major Leopoldine von Simmen, zur Seite, aber mehr als eine bei dem großen Hauswesen unentbehrliche Gehilfin und mütterliche Freundin, als in der Eigenschaft einer für alles Schickliche verantwortlichen Aufsichtsdame. Sie war freilich nicht nur die Generalintendantin einer reichen Herrschaft, sondern deren auf völlig gleichem Fuße behandelte Hausgenossin, aber man wäre doch weit fehlgegangen, wenn man sie für die eigentliche Repräsentantin, auch nur im förmlichsten Sinne, hätte nehmen wollen. Die Gräfin selbst war in allem der Mittelpunkt, von dem die Leitung ausging und der Ton angegeben wurde. Sie gestattete sich denn auch außer dem Hause jede Freiheit, die eine selbständige, sich allein Rechenschaft schuldige Frau zu beanspruchen pflegt, und gab jedenfalls nicht zu der Meinung Anlaß, daß sie die Begleitung der Frau von Simmen nötig zu haben glaube, wenn diese nicht zugleich selbst gesellschaftlichen Pflichten genüge.

Es war auch in ihren aristokratischen Kreisen kein Geheimnis, daß die Gräfin sich mit Eifer der modernen Frauenbewegung annahm. Man urteilte darüber nicht ganz beifällig. Es würde sehr dankenswert erschienen sein, wenn sie ihre reichen Mittel zur Besserung des Loses der unversorgt gebliebenen Töchter höherer Stände zur Verfügung gestellt und Vereine oder Institute unterstützt hätte, die hier wohlthätig einzugreifen bestimmt waren. Dieser Mildherzigkeit sollte natürlich der „christliche Charakter“ gewahrt bleiben und die Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der nächsten in Frage kommenden Familien nicht fehlen. Daß da überall von „ethischen Grundsätzen“ ausgegangen und ohne jedes Ansehen der Person und der Lebensgewohnheiten den Tüchtigsten und Begabtesten des weiblichen Geschlechts die Gelegenheit zur Vorbereitung auf selbständige Erwerbsthätigkeit beschafft werden sollte, schien freilich eine stark demokratisch gefärbte Forderung, die auch aus heidnischer Gesinnung hervorgehen konnte. Man wußte, daß die Gräfin sehr enge Beziehungen zu einer vielgenannten Dame unterhielt, die mit großem Geschick und ungewöhnlicher Beredsamkeit gerade von diesem Gesichtspunkte aus die Frauenfrage in Fluß gebracht und bereits ein Frauengymnasium begründet hatte. Sie stand sogar im Verdacht, für deren Blatt Artikel geschrieben zu haben, die jedenfalls ihre oft ohne jeden Rückhalt ausge-

sprochenen Ansichten sehr deutlich und unverkennbar wiederspiegelten. „Es ist ein schweres Leiden,“ konnte man sie sagen hören, „daß die Töchter der oberen Stände, der Offiziere und höheren Beamten, fast ausschließlich nur für die Ehe erzogen werden, die doch gerade für sie mehr und mehr aufhört, ein irgend wahrscheinliches Lebensereignis zu sein. Steht schon statistisch fest, daß das weibliche Geschlecht das männliche in Deutschland um mehr als eine Million übersteigt und daß ein großer Prozentsatz aller weiblichen Wesen unverheiratet bleibt, so würde das Verhältnis noch viel erschreckender erscheinen, wenn man es lediglich für die oberen Stände ausmittelte und feststellen könnte. Die Ehe gilt hier, wenn nicht schon ungewöhnliche Schönheit und recht erhebliches Vermögen einwirkt, geradezu für einen Glücksfall. Und da haben nun die meisten jungen Damen in den höheren Töchterschulen und zu Hause nur ungefähr so viel gelernt, als sie brauchen werden, einem in der Gesellschaft angesehenen Manne würdig zur Seite zu stehen. Verdienen können sie damit nichts, wenn diese Hoffnung fehlschlägt. Die Vorstellung des Verdienenmüssens geht ihnen schon gegen die Ehre. Darum später so oft der widerwärtige und menschenunwürdige Bettel um Unterstützungen, die hochmütig als ein Tribut gefordert und nie gedankt werden, weil sie nie ausreichend sein können. Und jener Glücksfall! — was bedeutet er so vielen in Wirklichkeit? Es wird unbedacht zugegriffen, eine ernste Prüfung selten angestellt. Ist der Mann im stande, eine Familie zu ernähren? Das ist fast immer die einzige Frage, und auch sie wird noch oft genug recht leichtsinnig beantwortet. Um die sittlichen Eigenschaften des Herrn der Schöpfung kümmert man sich kaum, über seine Vergangenheit deckt man den Mantel der Liebe: die Ehe werde ihn schon vernünftig machen. Zu spät erkennt das Weib seine Entwürdigung, und dann folgt das unsägliche Elend in den Familien, das in so vielen Fällen selbst den Mut verliert, sich den nächsten Freunden zu offenbaren. Schein, alles Schein! Es werden Tugenden groß gezogen, die eher Verbrechen an der Menschheit genannt werden könnten, ihre Oberin die Lüge. Und die Mütter sind nicht einmal durch Erfahrung klug geworden: ihren Töchtern dasselbe Schicksal zu bereiten, ist ihr eifrigstes Bemühen. Nur die Erziehung zur Selbständigkeit kann helfen!“

Solche Reden gefielen nicht. Man hatte es da mit einem „starken Geist“ zu thun, der allzu dreist und unverhüllt die Wahrheit sagte. Man suchte den peinlichen Eindruck fortzulächeln. Was wisse die Gräfin von diesen Dingen? Sie spreche doch nur in dem leidenschaftlichen Eifer, ungewöhnlich zu erscheinen, gelehrig nach, was in gewissen recht bedenklichen Büchern stehe. Sie lese mit Vorliebe Romane der neuesten Richtung und vertiefe sich in philosophische Abhandlungen, deren Verfasser in geistreichelnder Manier naturwissenschaftliche oder sociale Probleme als ideale Wahrheiten nachzuweisen, wenn nicht gar eine Umwertung alles bis dahin für wahr und heilig Gehaltenen vorzunehmen bemüht seien. Dergleichen Lektüre übe einen pikanten Reiz auf Persönlichkeiten wie die der Gräfin, aber ihre gesunde Natur werde leicht die Krankheitskeime wieder ausstoßen, die einer schwächlicheren gefährlich werden könnten. Wenn sie nur endlich unter die Haube käme!

Da waren nun in jüngster Zeit zwei Thatsachen in die Erscheinung getreten, mit denen zu rechnen für eine ganz interessante Beschäftigung galt. Die eine datierte mit ihren Anfängen freilich schon in den vorigen Sommer zurück. Gräfin Isolde hatte damals gelegentlich eines längeren Aufenthalts in den Alpen in einem der schönsten Thäler des schönen Berglandes ein auf steiler Höhe gelegenes, schon stark ruinenhaftes Schloß mit altem Wartturm angekauft und dessen schleunigen Ausbau anbefohlen. Das hätte nun die ganz liebenswürdige Laune einer vielfachen Millionärin sein können, die sich einen reizenden Sommersitz schaffen wollte, und so fehlte es ihr denn nicht an dem begeisterten Lobe derer, die hoffen durften, dort einmal ihre Gäste sein zu können. Man wurde freilich ein wenig stutzig, als man erfuhr, um einen wie großen Gesamtumfang der alten Baulichkeiten es sich handele, und daß zugleich ein großer Besitz an anderen Wiesen und Wäldern in der Nachbarschaft für eine sehr namhafte Summe erworben sei. Ein schweres Kopfschütteln blieb eben

nicht aus, als die Gräfin dann davon sprach, sie beabsichtige dort in gesundester Bergluft eine große Erziehungsanstalt für junge Mädchen zu gründen und sie mit allen erforderlichen Mitteln auszustatten. Es sollten ihr aus allen Schulen die fähigsten bezeichnet werden, die sie dann ohne Unterschied des Standes und der Konfession mit Bewilligung der Eltern und Vormünder in Schloß Hoheneck aufnehmen und völlig unentgeltlich ihren Anlagen gemäß unterrichten und erziehen lassen wolle. Für die besten Lehrer werde gesorgt sein; sogar das Reifezeugnis für die Universität solle erlangt werden können. Dann werde sich in einer Reihe von Jahren zeigen, ob das alte Vorurteil, das weibliche Geschlecht sei in geistiger Beziehung minderwertig, sich noch länger halten lasse. Alle Versuche in kleinerem Maßstabe könnten keinen ausreichenden Beweis geben. Wer Schloß Hoheneck nach seiner Lehrzeit verlasse, solle in den Stand gesetzt sein, in der einen oder anderen Weise sich selbständig seinen Lebensunterhalt zu erwerben, und nicht nötig haben, eine Heirat einzugehen, die nicht auf der Grundlage voller Gleichberechtigung und wirklicher Herzensneigung geschlossen werde. Was aber die Verwunderung auf den Höhepunkt steigerte: die Gräfin wollte selbst die oberste Leitung dieses merkwürdigen Instituts übernehmen, sich ganz „aus der Welt“ zurückziehen, um fortan in Schloß Hoheneck zu residieren und sich's zur Lebensaufgabe zu machen, ihren großartigen Plan durchzuführen. Daß sie unvermählt bleiben würde, verstand sich unter solchen Umständen natürlich von selbst. Sie hatte auch sofort einen Baumeister angenommen und ihm alle erforderlichen Arbeitskräfte zur Verfügung gestellt. Der Umbau war schon im Spätsommer begonnen. Dieses Ereignis hatte dann im letzten Winter den unerschöpflichsten Gesprächsstoff hergegeben. Welche unglaubliche Marotte!

Die zweite Thatsache war ganz anderer Art, aber kaum weniger aufregend für die Gesellschaft. Zum erstenmal durfte mit einem gewissen Maß von Berechtigung behauptet werden, daß es einem Manne gelungen sei, die Aufmerksamkeit der Gräfin in anderer als der ihr sonst eigenen Weise zu erregen. Bestimmte Schlüsse wagte man nicht daraus zu ziehen, zumal immer wieder abgeleitet durch den Hinweis auf das Wohlthätigkeitsunternehmen; aber daß man nicht irrte, wenn man die Gräfin diesmal wärmer beteiligt glaubte, nahm man als gewiß an, und die Hoffnung, daß hier vielleicht noch in letzter Stunde das Herz Einspruch gegen den selbstmörderischen Plan eines Rückzuges in die Bergeinsamkeit erheben könne, schien wenigstens nicht ganz eitel. Was zu ihrer Stärkung gethan werden konnte, geschah allseitig mit geschäftigem Eifer, wenn auch mit kluger Vorsicht.

Der offenbar Bevorzugte war der Freiherr Detlef von Rippen, aus alter schwedischer Familie, die mit Vorpommern preußisch geworden war, Rittmeister bei den Garde-Ulanen, mehrere Jahre lang den Gesandtschaften in Madrid, Lissabon und Petersburg attachiert gewesen und im Spätherbst wieder zu seinem Regiment zurückgekehrt, um vor der Ernennung zum Major noch eine Zeit lang praktischen Dienst zu thun. Er zeichnete sich durch seine stattliche, schlanke Figur und einen blonden Schnurrbart von erstaunlicher Fülle und Länge, tiefblaue und dabei feurige Augen, dazu eine Hautfarbe wie von altem Elfenbein aus. Die ungemein zierliche, geradlinige und an der Spitze scharf abgekantete Nase erschien selbst über dem buschigen Schnurrbart nicht zu klein, der zu beiden Seiten aufstrebte und den vollen mit zwei Reihen blendend weißer Zähne ausgestatteten Mund freiließ. Das kräftige Kinn wulstete sich ein wenig unter der Lippe, ging aber nicht zu fleischig in die Breite. Immerhin gab es dem Gesicht den Charakter sinnlicher Energie, den mitunter ein lüsternes Zucken der Augwinkel verstärkte. Die Damen sprachen allgemein von ihm als dem „schönen Rittmeister“, und zwar ganz ohne spöttische Betonung; daß er sich zu auffällig selbst für den schönen Mann hielt, konnte ihm eigentlich nicht nachgesagt werden. Seinen kräftigen Schnurrbart erklärte er, wenn er geneckt wurde, für eine Naturgabe, zu der er so wenig habe beitragen können als zum Blau seiner Augen. Eitel schien er eher auf sein Trakehner Viergespann und auf seine beiden Doggen zu sein, die das hochräderige, von ihm selbst kutschierte Gefährt zu begleiten pflegten. Es

war aber auch ganz unmöglich, den Blick abzuwenden, wenn der Freiherr, in seiner kleidsamen Uniform und in elegantester Haltung die Zügel führend, die vier zierlichen, genau zueinander passenden Rappen durch die Straßen der Stadt und des Tiergartens traben ließ. Der berühmte Direktor des Cirkus Ganelli hätte die feurigen Tiere nicht besser einfahren können, ein Lob, welches, noch so oft wiederholt, dem Freiherrn schmeichelte. Übrigens hatte er auch in der Dressur der Doggen sehr Bemerkenswertes geleistet. Daß er ein ebenso ausdauernder als im gegebenen Fall auch wagehalsiger Reiter sei, wurde nur nebenbei erwähnt. Er liebte die ganz feinen Diners, bei denen jeder Gang als eine Seltenheit gelten konnte, stand in dem Ruf, eine unfehlbare Zunge für kostbare alte Weine zu besitzen, und legte Gewicht darauf, seine Gäste mit einer ausgesucht feinen Cigarre und einem Glase „unvernünftig teuren“ Cognak zu bewirten. Im Klub beteiligte er sich gern bei hohem Spiel, obgleich er öfter verlor als gewann. Im Ballsaal zeichnete er sich noch immer als flotter Tänzer aus, obschon er die Vierzig überschritten hatte. „Bei den Leuten“ — um auch das nicht unbemerkt zu lassen — war er gefürchtet, aber doch beliebt. Sie sagten: er schimpft und haut zwar, aber er meint's nicht so schlimm und trägt nichts nach. Er hatte für sie bei allem Sichgehenlassen jenes selbstverständlich Weitabstehende, das ihnen immer Respekt einflößt. Selbst Brutalität wird da nicht übel genommen, wenn sie sich humoristisch aufspielt. Der Rittmeister verstand es, einen „dummen Kerl“ so spaßig mit der Reitpeitsche zu kitzeln, daß die ganze Schwadron ihre Freude daran hatte; und wenn er ihm hinterher versicherte, daß er „doch noch“ einen Menschen aus ihm machen werde, so verbiß der Rekrut Schmerz und Ärger und meinte, dem gnädigen Herrn wirklich noch Dank schuldig zu sein. Gesetzliche Vorschriften über die Behandlung der Leute waren für ihn gar nicht vorhanden. Das sei für Vorgesetzte, die kein angeborenes Taktgefühl hätten, sagte er; man müsse „seiner Natur gemäß“ verfahren und es im übrigen darauf ankommen lassen.

Er hatte auch sonst merkwürdige Lebensregeln und pflegte sie gelegentlich wie moralische Wahlsprüche in kurze Sätze zusammenzufassen. „Ich bin ich“ — „man kann Champagner trinken und doch kein schlechter Mensch sein“ — „was jeder bezahlen kann, das darf er verzehren“ — „man muß immer das Ganze im Auge haben“ — „zu mehr ist niemand verpflichtet, als sich unter Umständen totzuschießen.“ Er war weit entfernt von der Renommisterei mit Cynismen. Seine Handlungsweise hatte etwas Selbstherrliches, um das Urteil der Welt Unbekümmertes, und es geschah nur zur Würze der Unterhaltung, wenn er seine „Grundsätze“ zum besten gab. „Glauben Sie mir's, meine Herren, der Stärkste behält immer recht, und es bleibt jeder Erfahrung völlig unberechenbar, wie schwach die Weiber sein können.“

Er hatte schon als junger Offizier sein väterliches Vermögen mit leichtfertigen Kameraden und gefälligen Balletttänzerinnen so sorglos durchgebracht, als habe die Zukunft für ihn gar keine Bedeutung, und dann, als er schon tief in Schulden steckte, das Glück gehabt, bei dem unerwarteten Aussterben eines älteren Zweiges der Familie in Schweden eine große Erbschaft zu machen, die ihn jeder Verlegenheit entriß und wieder in den Stand setzte, als Grand-Seigneur leben zu können. Die Nachricht war ihm leider erst wenige Tage nach seiner Verlobung mit einer schönen Jüdin, der Tochter eines reichen Banquiers, zugegangen. Er hob sie, zu großer Befriedigung seiner Standesgenossen, sofort auf. Die Folge war ein vielbesprochenes Duell mit einem Vetter, der sich als Reservelieutenant für verpflichtet hielt, den seiner Cousine angethanen Schimpf blutig zu rächen. Der Freiherr hatte in die Luft geschossen und eine Kugel in die rechte Schulter erhalten. Damit war der Ehre mehr als genug gethan. Später wurde ein Verhältnis mit der Frau eines Obersten der Anlaß zu einem anderen Duell, bei dem er weniger rücksichtsvoll verfuhr und den Gegner niederschoß, der ihn freilich im Klub schwer beleidigt hatte. Man sagte, daß die Hauptschuld bei dem ganzen Handel die verliebte Dame träfe, welche die Unvorsichtigkeit des Freiherrn geradezu herausgefordert habe, um zu einem Konflikt zu treiben, der sie ans Ziel ihrer Wünsche bringen könnte,

und nahm es ihm nicht sonderlich übel, daß er nach Verbüßung einer diesmal nicht ganz kurzen Festungshaft keine Anstalten traf, der jungen Witwe gerecht zu werden. Es blieb dieses Liebesabenteuer nicht das einzige, das lebhaft von der Gesellschaft besprochen wurde. Der „schöne Rittmeister“ war ein sehr gefährlicher Kamerad und Hausfreund. Endlich schien es oben doch angeraten, ihn für einige Zeit vom Schauplatz seiner Siege zu entfernen, und so wurde er mit einem Auftrage zur Gesandtschaft nach Madrid geschickt und dann auch weiter im Auslande, natürlich in ehrenvollster Stellung, festgehalten. Was dort geschah, entzog sich der Beobachtung. Jetzt nach seiner Rückkehr wurde von jenen bekannten Dingen kaum noch gesprochen. Man zischelte sich in die Ohren, daß bei seiner Rückberufung von Petersburg wieder eine Dame, man nannte eine Prinzessin, die wirkende Ursache gewesen sei, mußte sich aber auf Vermutungen beschränken, da der Fall nach Möglichkeit geheim gehalten war. „Der schöne Rittmeister“ wurde dem weiblichen Teil der Gesellschaft natürlich um so interessanter. Es sei endlich für ihn Zeit zu heiraten, damit er „solide“ werde; darüber war nur eine Stimme, aber die Meinungen gingen allemal weit auseinander, wenn man für ihn eine Wahl zu treffen unternahm. Was für ein weibliches Wesen mußte das sein, dem diese schwierige Aufgabe gelingen könnte!

Im Hause der Gräfin Czorski-Marchenfeld hatte der Freiherr schon vor Weihnachten seine Visite abgestattet. Er war dort vor Jahren eingeführt gewesen, aber vielleicht nicht ganz nach Wunsch beachtet worden oder rasch zu der Einsicht gekommen, daß er sich bei der geistvollen, damals noch so viel jüngeren Dame trotz seiner blauen Augen und seines blonden Schnurrbarts keine Rechnung auf Erfolg versprechen könne. Vielleicht spielte er nicht nur den Gleichgültigen. Jedenfalls zogen ihn damals die verheirateten Frauen mehr an. Auch jetzt erfüllte er anfangs eigentlich nur eine gesellschaftliche Pflicht. Aber schon bei der ersten Begegnung glaubte er dann zu entdecken, daß Gräfin Isolde ihn mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit ins Auge faßte, als hätte sie sich vergewissern wollen, ob er auch ihr gefährlich werden könne. Sie wurde dadurch für ihn selbst der Gegenstand sorgfältigerer Prüfung. Er wendete nun wirkliche Mühe auf, sich bei der als so spröde verschrienen, noch immer sehr reizenden Dame in das hellste Licht zu stellen. Es schien ihm unverhofft leicht zu gelingen. Gräfin Isolde mochte gerade jetzt, wo sie den Entschluß kundgegeben, aller Weltlust zu entsagen, sich sehr sicher fühlen oder zu guter Letzt beweisen wollen, daß auch die Strahlen dieser Sonne ihr kühles Blut nicht in raschere Wallung zu bringen vermöchten. Jedenfalls gestattete sie ihm unbedenklich alle die kleinen Galanterien, in denen er Meister war. Er wurde auch zu engeren Zirkeln zugezogen und durfte sich bald erlauben, jederzeit in der üblichen Empfangsstunde vorzusprechen, ohne eine Abweisung befürchten zu müssen.

Wie Isolde auch im Innersten über diese Bewerbung um ihre Gunst dachte, und wie spielend sie den Verdacht tieferer Beteiligung abzulenken suchte, es konnte doch dem flüchtigsten Beobachter nicht entgangen sein, daß der Verkehr mit dem Freiherrn von Rippen bei ihr ganz ungewohnte Formen annahm. Sie zeigte sich nun gerade wie eine andere junge Dame, der ein Herr mit Aussicht auf Erfolg den Hof macht. Wie er ihr in die Augen sah und wie er ihr die Hand küßte oder eine schöne Rose überreichte oder eine Schmeichelei sagte — bei jedem anderen würde sie das unverschämt dreist gefunden haben. Jetzt bewiesen ihre dankbaren Blicke und freundlichen Worte, daß ihr seine Huldigung wohlgefällig war. Man bemerkte bei ihr, sowie er eintrat, eine erhöhte Stimmung, die sich in nervöser Unruhe und gesteigerter Heiterkeit zu erkennen gab. Sie litt von seiner Seite eine Unterhaltung über Dinge, die ihr sonst nicht die mindeste Teilnahme eingeflößt hätten. So auffallend oft er sie zum Tanz aufforderte, sie folgte willig und schien in seinem Arm nicht müde zu werden. War er in der Nähe, so wurde sie zerstreut und setzte das Gespräch lässig fort. Sogar durch die Kunststücke seiner Doggen ließ sie sich amüsieren und streichelte ihnen die Köpfe. Mehr noch! Man war eines Tages nicht wenig verwundert, sie neben dem Rittmeister auf dem kecken Sitz seines eleganten Wägelchens thronen und

unter seiner Leitung die Zügel des Viergespannes führen zu sehen. Das war selbst für eine sehr emancipierte junge Dame eine höchst bedenkliche Nachgiebigkeit. Jede Stunde wurde die Verlobung erwartet.

Der Winter ging aber vorüber, ohne daß man gratulieren konnte. Und dann geschah ganz im stillen etwas, wovon nur Frau von Simmen wußte: der Freiherr hatte wirklich um Isoldes Hand angehalten und war nicht abgewiesen worden. Freilich auch nicht erhört, sondern vertröstet, aber doch nicht abgewiesen.

Selbst Frau von Simmen erfuhr kaum mehr als die nackte Thatsache und merkte erst aus der Unruhe ihres ganzen Wesens, wie unsicher Isolde sich fühlte, als sie zu ihrer größten Verwunderung um Rat gefragt wurde. „Aber Liebste," antwortete sie ganz erregt, „wie kann ich da raten — wie kann da irgend ein Mensch raten? Wenn du ihn liebst —"

„Aber davon ist ja nicht die Rede," fiel Isolde mit ungewohnter Heftigkeit ein. „Er will mich zu seiner Frau haben!"

„Nun ja — weil er dich liebt. Hat er dir das nicht gesagt?"

„Gewiß. Und er brauchte mir's kaum noch zu sagen. Aber das ist gleichgültig — auch ob ich — du hörst ja, er hat mich gefragt, ob ich seine Frau werden wolle. Und darauf habe ich eine Antwort zu geben."

Frau von Simmen sah ihr forschend in das erhitzte Gesicht. „Aber wie kannst du darauf eine Antwort geben," sagte sie mit verlegenem Lächeln, „wenn du dir nicht die Vorfrage beantwortest, ob du ihn liebst?"

Isolde krampfte die kleinen Hände zusammen. „Und wenn ich ihn liebe — ist dann seine Frage schon beantwortet?"

Frau von Simmen hatte sie nie so erregt gesehen. „Nein," entgegnete sie nach kurzem Bedenken, wie sie ihr Verhalten einrichten sollte, „nicht mit Notwendigkeit. Ich gebe zu —"

„Also!"

„Ich weiß nicht, ob ich dich verstehe. Nur das andere ist mir gewiß, daß du nie seine Frau werden wirst, wenn du ihn nicht liebst."

Die Gräfin warf stolz den Kopf auf, als hätte etwas so Selbstverständliches gar nicht geäußert werden sollen. „Aber wenn ich ihn liebe —?"

„Teuerste Isolde," sagte die Majorin wie beschwichtigend, „es kann nicht deine Absicht sein, mir Rätsel aufzugeben. Es pflegt ja doch der Welt Lauf zu sein —"

„Ja. Aber wir sind gezwungen, ihm zu folgen."

Frau von Simmen ahnte noch immer nicht, worauf sie steuerte. „Der Freiherr von Rippen ist ja wohl nicht das, was man eine Partie für die Gräfin Czorski-Marchenfeld nennen könnte," sagte sie ausholend, „der bereits Fürsten ihre Hand angeboten haben —"

„Ach das —!" unterbrach die Gräfin wieder in hastigem Ton. „Du wirst zugeben, daß er mit dem, was er ohne sein Verdienst in die Welt gebracht hat, eine ganz mögliche Partie ist."

„Das muß ich zugeben," bestätigte Frau von Simmen zögernd. „Er ist von sehr altem Adel, und viele seiner Vorfahren haben große Hof- und Staatsämter bekleidet. Sein Vater war, wie ich glaube, General in preußischem Dienst wie auch sein Großvater, der sogar in den Befreiungskriegen auf irgend einem Schlachtfelde Lorbeeren gepflückt hat."

„Also eine sehr achtbare Familie," bemerkte Isolde ungeduldig, „und mein gräfliches Wappen würde sich neben seinem freiherrlichen wohl sehen lassen können. Ja, ja, ja! Aber was ist das? Er selbst — Um ihn selbst handelt es sich."

Frau von Simmen drehte die Ringe auf ihren Fingern. „Ja — man meint freilich, daß seine Vermögensverhältnisse —"

Wieder dasselbe fast verächtlich abweisende Achselzucken. „Ich bin sehr reich," sagte Isolde, sich stolz aufrichtend, „ich glaube, so reich, daß auch eine verschwenderische Wirtschaft mich nicht ruinieren könnte. Aber" — sie faßte die Majorin scharf ins Auge — „wenn du meine Mutter wärst — würdest du deine Tochter diesem Manne anvertrauen? Ganz aufrichtig, Leopoldine!"

Das also war's! Eine sehr verantwortliche Frage. Es kostete Zeit, sich die Antwort zurechtzulegen. „Du meinst, Liebste —"

„Nach dem, was du von ihm weißt — was alle Welt von ihm weiß."

„Es ist nichts geschehen, was ihn für die Gesellschaft unmöglich gemacht hätte.“

„Vielleicht, weil die Gesellschaft unglaublich nachsichtig ist, wenn es sich um Verfehlungen handelt, die —“

Sie unterbrach sich, und auch Frau von Simmen schien keine Neigung zu haben, ergänzend einzugreifen.

„Kannst du ihn achten?“ fuhr die Gräfin erregt fort. „Er ist ein Spieler —“

„Das wird man ihm am wenigsten übel nehmen.“

„Das Spiel ist eine furchtbare Leidenschaft, und gegen Leidenschaften anzukämpfen — vielleicht eine unmögliche Aufgabe.“ Es war, als ob ein nervöses Zittern sie bis in die Fingerspitzen hinein beunruhigte. „Und dann — er ist einer achtbaren jungen Dame wortbrüchig geworden —“

„Einer Jüdin.“

Isolde sah sie vorwurfsvoll an. „Macht das einen Unterschied? Er wollte sie des Geldes wegen heiraten.“

„Und hatte dieses recht traurige Rettungsmittel nicht mehr nötig. Das entschuldigt ihn vielleicht.“

„In meinen Augen setzt es ihn nur um so tiefer.“

„Ja, bei solcher Strenge der sittlichen Anschauungen, liebstes Kind —“

„Und das ehebrecherische Verhältnis mit der Frau des Obersten — hast du auch dafür eine Entschuldigung?“

Frau von Simmen wendete sich wie gekränkt ab. „Ich glaubte, daß es dir nicht erwünscht sein könnte, ein verdammendes Urteil über einen Mann zu hören,“ sagte sie, „dem du die Hoffnung gelassen hast, daß du ihm zum Altar folgen werdest.“

Die Gräfin biß die Lippe. „Die Hoffnung?“

„Ich denke doch. Wenn du dir Bedenkzeit genommen hast —?“

„Wäre da nichts zu bedenken gewesen? Man zögert doch, sich ein Leid anzuthun —“ Isolde war wieder glutrot im Gesicht.

Die alte Dame streichelte ihre Hand. „Aber wie soll ich dich verstehen?“ suchte sie zu beschwichtigen. „Alle diese Dinge sind dir nicht neu. Wenn du auf sie so viel Gewicht legen wolltest, als sie unzweifelhaft von deinem Standpunkt aus zu beanspruchen haben, warum hast du den Rittmeister nicht sogleich in angemessener Entfernung gehalten, als er sich dir auffallend genug näherte? Warum hast du ihm — verzeihe — im Gegenteil Gelegenheit gegeben, sich für einen besonders Begünstigten und Auserwählten zu halten? Warum endlich, wenn seine Bewerbung um deine Hand zu dreist war, hast du ihn nicht bestimmt abgewiesen? Ich kann dazu unmöglich den Schlüssel finden.“

„Weil ich —“ Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich ihrer Brust und erstickte im Augenblick ihre Stimme. „O, es war Tollheit!“ rief sie dann. „Du hast recht, du kannst mich nicht verstehen. Und wenn — du könntest mir nicht raten.“ Sie umarmte die alte Dame, der sie immer wunderlicher erscheinen mußte, eilte in ihr Zimmer und verriegelte hinter sich die Thür.

* * *

In der nächsten Nacht, als sie doch nicht schlafen konnte, schrieb Isolde einen Brief an ihre Freundin, die früh verwitwete Baronin Ludmilla von Engern auf Schloß Engern, mit der zusammen sie einige frohe Jahre in einem vornehmen Schweizer Pensionat verlebt hatte. Er lautete:

„Liebe Einzige! Ich bin dir noch den Dank für deinen wieder so herzlichen Geburtstagsbrief schuldig. Ach! wenn ich ihn mit großen Buchstaben auf ein rosa Blättchen hätte hinhuschen können, du hättest nicht auf ihn zu warten brauchen. Aber so kümmerlich solltest du nicht abgefunden sein, nicht einmal vorläufig. Es ging etwas vor, was ich dir nicht mitteilen und auch nicht verschweigen konnte. Und da schwieg ich lieber ganz. Nun aber — erschrick nicht, Liebste — ist die Sünde reif geworden, und du sollst mein ganzes Beichtgeheimnis aufgeschrieben bekommen. Hätte ich dich früher eingeweiht, du hättest mir doch nicht helfen können.

Wie zart du bei deiner Gratulation die ominöse Zahl Dreißig auszusprechen vermieden hast! In den zwanzigern ließ sich noch immer mit einer anmutigen Wendung vor zu langem Zögern warnen; aber nun giebt's kein Mäntelchen mehr: die Thatsache

steht unbarmherzig fest, daß ich dreißig Jahre alt geworden bin und noch keinen Mann habe. Die Mühe, mich darüber hinwegzutrösten, wäre doch vergeblich gewesen!

Warum bin ich aber dreißig Jahre alt geworden und habe noch keinen Mann? Es ist wohl kein Zweifel, daß ich ihn seit länger als einem Decennium hätte mindestens ebensogut haben können als irgend eine andere junge Dame von hohem Stande und großem Reichtum, denn man hat mich auch als schön gerühmt, und es wäre alberne Bescheidenheit, wenn ich nicht dankbar anerkennen wollte, von der Natur gütigst bedacht zu sein, wenn schon sie es nicht für gut befunden hat, etwas stilistisch Einheitliches zu schaffen. Noch jetzt — Es mag sich ja auch ohne Lupe ein Fältchen im Augenwinkel entdecken lassen und das Rot der Wangen nicht mehr ganz so zart und frisch sein als ehedem in der Pension, aber künstliche Mittel brauche ich noch immer nicht, die Jahre hinwegzutäuschen, und wüßte nicht alle Welt, daß ich schon dreißig alt bin, man würde mir's schwerlich glauben. Woran also liegt's? Doch an mir. Soviel ich umworben gewesen bin, nie hat mich's zu dem Entschluß gedrängt, meine Freiheit aufzugeben, und nie habe ich's bereut, sie verteidigt zu haben. Der Rechte, wie ich ihn mir dachte, war noch immer nicht gekommen.

Vielleicht konnte er gar nicht kommen, kann er nie kommen. Ich suchte ihn immer zu sehr mit dem Verstande. Nicht daß ich eine kalte Seele wäre, die keiner leidenschaftlichen Empfindung fähig! Du kennst mich anders. Das polnische Blut in meinen Adern revoltiert oft genug gegen den Zwang, den mir die deutsche Bedächtigkeit auflegen will. Ich bin lebhaft, schnell erregt, von sinnlichen Eindrücken abhängig, von allem, was sich der Phantasie bemächtigt, willenlos hingerissen. Ich habe Träume —! nicht nur im Schlaf. Träume, die mir die Sehnsucht nach einer ebenso wonnigen Wirklichkeit erweckten. Aber dann allerdings immer gleich wieder der quälende Zweifel: was wäre diese Wirklichkeit wert? Wie lange könnte sie dauern? Und das Erwachen aus ihr —

Ja, es ist ein zwiespältiges Wesen in mir, ich mag's nicht bestreiten. Von dem Herzen geht es aus, in dem das Blut in so eigener Mischung wallt. Und da das Gehirn vom Blut genährt wird, das im Herzen ein- und ausströmt, giebt's auch da ewigen Widerstreit. Aber hier überwiegt wohl die deutsche Denkweise. Sie möchte mich peinlich gewissenhaft, bedenklich, grüblerisch, mißtrauisch gegen mich selbst stimmen. Und so scheint's denn, daß die zwei faustischen Seelen auch in mir wohnen und sich die eine von der anderen trennen will. Sie müßten sich aber vereinigen, wenn ich glauben dürfte, einen Mann glücklich machen und als seine Frau glücklich werden zu können. Ist das nicht eine ganz klare und richtige Empfindung, Liebste? Ich möchte sagen: eine logische Empfindung.

Ich halte es für möglich, daß ich einmal eine große Tollheit beginge, die mir keine ehrbare Frau vergeben könnte; aber vor der Sorte von Thorheit, wie sie für sehr verzeihlich gilt, glaube ich mich behütet. Ich meine in dem, was in dieses Kapitel gehört. Was ich aus Liebe thun könnte, weiß ich nicht. Aber leidenschaftslos eine Wahl treffen, wie man ebensogut das Los ziehen könnte, und sich dann bescheiden, es sei die rechte, weil sie sich noch immer nicht als die schlechteste erweist, die Folgen verständig auf sich nehmen und sich ein Glück einreden, das nur an dem Unglück anderer gemessen eine bescheidene Höhe hat — nein! ich sehe mit zu klaren Augen, bin zu kritisch, zu stolz, zu selbstsüchtig, zu freiheitsbedürftig: ich fürchte die Abhängigkeit von einem, der nicht in allem über mir steht. So ein ganzes Leben lang mich mit dem Aufgebot aller seelischen Kräfte ins Gewöhnliche eingewöhnen, bis mir gar darin wohl wird — mir schaudert. Und wenn man nun in den glücklich gedankenlosen Jahren nicht zugegriffen hat, ist es da nicht bei meinen seelischen Anlagen natürlich, daß die Ansprüche sich steigern und zuletzt ins Ungemessene wachsen? Nur heiraten, um verheiratet zu sein — eine solche Thorheit begehe ich in meinen Jahren nicht mehr.

Ich habe so viele Anträge gehabt, gegen die sich anscheinend nichts weiter einwenden ließ, als daß sie mich nicht überzeugten, aus tieferer Neigung hervorgegangen zu sein und von mir aus tieferer Neigung angenommen werden zu können. Ich habe keine

Minute gezögert, sie abzulehnen, auch wenn die Person des Bewerbers mich mit Hochachtung erfüllte. Nun aber, ich darf sagen zum erstenmal im Leben, ist das Herz stark beteiligt oder die Empfindung, die man dem Herzen zuschreibt, und der Mann, der mir das angethan hat, besitzt meine Hochachtung nicht.

Das war's, was mich die letzte Zeit peinigte, weil es mich selig und unselig machte zugleich. Ich habe mich nicht entschließen können, in der Minute seinen Antrag abzulehnen, aber ich fürchte, nach Ablauf der sechs Wochen, die ich mir als Frist für meine Erklärung gesetzt habe, werde ich ratlos sein wie jetzt.

Ein jämmerlicher Zustand!

Sage mir: wenn ich einen Mann, der mir seine leidenschaftliche Neigung entgegenbringt, selbst leidenschaftlich liebe — darf ich ihm meine Hand reichen, auch wenn ich weiß, daß er meiner durchaus unwürdig ist? Das ist das Problem, an dessen Lösung ich kranke, vielleicht ohne je wieder gesunden zu können.

Unwürdig, sage ich. Das soll nicht etwa heißen: von niederer Geburt, in untergeordneter Lebensstellung, ohne Vermögen. Du wirst mir wohl zutrauen, daß ich meine eigene Würdigkeit nicht nach den Gütern messe, die ein gütiges (?) Geschick mir auf die Erdenreise mitgegeben hat. Nein. Der Mann ist von altem Adel, Offizier, nicht nur auf seine Gage angewiesen. Aber ich betrüge mich da nicht: was ihn in meinen Augen auszeichnet, ist einzig und allein die Mitgabe der Natur, wie sie sich seiner äußeren Erscheinung aufgeprägt hat. Man nennt ihn einen ‚schönen‘ Mann. Das trifft doch nicht ganz die Sache. Es pflegt da an eine Schönheit gedacht zu sein, die sich eigentlich mit der Männlichkeit nicht verträgt. Ein Mann soll nicht in der Weise schön sein wie ein Weib. Aber es giebt doch männliche Schönheit. Oder gefällt dir die Bezeichnung ‚ritterliche Schönheit‘ besser? Es trifft auch so zu. Nicht nur Paris war schön, auch Achill, und vielleicht den Frauen nicht weniger gefährlich. Wir haben im Winter lebende Bilder gestellt; er trat als Lohengrin auf, und nie wieder glaube ich diese heldenhafte Gestalt vollendeter verkörpert schauen zu können. Aber auch seine Reiteruniform steht ihm gut. Feste Haltung und Gelenkigkeit finden in dieser hohen und schlanken Gestalt den untadeligen Ausgleich. Ich habe nie einen Offizier so gut zu Pferde sitzen sehen, und das, denke ich, will bei uns etwas sagen. Nimm noch dazu, daß er die gesellschaftlichen Formen vollkommen beherrscht, ein vorzüglicher Tänzer, ein liebenswürdiger Causeur ist und in chevaleresker Weise freigebig zu sein versteht, so glaube ich sein Lob erschöpfend gesungen zu haben. Im übrigen wünschte ich, daß er nur charakterlos wäre. Aber leider sind mir Thatsachen bekannt, die auf seinen Charakter das schlechteste Licht werfen. Es widersteht mir, diese häßlichen Dinge hier Schwarz auf Weiß zu erörtern. Wie du dir's denken kannst, handelt es sich wesentlich um seine Beziehungen zum weiblichen Geschlecht.

Ich weiß da sicher noch nicht einmal alles, habe aber guten Grund, ihn jeden Leichtsinns für fähig zu halten. Streiche dieses Bedenken aber auch fort, so wichtig es mir ist. Du wirst mir recht geben, wenn ich ihn dir ganz aus der Kenntnis heraus schildere, die mir über ihn durch den täglichen Umgang geworden ist. Es fehlt ihm nicht an natürlicher Klugheit, aber seine Bildung zeigt sich ganz oberflächlich. Er hat nur gerade so viel gelernt, als unerläßlich war, ihn durch ein leichtes Examen zu bringen, und es fehlt ihm auch jede Neigung, sie zu vertiefen. Er liest nicht, er hat kein Verständnis für Kunst und Wissenschaft, kein Bedürfnis, über irgend etwas nachzudenken, was den inneren Menschen angeht. Mit der geringsten Mühe sich das Dasein möglichst angenehm zu machen, seine Tage mit genußreicher Unterhaltung auszufüllen, scheint ihm seine ganze Lebensaufgabe. Er geht ins Theater, aber nur in die Ausstattungsoper oder das Ballett, allenfalls in eine fade Posse, die viel zu lachen giebt, aber auch davon spricht er nie im Zusammenhang, sondern hält sich an die flüchtigen Eindrücke äußerlicher Art, die in seinem Gedächtnis geblieben sind. Im Konzert interessieren ihn nur die virtuosen Leistungen. Sein Vergnügen an Cirkusvorstellungen ist unerschöpflich. Am liebsten beschäftigt er sich mit Pferden und Hunden, und auf die-

sem Gebiet gilt er als Kenner. Nie habe ich bemerkt, daß etwas sein Gemüt erregt hat. Seinen Dienst verrichtet er mit der angewöhnten militärischen Pünktlichkeit, aber ohne das ehrgeizige Bestreben, sich durch besondere Leistungen hervorzuthun. Der jahrelange Aufenthalt in verschiedenen Weltstädten, immer in sehr bevorzugter Stellung, hat ihm Gelegenheit gegeben, viel Merkwürdiges zu sehen und zu erfahren, hervorragende Persönlichkeiten kennen zu lernen, mit der aristokratischen Gesellschaft bis zu den höchsten Spitzen hinauf in Verkehr zu treten. Was er aber nach Hause zurückgebracht hat, ist kaum mehr als eine reichhaltige Sammlung von Anekdoten, die er mit guter Laune zum besten giebt, wenn man ihn darauf anstößt. Seine sittlichen Anschauungen stehen auf tiefster Stufe, von seinen religiösen habe ich nie etwas erfahren. Schwerlich hat er jemals darüber nachgedacht, weshalb er auf der Welt ist. Er lebt — diese Thatsache genügt ihm vollkommen, und er findet es ganz in der Ordnung, daß er vor Millionen bevorzugt ist und dieser Bevorzugung entsprechend lebt. Dieser ganze Teil der Menschheit erscheint ihm minderwertig und dazu geschaffen, den wenigen zu dienen, die zu herrschen berufen sind und verstehen. Diese Ausgewählten wieder stehen unter anderem Gesetz, bestimmen selbst das Maß ihrer Pflicht — für sie gilt nicht die Herdenmoral. Da gebrauche ich ein Wort, das ihm sicher ganz fremd ist, aber es fließt mir unabsichtlich in die Feder, denn seine ganze Denkweise fordert es. Natürlich hat er keine Ahnung davon, wie frivol sie ist, und das entschuldigt ihn vielleicht. Er besitzt die beneidenswerte Gabe, sich als Herrn der Schöpfung zu fühlen. Von mir weiß er nichts mehr, als daß ich vornehm, reich, wohlgestaltet bin und für geistig begabt — gelte. Das hat ihn nicht abgeschreckt, mir seine Hand anzubieten. Ich möchte es ihm als persönlichen Mut anrechnen, wenn ich nicht wüßte, daß er keine Vorstellung von der Gefahr hat, eine Frau zu heiraten, die ihn übersieht. Er vermag sich überhaupt wahrscheinlich gar nicht vorzustellen, daß eine Frau ihrem Manne unbequem werden könnte, denn das abscheuliche Heinesche: ‚Nimm vorlieb mit dem, was ich dir geb —‘ versteht sich ihm von selbst, und es giebt ja Mittel …

Ah! die ‚ideellen Forderungen‘ sind ohnmächtig gegen den Zwang einer blinden Neigung. Wie wird es dir faßlich erscheinen, daß ich einen Mann, der in meiner Würdigung so tief steht, zu lieben behaupte, und daß ich über einen Mann, den ich liebe, so zu urteilen vermag? Aber das ist mein Unglück: ich sehe ihn ganz, wie er ist, und ich liebe ihn doch. Ja, ich liebe ihn. Nenn's Krankheit, Irrsinn, Verzauberung — was du willst; aber das Gefühl ist da in seiner ganzen unbezwinglichen Stärke, und keine vernünftige Überlegung kann die Stimme zum Schweigen bringen, die vom Herzen her ruft: er gehört dir! Oder nicht vom Herzen her? Denke meinetwegen an eine Vergewaltigung des Blutes, der Nerven, irgend eines Organs der Empfindung, über welches wir keine Macht haben. Und wenn sich nun in uns — ohne unseren Willen und selbst gegen unseren Willen — etwas regt und freudig oder schmerzlich bewegt, von allem unserem Denken und Fühlen Besitz nimmt, unser sittliches Urteil verwirrt, unserem Handeln unwiderstehlich die Richtung giebt … und wenn das alles Bezug hat auf ein Wesen anderen Geschlechts, in dessen Nähe uns anders zu Mut ist, als in der Nähe irgend eines Wesens derselben Art, wenn sein Blick in uns tausend Flammen entzündet, seine Berührung wonnige Schauer durch unsere Glieder leitet, wenn das Unbegreifliche Ereignis wird — was ist das, als Liebe? Sage mir's, ich weiß es nicht.

Das nur ist mir gewiß, daß ich mich tief unglücklich machen werde, ob ich ihm nun meine Hand weigere, ob ich sie ihm reiche. Welches Leid ist das größere? Allem Genuß des Besitzes entsagen, um sich vor künftiger Reue zu bewahren, oder für kurze Seligkeit lange zu büßen? Du hast den Kummer erlebt, Ludmilla, einen geliebten Mann früh durch den Tod zu verlieren. Wenn du am Morgen des Tages, an dem er dich um das Jawort bat, zuverlässig erfahren hättest, das sei ihm bestimmt, würdest du ihn abgewiesen haben? Das ist freilich eine unmögliche Voraussetzung und — es giebt Schlimmeres als den Tod.

Die Lampe ist im Erlöschen, durch die

Fenstervorhänge dämmert das Morgenrot. Ich schließe diesen langen Brief, den du vielleicht lieber nicht geschrieben wünschtest. Küsse dein Söhnchen, nach der letzten Photographie ganz des Vaters Ebenbild, von der Tante. Hoffentlich kräftigt sich seine Gesundheit bald, aber ich denke, du kannst schon jetzt jeder Sorge überhoben sein. In treuester Ergebenheit deine

Isolde."

* * *

Nachdem die Gräfin diesen Brief abgesendet und dann tief in den Tag hinein geschlafen hatte, wurde sie ruhiger. Sie meinte sich ganz wahr ausgesprochen zu haben, und das empfand sie als eine Wohlthat. Daß Ludmilla ihr antworten würde, sie solle jede Rücksicht fallen lassen und der Stimme des Herzens folgen, glaubte sie nicht. Wäre sie entschlossen gewesen, den Freiherrn von Rippen zu heiraten, oder auch nur ernstlich im Zweifel, wie sie sich zu entscheiden habe, sie hätte wahrscheinlich nicht geschrieben. Aber sie bedurfte einer Herzenserleichterung. Irgend ein Mensch mußte wissen, daß sie liebe. Es war ihr ein so neues Gefühl, daß es ihr die Brust zu sprengen drohte, wenn sie es einschloß. Auf die Verschwiegenheit der Freundin durfte sie sich unter allen Umständen verlassen. Es war, als ob sie ihrem Tagebuch ein Geheimnis anvertraut hätte. Und nun war's gesagt. Sie gestand sich's nicht, aber sie rechnete auf eine sehr entschiedene Abmahnung. Sie erwartete gleichsam eine Bestätigung, daß sie gar nicht anders entscheiden könne, die sie denn in ihren eigenen Augen gegen den Selbstvorwurf, nicht rücksichtslos ihrer Neigung gefolgt zu sein, rechtfertigen sollte.

Deshalb war es ihr nun auch Bedürfnis, in der Richtung, die ihre Lebensthätigkeit seit dem vorigen Sommer genommen hatte, nichts zu ändern, im Gegenteil, den schon ziemlich weit fortgeführten Ausbau des Schlosses Hoheneck zu der großen Erziehungsanstalt zu beschleunigen. Sie wollte in der Lage sein, schon im Herbst dorthin überzusiedeln, wenn es doch gewiß sei, daß sie nicht heirate. Der Teil des weitläufigen Gebäudes, in welchem sie selbst Wohnung zu nehmen beabsichtigte, mußte deshalb vor allen Dingen fertig gestellt werden. Um sich von dem Fortschritt der Arbeiten Bericht erstatten zu lassen und nach Ausfall desselben das Dringendste mündlich anordnen zu können, beauftragte sie den Baumeister, sich schleunigst bei ihr einzufinden. Sie versprach sich auch von der Verhandlung mit dem geschätzten Manne eine angenehme und ihre Gedanken ablenkende Beschäftigung.

Für alle Fälle mußte die Gräfin besser als bisher gerüstet sein. Wer gab ihr Bürgschaft dafür, daß die üblen Nachreden über den Freihern voll gerechtfertigt waren, oder daß ihm nicht noch viel Schlimmeres zur Last fiel, als was ihr zufällig zu Ohren gekommen war? Sie betrog sich selbst, wenn sie Sicherheit verlangte, daß sie über ihn in keiner Täuschung befangen sei. Was hätte sie darum gegeben, Gewißheit zu erhalten, daß sie ihm unrecht thue! War es nicht geradezu ihre Pflicht, wenn sie ein Urteil sprechen sollte, erst dessen Grundlagen zu festigen? Sie entschloß sich nach peinlichem Kampf mit sich selbst, ein paar Zeilen an ihren früheren Vormund, den Geheimen Legationsrat Grafen Tauern, zu schreiben und ihn um einen Besuch zu bitten. Der alte Herr, ein Ehrenmann durch und durch und Isolde sehr ergeben, ließ nicht lange auf sich warten.

„Es handelt sich diesmal nicht um etwas, das mein Vermögen betrifft, bester Graf," begann sie die Unterhaltung, nachdem er im Salon Platz genommen hatte. „Für dessen Sicherung zu sorgen, würde ich vielleicht Ihres väterlichen Rats recht bedürftig sein. Daß ich es gleich mit einem Wort sage: es hat jemand um meine Hand angehalten."

Der alte Herr verbeugte sich lächelnd. „Das ist ja wohl nicht der erste Antrag, teuerste Gräfin," antwortete er.

„Nein. Aber der erste, der ..." Sie stockte und blickte auf ihre Hände hinab, die sie leise zittern fühlte.

„Sollen Ihre aufrichtigen Freunde endlich wirklich die Freude haben, zu einer Verlobung gratulieren zu dürfen?" fragte er, sich lebhaft im Sessel vorschiebend.

Isolde schüttelte den Kopf. „Ich fürchte, nein. Obgleich diesmal jedenfalls der Grund fortfällt, der mich bisher veranlaßt hat,

jeden Antrag zurückzuweisen. Wenn ich meiner Neigung folgen dürfte ...“

„Aber darin kann Sie doch nichts hindern.“

„Wer weiß? Ich will Ihnen den Namen des Bewerbers nennen, und Sie werden sofort Ihre Behauptung einschränken. Es ist“ — sie hob plötzlich den Blick und heftete ihn fest auf das Gesicht des Gastes — „der Freiherr Detlef von Rippen.“

„Ah —! man sprach also nicht ohne Grund von diesem kommenden Ereignis,“ sagte der Graf, sehr ernst geworden. „Sie wissen, daß meine Kränklichkeit im letzten Winter mich nötigte, von Ihren Gesellschaften fern zu bleiben. Aber man sprach davon, und ich gestehe ...“

„Sie waren ungläubig.“

„Allerdings, wie ich Sie kannte ... Aber ich will nichts gesagt haben. Gott Amor ist noch immer ein Schalk. Darf ich mir die Frage erlauben —“

„Es ist noch nichts entschieden. Meine Erklärung steht noch aus und hat mehrere Wochen Zeit.“

„O, dann —!“ rief der Graf wie erleichtert. Er bemerkte, daß Isolde die Farbe wechselte, und vollendete den Satz nicht.

„Ich darf Sie nicht bitten, sich auszusprechen, mein lieber väterlicher Freund,“ sagte Isolde nach einer kleinen Weile, ihm die Hand reichend, die er nun eifrig küßte. „Darüber täusche ich mich nicht, daß Sie mit mir sehr unzufrieden sind. Ich würde an Ihnen irre werden, wenn Sie sich weniger besorgt um mich zeigten.“

„Aber, mein liebes Kind ...“ murmelte der Graf in sichtlicher Verlegenheit.

„Glauben Sie mir nur,“ fuhr sie fort, „daß ich noch nicht rettungslos verloren bin, daß ich — nicht rettungslos verloren sein möchte. Wollen Sie mir helfen?“

„Sprechen Sie, sprechen Sie!“

„Der Freiherr hat der Gesellschaft viel Gelegenheit gegeben, sich mit seinen Ausschreitungen zu beschäftigen. Vielleicht meinte sie zu gut unterrichtet zu sein, vielleicht wußte sie noch nicht einmal alles. Am wenigsten darf eine junge Dame, der man doch aus zarter Rücksicht die Welt mit tausend Schleiern zu verhängen liebt, sich einbilden, aus den zufälligen Einblicken eine sichere Vorstellung zu gewinnen. Was sie erschreckt, verliert vielleicht im richtigen Zusammenhang der Dinge seine Bedeutung; was sich ihrer Beachtung entzog, hat entscheidende Kraft. Wenn diese junge Dame, die kein Kind mehr ist, nun aber ihr ganzes Lebensschicksal von etwas außer ihr abhängig machen soll, muß sie klar sehen. Sie, bester Graf, können ihr die Augen schärfen.“

„Ich —?“

„Wenn Sie ihr so viel Achtung schenken, ganz wahr gegen sie zu sein. Sie werden unschwer zuverlässige Erkundigungen einziehen können. Und auch, was etwa in Madrid und Petersburg geschehen ist, und was jetzt —“

„Aber, meine teuerste Gräfin,“ unterbrach er sie mit allen Zeichen ängstlicher Verwunderung, „was für ein bedenkliches Vorgehen ist das! Wenn Ihr Herz nicht unbeteiligt ist, wie ich annehmen muß, welcher Dämon treibt Sie — Nein, nein! stehen Sie ab davon, mich ihm dienstbar zu machen. Fordern Sie von mir nichts so Feindseliges.“

Sie schwieg eine Weile, ihre Lippen aufeinander pressend. „Gegen wen?“ fragte sie dann. „Sie hören ja, daß ich das schwerste Leid von mir abwenden möchte. Es giebt verzeihliche Verirrungen. Ich denke darüber nicht so leicht wie viele meines Geschlechts, aber ich hüte mich vor übertriebener Strenge. Nur der Charakter des Mannes muß unversehrt geblieben sein. Ich kann vielleicht meine Liebe an einen Mann verschwenden, den ich nicht achte, aber mein Dasein an ihn ketten in der Ehe — nie! Glauben Sie dieser heiligen Versicherung: nie! Geben Sie mir die sichere Überzeugung, die ich trotz allem noch vermisse, daß Detlef von Rippen meines Vertrauens unwert ist, und Sie werden ein Rettungswerk vollbracht haben. Verweigern Sie mir Ihren Beistand, so tragen Sie die Verantwortung, mir einen kurzen Schmerz erspart und ein lebenslängliches Elend aufgebürdet zu haben.“

Der Graf stand auf und durchmaß das Zimmer ein paarmal mit heftigen Schritten. „Sie haben eine starke Seele,“ sagte er dann. „Gut —! ich will auf sie bauen. Ich werde mit aller Gewissenhaftigkeit — Aber vergessen Sie nicht, daß Sie gegen mich einen

Zwang gebraucht haben, dem der Freund nicht widerstehen kann, auch wenn er fürchten muß, die Freundschaft zu Grunde zu richten. Und nun, teuerste Gräfin — erteilen Sie mir im besonderen Ihre Befehle."

Er setzte sich wieder. Als er sich nach einer viertel Stunde empfahl, wußte er, daß er nicht nur ein sehr verantwortliches, sondern auch unter Umständen für ihn selbst gefährliches Amt übernommen hatte.

Eine Woche darauf saß Gräfin Isolde zusammen mit dem Baumeister Joseph Heimhuber in ihrem auf der Gartenseite gelegenen, höchst gemütlich eingerichteten Wohnzimmer an dem großen, gegen das helle Fenster gerückten Tisch, welcher mit Plänen, Zeichnungen und Schriftstücken beladen war. Dieses Zimmer befand sich in einem Vorbau und hatte Verbindung mit dem geräumigen Glashause, das jetzt im Sommer nur die empfindlicheren südländischen Gewächse gegen den Wechsel der Witterung schützte, aber auf den Gestellen einen reichen Schmuck von Rosen und Verbenen nicht vermissen ließ. Die vordere Glaswand war geöffnet, und mit der laulichen Luft zogen liebliche Blumendüfte in das Arbeitszimmer. Die Gräfin hatte ihren Lehnsessel so gegen das Fenster geschoben, daß das volle Licht auf die Blätter fiel, die sie aufmerksam musterte, während der Baumeister ihr gegenüber Vortrag hielt.

„Ich bin mit Ihren Dispositionen sehr zufrieden," sagte sie, als er eine Pause eintreten ließ, „und freue mich schon nicht wenig darauf, bald die weiteren Fortschritte des Baues aus der Nähe beobachten zu können. Ich zweifelte, ob es Ihnen gelingen könnte, das Schloß in seinem äußeren Ansehen ungefähr so wieder herzustellen, wie es da in seiner stolzesten Zeit vom Berge hinabgeblickt hat, und ihm doch zugleich die innere Einrichtung zu geben, die es für den jetzigen friedlichen Zweck brauchbar erscheinen lassen könnte. Nun überzeuge ich mich, daß Sie nicht zu viel versprochen."

Der Baumeister verneigte sich schmunzelnd und seinen blonden Kinnbart zupfend. „Das ganze Kunststück besteht darin, gnädigste Gräfin," antwortete er, „die Fenster richtig einzusetzen. Die alten Herrschaften vor vier- oder fünfhundert Jahren haben nicht viel Licht gebraucht; sie wollten die Räume warm und auch gegen Einbruch möglichst geschützt haben. Deshalb sind die Fenster klein und hoch angebracht, unten in den Mauern giebt's nur Scharten zur Verteidigung. Nach außen liegen die Korridore, die Wirtschafts- und Schlafräume für die Dienerschaft und Besatzung; nur gegen die Höfe hin ist man mit Fensteröffnungen freigebiger. Nun steht aber nichts im Wege, sie auch in den Außenmauern zu vermehren und angemessen dem heutigen Bedürfnis zu erweitern, man muß nur den Charakter beibehalten und sich vor der Pedanterie hüten, sie wie in einem modernen Wohnhause linear und in gleichen Abständen, in den Stockwerken hübsch übereinander, anbringen zu wollen. Da thut man vielleicht gut, auch heute dem alten Princip zu folgen, zuerst zu bedenken, was für Innenräume man braucht, und diesen dann das gerade erforderliche Licht zuzuführen. Mit anderen Worten: man schlägt die Fenster von innen heraus, setzt sie da an die passendste Stelle, macht sie so breit und so hoch, als der größere oder engere, tiefere oder schmälere Raum sie fordert. Das giebt für die Fassade jene Unregelmäßigkeit, die man an den alten Gebäuden so charakteristisch findet. Freilich muß man dann auch wieder dafür sorgen, daß die Willkür ihre bestimmten Grenzen zu haben scheint, indem man in gewissen Abständen die Größenverhältnisse wiederholt oder architektonische Zuthaten anbringt, die aus der Entfernung dem Auge einen sicheren Halt bieten. Hin und her ein paar Stufen aus einer Zimmerflucht in die andere wird man billig zugestehen, sonst aber darf der inneren Einrichtung keine Bequemlichkeit fehlen, die unsere Mietskasernen auszeichnet. Im gegebenen Falle war die Aufgabe um so leichter, als ich schon Anbauten aus der Zeit vorfand, in der man nicht mehr allein mit dem Bedürfnis der Sicherung gegen feindliche Angriffe rechnete. Schließlich stand die eigentliche alte Burg Jahrhunderte lang zum größten Teil ganz unbenutzt und dem Verfall überlassen, als das Geschlecht derer von Hoheneck im neuen Schloß noch Feste feierte. Daß sie sich als Ruine dann noch so tapfer gehalten hat,

verdankt sie ihren mächtigen Mauern und dem starken Holzwerk. Diese eichenen Balken scheinen für die Ewigkeit festliegen zu wollen."

Die Gräfin nahm nochmals eines von den großen Blättern auf, welches in farbiger Zeichnung ein perspektivisches Anschauungsbild von dem Schloß nach seiner Wiederherstellung zu geben beabsichtigte, und betrachtete es eine Weile mit sichtlichem Vergnügen. „Es ist mir lieb," sagte sie dann, „daß Sie mir gerade in der alten Burg eine so hübsche und bequeme Wohnung eingerichtet haben, ohne den Charakter des überlieferten Baues für den aus dem Thal zu ihm Aufschauenden stören zu dürfen. Man muß schon genau mit der alten Zeichnung vergleichen, um die neu eingesetzten Fenster herauszufinden, und sie verstecken sich um so leichter, als sie meist sehr geschickt in die vorhandenen, nur nach oben oder unten erweiterten Nischen einbezogen sind. Hätte ich irgend etwas auszusetzen, so könnte es nur dies sein, daß mir die vordere vom steilen Felsen aufstrebende Schmalwand zu kahl erscheint, das bemerkte ich schon bei Besichtigung der Ruine. Es zeigt sich da nur ein einziges, in der Höhe angebrachtes Fenster, das in keinem rechten Verhältnis zur Wandfläche steht. Aus dem Plan ersehe ich, daß hier das schöne, über einer schlanken Säule gewölbte Zimmer liegt, das noch so gut erhalten war und durch den erhöhten Innenerker vor dem Fenster bewies, wie sehr man schon in alter Zeit die herrliche Aussicht von hier aus zu schätzen gewußt hatte. Man könnte sie sich noch weiter und schöner denken, wenn man an dieser Stelle auf einen Balkon hinauszutreten vermöchte, und ein Balkon würde dann auch der Außenwand den jetzt vermißten Schmuck geben. Sie lächeln. Verzeihen Sie meinen vielleicht sehr laienhaften Einwurf."

Der Baumeister lächelte wirklich, aber nicht kritisch und abweisend, wohl aber ein wenig pfiffig, als wäre auf diese Bemerkung eine unerwartete Antwort zu geben. „Für schwindelfreie Personen könnte man sich keinen reizenderen Ausguck vorstellen," äußerte er nickend, „und hier an der hohen, schmalen Wand fehlt wirklich so etwas. Was werden Sie nun sagen, gnädigste Gräfin, wenn ich versichere, daß der Baumeister, welcher diese Mauern aufführte, da oben in der That nicht ein Fenster, sondern eine Thür und einen balkonartigen Ausbau davor angeordnet hat. Ich habe die mächtigen Kragsteine vorgefunden, auf die sich die Steinbalken stützten, und auch die Vermauerung des unteren Teils der Öffnung feststellen können. Die Steine liegen hier glatt und ohne Riegel aneinander."

Isolde schien sehr angenehm überrascht zu sein. „Aber dann begreife ich nicht," rief sie, „wie Sie sich den Vorteil haben entgehen lassen können, an dieser Stelle dem alten Bau durch ein so notwendiges Glied wieder zur ursprünglichen Herrlichkeit zurückzuhelfen. Sie wußten ja, daß die vielleicht nicht unerheblichen Kosten Sie nicht besorgt machen durften."

Heimhuber schob den gelben Bart rechts und links von der Lippe fort, leerte das Glas Wein, das neben der Flasche vor ihm stand, füllte es unaufgefordert wieder und schmunzelte vergnügt. „Ja," ließ er sich dann vernehmen, „die Kosten wären wirklich recht beträchtlich, schon wegen des Gerüstes. Aber dieses Bedenken hat mich nicht übermäßig beschwert. Der eigentliche Grund mag lächerlich sein —"

„Ich werde nicht lachen."

„Sie müssen nämlich wissen, gnädigste Gräfin, daß das Ding da nicht etwa von selbst heruntergefallen ist."

„Also wohl wegen Baufälligkeit abgebrochen?"

„Nein, auch das nicht — nicht wegen Baufälligkeit, sondern bei ganz gesunder Konstitution, gar nicht lange nach Errichtung der Burg."

„Woraus schließen Sie das, Herr Heimhuber? Es müßte also vor fünfhundert Jahren geschehen sein. Und wenn — welche Bedeutung könnte das für uns haben?"

Der Baumeister zwinkerte lächelnd mit den Augen. „Ich bin ganz zufällig dahinter gekommen," bemerkte er. „Als ich im Turm den Schutt ausräumen ließ, stieß ich auf einen gewölbten Raum, in dem sich einmal das Schloßarchiv befunden haben mußte. Noch jetzt lagen auf einem Wandgestell mehrere alte Bücher in Ledereinbänden, die man bei der Ausräumung wahrscheinlich des Mit-

nehmens nicht für wert erachtet hatte. Das eine enthielt eine Art von Chronik des Hauses, anscheinend erst Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begonnen und dann immer spärlicher bis ins siebzehnte fortgesetzt. Die Schrift war gut leserlich, und da ich auch Notizen über Bauveränderungen anzutreffen hoffte, blätterte ich den Folianten durch."

„Und da fanden Sie auch den Balkon erwähnt?"

„Ja, in der ersten Aufschrift, die wohl auf Tradition beruhte und auf volle Zuverlässigkeit schwerlich Anspruch hat. Aber da ich doch die Kragsteine entdeckt hatte und der Balkon selbst also außer Zweifel stand —"

„Erzählen Sie."

„Hm — es ist eine ganz romantische Geschichte, gnädigste Gräfin."

Isolde lehnte sich in den Sessel zurück. „Um so interessanter."

„Der Erbauer der Burg soll also ein Herr Volko von Laßken gewesen sein, der sich dann von Hoheneck nannte. Er scheint in den Kämpfen, die um den Besitz des Thales unvermeidlich waren, viel auf sein Gewissen geladen zu haben. Jedenfalls genügte ihm auch der Bau der Kirche unten im Dorf nicht, seine Frömmigkeit zu beweisen, sondern er nahm das Kreuz und führte seine Schar ins gelobte Land, sich bei der Wiedereroberung von Jerusalem zu beteiligen. Das war um so mehr ein gottgefälliges Werk, als er in der Burg sein junges Weib, die schöne Rodogunde, zurücklassen mußte, die er allerdings nicht auf ganz regelrechte Art gefreit haben konnte, da von einer Fehde berichtet wird, in der ihr Vater und Bruder erschlagen wurden. Nun blieb sie unter Aufsicht eines alten Schloßverwalters, dessen Treue der Ritter versichert war, und durfte das feste Haus nicht verlassen, auch außer ihren Frauen mit niemand Umgang pflegen als mit dem Geistlichen, der die Schloßkapelle bediente. Darüber empfand sie, je länger ihr Herr ausblieb, desto mehr Langeweile, und saß oft auf dem steinernen Balkon vor ihrem Zimmer und schaute sehnsüchtig ins Thal hinab, also daß ihr dieser Platz der liebste ward, heißt es in der alten Schrift. Nun war sie aber, bevor sie zum Altar gezwungen wurde, mit einem sehr schönen Junker verlobt gewesen, der bei ihrem Vater das Waffenhandwerk lernte. Er hieß Rupert mit Namen und war, als er die Geliebte verloren hatte, ins Kloster gegangen. Da er Rodogunde nun allein im Schloß wußte, ließ er sich häufig ausschicken und ging den Waldweg unter dem steilen Felsen entlang, immer ausspähend, ob er sie wenigstens aus der Ferne erblicken könnte. Das gelang ihm auch eines Tages, als sie auf den Balkon getreten war; und da er stehen blieb und die Hände zu ihr aufhob, erkannte sie ihn und gab ihm Zeichen des Einverständnisses, die ihn sehr erfreuten. Und so sehr liebte sie ihn noch immer, daß sie ihres Gelübdes nicht achtete und in einer Nacht, in der sie ihn auf der Heimkehr zum Kloster vermutete, ihm an einem langen Faden von ihrer Garnwinde einen kleinen Zettel hinabließ, den der Wind auch glücklich über die Felskante hinwegwehte und auf dem geschrieben stand, sie erwarte ihn sehnlichst in der Burg; er möge zusehen, wie er sich einführe. Nun geschah es, daß der alte Kaplan erkrankte und nach dem Kloster schickte, es möchte ihm ein Pfleger gesendet werden, der kräftig sei, ihn im Bett aufzuheben. Denn er war wohlbeleibt und wegen Gliederreißens unbehilflich. Rupert erbot sich willig zu diesem Amt. Und da sah er nun auch in dem neben der Kapelle belegenen Stübchen des Alten die Schloßfrau, die sich sorglich nach seinem Befinden zu erkundigen kam und ihm einen stärkenden Trank brachte. Von dieser Zeit an trafen sie einander häufig in der Kapelle bei Tag und bei Nacht, wie da geschrieben steht; und obschon beide wußten, daß ihre Liebe sündig sei und selbst nach des Ritters Tode zu einem Ehebündnis nicht führen könnte, begaben sie sich doch in ihrer Leidenschaft aller Furcht der Entdeckung und achteten auch des Himmels Zorn so wenig, daß sie den heiligen Ort entweihten und nur darauf dachten, ihrer Liebe froh zu werden. So setzte sich diese Heimlichkeit lange fort. Denn als der Kaplan wieder genesen war, erlangte der Mönch doch leicht Zutritt zu seiner Zelle und fand auch den Weg durch die Kapelle zum Zimmer der Herrin, an deren Thür er nicht umsonst klopfte. Da kam eines Tages ein Bote an und meldete ganz unvermutet des Ritters nahe Rückkehr,

da der Kreuzzug völlig verunglückt sei. Nun verabredeten die Liebenden schleunige Flucht. Aber der Schloßverwalter entdeckte den Anschlag, trieb den Mönch aus und sperrte die Herrin in ihr Zimmer ein, verschloß die Thür und stellte Wachen davor. Um sich selbst zu retten, ließ er dem Ritter melden, was geschehen sei. Als dieser nun, so zur Eile gespornt, angeritten kam, sah ihn Rodogunde vom Balkon aus und stürzte sich, an allem Heil verzweifelnd, auf den Felsen hinab. Zerschmettert lag der schöne Leib auf dem Waldwege, als Volko vorüberkam."

Der Baumeister that einen langen Zug aus dem Glase, sich die trockene Kehle anzufeuchten. Die Gräfin hatte den Kopf in die Hand gestützt. „Ein trauriges und doch glückseliges Ende," sagte sie leise. „Sie liebten sich und waren einander doch verloren. Was ward aus Rupert?"

„Über ihn geht die Chronik mit einer Zeile hin," antwortete Heimhuber. „Er ward gepeitscht und zu den Heiden geschickt. Ich denke mir, man hat ihn dem schwer erzürnten Ritter aus den Augen schaffen und zugleich das Kloster vor seinem Eingriff sicher stellen wollen. Die Hauptsache ist aber, daß der Balkon abgebrochen und die Thür vermauert wurde. Herr Volko hat bald wieder geheiratet und mag wohl vorgebeugt haben, daß nicht auch seine zweite Frau da einmal ein Schwindel anwandelte. Davon steht natürlich in dem Buche nichts. Die bauliche Veränderung ist vielmehr wieder ganz romantisch erklärt. Es habe sich nämlich auf dem Balkon in Mondscheinnächten eine weiße Gestalt blicken lassen und damit beschäftigt, verzweifelt die Arme zu ringen und ein Tuch zu schwenken. Sie hätte das Schloß arg in Verruf gebracht und wäre auch geistlichem Zuspruch nicht gewichen. Da sei denn nur dieses radikale Mittel übrig geblieben."

Die Gräfin lächelte. „Und da fürchten Sie nun, daß sie sich wieder einfinden könnte, wenn Sie den Balkon erneuern?"

Heimhuber zog den Kopf ein. „An Leuten, die sie gesehen zu haben behaupten, würde es sicher nicht fehlen. Und wer kann wissen, ob nicht einmal ein Unglück —"

„Ah! man muß nicht abergläubisch sein," unterbrach sie. „Den Balkon, der notwendig zu der hohen Schmalwand gehört, mag ich nun erst recht nicht missen. Sie sollen ihn mir schaffen und bald, damit ich im Herbst schon von ihm aus die herrliche Aussicht genießen kann!"

Der Baumeister verneigte sich. „Ganz nach Ihrem Befehl, gnädigste Gräfin. Mir selbst geschieht der größte Gefallen damit. Denn architektonisch —"

„Es bleibt also dabei."

Sie verhandelten dann weiter über die Reihenfolge, in der die einzelnen Schloßgebäude in Angriff genommen werden sollten. Die Gräfin schien es sehr eilig zu haben, die Anstalt, wenn auch zunächst nur in beschränkterem Umfange, zu eröffnen. Sie verlautbarte nun auch die Urkunde, durch welche sie derselben einen großen Teil ihres Vermögens zuwendete.

* * *

Nach einigen Tagen reiste der Baumeister wieder ab.

Ihm zu Ehren hatte die Gräfin wiederholt Gäste geladen. Unter ihnen auch den Rittmeister von Rippen und den Geheimen Legationsrat. Sie schien zu wünschen, daß beide sich überzeugten, wie wenig sich in ihren Plänen für die Zukunft irgend etwas geändert habe.

Der Rittmeister hatte auch sonst bei ihr freiesten Zutritt. Sie sorgte nicht einmal ängstlich dafür, daß Frau von Simmen stets bei seinem Empfang zugegen war. Gerade wenn diese Abhaltungen hatte oder gar nicht zu Hause war, fand er Isolde zu heiterster Unterhaltung aufgelegt. Die würdige Dame konnte nicht klug aus ihr werden. So behandelte man doch nicht einen Freier, den man abweisen wollte! Und wenn er schließlich doch erhört würde, wäre nicht erst recht mehr Zurückhaltung wünschenswert? Die Gräfin schien, ganz unbekümmert um das Urteil der Welt und um die eigene Meinung, nur für den Augenblick leben zu wollen. Eine schüchterne Mahnung zur Vorsicht wies sie mit den Worten zurück: „Aber so gönne mir doch die kurze Zeit der Ungebundenheit! Noch ist ungewiß, was die Zukunft bringt — ich will die Gegenwart genießen. Nimm an, es sei mein lustiger

Karneval vor den Fasttagen. Man führt sich da recht närrisch auf und stellt alle Dinge auf den Kopf. So ist mir zu Mut."

Der Freiherr brauchte sich in seinen Beweisen von zärtlicher Zuneigung keine allzu großen Schranken zu setzen. Er fuhr nicht nur fort, der liebenswürdige, zu jeder Aufmerksamkeit bereite Kavalier zu sein, der die Unterhaltung über tausend Nichtigkeiten stets durch heitere Führung von den Sandwegen der Langenweile fernzuhalten verstand, sondern er trieb auch dreist genug das verliebte Spiel mit schmeichelnden Worten und herausfordernden Blicken, das ihm so oft schon an anderer Stelle gut gelungen war. Es hätte sich schwer entscheiden lassen, ob Isolde nur in guter Laune vorlieb nahm, oder ob sich diesem Manne gegenüber wirklich ihre ganze Natur veränderte. Über die flachsten Scherze konnte sie jetzt herzlich lachen und sogar für pikante Anekdoten ein Verständnis zeigen. Der Freiherr kannte die Schwächen aller der Damen des gemeinsamen Bekanntenkreises und durfte sich einbilden, mit seinen launigen Spötteleien darüber die Gräfin trefflich zu amüsieren. Der Stoff ging auch nicht so bald aus. Er brachte Witzblätter und Karikaturen mit, die im Kasino bei den Kameraden Heiterkeit oder Ärgernis erregt hatten, und bewies durch seine Erklärungen, wie schlecht er über die sehr ernsten politischen und socialen Verhältnisse unterrichtet war, auf welche sie Bezug hatten. Sie gab sich gar keine Mühe, ihn zu berichtigen. Sogar einen Roman, der aus irgend einer Leihbibliothek stammte, las sie auf seine Empfehlung geduldig durch und gab ihn, freilich in weißes Papier eingeschlagen, mit der ihn sehr belustigenden Bemerkung zurück: „Er ist noch immer nicht ganz sauber, aber da kann ich nicht helfen."

„Der Verfasser ist doch ein Teufelskerl," meinte er, „kennt das Leben."

„Ist es wirklich so?" fragte sie, einen Augenblick ganz ernst.

Das machte ihn stutzig. „Ja, man muß es doch glauben," antwortete er. „Lieutenant von Kortzen, bei dem ich das Ding fand, behauptete mit heiligen Eiden, er selbst hätte so eine Frau gekannt, die da Modell gesessen haben könnte."

„Die Frau, die den Mann zu Grunde richtet, ist jetzt eine beliebte Romanfigur," bemerkte sie lächelnd. „Im Leben, denke ich, ereignet sich öfter der umgekehrte Fall."

„Aber der giebt heute einen langweiligen Roman, gnädigste Gräfin," antwortete er. „Eine weibliche Bestie — entschuldigen Sie die problematische Bezeichnung — kann sehr reizend sein, wie Figura zeigt. Und wenn man nicht selbst der Unglückliche ist —"

„Den man doch ein wenig beneidet," fiel sie ein.

„Ja, darauf spekulieren diese Romanschreiber," bestätigte er, die Augenbrauen aufziehend. „Es bleibt immer schmeichelhaft, bis zur Vernichtung geliebt zu sein."

Sie sah ihn eine kleine Weile mit den dunkelglühenden Augen forschend an. „Glauben Sie," fragte sie, „daß es auch weibliche Ungeheuer geben kann, die bis zur Selbstvernichtung lieben?"

Der Freiherr mochte zweifeln, ob er sie recht verstehe. „Ach ..." sagte er staunend, „gewissermaßen liebt jedes weibliche Wesen, das wirklich liebt, bis zur Selbstvernichtung. Es geht in der Persönlichkeit des geliebten Mannes auf."

„Wenn das möglich ist!"

„Jede Heirat aus Liebe ist eigentlich ein Beweis dafür."

„Wäre das die Regel, so scheint freilich eher die Ausnahme ungeheuerlich, daß eine Frau aus Liebe heiratet, obgleich sie weiß, daß sie nicht in der Persönlichkeit des geliebten Mannes aufgehen kann."

Er blinzelte verlegen.

„Oder wenn eine Frau den Mann, in dessen Persönlichkeit sie meint nicht aufgehen zu können, nicht heiratet, obgleich sie ihn liebt. Das wäre allerdings nach Ihrem Geschmack eine sehr langweilige — weibliche Bestie."

„Gnädigste Gräfin ..."

Die schwarzen Augen schienen wie aus finsterem Gewölk zu blitzen. „Es gäbe vielleicht auch noch ein drittes — etwas noch viel Ungeheuerlicheres, und interessant dazu."

„Was meinen Sie —?"

„Lassen wir das," brach sie ab. „Dieser Roman müßte erst noch geschrieben werden. Jedenfalls würde Herr Lieutenant von Kortzen das Modell nicht erlebt haben."

Der Freiherr fügte sich gern. Das Gespräch hatte wieder, wie auch sonst schon mitunter, eine ihm unheimliche Wendung genommen. Unheimlich war ihm alles, was ihn nötigen wollte, aus seiner gewöhnlichen Denkweise herauszutreten. Er fühlte sich dann sogleich unsicher, wie entkräftet. „Haben gnädigste Gräfin schon die Hundeausstellung mit Höchstihrem Besuch beehrt?“ erkundigte er sich, möglichst weit ablenkend.

Isolde lachte laut auf. „Nein,“ antwortete sie, „ich traute mir, aufrichtig gesagt, zu wenig Verständnis zu und wartete ab, bis ich vielleicht einmal das Glück hätte, von einem Kenner geführt zu werden.“

„O —! wenn ich meine Begleitung anbieten dürfte ...“

„Warum nicht?“

Er verbeugte sich und küßte ihre Hand. „Ich hoffe, mich verbürgen zu können, daß gnädige Gräfin sich amüsieren werden. Es ist da unter anderen seltenen Exemplaren ein Affenpinscher, in dessen Häßlichkeit man sich wirklich verlieben kann.“

„Das ist ja gefährlich! Kann man sich auch in das Häßliche verlieben?“

Wieder so eine unbequeme Seitenfrage. „Es ist eine Redensart, gnädigste Gräfin,“ sagte er leichthin.

„Aber in allem Ernst ...“

„Hm —! Wenn er häßlich genug ist, um für einen Ausbund gelten zu können —! Sie werden ja sehen.“

Tag und Stunde wurden gleich verabredet. Frau von Simmen sollte mitfahren.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Ich versuche, teuerste Ludmilla,“ schrieb die Gräfin in diesen Tagen der Freundin, „ob ich gegen meine Natur leben kann — und wie lange. Wochen — Monate —? Von Jahren wage ich nicht einmal mit einem Fragezeichen zu reden. Ich leiste aber auch schon das Erstaunliche, wenn es sich nur um Tage handelt. Man spricht von einer klimatischen Anpassung. Vom Nordpol ist man nicht mehr weit, und auf dem Äquator soll man sich ganz leidlich einrichten können, auch wenn man keine schwarze Haut hat. Aber es giebt seelische Anpassungen, die noch viel merkwürdiger sind. Denn da helfen nicht Pelze und weiße Schirmhüte, Öfen und Punkas, feurige Weine und Eislimonaden. Das Seelchen braucht gar keine Hilfsmittel und findet sich doch mit jedem noch so sehr seiner Natur widersprechenden Zustand ab. Eine Weile wenigstens. Und vielleicht bei sehr vernünftiger Lebensweise ...

Ob man sich wohl das Denken ganz abgewöhnen kann? Wie glücklich wären wir Frauen! Und es giebt wirklich viele, die diese Fertigkeit erlangen — noch mehr freilich, die gar keine besondere Mühe aufzuwenden nötig haben. Warum sich auch den Kopf über Dinge zerbrechen, die doch von Rechts wegen nur das Herz angehen? Und das Herz hat doch gewiß das beste Recht, ganz unvernünftig sein zu dürfen. Idealistisch kann man behaupten: es giebt gar kein vernünftiges Herz, wie es keine herzliche Vernunft giebt. Ein menschliches Wesen mit solchem Unding wäre ein Ungeheuer, das erst seine Lebensfähigkeit noch zu beweisen hätte. Ich muß lachen. Kürzlich sprachen wir von Ungeheuern und konnten uns nicht verständigen. Er und ich nämlich, oder ich und er. Aber war's nicht schon eine Ungeheuerlichkeit, sich über so etwas verständigen zu wollen? Das Tollste kann man nicht einmal sagen. Selbst einer Freundin nicht.

Aber es giebt einen Zustand des Wohlbehagens, der aus der zeitweisen Entfremdung von sich selbst hervorgeht. In ihm schwelge ich augenblicklich. Ich weiß, daß er nicht über eine gewisse Zeit anhalten kann, und nutze ihn deshalb recht verschwenderisch aus. Wenn du mich sehen könntest! Ich genieße das Leben wie ein junges verliebtes Ding, dem es gewiß ist, daß sich bald eine große Hoffnung erfüllen soll. Und es wird doch immer wahrscheinlicher, daß sie sich nicht erfüllen wird. Aber gerade deshalb! Ich versichere dich, mir klopft das Herz, wenn ich seinen Schritt im Vorzimmer höre, und das Blut schießt mir in die Wangen, wenn er mich ansieht. Nimmt er meine Hand — und er ist oft keck genug —, so fühle ich meinen Pulsschlag bis in die Schläfen. Ich glaube, er dürfte es wagen, den Arm um mich zu legen, ohne daß ich die Macht hätte, mich ihm zu entziehen. Und dabei weiß ich, daß er für mich nichts fühlt, als was er schon für ein Dutzend Frauen gefühlt hat, daß diese Hand ...

Ach! das ist eine häßliche Vorstellung. Aber das Häßlichste ist, daß sie immer dann am wenigsten beirrt, wenn sie mich zur Besinnung bringen sollte. Ich habe in seiner Nähe die unbezwingliche Neigung, mich sinken zu lassen. Kannst du das verstehen? Wie soll ich aber sonst zu ihm? Und es zwingt mich doch... Wenn ich mich ganz fallen ließe — wen ginge es etwas an?

Das ist ein vermessenes Wort. Ich selbst erschrecke davor. Und du —? Du ahnst nicht einmal, wie es gemeint ist. Wie es wenigstens gemeint sein könnte. Denn noch... Nein, ich habe soweit noch meine fünf Sinne beisammen. Die Phantasie freilich spielt mir manchmal einen dummen Streich. Und es giebt so wahnsinnige Träume! Aber ich weiß doch ganz gut, daß ich's mit Irrlichtern zu thun habe. Und doch habe ich den Knopf in der Hand, der mit einer halben Drehung das elektrische Licht abstellt, das die Nerven reizt.

Einmal ganz ohne alle Nebengedanken, Liebste — ganz ohne jede persönliche Beziehung — Ist nicht doch unter Umständen die Frage erlaubt: wen geht es etwas an? Darf es nicht — unter Umständen immer — eine Selbstherrlichkeit geben, die unter eigenstem Gesetz steht? Um gleich das Äußerste zu nehmen: hat nicht der Mensch das Recht, sein Dasein auszulöschen, wenn es nach seiner Schätzung ihm und anderen verderblich wird? Sieh von religiösen Bedenken ganz ab. Und wenn es sich nun nicht um die Zerstörung des ganzen Menschen handelte, sondern um eine absichtliche Verstümmelung des sittlichen Bewußtseins, eine bewußte Herabminderung der sittlichen Ansprüche an sich selbst, eine Verhäßlichung des eigenen Wesens — giebt es da ein allgemeingültiges Pflichtverbot? Oder — wenn jemand in der Welt ganz für sich allein steht, oder sich ganz für sich allein stellen kann, keine Angehörigen hat, denen er irgend etwas schuldet, keinen Menschen außer sich selbst schädigt; und wenn er sich die Willensstärke zutrauen kann, niemand entgelten zu lassen, was er an sich selbst sündigte, niemand über sich täuschen zu wollen, niemand für sich verantwortlich zu machen — sollte der wirklich Bedenken tragen müssen, frei über sich zu verfügen, selbst auf die Gefahr der Reue hin? Denn Reue ist doch wieder ein Allereigenstes, worüber niemand Rechenschaft fordern darf — auch hier von religiösen Vorstellungen abgesehen. Ich spreche nicht von den Verirrungen einer großen Leidenschaft; ich spreche von der ganz kühlen Erwägung einer souveränen Natur, ob sich für sie etwas schicke, was sich für die reguläre Gebundenheit nicht schickt. Ob ihre Handlungen nach besonderem Maß gemessen werden dürfen — ich will nicht sagen: müssen. Ob es für sie etwas Gemeines giebt, außer dem einen: sich nicht genugzuthun. Man kann doch darüber philosophieren! Oder soll man das nicht? Soll das ein Weib nicht? Aber wenn es dreißig Jahre alt geworden ist und entschlossen —

Freilich — der Entschluß ist noch nicht reif.

Ach! ich fürchte ernstlich krank zu werden — oder ich bin's wohl schon."

* * *

Ein paar Wochen waren vergangen. Frau Leopoldine von Simmen fand Isolde mit jedem Tage mehr verändert. Sie gab sich schon nicht mehr Mühe, ihre Unruhe zu verbergen. Sonst keine Minute unbeschäftigt, konnte sie jetzt Stunden verträumen, in einem Lehnsessel ausgestreckt, den schönen Kopf zurückgebeugt, die Augen geschlossen oder zur Decke gerichtet. Sie blätterte ganz gegen ihre Gewohnheit in den Büchern, die sie sich hatte reichen lassen, als ob sie Stellen suchte, die sie interessieren könnten, vielleicht auch ohne jede Absicht und nur aus Zerstreutheit. Sie saß am Flügel und legte Noten von Bach, Beethoven oder Schumann auf, die ihre Lieblingsmeister waren, brachte aber kein Stück zu Ende, spielte unordentlich oder wiederholte immer nur gewisse Rhythmen, die ihr einen besonders anmutenden Klang haben mochten. Manchmal — was Frau von Simmen besonders verwunderte — klimperte sie auch Walzermelodien und Bruchstücke aus heiteren Opern nach dem Gedächtnis mit leidenschaftlichem Eifer, und manchmal wieder schlug sie nur Accorde oder einzelne Tasten an, wie schwelgend in den Tönen und Tonverbindungen. Sie bestellte den Wagen und bestellte ihn wieder ab,

wenn er vor der Thür stand. Sie beschäftigte sich halbe Vormittage lang mit ihrer Toilette, um schließlich das einfachste Kleid anzuziehen und jeden Schmuckgegenstand zurückzuweisen. Sie machte in den Kunsthandlungen verschwenderische Einkäufe nach dem Geschmack von Leuten, die an dem Wunderlichen und Pikanten Gefallen finden, und ließ die Bilder und Figuren dann eingepackt stehen. Sie verließ ihre Theaterloge mitten im Akt und hatte mitunter bis tief in die Nacht hinein alle ihre Räume erleuchtet, ohne doch Gäste zu empfangen. Die Kronen konnten ihr nie hell genug brennen, und ihr Schlafzimmer mußte immer von Wohlgerüchen durchzogen sein, die einen starken Nervenreiz übten. Er schien ihr noch nicht zu genügen. Sie rauchte auch — was sie sonst verabscheut hatte — Cigaretten. Dann mußten wieder alle Fenster aufgerissen werden, um die frische Luft, besonders die kühle Nachtluft, zuzuführen.

Ihre Stimmung war sehr veränderlich. Bald überhäufte sie die ältere Freundin mit Zärtlichkeiten, die keinen erkennbaren Grund hatten, bald hielt sie verletzende Äußerungen nicht zurück, die ebenso unverdient waren. So wechselte sie auch häufig ohne besonderen Anlaß die Farbe. Mitunter loderte das Feuer in ihren Augen blitzartig auf, und bald wieder ermattete ihr Glanz bis zum Ausdruck von Schläfrigkeit. Nur in der Stunde, die der Freiherr bei ihr zuzubringen pflegte, zeigte sie sich ganz heiter und liebenswürdig. Er hatte schon nicht mehr den geringsten Zweifel, daß er glatt zum Ziel gelangen werde. Er begriff nur nicht, weshalb sie die Verlobung hinausschob, wenn sie ihm so wohlgeneigt war.

Endlich meldete sich denn auch wieder der Geheime Legationsrat zu einer geschäftlichen Unterredung. Isolde sah erschreckend bleich aus, als er eintrat; sie schien von seinem ernsten Gesicht bereits abgelesen zu haben, was sie erwartete. Er bemerkte es und war bemüht, ihm einen freundlicheren Ausdruck zu geben. Ihre Hand lag eine Weile recht eisig kalt in der seinen. „Es steht noch jetzt ganz bei Ihnen, mein liebes Kind," sagte er, „den Auftrag zurückzuziehen, den Sie mir vielleicht doch etwas unbedacht erteilt und den ich jedenfalls nur mit innerem Widerstreben angenommen habe. Wenn in der Zwischenzeit Ihre Gesinnungen — ich bitte Sie, nehmen Sie nur auf sich Rücksicht. Ich bin ein alter Diplomat und habe gelernt, mit den veränderten Umständen zu rechnen. Daß ich tiefstes Schweigen gelobe, versteht sich ohnedies von selbst."

„Nein, nein," antwortete sie, ihn zum Sessel führend, „ich hab's so gewollt und bin nicht anderen Sinnes geworden." Sie war wieder jeder Zoll die Gräfin Isolde von früher.

Er zog seufzend ein Konvolut Papiere aus der Brusttasche, behielt es aber noch in der Hand. „Da sind die vertraulichen Schreiben," bemerkte er, „die ich auf meine Anfragen erhalten habe. Man ist gegen mich so offen gewesen, wie ich's von guten Freunden erwarten durfte. Ich habe auch den Freiherrn hier ganz im stillen beobachten lassen und trug auf eines der Blätter zusammen, was ich als zuverlässig erachten durfte. Ich entäußere mich dieser Papiere sehr ungern, und ich bitte Sie noch jetzt inständigst, teuerste Gräfin, stehen Sie ab davon, ihre Herausgabe zu verlangen, wenn Sie für diesen Mann eine Neigung empfinden, die doch am Ende stark genug sein könnte, jedes Hindernis zu überwinden. Es ist thöricht, sich mit Wissen zu beschweren, das doch schließlich unsere Handlungen nicht bestimmt."

Isolde preßte die Lippen zusammen, bis sie alle Farbe verloren hatten. „Und glauben Sie nun — als väterlicher Freund — mir raten zu können, die Einsicht dieser Papiere für überflüssig zu erachten?" fragte sie dann, ohne den Kopf aufzurichten.

Der Graf hüstelte verlegen. „Ich würde einer jungen Dame, deren Herz ich noch wenig beteiligt glaubte, wahrscheinlich sehr ernst von einer Partie abzureden versuchen, welche unzweifelhaft große Bedenken hat. Aber —"

„Ich sollte meinen, daß Sie sich dann noch mehr dazu verpflichtet fühlen müßten, wenn Sie überzeugt wären, daß Ihre Freundin eine Herzensthorheit begehen könnte."

„Es wäre dann unnütz. Und übrigens — das Herz ist ein schwaches, aber auch wieder ein sehr starkes Ding. Es verzeiht viel —"

„Was verzeihlich ist.“

„Vielleicht gilt für unverzeihlich nur das, was ihm selbst zu Leide gethan ist. In ganz bestimmter Richtung! Und da — haben Sie ja wohl Herrn von Rippen bisher nichts vorzuwerfen.“

Die Gräfin zog spöttisch die Lippe. „Bisher! Sie meinen also, daß ich abwarten müßte —“ Die Stirn zog Furchen.

„Meine liebe Gräfin,“ fuhr er kopfwiegend fort, „was sich dem Freiherrn vorwerfen läßt, ist ja am Ende nicht der Art, daß die Gesellschaft daran großen Anstoß nimmt. Mein Himmel, ich glaube, die Frauen haben es ihm überall sehr leicht gemacht, gegen sich nicht allzu strenge zu sein. Die Unschuld hat er schwerlich auf seinem Gewissen. Wenn sein Leichtsinn öfters die erlaubten Grenzen überschritten hat —“

„Das geben Sie also zu.“

„Unbedenklich. Auch seine mehr als leichtfertige Art, in Verlegenheiten finanzielle Arrangements zu treffen —“ Wieder ein entschuldigendes Achselzucken. „Gewisse Beziehungen pflegen nun einmal sehr teuer zu werden, und erst recht dann, wenn sie auf eine noble Art gelöst werden sollen.“

„Was für Beziehungen?“

Der alte Herr ließ die Mundwinkel ein paarmal zucken. „Teuerste Gräfin, ich spreche nur eine Erfahrung aus. Man nimmt einem unverheirateten Manne von Stand und Vermögen den Verkehr mit der Halbwelt nicht sonderlich übel, wenn gewisse Schranken des Anstands gewahrt bleiben.“

Sie atmete kurz. „Und einem verheirateten auch nicht.“

„Das möchte ich doch nicht zugeben.“

„Selbstverständlich, wenn gewisse Schranken des Anstandes gewahrt bleiben,“ fügte sie höhnisch hinzu.

„Auch so nicht. Wenigstens möchte ich —“

Sie streckte die Hand aus. „Geben Sie mir die Papiere.“

Der alte Herr seufzte. „Sie wollen es.“

Isolde schien das Päckchen zu wiegen, indem sie es ein wenig auf und ab bewegte. Ihre Blicke wollten sich durch die Hülle bohren. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie leise aber bestimmt, „aufrichtig.“

Der Graf verabschiedete sich gleich darauf. Er müsse zu einer Sitzung im Ministerium. Sie hielt ihn mit keinem Wort zurück, begleitete ihn aber bis zur Thür, ihn dort mit einem Händedruck entlassend.

Dann stand sie eine Weile ganz in sich gekehrt, den Oberkörper scheu zurückgezogen, die Zähne verbissen. Das Päckchen hielt sie mit losen Fingern von sich ab, als fürchtete sie sich zu verunreinigen. Sie mochte sich wie ein Schwerkranker fühlen, der unmittelbar vor der letzten Entscheidung steht, ob eine lebensgefährliche Operation zuzulassen. Nun bemächtigte sich ihrer sichtlich die Ungeduld, mit sich nicht fertig werden zu können. Die Fußspitze hob und senkte den Saum des Kleides, sie atmete kurz und stoßend, auf den Wangen flammte die Zornröte auf und teilte sich der Nasenspitze mit, die Lippen zogen sich von den Gaumen zurück und die Schultern zuckten. Und zugleich flimmerte in den dunklen Augen ein begehrliches Feuer. Im nächsten Augenblick schien der Entschluß gefaßt zu sein. Sie stieß einen Laut aus, der wie die Abwehr eines widerwärtigen Gefühls klang, für das es kein Wort gab. Dann ging sie mit raschem Schritt in ihr Zimmer und schloß hinter sich die Thür.

Als Frau von Simmen zu melden kam, daß der Tisch gedeckt sei, erhielt sie erst nach wiederholtem Klopfen die Antwort, sie möge nicht auf sie warten. Als die alte Dame nach einer Stunde wieder erschien, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, wurde sie ebensowenig eingelassen und erfuhr nur, daß sie unbesorgt sein dürfe: der nervöse Kopfschmerz werde am schnellsten weichen, wenn sie mit sich allein bleibe. Frau von Simmen entfernte sich kopfschüttelnd. Nach einer Weile klopfte sie doch schüchtern nochmals an. „Liebe Isolde —“

„Aber so laß mich doch!“

„Sei nicht ungehalten über die Störung. Ich glaube dir nur die Mitteilung schuldig zu sein, daß ein Besuch —“

„Ich bin für niemand zu sprechen.“

„Auch nicht für den Freiherrn von Rippen? Er bat so dringend —“

Eine Minute lang blieb innen alles still. Dann ein leises, aber fast trotziges: „Auch für ihn nicht.“

„Darf ich ihm einen Gruß bestellen?“

„Nein. Ich sei unwohl — das genügt.“

Frau von Simmen zögerte noch an der Thür, als sei ein Widerruf abzuwarten. Da die Gräfin aber nichts weiter von sich hören ließ, schlich sie endlich verstimmt fort. Kopfschmerz: deshalb war die mütterliche Freundin noch nie ausgeschlossen worden. Und Isolde konnte sich sonst so gut zusammennehmen. Daß sie nun gar den sonst immer willkommenen Rittmeister — Was mochte der Geheime Rat ihr angethan haben, vor dessen Besuch sie sich noch ganz wohl gefühlt hatte? Der Freiherr erfuhr, wer bei ihr gewesen war.

Isolde lag auf dem Ruhebett lang ausgestreckt, die Füße übereinander gelegt und die gefalteten Hände unter dem Kopf, der sich über sie zurückbog. Sie blickte starr zur Decke auf.

Die Fenstervorhänge hatte sie herabgelassen, um das schon dämmerige Abendlicht noch mehr zu dämpfen. Die Papiere waren über den kleinen Tisch von florentinischer Mosaik am Kopfende und über den Teppich neben dem Sofa ausgestreut. Sie kannte nun ihren Inhalt. Er hatte sie nicht überrascht. Aber das bleiche Gesicht und von Zeit zu Zeit ein schmerzliches Zucken der Lippe verrieten ihr seelisches Leiden.

Erst als es schon ganz dunkel geworden war, erhob sie sich und zündete eine Lampe an, die im Kabinett stets zu ihrem Gebrauch bereit stand. Sie hatte mitunter in der Nacht schlaflose Stunden und pflegte dann zu lesen. Ein Bändchen mit gesammelten Abhandlungen über die Frauenfrage lag daneben. Sie stellte die Lampe auf den Schreibtisch und öffnete ihre Briefmappe. Eine Weile stand sie davor, in den Bogen verschiedenen Formats blätternd, als ob sie eine Auswahl treffen wollte, und kleine mit Notizen beschriebene Zettel umwendend oder zur Seite schiebend. Dann schritt sie lange über den weichen Teppich hin und her, den Ellenbogen auf die Hand gestützt und mit den Fingerspitzen die gesenkte Stirn streichend. Als ihr Blick zufällig auf die am Boden liegenden Briefschaften fiel, trat sie heran, sie aufzuheben. Sie warf die Blätter auf den Tisch zu den anderen mit einer hastigen Bewegung, als fühlte sie ein Brennen in der Hand. Mit sichtlicher Überwindung schob sie darauf die Bogen zusammen. Aus einer Schieblade nahm sie einen großen Umschlag und legte ihn auf die Mappe. Einen Augenblick schien sie unschlüssig, ob sie die Schriftstücke noch einmal überlesen solle. Ein fröstelnder Schauer überlief sie. Mit einem raschen Griff schob sie die Blätter hinein, schrieb stehend auf eine Visitenkarte einen kurzen Dank und fügte sie bei, verschloß darauf sogleich das Couvert und adressierte es an den Geheimen Legationsrat.

Wieder durchmaß sie, erst mit eiligeren, dann mit immer gemesseneren Schritten den Zimmerraum. Endlich lenkte sie in das dunkle Schlafkabinett ein, entkleidete sich und warf einen bequemen Schlafrock über. Sie stieß das Fenster auf und atmete in langen Zügen die kühlende Nachtluft ein. Unten lagen die Gärten wie schlafend; tief am schwül dunstigen Himmel stand die Mondsichel gelbrot. Sie drückte die Hand aufs Herz und hob unwillkürlich die schwellende Brust. Ein wollüstiges Gefühl durchschauerte sie, der heiße Atem machte ihr die Lippen trocken. Sie streckte die Arme aus und schien ein Gedankenbild umschließen zu wollen. Es zerrann. Wie gebrochen sank sie in die Knie und stützte die Stirn auf das harte Fensterbrett, die Hände davor zusammenkrampfend.

So lag sie wohl eine Viertelstunde unbeweglich. Dann richtete sie sich plötzlich auf, übergoß ein Tuch mit Wasser, drückte es auf die Augen und ließ es über das Gesicht gleiten. Es war, als ob sie einen Brand löschen wollte. Die Erfrischung that ihr wohl. In das Zimmer zurückgekehrt, setzte sie sich ohne weiteres Zögern an den Schreibtisch und tauchte die Feder ein.

„Liebste Ludmilla," schrieb sie mit ihren großen klaren Buchstaben, „es ist nun entschieden: ich heirate nicht — ihn nicht und also überhaupt nicht. Wenn ich dir sage, es ist entschieden, so darfst du dich darauf verlassen, daß ein Schwanken nicht mehr möglich ist. Ich würde dir's sonst nicht sagen. Aber auch das sollst du wissen, daß ich lange mit sehr schmerzlichen Empfindungen vor der Thür gestanden habe, bevor ich sie mir selbst verriegelte. Nun ist's entschieden: ich heirate nicht.

Hätte noch irgend ein Zweifel an der Richtigkeit meines Urteils bestanden haben

können, er würde jetzt bis auf die Wurzel ausgetilgt sein müssen. Ich habe mir diese Gewißheit verschaffen wollen, um wenigstens einen ganz ruhigen Kopf zu haben, und ein Freund hat sie mir durch die glaubwürdigsten Zeugnisse verschafft. Ihre Glaubwürdigkeit ist so über jeden Zweifel, weil ihre Aussteller Kavaliere sind, die ganz ahnungslos, für wen sie berichten, einzig und allein mit dem Maß messen, ob überall die Standesehre gewahrt sei. Und die Quintessenz? Wie er lebt, haben Tausende von vornehmen und reichen Leuten vor ihm gelebt und werden Tausende von vornehmen und reichen Leuten nach ihm leben. Das weibliche Geschlecht ist ihm ... Aber still davon. Es widerstrebt mir, davon auch nur berichtend zu sprechen.

Ich habe die ganz feste Überzeugung, daß dieser Mann keine gelobte Pflicht halten, daß er leichtsinnig und gewissenlos seinen Treuschwur brechen, das Weib, das sich vor dem Altar an ihn kettet, ebenso hintergehen und betrügen wird wie irgend ein Schätzchen, dem er im Rausch der Leidenschaft ewige Liebe verspricht. Seine Frau wird nur die Wahl haben, mit denen zu teilen, denen er neben ihr seine Gunst zuwendet, oder ihn jenen zu überlassen. Mit dem Ehering am Finger wird sie ihm bald nichts sein sollen als die rechtmäßige Inhaberin einer häuslichen Würde, die zur gesellschaftlichen Repräsentation erforderlich. Vielleicht geschieht nichts, was sie äußerlich verletzt. Wir sind ja vermögend genug, uns im großen Stil einrichten zu können. Man sieht Mann und Frau nur, wie sie sich zeigen wollen. Und sie zeigen sich, wie man sie sehen soll. Schein, alles Schein. Und die Lüge wird Pflicht! Eine unerträgliche Vorstellung.

Vor zehn Jahren ... Wenn dieser Mann gekommen wäre, und ich hätte nicht gewußt, was ich jetzt weiß, oder ich hätte es nicht begriffen, oder ich hätte in jugendlicher Traumseligkeit meiner Liebe eine heilende Kraft zugetraut — und es wäre dann nach und nach mir das Verständnis der Unwürdigkeit einer solchen Ehe aufgegangen ... ich weiß nicht, wie ich mein Schicksal getragen hätte. Vielleicht wie tausend andere Frauen, die aus dem Schiffbruch ihres Lebensglückes zu retten suchen, was noch zu retten ist, und mit kluger Geduld die Zeit abwarten, in der naturgemäß jedes leidenschaftliche Begehren zur Ruhe zu gelangen pflegt. Heut — würde ich mit offenen Augen in mein Verderben stürzen — unfehlbar in mein Verderben. Ich weiß so sicher, als ein Mensch etwas wissen kann, daß ich mich unsagbar unglücklich machen würde durch die Ehe mit einem Manne, den ich liebe und nicht achte. Ich könnte — die Phantasie spielt manchmal unheimlich um solche Möglichkeiten herum — ich könnte mich ihm vielleicht in einer schwachen Stunde fortwerfen, um ihn mein, ganz mein genannt zu haben; aber mir schauert, die Ehe zu entheiligen. Nein — lieber ehelos zu Grabe gehen und das Leben mit Werken der Barmherzigkeit füllen!

Werke der Barmherzigkeit statt Werke der Liebe —! Es ist ein kümmerlicher Behelf. Aber warum die einen an die Stelle der anderen setzen? Giebt es nicht eine barmherzige Liebe, die das Frauenherz ganz erfüllen kann? Wenn's nur erst zur Ruhe kommen wollte. Es gäbe vielleicht ein Mittel ... Weißt du, daß ich mir manchmal wünsche, ich hätte eine große Sünde begangen, die ich durch ein Leben der Entsagung und Aufopferung abbüßen müßte? Es wäre so gleichsam ein sicherer Halt, eine eherne Kette, ein stets bereiter Beweis der Notwendigkeit des Handelns und Unterlassens. So feige bin ich noch, daß ich mir den Zwang als eine Wohlthat denke. Aber ich hoffe, wenn das Abschiedswort erst gesprochen sein wird ... Warum spreche ich es nicht sogleich? Was nötigt mich, die Frist zu Ende gehen zu lassen? Ach, Liebste! auch das ist eine Feigheit des Herzens, das gezwungen sein möchte. Aber der Tag der Abreise nach Hoheneck steht schon unwiderruflich fest.

Schon jetzt weht mich erfrischend, ermutigend ein Hauch der Freiheit an. Ein weibliches Wesen, das allein steht in der Welt und entschlossen ist, sich durch kein Eheband fesseln zu lassen — nicht wahr, das ist frei? Das hat über sich unbedingt zu verfügen wie der Mann? Es hat sich die Selbstherrlichkeit erkauft und sitzt fortan allein über sich zu Gericht. Was ich vor mir ver-

antworten kann, das ist mir erlaubt zu thun. Leib und Seele sind frei!

Auf was für schwindelnde Pfade versteige ich mich! Kündige mir beizeiten die Freundschaft, Ludmilla — ich warne dich ernstlich vor mir. Oder willst du abwarten, bis ich aufhöre, dir zu schreiben? Geschieht das, so nimm's als ein Zeichen, daß ich verzweifle, mich dir noch verständlich zu machen, wenn ich dir über mich die Wahrheit sage. Bis dahin aber aufrichtigst deine

Isolde."

* * *

Frau von Simmen fand die Gräfin am anderen Morgen von einem Unwohlsein gequält, das sie hinderte, das Bett zu verlassen. In ihrer Sorge zog die gute Dame den Arzt zu. Er fand zur Zeit keine ausgesprochene Krankheit, aber eine allgemeine Mattigkeit der Glieder, Benommenheit des Kopfes, unruhigen Puls, verstimmte Nerven. Sie klagte, sie habe Furcht einzuschlafen, da sie in halbwachem Zustande schon von häßlichen Träumen gepeinigt werde; sie fahre dann erschreckt auf und fühle starkes Herzklopfen, als ob die Blutwelle angestaut gewesen sei und sich jetzt gewaltsam Bahn breche. Der Arzt riet ihr dringend, sich vor jeder Gemütsbewegung zu hüten. Er verordnete ein Tränkchen zur Belebung des völlig gesunkenen Appetites und empfahl immer wieder Ruhe. „Sie müssen sich einmal ein paar Tage gründlich langweilen, gnädigste Gräfin," sagte er. „Lesen Sie nicht, schreiben Sie nicht, empfangen Sie keine Besuche, aber gehen Sie, sobald Sie sich irgend dazu kräftig fühlen, in den Schattengängen des Gartens viel spazieren. Am günstigsten würde eine Luftveränderung, der Aufenthalt im Gebirge wirken. Es wundert mich, daß Sie nicht längst abgereist sind. Wenn man ein Schloß in den Alpen besitzt —! Was kann Sie hier in der warmen Jahreszeit zurückhalten?"

Die Gräfin schützte den Bau vor. Dem Leben und Treiben in den großen Hotels der berühmten Höhenorte sei sie mehr als je abgeneigt. Aber sie dürfe wohl in nächster Zeit schon hoffen, ihre Zimmer in Hoheneck bereit zu finden. Dort werde sie dann bald ganz gesunden.

Den Rat des Arztes, sich Ruhe zu gönnen, befolgte sie scheinbar. Auch als sie nach einigen Tagen wieder aufgestanden war, beschäftigte sie sich mit nichts, sondern lag träumend im Lehnstuhl, ließ sich geduldig von Frau von Simmen etwas vorplaudern, ging in den Zimmern umher, die Bilder betrachtend oder die Nippes umstellend, und spazierte unter den Linden im Garten. Der Freiherr schickte an jedem Morgen einen Strauß oder Korb der herrlichsten Rosen. Isolde schien Freude daran zu haben; sie wählte immer ein paar der schönsten, noch nicht völlig aufgeblühten, steckte sie vor und trug sie, bis sie verwelkt waren. Er selbst sprach täglich zweimal vor, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Es verstand sich für Frau von Simmen von selbst, daß er nicht vorgelassen werden dürfe. Wenn sie aber abberufen war, ihm Auskunft zu geben, fand sie hinterher Isolde stets in einem Zustand merklicher Aufgeregtheit, mit erhitzten Wangen, unruhigen Augen, kaltfeuchten Händen. Eines Vormittags, als wieder der Diener die Meldung brachte und die alte Dame aufstand, den Freiherrn im vorderen Salon zu begrüßen, ergriff Isolde mit einer hastigen Bewegung ihren Arm, zog sie zu sich heran und flüsterte ihr wie ängstlich zu: „Ich muß ihn sehen — sprechen — muß!"

„Den Freiherrn von Rippen?" fragte Frau von Simmen verwundert.

„Ja."

„Aber —"

„Ich dulde da keine Einrede, liebe Leopoldine."

„Nun gut, gut —! Ich will ja auch nur freundschaftlich vorstellen —"

„Ich weiß, was du dagegen vorbringen willst. Die Sorge um mich ... ja, ja! Aber ihr bedenkt nicht, wie mich das aufregt, wenn ich ihn im Hause weiß, und es dauert eine Ewigkeit, bis du zurückkehrst, und ich warte so lange — Niemand bedenkt das."

„Aber wir können ihm ja sagen lassen —"

„Nein, nein! Ich selbst will — will ihm beweisen, daß ich wieder ganz gesund bin, will ihn bitten, sich nicht weiter zu bemühen ... Mein Gott! das ist doch so leicht verständlich."

Frau von Simmen wiegte den Kopf. „Und wo, liebstes Kind —?"

„Hier."

„Im Krankenzimmer. Eine sehr ungewöhnliche Vertraulichkeit —"

„Mag sein. Aber ich habe nicht Toilette gemacht —"

„Um so mehr."

Isolde trat heftig mit dem kleinen Fuß auf und brach in Thränen aus. „Aber es ist ja so gleichgültig — alles, alles! Geh nur. Und er soll sofort eintreten — ohne lange Vorbereitung durch dich."

„So beruhige dich doch nur erst."

„Ich bin ganz ruhig — innerlich ganz ruhig. Du regst mich nur auf."

Frau von Simmen hielt eine Antwort darauf nicht für angebracht. Sie ging nach der Thür.

„Und noch eine Bitte," rief ihr Isolde nach. „Wir bleiben allein! Es ist mir peinlich, mich beobachten zu lassen, wenn es auch in bester Meinung geschieht," fügte sie hinzu, um nicht zu verletzen.

Es dauerte keine Minute, bis der Rittmeister ins Vorzimmer trat. Die Thür wurde hinter ihm von unsichtbarer Hand zugezogen. Er schritt auf den Fußspitzen leise über den weichen Teppich und schob mit gehobener Hand die Portiere, die der hohen Gestalt ein Hindernis bot, in Schulterhöhe ein wenig zur Seite. Sie fiel hinter ihm wieder zurück und bildete einen Augenblick den Hintergrund für den interessanten Blondkopf mit dem buschigen Schnurrbart und den in freudigster Erregung leuchtenden blauen Augen. Die linke Hand hielt die Mütze. Den Säbel hatte er im Vorzimmer gelassen. Die kleidsame Uniform gab der männlichen Erscheinung noch festeren Halt und Zusammenschluß. „Ist's wirklich erlaubt, gnädigste Gräfin?" fragte er stehen bleibend. „Darf ich —"

Sie sah ihn mit großen Augen wie verzaubert an. „Wenn nicht die Luft des Krankenzimmers ..." antwortete sie lächelnd und brach ab. Sie merkte wohl selbst, daß ihr Ton etwas Zitterndes hatte, was sie nicht zu unterdrücken vermochte.

Nun schritt er rasch auf sie zu, beugte sich und küßte ihre Hand, die sie ihm, wie einem mechanischen Zwange folgend, zugereicht hatte. Der Kuß war nicht die übliche Höflichkeitsbezeigung; seine heißen Lippen drückten sich fest ein und ruhten eine kleine Weile auf dem weichen Flaum. Er fühlte das nervöse Zucken ihrer Finger. Als er aufsah, war das eben noch recht bleiche Gesicht wie rosig angehaucht. Er meinte, es so schön noch nie gesehen zu haben. Dazu die schlanke Gestalt in dem ganz einfachen, sich den zierlichen Formen sanft anschmiegenden, in eine leichte Schleppe auslaufenden Gewande von weißer Wolle —! Sein Blick schien sich nicht sättigen zu können und beunruhigte sie sichtlich. Sie zog die Hand zurück, die er noch festgehalten hatte, und machte eine Bewegung gegen den Sessel hin, der neben der Chaiselongue stand, von der sie sich erhoben hatte, als sie Frau von Simmen fortschickte. „Aber wollen Sie sich nicht setzen?"

„Ich weiß nicht, ob ich das verantworten kann, gnädigste Gräfin," wendete er ein, indem er einen Schritt zurücktrat. „Die Frau Oberhofmeisterin gab mir eine Instruktion mit —"

„Ach, die Gute! Sie will mich nur immer schonen und langweilt mich damit noch zu Tode. Es ist schrecklich, krank zu sein — immerfort an sich erinnert zu werden, nach der Uhr zu leben. Mir ist am wohlsten, wenn ich so beschäftigt bin, daß ich von mir selbst gar nichts weiß."

„Aber um sich dieses Wohlsein verschaffen zu können, werden Sie sich vor allem erst gesund langweilen lassen müssen. Wenn ich hoffen dürfte, daß meine Unterhaltung ..."

„Sie sind zu bescheiden, Herr Rittmeister," versicherte sie lächelnd und ließ sich dabei auf die Chaiselongue nieder. „Wir pflegen ja miteinander ganz amüsant plaudern zu können. Warum wollen Sie's nicht auch heute versuchen? Ich bin Ihnen sehr dankbar, wenn Sie meine Stimmung erheitern. Ach — Sie wissen gar nicht, wie schlecht mir zu Mut gewesen ist. Das war meine Krankheit."

Der Freiherr setzte sich nun ihr gegenüber. „Ich finde übrigens, daß Sie trefflich aussehen, gnädigste Gräfin," sagte er, einen dreisten Blick hinüberschickend. „Sollte die verehrte Kranke Wert darauf legen, noch über eine interessante Blässe zu verfügen, so

muß ich unbarmherzig jede solche Selbsttäuschung zerstören. Aber ich glaube nicht. Wer keine Gefahr zu laufen meint, wenn er sich eine so zartgelbe Rose vorsteckt, hat sicher schon seine Freude daran, mit der Morgenröte wetteifern zu können. Ich bezeuge Ihnen den Sieg."

„Sie schmeicheln doch nicht!" drohte sie neckisch. „Übrigens erinnern Sie mich daran, daß ich Ihnen noch für die wunderschönen Blumen zu danken habe, mit denen Sie jeden Morgen mein Krankenzimmer schmückten. Es sei hiermit nicht nur pflichtschuldigst geschehen."

„Sollte ich hoffen dürfen, daß auch diese gelbe Rose ..." Er blickte nach ihrer Brust.

„Und wenn?" fiel sie rasch ein.

„Wäre meine Bitte zu kühn, sie mir aufzubewahren, wenn sie verwelkt sein wird?"

Isolde schüttelte abwehrend die Hand. „O, Herr von Rippen —! Sie haben wohl ein Herbarium von dergleichen getrockneten Blumen angelegt und noch den Platz zwischen zwei Löschblättern frei?"

Ein Zucken seiner Nasenflügel verriet, daß er die Spitze merkte. „Sie überschätzen meine botanischen Neigungen, gnädigste Gräfin — wohl auch mein Sammelglück," antwortete er doch gutgelaunt. „Für diese Rose würde ich einen Reliquienschrein angeschafft haben, wie jetzt wieder Mode. Neulich in der Leipziger Straße ein ganzes Schaufenster von diesen niedlichen Sächelchen vollgestellt gesehen, altdeutsch mit Spitzbögen und Elfenbeinfigürchen darin, oder Renaissance mit emaillierten Schildern zwischen den Säulchen und Steinmosaiken. Reizender Schmuck für Kaminsims oder Spiegelkonsole. Inhalt irgend ein anbetenswürdiger Gegenstand nach dem Geschmack des glücklichen Besitzers — braucht nicht durchaus ein heiliger Knochen oder so etwas zu sein. Diese geweihte Rose —"

„Verzichtet auf ein so kostbares Begräbnis. Sprechen wir von etwas Vernünftigerem. Wie ist es Ihnen inzwischen ergangen, Herr Baron?"

„Miserabel, gnädigste Gräfin, miserabel, seit mir Ihr Stern nicht mehr leuchtete. Miß Nelly hat sich den Fuß vertreten, konnte nicht mitlaufen."

„Das ist —"

„Die braune Engländerin, die ich Lord Windsom für ein Heidengeld abgekauft habe. Sieht brillant aus, aber zu zart gebaut."

„Was machen denn meine beiden Freunde Flick und Flock?"

„Hahaha! Sie sind ganz melancholisch geworden, seit sie nicht mehr von Ihrer weichen Hand gestreichelt werden. Aus Verzweiflung, glaube ich, haben sie gestern auf der Straße ein kleines Blumenmädel umgerannt und sind vom Schutzmann notiert worden."

„Hoffentlich hat das Kind nicht Schaden genommen?"

„Eine kleine Stirnschramme, die mit einem Goldstück zu bedecken war. Das heilsamste Pflaster! Morgen wird alles wieder gut sein."

„Schreiben Sie mir gütigst die Adresse auf, ich will mich erkundigen lassen. Und weiter?"

„Gnädigste Gräfin meinen —?"

„Sie sagten, es sei Ihnen miserabel ergangen. Ist das nun alles?"

„Ach! Auch noch zwei Wetten verloren."

„Darf man erfahren, weshalb Sie gewettet haben?"

„Es ist lächerlich. Ob der Fritz von Debow, der das schöne Fideikomniß Tremnitz hat und in letzter Woche seinen Stammhalter taufen ließ, vor acht Jahren bei den sechsten Dragonern oder Husaren gestanden hat. Ich hätt's ja wissen können, da ich ungefähr aus der Zeit Photographie von ihm besitze, deren Platte übrigens hat vernichtet werden müssen."

„Aus welchem Grunde?"

„Ach — wir waren einmal sehr lustig irgendwo beim Manöver, Offiziere von allen Waffengattungen, und er hatte seinen Spaß mit der wirklich recht hübschen Marketenderin. Es fand sich da auch ein Schnellphotograph ein, und er war in der Weinlaune leichtsinnig genug, sich mit ihr Arm in Arm photographieren zu lassen. Das Bild wurde unter uns versteigert, und ich erstand es für das höchste Gebot, das dann in einer Champagnerbowle angelegt wurde. Am nächsten Morgen ward ihm die Sache leid, er ritt dem Burschen nach und verlangte die Platte heraus. Er hat sie natürlich teuer bezahlen müssen. Auch mir hätte

er das Bild gern losgemacht. Aber es war mir ein Heidenspaß, ihn ängstigen zu können. Na ... ich hab's erst jetzt wieder vorgesucht, um festzustellen, daß ich meine Wette verloren hätte."

„Wollen Sie mir's schenken?"

„Ich hab's verbrannt. Er ist ja jetzt verheiratet und Familienvater. Wer kann wissen ... hm, hm!"

Sie nickte ihm dankend zu. „Und die andere Wette?"

„Die war ganz dumm. Es kam im Kasino die Rede auf den Schimmelhengst Almansor vom Cirkus Ganelli. Ich äußerte ganz beiläufig, er stehe in der Manege im dritten Stand links. ‚Im dritten rechts,' wurde eingewendet. Ich war hartnäckig und hätte meinen Kopf verwetten mögen. Da sehen Sie nun, wie wenig ich ihm zumuten konnte, gnädigste Gräfin! Seit einiger Zeit wird es mir wirklich schon schwer, rechts und links zu unterscheiden." Er seufzte aus tiefster Brust und sah sie mit einem schwermütig zärtlichen Blick an.

„Sie sind wirklich zu bedauern," bestätigte Isolde ein wenig spöttisch. „Und was hat Sie denn so ganz in Verwirrung gebracht?"

Er rückte auf seinem Sessel vor. „Das fragen Sie?" rief er mit komischem Pathos. „Als ob Sie nicht wissen, wo seit einem gewissen Tage alle meine Gedanken eingefangen sind und festgehalten werden, so daß ich wie hypnotisiert herumgehe und nur auf das Erlösungswort warte, wieder bei gesunden Sinnen sein zu dürfen! Wie konnten Sie bei all Ihrer Engelsgüte so grausam ..."

Er brach ab, da er bemerkte, daß sie plötzlich sehr ernst wurde und scheu zur Seite blickte. In anderem Tone, weniger laut aber wärmer, fuhr er fort: „Nein, wirklich, teuerste Gräfin, Sie haben nicht gut daran gethan, sich eine so lange Bedenkzeit vorzubehalten. Sie ließen dabei außer Rechnung, daß für den, der ein Urteil auf Leben und Tod erwartet, schon vierundzwanzig Stunden eine endlose Zeit sind. Und die Folterqual steigert sich mit jeder neuen Sonne! Der Vorwurf der Grausamkeit wiegt schwer, ich fühle das, aber ich kann ihn nicht zurücknehmen."

Isolde atmete rascher. Ein flüchtiger Blick streifte ihn, um sich gleich wieder zur Erde zu senken. Der Versuch, spöttisch das feine Näschen zu rümpfen, mißglückte, und nicht einmal ganz scherzhaft, wie wohl beabsichtigt war, klang es, als sie nach einer kleinen Weile fragte: „Geht's Ihnen denn wirklich so nahe?" Sie selbst erschrak sichtlich, als das Wort über ihre Lippen war.

Er nahm's für eine halbe Aufforderung, sich noch dreister zu äußern. „Es kann nicht Ihre Absicht sein, mich zu kränken, teuerste Gräfin," antwortete er, den Lehnsessel heranschiebend. „Es geht mir wahrhaftig nahe. Hätten Sie mich verdächtigen dürfen, daß irgend ein nicht ganz lauteres Interesse —"

Das heftige Schütteln des Kopfes schien ihn bestimmen zu wollen, abzubrechen. Er achtete jedoch nicht darauf. „Sie sind sehr reich. Das kann Sie zur Vorsicht mahnen. Nun — ich bin nicht so thöricht, Sie durch die Versicherung täuschen zu wollen, daß Geld und Gut für mich keine Bedeutung haben. Wie ich gewohnt bin zu leben, brauche ich viel, und ich bekenne ohne Scheu, daß ich es als eine sehr glückliche Schicksalsfügung ansehen würde, wenn der Reichtum meiner Frau mich jeder Sorge um unbequeme Einschränkungen überhöbe. Aber ein Mensch meiner Art hat seine Freiheit zu lieb, gnädigste Gräfin, um sie ohne dringendste Not auch für ungezählte Millionen verkaufen zu können. Es paßt eher zu meiner ganzen Sinnesweise, den letzten Tausendmarkschein zu verspielen und mir dann eine Kugel durch den Kopf zu jagen —"

Isolde fühlte sich sichtlich gepeinigt. Er bemerkte es und brach lächelnd ab. „Ich sage das nur, um Sie zu überzeugen, daß es ganz andere Mächte gewesen sein mußten, die diesen Freiheitstrieb bändigten. Ich weiß selbst nicht, wie mir geschehen ist. Die Verehrung, die ich Ihnen unbegrenzt zollte, teuerste Gräfin, hätte mich bedenklich machen sollen, ob ich es wagen durfte, mich Ihnen im Gefühl der eigenen Nichtigkeit zu nähern. Wie hoch stehen Sie über mir! Und doch schwieg mein Gewissen. Hätte ich mich eines Verbrechens schuldig gewußt, ich würde an nichts gedacht haben, als an das eine, daß ich Sie liebe. Ja, ja! daß ich Sie liebe, teuerste Isolde, mit einer leidenschaftlichen

Hingabe, wie ich sie nie vorher gekannt habe. Glauben Sie mir, Isolde?"

Alles Blut war aus ihren Wangen gewichen. Die Lippen krampften sich zusammen und in den Augen loderte ein unheimliches Zornfeuer. Ihre zitternden Finger zupften an der gelben Rose und suchten sie von der Nadel zu befreien. Es gelang nicht gleich. Mit einem heftigen Ruck endlich riß sie sie los und reichte sie ihm abgewandt zu. Sie sprach kein Wort dabei.

Im nächsten Augenblick lag Detlef zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hand mit feurigen Küssen. „Sie glauben mir, teuerste Isolde," rief er, „Sie verwerfen den Unwürdigen nicht! O, Sie machen mich überglücklich! Diese Rose von Ihrer Brust ... Darf ich verstehen, was sie mir bekennt? Isolde — liebste, schönste, herrlichste — darf ich?"

Er schmiegte sich an ihre Knie und sah bittend zu ihr auf. Da traf ihn ein Blick so ratlosen Wehs, daß er erschreckt zusammenfuhr. Dann legten ihre Arme sich auf seine Schultern, als ob sie eine Stütze suchten, der schöne Kopf senkte sich, bis das schwarze Kraushaar seine Stirn berührte. Er umfaßte sie, zog sie an sich, suchte mit seinen brennenden Lippen die ihren. Da war es ihm, als ob der schöne Leib in seinen Armen schwer wurde und jeden Halt verlor, der Kopf auf seine Stirn drückte und sich seitwärts senkte, die Hände über seinem Nacken sich lösten und kraftlos abglitten. Er hörte sie nicht atmen. Ehe er sich noch erheben und sie aufrichten konnte, knickte die Gestalt vollends zusammen und schob ihn durch ihre Last zurück. Er hatte Mühe, sie vor einem Fall zu bewahren. „Isolde — um Himmels willen —!" flüsterte er furchtbar erschreckt, „kommen Sie zu sich." Er hielt die Todbleiche nun auf seinem Arm und versuchte mit der freien Hand den schlaff überhängenden Kopf zu stützen und gegen seine Brust zu heben. Vorsichtig erhob er sich vom Knie und zog Isolde so weit mit, daß er sie dann auf die Chaiselongue gleiten lassen konnte.

Einen Augenblick überlegte er, was zu thun. Sollte er Frau von Simmen rufen? Es schien das Natürlichste zu sein und ihn jeder weiteren Verantwortung zu überheben. Aber konnte die Gräfin wünschen, einen Zeugen ihrer Schwäche zu haben? Nach dem, was soeben geschehen war, durfte er sich auf die Pflicht des Gastes beschränken, bei einem Ohnmachtsanfall der Herrin des Hauses die Dienerschaft herbeizurufen? Wenn es möglich war, jedes Aufsehen zu vermeiden ... Er beugte den Kopf so tief zu ihrer Brust hinab, daß sein Ohr den Herzschlag zu prüfen vermochte, hob ihre schlaffe Hand, dann blickte er sich im Zimmer um, bemerkte eine Schale mit Eis, zur Kühlung aufgestellt, tauchte ihr Taschentuch, das auf dem Teppich lag, in das abgeflossene kalte Wasser, kniete neben ihr nieder und tupfte das nasse Tuch auf Augen und Stirn. Leise rief er dabei ihren Namen, immer ganz nahe an ihrem Ohr, an ihrem festgeschlossenen Munde, auf den er endlich einen langen Kuß drückte, als wollte er ihr Leben einhauchen. Da fühlte er eine schwache Bewegung unter seinen Lippen. Als er aufsah, öffnete sie die Augen, starrte ihn erstaunt an, griff nach der Stirn und schob das nasse Tuch zurück. Sie schien sprechen zu wollen, aber die Worte nicht zu finden. Endlich vernahm er Laute, wie hingehaucht: „Aber — wo bin ich? Detlef ..."

„Ermuntern Sie sich, teuerste Isolde," bat er in schmeichelndem Ton. „Eine leichte Ohnmacht — ich wollte nicht, daß Frau von Simmen ..."

Der Blick wurde heller. „Ach —!" Das ungläubige Erstaunen über ihre Lage schien in diesem langgezogenen Laut ausströmen zu wollen.

„Ich sagte Ihnen, daß ich Sie liebe, Isolde, und da —"

„Ganz recht, ganz recht — und da ... Ach! hätten Sie mich sterben lassen." Sie brach in Thränen aus und deckte die Hände über die Augen.

„Aber Sie werden leben, für mich leben —"

„Nein, nein!"

„Isolde, ich weiß jetzt, daß Sie mich lieben!"

„Wissen Sie das?" rief Sie schluchzend, „wissen Sie das?" Plötzlich wie von einer schreckhaften Vorstellung ergriffen, umfaßte sie ihn, richtete sich an seinem Halse auf und stützte den Kopf an seine Schulter. „Es wäre ja die elendeste Feigheit, wenn ich mein Gefühl verleugnete," flüsterte sie. „Ich bin

ja wehrlos gegen diesen Zwang vom Herzen her. Ja, ja, ja —! es ist wahr und bleibt auch wahr wie das andere. Verzeihen Sie mir, Detlef!"

„Was, was?" rief er, ihr Haar streichelnd. „Daß Sie mir einen Himmel von Seligkeit eröffnen? O, jetzt bedarf es keiner Bedenkzeit weiter. Morgen hole ich mir die förmliche Bestätigung ... Aber warum nicht gleich heute, da alles so wunderbar zu einer letzten Aussprache gedrängt hat? Wenn sie überhaupt noch erforderlich ist! Wenn es armseliger Worte bedarf, uns einander zu versichern ..."

Es war, als wollte Isolde sich aus seiner Umarmung befreien und hätte doch nicht die volle Kraft dazu. „Nein, gehen Sie jetzt," bat sie, „gehen Sie — schonen Sie mich."

„Aber es wird Sie gerade beruhigen," sagte er schmeichelnd, „wenn nichts zurückbleibt —"

Sie faßte seine Hand und schob sie von ihrem Gesicht fort. Dann richtete sie sich zum Sitzen auf und rückte von ihm ab. „Gehen Sie," wiederholte sie, jetzt mit festerer Stimme. „Verlangen Sie nicht, daß ich heute — nach dieser Stunde ..." Ein heftiges Zittern befiel sie. „O mein Gott! Sie begreifen ja nicht ..."

Er glaubte, jetzt nicht ablassen zu dürfen. Noch ein letzter kurzer Ansturm, und der Sieg mußte über jeden Zweifel gewiß sein. Was war Isolde jetzt als ein schwaches Weib, das schon jeden Widerstand aufgegeben hatte? Mit raschem Entschluß ließ er sich neben ihr nieder, umfaßte sie stürmisch und riß sie an sich. „Du bist mein, Isolde, du bist mein," rief er leidenschaftlich, „sprich nur ein Wort —"

Aber er täuschte sich in der Wirkung. Wie von einem plötzlichen Angstgefühl erfaßt, warf sie ihn zurück und sprang auf. In ihren schwarzen Augen wetterleuchtete es. „Verlassen Sie mich," befahl sie streng. „Ich habe Ihnen heute nichts mehr zu sagen. Und wenn Sie klug sind ..." Die Stimme klang drohend. Ihre ganze Haltung drückte den Entschluß entschiedenster Abwehr aus.

Isolde war ihm unfaßlich, aber er sah ein, daß er leicht jeden Erfolg aufs Spiel setzte, wenn er den Umschlag der Stimmung unbeachtet ließ und noch weiter in sie drang. „Verzeihen Sie mein Ungestüm, teuerste Gräfin," sagte er zurücktretend und militärisch die Arme anziehend. „Es war wirklich Verwegenheit, die Festung, die sich so lange unbesieglich gezeigt hatte, mit einem kecken Streich nehmen zu wollen. Ihre Thore sollen geöffnet werden, sobald es der Pförtnerin Liebe gefallen wird. Ich hoffe, bei ihr gut angeschrieben zu sein. Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner in Gnaden. Auf frohes Wiedersehen morgen."

Er schien sie, während er noch eine kleine Weile unbeweglich stand, in den dunkelblauen Himmel seiner Augen hineinziehen zu wollen. Sie widerstand; aber die Hand krampfte sich über dem Herzen zusammen. Er grüßte kurz und verließ das Zimmer.

Auf dem Teppich lag die gelbe Rose, die sie ihm geschenkt hatte. Isolde hob sie mit einem heftigen Griff auf und zerpflückte sie, Blatt nach Blatt abreißend und zu Boden werfend. „So rasch wirst du vergessen sein, wenn du dich ihm zu eigen giebst," murmelte sie mit verbissenen Zähnen. „Nein! ich binde mich nicht. Flucht —! Aber wenn er mir folgt ..." Sie warf sich auf das Sofa und drückte das Gesicht in die Kissen. „Ach ...! ich verachte mich."

(Schluß folgt.)



Zu Meißner: Tizians Leben und Schaffen.

Tizians Leben und Schaffen.

Eine Studie

von

Franz Hermann Meißner.

I.

Es giebt Kunstfreunde, die das Verhältnis der großen Künstler zum anderen Geschlecht und das davon bestimmte Sinnenleben zu ergründen als Liebhaberei betreiben. Sie lesen, was sie interessiert, mit feinfühliger, geistvoller, durch lange Übung sicherer Kunst heraus und sind schon zu mancher durchaus nicht wertlosen Entdeckung damit gelangt. — Solche der ernsten Wissenschaft schon nahen oder ihr bereits ernstlich dienenden Betrachtungsweisen scheinen oft eine Seite künftiger Kunstwissenschaft zu vertreten, und das um so mehr, als in der Gegenwart neben der aktenmäßigen Objektivität von Daten und Beziehungen längst eine stärkere Bewertung des Persönlichen sich geltend gemacht hat. Wer aber von dieser oder verwandter Seite aus Michelangelo und Dürer, Holbein und Raphael, Rembrandt und Tizian betrachtet, der darf anregender Bemerkungen gewiß sein, denn die geschichtliche Vergangenheit verliert für ihn die statuarische Ruhe, das Abgeklungensein, — er findet mit Poetenlust in den längst vollendeten Schöpfern warmbeseelte Menschen mit Lust und Leid ihres Lebens, — ja mitteilsame Freunde werden sie ihm, je sicherer er ihre hingeworfenen Andeutungen und ihr vielsagendes Verschweigen lesen lernt.

Die offizielle geschichtliche Wissenschaft kennt solche Wege zur Erkenntnis höchstens episodisch, — der praktische Kunstgelehrte, der Bilder bestimmende Museumsbeamte dagegen nutzt sie häufig mit Geschick aus. Er beobachtet gern unauffällige Eigentümlichkeiten; der verstorbene italienische Anonymus Lermolieff-Morelli z. B. pflegte die Echtheit der Bilder vorwiegend nach der Ohrenzeichnung zu beurteilen, — andere haben wiederum ihre persönlichen Kennzeichen, — alle aber setzen den Künstlerstil eines Werkes immer in Vergleich zu dem Ortsstil, d. h. der Stadt, in der ein Werk dem Stil nach entstanden sein muß. Die Kunstgeschichte ist ja fast ausschließlich eine Stadtgeschichte, und jedes Werk trägt diesen Heimatdialekt, in dessen Tonfall der Künstler seine Vorstellungen ausspricht. Das ist bekannt und fast banal, es auszusprechen, und doch steckt die genaue Kenntnis und das planmäßige Feststellen dieser Gesetze heute noch in den Kinderschuhen; und wie immer und überall sind hier die kunstliebenden Dilettanten und Sammler mit ihrem Suchen nach feinen Genüssen auf jungfräulichen Gebieten Pioniere, ohne meist die Tragweite ihrer Theorien zu kennen.

So eine bekannte, oft anzutreffende und bis zu einem gewissen äußeren Grade auch anerkannte und begründete Erscheinung ist der Einfluß, den die Lage einer Stadt und ihr Klima auf die heimische Kunst ausübt. Anderer Art ist der lokale Stil im Gebirge und am Meer, in dürrem Flachland, in hügeligen Ebenen, zwischen üppigen Wiesengeländen. Eine wesentliche Erklärung findet sich in dieser Erscheinung für große Verschiedenheiten von Schulen desselben Lan-

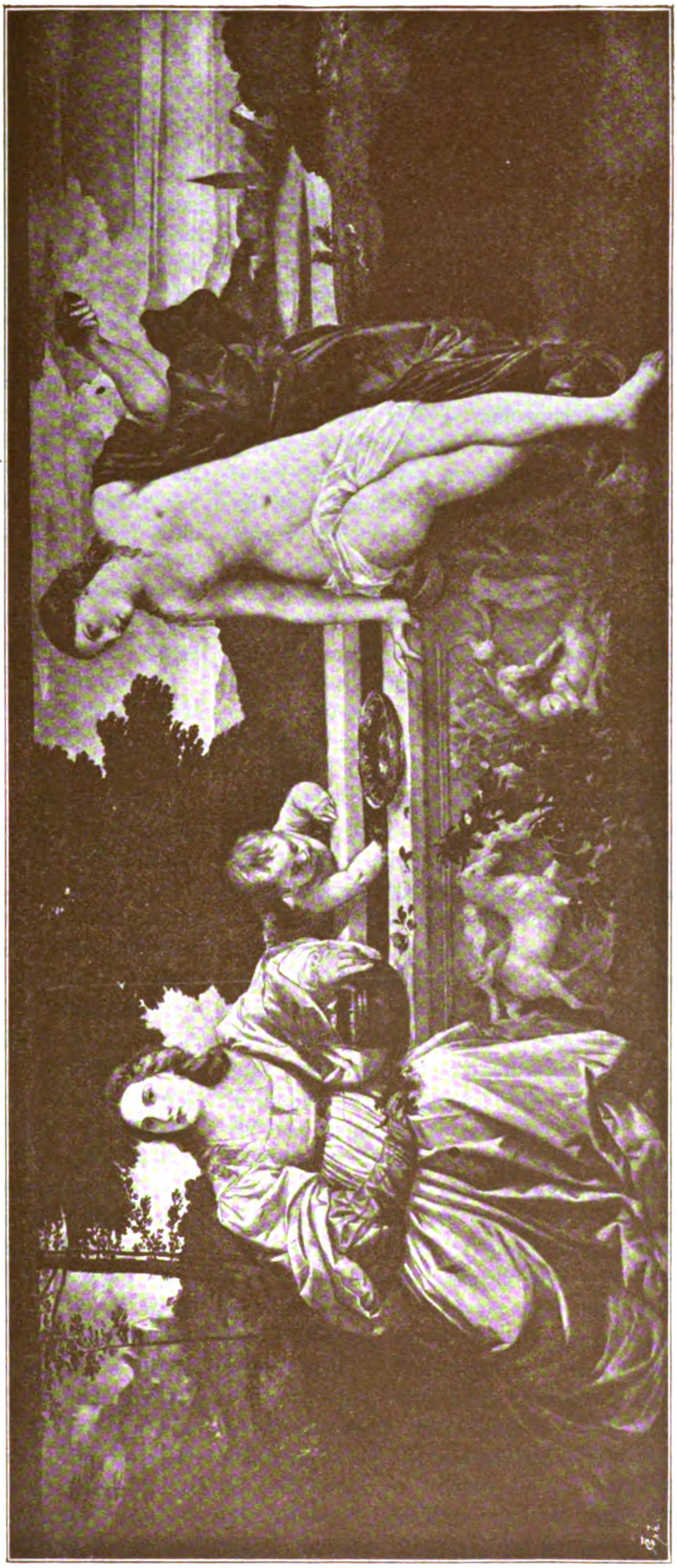
des und Volksstammes, der gleichen Zeit und derselben leitenden Ideen. So erklärt sich auch eine der interessantesten Erscheinungen der Renaissance: warum nämlich die Kunst von Venedig so streng eigentümlich ward und auf ihrer Höhe fast ganz aus dem Rahmen der übrigen italienischen Hochrenaissance herausfiel. Daß die Lagunenstadt ihrem geschichtlichen Werden nach ein in die westeuropäische Kultursprache übersetzter orientalischer Märchentraum ist, tritt an Wichtigkeit stark gegen etwas streng Lokales zurück, — nämlich die einzigartige Lage mitten auf dem Wasser. Vom Meer ist Venedig Macht und Glück, der vorwiegende Charakterzug, die eigentümlichste Ortsstimmung gekommen; je genauer man den Spuren davon in allen seinen Lebensäußerungen nachgeht, um so gewisser scheint einem, daß Venedigs Blütekunst als eine Frucht des einzigartigen Stadtcharakters nach innerem Gesetz der verlockendste Traum von einem süßen Sinnenleben werden mußte, der je geträumt worden ist.

* * *

Es giebt kaum einen Ort, der geeigneter ist wie Venedig, Traumversunkenheit bei weltwachen Sinnen groß zu ziehen. Einschließende Berghöhen oder eintönige Weite, Meerbrandung oder der Schwall eines lauten Lebens lenkt überall in der Welt die Phantasie ab oder überhitzt sie, — in Venedig ist's anders; hier träumt man, weil man wenig gehen kann und in der rein physischen Bewegung sehr gebunden ist, — man ruht viel unthätig auf einer Stelle. Man kam und kommt auch heute noch nicht dorthin von ungefähr; es ist kein Durchgangsort im gewöhnlichen Sinne, an dem man nach plötzlicher Laune wie auf einer modernen Bahnstation aussteigt und ein oder mehrere Züge überschlägt; man muß es aufsuchen. Die im nordöstlichen Italien wohnenden Veneter haben die Stadt auf der Flucht vor den anstürmenden Germanenstämmen im fünften Jahrhundert mitten im Wasser angelegt. Sie kannten die mächtige, fast seeartig abgeschlossene Meerbucht zwischen Etsch- und Piave-Mündung am adriatischen Gestade, vor deren Öffnung gegen das Meer eine langgestreckte Lagune wie ein Bollwerk liegt und Wellengang, Brandung, jedes stürmische Wetter von diesem Binnenhafen abhält. Auf hundert Inseln und Sandbänken darin gründeten die Veneter eine Stadt, die erst als eine demokratische und dann als eine aristokratische Republik zu einer Weltmacht bis über die Reformationszeit hinaus wuchs. Wenige enge Gassen und Plätze mit hohen Häusern ringsum nahmen das Land in Anspruch, aus den Kanälen zwischen den Inseln machte man Straßen und legte nach hier hinaus alle Hausfronten. Suchte man aber nach Umgegend außerhalb der Stadt, fand man nur eintöniges, sonnenlichtbrütendes oder nebelverschleiertes Schweigen der Wasserfläche. In der Stadt aber herrschte vor — die gleiche Lautlosigkeit. Wohl sah man hastig ihren Geschäften nachgehende Menschen und hörte den Lärm südlicher Zungenlebendigkeit, der jedoch immer etwas Melodisches behielt, — das Wagengeknarre, das die Nerven der Menschen zerstört, hörte man dort nicht. Und dann das geheimnisvoll dunkle und tiefe Wasser bei Tag und Nacht mit seiner Undurchdringlichkeit. Mehr als alle anderen Wasseranwohner waren die Venetianer von jeher verschlossen und mißtrauisch, sie waren in der Folgerung tückisch und unberechenbar und zogen sich auf sich selbst zurück. In aller seiner südlichen Gegenwartsluft und Freude am menschlichen Beisammensein und seinem Hang zu vollem Sinnengenuß hat der Venetianer nie etwas Heimliches und Geheimnisvolles in den zwölfhundert Jahren des Bestehens der Republik abgestreift, er ist stets in seiner Existenz das gewesen, was man eine problematische Natur nennt: ohne jede Größe und imponierende Bedeutsamkeit doch gerade allseitig talentiert und unzugänglich genug, daß man ihm Unerwartetes fast erwartungsbang zutraute.

Die politischen Verhältnisse haben an der Ausbildung dieses vom Ort gegebenen Volkscharakters einen großen Anteil gehabt. Da die Lage der Stadt Ackerbau ausschloß, mußte man zum bloßen Lebensunterhalt Handel treiben, und das bestimmte die Zukunft der Stadt. Ihre Trieren und Galeeren durchfurchten alle Meere, sie erschlossen aufs neue in langer Rivalität mit Genua den Orient, erwarben große Kolonien, — und dieses Zusammenströmen bunter Waren

auf den Stapelplätzen der Stadt wie auch die Ansammlung großen Reichtums gab derselben ein eigenes Gepräge. Erst im vierzehnten Jahrhundert fängt der Venetianer in seinem abgelegenen Revier an, sich als Italiener fühlen zu lernen, während er vorher vollständig Kosmopolit war und in seinen Neigungen in Bezug auf Kunst und Lebensweise so stark nach dem Orient zuneigte, daß die Stadt jahrhundertelang nur als ein orientalischer Handelsvorort erscheint, welchen Charakter ihre Architektur in den Resten noch heute nicht ganz verloren hat. — Kaufmanns-Staaten haben große Nachteile, weil ihnen in der Regel der nationale Zug in tiefer Auffassung und die großen Kulturgesichtspunkte fehlen, indem nämlich der nahe Nutzen alles bestimmt; aber schließlich endet jede staatliche Lebensperiode an irgend einem Fehler, und die persönlichen Vorteile für den Bürger sind nie so groß gewesen als eben in Kaufmanns-Staaten, — die nur Wohlfahrtsinteressen haben. Der im Handel geschärfte Weitblick ihrer Lenker endet nicht an der jenseitigen Kante des grünen Tischs, — sie verschreiben nicht so viel Papier, sondern greifen in allem gleich herzhaft zu und stoßen nicht



Tizian: Himmlische und irdische Liebe. (Rom, Galerie Borghese.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

mehr Zeitgemäßes rücksichtslos ab, sobald sein Vorhandensein bedenklich wird. Weitblickende Kaufleute und kühne Seehelden hat Venedig in großer Zahl hervorgebracht, und eine Unsumme von angespannter Intelligenz und fiebernder Thatkraft hat der Wasserrepublik immer zur Verfügung gestanden. Freiheitslust und Selbstvertrauen, im berühmten oder verrufenen diplomatischen Getriebe eine weitblickende Verschlagenheit ist das Charakteristikum der venetianischen Politik, und mit diesen Eigenschaften haben sie in staunenswerter Unzerstörbarkeit ihre Seeherrschaft zu behaupten vermocht. — Die isolierte Lage der Stadt aber und die Art ihrer Existenz mit allen Unsicherheiten des aufs Meer Angewiesenseins zwang die republikanisch regierende Aristokratie nach innen zu Grundsätzen des Polizeistaates. Mit drakonischer Strenge wurde jede politische Regung unterdrückt und grausam selbst der Verdacht einer solchen verfolgt; — auch wurde auf das strengste auf die Innehaltung jener Sittengesetze gesehen, welche die feste Grundlage der modernen Gesellschaft in der westlichen Kulturwelt immer gebildet haben. Der freiheits- und lebenslustige Mensch riskierte mit einem unbedachten Wort oder bei einem Liebesabenteuer trotz der strengen, fast orientalischen Abgeschlossenheit der Frauen immer den Hals, aber nirgends gab es trotzdem verwegenere und von Glück mehr begünstigte Männer als in der Lagunenstadt, nirgends gewann die geringste Leidenschaft einen abenteuerlicheren Zug als hier — und war wie alles Verbotene darum häufiger. Die Kirche konnte hier nicht zähmend eingreifen, denn trotz der großen Frömmigkeit des Venetianers und seines Hanges zu kirchlich-orientalischem Gepränge hatte der Staat den Einfluß des Klerus geradezu vergewaltigt. Des Papstes Hand reichte durch ganz Italien, nur nach Venedig nicht, — der aus dem Adel hervorgegangene Patriarch und seine Priester waren politisch rechtlos und unterstanden Laiengerichten. Andererseits fanden politische Flüchtlinge aus dem Ausland und die einheimische Wissenschaft den weitesten Schutz, sobald sie nichts gegen die Signorie unternahmen, — der vornehme Senator, der vor oder nach der Staatssitzung in seinem Comptoir saß und Reichtum mit Würde in hohem Maße vereinigte, hatte ein zu mächtiges Selbstgefühl, um nicht jedem Schutzbedürftigen seine Hand zu leihen und gerade solche kleinen Gelegenheiten zu benutzen, um fremden Staaten gegenüber den Kitzel seiner unantastbaren Macht zu empfinden. — Diese Mischung aus monumentalen und kleinlichen Zügen in den politischen Zuständen, dieser orientalische Charakter der kulturellen Neigungen haben in Verbindung mit der einzigartigen Örtlichkeit jenes Venetianertum gezeitigt, das so ganz von den Festlanditalienern abweicht. — Der Geist und der Sinn des Volkes wird durch örtliche und politische Beschränkung, durch landschaftliche Eigentümlichkeit auf das greifbar Nächste, den Lebensgenuß, gelenkt und alles scheint sich auf diese eine Seite des Daseins anzulegen, und aus der natürlichen Leidenschaftlichkeit entfaltet sich ein glutgewaltiger, geistig freier und verfeinerter Sinnenrausch, der in allem lebt, was venetianisch ist.

So eigenartig Örtlichkeit und kulturelle Entwickelung Venedigs gegen das Festland geschieden ist, so eigenartig hat sich seine Kunst direkt aus dem Byzantinismus entwickelt, ohne wie Florenz und die norditalienischen Schulen direkt von der Antike einen Anstoß zu erhalten. Der Orient war in der venetianischen Kunst noch bis 1450 bestimmend, — er gab den Stil für die Architektur und die Malerei, die bezeichnenderweise sich technisch von dem Glas- und Mosaikmalerei-Stil der staatlichen Manufaktur im nahen Murano beeinflussen ließ. Die langlebige Malerfamilie der Vivarini, Carlo Crivelli und Jacopo Bellini, der Stammvater der beiden Vorläufer von Venedigs Kunstblüte, illustrieren hier in ihrer bloßen Familiengeschichte das Werden der venetianischen Malerei, auf welche im Trecento Giottos Thätigkeit im nahen Padua, auch wieder im Gegensatz zum Festland, ganz einflußlos geblieben war. Solange die venetianische Politik lediglich nach dem Orient neigte, hatten die Kaufleute Sinn nur für das, was orientalischen Charakters war, und dies ändert sich erst mit der geänderten Richtung der Staats- und Lebensinteressen in der ersten Hälfte des Quattrocento.

Noch beherrschte Venedig zu jener Zeit das ganze östliche Mittelmeer; ihm gehörte

Korfu, Zante, die Halbinsel Morea, Kreta — wozu 1489 noch Cypern durch die Königin Katharina Cornaro kam —, aber die scharfblickenden Leiter der St. Markusrepublik erkannten die drohende Türkengefahr im Osten und waren bedacht, im Erwerb von italienischem Festland festen Rückhalt zu suchen. Sie erwerben jetzt das nördliche Festland zwischen Alpen und Meer, Krain und Mantua. Sie werden damit Italiener, das National- und Gemeinsamkeitsgefühl mit den Festländern beginnt zu erwachen, und die geistige Grenzmauer zwischen ihnen fällt. Die Gebrüder Bellini bezeichnen hier als Schüler ihres Schwagers Mantegna den Umschwung, sowohl zur Natur als zum norditalienischen Malereistil, und zwar Gentile noch in größerer, mehr theoretischer Strenge, — Giovanni dagegen mit seiner farbenreichen Milde und Weichheit bereits als erster, specifisch venetianischer Kolorist. 1506 schreibt Dürer aus Venedig mit nicht geringem Stolz an Pirkheimer, daß der noch immer beste der venetianischen Maler trotz seines hohen Alters, der Meister „Zambellin" — wie er aus der venetianischen Aussprache den Namen verkauderwelscht — bei ihm gewesen, sein Bild gelobt und eines von ihm kaufen gewollt. Daß aber Giovanni Bellini selbst einen so großen Entwickelungsschritt gethan, der zur Begründung einer specifisch venetianischen koloristischen Malerei führt, dafür war äußerer Anlaß das Erscheinen einer interessanten Künstlerpersönlichkeit Ende des Quattrocento in Venedig, nämlich des Bildnismalers Antonello da Messina, der die ganz neuartige Ölmalereitechnik angeblich aus Flandern nach Venedig brachte. Selbst der alte Giovanni Bellini erlernte noch die neue, so prachtvoll auf die venetianische Art und das Klima der Stadt zugeschnittene Farbenweise und schuf seiner Schule damit einen großen Vorsprung vor der Festlandmalerei. Diese neue Technik bewirkt auch in der nächsten Generation schon den rapiden Aufschwung und die Blüte der venetianischen „Malerei um der Farbe willen", die an die drei Namen aus Giovannis Schule: Giorgione, Palma Vecchio und — Tizian gebunden ist.

* * *

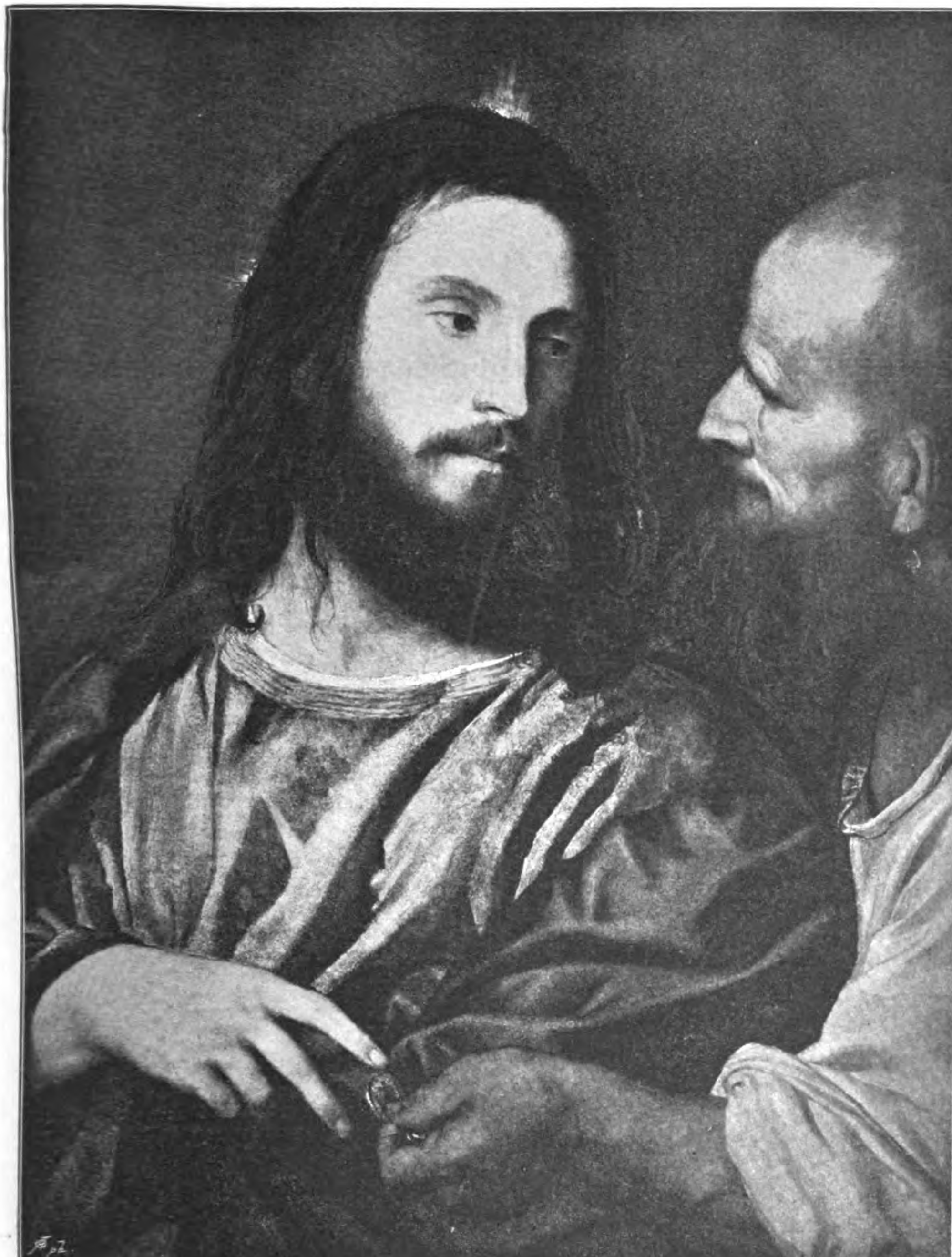
„Hat dieser Bergmensch nicht etwas von der Findigkeit des Schotten und der Durchtriebenheit des Schweizers an sich gehabt?" fragt nach dem Zeugnis der Tizianbiographen Crowe und Cavalcaselle der Engländer Gilbert in Bezug auf den Künstler. Dieser „Bergmensch" zu sein, hat Tizian in seinem hundertjährigen Leben nie aufgehört, denn er berührte sich in der mißtrauischen Verschlagenheit eines solchen mit dem Venetianertum allzu nahe. Seine ganze Entwickelung ist lediglich Politur der Friauler Hochlandsfrische und des Bauernmarks, dank denen er an Kühnheit und Ausdauer die entnervten Großstädter übertraf und ihnen im hinterlistigen Guerillakrieg um den Erfolg in jeder Hinsicht gewachsen war. Tizian ist eine der fesselndsten Erscheinungen, welche die Renaissancezeit hervorgebracht, und unter den Künstlern ist er sogar nach der moralischen Seite ein Prototyp geworden. Man muß gegen ihn äußerst vorsichtig sein.

Was seine Kunst anbelangt, so wird er darin heute sicher stark überschätzt, denn das zweifellos Bedeutende und Zeitcharakteristische darin kann nicht die beginnende Wurmstichigkeit des Renaissanceverfalls verbergen. Aber man darf ihn trotzdem als Künstler nicht unterschätzen, denn in ihm erreicht der venetianische Kolorismus seinen Höhepunkt, und sein Einfluß auf die europäische Kunstentwickelung war sehr erheblich. Was aber den Menschen betrifft, der sich in dieser überreifen Verfallkunst mit ihrem blendenden Schimmer, in zahlreichen überlieferten Zügen und in seinen Briefen einstimmig offenbart, so ist es wirklich schwer, ihm ein gewisses Wohlwollen als Dank für manche köstliche Perle der Kunst zu erhalten. Bis auf die Liebe zur Heimat und zur Familie ist Tizian eine so üppige Sumpfpflanze, wie das daran reiche Cinquecento nur eine hervorgebracht, und je mehr man Jahrzehnt auf Jahrzehnt in seinem Leben sich folgen sieht, um so mehr häufen sich abstoßende Züge niedriger Habsucht, der Kriecherei vor den Großen seiner Zeit, mangelhafter Selbstachtung. Wie hoch stehen als Künstler wie als Mensch unser Albrecht Dürer und der trotz großer Schwächen in seinem Charakter doch so bewunderungswürdige Michelangelo

über ihm, und wie weit übertrifft ihn der vornehme Raphael!

Tizian Vecelli entstammt einer angesehenen Familie in Pieve di Cadore, dem Hauptstädtchen eines wildzerrissenen und zerklüfteten Gebirgslandes der Friauler Alpen, welche nahe der deutschen Sprachgrenze im Norden Venedigs Festlandbesitz begrenzten. Ein kraftvoller, gesunder Menschenschlag von italienischer Nationalität, der seit 1420 Venedig unterthan war, wohnte dort und wurde in städtisch-republikanischer Verfassung von Pieve aus regiert. Es waren kriegerische Männer, die in den Thälern zwischen den wilden Dolomiten saßen und sich um Erwerb rühren mußten. Der Boden brachte nicht einmal den eigenen Naturalienbedarf des Völkchens hervor, so daß sogar von Staatswegen Handel getrieben wurde. Sein Betrieb schliff die primitiven Sitten der Cadoriner ab und schärfte ihre Intelligenz, wozu die Natur des Landes mit ihren schauerlichen Kontrasten zwischen schwärzlichen Klippen und Schlünden, üppigen Wiesen und rauschenden Wildbächen, mit ihrer gesamten wildschaurigen Schönheit noch beitrug, — denn solche Landschaft bereichert das Phantasieleben. Hier saß das alte aristokratische Geschlecht der Vecelli, zumeist Gelehrte und Soldaten, — und hier wurde etwa 1477 als Sohn des Milizhauptmanns Gregorio Vecelli Tizian in einem heute noch gezeigten, wundervoll gelegenen Hause geboren. Man weiß nichts über Tizians Jugend in dem patriarchalischen Elternhaus, aber gewiß ist, daß sein ganzes Leben den tiefsten Eindruck seiner ersten zehn Cadoriner Jugendjahre zeigt: Tizian hat die grandiose Gebirgswelt der späterhin anscheinend alljährlich von ihm wieder besuchten Heimat wiederholt in seinen Bildhintergründen verwendet, und er ist unter diesen Eindrücken mit vollem Bewußtsein auf italischem Boden der erste eigentliche Landschaftsmaler geworden. 1487 oder 1488 wurde Tizian nach dem nicht allzu weit entfernten Venedig in das Haus eines Verwandten gegeben, um Maler zu werden; sein Talent wird demnach frühzeitig offenbar geworden sein. Er scheint zuerst lange nicht nach Cadore gekommen zu sein, aber einen regen Briefwechsel mit dem Elternhaus unterhalten zu haben. Aus der Zeit seiner Berühmtheit ist bekannt, daß er ein Gut in der Heimat erworben hatte und für seine Familie wie weiterhin seine Landsleute sorgte; hatten sie irgend eine Angelegenheit bei der Signorie, dann schrieben oder schickten sie zu ihm, der der Stolz ihrer kleinen Gemeinde war, und immer griff er bereitwillig für die Heimat ein.

Zuerst scheint Tizian bei einem Mosaikkünstler Seb. Zuccato das Elementare gelernt zu haben, dann aber zu Gentile, und von ihm zu dessen größerem Bruder Giovanni Bellini in die Werkstatt gekommen zu sein. Seine Jugend bis 1512 ist dunkel für uns. Um diese Zeit standen die Bellini in Venedig den Vivarini rivalisierend gegenüber, — Carpaccio, Cima da Conegliano u. a. wirkten daneben, — und in allen diesen Künstlern vollzieht sich jetzt der große Umschwung der venetianischen Malerei; sie tauschen die zähe Temperatechnik mit der leichtflüssigen Ölmalerei, die ihnen Antonello da Messina gebracht, — ihr Stil verliert die peinliche Zeichnung namentlich in der Kontur, und die schwellende Körperhaftigkeit breiter und tiefer Töne tritt fortab mehr hervor. Tizians Jugendwerke zeigen aber viel weniger den Einfluß von Giov. Bellini als den seiner ungefähren Altersgenossen Palma Vecchio und namentlich des Giorgione. Nach Crowe und Cavalcaselle ist dies damit zu erklären, daß am Ende des Quattrocento in und über den Kolonnaden an der Piazza di Rialto zu Venedig die Werkstätten aller Maler (wie auch der Musiker) lagen, — daß also, wenn beide Vorbilder nicht etwa engere Schulgenossen von Tizian zu gleicher Zeit waren, leicht doch der nahe Verkehr auf ihn einwirken konnte. Auch scheint es vielleicht aus dieser Nachbarschaft erklärbar, daß Giorgione und Sebastian del Piombo ebenso gute Musiker als Maler gewesen sein sollen, denn sie hatten Gelegenheit, ihr Ohr zugleich zu bilden, während sie sich mit Malübungen beschäftigten. Was Tizian bis 1511 oder 1512 vorwiegend getrieben, — wie lange er beim alten Bellini war, — ob er mehr Tafeldarstellung oder Fassadenmalerei für Architekten ausgeübt, ist unbekannt, obgleich zwei seiner Hauptwerke aus dieser Zeit beglaubigt sind. Als 1511 der an Genialität ihm zwei-



Tizian: Der Zinsgroschen. (Dresdener Galerie.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

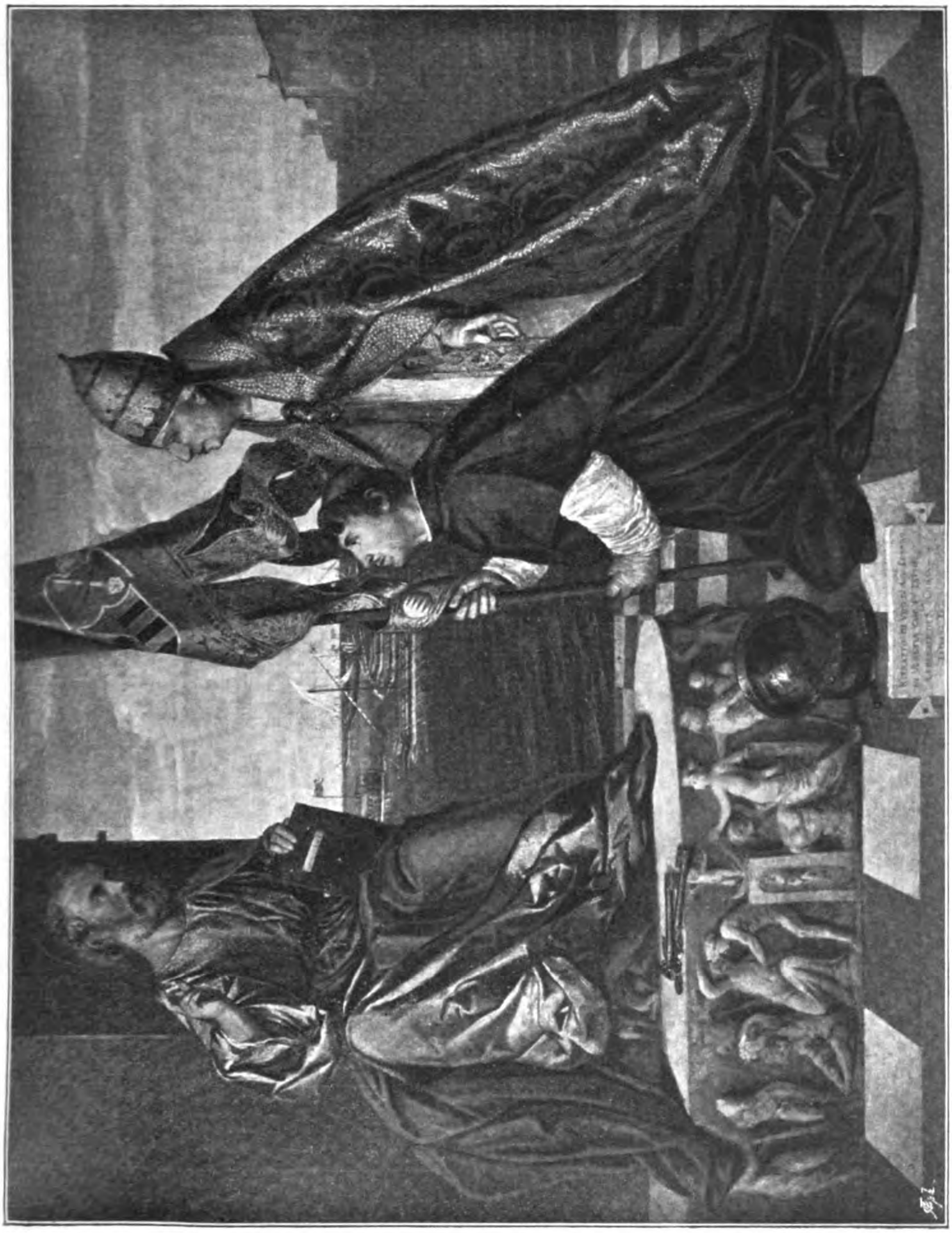
fellos weit überlegene Giorgione eines vorzeitigen Todes stirbt und 1512 seine Paduaner Fresken fertig sind, da ging es Tizian plötzlich wie nachmals dem sehr edlen **Lord Byron: er legte sich eines Abends als wenig bekannter Maler zu Bett und** erwachte am anderen Tage als berühmter Mann. Tizian rückte in Giorgiones führende Stellung ein, und jetzt geht es schnell bergaufwärts mit ihm.

* * *

Um das große Glück Tizians, das ihm sein Leben lang treu blieb, als treibenden Faktor in seinem Wachsen als Künstler zu ermessen, genügt es aber nicht, bloß auf das frühzeitige Abtreten Giorgiones hinzuweisen, denn diese gefährliche Nebenbuhlerschaft hätte in anderer Weise unschädlich für ihn gemacht sein können. Tizians größtes Glück war die Zeit, in der er wuchs, von dem allgemeinsten Aufschwung ringsum mitgezogen. Während seiner verborgenen Jahre vor 1512 begann die Blüte-Epoche der Hochrenaissance sich zu entfalten: Michelangelo, Lionardo, Bramante, Raphael wirkten bereits, — der Humanismus in der Wissenschaft hatte längst reiche Blüten getrieben und mit seinen Wurzeln das ganze Geistesleben der Zeit durchzogen, — die Menschenschätzung hob sich angesichts der gesteigerten Vollkommenheit des einzelnen, und neben die geborenen Aristokraten auf den Thronen trat als hochgeachtete Verdienstaristokratie die geistige und künstlerische Elite. Durch Annexion der kleinsten Staaten seitens der lebensfähigsten Großstaaten war dazu auf die räuberhafte Unruhe der vorangegangenen Zeiten eine gewisse Stabilität gefolgt, und die Fürsten beeilten sich, durch den Glanz großer Werke der Kunst ihren Dynastien Ansehen zu geben. Freilich wich ja die Gärung auf diesem italischen Vulkanboden nie ganz, und das Vollendungsjahr der Paduaner Fresken war sogar für Venedig eins der gefährlichsten in seiner ganzen Geschichte, weil der Kaiser, der König von Frankreich und der Papst Julius II., über die perfide Diplomatie der Markusrepublik erbittert, dieselbe in seltener Einmütigkeit bedrohten, — aber die seltenen Gefahren in vorwiegender Ruhe schürten nur die Thatkraft und den Schwung der Geister, die im Lärm von Waffenthaten und großen Unternehmungen anscheinend erst die wahre Sammlung fanden, um in ihren Dialogen und Disputen den erhabensten Dingen nachzuhängen und einer genialen Geselligkeit sich hinzugeben. Von dieser allgemeinen Erscheinung und diesem gesteigerten Wert vielseitiger, kraftvoller Persönlichkeit aber hebt sich noch ein besonderer, gerade für die Erkenntnis venetianischer Kunst wichtiger Punkt heraus, nämlich das Hervortreten genialer Frauen. Während bis zum Quattrocento die Frau noch die untergeordnete Rolle der antik-orientalischen Kultur spielte, entwickelt sich jetzt der besondere, für die Renaissance charakteristische Typus der „virago“. Vornehme, humanistisch und vielseitig gebildete und künstlerisch veranlagte Frauen wirken durch ihren idealen Geselligkeitskreis von Gelehrten und Künstlern fortab spürbar auch für die Öffentlichkeit. Es ist einer der fesselndsten Züge in der Renaissance, wie in einer Epoche von lediglich männlichen Tugenden und Lastern das Problem der Frau allmählich immer mehr steigende Beachtung gewinnt, und wie diese neue Erkenntnis vom anderen Geschlecht zum Kult desselben sich wandelt. Die geheimnisvolle Seelenexistenz des Weibes, die Mischung von formalen Erscheinungsreizen mit dem schier undefinierbaren Zauber des geistigen Wesens gewinnt eine alles erfüllende Gewalt. Der weiche, glatte, schmeichlerische Kolorist Palma Vecchio ist nicht müde geworden, den Sinnenrausch der vornehmen Frauenerscheinung, für die das süße Nichtsthun Lebensgesetz ist, zu verherrlichen; Giorgione aber, der dämonische Farbenzauberer, von dessen dunklem Leben wir fast nur wissen, daß es den Wonnen der Frauenverehrung bis zur Selbstvergessenheit gewidmet war, brachte den großen Stil in dies feminine Wesen der neuen, specifisch venetianischen Kunst.

Diesen Schwung der mächtigsten neueren Blütezeit und diesen neuen Frauenkult muß man bei Tizians Kunst beachten, um sie in allen ihren Stadien zu verstehen. — 1507 bis 1508 tritt Tizian zum erstenmal in sicheren Daten auf. Wahrscheinlich war Giorgione beauftragt gewesen, den Neubau des Fondaco dei Tedeschi nach dem Brand des alten Hauses mit Fresken zu schmücken, und er zog den Schulgenossen heran. Der Fondaco dei Tedeschi war wie der für Holbeins Leben wichtige Stahlhof zu London die deutsche Handelsniederlassung in Venedig am Canal Grande, in welcher die Augsburger und Nürnberger Großfirmen ihre Filialen hatten und ihren trotz strenger Beschränkung und eifersüchtiger Spionage seitens der Signorie sehr ertragreichen Geschäften nachgingen. Obgleich Tizians Neigung für die sinnliche Farbenglut die kühle Freskotechnik durchaus nicht lag, muß sein

Werk dem von Giorgione nicht viel nachgestanden haben, denn es wird von Zeitgenossen gerühmt, — aber erhalten ist bei den fressenden Salzausdünstungen der Ka-



Tizian: Empfehlung des Baſſo Peſaro durch Papſt Alexander VI. an den heiligen Petrus. (Antwerpener Muſeum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

näle bis auf fragliche Reste nichts. Aber wir besitzen dafür aus dieser Jugendperiode zwei Tafeln, die zu des Künstlers köstlichsten Hauptwerken gehören und allein seinem Namen die Unvergänglichkeit sichern könnten.

Schon um 1500 muß jene tiefsinnige Allegorie im Palazzo Borghese zu Rom entstanden sein, die unter dem Namen der „Himmlischen und irdischen Liebe“ weitbekannt ist und als ein Programm Tizians gelten kann; denn sowohl die Frauenanbetung seiner Kunst, das für ihn charakteristische Abgehen von den konventionellen religiösen Vorstellungen des vorangegangenen Jahrhunderts und die volle Betonung der Landschaft sind in berückender Frühreife

ausgeprägt. Auf einem reliefgezierten und sarkophagartigen Brunnentrog in lieblicher Landschaft sitzen an jedem Ende je eine Mädchengestalt, während zwischen ihnen Cupido mit den Händen im Wasser herumpatscht. Die zur Linken und tiefer sitzende der beiden, durch große Ähnlichkeit als Schwestern beglaubigten Mädchen, ist völlig in reiches Gewand gekleidet und schaut sinnend vor sich hin, indes sie sich auf eine verdeckte Schale stützt; die prachtvollen Körperformen der anderen zur Rechten sind gewandlos und nur über den Arm herunter leicht von einem roten Umhang verhüllt. Eine offene Schale steht neben der zweiten, und sie blickt, während sie eine brennende antike Lampe in der Linken hochhält, zu ihrer Genossin herüber. Eine entzückende, durch eine Baumgruppe geteilte Landschaft giebt den Hintergrund zu dieser rätselvollen Gruppe, — hier eine Burg, der ein Reiter zusprengt, — dort Hügel und Wald, die ein Dorf am See umkränzen, weidende Herden, sich tummelnde Reiter mit Hunden. Und das mit Giorgiones Glut und Palmas zartem Schmelz gemalt und in der Komposition von einer so prachtvollen Verwachsenheit von Landschaft und Figuren, wie es so leicht und natürlich immer nur genialer Hand gelingt. Man kommt kaum zur Frage nach der Bedeutung, über die viel Tinte schon verschrieben worden ist, sondern begnügt sich gern mit dem stillen Zauber der bloßen Bilderscheinung; denn diese wirkt wie schöne Natur in einem feierlichen Stimmungszustand, und wer künstlerisch empfindet, pflegt vor solcher Augenweide nicht gern zu philosophieren. — Tizian hat einmal ausgesprochen: „Schwarz, Weiß, Rot, — mehr Farben braucht ein Maler nicht, nur muß er sie richtig zu verwenden wissen.“ Seine koloristische Meisterschaft ruht in diesem Rezept eingeschlossen. In dessen Verzicht auf alle starken Reize, in der sich folgernden Vertiefung in den feinen Zauber der Nuance und der allergeringsten Kontraste liegt das Geheimnisvolle und das Seelisch-Lebendige seines Kolorits; er dämpft alle Formen daraufhin ab, er führt damit die Sinnfälligkeit der bunten Welterscheinung zu einer musikalisch-transcendentalen Übersinnlichkeit, die zum Nachträumen verlockt. Was die Antike wollte in ihrem Kunstwerk: einen reinen und von Erwägung ungetrübten Sinnengenuß zu bereiten, — das scheint bei Tizian in das Moderne und in das Verfeinerte übersetzt, denn man kann sich an seinen Bildern berauschen und für lange die glücklichste Seelenstimmung hernach mit sich tragen, ohne sich bewußt zu sein, was man als „Motiv“ eigentlich gesehen habe.

Bei dem zweiten Hauptwerk aus des Künstlers Jugend, dem berühmten „Zinsgroschen“ der Dresdener Galerie, der in seiner Behandlung wesentlich andere Züge als das vorige Bild zeigt, finden sich in der großen Auffassung lionardeske Anklänge, während die sorgfältige Durchführung und starkes Gewicht auf die Charakteristik auf Dürer weisen, der 1506 ja in Venedig war; das Werk muß bald darauf entstanden sein, und es ist wahrscheinlich, daß der damals noch wenig bekannte Tizian zu den Malern gehörte, die sich nach Vollendung des Rosenkranzfestes in Dürers Werkstatt drängten und sein Werk über alle Maße lobten. Das Heilandantlitz mit seiner unendlichen Milde und klugen Güte, mit seiner heiteren Überlegenheit ist von einer ganz herrlichen Schönheit und dabei frisch in jedem Zuge und die Gewandbehandlung mit ihrem dunklen Faltenwurf von einer mitsprechenden Vollendung und Größe. Daneben dann das hinterhältig verkniffene Profil des ins Bild hineinschauenden Pharisäers und die ausdrucksvolle Mimik beider Hände. Die Männer scheinen beide in einer flüchtigen Augenblicklichkeit zu schweigen, — jener lächelt innen und dieser lauert auf Bescheid, aber zwischen diesen Händen, der rundlich schön geformten und der tückisch gekrallten des Versuchers, ist eine bedeutungsvolle Sprache voll Leben und monumentaler Vorstellung.

Daneben hat Tizian kleinere Madonnen- und Altarbilder und noch manch feines Kabinettstück gemalt; er hat den Dogen Marcello (Rom, Vatikan) porträtiert und unter dem Einfluß von Mantegnas viel benütztem Triumphzug Cäsars einen Triumphzug des Glaubens für den Holzschnitt gezeichnet. Als Beweis früher Beziehungen zur einflußreichen Familie der Pesari giebt es im Antwerpener Museum eine „Empfehlung des Basso Pesaro durch Papst Alexander VI.



Tizian: Flora. (Florenz, Uffizien.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

an den heiligen Petrus". Dieser Jakopo Pesaro, der, aus dem Dominikanerorden hervorgegangen, es bis zum Titularbischof von Paphos auf Cypern brachte, ist hier kniend in einem sehr guten Bildnis mit der Wappenfahne der Borgias vor dem heiligen Petrus dargestellt, der auf einem niedrigen Sockel mit antiken Reliefs sitzt. Neben dem Knienden steht mit einer empfehlenden Handbewegung der Borgia-Papst Alexander, und im Hintergrunde erblickt man das Meer mit der päpstlichen Flotte, deren Kommandoübertragung an Baffo für den bevorstehenden Türkenkreuzzug eben in diesem Bilde verherrlicht werden sollte. Den Abschluß der Jugend jedoch bilden die malerisch lebendigen,

aber nicht übermäßig bedeutenden Werke von Padua. Nach dieser von Venedig nicht fernen Stadt, in der Donatello mehrere Jahre seines Greisenalters zugebracht und u. a. das berühmte Reiterstandbild des „Cattamellata“ hinterlassen, — in der Mantegna gewirkt und seine Schwäger Gentile und Giovanni Bellini sich für ihren künstlerischen Eroberungszug nach Venedig vorbereitet, war der Künstler etwa 1510 berufen, um die Scuolen del Carmine und del Sante mit Fresken zu schmücken. Legenden aus dem Leben der Maria und des Antonius bilden die meist von Gehilfenhand ausgeführten Vorwürfe, unter denen die Umarmung Joachims und Annas wie das Zeugnis des neugeborenen Kindes, die Auferweckung der von ihrem Manne aus Eifersucht ermordeten Frau, die Heilung des Jünglings von seiner Hand ausgeführt scheinen. Äußerlich hat sich der ziemlich rasch eintretende Erfolg an dies Werk geheftet, aber wertvoll für Tizian ist es nicht, denn seiner auf intime koloristische Wirkung, auf Farbenzauber gerichteten Art und dann auch seiner allmählich durchbildenden Arbeitsweise entsprach weder das kühl gedämpfte Fresko noch die bei seiner Anwendung unbedingt nötige sehr rasche Vollendung.

* * *

Von Padua zurückgekehrt, findet Tizian, vielleicht zu seiner eigenen Überraschung, eine freie Lebensbahn vor sich, in der er nicht mehr um Anerkennung seitens Venedigs, sondern lediglich um Behauptung gegen seine Rivalen, den uralten Giovanni Bellini, Palma, Pordenone, sich zu mühen hatte. Das ward ihm nicht schwer, und er muß seiner Sache sehr sicher gewesen sein. Schon 1513 versucht er den alten Bellini von einer in Venedig für den angesehensten Maler vorhandenen Sinekure, dem Scheinamt des Sensals (Maklers) an der deutschen Börse, dessen Verpachtung dem nominellen Inhaber über hundert Dukaten jährlich brachte, zu verdrängen, und als dies bei Bellinis Widerstand nicht gelingt, da läßt er sich mit der ihm eigenen brutalen Gemütsruhe wenigstens die Nachfolgerschaft nach dessen Tode verbriefen. Als er 1516 in den Besitz des Postens kam, strich er dann jahrzehntelang pünktlich diesen Ehrengehalt ein, vernachlässigte aber die geringen Pflichten dieses Postens in so gröblicher Weise, daß sich sehr viel später die langmütige Signorie zu seiner zeitweisen Kassation veranlaßt sah, um ihn zur Ausführung seiner Zusagen zu zwingen. — Tizians Wandlung als Künstler ist fortab eine sehr geringe, erscheint fast lediglich als eine wachsende virtuose Sicherheit, und nur gegen sein Lebensende ändert sich seine Stilistik. Bis in die 1520er Jahre zeigt er noch Giorgiones und Palmas Einfluß, dann sind diese überwunden und seine persönliche Art ist ausgebildet. Nach einer Wandlung seiner Lebensverhältnisse, den frühesten Anzeichen seiner späteren Stilistik und, was nicht belanglos ist, nach einem beginnenden Verfall seines menschlichen Charakters kann man mit dem Jahre 1530 äußerlich die Reife von der Alterszeit scheiden. In dieser Zeit stirbt seine Gattin Cäcilia und knüpft er die ersten Beziehungen zu Karl V.

Die Zeitgenossen, und namentlich Michelangelo selbst, haben längere Zeit Tizians Art herb getadelt und verkannt gerade in der neuen Eroberung seiner Kunst. Die Italiener vor und um ihn sind Ideendarsteller und Umrißmenschen gewesen; eine malerische Darstellung ohne scharfe Kontur und mathematische Komposition, also der uns heute so natürliche Realismus des Sehens, war ihnen zunächst unverständlich. Giorgione hatte es bereits geahnt, und Tizian hat es mit Bewußtsein erkannt, daß es in der Natur keine Linien und scharfen Abgrenzungen gebe, diese vielmehr Resultat eines Nachdenkens seien. In der That hat jeder Gegenstand einen festen Umriß nur in ganz besonderen und seltenen Lichtzuständen, wie wir jetzt wissen. Tizian stellte demnach Flächen und Körper dar, indem er ihre Grenzen gegen den Hintergrund verwischte; aus der gleichen Beobachtung mußte ihm jetzt auch der Bildwert der Landschaft aufgehen, — er legte ein starkes Gewicht als erster auf diese und stellte sie gelegentlich auch ganz selbständig dar, wie es jenseit der Alpen Dürer auch als Vorläufer der späteren deutschen Landschaftsmalerei that. — Neben diesem für jene Zeit neuen Wirklichkeitssinn für die Formen der Welterscheinung steht aber bei Tizian ganz parallel derjenige



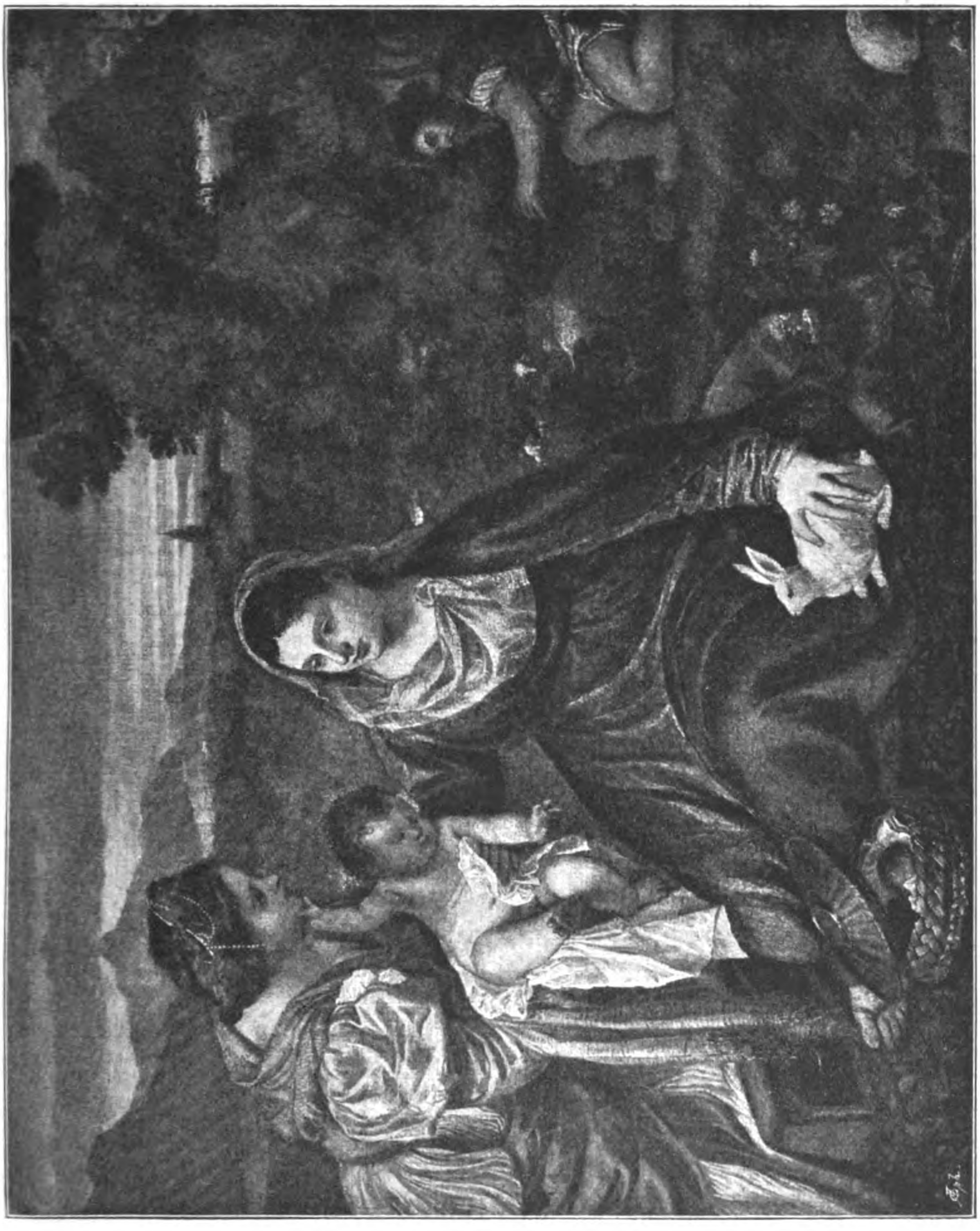
Tizian: Noli me tangere. (Londoner Nationalgalerie.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

für die Farben. Er fand, auf der von Giorgione bereits betretenen Bahn weitergehend, daß gewisse, sowohl reine als kombinierte Töne in der Natur das Bestreben haben, eine Veränderung bei den Nachbarfarben hervorzurufen; daß z. B. ein keineswegs starkes Rot über fast alle benachbarten Farben einen mehr oder minder für das menschliche Auge sichtbaren rosigen Schimmer ausgießt und ihren Wert damit verschiebt. Während die Maler vor ihm und neben ihm über die Anwendung und Hervorkehrung starker Lokalfarben nicht viel hinauskamen, entwickelte er mit dieser Erkenntnis jenen für seine Kunst so charakteristischen Kolorismus, in dem es eine abgedämpfte Hauptfarbe giebt und alle anderen nur Mischungen derselben scheinen. — Ohnehin eine fast gedankenfeindliche, im künstlerischen Ideenleben nahezu banale, aber mit allen heißen Sinnen an der äußeren

Erscheinung haftende Natur, fand er damit eine ihm natürliche und für seine Zeit neue Richtung, die man als koloristischen Idealismus bezeichnen kann. Sein Idealismus ging wesentlich darauf, die Welt und die Menschen mit ihr in einer idealen Freudenexistenz und sinnlicher Verklärtheit, im Duft ihrer Materie erscheinen zu lassen; seine Menschen sind meistenteils dumm und seine Handlungen ohne innere Größe, weil das Animalische sich in allem hervordrängt; aber doch weiß seine Feinfühligkeit und seine Achtung vor der Natur überall Geist und Leben so täuschend anzudeuten, daß dieser Mangel an innerlicher Auffassung fast nie sofort auffällt. — Es scheint, als ob die Bergmenschen bei der natürlichen Schweigsamkeit ihrer Landsleute und bei der Größe der Natur ringsum für die Betrachtung der Welt in ihren Farbenschwingungen besonders veranlagt sind, — man denke unter unseren Zeitgenossen an Böcklin, der freilich diese Art mit einer reichen Idealwelt verbindet, und an die Schotten; jedenfalls ist bei Tizian dieselbe Erscheinung vorhanden, — nur daß sie in ihrer besonderen Eigentümlichkeit von seinem Venetianer Lebensaufenthalt bestimmt wird. Ob man ein echtes oder alle Werke von seiner Hand betrachtet, — überall spricht einen die weltversunkene Märchenstimmung der Lagunenstadt, ihre Lichtherrlichkeit und ihr traumselig-brütendes Schweigen ohne Wagengeroll, ihr Wassergeheimnis an. Man fühlt in diesen wundervoll modellierten, wunderbar lebenswarmen Gestalten, diesen Landschaften den geheimen Rausch eines äußerlich ernsten und unterdrückten Lebens, dessen Pulsschlag unter Druck von oben und tausend Anregungen der Örtlichkeit von außen zu einer heißen Leidenschaft und einer flammenden Schönheitseligkeit gesteigert ist, — in dem mystisches Versinken der Kreatur in ihrem Gott voll natürlicher Naivität sich mit einer süßen Sündhaftigkeit mischt. Den ganzen Zauber dieser an zahllosen Lichtproblemen reichen, materiell üppigen, geistig freien und vornehm-sinnenfreudigen Welt von Venedig, — die bestrickende Faulheit der durchtriebenen, die Nervengenüsse bis zur Zügellosigkeit pflegenden Menschenexistenz mit allem Drum und Dran bis zum leisen Glucksen der Kanalwasser gegen die Palastfundamente hinab, — diesen längst verwehten und so vollkommen in der Kulturgeschichte nie wieder erlebten Traum enthält Tizians gesamtes Werk. Giorgione wäre, am Leben geblieben, bei seinem dämonischen Zuge in die Tiefe sicher ein noch größerer Darsteller für diese Welt und auch wohl wichtiger für den Aufwärtsstieg der Menschheit geworden, — ein Verdienst, das man Tizian durchaus nicht lassen kann, — aber der sorgsamer an die Wirklichkeit sich haltende, pedantische Tizian, dessen Werke in drei bis vier Übermalungen mit größeren Pausen dazwischen entstanden, — dieser raffinierte Lebensvirtuose war der getreuere Stimmungschronist. Der Freund und Maler der Fürstenhöfe von Ferrara, Urbino und Mantua, der Mann der großen Welt mit der verschlagenen Anschmiegungsfähigkeit und den fabelhaft empfindlichen Sinnen, dieser geborene Verfallmensch war der berufene Maler von Venedigs Überreife.

Selber Aristokrat in seinen Lebensgewohnheiten, verstand Tizian wie keiner vor ihm, — und nach ihm nur mit matterem Pulsschlage erst wieder van Dyck, — den Hauch großer Welt in feinen Zügen des Augenblicks und mit lauter leise sprechenden und von persönlichen Reizen flüsternden Farben über seine stets ähnlich wirkenden Bildnisgestalten auszugießen. Er läßt mit erlesenem Geschmack kleiden und posieren, — er giebt im Aussehen und im Inkarnat ohne jeden Naturalismus den Anschein warm beseelten Lebens, — malt die Kostüme stofflich sehr gut und die Hände noch besser, — er dämpft jede schroffe Eigenart und weiß Mann und Frau, ob sie fürstlichen Standes oder bloße Modelle sind, eine angeborene Vornehmheit einzuflößen und sie über menschliche negative Eigenschaften zu erhöhen, — er hat eine feine Hand für den Ausdruck lieblicher Jugendblüte, aber Seelentiefblicke vermag er nicht zu thun, und seine Gestalten kennen alle die Sünde. In dieser Mischung von lauter ins Feine übersetzter Natur und von gewinnenden Intimitäten ist Tizian ein Bildnismaler vom erlesensten Geschmack, — anders als die schwer zugänglichen großen Meister der Renaissance gewinnt er gleich beim ersten Male des Sehens den Beschauer vollkommen und erhält ihn in der Lust lei-

denschaftloser Freude, aber er reißt nie durch die Größe der Auffassung hin. Bei aller Lieblichkeit sind seine Bildnisse deshalb etwas



Tizian: Die Madonna mit dem Kaninchen. (Paris, Louvre.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

uniform. So malte er seinen Gönner Alfons Este von Ferrara (Madrid) und soll auch dessen Gemahlin Lucrezia Borgia gemalt haben, und dann verherrlichte er die schöne Laura Dianti, Alfonsos Freundin und angeblich späterhin zweite Frau, in dem Doppelbilde des Louvre. In einer sehr feinen Auffassung hat er uns mehrmals das Bildnis Ariostos (das schönste davon — und ein Meisterwerk — in London) hinterlassen, der ihn zum Dank dafür im „Rasenden Roland“ verewigte. Er malte den Markgrafen Federigo Gonzaga, mehrmals die Dogen Gritti und Grimani (beide in Padua), — in der Halbfigur einer wunderschönen „Flora“ (Uf-

fizien) schuf er ein heute noch vielbewunderstes Idealbildnis, und selbst Aretino erscheint bereits unter diesen Porträtwerken vor 1530.

In noch höherem Maße indessen als bei den Bildnissen tritt das Tizianische in einer stattlichen Reihe von mythologischen Werken religiösen sowie antiken Charakters zu Tage. In diesen frei und luftig erdachten und meist mit erstaunlicher Natürlichkeit zusammengefügten Gestalten steckt schon etwas von der späteren Rubensschen Erdschwere, — sie sind schmerzunkundige, von heimlicher Lust an der Gegenwart erfüllte Teilnehmer einer abgeklungenen, sinnenschönen Welt, aber sie haften in dieser fest und vermögen sich fast nie aus ihr durch die Wucht der Leidenschaft oder durch wahre Erhabenheit der Ideenwelt zu erheben. So originell Tizians Kompositionen um dessentwillen erscheinen, daß nicht wie bei den anderen Künstlern das Liniensystem die Anordnung bestimmt, diese vielmehr lediglich von dem Zusammenklang der Farben beeinflußt wird, so darf man sich doch nicht verhehlen, daß dies wesentlich malerisch-virtuose Vorzüge und Neuheiten sind, die sich mit der gewaltigen Inhaltsdarstellung der großen Cinquecentisten außer Tizian nicht messen können. Wie sehr er in allem, was seine nicht eben ganz neuen und packenden, nur vielleicht von der religiösen Tradition freieren Ideen betrifft, Verstandesmensch war, geht daraus hervor, daß er alle seine größeren Werke auf die Farbenstimmung hin erdachte, welche sich am Ort ihres künftigen Hängens als die günstigste ergab. Einst vielgefeierte und heute in Museen uns merkwürdig schwach ansprechende Werke von ihm haben mit der Ortsveränderung alle ihre Reize verloren. Die Probe darauf konnte in den letzten Jahrzehnten in Italien mehrfach gemacht werden. Es kam ihm wie in unserem Jahrhundert dem ihm im Grunde so ähnlichen Makart vorwiegend auf den augenblicklichen Farbenzauber an, den er mit großem Raffinement erstrebte. Sehr selten hat man darum vor seinen Werken das Gefühl, daß sie bis zum letzten Pinselstrich aus innerem Bedürfnis gewissermaßen rücksichtslos gequollen sind, und namentlich bei der großen Mehrzahl seiner religiösen Motive empfindet man, daß sie bei aller äußeren Schönheit im Grunde nicht religiös sind.

Zu seinen frühesten Schöpfungen dieser Art gehört der von einigen Gelehrten schon vor 1511 angesetzte St. Markus, um dessen Thron vier andere Heilige versammelt sind, in Sta. Maria della Salute zu Venedig. Hervorragend in der Komposition wie der Schönheit der räumlich tiefen Hintergrundlandschaft ist sein „Noli me tangere“ (London), auf dem der Heiland in jugendlicher Körperfülle der erschreckt vor ihm niedergefallenen Maria Magdalena erscheint und beide Gestalten, wie immer bei Tizian, im engsten Zusammenhang mit der interessanten und reich gegliederten Landschaft erdacht sind. Dasselbe gilt vom frühesten seiner „Bacchanale“ von 1519 (Madrid), wo man im Schatten einer Baumgruppe eine ausgelassene Gesellschaft von trinkenden, schwatzenden und springenden Bacchanten und im Vordergrund — echt tizianisch — eine vom Wein bezähmte und schlafend hingestreckte nackte Schöne schlummernd erblickt. Die berühmte „Grablegung“ im Louvre zeigt ihn von anderer Seite. Ein hoheitsvoller Zug geht hier durch die Bewegung der drei um den Leichnam beschäftigten Männer und durch die einfache Erscheinung der beiden verhüllten Frauen zu Füßen, über die eine fahlhelle Unheimlichkeit mit grellem Lichtkontrast ausgegossen liegt. Dagegen wieder ganz genrehaft erscheint der Künstler in der „Madonna mit dem Kaninchen“ (Louvre). Allerdings ist die Landschaft reizend und ein süßes Geschöpf das Modell der Madonna, wie über dem Ganzen ein frischer Zauber des Ungesuchten ruht und eine sehr hübsche Bildwirkung hervorruft, — aber eine religiöse Darstellung ist es von innen her nicht. Und dann sei noch ein Fresko im Dogenpalast zu Venedig, der heute dort noch sichtbare „Christoforus“ von 1523 genannt, der trotz seines starken Verfalls und der für Tizians Hand spröden Technik Zeugnis für seine Sicherheit selbst bei schnell zu erzielender Wirkung ist.

(Schluß folgt.)

Deutsche Kultur
in der
Vorstellung der moslimisch-südslavischen Volks-Heldendichtung.
Von
Conrad Thuemmel.

Die eigentümliche Thatsache, daß in den Ländern der Balkan-Halbinsel noch heute eine Volksdichtung durch rein mündliche Überlieferung besteht, deren von unbekannten Verfassern herrührende, Jahrhunderte alte Erzeugnisse in überaus großer Zahl und Ausdehnung im Volke, d. h. größtenteils im Gedächtnis und Munde umherziehender gewerbsmäßiger „Sänger", leben und weitergetragen werden, hat seit einer Reihe von Jahren, insbesondere seit dem stetig zunehmenden Hineinziehen dieser Länder in das Netz des übrigen europäischen Verkehrs, die Aufmerksamkeit und den Sammeleifer besonders österreichischer Kulturforscher auf sich gezogen. Einer der fleißigsten und durch seine Landes- und Sprachkunde darin am meisten von Erfolg begünstigten ist der Wiener Gelehrte und Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde „Am Urquell" Dr. Friedrich S. Krauß. Von den über 200000 Versen, welche er von diesen umherziehenden „Guslaren" (so werden diese Rhapsoden nach dem eigentümlichen Saiteninstrument, der einsaitigen Gusla, mit dem sie ihre eintönigen Gesänge begleiten, genannt) gesammelt, d. h. sich in die Feder hat diktieren lassen und dann im slavischen Urtext mit nebenstehender Verdeutschung (in reimlosen Versen) herausgegeben hat, sind in der letzten Zeit eine große Zahl selbständiger, abgeschlossener Einzeldichtungen in verschiedenen Ausgaben oder in Zeitschriften erschienen. Von „Mehmeds Brautfahrt" (Smailagic Meho) (Wien, Hölder, 1890) und dem „Burgfräulein von Preßburg" (Budapest 1889), wie der Herausgeber die eigentlich von dem Guslaren gegebene Überschrift „Das Ende des Nakitsch Henso" (Pogibija Nakic Henseina) verdeutlichte, bis zu „Bogacic Halilens Brautfahrt" und „Alilens Ende" im neunten Bande des „Internationalen Archivs für Ethnographie" (Leiden, Brill, 1896), dem „Fräulein von Kanisza" in den „Ethnographischen Mitteilungen aus Ungarn" (Budapest, Bd. IV, 1895, S. 94 ff.) und „Wie Mohammed Köprülü Vezier geworden", haben wir eine in ihrem inneren Wesen durchaus gleichartige und bei aller Verschiedenheit des Stoffes und der Personen sich immer gleich bleibende Art der epischen Volksdichtung, die dennoch bei mannigfacher Wiederholung und Eintönigkeit nicht ermüdet, weil ihr das wahre Kennzeichen alles Natürlichen, alles frei und selbständig von der Volksseele Erzeugten, die echte Naivetät, unvertilgbar und oft mit überwältigender Kraft und Wirkung innewohnt und anhaftet.

In dem soeben erschienenen vierten Buche der „Forschungen zur Kultur- und Litteraturgeschichte Bayerns" (Ansbach und Leipzig, bei Eichinger) hat auf Wunsch des Herausgebers Dr. Karl von Reinhardstöttner Dr. Fr. Krauß drei kleine dieser Guslarengesänge in slavischem Text und deutscher Übertragung veröffentlicht, bei deren zweien Bayern den Schauplatz der Handlung bildet, und in deren erstem die Bayern als Volk eine

Rolle spielen. Mit Recht macht allerdings Dr. Krauß in seiner Vorrede schon die Bemerkung, daß trotz der wiederholt in mehreren Formen vorkommenden Bezeichnung als Bayern (für die Einwohner bavar und bavarac, für das Land Bavaran und einmal Babaran) der Volkssänger der Balkanhalbinsel hiermit einen festen Land- und Volksbegriff nur insoweit verbindet, als mit dem letzteren die Deutschen überhaupt gemeint sind — ähnlich wie der Name „Schwab" (Švaba) für Ungarn und Südslaven die Deutschen im allgemeinen deshalb bezeichnete, weil diese Völker auf ihren Kriegszügen hauptsächlich und in erster Linie mit Süddeutschen zusammengestoßen sind. Die Landbezeichnung Bavaran aber hat eigentlich nur den Zweck, ein dem Sitze des Guslarenliedes sehr fernab gelegenes Land von großer Macht zu bezeichnen, wobei dann freilich vielfach die Kulturzustände Bosniens und des Herzogsländchens (Herzegowina) ohne weiteres auf dieses ferne Märchenland übertragen werden.

Die drei Gesänge können gewissermaßen als Vorbilder der drei Hauptgattungen betrachtet werden, in welche alle diese Guslarenlieder ihrem Stoffe nach zu unterscheiden sind: Städteeroberungen und -belagerungen, Befreiung von Gefangenen und Frauenraub oder, was so ziemlich als gleichbedeutend damit angesehen wird, Heimführung von Bräuten. Das erste Lied handelt nämlich „Von dem Türkenangriff auf Wien" (Beč, wie der Name auch in das Magyarische übergegangen noch heute in Ungarn heißt); das zweite von der Befreiung des sagenhaften serbischen Helden Wuk (Wolf) von Janok, der bei dem Bayernkönig im Kerker schmachtet, weil er etwas zu stürmisch um dessen schöne Tochter Eufemia (slav. Jefimija) geworben hat, und zwar durch keinen Geringeren als den berühmtesten Helden des serbischen Volksliedes, den Königsohn (kraljerič) Marko auf seinem vielbesungenen Schecken Scharatz. Das dritte Lied aber verbindet den Stoff der mehr oder minder gewaltsamen Brautheimführung mit einer in den Guslarenliedern nur sehr selten vorkommenden Form der freien Dichtung: dem mythologischen Märchen. Es führt die Überschrift: „Die Heirat der Natter, des Sohnes des Ban von München" (Monaka). Wer würde nun aber vermuten, unter dieser Überschrift und in den oft rohen und ungelenken Formen dieser ganz ursprünglichen Volksdichtung wieder zu finden und deutlich zu erkennen den uralten Stoff des zartesten und duftigsten Gebildes der ganzen altklassisch-hellenischen Mythologie, des Amor- und Psyche-Mythus? Und doch weist der Herausgeber in der Vorrede schon mit vollem Rechte darauf hin, daß wir hier unzweifelhaft denselben Stoff in der eigenen Behandlung der Volkssänger finden, den einst vor anderthalb Jahrtausenden Apulejus so hinreißend zu gestalten wußte, daß er seitdem der Lieblingsgegenstand aller bildenden Künste geworden ist. Nur daß der versöhnende Schluß und glückliche Ausgang des altklassischen Märchens hier fehlt, und dafür ein der rohen und gewaltthätigen Natur des Südslaven entsprechender Ausgang mit schrillem Mißton abbricht, macht den Unterschied. Dann aber kommt noch ein zweiter Märchen- und Sagenbestandteil hinzu, der jenem altklassischen Mythus fremd ist, hier aber mit dem ersten Stoff gepaart und verschmolzen erscheint: das ist der ebenfalls uralte und bei allen Völkern sich findende Glaube an die Empfängnis des Weibes durch den bloßen Genuß bestimmter Speisen, besondes solcher von etwas absonderlicher Beschaffenheit. Hier ist es der Genuß der goldenen Flossen eines mit einem Perlennetz im Meere gefangenen Fisches, durch den die Banin (Fürstin) von München den lange entbehrten Kindersegen zu erhalten hofft. Allein, wie zu Ende des Liedes die männliche Roheit, so spielt hier an seinem Anfange die dem südslavischen Weibe ebenso angeborene Betrugslust der Banin einen bösen Streich; die Goldflossen des glücklich von ihr selbst gefangenen Fisches (München liegt dem Guslaren ebensogut am Meere wie Wien, wie wir bei dessen Belagerung sehen werden) genießt die Frau ihres Schwagers Konstantin, und sie bekommt dafür die Flossen einer Natter zu essen. Allerdings hat nun auch deren Genuß die Wirkung, sie nach neun Monaten zur Mutter zu machen; aber — zur Mutter einer „buntgefleckten Natter". Diese hat übrigens, wie die Banin selbst mit der auf ihr Geheiß alsbald herbeigeholten „Stangenwage" feststellt, das sehr

anständige Gewicht von 17 Okas. Wenn man bedenkt, daß ein Oka (türkisches Pfund) 1283 Gramm hat, so ist diese Natter jedenfalls als ein recht kräftiger und gesunder Junge zu bezeichnen. Als solcher zeigt sie sich denn auch durch die geschickte Art, wie sie immer wieder davonkommt, mag sie auch auf Befehl der eigenen Mutter gebracht werden, wohin man will, damit sie ums Leben kommen soll.

Äußerst bezeichnend ist aber auch die Quelle, aus der das Lied die Kenntnis von dieser zauberkräftigen Wirkung des Flossengenusses der Banin zukommen läßt. Die Träger dieser Weisheitskunde sind — zwei „Frachtenführer", deren gelegentliche Unterhaltung über diesen Gegenstand zu Anfang des Liedes von der Schwägerin der „höchstgeborenen Banin" belauscht und dieser hinterbracht wird. Mit diesem einen Zuge schon verrät uns der Guslar, der fast immer die Kulturzustände seiner eigenen Umgebung auf die des Schauplatzes seiner Gesänge ganz unbekümmert unverändert überträgt, wie sich in den weltentlegenen Bauerdörfern seiner serbischen oder bosnischen Heimat die Kenntnis der Außenwelt zu verbreiten pflegt. Der Durchzug von Frachtfuhrleuten durch ein solches Dorf ist ein Ereignis, welches ausgenutzt werden muß, um den möglichsten Nutzen aus der Unterhaltung und Belehrung so weitgereister und in der Welt umherkommender Leute zu ziehen. Der Herausgeber erwähnt denn auch hierbei, daß es in solchen Dörfern heute noch Sitte und Gebrauch sei, die durchkommenden Frachtfuhrleute für Leidende aller Art um Rat zu befragen.

Wir können schon nach dieser Probe vermuten, daß es mit der Schilderung deutschen Lebens und deutscher Kultur aus der Zeit der Entstehung dieser jedenfalls Jahrhunderte alten Lieder nicht weit her sein wird, und daß sie uns das München und das Bayerland jener Zeit nicht viel anders schildern werden, als das Leben in den „weißen" Burgen und Städten ihrer slavischen Heimat sich abspiegelte. Und so ist es in der That mit wenigen Ausnahmen. Wenn z. B. „von Wien der Kaiser" nach dem herannahenden Türkenheere ausschaut mit seinem Fernglase, von welchem sieben Rohre ausgezogen werden können, jedes mit einer Stunde Tragweite zum Sehen, so ist dies zwar eine Anerkennung deutschen Gewerbfleißes, wie er sich insbesondere vor der vollständigen Eroberung durch die Türken auf der Balkanhalbinsel in der Ansiedlung zahlreicher in hoher Achtung stehender deutscher Handwerker bei den Südslaven eingeführt hatte, aber doch keine eigentlich deutsche Kulturschilderung. Für diese Anerkennung der Leistungen deutschen Gewerbfleißes spricht u. a. auch der Umstand, daß, wenn die zur Befreiung des Wolf von Janok ausreitenden serbischen Helden vorher selbst ihre Rosse satteln und aufzäumen (die einzige Arbeitsleistung, die sie nicht den Dienern oder Weibern überlassen, sondern selbst verrichten), dies mit deutschem Zaumgebisse geschieht:

Mit bunten Decken deckten sie sie [die Rosse] zu,
Behingen sie mit goldgewirkten Zügeln
Und zäumten sie mit deutschem [njemačkijem] Zaumgebisse
Und führten hin sie zu dem Staffelsteine [der zum Aufsitzen dient],
Vom Stein ein Sprung dem Renner auf den Rücken.

Der Herausgeber bemerkt auch, daß noch heute zahlreiche deutsche Lehnworte gerade zur Bezeichnung von Handwerkszeug bei der Verfertigung von Waffen, Schmuck und Stoffen in der alten und neueren serbischen Volkssprache für diese Thätigkeit deutscher Handwerker in der vortürkischen Zeit Zeugnis ablegen. Auch spricht es wohl für die günstige Meinung, welche der Guslar von der Kunstfertigkeit deutscher Frauen und Mädchen hat, wenn er das „Sticken" als eine Lieblingsbeschäftigung selbst der Fürstentöchter anführt. In dem Briefchen, durch welches die schöne Eufemia den Helden Milos zur Befreiung der Gefangenen auffordert, weil deren Jammern bei Tag und Nacht ihr unerträglich sei, heißt es:

Bemüh dich, Bruder, um sie zu befreien,
Sei es durch Schätze, sei's durch Heldenthaten.
Sie sind mir, Bruder,* sehr zur Qual geworden.
Es flieht der Schlaf mich auf der weißen Warte,
Mich flieht der Schlaf, mich freut nicht mehr das Sticken!

Wie freilich andererseits der Guslar die Gepflogenheiten serbisch-türkischer Burgherren ohne weiteres auch auf den Bayernkönig überträgt, das zeigt wieder dessen

* Die gewöhnliche Anrede auch an einen Fremden, den man zu etwas bewegen will.

Verhältnis zu seiner Sklavin Kumrija. Der Name stammt aus dem Türkischen, kumri = Turteltäubchen. Diese hat die Aufgabe, dem König frühmorgens das kalte Brunnenwasser zum Aufguß zu bringen. Der Slave kennt eben oder benutzt kein Waschbecken zur Morgenerfrischung des Gesichts, sondern er läßt sich das Wasser von einem anderen über die Hände, vielleicht auch den Kopf gießen.

Im Morgengrauen, als die Sonne aufging,
Erhob sich zeitlich Kumrija, die Sklavin,
Noch vor dem Morgen und der heißen Sonne,
Um in dem Kruge Wasser einzuschöpfen
Zum Aufguß für den König von Bavarien.

Als sie nun hierbei im Hofe das Burgthor erbrochen, die Thorwache erschlagen und die serbischen Helden, da sie den Kerker der Gefangenen nicht aufzufinden vermochten, zum Genuß des mitgebrachten Weines hingelagert findet, kehrt sie, ohne Wasser, zu Tode erschrocken, zum Könige zurück. Bei diesem sich mehrere Male wiederholenden Vorgange haben wir nun eine anziehende Probe der Naivetät und gleichzeitig Unbeholfenheit oder Gedankenlosigkeit des Volkssängers, wenn es sich um die wiederholte Schilderung gleichartiger Vorgänge handelt. Mit Vorliebe wird die einmal angenommene Form der Redewendung wiederholt, einerlei, ob sie auf sich von selbst ergebende Veränderungen in der Lage paßt. Der Befreiungsversuch wird nämlich mehrere Male ohne einen anderen Erfolg gemacht, als daß auch die Befreier überwältigt und zu den früheren Gefangenen in dasselbe Verließ gesperrt werden: zuerst durch Relja von Pazar, dem die sämtlichen Lieder, in denen dieser vielgenannte Held vorkommt, das wunderliche schmückende Beiwort „mit den Flügeln“ geben mit seinem Blutsbruder Kosančić Johannes; das zweite Mal durch Herzog Milos Obilić, den sagenhaften Eidam des letzten Serben-Zaren Lazar, mit seinem Blutsbruder Milan Toplica, und dann endlich erst mit Erfolg durch den kraljević (Königssohn) Marko allein. Alle drei Male aber redet der Bayernkönig die erschrocken mit leerem Kruge zurückkehrende Sklavin so an:

O meine Tochter Sklavin Kumrija,
Du bist um Wasser auch bis nun gegangen,
Doch bist du derart niemals noch erschrocken:
Was bist du heute morgens so erschrocken?

Noch geringer freilich als die Kenntnis deutscher Sitten scheint die über die geographische Lage der deutschen Länder bei dem bosnischen Volkssänger zu sein. Komisch wirkt es schon, wenn er nach der ausführlichen Schilderung der Vorbereitungen zum Ritt ins deutsche Land, dem Satteln der Pferde, Umgürten der Waffen, Anbringen des riesigen Weinschlauches am Sattelknopf, die Reise selbst mit der kurzen Bemerkung abmacht: „So kamen sie denn glücklich nach Bavarien“, oder seine Unkenntnis an einer anderen Stelle mit der Verlegenheitsredensart bemäntelt: „Ein jeder Weg führt sie nach Bajuvarien.“ Daß München am Meere liegt, erfahren wir schon in der Geschichte der Natter dadurch, daß die höchstgeborene Banin das von ihr selbst mit einer Krystallnadel gefertigte Perlennetz am frühen Morgen ins Meer senkt, um es drei weiße Tage darin zu lassen und dann am dritten Tage mit dem goldbefloßten Fisch herauszuziehen. Noch wichtiger aber ist diese Lage am Meere für die Kaiserstadt Wien. Denn der Kaiser (cesare) fühlt sich ganz sicher, solange seine Meergaleere mit dreihundert „grimm'gen Bajuvaren“ die Stadt von dieser Seite deckt, wie er der Vila, die ihn vor dem heranziehenden Türkenheere warnt, etwas unwirsch zur Antwort giebt:

Verstumme, Vila, dich befalle Zahnweh!*
Ich fürchte nicht den Kaiser Suleiman,
Solang ich meine Meergaleere habe,
Auf der dreihundert Feldgeschütze lagern,
Zu deren Hut dreihundert deutscher Mannen,
Wohl deutscher Mannen, grimm'ger Bajuvaren!

Erst als ihn die Vila durch das siebenmal ausgezogene Fernrohr (also auf sieben Wegstunden Entfernung) hat sehen lassen, daß die Meergaleere mit ihrem Kapitän, dem Bayern, an der Spitze gekapert ist, da entschließt sich von Wien der Kaiser, mit seiner ganzen Heeresmacht dem Sultan Suleiman entgegenzuziehen, freilich nur mit dem Erfolge, in einer dreitägigen Schlacht von ihm geschlagen zu werden und sich dann in das umschanzte Wien zurückzuziehen. Die dann folgende Schilderung bezieht sich im

* Dies ist eine gegen sonstige Ausdrücke bei ähnlichen Gelegenheiten in den Liedern sehr zahme Verwünschung, die von den milderen Sitten der Deutschen zu zeugen scheint. Wenn der Sultan bei der Belagerung mit den Leistungen seiner Stückmeister unzufrieden ist, so verflucht er zunächst deren Mütter.

wesentlichen darauf, wie der Wiener Kaiser, nachdem er den Oberbefehl in der Stadt seinem Diener Michael übergeben, persönlich, und zwar so eilig, daß er den Renner gar nicht erst satteln läßt, sondern sich auf dessen nackten Rücken schwingt, bei allen befreundeten Mächten umherreitet, um ein Entsatzheer von phantastisch ungeheurer Zahl zusammenzubringen. In dieser Schilderung ist nun in seltsamer Weise geschichtlich Richtiges sowohl enthalten, als auch auffallenderweise weggelassen, und dafür allerlei fabel- und sagenhaftes Beiwerk hinzugefügt. So ist es vor allem auffallend, daß die Polen überhaupt nur an einer einzigen späteren Stelle vorkommen und ihr König Sobiesky insbesondere, in welchem wir doch den eigentlichen und hauptsächlichsten Befreier Wiens zu sehen gewohnt sind, bei der hier erfolgenden Aufzählung des Heeres gar nicht genannt wird. Der Herausgeber unterstellt die Möglichkeit, ohne indes weitere Gründe dafür anzuführen, daß er vielleicht unter der gänzlich sagenhaften Königin von Arabien, Marie, zu verstehen sei, die in dem Liede als die Tochter der eigentlich zum Entsatz treibenden Kraft, der in dem goldenen Prag residierenden Königin von Rußland erscheint. Einigen Anhalt gewinnt diese Vermutung durch den Umstand, daß immer in Verbindung mit dieser arabischen Königin Marie ein ganz sagenhafter Kapitän Gavran auftritt, der ebenfalls ein Eidam der Königin von Rußland ist und schließlich das ganze Heer befehligt und zum Siege führt. In merkwürdigem Gegensatz zu dieser gänzlichen Verwischung des Geschichtlichen durch die Volksüberlieferung steht dann die Erwähnung eines Nebenumstandes, die zwar auch geschichtlich falsch ist, aber den Keim der richtigen Erklärung in sich trägt. Es wird nämlich auch ein Hilfsheer der Brandenburger (Brannibura) erwähnt. Nun ist es aber bekannt, daß der Große Kurfürst, im Groll darüber, im Nymweger Frieden (1678) von Österreich im Stiche gelassen worden zu sein, seine Beihilfe zum Entsatz Wiens versagte. Dafür trat aber Kursachsen mit einem Heere von über 11000 Mann unter eigener Führung des Kurfürsten Johann Georg III. ein. Das Guslarenlied wirft nun diese beiden Umstände zusammen und läßt das Hilfsheer der Brandenburger an Stelle des Großen Kurfürsten durch seinen Sohn Johannes befehligen.

> Da naht auch schon der greise Brandenburg,
> Er führt heran ein unermeßlich Heer:
> Der Greis war nicht im stande, selbst zu kommen,
> Vielmehr er sandte seinen Sohn Johannes.

Die beiden ersten persönlichen Hilfe-Gesuche des Wiener Kaisers bei dem König von Bavarien in München und bei dem Italiener-König in dessen unbenannt bleibender „Hauptstadt“ sind nämlich erfolglos gewesen, indem beide die Befürchtung äußern, daß, wenn es schon mit Wien so weit sei, die Türken auch bald an sie selbst kommen würden, um ihre Stadt zu zerstören. Erst als er dann zum goldenen Prag geritten ist, ist die dort residierende, als die Königin von Rußland (Rusinka Kraljica kann wohl auch als „russische Königin“ übersetzt werden und ist nicht notwendig auf das Land Rußland zu deuten?) bezeichnete hohe Frau nicht nur sofort selbst zur Hilfe bereit, sondern schreibt auch sehr energische Briefe an die Könige von Bavarien und Italien, welche diese denn auch veranlassen, ebenfalls mit einem unermeßlichen Heere bei ihr zu erscheinen. Die Größe dieser Heere wird durch die phantastische Zahl von nicht weniger als dreihundert Millionen ausgedrückt, ein Beweis, daß der Guslar von der Bedeutung der Zahlen sich wohl überhaupt keine bestimmte Vorstellung machen kann. Diese beiden Briefe an die Könige von Bavarien und Italien beginnen übereinstimmend mit einer dem Orientalen sehr geläufigen Verwünschung gegen die Mutter des Angeredeten, welche diese mit Hunden in eine sehr wenig schmeichelhafte Verbindung bringt. Der Gebrauch dieser Formel im Gegensatz zu der oben erwähnten zahmen des Wiener Kaisers gegen die Unglücksvila erscheint dem Guslaren vielleicht dem slavischen Stamme, dem die hohe Frau von Prag angehört, angemessener. Höflichere Briefe, doch mit gleicher Wirkung, erhalten der greise Brandenburg, das Töchterlein Marie im Land Arabien und der Kapitän Gavran, der am längsten mit der Antwort zögert. Sehr bezeichnend ist aber noch eine Stelle in allen diesen Briefen, in denen sie auffordert, Proviant und Munition für das

Heer mitzuführen. Sie giebt dadurch in zarter Weise zu verstehen, daß sie durchaus nicht gewillt ist, diese ungeheuren Massen auf ihre Kosten zu verpflegen; der Wink wird denn auch verstanden und befolgt.

An den Aufbruch des Heeres und die Vorgeschichte der Entscheidungsschlacht knüpfen sich dann zunächst die bekannten Vorbedeutungen und Wunderzeichen, mit denen die Volkssage früherer Zeiten jedes geschichtlich bedeutende Ereignis zu umgeben pflegt. Übrigens liegt hier auch noch der besondere Grund vor, daß sich der moslimische Sänger den Sieg der Ungläubigen über das türkische Heer nicht anders als durch das Eingreifen übernatürlicher Gewalten erklären kann. Neben dieser metaphysischen Erklärung hat er allerdings auch noch eine andere, natürliche, die er zum Schluß, gewissermaßen auch als Trostgrund, mit anbringt. Es ist die, daß das türkische Heer durch die schweren Belagerungsarbeiten so erschöpft ist, daß es, ermüdet, dem Ansturm der frischen Truppen, insbesondere der rätselhaften arabischen des Töchterleins Marie, nicht widerstehen kann. Übrigens werden an dieser Stelle, die, wie der Herausgeber bemerkt, offenbar durch Gedächtnisfehler des Guslaren lückenhaft und entstellt ist, die Polen, (das einzige Mal in dem Liede) in nahem Zusammenhange sowohl mit der arabischen Königin Marie, als dem auf ihr Zureden hin ihr zum letzten entscheidenden Angriff den Oberbefehl überlassenden Kapitän Gavran genannt, so daß hierdurch die oben erwähnte Vermutung des Herausgebers wohl an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß nämlich hinter dieser arabischen Königin Marie der Polenkönig Johann Sobiesky steckt.

Das Wunder-Vorzeichen nun, von dessen Eintreten die hohe Frau vom goldenen Prag dem Kapitän Gavran ausdrücklich den weiteren Vormarsch abhängig zu machen angeraten hat, besteht darin, daß, wenn das Heer die Theiß auf Fässern überbrückt und überschritten und seinen Marsch bis an die Sternenkirche fortgesetzt hat, diese sich von selbst öffnen wird, um zwei kleine Tauben und zwei goldene Banner herausfliegen zu lassen, welche, von unsichtbaren Händen getragen, dem Heere die Richtung auf Wien zeigen. So geschieht es denn auch, nachdem sie, die Kirche erst verschlossen findend, einen halben Sommertag Halt gemacht und zu Gott nach Glaubenssatzung gebetet haben. Auch in dieser Wendung erkennt man in dem Sänger deutlich den frommen Moslem, dem beim Gebet die Beobachtung der dafür vorgeschriebenen äußeren Formen als das Wesentliche und Wichtigste erscheint. Der Herausgeber bemerkt übrigens hierzu, daß statt dieses Wunder-Vorzeichens in einer von ihm ebenfalls von einem anderen Guslaren gesammelten Variante dieses Liedes das aus Shakespeares Macbeth bekannte uralte und internationale Vorzeichen des wandernden Waldes von Dunsinan vorkommt und geschildert wird.

Die Schilderung der Schlacht selbst ist kurz, offenbar widersteht es dem Sänger, die Niederlage seiner Glaubensgenossen ausführlicher zu schildern; nur in der Erzählung von der Zahl der Umgekommenen bewährt sich wieder die echt slavische Vorliebe für das Ungemessen-Ungeheuerliche:

So mächtig auch der kalte Theißfluß ist,
Er sog sich dreimal voll mit Leichen an
(Je zwölfmal bloß in einer einz'gen Stunde),
Von lauter Türken und von anderm Pack
Und krummen Säbeln türk'scher Oberhäupter:
Die ersten Reihen blieben in dem Fluß,
Die letzten setzten über trocknen Fußes.

Natürlich kommt auch hier wieder die beliebte runde Zahl von dreihundert Millionen zur Anwendung. So viele sollen nach des Kaiser Suleimans eigenem Worte allein an Pilgern gefallen sein, das heißt also allein von solchen gläubigen Muselmanen, die das Gebot der mindestens einmaligen Wallfahrt zum Grabe des Propheten in Mekka bereits erfüllt hatten.

Daß es übrigens bei einer solchen Niederlage der Glaubensstreiter nicht mit rechten Dingen zugegangen ist, das beweist auch noch die Schlußunterhaltung zwischen dem durch Wald und Hochgebirge fliehenden Kaiser Suleiman und dem allein noch bei ihm verbliebenen und ihm folgenden Tambur, einem Zigeuner. Als sich nämlich der Kaiser, entrüstet über dessen unaufhörliches Trommeln hinter ihm her durch den Wald und das Hochgebirge, an ihn wendet, um ihm dies zu verbieten, erwidert dieser kläglich:

O Gnade, Kaiser, teuerster Gebieter!
Ich trommle nicht, es trommelt sich von selber!

Vielleicht ist auch hierin nur ein Ausdruck des höhnenden Volkswitzes zu sehen, der sich in dieser Einkleidung sogar an den Padischah wagt, der nach schmählich verlorener Schlacht zum Lande hinausgetrommelt wird.

Die Schlußverse, mit denen der Guslar das zweite Lied (von der Gefangenen-Befreiung beim Könige der Bavaren, wobei dieser schließlich selbst in ganz vertragswidriger Weise von dem Sieger Marko umgebracht wird) schließt, würden ihrem Inhalt nach eigentlich besser als Schluß der ganz geschichtlich wenigstens beabsichtigten Erzählung des ersten Liedes gepaßt haben. Sie geben uns so ziemlich einen Begriff von dem Milieu, in dem wir uns die Sänger und ihre Zuhörer zu denken haben, und bestätigen die Ansicht des Herausgebers, daß die Volksdichtung hier gewissermaßen einen höfischen Charakter annehme, wenn auch nur den einer epischen Bauernhofpoesie im Gebiete der serbischen und bulgarischen Sprache. Der Sänger schließt nämlich mit folgender Anrede an seine Zuhörer:

> Der einst'gen Thaten jetzo man gedenke;
> Und würden sie sich nicht ereignet haben,
> Wohl that man ihrer nicht bis jetzt gedenken.
> Wir singen nicht, um eitlem Sang zu frönen,
> Vielmehr wir singen, um uns zu erfreuen.
> Gewahre Gott Gesundheit uns und Freuden,
> Denn nichts ist köstlicher als die Gesundheit.
> Zu deiner Ehre, Hausherr, war das Lied!

Die eigentliche Meinung dieser letzten Zeile tritt noch deutlicher hervor in den entsprechenden Schlußversen des letzten (dritten) Liedes, welche lauten:

> O Hausherr, reiche mir ein Gläschen Wein!
> Wenn nicht, so soll die Frau dir auch nicht leben
> Zum Ruhm der Brüder, zu des Hausherrn Ehre!

obgleich dies, wie der Herausgeber bemerkt, eigentlich nur eine rednerische Floskel ist; denn es ist selbstverständlich, daß der Guslar am Schlusse seines Vortrages, wenn dies nicht schon früher geschehen ist, etwas vorgesetzt erhält.

Wenden wir uns nun noch einmal zu dem Inhalt des dritten Liedes, um die Züge des alten Amor- und Psyche-Mythus aus dieser allerdings etwas rohen Einkleidung herauszufinden. Um die Ähnlichkeit deutlich zu erkennen, müssen wir uns eines Punktes ganz besonders bewußt werden, der in der reizvollen Darstellung des Apulejus von diesem offenbar weit älteren und von ihm nicht erfundenen, sondern bearbeiteten Märchen etwas sehr in den Hintergrund gerückt ist. Das ist der Umstand, daß Psyche auf den Rat des Orakels von ihren Eltern auf den wüsten und rauhen Felsen gebracht werden muß, damit sich ihr dort ein Drache nähern kann, der sich mit ihr vermählen wird. Bei Apulejus erscheint alsbald aber statt des Drachen der Gott Eros in seiner Jugendschönheit; und nur der Umstand, daß Psyche, der er sich nur bei voller Finsternis naht, diese nur vermuten, nicht aber sichtbar wahrnehmen kann, deutet auf die Verwandtschaft mit dem bei allen Völkern verbreiteten Volksmärchen von dem in Tiergestalt verzauberten schönen Prinzen. Hier steckt nun in dem Balge der gefleckten Natter ein herrlich gebildeter junger Mann, der aber auch schon vorher durch seine Zaubermacht sich als ein übernatürliches Wesen erwiesen hat. Als er nämlich noch als Natter seinen Vater, den Ban, zu sich an den Burgwall beschieden hat, in dessen Steinritzen verborgen sie ihre Jugendjahre zugebracht hat, und die einfache, aber kategorische Aufforderung an ihn richtet, zum Könige von Polen zu reiten und bei diesem um seine Tochter für sie, die Natter, zu werben, da kommt der Ban allerdings aus Furcht dieser Aufforderung unverzüglich nach. Aber die natürlich schlechthin ablehnende Antwort des Polenkönigs wagt er der Natter nicht so einfach zu überbringen. Er erfindet ihr gegenüber vielmehr, daß der Polenkönig seine Zusage an eine der im Volksmärchen so beliebten, dem Laufe der Natur nach anscheinend durchaus unmöglichen Bedingungen geknüpft habe. Es müsse nämlich vorher ein Steinweg aus Gold von Bavarien bis zur Polenburg gebaut und dieser mit Bäumen bepflanzt werden, von denen der Volksänger doch zu wissen scheint, daß sie weder in dem Klima von Bavarien, noch dem von Polen so recht fortkommen.

Die Errichtung dieser wunderbaren Straße von München nach Polen ist aber der Natter eine solche Kleinigkeit, daß sie zunächst sofort den Vater nochmals mit dem Brautgeschenk nach Polen schickt. Diese erste Gabe des Bräutigams an die Braut besteht nach südslavischer Sitte in einem Apfel, dem ur-

alten Symbole der hellenischen Liebesgöttin, der aber mit Goldstücken gespickt wird. Die Natter holt aber vom Burgwall einen Apfel ganz von lauterem Golde, der ein Gewicht von nicht weniger als dreizehn Litren (litara) hat, und der Ban muß wiederum nach der Polenburg reiten, in die er, da er von dem ersten Empfange schon genug hat, dieses Brautgeschenk nur von außen hineinschleudert. Als er aber zurückgekommen ist, da sieht er vom Burgfenster aus den unter den Hufen seines Rosses hinter ihm her entstandenen Wunderweg fertig daliegen. Dieses Wunder hat auch auf den Polenkönig den erwarteten Eindruck gemacht; er übergiebt seine Tochter dem glänzenden Zuge der von München aus herangerittenen Hochgezeiter, unter denen die Natter, zu einem Kreise zusammengerollt, auf dem Sattel des besten Renners sitzt und die Zügel mit den Zähnen hält. Auf der Burg von München wird dann der Hochzeitsschmaus zwei weiße Tage gehalten; am dritten holt man den Pfarrer und den Gevatter (den bei der slavischen Hochzeit unentbehrlichen Beistand der Braut) und „traut der Natter an das Fräulein“. Und nun beginnt die Umwandlung des Ungeheuers in einen stattlichen Jüngling in einer seltsamen Weise:

Als abends dunkle Nacht war eingetreten,
Heißglühnde Kohlen fielen von der Natter.
Wohin das Feuer von der Natter fiel,
Geriet in Brand das grüne Grasgefilde.
Die Natter sank herab aufs Scheibenfenster,
Im Glanz erstrahlte ganz die Kemenate,
Als ob darin die Sonne heiß geleuchtet.
Er zog sich ab vom Leib das Natternhemd
Und warf das Hemd dann unters Ruhekissen.
Hier blieb zur Nacht er, und es ging ihm schön
Beisammen mit der Maid des Polenkönigs.
Das Fräulein schaut ihn an die ganze Nacht,
Wie prächtig und wie herrlich er geraten.

In dieser Schilderung der Feuernatur der Natter erkennen wir deutlich den flammenspeienden Drachen der deutschen Volkssage wieder, hinter dem ja gewöhnlich auch ein verzauberter Prinz oder mindestens ein Riese sich verbirgt. Auch in den wiederholt vorkommenden Wendungen vom Fliegen und zum Himmel aufwärts Fahren der Natter zeigt sich ihre, jenen Märchendrachen durchaus verwandte Natur, wozu übrigens zum Schluß sogar die auf einmal eintretende Bezeichnung geradezu als Drache kommt.

Nun aber müssen wir leider im Verlauf und besonders Schluß der Fabel wesentliche Abweichungen gegen den althellenischen Mythus feststellen, wenigstens so, wie ihn Apulejus gestaltet und uns überliefert hat. Bei diesem ist es die eigene dramatische Schuld der Psyche, die eine schwere, aber mit glücklichem Ende ausgehende Prüfungszeit über sie verhängt; und zwar besteht diese Schuld in einer sogar wiederholten Bethätigung des echt weiblichen Fehlers der Neugierde, welche sie das eine Mal den nur im Finsteren zu ihr kommenden göttlichen Geliebten mit dem Lichte beschauen, das andere Mal sie die verhängnisvolle Büchse der Persephone öffnen läßt. Hier im Guslarenliede ist das Verschulden der Polenprinzessin nicht einmal aus ihrem eigenen Willen entsprungen, sondern sie ist nur zur Teilhaberin der Schuld einer anderen gemacht worden, und zwar der eigenen Mutter der Natter, die wir auch schon zu Anfang des Liedes so unmütterlich gegen diese verfahren sahen. Der Fehler, in dem die Schuld wurzelt, ist auch nicht der der Neugierde. Zu dieser liegt auch keine unmittelbare Veranlassung vor, da die Polenmaid ja den ganzen Verwandlungsvorgang mit angesehen zu haben scheint und jedenfalls die ganze Nacht Muße genug gehabt hat, den herrlichen Jüngling zu betrachten. Aber es tritt hier die Eigenschaft zu Tage, welche das slavische Weib überall bethätigt, wo sie in diesen Liedern in Handlung tritt: die Neigung zum Verrat und zu heimlich vorbereiteter Gewaltthat. Die Polenprinzessin teilt ihrer Schwiegermutter, der Banin, den Hergang der Nacht mit, und diese rät ihr, den abgestreiften Schlangenbalg, das Natternhemd, nachdem der Entzauberte eingeschlafen, ihr zum Fenster hinauszuwerfen, worauf sie es verbrennen werde. Dies geschieht auch verabredungsgemäß:

Als es zu Nacht nun Mitternacht geworden,
Geschah es, daß der Schlaf betrog den Drachen;
Einschlief der Drache, wie ein thöricht Lämmlein.
Da sprang das Fräulein hurtig auf die Beine
Und stahl ihm heimlich weg das Natternhemd
Und warf hinab es von der weißen Warte.
Die höchstgeborne Banin es erhaschte,
Sie fing es auf mit ihren weißen Händen
Und floh damit hinauf zur hohen Warte
Und warf hinein es in ein lodernd Feuer;
Geprassel war vom Natternhemd entstanden.

Aber mit dieser vorzeitigen Verbrennung der Schlangenhaut ist die Entzauberung

unmöglich geworden, und hier tritt schroff und unmittelbar der rauhe und rein tragische Abschluß des Märchens ein im Gegensatz zu dem durch die verzeihende Liebe Amors bei Apulejus erfolgenden glücklichen Ende. Der Drache erwacht jäh aus seinem Traume beim Verbrennen seines Hemdes und spricht:

> Was thatst du nur, o mein getreues Ehlieb,
> Warum vernichtetest du dich und mich?
> Was hast du nicht ein wenig noch gewartet,
> Noch zugewartet eine einz'ge Nacht?
> Ich hätte selbst das Hemdchen abgeworfen
> Und würde nicht mehr unter Wolken flüchten!

Aber es ist nicht genug mit diesem jähen, unglücklichen Ende des kurzen Liebesbundes. Die slavischen Helden kennen keine verzeihende Liebe auch dem fehlenden Weibe gegenüber. Zwar sagt er: „Dir Königstochter sei vergeben" und ruft Gott und die Heiligen an, ihnen beiden gnädig zu sein; aber im unmittelbaren Anschluß daran verflucht er sie zu einem schweren Schicksal, das sie tragen soll, bis sein eigener Fuß nach neun Jahren ihr den Tod geben oder wenigstens beschleunigen wird. Und so geschieht es auch. Nur der Mutter gegenüber, der eigentlichen Urheberin des Verrats, hat er zwar bittere Worte, in denen er auch ihrer Lieblosigkeit gegen ihn seit frühester Kindheit gedenkt, aber keine eigentliche Verfluchung. Diejenige aber, welche er gegen sein eigenes Weib schleudert, ist auch charakteristisch für die Anschauung jener südslavischen Naturvölker über die Lasten, welche die Natur dem Weibe als solchem auferlegt. In den Augen dieses Naturvolkes wiegen offenbar die Mühen und Beschwerden der Schwangerschaft viel schwerer als die Schmerzen der Geburt selbst. So erklärt sich seine Verwünschung: sie solle neun Jahre schwanger gehen, und wenn ihre Stunde dann gekommen sei, werde er ihr den Fuß auf die Kehle setzen, bevor sie ihre Seele aushauchen werde. Und so vollzieht sich auch das Ende. In dieser unglaublichen Roheit ist es allerdings schwer, die reizvolle alte Sage mit ihrem versöhnenden und beglückenden Abschluß wiederzuerkennen. Aber man muß eben in Betracht ziehen, daß neben der freien und würdigen Stellung, die das Weib im allgemeinen bei den südslavischen, selbst den moslimisch gewordenen Stämmen einnimmt, die Neigung einhergeht, sie, sobald sie dem Manne feindlich gegenübertreten, auch ganz wie Feinde zu behandeln. Die Periode ritterlicher Frauenanbetung hat dieses Naturvolk eben noch nicht kennen gelernt. So wird auch in dem zweiten Liede die Königin von Bayern selbst neben ihrem überwundenen Gemahle mit aufgeknüpft; noch dazu in diesem Falle durch eine ganz gemeine Vertragsbrüchigkeit des gepriesenen Helden Marko.

Im Einklang mit der abstoßenden Roheit des Schlusses des sonst so manche dichterische Schönheiten aufweisenden dritten Liedes steht freilich, was der Herausgeber uns über die Persönlichkeit seiner Quelle in der Vorrede mitteilt. Er hat das Lied aufgezeichnet im Januar 1885 in dem Wirtshause des bosnischen Dorfes Bjelina nach der Recitation eines Guslaren Namens Ilija Hercegovač. Dieser war nicht nur Christ, sondern gehörte sogar zu den dort gegen die orthodoxen (griechisch-katholischen) in der Minderzahl befindlichen römisch-katholischen Christen. Im Laufe der Recitation war auch ein dem moslimischen Glauben angehörender Einwohner des Dorfes in die Schenke gekommen, der mit Ilija, wie der Herausgeber vermutet, auf Grund älterer Zwistigkeiten, Zank anfing und ihn einen Tagedieb schalt. Der hierauf zwischen beiden entstandene Streit wurde nur dadurch beendet, daß der Wirt beide zur Thür hinausschob. Vielleicht hätten wir sonst noch die Variante eines etwas freundlicheren Schlusses erhalten.

Sicherlich gilt gerade für diese aus gänzlich unbekannten Quellen entsprungene Volksdichtungen das Goethesche Wort:

> Willst den Sänger du verstehen,
> Mußt in Sängers Lande gehen

in erhöhtem Maße. Und sicherlich hat es auch für uns Kinder einer früher und weiter entwickelten Kultur einen eigenen Reiz, durch diese Volksgesänge wie in einen Zauberspiegel rückwärts in die Vergangenheit unseres eigenen Volkes zu schauen, in welcher der Born der Dichtung sich in ähnlicher Weise aus verdeckten und unbekannten Quellen ergoß, von denen uns leider so wenig Reste erhalten geblieben sind.



Sie.

Novelle
von
Ilse Frapan.

Heiß scheint die Maisonne auf die Vorgärten des Villenviertels. In weißem Lichte dehnt sich die breite, saubere, gerade Straße, weit übersehbar, fleckenlos und wohlgefällig anzuschauen wie der Lebenswandel eines Gerechten.

Da — ein langsames Räderrollen: zwei Pferdeköpfe, über denen schwarze Federbüsche nicken, erscheinen plötzlich aus der Seitengasse. Ein dunkler, tücherüberhangener Wagen folgt, der zögernd über die bestrahlte Fläche gleitet, mit einem Ruck inmitten all des Frühlingsglanzes hält, hält vor dem stattlichsten der Häuser, dem wohlgepflegtesten der Gärten.

Die Vögel lärmen weiter, die Syringen duften wie zuvor, die Springbrunnen steigen noch immer in siebenfarbiger Säule aus den Becken, mit blanken Silberkugeln spielend, aber die Straße hat einen schwarzen Flecken bekommen, einen Flecken, der Düster verbreitet über dies eben noch hell schimmernde Trottoir und über die schönen, gastlich weit geöffneten Thorflügel des blühenden Gartens.

Und nun wimmelt es heran von allen Seiten. Schwarz! Schwarz und wieder Schwarz! Fußgänger, Fuhrwerke, ganze Züge von Menschen. Beklemmend geräuschlos, mit gedämpften Tritten und unterdrücktem Reden. Ernst und Feierlichkeit liegt auf den Gesichtern unter den hohen glänzenden Cylindern, unter den tief herabfließenden Kreppschleiern. Gemessenen Schrittes, gebeugten Hauptes betreten schon einige den hellen, blumeneingefaßten Weg zum Hause. Gemessenen Schrittes überschreiten sie die schwarzbedeckten Stufen. Ein neuer, langer, fast endloser Zug! Schwarzverhüllte Banner und Fahnen. Die dunkle Masse füllt schon Straße und Garten, sie schwillt gegen das weiße Haus wie eine unheimliche Flut.

Aber nun weicht sie auf einmal auseinander. Langgezogene, trauervolle Töne erschallen, als seien es die Seufzer der klagenden Menge.

Man trägt ihn heraus.

Langsam, schwankenden Schrittes kommen sie die schwarzbedeckten Stufen herunter. Aber das ist ja kein Sarg, das ist ein Blumengebäude! Kränze mit breiten seidenen

Schleifen, von deren Enden Buchstaben, Inschriften blinken, Blütenkronen und Palmenwedel und zu oberst ein Lorbeerkranz mit vergoldeten Blättern. Immer mehr Kränze. Hinter dem Sarge bringen sie sie getragen, Arme voll, ganze Lasten, schon sind Wagen voll gefüllt damit.

Mächtiger schwellen die tiefen Klagetöne der Instrumente. Der Trauermarsch bei Siegfrieds Tod. Die Sonne tritt hinter die Wolken, graue Schatten huschen über die Trauerversammlung. Ist nicht auch dieser gestorben in der Fülle der männlichen Kraft und Wirksamkeit? Die Fahnen neigen sich, die Häupter sind entblößt, der Blumensarg ist auf den Wagen gehoben. Nun ordnen sich die Kutschen, die Fahnenträger stellen sich auf, die schwarzumhangenen Pferde des Leichenwagens heben die Vorderfüße. Halt!

Aller Blicke wenden sich gegen die Treppe, die mit Blumen und Zweigen bestreut ist.

Die Frau! die arme Frau!

In wallenden Schleiern, eine hohe stattliche Gestalt, erscheint sie zwischen drei anderen, die sich um sie bemühen, sie zu kräftigen, zu stützen versuchen.

Aber sie wankt nicht auf den schwarzen Stufen, sie schreitet gerade und aufrecht, als ob sie allein ginge, hinunter und über den lichten Gartenweg bis an ihren Wagen. Auf ihrem Gesicht liegt die Ruhe des Todes. Nicht einmal hebt sich die Hand mit dem weißen Tuch zu den starr offenen Augen. Sie ist schmerzversteinert. — —

Das Letzte ist vorüber. Die Schollen schlagen dumpf auf den Sarg in der Gruft; das letzte Lied der Schüler ist gesungen, die Studenten treten mit ihrer Fahne in Trauer den Heimweg an.

Sie steht noch da, immer in der gleichen statuenhaften Haltung, mit den starr offenen, trockenen Augen, die niemand und nichts ansehen. Ein unheimliches Bild! Wenn sie nur weinen könnte!

Die drei Verwandten stellen sich nahe um sie: eine zarte, junge Frau, die fast in Thränen zerschmilzt, schmiegt sich an ihre Schulter: „Meine arme, arme Sophie!“ Ein Mann mit weißem Bart und gekrümmtem Rücken flüstert mit erstickter Stimme: „Fassung, Sophie! ergieb dich in Gottes Ratschluß!“ Eine dicke Alte mit zitterndem Doppelkinn schluchzt: „Tapfer! halten Sie sich tapfer, Liebste, wir verlassen Sie nicht!“

Sie wendet nicht den Kopf, scheint nicht zu hören. Aber wie sie mit sanfter Gewalt an ihr schieben und drängen — denn schon fangen die übrigen Trauerkutschen an, wegzufahren —, bewegt auch sie sich wie mechanisch vorwärts, ohne einen Blick nach der offenen Gruft, die hinter ihnen bleibt im heißen, erbarmungslosen Sonnenschein.

Am Wagenschlag bleibt sie stehen, wehrt mit leichter Handbewegung alle Hilfe ab und öffnet die gepreßten Lippen: „Vielen Dank.“

Die Stimme klingt rauh, aber gefaßt. „Sophie, wir fahren ja mit dir!“ ruft die zarte, weinende Frau und zieht den weißbärtigen Alten am Rockärmel.

Aber die Witwe, die schon eingestiegen ist, bewegt verneinend den Kopf: „Bitte, laßt mich allein. Es ist besser so. Ich muß — jetzt — endlich — einmal — allein —“ Sie nickt noch ein paarmal, ohne die Miene zu verändern; sie hat sich nicht zurückgelehnt, ihr Tuch nicht aus der Hand gleiten lassen. Einen Augenblick stehen die drei unschlüssig, in leiser Beratung, mitleidvolle ängstliche Augen auf die Frau richtend, die so ungebeugt in ihrem Schmerz, imposant und unnahbar ihren Trost und ihre Gegenwart zurückweist. Noch einmal erklingt der flehende Ruf: „Sophie, laß wenigstens mich bei dir bleiben!“ und zwei Hände strecken sich nach der Witwe aus. Aber die seufzt nur tief auf und wiederholt dann: „Vielen Dank, Karoline. Heute nicht. Ich muß — allein — Laß den Wagen fortfahren. Lebt wohl.“ Noch einen Augenblick stehen die drei zusammen, wie betäubt von den letzten, fest und doch fast ausdruckslos gesprochenen Worten.

„Wenn sie wenigstens ein Kind hätte! etwas, wofür zu leben!“ schluchzt die zarte Frau.

„Ein Mann von der Bedeutung! Und es scheint wirklich, als hätte die Frau ihn zu würdigen verstanden! Wirklich, sehr merkwürdig,“ wundert sich der Alte.

„Ja, das war nun mal ein glückliches Ehepaar! Immer ein Herz und eine Seele. Besonders der Mann. Sophie hat etwas“ — die Frau blickt sich vorsichtig um und dämpft die Stimme: „man kann nicht recht

an sie herankommen. Es ist schade! Solche ausgezeichnete Frau sonst. Wollen wir nicht einsteigen?"

Im Wagen ward das Gespräch fortgesetzt. Die Witwe war der Gegenstand eifriger Sorge. Zwar, die Verhältnisse sind wohlgeordnet, es ist sogar ein bedeutendes Vermögen da. Aber gerade das erschwert die Lage nach der Meinung des weißbärtigen Herrn, der ein Onkel des Verstorbenen ist. „Eine Frau kann so etwas doch nicht verwalten! Wenn sie nur nicht in schlechte Hände fällt! Und dann sind da die Kunstsammlungen, die einen bedeutenden Wert repräsentieren. Ob der Verewigte nichts darüber bestimmt hat? Die Witwe wird sie doch nicht leichtsinnig verschleudern oder verzetteln? Das sind doch Dinge, von denen eine Frau nichts versteht! Ausgrabungen, viel Pompejanisches, von dem Verewigten unter den größten Anstrengungen gesammelt und mit Aufbietung eines genialen Scharfsinns über die italienische Grenze geschmuggelt. Die arme Frau! Wann wird sie so weit gefaßt sein, daß man mit ihr von wichtigen Dingen reden kann!"

Die dicke Dame ist nicht minder beschäftigt. „Da ist nun das große hübsche Haus, das sich der Verstorbene im vorigen Jahre hat bauen lassen und in dem die liebe Sophie jetzt mutterseelenallein sitzt! Aber das geht doch nicht, das ist doch zu trostlos und unnatürlich. Und schließlich auch zu teuer! Zehn Zimmer! Was soll denn die liebe Sophie mit zehn Zimmern anfangen! Nein, sie wird das Haus gewiß verkaufen und sich klein einrichten, wie es sich für eine Witwe paßt. Die Witwe eines solchen Mannes! So gelehrt, so berühmt, so wohlhabend — sie hatte freilich auch Vermögen, als sie heiratete, aber er hat es doch vermehrt — und so angenehm im Umgang, so ritterlich gegen seine Frau, solch ein tadelloser Ehemann!"

„Ach ja, die Vereinsamung!" klagt das zarte Frauchen. „Niemand, den sie pflegen, dem sie das Leben verschönern kann. Wenn ihre zwei Kinder lebten, hätte sie doch einen Zweck. Sie konnte ja auch gar nicht weinen. Sie war ganz wie Stein. Geradezu unheimlich und unnatürlich. Wenn sie nur nicht plötzlich jetzt zusammenbricht! Es kam auch zu zerschmetternd! In acht Tagen gesund und tot. Und Hoffnung bis zuletzt — o, es war doch unrecht von uns, daß wir uns haben verscheuchen lassen durch ihre scheinbare Bestimmtheit! Wir hätten um sie bleiben, sie nicht aus unseren Armen lassen sollen! In diesem Hause, in ihrem gemeinsamen Heim, wo ihr auf Schritt und Tritt der Tote begegnet — nein, es ist unausdenkbar! Ich kehre um! Ich bin doch auch immer ihre Cousine!" Laut aufweinend wirft sie sich in die Polster des Wagens.

Aber die Schwiegermutter beweist ihr mit vielen Worten, daß sie an Mann und Kinder denken und sich schonen müsse. „Morgen reist du schon, Liebste! Ja, ja, man kann nicht immer, wie man wohl möchte. Wir bleiben ja hier und werden die liebe Sophie nicht aus den Augen lassen, nicht aus den Augen."

Die junge Frau schweigt; ihre Gedanken wandern zu ihren zwei braunen schelmischen Bübchen, die so geschluchzt haben, als sie vor drei Tagen von ihnen ging. Sie fühlt die warmen kleinen Hände um ihren Hals, die zarten Lippen auf ihrer Backe. Wie will sie sie küssen und herzen, wenn sie zurückkommt! Ein glückliches Lächeln erscheint auf ihren Lippen, es kommt warm und wohlig aus dem Herzen herauf. Aber mitten hinein, wie wenn eine vorwurfsvolle Stimme es ihr ins Ohr riefe: „Die arme Sophie! sie hat ja keins! kannst du denn ewig nur an dich denken?" Sie erbleicht vor dem trostlosen Bilde, das plötzlich wieder vor ihr steht. Verstohlen blickt sie nach den Schwiegereltern, die müde in den Ecken lehnen. Wartet nur, heute abend laufe ich doch noch auf eine Stunde fort! Das Alter macht eng, aber ich reise nicht so ab! Ich muß sie noch sehen, muß ihr noch sagen, wie mir das Herz um sie blutet. Arme Einsame!

Die Dunkelheit ist da, und vor der Thür des Trauerhauses steht eine zarte Frauengestalt. Sie hat den Wagen an der Ecke der Villenstraße fortgeschickt und diese letzte Strecke fast laufend zurückgelegt. „Ja, ja, ich rege mich furchtbar auf, morgen werde ich ganz zerschlagen sein, aber was macht das! wenn meine Teilnahme sie nur einen Augenblick erfreut" — und in dem stürmischen Mitleidseifer drückt sie so stark auf die elektrische Klingel, daß ein heftiges Geläute das stille Haus durchhallt. Nun steht sie er=

schrocken, späht durch die Scheiben auf den großen, öden, statuengeschmückten Hausflur, über den das Glühlicht seinen bläulich-kalten Schimmer wirft. Niemand kommt. Ja, kann es denn sein, daß niemand kommt? Schon fünf Minuten hat sie hier gewartet, und immer noch rührt sich da drinnen nichts. Verwirrt eilt sie die Stufen hinab und mustert die Fassade. Kein Fenster ist erleuchtet, nur auf Flur und Treppen brennt das Licht. Die Klingel muß doch gehört worden sein! Ist denn von den zwei Mädchen keins bei der Hand an solchem Tage? Zögernd, von einer unbestimmten Angst gepackt, faßt sie noch einmal nach der Klingel. Sie tönt nicht so stark wie das erste Mal, doch klar und durchdringend. In allen Räumen des großen Hauses muß sie hörbar sein. Kein Mensch, den sie herbeilockte. Eine gespenstische, unnatürliche Stille liegt über diesen Räumen. Als wäre nicht der Hausherr allein, als wäre alles Leben hier erstorben. Wo ist sie nur? wo sind ihre Mädchen? Großer Gott, wenn sie die weggeschickt hätte, um sich — Sie fühlt sich nicht mehr vor Entsetzen, ihre Füße tragen sie, ihr selber unbewußt, die Stufen hinab, hinab durch den Garten, die halbe Straße hinunter. Leute, die lachend und plaudernd ihr entgegenkommen, bringen sie ein wenig zu sich selbst. Sie mäßigt ihre Schritte, verwirrt von den neugierigen Blicken, sie kehrt sogar um und fragt mit wankender Stimme nach der Justizrätin Heller, sie wohnt doch in dieser Straße?

„Die verwitwete Frau Heller? der Mann ist heute beerdigt worden? Ja, freilich, freilich, die wohnt nur eben dort unten, in dem weißen Neubau, unmöglich zu irren; wir gehen übrigens den gleichen Weg, wir werden's schon zeigen."

Fröstelnd vor Aufregung trotz des lauen Maiabends steht sie wieder vor dem Hause, das sie anzieht und abstößt wie ein verwirrendes Rätsel. Soll sie zum drittenmal schellen? Nun ja, in Gottes Namen! In die Ecke gedrückt wartet und wartet sie auf das Erscheinen irgend eines lebenden Geschöpfes auf diesem stillen hellen Flur. Niemand. Todesschweigen.

Schaudernd zieht sie den Mantel fester am Halse zusammen, seufzt bange und geht. Aber wie sie von der Pforte noch einmal den scheuen Blick über den verlassenen Prachtbau gleiten läßt, sieht sie die Sträucher zur rechten Seite des Hauses hell überstrahlt. Das kommt nicht von der Straßenlaterne, das ist Licht aus einem Fenster, aus dem Erker vielleicht, der, weit in den Hintergarten hinausgebaut, ihr von mancher kleinen intimen Festlichkeit in jenem Hause her wohlbekannt ist. Noch einmal kehrt sie um, geht auf dem schmalen Gartenwege rechts an der Hauswand hin und erblickt plötzlich vor sich den erleuchteten Erker mit seinen prächtigen pompejanischen Fresken auf sattrotem Grunde, und hinter dem halb zurückgezogenen Guipure-Vorhang des breiten Seitenfensters, vor einem kleinen Tische, hell bestrahlt von einer hohen Säulenlampe mit fliederfarbenem Schirm — Sophie!

Die erste Empfindung der Überraschten ist Dankbarkeit. Gottlob, da sitzt sie lebend und gesund, schön und stattlich wie in guten Tagen. Sie wird es überwinden, wird den unfaßbaren Verlust in Würde tragen. Der steinerne Ausdruck ihrer Züge scheint gewichen; ja, es liegt sogar etwas von Behagen in der Art, wie sie jetzt die blinkende Theekanne aufhebt und ihre Tasse füllt, indes die linke Hand behutsam den Deckel festhält. Sie beugt dabei den Kopf ein wenig auf die Seite, die Augen sind aufmerksam bei dem Thun der Hände. Mit ihrer alten, zierlich vorsichtigen Art holt sie eine Sardine aus der Blechbüchse, dreht sie ein bißchen auf der Gabelspitze und schiebt sie in den Mund.

Die Zuschauerin, die noch ihr Herz laut pochen fühlt, spürt, wie eine sonderbare Enttäuschung über sie herwallt. Die unerwartete Scene da will ihr fast lächerlich vorkommen, nach all der vagen Furcht, dem Gespenstergrauen der letzten Minuten. Aber schon widerlegt sie sich selbst. Wie kleinlich, sich an diesem Bild zu stoßen. Soll denn die arme Verlassene nicht essen und trinken, wenn die Natur ihr Recht verlangt? Was fragt der Hunger nach dem Schmerz! Und doch — —

Nun lehnt Sophie sich zurück, sieht mit dem Ausdruck grübelnder Verwunderung ins Leere und greift mechanisch nach dem Haufen schwarzgeränderter Briefe, der auf dem Tischchen liegt. Sie reißt ein Couvert

auf, wirft einen Blick auf den kleinen Bogen — dann zieht sie die Brauen zusammen und schiebt das Kondolenzschreiben in seinen Umschlag zurück. Ein zweites. Abermals das Stirnzusammenziehen, der widerwillige Ausdruck beim Lesen. Plötzlich schüttelt sie den Kopf und schiebt den ganzen Haufen wie mit spitzen Fingern von sich.

Sie hat sich wieder stattlich aufgerichtet. Hell steht das kräftige Profil auf der dunkelroten Wand. Keine Thräne trübt ihre Augen, kein Krampf verzerrt ihren Mund. Nichts als das schwarze Kleid verrät die Trauernde. Jetzt steht sie auf, entnimmt einem seitwärts hängenden Zierkorbe eine feine Handarbeit und setzt sich damit an den alten Platz. Gleichmäßig und ununterbrochen ziehen ihre Finger den Faden auf.

Langsam, ungläubig, als hätten ihre eigenen Augen sie betrogen, stiehlt die Besucherin sich weg. Selbst, wenn sie den Einlaß noch jetzt erzwänge — kein Wort, das fühlt sie, würde ihr einfallen, das sie Sophie sagen könnte. — —

Die Tage vergehen. Im Garten um die weiße Villa blühen die glutroten und weißen Dahlien, sterngleich und anmutig wiegen sie sich auf den langen Stengeln. Ungestört nisten die Rotschwänzchen zum drittenmal diesen Sommer unter dem Erker, wo die einsame Frau im schwarzen Kleide sitzt. Aber die Handarbeit ist beiseite gelegt; die Frau hat eine andere Beschäftigung gefunden: sie schreibt.

Als die Gedanken sie Tag und Nacht nicht verließen, als sie gesonnen und gegrübelt, bis ihr die Freunde fremd und die Fremden beängstigend geworden, da — um ins klare zu kommen über sich und ihr Schicksal, um keinem Menschen sich anvertrauen zu müssen und doch es von sich zu sagen, was noch wie ein atemraubender Alp auf ihr lastete — hat sie fast unbewußt zur Feder gegriffen und regellos, wie der Impuls ihr kam, und dem gerade herrschenden Bilde gehorchend, ihr Herz erleichtert.

Bis sie an einem frischen Novembermorgen die letzte Zeile geschrieben, die Blätter zusammengebunden und versiegelt und mit der Aufschrift versehen hat: „nach meinem Tode ungelesen zu verbrennen.“

Daß sie dennoch gelesen worden, beweisen die nachfolgenden Seiten; es sind die Aufzeichnungen Sophies.

* * *

Es ist sehr schwer für mich. Ungemein drückend und schrecklich. Alle Leute und natürlich die Verwandten und Freunde am meisten sehen mich so unwillig an: Warum weint und stöhnt sie nicht? Ja, die Leute sind so achtsam auf meine Bewegungen, ich glaube, sie wollen, daß ich die Hände ringen soll. Aber ich kann nicht die Hände ringen, jetzt nicht mehr, jetzt ist die Zeit dazu vorüber.

Ich habe doch niemand etwas vorgemacht; es liegt nicht in meiner Natur, warum quälen sie mich denn alle mit ihren Behauptungen, daß ich so glücklich gewesen bin und nun sehr unglücklich geworden? Ich denke, ich müßte es doch wohl wissen. Wenn ich auch nur für ein paar Wochen, für ein paar Tage nur glücklich gewesen wäre in diesen sechzehn Jahren — sollte ich mich nicht daran erinnern können? Nein, nein, keine Woche, keinen Tag, keine Stunde. Aber die Leute meinen, es wäre das Schrecklichste, was eine Frau erleben kann, das, was ich jetzt erlebt habe. Und sie wollen, daß ich glücklich gewesen sein soll, sie sagen es mir hundertmal, mit Worten, mit Thränen, mit Mienen — es ist sehr schwer für mich, es empört mich zum Beispiel, alle diese Kondolenzbriefe zu lesen. Ich möchte sie unterbrechen und fragen: „Aber erlauben Sie, woher wissen Sie das? Diesen unermeßlichen Verlust und so weiter?“ Nichts als diese kleine Frage möchte ich einmal aussprechen, möchte sehen, was sie mir dann antworten könnten. Ach, das sind natürlich dumme und unschickliche Gedanken. Ich bin weit davon entfernt, so etwas zu fragen. Es liegt nicht in mir, mich schroff oder gewaltsam zu äußern.

Vielleicht ist das der Grund davon, daß ich so mißverstanden werde. Man muß den Leuten alles ganz ausdrücklich sagen, das habe ich schon oft bemerkt. Sie bleiben mit ihren Beobachtungen immer an der Oberfläche hängen. Aber ich habe keinen Wunsch und keinen Zweck, jemandes Interesse in

Anspruch zu nehmen, selbst wenn ich dazu im stande wäre. Ich glaube an niemandes Interesse für mich. Er hat mir die Menschen gezeigt, wie er sie sah — kaltherzig und schadenfroh bei fremdem Unglück, und so hab ich die alten Meinungen, die ich mitgebracht hatte, allmählich über Bord geworfen.

Als ich jung war, glaubte ich, dies wäre eine Welt von Freunden, aber er hat mir die Augen aufgemacht. Vielleicht bin ich ihm dafür Dank schuldig, denn als ich zu ihm kam, ich meine, als er mich heiratete, wie unerfahren und sentimental war ich da. Ganz recht, so konnte ich nicht bleiben, das war wohl ein Ding der Unmöglichkeit; aber als ich so thöricht war, diese Welt für eine Welt von Freunden zu halten, war ich glücklich und heiter in meiner Thorheit und hatte Freude an allem. Und nun, wo ich es besser weiß, oder soll ich nicht sagen schlechter? nun ist mir alles so gleichgültig geworden. Nein, ich glaube nicht, daß ich ihm Dank schuldig bin. — —

Eines Tages sagte er zu mir: „Wer Gefühl hat, der ist schwach; wer es hat und noch dazu zeigt, der ist dumm; aber wer es nicht hat und es dennoch zeigt, der ist unüberwindlich.“

Ich war über diese Worte sowohl erstaunt wie erschrocken, denn ich kannte ihn damals noch wenig, wir waren erst einige Wochen verheiratet. Ich fragte ihn aber, wie es denn möglich wäre, zu zeigen, was man *nicht* fühlte, da es doch schon so unendlich schwer sei, zu zeigen, was man *ja* fühlte. Da kam er in ein lautes Lachen hinein und sagte: die überlegene Intelligenz vermöchte wohl dieses kleine Kunststück zu stande zu bringen. Ich erschrak immer mehr und stotterte, ob er so wäre. Darauf hat er noch lauter gelacht und gesagt: „Warum fragst du? Denkst du, ich werde darauf antworten?“

Aber er hatte nicht nötig, zu antworten, denn in der Folge, wie ich ihn beobachten lernte, konnte ich bemerken, wie eigentlich sein ganzes Leben damit ausgefüllt war, immer dieses selbe kleine Kunststück zu machen. Jahrelang hat es mich gereizt und empört, wenn er, der sich eben mir gegenüber in jeder Beziehung hatte gehen lassen, sofort ein anderer wurde, wenn ein Besuch eintrat. Es brauchte nicht einmal Besuch zu sein, einfach nur ein dritter Mensch genügte. Seine Stimme, die noch eben messerscharf gewesen, änderte sich im Augenblick und konnte schmeicheln.

Lauter Ironie, Hohn und Verachtung war aus seinem Munde gekommen, und nun gab es da nur Wohlwollen, Menschenliebe, Biederkeit. Sein Gesicht nahm einen harmlosen, gutherzigen Ausdruck an. Er zog dann die Lider halb über die Augen und that, als wäre er ganz benommen von Humanität. Wenn ich in das Zimmer kam, konnte ich es sogar seinem Rücken ansehen, ob jemand bei ihm war oder nicht. Ich sagte ihm das einmal, und er lächelte darüber. „Du weißt selber nicht, wie fein du zu schmeicheln verstehst; aber wenn du so fortfährst, werde ich mich noch in dich verlieben,“ sagte er. Ich war damals schon ziemlich weit mit ihm, und deshalb fragte ich ganz offen: „Wie kannst du dich des Wortes verlieben bedienen? Das Wort Liebe hat doch für dich keinen Sinn! Du glaubst doch nicht an die Liebe.“ „Ich glaube an die Begierde,“ sagte er mit seinem gewöhnlichen kurzen Lachen; „du siehst, man muß nur die Begriffe präcisieren, dann kann man übereinkommen.“ „Und Freundschaft, was ist das?“ „Freundschaft? nun, Interessengemeinschaft! Du hast heute deinen neugierigen Tag, wie ich sehe. Laß mich in Ruh, bitte.“ — —

Er konnte auch ganz einfach wild und kleinlich sein. Als die erste Kohlenrechnung kam und ihm zu hoch erschien, hat er in seinem Zimmer vor Wut den Ofen eingetreten. Das war drei Monate nach unserer Hochzeit. — —

Heute kam ein Handwerksbursch unten an die Thür und bat um ein Paar Stiefel. Ich hörte das Mädchen sagen: „Wir haben jetzt keinen Herrn mehr im Haus.“ Wir haben keinen Herrn mehr im Haus, und ich habe keinen Herrn mehr. Ich habe keinen Mann verloren, nur einen Herrn. Warum meinen denn die Leute, daß ich nun weinen soll? — —

Nein, das Letzte war nicht das Schrecklichste, was ich erlebt habe. Das Schrecklichste war das mit meinen armen kleinen Mädchen. Als sie auf die Welt kamen und

ich hörte, daß es Zwillingsmädchen seien, machte ich die Augen zu und dachte: könntest du gleich mit ihnen zusammen sterben. Er hatte mir ja oft genug gesagt, wie wertlos und lästig es sei, Töchter aufzuziehen. Er liebte es, in einer Geschichtsepoche, innerhalb einer Begebenheit das aufzusuchen, was er den „schwach machenden Einfluß des weiblichen Elements" nannte. „All dieser Firlefanz von Mitleid, Teilnahme, Friedensliebe, Schutz der Schwachen, und wie diese Redensarten alle heißen mögen, verdanken wir euch, ihr Verderberinnen! Eure breiweiche Welt, lauter Bettelsuppe für jedermann. Pfui, ich mag nicht aus der allgemeinen Schüssel! Meine Zähne sind für Fleischnahrung eingerichtet. Etwas Tüchtiges zum Zerreißen und Zerbeißen will ich." — —

Einmal hatte mir ein Gast unseres Hauses, der einen hochberühmten Namen trug, den ganzen Abend seine Aufmerksamkeit geschenkt, während er, der sich um ihn herumwand und dann wieder nach seiner Art eine Handvoll Blendlichter in die Unterhaltung warf, leer ausging. Als die Gäste fort waren, fixierte er mich — ich mag wohl froh und angeregt ausgesehen haben — und sagte dann: „Übrigens — wenn ein Mann eine Frau ansieht, so hat er nur einen Gedanken dabei; — ich brauche wohl nicht zu spezifizieren, du verstehst mich." Seine Augen sagten das Übrige. Lange konnte ich vor Widerwillen kein Wort herausbringen, aber endlich habe ich ihm gesagt: „Du mußt natürlich deinesgleichen kennen." Da schrie er wütend: „Meinesgleichen? wer ist meinesgleichen? Der Hanswurst vielleicht? der senile Lyriker? der antiquierte Tropf?"

Bei solchen Anlassen verleugnete er alles, was ihn sonst auszeichnete, angelernte gute Sitte, Selbstbeherrschung, Höflichkeit. Zuvor aber ging er und schloß die Thüren ab; so viel kaltes Blut hat er immer, auch im höchsten Ärger behalten. Er nannte das „Seelenstärke" und war sehr stolz darauf. Wir hatten einmal seinen Bruder hier im Haus, der mußte sich einer gefährlichen Operation unterziehen. Es war Steinschnitt. Die erste Nacht war der Bruder lebensgefährlich krank, hatte starke Delirien. Ich wachte bei dem Patienten, aber zuweilen mußte er kommen und ihn in das Bett zurücklegen, denn er wollte immer heraus. Am anderen Morgen sagte er zu mir: „Heute nacht habe ich das erste größere Werk meines Lebens vollendet. Es ist die Jungfernrede, die ich als Abgeordneter halten werde. Ich habe nie besser stilisiert. Das ist etwas anderes als euer Mitgefühlsgewinsel, das ist meine Seelenstärke." — —

„Aus der Gewalt des Vaters in die des Gatten." Ja, das war auch mein Lebensschicksal. Wir haben im Elternhause auch stets unter der Fuchtel gestanden. Wenn mein Vater Rechnungen bekam, sagte er, wir müßten alle verhungern, und wir saßen und weinten acht Tage und baten ihn zuletzt um Verzeihung, daß er nur gut sein und wieder mit uns essen sollte. Meine arme Mutter lebte in Furcht und Zittern. Davon hoffte ich frei zu werden, von diesem schrecklichen Zwang, und wie kann eine Tochter anders frei werden als durch die Ehe? So dachte ich damals.

Jetzt weiß ich, wie es in den Ehen aussieht. Keine kann mir mehr etwas vormachen. Sie gelten für glücklich? Sie geben sich dafür aus? Sie haben zufriedene Gesichter? Sie sagen: „Lieber Mann, hier sind liebe Gäste gekommen"? „Liebe Frau, es wird wohl Zeit, aufzubrechen"? und dann zu dem Gastgeber: „Meine Frau ist ein wenig zart, da muß ich immer den Cerberus machen, der zum Aufbruch bellt"? O, ich kenne das alles! alles! Ich weiß, daß sie sich ganz andere Dinge gesagt haben auf dem Herweg, und daß der Rückweg die Fortsetzung bringen wird. Ich weiß, warum die Frau so rote Ohrläppchen und so glänzende Augen hat, und ich kenne genau den halb widerwilligen, halb erstaunten Blick, mit dem sie den so liebenswürdigen ritterlichen Gatten streift. Wer die Ohren danach hat, kann manchmal auf der Treppe noch, ehe sie hereinkommen, ein unterdrücktes Weinen hören. — —

Ich gehe durch die Zimmer und mache vor keiner Thür Halt. Über seinen Schreibtisch scheint breit die Sonne und guckt in alle Geheimnisse hinein. Er trug die Schlüssel immer bei sich und gab sie auch in der Krankheit nicht heraus. Ich habe sie ihm in den Sarg mitgegeben, die Schiebfächer werden nicht geöffnet, solange ich lebe. Für Neugier bin ich tot. Wir hatten nichts Ge-

meinsames. An diesem Tische hat ein Mensch gesessen, der mir fremd war in seinem Denken, in seinem Fühlen. Ich habe kein Recht darauf, diese fremde Seele gegen ihren Willen zu ergründen, nun sie sich nicht mehr wehren kann. — —

Heute kam der Gärtner, um zu fragen, ob er die abgeblühten Asternbeete umstechen und mit englischen Irisknollen belegen solle. Da kam mir noch einmal der alte eingelernte Satz auf die Zunge: „Ich will meinen Mann fragen.“ Der Gärtner stand da und starrte in Verwunderung mich an, während ich, beschämt und verwirrt, auf eine andere Antwort sann. Lange noch konnte ich mich nicht fassen. So tief sitzt das Gefühl der Unmündigkeit, so unselbständig bist du, die Besitzerin dieses Hauses! Und es ist doch mit deinem Gelde gebaut, mit deinem Erbteil erworben, ganz und schuldenfrei dein! Nicht einen Augenblick noch habe ich diese Empfindung gehabt. Lebten wir nicht in Gütergemeinschaft? Das heißt, besaß er nicht die freie und unbeschränkte Verfügung über jeden Pfennig, der im Hause ausgegeben ward und einkam, während ich, die reiche Erbin, ärmer als eine Kirchenmaus mitten im eigenen Hause lebte? Du brauchst Leinwand für die Küche? Du willst auf eine Zeitschrift abonnieren? Du möchtest ein Hochzeitsgeschenk für deine Nichte kaufen? Frage den Herrn, deinen Herrn, vielleicht erlaubt er's! Vielleicht aber findet er, daß ihm die Leinwand diesen Augenblick zu kaufen nicht paßt, „das Budget für Neuanschaffungen ist schon überschritten“, daß er ja die Zeitschrift in der Lesehalle liest und deshalb kein Bedürfnis hat zum Abonnement, und daß Hochzeitsgeschenke als unmodern abgeschafft worden sind. Immer bitten, betteln, feilschen müssen — das heißt eine Ehefrau sein. — —

Jetzt dürften sie leben, meine armen Kleinen. Jetzt würde kein geringschätziger Blick ihre blassen Köpfchen streifen, kein höhnisches Wort ihre Gebrechlichkeit verspotten. Sie waren ja schwach von ihrer ersten Lebensstunde an, kämpfende, mühsam kämpfende Flämmchen, aber vielleicht, wenn ihre Mutter glücklicher gewesen wäre — Sie haben wohl manchen Tag Gift an meiner Brust getrunken.

Jetzt könnte ich die kleinen Wesen vor unholden Einflüssen schützen, ihre freundliche Natur befestigen, daß sie nur Liebes sähen und hörten!

Ob ich es könnte?

Ach, ich fürchte, nein. Ich bin nicht mehr, die ich war; meine Bitterkeit hat mir die ganze Welt verdunkelt, mir ist ein Splitter ins Auge geflogen, ein Splitter vom Spiegel des Teufels, wie dem kleinen Kay! Für was erzöge ich sie? Für wen? Für welches Schicksal?

Nein, schlaft, meine armen Kleinen, schlaft ruhig weiter unter eurem Veilchenrasen, eure Mutter liebt euch zu sehr, sie möchte euch nicht wecken, leben heißt leiden. — —

Ich bin auch zu müde. Seelenmüde. Das machen die ruhmlosen Kämpfe, die unfruchtbaren Reibereien, in denen ich mein Leben verbracht habe. Ich bin aufgerieben. Ich fühle mich zweihundert Jahre alt. Ich möchte nichts mit der Zukunft zu thun haben, nichts besitzen, was hinausweist in das dunkle unbekannte Land. — —

Was rede ich auch, als könnte ich sie aufwecken, wenn ich wollte, meine armen Kleinen! Sie sind ja tot seit vierzehn Jahren.

Meine kleine Hilde! den ganzen Tag heute muß ich an die Stunden denken, an jene Nacht, wo sie von mir ging. Ganz allein war ich mit dem Kinde, ganz ohne Hilfe, und es quälte sich und schluckte und haschte nach Atem mit dem schmachtenden bläulichen Mündchen. Der Arzt hatte mir gesagt: keine Hoffnung. Und ich flehte so, halb bewußtlos vor Jammer: ach, möcht es erlöst sein! Ich trug es auf den Armen hin und her, hin und her, und sein weißes Gesichtchen veränderte sich so merkwürdig: immer größer wurden die Augen, immer größer und immer schöner, und es sah mich an, fest und durchdringend, eine reife Seele.

Es war so schaurig und unvergeßlich, dieser sprechende Blick des kleinen Kindes, das noch nicht sprechen konnte. Es verstand mein Leid, so schien es mir, und wollte mich trösten. Denn gleich darauf wandte es sein Gesichtchen zur Decke, und es war wie verklärt. „Ach, das Kind sieht schon in den Himmel hinein!“ flog es mir durch den Kopf, und auf einmal hörte ich ein Klingen und Sausen, und mir vergingen die Gedan-

ken. Als ich wieder zu mir kam, lehnte ich an der Wand, und ich sah, daß meine arme Kleine wieder einen Anfall hatte. Ich war zu schwach, sie länger zu tragen. Ich mußte mich aufs Bett legen und steckte mir ein Kissen hinter den Rücken, denn ich konnte mich nicht aufrecht halten. Mein sterbendes Kind legte ich vor mich auf die Decke und sah auf die Uhr, die war elf nachts, und ich betete voll Angst: „Gott, nimm es noch in dieser Stunde zu dir, noch in dieser Stunde.“ Und in meinem Todesschrecken rief ich nach ihm, aber er war ja verreist, und es war wohl gut so, trotz allem. Auch nach dem Mädchen rief ich, aber es schlief so fest, niemand hörte mich, ich hatte das für mich allein, ganz allein. Und so den Blick halb auf das kämpfende Kind, halb auf die Uhr geheftet, fühlte ich die Stunde vergehen, und — es ward stiller, es atmete schwächer und schwächer, und als die Uhr draußen zum Zwölfschlagen aushob, da war es geschehen, da hatte sich das bebende Mündchen für immer geschlossen, und ich dankte Gott für seine barmherzige Hilfe. — —

Warum hat er nicht in die Scheidung gewilligt, die ich bittend und drohend von ihm verlangte? Ich weiß es nicht. Es muß ihm doch wenigstens unbequem gewesen sein, unser Verhältnis. Aber er behauptete lachend: nein! „Das berührt mich gar nicht. Ich bin wie der hohe Wind, der nur die obersten Kronen streift.“ Oder ein andermal: „Was willst du eigentlich? was erwartest du von anderen Männern? Glaub mir nur, du hast es sehr gut bei mir, besser als die meisten Frauen. Ich, als Jurist, habe in manche Ehe hineingeguckt. Ich will dir sagen, was ich da gefunden habe: dem Ehemann steht nach unseren guten und gerechten Gesetzen eine mäßige körperliche Züchtigung der Ehefrau zu; nun, dies Gesetz hab ich in Kraft und Wirksamkeit gefunden; hab mich auch an unserem gesunden Volkssinn gefreut. Und nun finde mir einen Advokaten, dem es gelingt, dich von mir zu scheiden, wenn ich nicht geschieden sein will.“

Warum er es nicht wollte? Nun, er hat wohl das Gerede, den Eclat, die Verwunderung gefürchtet, und — so unähnlich wir auch sonst empfanden und dachten — in dieser Beziehung habe ich mit ihm sympathisiert. Fremde, kaltneugierige Augen hineinblicken, fremde, roh zutappende Finger hineinfühlen lassen in die tiefsten Herzenswunden — nein, der Gedanke war mir stets entsetzlich. Er hat das auch sehr gut gewußt und klug benutzt. Er verstieg sich zuweilen gar zu Trostreden: „Was willst du? Du bist eine tragische Natur! Das kannst du nicht ändern, aber ich doch sicherlich auch nicht. Wenn du sogar mit mir nicht zufrieden bist, mit welchem Manne, ich bitte dich, wärest du **nicht** unglücklich geworden? Die Welt ist deinem Ideal nicht reif, was kann ich dafür?“ So hab ich mich endlich daran gewöhnt, die Schuld in mir selber zu suchen und zu finden. Aber warum sollt ich nun traurig sein? Nein, traurig kann ich nicht sein! Und doch — auch die anderen haben recht — ich galt ja für so glücklich! Und doch — bin ich denn eine Heuchlerin, weil ich meine Schmerzen für mich behalten habe? — —

Die merkwürdigste Überraschung hat er mir bereitet durch eine Schrift gegen Nietzsche, der ihm, nach meiner Meinung, doch so unendlich viel Verwandtes und Entsprechendes gehabt hat. Aber ich erinnere mich deutlich des tiefen Grolls, den er gegen ihn aussprach, auch zu mir: „Wer hat ihm erlaubt,“ schrie er, bleich vor Wut, „unsere Geheimnisse der Herde preiszugeben? Die allererste Wahrheit, daß die Wahrheit das Geheimnis der Auserwählten sein und bleiben muß, die hat er vergessen! Warum? Aus Eitelkeit, aus ganz gemeiner kleinmenschlicher Eitelkeit, weil es ihn juckte, von einer Horde Laffen angestaunt zu werden! Was hat unser Geheimnis mit der Druckerschwärze zu thun? Da sollte es doch einen höchsten Gerichtshof geben, der solche Indiskretionen inhibiert. Wenn ich König wäre — die sämtlichen Auflagen dieser Werke aufgekauft und vernichtet. Ein paar Exemplare für mich würd ich schon retten und im geheimen Fach bewahren. Aber paß auf, was nun kommt! Hier sind Schlagwörter, die sich jeder Schusterjunge zu nutze machen und uns damit anekeln wird, bis man nicht mehr auf die Straße gehen mag! Das ist kein Autor, das ist ein Verräter, gegen den sich alle Gutgesinnten, alle Freunde der Ordnung wehren müssen.“

Seine Flugschrift ist reißend abgegangen, obgleich sie sich nicht sehr von anderen, ungefähr gleichzeitig veröffentlichten, unterscheidet. Sie war, wie jene meistens auch, im Ton moralischer Entrüstung gehalten, Christentum und Moral wurden warm in Schutz genommen, das Zusammenstehen aller „Guten“ gegen solche jugendverderbliche Irrlehren gefordert. Nietzsche wurde darin besonders an Schopenhauer, als an dem Apostel des Mitleids, gemessen und klein gemacht. — Ich kann nicht sagen, wie mir bei der Lektüre zu Mute wurde, hatte ich doch schon bei der Entstehung der Flugschrift Seltsames genug erlebt. Da saß er Tag und Nacht in seiner Studierstube, und während er schrieb, erfüllte sein Gelächter das lautlose Haus. Die Mädchen horchten auf und blickten mich an, ungewiß und bange.

Ein Exemplar seiner Schrift ist dann an alle irgendwie einflußreichen Männer in Deutschland gegangen, das erste an den Kaiser.

„Was bezweckst du eigentlich mit all deinen Purzelbäumen?“ fragte ich ihn. Da lächelte er geheimnisvoll und sagte: „Frage mich höflicher, dann will ich dir antworten.“

Ich habe nicht gefragt, aber zu anderer Zeit hab ich dann erfahren, daß er sich mit abenteuerlichen Machtträumen beschäftigte. Er war Reichstagsabgeordneter, er wollte Minister werden. Er war vielleicht nicht so weit davon entfernt, als die Krankheit über ihn kam, hatte er doch schon genug anderes gethan und geschrieben, um sich an höchster Stelle zu empfehlen. — —

Wir Frauen tragen alle ein Ideal in uns, und das ist der ausgezeichnete Mann. Wir sind alle erzogen worden in der bedingungslosen Anbetung dieses Mannes. Wir wissen, daß er es ist, der all die ewigen Bilder gemalt, all die herrlichen Tempel gebaut, all die unsterblichen Bücher geschrieben hat. Das Tiefste und das Kühnste, das Feurigste und das Zarteste — alles hat er gefühlt und in unvergänglichen Werken niedergelegt. Seine Werke sind der Schatz, der Kulturhort der Menschheit. Und wir denken, in jedem, der uns begegnet, muß solch ein Stück Denker und Künstler sein. Und wir bringen ihm unser warmes junges, erwartungsvolles Herz entgegen. Aber was finden wir? Wir finden sehr bald, daß jene Großen wie einsame Berggipfel sind, die aus einer grauen einförmigen Ebene sich erheben. Und der Durchschnittsmann ist der, der uns begegnet. Er hat nichts von den Eigenschaften jener Unsterblichen, aber kraft der Güter, die sie für die Welt erworben, fordert er für sich ein, was wir jenen freiwillig und glühend entgegenbringen und schenken wollten. Sie haben den Aberglauben in die Welt gebracht, daß jeder Mann einer jeden Frau ohne weiteres überlegen sei.

Wie aber stehen sie selbst, diese „Normalmänner“, zu den Großen? O, ich habe es gesehen: sie sind ihre neidischen, erbitterten, unversöhnlichen Feinde! Sie vergehen vor Mißgunst und fruchtlosem Ehrgeiz, und da sie das Große nicht nachahmen können, so bekämpfen sie es wenigstens. Sie sind es, die unaufhörlich, solange die Geschichte spricht, gesteinigt und verbrannt haben. Ihre Blicke sind getrübt vor Neid, sie können das Große überhaupt nicht mehr sehen, sie können es nicht erkennen. Eine Schnecke wird wahrscheinlich einer Eiche nicht gerecht werden können, ihr Sehfeld reicht nicht für sie. Die Schnecke überschaut höchstens ein Blatt, und wenn sie daran ein braunes Löchlein findet, so ist die Eiche für sie blamiert.

Das ist Schneckenweisheit. Das ist die Weisheit der Erklärer des großen Mannes. „Eine Eiche, die wie ein Berg aussieht? Ja, das ist nur so von fern, bitte, treten Sie näher. Dann sehen Sie, was es ist: nichts als Äste und Äste, Zweige und Zweige, Blätter — nun ja — Blätter! Ob wir nun drei Blätter getrieben haben und sie drei Milliarden, das ist ja nur Summationsdifferenz. Man kann sie abhauen, mit Feuer verbrennen, ganz wie alle anderen Bäume. Sie wird vielleicht tausend Jahre dauern, wir nur sechzig, qu'importe? Der Bursch hat auf einem ganz unerhört fetten Boden gestanden, hätten wir solch Milieu gefunden für unsere Entwickelung — noch dreimal größer wären wir geworden. Und übrigens — hat er nicht einer Unzahl anderer Bäume Luft und Licht weggenommen? Sehen Sie den weiten Raum, den er beschattet — wo sind die jungen Stämme, die hier standen? Der Platz ist kahl. Er hat höchst wahr-

scheinlich viel mehr geschadet als genützt. Auf alle Fälle ist nichts zu bewundern! das Produkt seiner Umgebung, die ihm günstig war. Wie meinen Sie? Der Boden war arm und steinig, nicht fett? Nun, dann war eben das günstig für ihn. Es ist nur begreiflich, daß Widerstand die Kräfte übt, verdoppelt. Übrigens giebt es hier zahlreiche Wurmlöcher in der Rinde, und die Wurzeln sind so unnatürlich stark und groß, daß ich schon ein paarmal darüber gestürzt bin. Schließlich beruhte alles auf Wucherung, und die Frage bleibt offen: dürfen wir mit gutem Gewissen den Riesenwuchs als etwas Gesundes empfehlen? Ich sage nein."

So reden die kleinen Männer von den großen. So hat noch niemals eine Frau gesprochen. Nun, wer steht einem Großen näher, der ihn verächtlich machen, verkleinern möchte, oder der ihn verehrt und liebt? Die Liebe der Frauen zu den großen Männern ist der beste Beweis für ihr Verständnis der großen Männer. Denn was liebt man? Was versteht man? Doch nur das, mit dem man durch wenn auch noch so zarte Fäden verbunden ist. Ich finde eine Verwandtschaft zwischen den großen Männern und den sie anbetenden Frauen. Wir sind es, welche die großen Männer ersehnen, welche wünschen, daß mit ihren Kindern sich die ganze Erde anfüllen möchte. Wir Frauen lieben das Licht, die Freude, die Heiterkeit, und diese großen Männer sind Licht und Freude und Heiterkeit. Es wird uns wohl vor Augen, wenn wir auf sie blicken. Wir Frauen lieben das Leben, und darum lieben wir sie, die uns das Leben in der feurigsten Verkörperung darstellen. Centralsonnen sind sie. — —

Warum habe ich nicht einfach auf das Couvert geschrieben: „Adressat seit Mai verstorben." Warum nicht? Wozu habe ich es nötig, einen Brief zu öffnen, der an ihn gerichtet ist? Es war reine Gedankenlosigkeit, das Parfüm warnte mich doch eigentlich durch das Couvert hindurch. Jetzt habe ich diesen Brief der petite Zoé, surnommée la Sauvage, zu beantworten und wie? Die unaufgezogene Photographie des hübschen dicken Mädchens — ob sie das selbst ist? Oder die petite sœur, von der sie schreibt und die mit ihr nahe daran ist de mourir de faim? Sie klagt, daß er sie vergessen, daß er sie nicht mehr liebe — armer Tropf! Ich will ihr schreiben, daß er diesmal unschuldig gewesen ist, und daß es ihm sehr unangenehm war, gerade vor seiner diesjährigen Pariser Reise sterben zu müssen. Aber das ist sicher — nie wieder nehme ich einen Brief an, der seine Adresse trägt. — —

Jetzt giebt's Kampf! Kampf mit meinem Herrn Kurator, warum nicht lieber Vormund, das wäre doch deutsch. Er möchte sich höflichst erkundigen, wozu ich die zehntausend Mark brauche, wegen deren ich ihm geschrieben. Und ich kann ihm doch nicht gut mitteilen, daß sie für die petite Zoé, surnommée la Sauvage, und ihre petite sœur sind, damit die beiden armen Tröpfe nicht Hungers sterben! Könnte ich ihm, meinem weisen und vorsichtigen Herrn Kurator, jenen Brief mit der unaufgezogenen Photographie zeigen, er müßte mir doch sicher beistimmen, müßte mir das Geld sogleich flüssig machen. Es handelt sich ja, so zu sagen, um die nächsten Angehörigen meines Mannes, wozu da mit seinem Gelde knausern? Er hat sie gewiß gut versorgt, früher, la petite Zoé! Sie ist es nicht gewöhnt, so lange im Stich gelassen zu werden! Die zehntausend Mark soll sie haben, aber ich werde ihr schreiben, daß er ihr nicht mehr vermacht hat, daß sie weiter nichts zu hoffen hat. Punktum.

Nein, gewiß, der Kurator braucht nichts zu erfahren. „Wer sich die Nase abschneidet, der schändet sein Angesicht," sagt unser grobes aber wahres Sprichwort. Warum soll mein weiser Kurator irgend einen Grund bekommen, öffentlich sich über den, der tot ist, zu entrüsten und heimlich über mich zu lachen? Sind wir nun einmal sechzehn Jahre lang Kameraden gewesen, so mag es weiter gelten: Vor der Welt schütz ich dich! — —

Mein „Vormund" sagt: „Wenn Sie mir gütigst mitteilen wollten" — Immer dieselben Fragen!

Ich: „Es soll ein Geschenk sein."

Er: „Aber das ist doch kein Geschenk, das ist ja eine Schenkung!"

Na, wenn das jetzt nicht einerlei ist! Schließlich hat er mich so neugierig, so dreist angeguckt — ich bin zornig geworden und

habe ihm einen Brocken hingeworfen: „Entfernte Verwandte, zwei junge Damen, für deren Studium mein Mann und ich diese Summe ausgesetzt haben! Es konnte nicht mehr schriftlich gemacht werden — es ist ein mündliches Legat meines Mannes." Nun ist er gefügig geworden! Mich kommt das Lachen an. „Meines Mannes!" das war das Zauberwort. Sein Name wirkt, wie der des Cid, noch nach dem Tode! — —

Das Geld ist abgeschickt. Ich fühle mich behaglich gestimmt, den ganzen Tag. Ich kann jetzt zehntausend Mark verschenken, ich, die ich um das Geld für ein Paar Schuhe sonst zu bitten gewohnt war. — Das hat mein vorsichtiger Vater gut gemacht, diesen Ehekontrakt, der den überlebenden Teil zum Universalerben macht. Aber daß er darauf eingegangen ist! Nun, er wird eben fest darauf gerechnet haben, der Überlebende zu sein, und dann — —

Mademoiselle Zoé Chaptal sendet mir feurigen Dank. Das Geld kam ihr so à propos, sie war schon von allem entblößt, denn wegen schlechter Gesundheit konnte sie kein neues Engagement annehmen. Und sie würde so gern gebetet haben sur le tombeau de monsieur votre fils. Sie hält mich also für seine Mutter. Dieser Irrtum gefällt mir. Der Brief klingt sehr verschieden von dem ersten, nichts mehr von la Sauvage, ein ehrbarer, phrasenhafter, spießbürgerlicher Brief, voller remerciements und bénédictions. Nun ist auch das abgethan. Von Bedauern über seinen Tod steht nichts auf den vier Seiten; die Freude über das Legat hat es nicht aufkommen lassen. Schade, daß er den Brief nicht lesen kann, ich hätte sein Gesicht sehen mögen. — —

So wenig habe ich jetzt zu thun, seit ich das Mädchen kochen lasse. Das habe sonst ich gethan. Und ich that es gern, denn es war die einzige Bethätigung, die er anerkannte und lobte. Er hatte einen kapriziösen Magen, vertrug eigentlich nur, was ich ihm kochte. Das hat mich immer noch gefreut. Man wird so anspruchslos schließlich. Wenn er zornig war, pflegte er mich dadurch zu strafen, daß er nichts aß. Und es war mir wirklich eine Strafe; ich kam mir stets schuldig vor, ob mit Recht oder mit Unrecht, wenn er mit bleichem Gesicht und hängendem Kopf abwehrte: „Laß nur, nicht für mich heute; ich habe keinen Appetit."

Ich glaube, die Mädchen lernen zu viel Demut. Sie sollten mehr Selbstgefühl bekommen, aber es dürfte nie auf Kleinliches gestützt werden. — —

Immer klarer wird es mir: wir leben in einer Zeit der Frauenverachtung, wie sie vielleicht niemals dagewesen ist. Das sollte jedes weibliche Geschöpf sich klar machen und sollte sein Leben danach einrichten. Aus dem Lebensplan des Weibes sollte der Mann als Gefühlsobjekt so viel wie irgend möglich gestrichen und etwas Besseres, Höheres an seine Stelle gesetzt werden. Meinetwegen die Menschheit.

Der Mann verdient es seiner Person nach gewiß nicht, daß wir mit ihm diese Art Abgötterei treiben, die wir noch immer, einem alten Sprachgebrauch gehorchend, Liebe nennen. Die Männer sind ja, wie sie sagen, vernünftig geworden und haben die Liebe ganz abgeschafft. Sie sehen das Ding jetzt wissenschaftlich an und bekennen, nichts zu fühlen als Begierde. Liebe ist ihnen gleich Albernheit, Begierde ist etwas Schätzbares. Liebe ist ein Zeichen von Schwäche, von Ideologie, von irgend etwas sehr Abgeschmacktem und Antiquiertem; Begierde ist ein Zeichen von Männlichkeit, von Gesundheit und von kräftiger Lebensauffassung. Was den Menschen zum Menschen macht, was ihn in seinem Geschlechtsleben vom Tier unterscheidet, das haben sie freiwillig und fröhlich von sich geworfen und bekennen sich zum Urschlamm. Und die Frau, sagen sie, die Frau ist es, die sie so vernünftig gemacht hat, denn auch die Frau empfindet nur Begierde und allenfalls noch Geldsucht, wie sie selbst. Die Frau heiratet nur, um nach Bequemlichkeit ihren Lüsten zu frönen, nicht um Versorgerin, Gefährtin, Freundin, Mutter der Familie zu sein. Das sind nur Nebensachen. Und die Ehefrau läßt es sich gefallen. Sie duldet, daß ihr Mann solche Worte spricht, und sie verzieht keine Miene. Sie stößt ihn nicht von sich, sondern sie duldet stumm und hofft auf ihre Kinder, auf ihren Sohn. Arme Mutter, was kannst du erwarten von dem Sohne eines solchen Mannes! — —

Ob ich selbst sie besessen, die Liebe, die

alles glaubt, alles hofft, alles duldet, ob ich sie je besessen — ich weiß es nicht mehr. Ich bin zu müde, zu seelenmüde, um mich darauf zu besinnen. Ich glaube, ich wäre ihrer fähig gewesen, aber er hat mich gelehrt, mich ihrer zu schämen. Und dann, als ich ihn besser kennen gelernt, da war's vorbei: den lieben, der mich verachtete, der mein ganzes Geschlecht verachtete — nein, das konnte ich nicht, dazu war ich weder groß noch klein genug. — —

Und daneben, neben dieser Frauenverachtung, hat ihn ein sonderbares Schreckgespenst verfolgt, so verfolgt, daß es ihm zuweilen den Angstschweiß auf die Stirn trieb. Das war die Vorstellung, daß die Weltherrschaft des Mannes sich ihrem Untergang nähere, und daß sehr bald schon die Herrschaft der Frau beginnen werde. In den Zeiten, in welchen er von diesem Gedanken am meisten heimgesucht war, litt auch ich am meisten unter seiner Laune, die sich in wilden Worten Luft machte. Ich versuchte ihm vorzustellen, daß diese Bilder müßig, durch keine Erfahrung gerechtfertigt, grund- und bodenlos seien. Aber er überschrie mich. „Du redest so und denkst ganz anders! Ich sehe dir's auf dem Gesicht an, was du meinst. Der Mann, das war nur so eine Art plumper, rohkräftiger Herkules, der mit seinen Fäusten die gröbsten, widerwärtigsten Arbeiten verrichten mußte, damit die Erde für die Weiber gut zum Bewohnen sei. Und nun kommt ihr dran, und die eigentliche Kultur beginnt. Ja, ja, so wird's sein, so wird's kommen! Ein Greuel! Und wir Holzköpfe haben ja in der That alles von euch ferngehalten, was uns vermorscht und vermürbt hat! Wir haben euch zur Ehrbarkeit und Nüchternheit angehalten, während wir durch Alkoholismus und so weiter elend heruntergekommen sind. Blödwitzig, nicht wahr? Ihr bringt unverbrauchte Kräfte mit zu eurem Regierungsantritt, und im stillen lacht ihr über unsere Dummheit, die euch solche Kräfte gelassen hat. Das ist des Teufels! Das kann so nicht weiter gehen. Ihr müßt mit dran, ihr sollt mit dran!" Es war zuletzt kein Sprechen mehr, es war ein Rasen. Plötzlich dann brach er ab, schlug sich an die Stirn, lachte laut auf und rief: „Wahrhaftig, ich bin lächerlich! Vorläufig regieren noch wir, regiere noch ich, hörst du, meine Liebe? noch sind die Tage der Rosen!" Und dann sang er das harmlose Lied mit einem Ausdruck, der es mir, sehr mit Unrecht, verhaßt gemacht hat, das harmlose Lied. — —

Der Herbstregen strömt, und der Geruch des abfallenden Laubes erfüllt die ganze Luft. Der Sommer ist zu Ende, und das Leben ist vorbei. — —

Seine ehrgeizigen Machtträume und meine Hoffnungen auf Glück — beides ist unerfüllt geblieben. Das waren meine Gedanken, als ich an seinem Sarge stand, und ein leises Bedauern, auch um ihn, zog mir durch die Brust. — —

Doch ist er gestorben, wie die Glücklichen sterben, unwissend, ahnungslos, daß ihr Ende da ist. Meist lag er in Delirien, hatte keine Schmerzen. Einmal nur, wie er tief zu schlafen schien und ich mich über ihn beugte, um seine feinen Züge, unverzerrt von Hohn und unentstellt von Heuchelei, zu betrachten — die Züge, die ich geliebt, als ich, arglos und unerfahren, ihm angetraut wurde — da fuhr er empor, öffnete gewaltsam die schweren Lider und zischte mir ins Gesicht: „Freue dich nicht zu früh, ich lebe noch." So ist es gekommen, daß einzig die Pflegerin bei ihm war, als er den letzten Atemzug that.

Nun schläft er in seinem Grabe, und ich darf großmütig sein, ohne mich selbst deshalb für feige halten zu müssen. Denken darf ich: kann man überhaupt den einzelnen Mann verantwortlich machen? Ihre Erziehung, ihre brutalen Gewohnheiten, ihre Herrenstellung überall und überall — da liegen die Wurzeln unseres Frauenelends? Ach, und die Natur! ist nicht selbst die Natur gegen uns? — —

Die Inder mit ihrem Glauben von der Seelenwanderung und der Wiedergeburt — die sind gut daran! Ich möchte schlafen, ein paar hundert Jahre, traumlos und fest, und dann möchte ich aufwachen und noch einmal als reinerer Mensch über die bessere Erde gehen. Und dann möchte ich dem begegnen, den ich mir erträumte, dem wahrhaften und guten Mann, und jauchzend möcht ich mich in seine Arme werfen!

Charakterköpfe aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Von

Luise Hagen.

Es giebt lachende und weinende Jahrhunderte, kranke und gesunde, männliche und weibliche. Die einen entwickeln Anschauungen, die anderen Sitten, deduktive und induktive Arbeit wird abwechselnd von ihnen geleistet. Nicht alle starken Jahrhunderte sind gleich mächtig, nicht alle weiblichen durch und durch krank. Sie arbeiten nach dem mutmaßlichen Schema der Wellenbewegung, und es giebt dritte, siebente und neunte Wogen unter ihnen — „Wogen der Götter". Alle arbeiten sie an der Entwickelung der Kultur, deren ideellen Gipfelpunkt die Überzeugungsfreiheit des Einzelnen bildet. Der beobachtende Beschauer am Ufer sieht sie herankommen mit hochgetragenen Schaumkronen; es wölben sich die Nacken unter den flatternden Mähnen der Rosse des Neptun, sie bäumen sich auf, setzen zum Sprunge an — zu kurz — überstürzen sich, werfen Mähnen und Schweife durcheinander und verschwinden. Eine weiße Schaumschlange bleibt zurück, sandiger Gischt, der mit scharfem Riß, zischend und gierig, das Land umzüngelt, als gälte es, der Erde entreißen, was ihr ist. Dann rollt die See ermattet zurück, sie holt tief aus zum neuen Atemzug, der fast keiner wird, weil er plätschernd im Sande verläuft. Zwei Sandkörner, zehn vielleicht, oder hundert hat der gewaltige Kraftaufwand des wogenden Meeres an die Stellen gebettet, wo sie liegen werden, solange die Erde besteht. Alle übrigen bleiben im Fluß und in der Bewegung. Von dem dunkelroten Algenkranz und den Blüten der glitzernden Muscheln, die der Sturm über Nacht den ragenden Bergen drüben als Weihgeschenk vor die Füße legte, bleibt eins oder das andere hängen. Es wird zu Gestein, zu Forschungsobjekten für den Paläontologen. Forschungsobjekt ist der Gegenwart schon der Mensch, der zwei Jahrhunderte vor uns die Erde bewohnte. Des bloßen Anhäufens von Forschungsobjekten ist man überdrüssig geworden. Wie man in unseren Museen anfängt, die Kunstwerke nach ihrem inneren Zusammenhange zu ordnen, sie in der Aufstellung dekorativ zu gliedern, statt den zufälligen Umstand der zeitlichen Zusammengehörigkeit zu betonen, so genügt es der Neuzeit nicht mehr, Dichter und Gelehrte in Schulen zu teilen und zu klassifizieren. Es lag daher im Zuge der Zeit, wenn unlängst gelegentlich eines Neudrucks einiger Verse des Angelus Silesius* die Frage aufgeworfen wurde, welche Beziehungen zwischen dem Pantheismus des Spinoza und demjenigen des Silesius bestehen.** In der That scheint es der Mühe wert, dem Grunde nachzuforschen, weshalb der Amsterdamer Schüler der Talmudisten und nachmalige Philosoph Spinoza sich im Pantheismus mit dem Leibarzt des Herzogs von Öls und späteren katholischen Priester Angelus Silesius begegnete.

Die Ursachen für diese Erscheinung liegen teilweise viel mehr an der Oberfläche, als man nach der örtlichen Entfernung zunächst vermutet. Gleichzeitig aber wurzeln sie viel

* Durch O. E. Hartleben herausgegeben in Bondis Verlag, Dresden.

** Von Fritz Mauthner im Berliner Tageblatt.

tiefer in der Vergangenheit, als man erwartet. Sie sind eng verwachsen mit dem Kampfe um Überzeugung und Überzeugungsfreiheit, der durch die lange Reihe der Jahrhunderte hindurch geführt wird. Zum Teil gehen sie aus dem Kampfe selbst hervor, zum Teil aus der Natur der Waffen, die in diesem Kriege verwendet werden.

Die antike Kulturwelt teilte die Menschen in Freie und Unfreie. Nur den Freien erkannte sie das Recht zu, eine Überzeugung zu besitzen. Wohl konnte man es nicht hindern, daß Philosophen Sklaven wurden oder daß sich Sklaven auf ihre Art zu Philosophen bildeten; ein Recht auf Überzeugung hatten die Sklaven nicht; niemand hielt sich verpflichtet, ihnen eine solche zu geben. Die früheste christliche Kirche dagegen nahm freiwillig die Verpflichtung auf sich, allen Menschen das Recht auf Überzeugung zu erkämpfen. Daher war ihr das Lehramt sehr wichtig und sie suchte nach allen Ausdrucksmitteln, die ihr zu diesem Zweck zur Verfügung standen. Das gesprochene Wort, die Schriftsprache und die sinnbildliche Lehre, die Symbolik, wurde zu diesem Zweck herangezogen. Und gerade in der Stellung zur Symbolik tritt der Unterschied von Heidentum und Christentum klar zu Tage. In ihrer höchsten poetischen Gestaltungskraft giebt die griechische Mythologie immer allegorisierte Naturvorgänge. Es ist überall das Bemühen vorhanden, das Leben der Natur durch die Vermittelung menschlicher Leidenschaften zu erklären. Das gleiche Bestreben waltet in der germanischen Mythologie vor, nur daß hier die Unbilden des Klimas zwingen, den Nachtseiten des Natur- und des Seelenlebens näher zu rücken, sich fester an sie anzuklammern, sich psychologisch zu vertiefen. Das Christentum hingegen suchte für seine Weltanschauung Symbole und Analogien in der Natur, aus der Natur nahm es die Mittel, psychologische Vorgänge zu deuten. Die Notwendigkeit dazu lag vor; sie wurde um so dringender, je mehr sich das Christentum ausbreitete und je mehr die Macht der lateinischen Sprache als alleiniger Kirchensprache sich entfaltete.

Die Symbolik der frühen christlichen Jahrhunderte war von der mittelalterlichen verschieden. Ihr Grundcharakter offenbart sich in der Benennung der Kalendertage, die z. B. auf die Tage nach dem Christfest die Tage des Stephanus, der unschuldigen Kindlein, Adams und Evas und des Apostels Johannes legte. Stephanus und die bethlehemitischen Kinder sind die ersten Blutzeugen, Adam und Eva die ersten Bekenner, indem sie glauben, in Kain „den Mann, den Herrn“, den verheißenen Erlöser zu besitzen; Johannes wieder bekennt, indem er weit über die übliche Spanne des menschlichen Lebens hinaus wartet auf Erlösung durch den Tod. Oder in der Anordnung der Perikopen. Da ist das Fest der Erscheinung Christi, wo die Weisen aus dem Morgenlande Geschenke darreichen dem, der gekommen ist, die Verbindung zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und Welt herzustellen. Diese Verbindung giebt allen Beziehungen der Menschen zueinander eine festere, heiligere Grundlage, die Grundlage der Gleichwertigkeit der Seele, bei ungleicher Begabung des Verstandes. Darum werden denn die Sonntage nach dem Feste der Erscheinung Christi durch ihre Evangelienabschnitte geweiht: den Eltern und Kindern durch den zwölfjährigen Jesus im Tempel, den Eheleuten durch die Hochzeit zu Kana, den Herren und Dienstboten durch die Heilung des Knechtes, den der römische Hauptmann von Kapernaum wert hielt. Oder wieder: der heilige Augustin von Hippo Regius schreitet rastlos in quälendem Grübeln am Strande auf und nieder. Das Undenkbare will er denken, das Unerforschliche will er ergründen, er will in Worte fassen, was Gott sei. Ein Kind spielt in dem feuchten Sande, der hinter der sinkenden Flut zurückbleibt. Eine winzige Grube hat es gescharrt. Nun läuft es mit einer Muschel in der Hand geschäftig hin und her, immer den weiter zurücktretenden Wellen nach, eifrig, mit flinken gefügigen Gliedmaßen, hin und her, her und hin, bis sein Eifer das Auge des erdentrückten Philosophen auf sich lenkt. „Was schaffst du?“ redet er den Kleinen an. „Ich will das Meer in die Grube hier füllen,“ erhält er zur Antwort. Und als der Kirchenvater des thörichten Unterfangens spottet, wird ihm gesagt: „Was du in deinen Gedanken erwägst, ist so thöricht wie das, was ich hier unternehme.“

Solange die christlichen Lehren in hellenistischen Ländern verbreitet wurden, lag die Notwendigkeit einer tierischen Symbolik nicht vor, soweit es sich um Verbreitung der Lehre handelte. Dagegen bildete sie eine Art Geheimsprache unter den Christen, die sich gegen Verfolgung zu schützen hatten. Viel wichtigere Dienste leistete diese Art von Symbolik in den unkultivierten germanischen Ländern. Hier mußte sie die Schriftsprache, zum Teil auch das gesprochene Wort ersetzen, denn das Lateinische war schon Kirchensprache, als das Christentum in Norddeutschland seinen Einzug hielt.

Die Ortschaften lagen verstreut, winzige Lehmhütten, mit Stroh- oder Schindeldächern, an den Waldsäumen hingeklebt, am See ein einsames Fischerhäuschen, im Dickicht versteckt die dürftige Behausung eines Wildhüters, hier eine Gruppe Tagelöhnerwohnungen zu Füßen des Hügels gelagert, den der Herrensitz krönt, dort ein herrschaftliches Schloß, durch breite Gräben den Feinden unzugänglich gemacht, von den Wohnungen der Hörigen umkränzt. Dazwischen Bauerndörfer, von Freisassen bewohnt, die ihre Allodien nach angestammtem sächsischem Rechte hielten, nicht nach fremdem fränkischem. Breite Walddistrikte, meilenlange Seen, Sümpfe und ungebahntes Heideland — kein Terrain für verwöhnte Angehörige einer herrschsüchtigen Hierarchie. Überzeugungsfreie Männer wurden hier gebraucht, Leute, denen das Herz brannte vor Begeisterung für eine große Sache, die Sache ihres Gottes. Die Kraft des einzelnen Priesters reichte nicht hin, um die Verstreuten ausreichend zu bedienen; eine Schriftsprache war als Hilfsmittel noch nicht zur Hand. So mußte es denn die Zeichensprache thun. Natürlich wählte man sie aus den Naturerscheinungen, die dem Volke bekannt waren. In unzähligen Spielarten erscheint der „Baum des Lebens“. Sogar die Sigurdsage wird hineingeflochten. Alle Gleichnisse des Neuen Testamentes wurden irgendwie in ornamentaler Sprache wiedergegeben. Schnell genug freilich nutzte sie sich ab. Besonders als nicht Mönche mehr bauten, sondern zünftige Handwerker. Die Streitigkeiten der Mönche untereinander, besonders der Haß der Priester gegen die Bettelmönche, dann auch die sittlichen Schäden, die aus dem erzwungenen Cölibat und dem üppigen Klosterleben entsprangen, lieferten den Stoff für die bittere Satire, die in vielen Kirchen der Nachwelt erhalten blieb und im Reineke Fuchs ihren umfassenden Ausdruck fand. Die Symbolik verlor ihren Inhalt und artete in Satire aus.



Nach einem alten Stahlstich.

In dem Augenblick, wo die Zeichensprache für ihre kulturellen Zwecke unbrauchbar geworden war, erhielt die Kulturwelt in der Erfindung der Buchdruckerkunst das Geschenk eines frischen Ersatzmittels. Eine neue Münzstätte war gegründet, von wo aus die Verteilung der Geistesgüter an die Menschen erfolgte. Die Ausbreitung des Humanismus und der Reformation ist ohne die Buchdruckerkunst undenkbar, und was von Segen durch beide auch auf den Katholicismus überströmte, ist ebenfalls auf Rechnung der schwarzen Kunst Gutenbergs zu setzen.

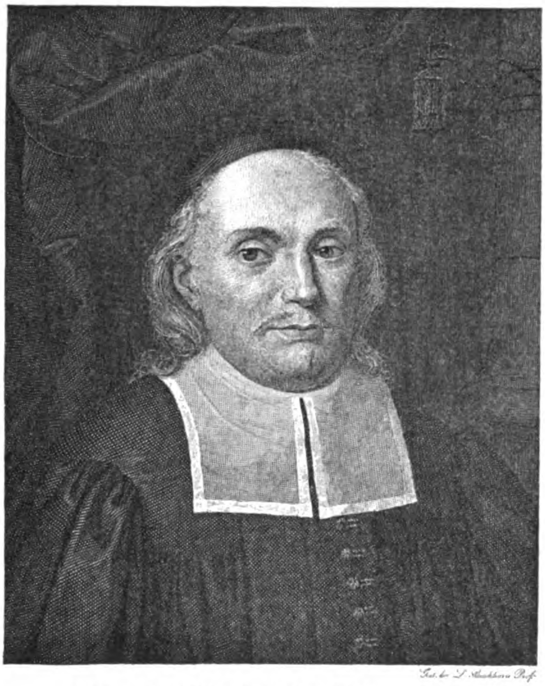
Vor der Hand war die Macht des Lateinischen als Kirchen- und Kultursprache noch nicht gebrochen. Sie erstreckte sich bis weit in das siebzehnte Jahrhundert hinein. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß sich Silesius und Spinoza nahe kamen. Die Universitäten waren ja infolge des allgemeinen Gebrauchs der lateinischen Sprache international. Es ist nicht sehr wahrschein-

lich, doch auch nicht ausgeschlossen, daß Spinoza und Silesius sich persönlich kannten. Spinoza war acht Jahr jünger als Johann Scheffler, der später den Namen Angelus Silesius annahm. Sie sind beide im Jahre 1677 gestorben, der eine zweiundfünfzig, der andere vierundvierzig Jahre alt. Johann Scheffler war im Polnischen geboren, wo sein Vater ein Gut besaß, dessen Verkauf später dem Sohne sechstausend Thaler Barvermögen eintrug. Wahrscheinlich haben religiöse Bedrängnisse den älteren Scheffler veranlaßt, nach Breslau überzusiedeln. Der katholische König Sigismund III. hatte ihn zum Ritter der polnischen Krone ernannt. In Breslau hielt er sich zur lutherischen Kirche, sein Sohn Johann besuchte das dortige Elisabethen-Gymnasium; seine Lehrer waren begeisterte Verehrer des Martin Opitz, dem sie Lobreden und Gedichte widmen. Scheffler wieder macht Widmungsgedichte an seine Lehrer, die allerdings von unfreiwilligem Humor nicht frei sind; wie er ja aus Opitz' „Buch von der teutschen Poeterei" notgedrungen herauswachsen mußte. In einem Trostgedicht auf den Tod eines Juristen wird der Christ mit einem „Schiffmann" verglichen. „Bald hörte er Balken knacken, als sie wollten brechen ein; bald liegt ihm was im Nacken, bald wird alles fallen ein; bald kommt Angst und Not mit Haufen auf den Ärmsten zugelaufen ꝛc." Der junge Dichter ist „im Laufe zu suchen eine Bahn auf dem goldenen Vließ der Künste, steht aber noch auf dem Scheidewege des jungen Herkules", sein Lehrer giebt ihm „die Lieblichkeit, die der Demokritus aus seinem Brunnen schöpft". Diese Äußerungen charakterisieren die Stellung der damaligen Zeit zum klassischen Altertum. In der gelehrten Welt war man mit der alten Mythologie und Philosophie vertraut; mit den Helden des Altertums lebte man gewissermaßen auf kameradschaftlichem Fuße. Magister Veit Dietrich, der Herausgeber des Altenburger Bibelwerkes, hatte frei herausgesagt, daß „Scipionis und anderer frommer Heiden Tugenden viel heller leuchteten als diejenigen der meisten Christen seiner Tage". Für Luther fing in einem gewissen Sinne das Christentum erst jenseit der Moral an. Moral und gesunde Vernunft, „das feine Licht" sind ihm eins; der Glaube tritt erst in die Lücke, wo die Kraft des unfreien Willens nicht ausreicht, gegenüber den bösen Gedanken, die uns über den Kopf fliegen, wie die Vögel, denen wir nicht erlauben dürfen, in unseren Haaren Nester zu bauen.

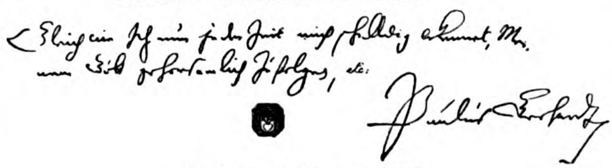
Jedenfalls ist Scheffler auf dem Gymnasium in diesem Sinne unterrichtet worden. Doch mag es wohl sein, daß seine Lehrer mehr Kopfgläubige als überzeugungsfeste Lutheraner waren. Die Reformation war in Schlesien verhältnismäßig früh und mühelos eingezogen. Schon 1398 wurde ein Wyklifite als Ketzer verbrannt, von Böhmen und Mähren aus machten sich hussitische Einflüsse geltend, und drei katholische Bischöfe werden von ihren Geschichtschreibern der übergroßen Laxheit gegen die reformatorischen Ideen beschuldigt. Es mag also in Schlesien schon damals eine Reaktion vorhanden gewesen sein, wie sie immer bei den Generationen eintritt, die nicht um ihre Überzeugung zu kämpfen hatten. Augenscheinlich hat sich Scheffler als Student im lutherischen Straßburg, wo er Medizin studierte, nicht wohl gefühlt. Sehr bald begab er sich nach Holland, wo er bis 1647 blieb. Die niederländischen Dichter Vondel, Hooft und Vater Cats mögen ihn zunächst angezogen haben, er wird auch von der Geistesrichtung des Franz van dem Ende, Spinozas Lehrer, nicht unberührt geblieben sein. Den höchsten Ruf unter den medizinischen Fakultäten genoß damals Padua. Hier promovierte Scheffler als Doktor der Medizin und Philosophie. Ein Jahr nach Abschluß des Westfälischen Friedens stellte ihn Herzog Sylvius Nimrod von Öls als Leibarzt an. Er blieb es bis 1652, als er zur katholischen Kirche übertrat. Herzog Sylvius wachte mit großem Eifer darüber, daß keine kalvinistischen Elemente in sein Land eindrangen. Die Neigung dazu verriet sich bei seinen Unterthanen ziemlich stark, und im Anschluß an die zersetzende Verstandesschärfe des Kalvinismus (der Ausdruck stammt von katholischen Schriftstellern) fanden Jakob Böhmes theosophische Ideen reiche Verbreitung, jenes Görlitzer Schuhmachers, der um diese Zeit mit der Muschel zwischen dem Meere und der Grube im Sande hin und her lief. Aus einem

Zinngefäß, an dem die Sonne blitzte, erschloß sich ihm die „Wahrheit“, daß alles Licht der Finsternis, alles Gute des Bösen bedürfe; die Ursache des Bösen lag für ihn in Gott, „dem es zu seiner Offenbarung unentbehrlich ist“. Böhmes Beschützer, Abraham von Frankenberg, war Schefflers treuester Freund. Er stand in reger Verbindung mit Amsterdam, wo er Böhmes Schriften drucken ließ. Frankenbergs vorzeitiger Tod schlug Schefflers weichem Herzen eine tiefe Wunde. Aus seinem Kummer darüber wird sein Übertritt zum Katholicismus psychologisch sehr erklärlich. Bei ihm, dem Dichter, mußten sich alle philosophischen Spekulationen mehr oder minder in Mysticismus umsetzen. Es kam dazu, daß sein lutherischer Beichtvater stark verstandesmäßig beanlagt, zum bloßen Kopfglauben geneigt war. Der katholische Stadtgeistliche dagegen besaß ein Naturell, das Schefflers Herzensbedürfnis besser entgegenkam.

Zehn Jahre lang unterwarf sich der Konvertit einer strengen Askese; später empfing er die Priesterweihe. Kaiser Ferdinand verlieh ihm den Titel eines Leibarztes und Steuerfreiheit. Das Kloster Trebnitz bei Breslau blieb sein Hauptwohnsitz. Hier sind seine Dichtungen „Heilige Seelenlust“ und der „Cherubinische Wandersmann“ entstanden. Aus der „Seelenlust“ sind die Lieder „Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht“, „Mir nach, spricht Christus unser Held“ und „Ich will dich lieben, meine Stärke“ in weiten Kreisen als Kirchenlieder bekannt. Von den Sinnsprüchen des „Cherubinischen Wandersmannes“ hat O. E. Hartleben eine Auswahl getroffen, die dem Dichter Silesius zu seinem Rechte verhilft und dem Liebhaber der deutschen Litteratur das Durchwandern eines Stoppelfeldes erspart. Hartleben hat die Blüten gesammelt: hellgelben Löwenzahn, läutenden Fingerhut, nickende Skabiosen und winzige Cyanen, die sich verwundert umschauen, warum denn keine goldenen Ähren mehr da sind, sie zu schützen und zu hüten, ihnen zu gedeihlicher Entfaltung zu verhelfen.



PAUL GERHARDT.



Nach einem alten Stahlstich.

Ein echter Dichter in seinen glücklichsten Augenblicken, erscheint doch Scheffler nicht als geschlossene Komposition eines festen Charakters — ein Künstler wohl, aber nicht ein Mensch, dessen Leben als höchstes aller Kunstwerke sich heraus schält aus dem Kampfe zwischen Neigung und Pflicht, klar und scharf, wie die Ornamente einer Schmiedeeisen-Arbeit aus dem Konflikte zwischen Stoff und Zweck. Er scheute die Hammerschläge, weder das tiefste Leid noch die höchsten Freuden der Menschheit hat er gekostet. Ein einziges Bild ist uns von ihm erhalten. Es stammt aus einer Schmähschrift, die dem langen Streite angehört, der sich an seinen Übertritt knüpfte. Als Hausierer ist er dargestellt oder als Quacksalber, der mit Schellen die Leute an seinen transportablen Kramladen heranlockt. Ein bitterer Hohn, der den kaiserlichen Leib-

arzt an einer empfindlichen Stelle treffen mußte! Freilich hatte er selbst ihn durch sein „Theriaks"büchlein erweckt. Der Theriak war damals ein Universalmittel der Quacksalber. Auch er blieb den Gegnern die Antwort nicht schuldig. Der Schertzer — einer seiner Gegner — hat „schlecht geschertzet, Chemnitius kindisch bestritten, Albertus alber [albern!] gealberkutzet, der treubleibende Pasquillant diebisch pasquillirt" u. s. w. Seine Gegner erzählten darauf, der Schöff — ein Breslauer Bier — hätte Scheffler bei einer Prozession umgeworfen. Bis tief in das laufende Jahrhundert hinein hat sich der Streit um Scheffler, wenn auch mit moderneren Waffen, fortgesetzt. Friedrich von Schlegel war der erste, der den „Engel aus Schlesien" der Neuzeit in Erinnerung brachte. Seine Freunde schätzen ihn als streitbaren Verteidiger der alleinseligmachenden Kirche. Die neueren Biographien seiner Gegner achten die Aufrichtigkeit seines Strebens und die Schönheit seiner Dichtung. Hinter der matten Logik seiner Streitschriften erhebt sich versöhnend das Bild des feinfühligen Mannes, dem niemals das Glück zu teil ward, in der Liebe einer Frau den Maßstab für seine besten und edelsten Kräfte zu finden, den keine Kinder an die Welt, an das Leben banden. Einsames Leben und einsamer Tod in stiller Klosterzelle, bei Sterbesakramenten, aber ohne die lindernde Pflege einer liebenden Frauenhand war sein selbstgewähltes Los.

Einsames Leben, einsamen Tod hatte Spinoza mit Silesius gemein. Einsam war er in der hebräischen Rabbinerschule, wo die Kameraden den Unbegreiflichen haßten, die Lehrer den Überlegenen fürchteten. Je mehr sie von seinen Gedanken begreifen, desto eifriger sind sie bemüht, ihn zu beschwichtigen. Er meidet die Schule, flieht die Synagoge, man bietet ihm eine jährliche Pension, damit er nur schweige und — gelegentlich nur — die Gottesdienste besuche — diese Gottesdienste, von denen er fühlt, „sie haben weder Tempel noch Altar." Seiner Weigerung folgt die Verstoßung aus der portugiesisch-jüdischen Gemeinde zu Amsterdam; ihm folgen die Flüche der edelsten seines Volkes, denn der auserwählte Stamm Juda hat sich nach der Zerstörung der heiligen Stadt nach der Pyrenäischen Halbinsel gewendet. Elternlos, besitzlos steht der Jüngling da inmitten der Versuchungen einer blühenden Handelsstadt. Ein Kaufmann steckt nicht in ihm. Vom König Salomo ist in seiner hebräischen Schule ein Stück ewiger Weisheit vererbt, das an ihm Talisman wird, der vor sittlichem Untergang hütet. „Darum sehe ich, daß nichts Besseres ist, denn daß ein Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit," hatte der König gesprochen, der alle Herrlichkeit der Erde als Eitelkeit der Eitelkeiten erkannte. Rabbi Gamaliel, der den Ältesten seines Volkes riet, die Überzeugungsfreiheit der Apostel nicht zu beeinträchtigen unter der Begründung: ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen, ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen, hatte seinen Standesgenossen den Rat hinterlassen, jeder Gelehrte sollte ein Handwerk erlernen. Der Rat wurde jahrhundertelang in den Synagogen befolgt. Unter dem Einfluß dieses Brauches war Spinoza Optiker geworden. Von dem Ertrag seiner Arbeit bestritt er seinen bescheidenen Lebensunterhalt. Weil er nicht zum Christentum übertrat, fand er nur Freunde unter denen, die mit der Kirche aller Konfessionen zerfallen waren. Zunächst studierte er Latein und Griechisch. Fräulein van dem Ende war seine Lehrerin. Sie war auch die einzige Frau, für die er jemals eine Neigung hegte. Sein Rivale und Mitschüler, der ihr viele Geschenke machte, erhielt von ihr den Vorzug. Heimweh, durch die Enttäuschung lebendig gemacht, trieb ihn vielleicht an jenem Abend, die Synagoge zu besuchen, wo der Mordversuch von seinen einstigen Glaubensgenossen auf ihn gemacht wurde. Von da an mied er die Vaterstadt und weilte auf dem Lande, später in Leiden. Im Haag ist er gestorben, an Schwindsucht, deren Vorboten ihn zwanzig Jahre lang schon heimsuchten. Seine protestantischen Wirte, die ihm sehr zugethan waren, wohnten an seinem Sterbetage auf seinen ausdrücklichen Wunsch einem kurzen Beichtgottesdienst bei, sein Arzt blieb mit ihm in der Wohnung. Bei der Heimkehr fand ihn das Ehepaar als Leiche vor; der Arzt hatte sich mit dem letzten Dukaten des Philo-

sophen, mit einigen Silbermünzen und einem Messer mit silbernem Griff aus dem Staube gemacht. Freunde bestritten die Begräbniskosten, eine Schwester bemächtigte sich der geringen Erbschaft, nachdem sie sich überzeugt, daß keine Schulden zu bezahlen waren.

In der kapitolinischen Sammlung zu Rom hängt das Bild eines Mannes von schmächtiger Gestalt, im knappen schwarzen Anzug. Vom dunklen Hintergrund hebt sich ein Antlitz ab, so voll von unermeßlicher Trauer, daß die leichtherzigen Frauen erschreckt davor fliehen und „häßlich, häßlich“ schreien. Dann und wann steht vielleicht eine ernste still, gebannt von dem überwältigenden, dem furchtbaren Ernst des Leidens, das aus den weit geöffneten dunklen Augen schaut. Michelangelo ist's, der herausblickt aus der dunklen Umrahmung, Michelangelo mit der verunstalteten Nase, die ihm sein Mitschüler Torrigiano zerschlug. „Darum mißfalle ich den Frauen,“ erzählt das Porträt. Ganz nebenbei freilich nur. Denn hauptsächlich verrät es, wie jede Arbeit dieses gewaltigen Künstlers, der als Mensch der unglücklichste unter seinen Berufsgenossen war, ein Stück Ringen mit dem Unmöglichen darstellt. Prometheusarbeit, das Hinausdrängen über die Grenzen des Menschenmöglichen. Dann aber daneben wieder eine feierliche, friedvolle Ergebung in die Ordnung der Dinge — einer von denen, die einsehen, daß sich die Quadratur des Kreises nicht erzwingen läßt, daß die Unteilbarkeit des Restes im goldenen Schnitt fort und fort bestehen wird.



Nach einem alten Stahlstich.

Das Porträt des Spinoza, wie es uns in einem Stich erhalten ist, der durch keine späteren Zeitstimmungen beeinflußt wurde, schreckt die Frauen ab, wie das Bild des Michelangelo es thut. Mehr noch. Es erweckt quälendes Mitleid, Grauen fast, vor der Summe des Leidens, die in ein kurzes Menschenleben hineingezwängt ist. Ein unendliches Bangen drängt zur Flucht vor dem kranken Manne da. Nicht sein Körper allein ist krank. Seine Seele leidet Pein. Der versöhnende Zug fehlt. So wie man den Menschen da sieht, erscheint alles Leben der Menschen nebeneinander zu einer unerhörten Grausamkeit gesteigert. Durch den Zweifel glaubte er zur Wahrheit gelangen zu können, darum wurde an ihm das Wort wahr: ist zwîvel herzen nâhgebur, das muss der sele werden sur. Cartesius, sein Vorläufer, hatte schon den Zweifel zur wissenschaftlichen Methode erhoben. Es war nur konsequent und der Beweis von Spinozas größerer Begabung, daß er über Cartesius hinausging. Es sollte nur für wahr gehalten werden, was sich mathematisch beweisen ließ. „Gott ist, weil der Mensch ihn zu denken vermag,“ sagte Descartes. „Weil der Mensch Gott denkt, ist er Gott, Gott ist Mensch. Es giebt nur eine Substanz: Gott im All,“ folgert Spinoza, weil er keine Symbolik gelten lassen wollte. Er wollte nichts aus dem Empfinden erfassen, sondern alles aus dem Verstande erklären.

Es ist diesem Philosophen zum Vorwurf gemacht worden, daß er die Professur in Heidelberg nicht annahm, welche man ihm bot. Er hätte das Schicksal des Giordano Bruno und Galileis gefürchtet, heißt es. Doch mußte er wissen, daß der Fürst, der ihn berief, ihn schützen würde. Viel näher scheint eine andere psychologische Erklärung zu liegen: die, daß er sich der Lücken seines Systems, die ihm Falckenberg in seiner Geschichte der Philosophie nachweist, sehr wohl bewußt war. Wenn „alle“ Gott sind, so ist der Ethik ihre Grundlage entzogen. Das war der Einwand, welchen Oldenburg,



Nach einem alten Stahlstich.

Spinozas bester Freund, dem Meister entgegenhielt, den er so hochschätzte. Dieser Einwand bewog den Mann der strikten geraden Linie, den Kreis in sein Quadrat hineinzuzeichnen, indem er seine „Ethik“ schrieb. Ob sich auch Leute gefunden haben, die ihm sagten, daß, wenn Gott Stoff und aller Stoff Gott ist, die Bibelkritik in sich selbst zusammenfällt, da die Bibel als Teil des Alls doch auch ein Teil Gottes ist, wenn auch eines Gottes, der sich in seinen Gliedern endlos selbst zerfleischt?

Durch die Weigerung, nach Heidelberg zu gehen, und manche andere kleine Züge tritt Spinozas Stellung zur Mitwelt in das Licht derjenigen des ängstlichen Stubengelehrten und kniffligen Winkeladvokaten. Der zähe Sprößling einer lebenszähen Nation, der an einer Krankheit leidet, zu deren charakteristischen Merkmalen das hoffnungsfreudige, zähe Festhalten am Leben zählt, der Mann, der als halber Knabe Proben außergewöhnlicher Willensfestigkeit und schonungslosen Mutes gab, der Mann, dessen makelloses Leben eine einzige Reihe von eisernen Konsequenzen war, schreckt zurück in dem Augenblick, wo sich ihm ein glänzender Wirkungskreis eröffnet. Dieser Widerspruch ist eben nur zu lösen, wenn man an die Wunden denkt, welche sein eigenes System seiner Seele schlagen mußte — Wunden, die er nicht ausbluten ließ, um sie zu verbinden, sondern die er mit der Sonde des Zweifels, mit der Erbarmungslosigkeit des Stoikers immer wieder untersuchte, um das Vernarben zu hindern. Er füllt nicht nur mit der Muschel das Wasser aus dem Meer. Mit dem Winkelmaß seiner Schablone steht er am Strande, fährt dahin im Boote des Zweifels und versucht, die wogende Flut in den rechten Winkel seines Maßes, in die Enge der kleinen Schablone hineinzuzwängen. Ein System war es, keine Überzeugung, eine Meinung nur, die er in die Welt hineintrug. Eine Überzeugung konnte er nicht gewinnen, vielleicht, weil ihm statt lebendigen Brotes in der Jugend die harten Kiesel der Kabbala gereicht worden waren. Diese verschrobene Kabbala, diese Symbolik der Spitzfindigkeiten, hatte ihn in die absolute Verneinung alles dessen hineingetrieben, was zwar wörtlich gefaßt werden muß, doch aber immer nur Stückwerk bleibt, „gesehen als durch einen Spiegel in einem dunklen Wort“, gleichzeitig allerdings die zuverlässige Verheißung vollkommener und ewiger Erkenntnis.

Ein Jahr früher als Spinoza starb in der Spreewaldstadt Lübben ein Mann, dessen Bild und dessen Leben Zug für Zug im schroffsten Gegensatz zu dem Märtyrer des Zweifels steht — Paul Gerhardt, der vertriebene Diakonus an der Nikolaikirche zu Berlin. Mit den Worten eines seiner Lieder: „Kann uns doch kein Tod nicht töten,“ schied er aus dem Leben. Zur Rast im Grabe schloß er ein Augenpaar, in dessen mildem Glanz die Reinheit und der Frieden aus dem Blick des Michelangelo weitergelebt hatte. Unter der freien, edlen Stirn hatten die weltumspannenden Gedanken der Philosophen keine Stätte gefunden. Ein Künstler

war er als Dichter und als Dulder, ein Mann, dem keine Zeit blieb, eine Kirche aus Eis zu bauen, einen diamantenen Palast der Wissenschaft, der an seiner eigenen Sprödigkeit zerspringt, weil er die Fassung des goldenen Erbarmens verschmäht.

Das Leben hatte Paul Gerhardt früh dulden gelehrt. Seine Jugend fiel in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges; in seinem fünfundvierzigsten Jahre lebt er noch als Kandidat und Privatlehrer in Berlin. Durch die Empfehlung des Berliner Magistrats wird er Propst in Mittenwalde und heiratet Fräulein Bertholdt, die Tochter eines Kammergerichtsadvokaten aus Berlin. Ein Liebling des Berliner Magistrats ist er geblieben; man entsann sich seiner bei der ersten vorkommenden Vakanz und hätte ihn gern sein Leben lang in Berlin gehalten. „Wegen seines guten Geistes und ungefälschter Lehre, seines ehr- und friedliebenden Gemütes und christlich untadelhaften Lebens ist er bei Hohen und Niedrigen hiesiges Ortes lieb und wert gehalten.“ Und zehn Jahre später, als der Große Kurfürst die Unterschrift eines Reverses verlangt, der einen Kompromiß mit der kalvinistischen Richtung bedeutet, die vom Kurfürsten begünstigt wird, petitioniert der Berliner Magistrat dreimal um Schonung der Gewissensbedenken ihres „geliebtesten und berühmtesten Geistlichen“, der sich gegen die Reformierten immer so friedfertig verhalten, daß es seinetwegen eines Reverses gar nicht bedurft hätte. Die Bürgerschaft und die Gewerke senden mit der zweiten, dringenden Vorstellung des Magistrats eine Petition an den Kurfürsten, der in Kleve weilt. „Sie wären über den Erlaß so bestürzt, daß sie nicht mehr wüßten, ob sie in oder außer der Welt lebten,“ erklären die Gewerke. „Sie hätten alles das Ihrige, das sie um und an gehabt, fast dahingegeben, jetzt werde ihnen auch das Herz angegriffen, da ihnen ihre treuen Seelsorger und Prediger um der Religion willen entzogen werden sollten.“ Die Gewerke erhalten zur Antwort, sie sollen sich nicht mit Dolieren und Lamentieren versündigen, es wird ihnen vorgehalten, daß Berlin wegen Pracht und Luxus in der ganzen Welt verschrien ist, daß selbst der Magistrat hierüber klagt, und alsdann rechtfertigt der Kurfürst seine Stellung. Bei seiner Heimkehr nach Berlin findet er die Stimmung der Bürger so bedenklich, daß er auf die Unterschrift Gerhardts verzichtet. Nur eine mündliche Einwilligung wird verlangt, auch diese nur privatim vor einem Geheimsekretär. Im Sonntagschen „Mercurius“ zeigt der Magistrat das frohe Ereignis der Wiedereinsetzung des „geliebtesten“ Seelsorgers an. Jetzt aber beginnt erst für diesen der schwerste entscheidende Kampf mit seinem Gewissen. Darf er den Kompromiß schließen? Ist



Nach einem alten Stahlstich.

nicht das in der Stille gegebene Wort so heilig, so bindend wie das öffentlich geschriebene? Nein, er kann den Kompromiß nicht schließen. Seine ganze innere Kraft wurzelt in der Wahrheit, dem Lebenselement,

der Ruhe seiner Seele. Die Wahrheit hält ihn, trägt ihn, wie die Schwerkraft der Erde jedes einzelne ihrer Teile. Wie der Stern kann er nicht von der Bahn weichen, die ihm ein zartes, in Gottes Wort gebundenes Gewissen vorschreibt — einer Sternschnuppe gleich würde er den Weg verlieren und aufhören zu leuchten. Ihm sind die Lehren der lutherischen Kirche das feste Gefüge eines gotischen Domes, aus dem kein Stein gelöst werden kann, ohne daß man die Sicherheit des Ganzen gefährdet. Von seinem Glauben gilt das Bild von den gemalten Fensterscheiben der Kirchen, das Goethe auf das Verstehen der Dichtkunst anwendet. Von außen sind sie dunkel, düster; nur wer in die Kirche eintritt, erkennt ihre Schönheit, ihren Farbenwert. Für ihn besteht kein Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen. Er und seine Zeit- und Glaubensgenossen haben den Inhalt der alten Symbolik erfaßt und neue Formen für sie geschaffen, denn von jetzt an ist die sprachliche Symbolik diejenige, deren man am meisten bedarf, um das Lehramt fortzuführen.

Den Ausschlag gab in Gerhardts Konflikt die Erwägung, daß die Unruhe seines Gewissens nach geschlossenem Kompromiß ihm den Frieden rauben, ihn zu gesegneter Amtsthätigkeit unfähig machen würde. Leicht ist ihm der Abschied von seiner Gemeinde nicht geworden. Opferte er doch alle reiche Liebe, alle Frucht seiner Arbeit, büßte er doch ein Arbeitsfeld ein, dem seine Kraft so trefflich angemessen war. Dazu konnte es nicht ausbleiben, daß viele, gleich dem Kurfürsten, ihn für einen Arbeitsscheuen, einen Pflichtvergessenen erklärten. Obendrein stand er dem Mangel gegenüber; nicht er allein litt, mit ihm litten die Seinen, die Gattin, der er die Anregung zu seinem Ehestandsliede „Voller Wunder, voller Kunst“ verdankte, die Kinder, denen er das Abendlied „Nun ruhen alle Wälder“ gesungen hatte, mit dem Schlußwort: „Gott laß euch ruhig schlafen, stell euch die güldnen Waffen ums Bett, und seiner Helden Schar.“

Zwei Jahre fast weilte Gerhardt nach seiner Amtsentsetzung in Berlin, dann ist er nach Lübben berufen worden, um weiter zu wirken in der Welt, in der er sich doppelt als Gast und als Pilgrim fühlte, seit er seine treue Lebensgefährtin zur letzten Ruhestätte geleitet hatte. Er wußte, was er sagte, wenn er sang: „Hab ich so manchen Morgen, so manche liebe Nacht in Kummer und in Sorgen des Herzens zugebracht.“ „Verfolgung, Haß und Leiden, ob ich's gleich nicht verschuld't, hab ich doch müssen leiden und tragen mit Geduld.“ Überall hatte er mit bequemen Kopfgläubigen zu thun, die die Wahrheit nach Stimmenmehrheit abmessen, mit Phärisäern der Rechtgläubigkeit, die mit dem Zirkel hantieren und meinen, daß aus bloßen geometrischen Berechnungen ein lebensprühendes Ornament hervorgehen kann. Seine Lieder sind mit seinem Herzblut geschrieben, er ließ die Wunden ausbluten und versuchte nicht, mit dem Seziermesser daran zu hantieren oder den Gipsverband des Stoicismus darüber zu legen. Nirgends findet sich bei ihm gequältes Pathos, nirgends Bitterkeit und Verzweiflung, nirgends öde Phrase. Die Reime seiner Dichtungen mögen dem Ohr der Neueren abgenutzt klingen; zu Gerhardts Zeit waren sie es noch nicht; die Bilder und Vergleichungen sprechen nicht alle mehr an, über diejenigen seiner Zeitgenossen sind sie durchweg erhaben. Er ist der Sänger und Tröster der Leidtragenden geworden, weil er zu leiden verstand. Selbst heute ist sein „Befiehl du deine Wege“ wohl in keinem deutschen Hause gänzlich unbekannt; „Wann ich einmal soll scheiden“ erklingt noch an vielen Sterbelagern und ist nicht zum leeren Schall geworden.

Der Herbstwind, der die falben Blätter über die kahle Erde wirbelt, schlägt auch die reifen Früchte von den Bäumen, die des Gärtners Hand nicht erreichte. Im Laube liegen sie versteckt, nur dem Wanderer sichtbar, der suchend, zufällig mit dem Fuße auf sie stößt und sich ihrer Reife und Milde freut. Im Staube der Zeiten, unter dem modernden Blätterwerk des Gartens der Kultur, liegen verborgene Schätze begraben. Vom siebzehnten Jahrhundert weiß der gebildete Durchschnittsmensch von heute nur die Nachtseiten zu beurteilen. Die welken Blätter rascheln ihm unter dem Fuß. Nach Früchten schaut er nicht aus. An den Dreißigjährigen Krieg denken wir, an Religionsverfolgungen, an Ketzergerichte und Hexen-

prozesse, an verheerte Landschaften, in denen unter der Asche die Reste der Brandfackel des Krieges glimmen, und an die Enge, die entsetzliche Enge, die den einzelnen Menschen in seinem Nächsten den Henker fürchten ließ, so oft er eine Meinung, eine freie Überzeugung äußerte. Die Zeiten, wo der Mensch mit dem Tier in Fehde lebte und gewissermaßen den respektablen Gegner in ihm achten gelernt hatte, waren vergangen, wie die Natursymbolik des Mittelalters. Nun kämpfte Mensch gegen Mensch; mit blanken Waffen, solange der heidnische Begriff von der Berechtigung der Privatrache noch lebte, mit den Pfeilen der giftigen Zunge, nachdem die Rache durch Mord vom christlichen Geist überwunden war. Die Reformation hatte diesen Sieg signalisiert; in der Kunst brachte ihn Shakespeare im Hamlet zur Geltung; vom philosophischen Standpunkt aus hatte ihn Leonardo, der Künstlerphilosoph, überwunden. Hundertunddreißig Jahre nach Leonardo scheint es, als sei der goldene Faden des Gedankens nicht weiter gesponnen worden, so leidenschaftlich tobt der hartnäckige Kampf der Meinungen. Was die Starken des sechzehnten Jahrhunderts errangen, ist Gemeingut der Vielen geworden. Nun fühlt jeder den Dichter, den Philosophen, den Theologen mächtig in sich — jeder ist ein Luther, ein Michelangelo im kleinen. Sie sind alle Wachtmeister aus Wallensteins Lager, und weil ihrer so viel sind, drohen die Schwachen zum Schicksal der Starken zu werden, die doch nur für sie kämpfen.

Zu den Starken dieses Jahrhunderts gehört der Liedersänger und Theologe Johann Heermann. Er starb, als Spinoza dreiundzwanzig Jahre zählte. Als Gymnasiast wurde er 1608 als Glied der älteren schlesischen Schule zum Dichter gekrönt. Von ihm stammt das schöne Wort: „Das Best' ist doch getraute Treue.“ Er hat in seinem langen Leben wenig gesunde, schmerzfreie Stunden gezählt. Als einziges überlebendes Kind von sechs Geschwistern war er von seiner Mutter dem geistlichen Stande geweiht. Er litt schwer unter den Nöten des Krieges, die seine Gemeinde Köben arg mitnahmen. Im schlagenden Gegensatz zu Spinozas Lebensgang steht die Stellung seines ältesten Sohnes zu ihm. Auf dem Breslauer Gymnasium war Samuel Heermann mit Jesuiten-Zöglingen bekannt geworden, die ihn in die Anstalt ihrer Lehrer lockten. Der Vater schreibt dem Sohn einen langen Brief — jede Zeile ein Ausdruck tiefsten Seelenschmerzes, eine Bitte, ein Locken zum Elternhause, zum Vaterherzen zurückzukehren. Der Sohn kommt — die Liebe siegt über die Lockungen der Wissenschaft und des Ruhmes. Er kehrt zurück ans Vaterherz, wenige Jahre nur, dann geht er zur ewigen Ruhe ein. Charakteristisch für Heermann und für die ganze Art seiner Zeit in ihrem Verhältnis zur Antike ist der Umstand, daß er in jenem Briefe an seinen Sohn römische Schriftsteller citiert. Auch seine Erbauungsbücher sind voll von Beispielen dieser Art; er zieht stets die Gestalten der alten Welt zur Erläuterung seiner Lehren heran. Das ist seine specielle Symbolik — Allegorie, wenn man will, wie sie aus dem Humanismus der Renaissance herauswachsen mußte. Die Sprache seiner Lieder ist kerniger, die Reime sind wohllautender als bei Gerhardt. Der dichterischen Schönheit z. B. seines „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“ werden sich auch die nicht ablehnend gegenüberstellen, zu deren



PHILIPPUS THEOFRASTUS PARACELSUS.

Nach einem alten Stahlstich.

Herzen der Inhalt nicht spricht. Eine leise Wehmut tönt mit bei ihm, etwa das erste leise Rollen des Donners, das, dem Scharren des Pferdehufes im Klange verwandt, leise über die Ebene hinzieht. Er erreicht nicht die massive Wucht des frühen lutherischen Kirchenliedes, doch ist er geistig dem Paul Speratus verwandt, von dem das Gebet herrührt: „Verleih, daß ich aus Herzensgrund meinen Feinden mög vergeben“, Worte, deren Tiefe nur die voll ermessen, die einmal einen großen leidenschaftlichen Haß in sich selbst zu bekämpfen hatten.

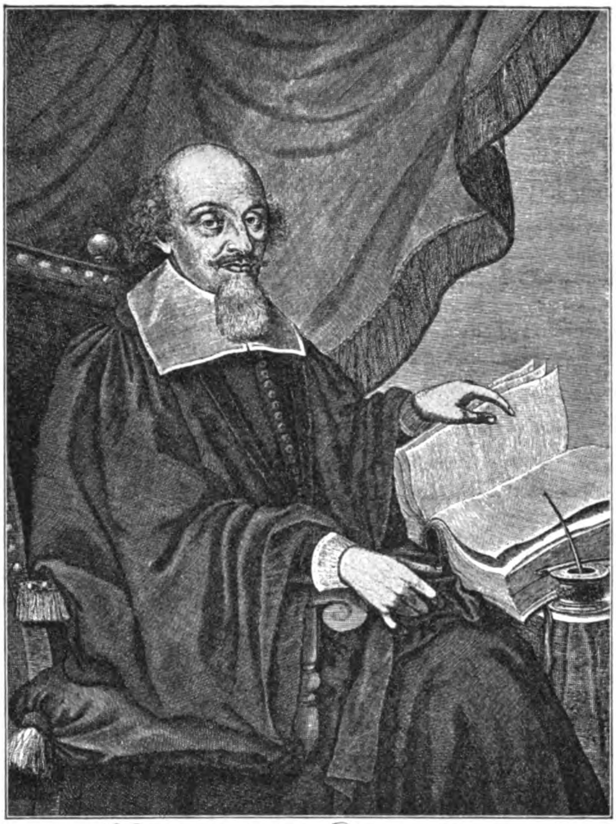
Der Krieg bedingt nicht nur Soldaten, er schafft auch Arbeit für die Waffenschmiede. Solcher Waffenschmiede giebt es in dem Überzeugungskriege des siebzehnten Jahrhunderts eine ganze Reihe. Dem eigentlichen Streit bleiben sie fern. Sie haben keine selbstgemachten Meinungen zu verteidigen; sie fühlen sich verantwortlich gegen den Herrn der Rüstkammer und überlassen es ihm, die Waffen gebrauchen zu lassen, von wem und wozu er will. Eine Weltanschauung zu bilden ist nicht ihr Streben. Sie kennen nur einen Lebenszweck, den, ihre Kraft auf dem Posten zu verbrauchen, an den sie gestellt wurden. Um sie her sprühen Funken, Eisenfeilspäne erfüllen die Luft. Ihnen selbst bleibt eine große Einheitlichkeit, das, was die Neuzeit Individualität nennt, die große Einsamkeit der Seele in ihren Beziehungen zum Übersinnlichen: Gott und die Seele, die allein, unter Ausschluß jeglicher Einmischung, sich gegenüber stehen, wie Marten Martens es treffend darzustellen liebt. Die Meinungen der Menschen sind solchen Leuten ein Nichts. Niemand darf ihnen Vorschriften machen, ihnen Verhaltungsmaßregeln geben. Der Mensch ist ein anderer am Abend und ein anderer am Morgen, zusammengesetzt aus einer Summe von Stimmungen, von wechselnden Einflüssen, von Ereignissen, die außerhalb seiner Kontrolle liegen. Ein Mensch kann nimmer der Führer des anderen sein, es sei denn beider Blick auf ein festes gemeinsames Ziel gerichtet. Dies Ziel wieder kann nur das Nächstliegende sein. Nur so weit der Arm eines Mannes reicht, erstreckt sich sein Einfluß. Die Wahrheit, die ihm zur Überzeugung wurde, ist er zu bekennen verpflichtet. Weil sie ihm Überzeugung ist, kann er sie niemandem aufzwingen, weicht aber auch nicht um ein Haar breit von der Wahrheit, die ihm mehr gilt als das Leben.



Nach einem alten Stahlstich.

Der bedeutendste Arbeiter dieser Art war Johann Gerhard. Seine Zeitgenossen nannten ihn den Dritten nach Luther. Er entstammte einer Quedlinburger

Patricier-Familie und wußte sehr wohl zu schätzen, was er seiner urdeutschen Vaterstadt zu danken hatte. Anfangs studierte er Medizin, dann Theologie. Aus seiner Universitätszeit ist ein Testament vorhanden, das er während einer schweren Krankheit verfaßt. Er bittet darin die verwitwete Mutter, seinen Tod wie seinen Hochzeitstag anzusehen. Nach seiner Genesung beginnt er in Jena Vorlesungen zu halten. Er wird Generalsuperintendent in Heldburg und setzt gleichzeitig seine Vorlesungen fort; man beruft ihn als Generalsuperintendenten nach Koburg, später aber kehrt er nach Jena zurück. Alle Schrecken des Krieges trägt er mit seinen Pflegebefohlenen; seine medizinischen Kenntnisse stellt er in ihren Dienst. Alle Universitäten des Deutschen Reiches versuchen nacheinander, ihn für sich zu gewinnen. Er kann einen ganzen Band von Berufungen vorzeigen. Sein Rat wird von Fürsten und Herren in den verschiedensten Angelegenheiten eingeholt. Mehr als zehntausend Briefe und Rundschreiben hat er erlassen und ist doch nur fünfundfünfzig Jahre alt geworden. So oft es sich um Wohlthun handelt, wissen die Freunde ihn zu finden. In einem Schreiben nach Königsberg entschuldigt er sich, daß er nur hundert Thaler schicken kann. Er muß Pferde kaufen, eins ist ihm gefallen, die beiden anderen haben die Soldaten entführt, und auf seinen Visitationsreisen kann er sie nicht entbehren. Seine zweite Frau ist reich und aus guter Familie. Die Glückwunschschreiben der Freunde zu dieser Hochzeit enthalten bedauernde Ausdrücke darüber, daß die junge Frau am Hochzeitstage sich mürrisch und unwirsch gegen ihn verhielt. Man hat ihr in den Kopf gesetzt, daß sie mit ihrem Reichtum und ihrer Schönheit höhere Ansprüche hätte machen können. Die Aussicht auf das stille Leben der Pfarrfrau behagt ihr nicht. „Aber der Herr Doktor ist doch ein wohlgeformter Mann und sein Ansehen derart, daß es den Ehrgeiz einer Frau befriedigen kann, auch wenn er kein gefälliges Äußere hätte.“ Jedenfalls hat der Herr Doktor den Schlüssel zum Herzen der jungen Schönen bald gefunden, denn die Freunde hören schon nach kurzer Zeit, daß ihm in seiner neuen Ehe „das Wasser in Wein verwandelt wurde“, wie er sich, seiner Art von Symbolik entsprechend, ausdrückte. „Er war ein überaus leutseliger und friedfertiger Mann,“ meldet das Gelehrtenlexikon. Der Spekulation blieb er fern; er schuf dogmatische Werke und Erbauungsschriften, wie sie seiner Zeit nötig waren und noch heute in der lutherischen Kirche hochgeschätzt werden.



MARTINUS GEIERUS
DOCTOR THEOLOGUS, POTENTISS. ELECT. SAX.
A CONSILIIS ECCLESIASTICIS, CONFESSIONIBUS SACRIS, ET CONCIONIBUS AULICIS PRIMARIUS.
Natus Lipsiæ, d. 24 April. 1614. Denatus Freibergæ 12. Sept. 1680.
Samuel Bottschild delin. — Christian Romstet sculp.

Nach einem alten Stahlstich.

Sein Freund und Lehrmeister Johann

Arnd, der Generalsuperintendent in Celle, war weit mehr als Gerhard von der naturwissenschaftlichen Richtung seiner Zeit berührt. Bis zu einem gewissen Grade bildete er das Bindeglied zwischen dem Philosophen und Chemiker Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, jenem gelehrten vielgereisten Schweizer, der die Chemie in die Apotheken einführte, und zwischen Jakob Böhme und Silesius. Sein „Wahres Christentum" bildet eine wahre Fundgrube für das Studium des Standes der damaligen Naturwissenschaft. „Vom Ursprung der Brunnen und Wasserquellen," schreibt er, „daraus dann große Flüsse werden, sind viel lustige Disputationes und Meinungen. Etliche schreiben, daß die Wasserquellen ihren sonderlichen verborgenen Samen haben, daraus sie wachsen, wie ein Baum aus einem Kern, oder aus der Wurzel, der sich hernach in viele Zweige austeilt. Also, eine Wasserquelle teilt sich aus in viele Ströme. Man findet auch Örter, da vor Zeiten, vor etlichen hundert Jahren, große Wasserflüsse hervorgeflossen sind, die jetzt nicht mehr da sind, und als ein Baum in seiner Wurzel ausgedorret. Die Ursach ist diese, daß die Brunnen eine große Verwandtnis haben mit dem Gestirn. Da hanget alles verborgener, unsichtbarer Weise an einander, als an einer unsichtbaren Kette. Daher kommts, daß, wo wasserreiche Quellen sind, da ist ein gütiges Gestirn und ein fruchtbar Land. Wenn aber der Himmel seine Influenz wieder zurückzieht und die Wassersterne nicht wirken, so vertrocknen die Brunnen." Endlos ist die Zahl der Beispiele und Sinnbilder, die Arnd findet; die Tierwelt bleibt nicht ungenutzt, aber das Reich der naturwissenschaftlichen Beobachtungen, namentlich der physikalischen, ist sehr wesentlich erweitert. Die Orgel ist Sinnbild der Eintracht, die Gewichte der Uhr machen durch ihre Last die Arbeit leicht u. s. w. u. s. w. Er ist mehr Allegoriker als Symboliker. Arnds Wohlthätigkeitssinn kannte keine Grenzen, es schien, als verschenkte er mehr, als er einnahm.

Arnds Schreibweise kann keineswegs als die einzig charakteristische seines Zeitalters gelten. An verwandten Geistern hat es ihm nicht gefehlt: zu ihnen gehörte u. a. der Ulmer Prediger Johann Heinrich Weihenmaier. Seine Sprache neigt zum Überschwenglichen, dem dann inhaltlich eine gewisse nüchterne, moralisierende Tendenz gegenübertritt. Er selbst wird sich des Mangels nicht bewußt, es ist die Tendenz der Zeit, die ihm mitspielt. Die sprachliche Form, deren er sich bedient, ist abgenutzt. Weihenmaier ist nicht stark genug, sie neu zu bilden; dazu ist er, wie so viele seiner Zeitgenossen, vielleicht ein zu guter Lateiner. An Überzeugungsernst fehlt es ihm nicht, wenn ihm auch die Neigung zum Kniffeligen, Spitzfindigen bisweilen mitspielt. Ein Mann von größerer Selbstzucht als Weihenmaier, einer, der an sich selbst mehr zu bezwingen fand, ist Martin Geier, ein geborener Leipziger, der in Dresden Oberhofprediger wurde. Große, weltbewegende Gedanken haben unter seiner Stirn Platz. Das traurige, fernschauende Auge ist nicht blind gegen die Schäden der Zeit. Ein Wille wohnt in dem Manne mit den schön gewölbten Brauen, der sich aufgebäumt zu Hunderten von Malen gegen alles Unvollkommene in der Welt. Darüber, wie die Welt gebessert werden könnte, hat er nachgedacht, tief und gründlich — so gründlich, daß er einsah, der Welt wäre am besten gedient, wenn er mit den Besserungsversuchen bei sich selbst einsetzte. Er bändigt die überschäumende Kraft, bezwingt die Empörung in sich und braucht den Überschuß, um eine schöne deutsche Tugend, die Tugend der Treue, zu pflegen — Treue im Beruf und Treue in der Freundschaft. Seine Werke sind meistens in lateinischer Sprache verfaßt; voll von der Kunst, sich zu bescheiden, die Arbeiten des geduldigen Gelehrten, der sich ganz der Sache ergiebt, in deren Dienst er steht. „Es trug sich 1642, 9. November ein besonder Omen mit ihm zu: denn als damahls Dorstensohn die Stadt Leipzig mit Feuer-einwerffen beängstigte, und er eben früh guten Muths aufgestanden, und in seine Studierstube gegangen, auch ein Kapitel in der Bibel zu lesen angefangen hatte; kam ihm eine Angst an, so daß er ohne solches zu absolviren aus der Stube ging. Allein kaum war er hinaus, so kam eine Stück-Kugel in dasselbe Zimmer, wodurch diese Bibel nebst andern Büchern übel zugerichtet wurde, woraus er ein besonder Zeichen göttlicher Vorsorge nahm."

Eine sehr ruhige Feder führt Geiers Zeitgenosse Nifanius, ein geborener Holsteiner, der in Danzig, Wittenberg, Königsberg, Rostock, Helmstedt, „Grypswalde", Marburg und Gießen studierte. Er wurde Rektor in Korbach und später Superintendent in Bielefeld. Ihm haftet eine gewisse Nachgiebigkeit gegen Druck von oben an. Man merkt ihm an, daß er in der Zeit lebte, wo es bei den märkischen Pfarrfrauen hieß: Schreibt, lieber Herre, schreibt (d. h. unterschreibt den Revers), auf daß Ihr bei der Pfarre bleibt. Er hatte den Großen Kurfürsten zum Landesherrn, der seinen Unterthanen verbot, in Wittenberg zu studieren, und strenge Censur übte gegen Schriften, die seiner eigenen religiösen Überzeugung widersprachen. Nifanius schreibt sehr schlicht und sachlich; sein Satzbau ist demjenigen vieler Zeitgenossen an Klarheit überlegen.

Kerniger wirkt die Erscheinung des Elsässers Sebastian Schmidt, der in Marburg, Königsberg und Basel studierte. Es mag seinen vermögenslosen Eltern, einfachen Arbeitern, nicht leicht geworden sein, die Studien- und Reisegelder zu bestreiten. „Er legte sich mit allem Fleiß auf die Humaniora und Orientalischen Sprachen, durchging die Rabbin und Talmudistischen Schrifften und übte sich zugleich im Übersetzen. Hierauf kam er nach Straßburg, allwo ihn Dr. Dorschäus in sein Hauß und an seinen Tisch nahm." Er wurde Pfarrer in Endheim, Rektor in Lindau und Professor in Straßburg. „Er machte sich hierauf über die Bibel und erläuterte dieselbe fast gantz mit seinen gelehrten Anmerkungen und Erklährungen."

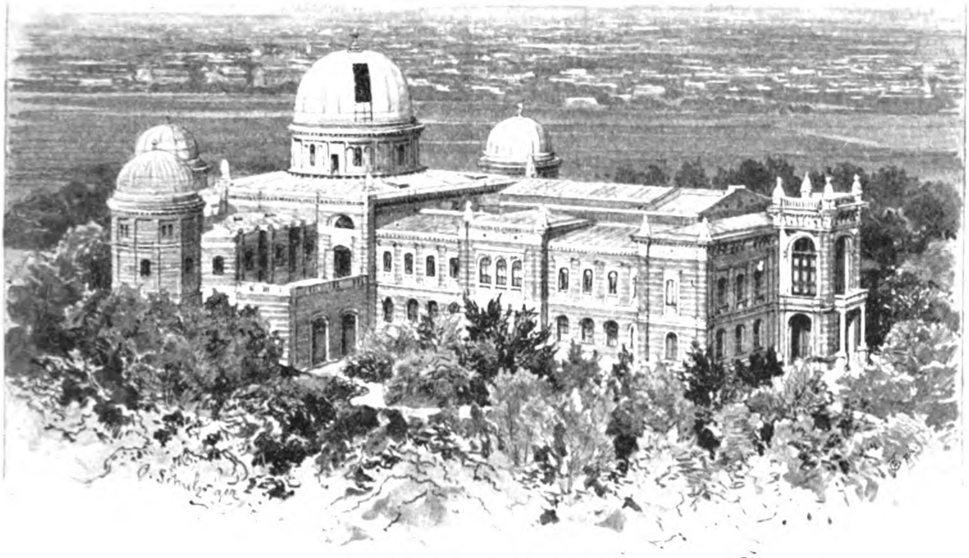
Zur Ebbezeit der Kulturbewegung liegt die Gefahr, sich in Abstraktionen zu verlieren, für die begabteren Geister besonders nahe. Das ausgehende siebzehnte Jahrhundert ist reich an solchen Erscheinungen. Die Trauer über die Unzulänglichkeit alles Irdischen, die Verwahrlosung und anscheinende Verwirrung raubt ihnen den klaren Blick. Man vermag nicht, in die Ferne zu schauen, wenn man geweint hat, oder wenn Thränen noch das Auge trüben. Es scheint so verfänglich, zu denken, daß es den Menschen gelingen könnte, die Weltordnung zu zerstören. Da ist die uralte Tragik des gesamten Menschenlebens: der Kampf jeder heranwachsenden Generation gegen die vorhergehende. Die Alten meinen, es könne nur so gehen, wie es in ihrer Jugend richtig war; die undankbaren Jungen erkennen nicht an, was die Eltern für sie erkämpften. Daraus erwächst denn ein widerstrebendes Gewoge von Meinungen und Gegenmeinungen. Nur wenige gewinnen eine Überzeugung. An Meinungen klebt alles fest, Meinungen, die nach Leonardo da Vinci des Menschen ärgste Feinde sind. Gewiß, denn die Meinung ist der Streit, den wir aus dem eigenen Gemüt in die Welt hineintragen; Überzeugung giebt uns die große, stille Friedensordnung des Lebens. Zeitgenossen des Spinoza und Silesius, Pantheisten im gemäßigten Sinne, müssen die Jansenisten, Quietisten und sogar unsere eigenen Pietisten genannt werden. Wer wollte nicht bedauern, daß Blaise Pascal in weltabgeschiedener Ruhe seine monumentale Begabung nahezu ungenutzt rosten ließ? Wir bewundern den Märtyrermut des Molinos, der Madame de Guyon, die Entsagung predigte den egoistischen Höflingen und „Schranzen" ihrer Zeit. Der Überzeugungsfreiheit haben sie blutige Opfer gebracht, überflüssige vielleicht. Was eine Reihe ihrer Zeitgenossen an Verstandesbildung zu viel hatten, besaßen sie davon zu wenig; über dem Jagen nach Ruhe verloren sie das Gleichgewicht der Bewegung im praktischen Leben. Ihre bilderreiche Sprache, ihr Mysticismus war gewissermaßen ein künstlerischer Ausdruck ihres Seelenlebens — es war der Stil ihrer Zeit in eine besondere mystische Form umgesetzt. Künstler gingen an ihnen verloren, oder Gelehrte, weil sie nicht verstanden, Kunst und Wissenschaft einzuschätzen in ihrem richtigen Werte als Balancierstange auf dem Seil, das über den Abgrund des Lebens hinführt.

Ein Bild ist uns erhalten, ein wenig gekanntes von einem wenig jüngeren Zeitgenossen des Silesius, dem es gelang, das Gleichgewicht zu halten zwischen Herz und Verstand, zwischen Vernunft und Gemüt. Der Bericht über sein Leben ist kurz. Schlicht und schön klingt er in der Schilderung derer, die ihm der Zeit nach nahe stehen. Daniel Georg Morhof ist es, ein Wismaraner, 1639 geboren. „Er hatte in seiner Jugend

eine ungemeine Neigung zur Musik, brachte aber seine meiste Zeit mit Erlernung der Humaniorum zu, und wurde von seinem Vater selbst in der Lateinischen Sprache unterrichtet, wie auch nachgehends von andern in der Mathematik und in den Grundsätzen der Hebräischen Sprache und Rechten angewiesen, so daß er bereits mit 14 Jahren Proben seiner Geschicklichkeit in gebundener und ungebundener Rede ablegen können. Hiernechst legte er sich zu Rostock gentzlich auf das Jus, da er denn nach dreijährigen Studiis wegen seiner geschickt verfertigten Verse daselbst 1657 die Professionem Poësos erhalten und eine Reise nach Holl- und Engelland gethan, auch zu Franecker Doctor juris worden. Hiernechst wurde er nach Kiel zum Professore Eloquentiæ und Poësos beruffen, von dannen er die andere Reise nach Holl- und Engeland gethan, daselbst in die Königliche Societät der Wissenschafften aufgenommen, nach seiner Wiederkunft in Kiel auch die Professionem Historiarum und die Stelle eines Bibliothecarii erhielt. Er zog sich aber durch seine allzu große Arbeit einen kräncklichen Leib zu, starb zu Lübeck 1691."

Er schrieb außer seinen Gedichten geschichtliche und grammatische Werke; der Maßstab für seine Begabung und für die Grenzen menschlichen Könnens ging ihm nicht verloren, weil er das Glück genoß, unter der Wirkung harmonisch sich ergänzender Einflüsse von Elternhaus und Schule aufzuwachsen. Er hatte nicht wie Spinoza hochfliegende Hoffnungen seiner Familie enttäuscht; kein Zwiespalt der Gelehrsamkeit entfremdete ihn den Seinen, wie es bei Scheffler der Fall gewesen sein muß. Dem Überzeugungskampfe seiner Zeit, soweit er theologischer Natur war, stand er fern. Sein Leben aber giebt ein schönes Beispiel davon, wie eine harmonische Weltanschauung und gleichmäßige Überzeugungstreue gewonnen wird, nämlich im Schoße der Familie. In der Treue jeder gehenden Generation gegen die kommende, im dankbaren Erfassen alles Gegebenen, Vorhandenen kann allein eine Lebensanschauung gedeihen, die in gesunde Lebensfreude ausklingt und ihre überschüssige Kraft in Kunstwerke, nicht in himmelstürmende spekulative Systeme umsetzt. Nicht, als ob alle Künstler werden müßten, oder als ob es keine Philosophen geben dürfte. Nur daß man Kunst, Philosophie und Religion, oder besser Theologie, in ihrem Wert richtig gegeneinander abwägt, daß man Künstler, Weltweise und Priester nicht zu Herren der Schwachen macht, sondern zu Vorkämpfern, die anderen den Weg bahnen, indem sie für das Recht der Einzelnen streiten, für den Einzigen, dessen unveräußerliches Eigentum darin besteht, daß er die Verantwortung für die richtige Verwertung seiner Kräfte in erster Linie in eigener Hand trägt.

Spinozas und Schefflers Namen sind der Gegenwart, abgesehen von Paul Gerhardt vielleicht, in ihren gebildeten Durchschnittsvertretern besser bekannt als diejenigen ihrer theologischen Zeitgenossen. Allerlei Moderichtungen und Gedankenströmungen in unserer eigenen Zeit haben in ihnen prophetische Typen erkennen wollen, die zur Bekräftigung der Autorität benutzt wurden. Ihre Bedeutung für ihre eigene Zeit ist negativer Natur. Sie wuchsen heraus aus dem Widerspruche gegen die entartete Symbolik; sie suchten die Symbolik zu materialisieren, weil sie fühlten, daß die ältere Form der Symbolik dem Stande der Naturforschung ihrer Zeit nicht mehr entsprach. Johann Arnd versuchte den Ausgleich herbeizuführen, nicht ohne dabei in theosophische Spekulationen hineinzugeraten — Irrtümer des Urteils und der Phantasie, die ihn seinem Wahlspruche nicht untreu machten: Christus hat viele Diener, aber wenig Nachfolger. Arnds Erscheinung bezeichnet die Verbindungslinie zwischen der Theologie und naturphilosophischen Spekulation seiner Zeit. In mancher Hinsicht bildet er die Brücke zwischen Spinoza und Scheffler. Man kann aber das Geistesleben des siebzehnten Jahrhunderts nicht erfassen, ohne auch den weniger gekannten Zeitgenossen dieser beiden ein wenig näher zu treten. Die Anregung hierzu zu gewähren, war der leitende Gesichtspunkt in der Zusammenstellung unserer Charakterköpfe.



Die neue Sternwarte in Wien.

Die großen Fernrohre der Neuzeit.

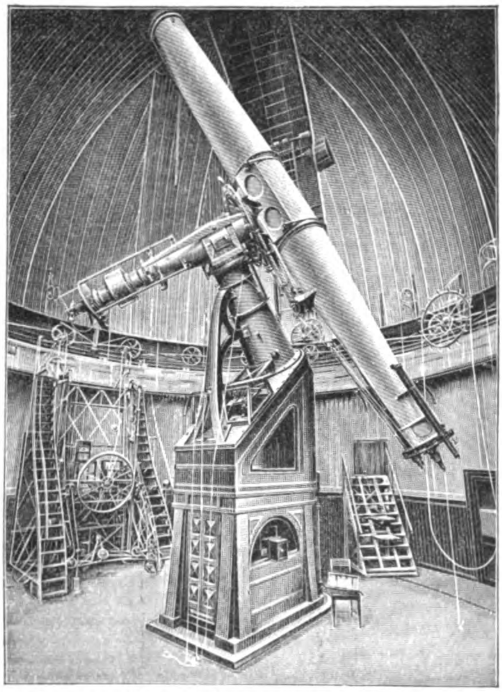
Von

Hermann J. Klein.

Am Schlusse des vorigen Jahrhunderts zeigte die beobachtende Astronomie einen gewaltigen Aufschwung, allein es war hauptsächlich die Thätigkeit eines einzigen Mannes, dem sie diesen Aufschwung verdankte. Friedrich Wilhelm Herschel, in Slough bei Windsor wohnend und im Besitz selbstverfertigter Spiegelteleskope von unübertroffener optischer Kraft, durchmusterte mit denselben den Himmel und entdeckte Tausende neuer Objekte: Doppelsterne, Sternhaufen und Nebelflecke. Die Astronomen des Festlandes vermochten die meisten dieser Entdeckungen gar nicht zu bestätigen, weil ihre Fernrohre zu lichtschwach waren, um in jene Tiefen des Raumes vorzudringen, welche Herschels Teleskop eröffnet hatte. Man konnte damals mit einigem Recht glauben, daß die Herschelschen Instrumente wohl die Grenze dessen bezeichneten, was auf diesem Gebiete hergestellt werden könne, denn das vierzigfüßige Riesenteleskop, dessen Spiegel drei Fuß Durchmesser besaß, zeigte sich für den Gebrauch zu unbequem, auch genügte eine einzige Nacht, um die Politur des Spiegels zu verderben, und es gelang Herschel nicht, denselben wieder gebrauchsfähig zu machen. So blieb der vierzigfüßige Riese eine Ruine, gleichsam die Grenze des Erreichbaren bezeichnend, und Herschel selbst beobachtete ausschließlich wieder mit einem zwanzigfüßigen Teleskop, dessen Spiegel achtzehn englische Zoll Durchmesser besaß. Nach Herschels Tode ist man in der Ausführung großer Spiegelteleskope später allerdings weit über ihn hinausgekommen; Lord Rosse erbaute einen Reflektor mit sechsfüßigem Spiegel, Lassell einen solchen mit vier Fuß Spiegeldurchmesser, ein

ebenso großes Spiegelteleskop befindet sich in Melbourne, aber die Leistungen dieser Rieseninstrumente sind samt und sonders hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Die Fortschritte der beobachtenden Astronomie in dem Zeitalter nach Herschel bis zur Gegenwart knüpfen sich so gut wie ausschließlich an die Benutzung einer ganz anderen Art von Teleskopen, des achromatischen Refraktors, bei welchem die von den Gestirnen kommenden Lichtstrahlen nicht von einem Spiegel reflektiert werden, sondern durch ein System von Gläsern, welche das Objektiv bilden, hindurchgehen und gebrochen werden. Die Konstruktion des astronomischen Refraktors ist demnach gleichbedeutend mit der Konstruktion des achromatischen Objektivs, d. h. eines Systems von Glaslinsen, welche die hindurchgehenden Lichtstrahlen brechen und zu einem farbenfreien scharfen Bilde vereinigen. Zu Herschels Zeiten war es nicht möglich, solche achromatische Objektive von größerem Durchmesser als etwa drei bis dreieinhalb Zoll herzustellen, und auch diese gaben nur unscharfe Bilder, weshalb man sich mit den leichter in großen Dimensionen auszuführenden Spiegelteleskopen behalf. Indessen ist bei gleichen Größenverhältnissen der achromatische Refraktor dem Spiegelteleskop an optischer Leistungsfähigkeit und Handlichkeit bei der Beobachtung sehr überlegen. Die Bestrebungen der Optiker blieben deshalb darauf gerichtet, größere Objektive herzustellen. Aber die Schwierigkeiten, auf welche sie stießen, waren lange Zeit hindurch geradezu unübersteiglich, und erst Fraunhofer (geb. 1787, gest. 1826) gelang es, sie zu überwinden. Er erfand eine Methode, optisch fehlerfreies Glas in größeren Stücken herzustellen, diese Glasmassen auf ihre Brechungsverhältnisse genau zu prüfen, sowie die Glaslinsen ohne Veränderung der genauen Gestalt zu polieren, und daneben gab er auch eine mathematische Theorie des achromatischen Objektivs, welche seiner praktischen Arbeit zur Grundlage diente. Dadurch übertrafen die Fraunhoferschen Refraktoren an Schärfe alle anderen Teleskope, und als es ihm gelang, einen großen Refraktor von neun Zoll Objektivdurchmesser herzustellen, erschien die Verdrängung des Spiegelteleskops nur noch als eine Frage der Zeit. Jener große Refraktor wurde 1818 vollendet und kam auf die Sternwarte zu Dorpat, wo er in den Händen von Struve sich bald an Schärfe den Herschelschen Spiegelteleskopen weit überlegen zeigte. Noch heute ist dieses Instrument, damals als Wunderwerk angestaunt, in Thätigkeit und bildet die Hauptzierde der Dorpater Sternwarte. Aber auch nach Herstellung des Dorpater Refraktors blieben die Schwierigkeiten, große achromatische Objektive auszuführen, noch immer sehr beträchtlich und der Erfolg zweifelhaft. Utzschneider, der Teilhaber des Fraunhoferschen optischen Instituts, hatte es 1825 übernommen, der Sternwarte in München einen Refraktor von zwölf Zoll Objektivdurchmesser innerhalb drei Jahren für die Summe von 30000 Gulden zu liefern. Fraunhofer lag schon auf dem Krankenbette, als er davon Kunde erhielt, und erklärte es für unvorsichtig, ein Objektiv von zwölf Zoll Durchmesser zu übernehmen, denn seine letzten Glasschmelzen seien sämtlich mißlungen. Dazu kam, daß nach Fraunhofers Tode niemand das Geheimnis seiner Schmelzmethode kannte und das bayerische Ministerium, bei welchem er eine Beschreibung derselben versiegelt niedergelegt hatte, die Herausgabe derselben an Utzschneider verweigerte. So verlief die Frist von drei Jahren, ohne daß das Fernrohr zu stande kam, ja, Utzschneider soll an 30000 Gulden auf vergebliche Versuche verwandt haben. Er erhielt eine Vertagung der Lieferungsfrist um zwei Jahre, auch dieser Termin verstrich, ohne daß das Instrument zu stande kam, doch war endlich ein Jahr später das Objektiv fertig. Lamont erhielt von der bayerischen Regierung den Auftrag, dasselbe zu prüfen, und fand hierbei, daß es nicht zwölf Zoll im Durchmesser hielt, sondern nur zehneinhalb Zoll, doch waren seine Leistungen vortrefflich, und er empfahl der Regierung, das Instrument anzunehmen, da offenbar das Gelingen größerer Objektive auf Zufall beruhe. Indessen ruhten die Nachfolger Fraunhofers, sein Freund Merz und der Mechaniker Mahler, nicht, die ihnen überlieferte Methode zu vervollkommnen, und schon im Jahre 1839 lieferten sie einen Refraktor von vierzehn Zoll Objektivdurchmesser und einundzwanzig Fuß

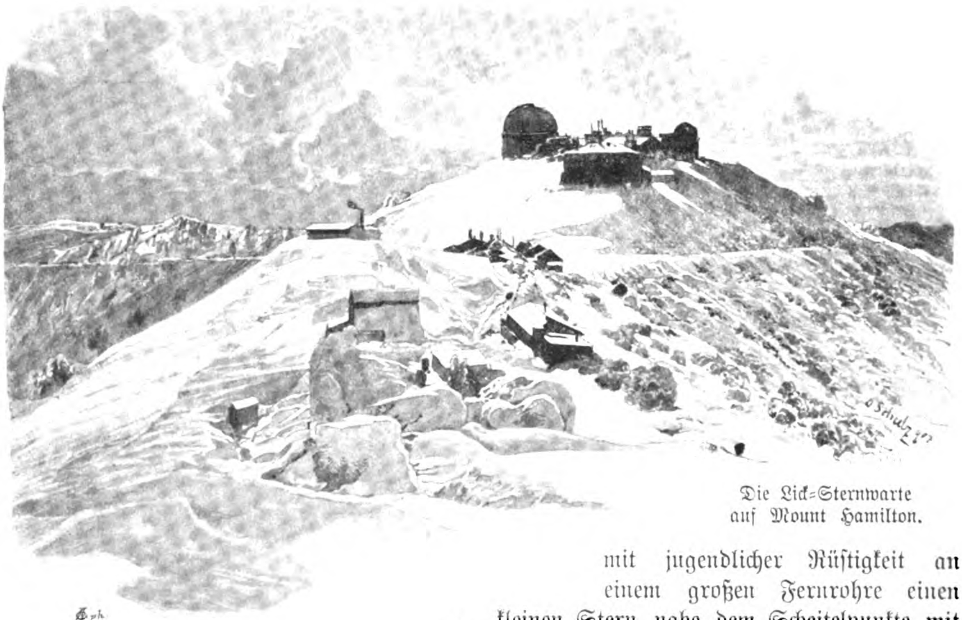
Brennweite an die Sternwarte zu Pulkowa bei Petersburg. Dieses Instrument erwies sich in Lichtstärke und Schärfe so vorzüglich und allen gleichzeitigen überlegen, daß es Jahrzehnte hindurch als das mächtigste Sehwerkzeug der Welt galt. Gleich große Refraktoren lieferte Merz dann später auch für andere Observatorien, z. B. nach Lissabon und Cambridge in Nordamerika. Inzwischen war in den Vereinigten Staaten der deutschen optischen Kunst ein Rivale erstanden, der sie im Laufe der Jahre überstrahlen sollte. Die Möglichkeit hierzu war aber erst gegeben, nachdem es in England und Frankreich endlich gelungen war, optisch fehlerfreies Glas in ebenso großen und selbst noch größeren Stücken herzustellen als Merz in München. Der erste, welchem mit einigen Erfolgen die Herstellung optisch reinen sogenannten Flintglases in etwas größeren Stükken gelang, war ein Schweizer Bauer, mit Namen Guinand; seine Methode wurde von Fraunhofer wesentlich vervollkommnet und blieb später Geheimnis des Hauses Merz. Aber auch einem Neffen Guinands, mit Namen Feil in Paris, gelang es später, seit 1850, große Flintglasplatten zu erzielen und ebenso Bontemps in England. Dort hatte es 1871 die Glasfabrik von Chance, Brothers u. Cie. zu Smethwick in der Nähe von Birmingham so weit gebracht, Flintglasplatten bis zu fünfundsiebzig Centimeter Durchmesser herzustellen, in neuerer Zeit lieferte sie noch größere bis zu einem Meter Durchmesser und darüber. Auch Feil stellte ebenso große Scheiben in vortrefflichster Güte her, und endlich hat die neue optische Anstalt in Jena Glasmassen in den Handel gebracht, welche den strengsten Anforderungen zur Herstellung großer, absolut achromatischer Objektive genügen. Solange Merz in München das Monopol der Herstellung großer optischer Rohglasscheiben besaß, konnten andere Optiker auf diesem Gebiete nicht viel leisten, da das Münchener Institut keine Rohglasplatten verkaufte. Erst nachdem solche aus Frankreich und England zu erhalten waren, begann man dort, vor allem aber in Nordamerika, mit der Ausführung größerer Objektive.



Der siebenundzwanzigzöllige Refraktor der Sternwarte in Wien.

Unter den Künstlern, welche es auf diesem Gebiete zu den höchsten Leistungen brachten, ist als bedeutendster Alvan Clark zu nennen. Gleich seinem großen Vorgänger Fraunhofer, welcher bis zu seinem zwölften Jahre bei Straubing die Gänse auf die Weide trieb, stammte auch Alvan Clark aus niedrigem Stande. Geboren am 8. März 1804 zu Ashfield in Massachusetts, war er bis zum siebzehnten Jahre nichts weiter als Tagelöhner und Handarbeiter. Sein angeborenes mechanisches Talent trieb ihn aber zur Herstellung von Apparaten, die eine technische Verwendung gestatteten, und er erfand eine sehr praktische Walze für Zeugdrucker. Dann suchte er seinen Unterhalt durch Arbeiten bei einem Formstecher in Lowell zu gewinnen, übte sich aber nebenbei im Malen und eröffnete nach achtjährigem Studium auf diesem Gebiet ein Atelier in Boston, welches er einige Jahre später nach Cambridgport verlegte. Hier gewann er Interesse für die Himmelskunde, und da er kein Geld hatte, um ein Fernrohr zu kaufen, verfiel er darauf, sich ein solches selbst

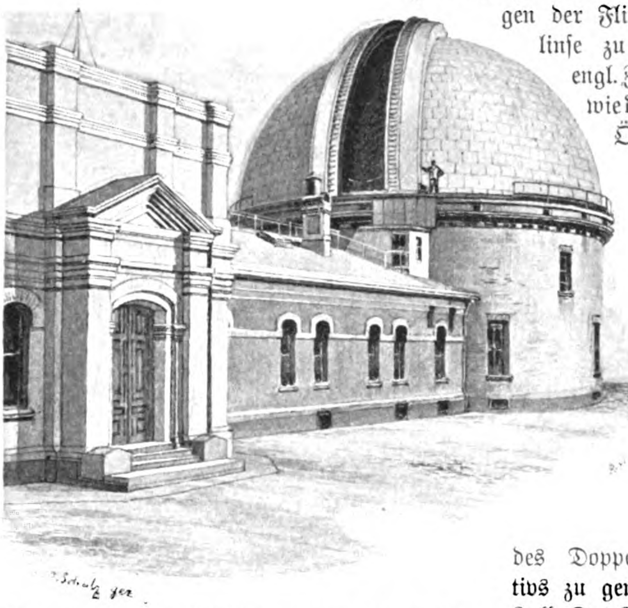
zu verfertigen. Leider sind die näheren Umstände unbekannt, welche Clark dazu führten, ein kleines Fernrohr mit Glaslinsen, einen Refraktor, herzustellen, und es ist dies um so mehr zu bedauern, als gerade die Ausführung eines solchen Instrumentes für einen Laien das aussichtsloseste Unternehmen von der Welt ist. Litteraturfreunde bemühen sich oft, über die Lebensverhältnisse und den Entwickelungsgang von Schriftstellern und Dichtern die genauesten Nachrichten aufzutreiben, und man ist ihnen dankbar dafür; für denjenigen, welcher mit der Sache vertraut ist, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es von allergrößtem Interesse sein würde, wenn es gelänge, festzustellen, auf welche Art und Weise Clark dazu gekommen ist, Objektivgläser von so großer Vollkommenheit herzustellen, daß sie den besten Erzeugnissen der großen europäischen Optiker überlegen waren. Denn schon die ersten Gläser, welche aus der Hand Clarks hervorgingen, waren so vortrefflich, daß der berühmte englische Beobachter Daves, dem zufällig ein solches Fernrohr in die Hand kam, davon geradezu entzückt wurde und den in astronomischen Kreisen völlig unbekannten Clark nachdrücklich empfahl. Dieser lieferte nunmehr Instrumente von sechs Zoll Durchmesser des Objektivs, dann einen siebenzölligen Refraktor von wunderbarer Schärfe, und schritt in dem Maße, als größere Rohglasscheiben in seine Hände kamen, zu stets mächtigeren Instrumenten fort. Zuletzt gingen aus seiner optischen Werkstätte, die längst statt des Malerateliers eingerichtet war, die größten und vollendetsten Refraktoren hervor, welche die Welt bis jetzt gesehen hat. Wie hier gleich bemerkt werden möge, ist Alvan Clark im Jahre 1887 gestorben. Noch bis kurz vor seinem Tode war er thätig. Der Astronom Copeland sah noch den achtzigjährigen Greis mit jugendlicher Rüstigkeit an einem großen Fernrohre einen kleinen Stern nahe dem Scheitelpunkte mit bloßem Auge so leicht und sicher einstellen, wie es kaum ein junger Astronom ihm gleich gethan hätte. Auch pflegte Clark seine Objektive am Himmel stets selbst zu prüfen, und bei dieser Gelegenheit hat er mehrere überaus schwierige Doppelsterne entdeckt. In seinem Atelier standen ihm zuletzt seine bei-



Die Lick=Sternwarte auf Mount Hamilton.

den Söhne zur Seite, von denen der ältere die optische Schleiferei, der andere den mechanischen Teil der Anstalt leitete.

In Amerika selbst war Alvan Clark längst als erster Optiker bekannt, ehe man auf dem europäischen Festlande noch recht wußte, was drüben auf diesem Gebiete geleistet wurde. Erst als er im Jahre 1861 einen Refraktor von achtzehneinhalb engl. Zoll Objektivdurchmesser vollendet hatte und mit diesem am 31. Januar 1862 den Begleiter des Sirius entdeckte, der sich bis dahin selbst in dem großen vierzehnzölligen Refraktor zu Pulkowa den Blikken der Beobachter entzogen hatte, wurde Clark auch im Auslande bekannt. Das erwähnte Instrument sollte für die Universität in Cambridge erworben werden an Stelle des dort vorhandenen vierzehnzölligen Merzschen Refraktors, allein ehe durch eine öffentliche Subskription die erforderlichen Mittel aufgebracht waren, kaufte es ein reicher Bürger Chicagos, Namens Scammon, und machte es seiner Vaterstadt zum Geschenk. Dort hat es unter den Händen Burnhams zur Entdeckung einer großen Anzahl der feinsten Doppelsterne gedient und sich als ein Instrument erwiesen, welches an optischer Vorzüglichkeit alle gleichzeitigen übertraf. Indessen blieb es nicht lange der leistungsfähigste Refraktor der Welt, denn anfangs der siebziger Jahre erhielt Clark den Auftrag, für die Sternwarte in Washington einen Refraktor von mindestens fünfundzwanzig engl. Zoll Objektivöffnung herzustellen. Im Jahre 1873 schon war das Instrument, mit einem Objektivdurchmesser von sechsundzwanzig engl. Zoll, vollendet und aufgestellt.



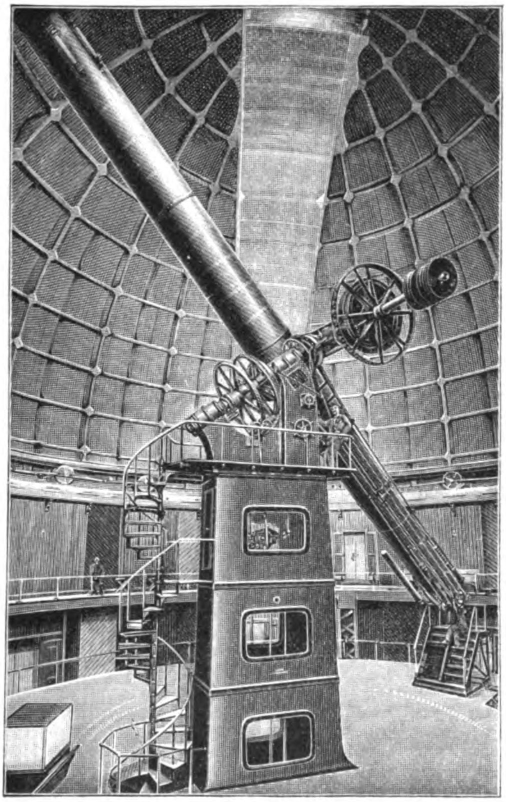
Die große Kuppel der Lick-Sternwarte von Süden gesehen.

Als im Jahre 1876 das Objektiv behufs einer Nachpolitur aus seiner Fassung genommen wurde, benutzte Professor Holden die Gelegenheit, um die Gestalt der Linsen einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Er fand den Durchmesser der Crownglaslinse zu 27,2, denjenigen der Flintglaslinse zu 27,17 engl. Zoll, sowie die freie Öffnung des Doppelobjektivs zu genau 26 Zoll. Das Gewicht der Crownglaslinse ist 70, dasjenige der Flintglaslinse 110 Pfund. Die Fassung bedeckt am Rande das Objektiv einer Zone von 0,585 Zoll Breite, dieselbe ist wahrscheinlich breiter, als unbedingt notwendig war, sie wurde indessen der Sicherheit halber von Clark so groß genommen. Die vordere Crownglaslinse ist in der Mitte 1,884 Zoll dick und auf beiden Seiten gleich-konvex; die Flintglaslinse ist auf der inneren Seite konkav von gleicher Krümmung wie die vor ihr stehende Crownglaslinse, auf der anderen Seite ist sie schwach konvex mit einem um ein Fünftel größeren Krümmungsradius als die Oberfläche der Crownglaslinse. Die Dicke des Objektivs in seiner Fassung beträgt 2,871 Zoll, so daß die Oberflächen beider Linsen in der Achse 0,029 Zoll voneinander entfernt stehen. Die beiden Linsen sind an drei gleich weit entfernten Punkten durch je ein Staniolplättchen voneinander getrennt. Der schwächste durch dieses Objektiv noch sichtbare Stern ist 16,3

Größe nach der Argelanderschen Skala, und der engste Doppelstern, welchen es am Himmel darstellt, hat nur 0,23 Sekunden Distanz. Der gewaltige Refraktor bewährte im Jahre 1877, als Mars der Erde sehr nahe kam, seine ungeheure optische Kraft dadurch, daß er zwei Monde desselben zeigte, welche bis dahin an keinem anderen großen Instrument gesehen worden waren, obgleich die Umgebung des Planeten Mars früher, bei ähnlichen günstigen Gelegenheiten, sehr sorgfältig nach solchen Monden untersucht worden war. Die Auffindung der beiden Marsmonde war eine so überraschende Entdeckung, daß man in Europa anfangs nicht daran glauben wollte. Es wurde indessen klar, daß die Sternwarten Nordamerikas in optischer Beziehung den europäischen überlegen seien, weil die optische Kunst dort weiter fortgeschritten war als hier, wo Merz ein größeres Objektiv als ein solches von 18 Pariser Zoll Durchmesser nicht zu liefern vermochte. Manche glaubten, die Überlegenheit der Nordamerikaner beruhe auf der Verwendung größerer technischer Hilfsmittel, doch erwies sich dies als vollständiger Irrtum. Das optische Atelier von Clark ist überaus einfach, und das Schleifen der Linsen geschieht durchaus nicht mit Hilfe von Maschinen, sondern durch Handbetrieb. Man dürfte sich, wie der Astronom Copeland, welcher das Clarksche Etablissement besichtigte, mit Recht sagt, wundern, daß mit anscheinend so beschränkten Mitteln so Großartiges geleistet wird; indessen beruht der Erfolg Clarks viel mehr auf der sorgfältigen Manipulation und Überwachung als auf der Anwendung von Präcisionsmaschinen. Die Herstellung von großen Objektiven, bei denen die größtmögliche Schärfe und Farbenaufhebung erreicht werden soll, bedarf bezüglich der Oberflächenkrümmungen, welche man den beiden Gläsern, aus denen das Objektiv besteht, geben muß, gewisser theoretischer Berechnungen, und mancher glaubt, daß diese die Hauptsache sind. Dies ist indessen irrig; lediglich durch die Theorie ist wahrscheinlich noch kein einziges größeres und vollkommenes Objektiv zu stande gekommen, auch ist man noch durchaus nicht darüber einig, welche von den vielen vorgeschlagenen Objektivkonstruktionen die besten Resultate erzielt. Für die Praxis ist die Frage aber dadurch entschieden, daß den großen Objektiven Clarks ihre letzte Vollendung durch Versuche gegeben wird; die Krümmungen der Oberflächen der Linsen werden, nachdem sie im großen und ganzen ihre richtige Gestalt erhalten haben, um minimale Beträge so lange geändert, bis die Prüfung ergiebt, daß das Objektiv die beste Wirkung zeigt.

Die Erfolge, welche der sechsundzwanzigzöllige Refraktor zu Washington am Himmel errang, spornten zur Herstellung weiterer Riesenteleskope an, und zunächst war es ein Privatmann, M'Cormik in Chicago, der 1879 ein Instrument von gleicher Größe wie dasjenige zu Washington für sich durch Clark ausführen ließ. Später (1881) lieferte letzterer einen Refraktor von 23 Zoll Öffnung für das Princeton-Observatorium (New-Yersey). Inzwischen ging man in Europa ebenfalls mit Herstellung großer Instrumente vor, zuerst die Wiener Sternwarte, welche einen siebenundzwanzigzölligen Refraktor erhielt, den der Optiker Grubb in Dublin ausführte. Gleichzeitig wurde ein ebenso großes Instrument für die Pariser Sternwarte ausgeführt. Einen erheblichen Schritt weiter ging Rußland, indem die Regierung für die Hauptsternwarte an Stelle des vierzehnzölligen Merzschen Refraktors ein neues Instrument von nicht weniger als 30 englischen Zoll (760 Millimeter) Durchmesser bei Clark in Auftrag gab. Anfänglich war man in Rußland willens, einen noch größeren Refraktor ausführen zu lassen, aber Clark lehnte ab, in diesem Falle die Garantie für gutes Gelingen zu übernehmen. Auch schien es fraglich, ob die erforderlichen Glasmassen bei noch größeren Dimensionen in der erforderlichen Reinheit und optischen Vollkommenheit zu beschaffen sein würden. Als Termin für die Vollendung des Rieseninstruments hatte sich die Firma Clark einen Zeitraum von dreieinhalb Jahren ausbedungen, wobei zwei Jahre für die Beschaffung der Glasmassen angesetzt waren. Wie Professor O. Struve, der Direktor der Sternwarte zu Pulkowa, später in einem Schreiben an den Herausgeber der „Astr. Nachr." berichtete, war dieser Zeitraum nicht zu weit gegriffen. Alvan Clark d. J. kam im Sep-

tember 1879 nach Europa, um die Glasmassen zu beordern. Bei der Firma Chance Brothers u. Co. fand er gerade eine genügend große Crownglasmasse vorrätig, und dieselbe erwies sich bei vorläufiger Prüfung auch vorzüglich rein und zweckentsprechend. Indessen sprang das Glas einige Wochen später bei der zunächst erforderlichen Weiterverarbeitung, und es war keine Aussicht, in Bälde einen neuen geeigneten Glasblock zu beschaffen. Infolgedessen wandte sich Clark nach Paris an Feil, und dieser lieferte Anfang 1880 den erforderlichen Flintglasblock — allein das Crownglas konnte erst nach verschiedenen mißlungenen Schmelzen im November 1881 in der erforderlichen Reinheit und Homogenität erhalten werden. Leider waren aber die Glasblöcke nicht so dick ausgefallen, als man vorher annehmen konnte, und dies hatte nun zur Folge, daß Clark das Objektiv nicht in der vereinbarten Brennweite von vierzig Fuß herstellen konnte, sondern eine solche von fünfundvierzig Fuß für notwendig erachtete. Die beiden Linsengläser, aus denen das große Objektiv besteht, stehen nicht dicht hintereinander, sondern sie sind durch einen Zwischenraum von fünf bis sechs Zoll voneinander getrennt und befinden sich in einer Fassung aus Gußstahl. Das Gesamtgewicht des Objektivs und seiner Fassung beträgt über vier Centner. Das Instrument hat sich nach seiner Aufstellung in Pulkowa in großartigster Weise bewährt und bereits zu einer Menge der feinsten und schwierigsten astronomischen Beobachtungen gedient. Kaum war es vollendet, als Clark bereits die Ausführung eines noch größeren Refraktors übernahm.



Der sechsunddreißigzöllige Refraktor der Lick-Sternwarte.

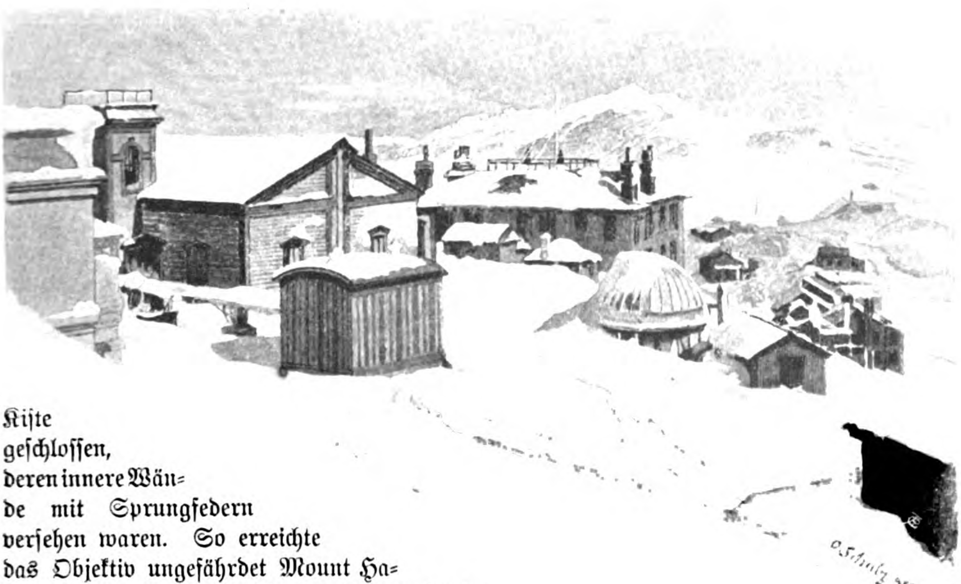
Der vielfache Millionär James Lick in San Francisco hatte den Plan gefaßt, durch irgend eine großartige Stiftung seinen Namen zu verewigen. Bei der Vorliebe der Nordamerikaner für die Himmelserforschung war es naheliegend, das Interesse Licks auf die Erbauung eines Riesenfernrohrs und der dazu gehörigen Sternwarte zu lenken, und er entschloß sich, die Mittel zur Herstellung des größten überhaupt möglichen Refraktors zu spenden. Damit ein solches Rieseninstrument seine volle Kraft ausüben kann, muß es an einem Orte aufgestellt sein, wo die Luft möglichst rein und ruhig ist, und diese Voraussetzungen bieten in erster Linie die Gipfel hoher Berge. Lick besuchte zunächst einige kalifornische Bergspitzen, die als ungeeignet erschienen; endlich wurde er auf den Mount Hamilton aufmerksam gemacht, einen Berg, der 23 Kilometer östlich von San José, in der kalifornischen Provinz Santa Clara liegt und eine Höhe von 1480 Metern über dem Meere besitzt. Dieser Berg war seiner Lage nach sehr geeignet, allein es führte keine Straße hinauf, und der Gipfel wurde von einem wenig umfangreichen Felsblock gebildet, so daß kein Raum zur Anlage des erforderlichen Gebäudes vorhanden war. Das Schlimmste war außerdem der Mangel an frischem Wasser, und dieser Umstand würde zum Verzicht auf den Berg geführt haben, wenn nicht zufällig zwei starke Quellen etwa

hundert Meter unterhalb des Gipfels aufgefunden worden wären. Lick machte nun das Anerbieten, auf dem Mount Hamilton eine große Sternwarte zu errichten und angemessen zu dotieren, falls der Staat eine Straße von San José nach dem Gipfel dieses Berges herstellen lasse. Diese Bedingung wurde von der Regierung angenommen, und am 21. Sept. 1875 unterzeichnete Lick einen Akt, kraft dessen er die Summe von 700 000 Dollars spende zur Erbauung einer Sternwarte auf dem Mount Hamilton und zur Ausrüstung derselben mit dem größten überhaupt herstellbaren Refraktor. Die Sternwarte sollte ferner eine Dependenz der California-Universität in San Francisco bilden und ihre Verwaltung einer besonderen Kommission unterstellt werden. Die Provinz Santa Clara nahm nun sogleich den Bau der Straße in Angriff und stellte eine der prachtvollsten Bergstraßen her, die überhaupt in der Welt existieren. Sie ist 38 Kilometer lang und erhebt sich 1300 Meter in sanften Windungen. Am oberen Ende der Straße genießt man den herrlichsten Blick auf die umgebenden Berge, tief zu Füßen das Thal von Santa Clara, und weithin im Westen, den Horizont begrenzend, die Fläche des Stillen Oceans. Im Südosten erheben sich die mächtigen Gipfel der Sierra Nevada, und im Norden winkt aus einer Entfernung von mehreren hundert Kilometern der schneebedeckte Mount Shasta. Der Mount Hamilton hat außer dem Hauptgipfel noch zwei Spitzen. Um die erforderliche Fläche für die Gebäude zu erhalten, wurde eine derselben abgeschnitten und planiert, was die Entfernung von 40 000 Tonnen Gesteinsmassen erforderlich machte. Dann wurde von den beiden Quellen eine Wasserleitung in der Richtung nach dem neuen Observatorium geführt. Um ein bestimmtes Urteil über die Luftzustände auf dem Mount Hamilton zu gewinnen, war der berühmte Doppelstern-Entdecker Burnham in Chicago aufgefordert worden, einige Zeit an dem für die neue Sternwarte in Aussicht genommenen Punkte zu beobachten. Er traf im August 1879 auf Mount Hamilton ein, stellte dort in einem kleinen provisorischen Observatorium seinen sechszölligen Refraktor auf und beobachtete während eines Zeitraumes von zwei Monaten. Nach seinen Erfahrungen war die Luft während zweiundvierzig von sechzig Nächten ausgezeichnet, das heißt von solcher Ruhe und Klarheit, daß die stärksten Vergrößerungen angewendet werden konnten und die schwierigsten Doppelsterne scharf getrennt erschienen. Burnham entdeckte während dieser Zeit noch eine Anzahl neuer Doppelsterne und erklärte den Mount Hamilton für einen der vorzüglichsten Punkte, auf welchem ein großes Fernrohr aufgestellt werden könne. Selbst an Abenden nach hellen Tagen, die an anderen, in der Tiefe liegenden Observatorien meist dunstig sind, sah Burnham wohl die Meeresnebel in die San Francisco-Bucht hineinwogen und das San José-Thal in Gestalt von weißen Wolken hinaufziehen, aber bevor sie die Höhe des Mount Hamilton erreicht hatten, lösten sie sich auf, und oben blieb der Himmel sternenklar. Was den großen Refraktor anbelangt, so übernahm Clark im Jahre 1881 die Herstellung eines Objektivs von sechsunddreißig englischen Zoll Durchmesser, aber zum erstenmal ohne Verbindlichkeit für das Gelingen in dieser



Umgebung der Lick-Sternwarte auf Mount Hamilton im Schnee.

Größe. Die Rohglasscheiben lieferte Feil in Paris um den Preis von 150000 Franken. Die Flintglasscheibe mit einem Durchmesser von 97 Centimetern wurde in großer Vorzüglichkeit leicht gegossen; dagegen bot der Guß des Crownglases ganz unerwartete Schwierigkeiten, denn nicht weniger als neunzehn Schmelzen mißlangen. Das Schleifen in den Ateliers von Clark ging ohne Unfall von statten, und bei der Prüfung des Objektivs am Himmel überraschte es selbst seinen Verfertiger durch Schärfe und Lichtfülle. Im Dezember 1886 ging es nach seinem Bestimmungsort ab, in einem Special-Palast-Wagen der Pacificbahn. Um das kostbare Glas möglichst gegen Erschütterungen zu sichern, war es in eine mit Watte gepolsterte Kiste gebettet, diese wieder in eine zweite, größere, die mit Roßhaar ausgelegt war, verpackt, und diese endlich in eine dritte Kiste geschlossen, deren innere Wände mit Sprungfedern versehen waren. So erreichte das Objektiv ungefährdet Mount Hamilton, wo mittlerweile die Sternwarte samt der großen Kuppel und die Montierung des Refraktors fertiggestellt waren. Wie leicht begreiflich, ist die Montierung eines Objektivglases von 638 Pfund Gewicht am oberen Ende eines Rohres von 57½ Fuß Länge eine Arbeit, welche als mechanische Leistung Bewunderung verdient. Sie wurde von der Firma Warner & Swassey in Cleveland ausgeführt und entspricht völlig den gestellten Anforderungen. Den Hauptträger dieses gewaltigen Statives bildet eine quadratische Gußeisensäule, welche unten zehn, oben fast fünf Fuß Seite hat und welche so hoch ist, daß der Drehpunkt des Fernrohrs 37 Fuß über dem Boden liegt. Diese Säule wiegt 360 Centner und auf ihr ruht ein 80 Centner schwerer Aufsatz, in welchem eine Stahlachse eingebettet liegt, deren oberes Ende auf den Nordpol des Himmels weist. Man nennt sie deshalb Polarachse, sie ist 10 Fuß lang, 12 Zoll dick und wiegt 28 Centner. Am oberen Ende derselben und rechtwinkelig zu derselben befindet sich ein Cylinder, welcher als Lager einer zweiten, querstehenden Achse dient. Sie wird mit dem Namen Deklinationsachse bezeichnet, ist 10 Fuß lang, 9 Zoll dick und wiegt 23 Centner. An ihrem einen Ende befindet sich der gewaltige Tubus, welcher das Objektiv trägt. Er hat im allgemeinen die Form einer Cigarre und besteht aus Stahlblech mit versteifenden Rippen, so daß in jeder Lage auch die ge-

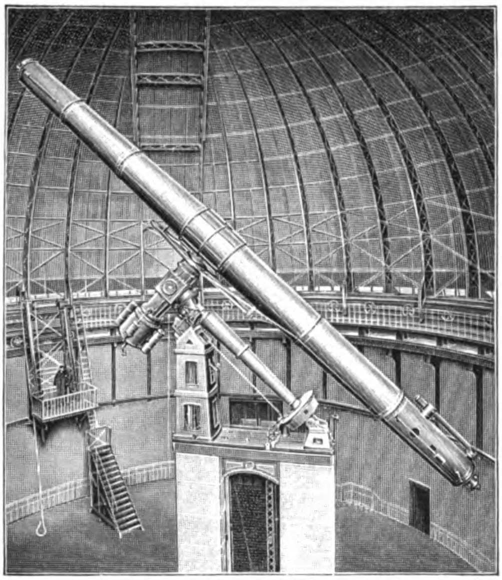


Der Gipfel des Mount Hamilton im Winter 1890.

ringste Durchbiegung verhindert wird. Um das Fernrohr der täglichen Drehung des Himmels folgen zu lassen, ist die Polarachse mit einem kräftigen Uhrwerk verbunden, das durch ein doppelt-konisches Pendel reguliert wird, dessen Pendelkugeln 125 Pfund wiegen. Wenn das Rohr senkrecht steht, so befindet sich das Objektiv fünfundsechzig Fuß hoch über dem Boden, und wenn es horizontal liegt, so steht das Okular in einer Höhe von siebenunddreißig Fuß. Bei mittlerer Neigung des Rohres gegen den Himmel steht das Okular fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch, und der Beobachter müßte an einer sehr großen Leiter auf und ab klettern, um in jeder Lage des Fernrohrs an die Okularröhre gelangen zu können. Es ist klar, daß dies ebenso umständlich als gefährlich sein würde, und man hat diese Schwierigkeit auf Mount Hamilton dadurch sehr genial umgangen, daß der ganze Fußboden rings um den großen Refraktor mitsamt dem Beobachter sich nach Bedürfnis hebt und senkt. Die gewaltige Kuppel, unter welcher das Rieseninstrument aufgestellt ist, hat ein Gewicht von 2000 Centnern und kann durch Maschinenkraft mit Leichtigkeit rund gedreht werden, um die an einer Seite befindliche Beobachtungsöffnung von neuneinhalb Fuß Durchmesser in die gewünschte Richtung zu bringen. Was die Kosten des Instruments und der Drehkuppel anbetrifft, so sind verausgabt worden: für das große Objektiv 212000 Mark, für ein kleines Objektiv zum Photographieren 52000 Mark, für die Montierung 162000 Mark, für die Kuppel 228000 Mark, im ganzen also 654000 Mark.

Mit Recht war die ganze astronomische Welt gespannt auf die Leistungen, welche der Riesenrefraktor auf Mount Hamilton ergeben werde, und diese Erwartungen sind nicht getäuscht, sondern übertroffen worden. Es hat sich gezeigt, daß kein Instrument auch nur annähernd die optische Kraft besitzt wie dieser Refraktor. Die Amerikaner pflegen zu sagen, daß der beste Teil eines Fernrohrs der Mann ist, welcher sich als Beobachter an demselben befindet, und auch in dieser Beziehung arbeitet das Instrument auf Mount Hamilton unter vorzüglichen Verhältnissen, denn die dafür bestimmten Astronomen, besonders Burnham und Barnard, gehören zu den ausgezeichnetsten Beobachtern der Gegenwart. Der Abend des 7. Januar 1888 war der erste, an welchem das große Instrument auf den Himmel gerichtet werden konnte, und mit begreiflicher Spannung warteten die Astronomen auf Mount Hamilton der Dinge, die sie sehen würden. Es herrschte strenger Frost, und die Kuppel konnte nicht bewegt werden, so daß man nur denjenigen Teil des Himmels zu sehen vermochte, nach welchem die Beobachtungsöffnung zufällig gerichtet war. Dort stand gerade der große Nebel im Orion, und sogleich zeigte das Instrument seine ungeheure optische Kraft und Überlegenheit über alle bisherigen Refraktoren. Im Gesichtsfelde war nur der mittlere Teil des Nebels zu sehen, und der Beobachter erklärte, daß Monate erforderlich sein würden, um alles dasjenige, was man von Einzelheiten sah, aufzuzeichnen. Nahe in der Mitte dieses Nebels stehen auf dunklem Raum vier Sterne, welche ein Trapez bilden. Außer diesen zeigen die größten Fernrohre dort noch zwei überaus lichtschwache Sternchen, der große Refraktor aber ließ sogleich noch einen dritten Stern erkennen, welcher näher gegen die Mitte des Trapezes hin sichtbar war. Die nächsten Monate brachten neue überraschende Wahrnehmungen, besonders in Bezug auf lichtschwache Nebelflecke, von denen viele erst jetzt in ihrer wahren Gestalt, als ungeheure Spiralnebel, erkannt wurden. Aber die sonderbarste, völlig unerwartete Entdeckung brachte der große Refraktor am Abend des 9. September 1892. Barnard, dem der Ruhm derselben zu teil wurde, berichtete darüber folgendes: „Am Freitag den 9. September war die Nacht, in welcher mir der Sechsunddreißig-Zöller zur Verfügung stand. Nachdem ich zuerst den Mars beobachtet und die Stellung seiner Monde gemessen hatte, begann ich die Untersuchung der unmittelbaren Umgebung des Jupiter. Gegen zwölf Uhr entdeckte ich einen feinen Lichtpunkt, dicht dem Planeten folgend und nahe dem dritten Monde desselben stehend. Sogleich vermutete ich, dieses Lichtpünktchen könnte ein noch unbekannter Mond des Jupiter sein, und begann deshalb seine Lage gegen den dritten Jupitermond festzustellen. Bald jedoch verschwand das Lichtpünktchen

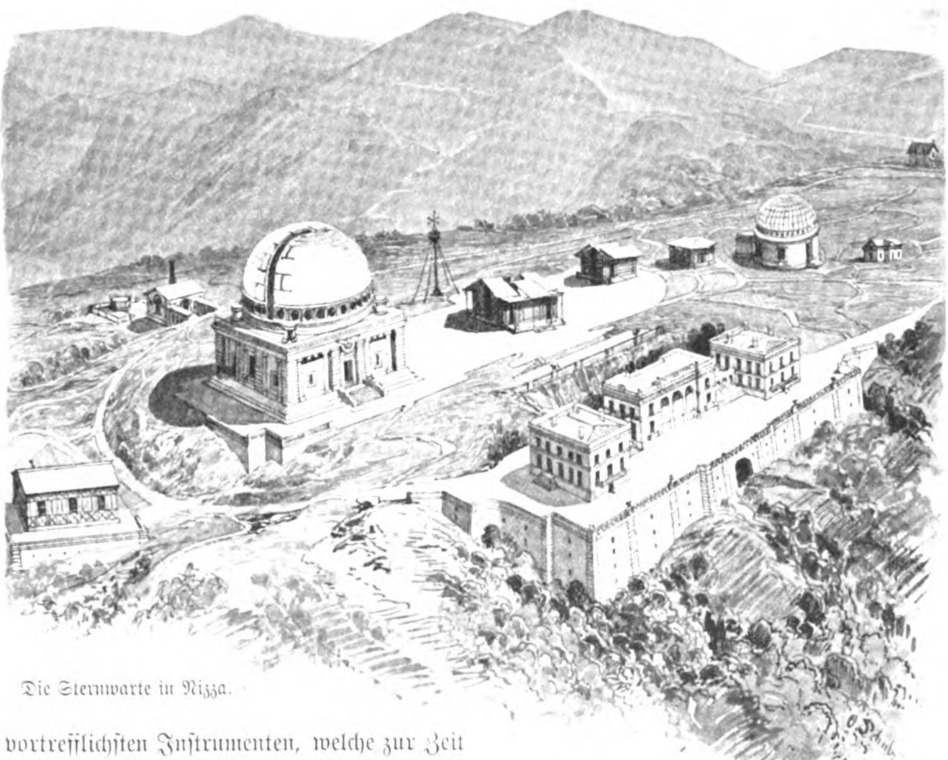
in dem hellen Schein, welcher die Jupiterscheibe umgab. Ich war indessen durch den Umstand, daß das Lichtpünktchen dem Jupiter bei seiner Bewegung gefolgt war, überzeugt, es müsse ein Mond desselben sein. Mit doppelter Sorgfalt untersuchte ich nun in der folgenden Stunde der Nacht den Himmelsgrund an der anderen Seite des Planeten, um ein etwaiges Hervorkommen des Satelliten dort zu erkennen, allein bis zum Tagesanbruch konnte ich nichts dergleichen wahrnehmen. Obgleich überzeugt, daß ein neuer Mond des Jupiter gefunden sei, riet doch die Vorsicht dazu, eine sorgfältige Bestätigung dieser Entdeckung abzuwarten, ehe eine öffentliche Ankündigung derselben erfolgte. In der folgenden Beobachtungsnacht stand der große Refraktor Professor Schäberle zur Verfügung, indessen trat er mir denselben in zuvorkommender Weise ab, und kurze Zeit vor Mitternacht sah ich den neuen Mond wieder, als er sich eben vom hinteren Rande des Planeten scheinbar entfernte. Ich begann nun eine Reihe sorgsamer Messungen des neuen Trabanten und fand, daß er sich nur bis zu sechsunddreißig Sekunden vom Rande der Jupiterscheibe entfernte, dann sich ihr wieder rasch näherte und in dem hellen Scheine, der sie umgiebt, verschwand." Diese Entdeckung eines neuen Jupitermondes überraschte die astronomische Welt noch weit mehr als früher die Entdeckung der Marsmonde. Denn das System der vier Jupitermonde, welche bekanntlich Galilei gleich nach Erfindung des Fernrohrs ans Licht zog, schien in sich völlig abgeschlossen, und niemand hätte auch nur die Vermutung aufgestellt, daß außer jenen vier großen Satelliten noch ein anderer sehr kleiner in großer Nähe beim Jupiter um diesen cirkuliere. Die fernere Beobachtung auf der Lick-Sternwarte sowie zu Pulkowa ergab, daß dieser Mond in 11 Stunden 57 Minuten 23 Sekunden um den Jupiter kreist und daß er außerordentlich klein ist. Seine Helligkeit ist so gering, und wegen der Nähe des glänzenden Jupiter ist er so schwer wahrzunehmen, daß nur die mächtigsten Refraktoren im stande sind, unter günstigsten Umständen eine Spur dieses Mondes zu zeigen. Es kann hier nicht beabsichtigt werden, alle hervorragenden Leistungen des Sechsunddreißigzöllers einzeln aufzuführen, es mag die Bemerkung genügen, daß dieses wunderbare Instrument sowohl in Bezug auf die Darstellung der schwächsten Doppelsterne als der feinsten Nebelflecke und endlich nicht minder in seiner Anwendung auf das Studium der Planeten unseres Sonnensystems alle anderen Instrumente weit hinter sich zurückläßt. Auch der Planet Mars ist von diesem Refraktor untersucht, doch sind die Beobachtungen noch nicht veröffentlicht worden.



Der dreißigzöllige Refraktor der Sternwarte in Nizza.

Inzwischen war auch auf europäischem Boden, und zwar ebenfalls aus den Mitteln eines hochherzigen Freundes der Himmelsforschung, eine Sternwarte ersten Ranges mit einem Riesenrefraktor als Hauptinstrument errichtet worden. Der frühere Banquier R. Bischoffsheim in Paris spendete die Summe von anderthalb Millionen Franken, um in der Nähe von Nizza ein Observatorium erstehen zu lassen, welches in Bezug auf Größe, Pracht und Gediegenheit der Ausstattung in Europa nicht seinesgleichen hat. Diese Sternwarte liegt etwa zwölf Kilometer von Nizza entfernt und umfaßt ein Areal von fünfunddreißig Hektaren, einen

ungeheuren Raum, welcher gestattet, das Ideal des Astronomen zu verwirklichen, nämlich für jedes große Instrument ein eigenes Gebäude zu besitzen. So bildet die Nizzaer Sternwarte gewissermaßen eine astronomische Kolonie in einer sehr großen und schönen Gartenanlage unter einem für die Beobachtungen überaus günstigen Himmel. Das interessanteste Gebäude ist die große Drehkuppel, unter welcher sich ein Refraktor von dreißig englischen Zoll Objektiv-Durchmesser befindet. Das Glas ist von Feil geliefert und das Objektiv von den Gebrüdern Henry in Paris geschliffen worden. Es gehört nach jeder Richtung zu den

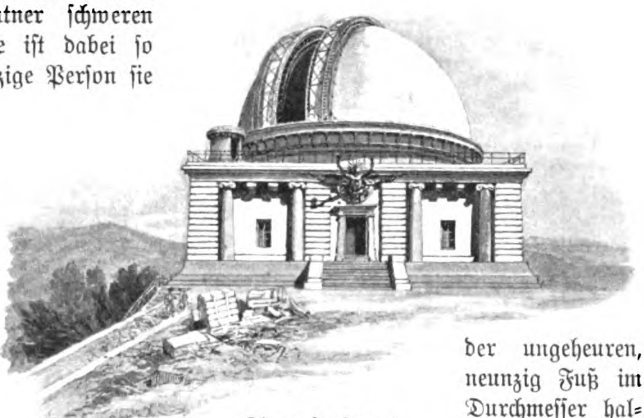


Die Sternwarte in Nizza.

vortrefflichsten Instrumenten, welche zur Zeit vorhanden sind. Diese Drehkuppel ist aus Kupfer und ruht auf einem viereckigen Steinbau von sechsundzwanzig Metern Seitenlänge; ihr innerer Durchmesser beträgt achtundsechzig Pariser Fuß und ihre Höhe über dem Boden des Observatoriums siebzig Fuß. Das Merkwürdigste an dieser Kuppel ist die Art ihrer Aufstellung, durch welche der Erbauer die Schwierigkeit der Drehung dieses ungeheuren Gewölbes höchst sinnreich umgangen hat. Die Kuppel schwimmt nämlich in einem ringförmigen Bassin und ist dadurch überaus leicht beweglich. Der Vorschlag zu dieser Konstruktion, welcher von dem Ingenieur Eiffel gemacht worden war, wurde anfangs von der Prüfungskommission, der man ihn unterbreitet hatte, zurückgewiesen, später kam man dennoch auf ihn zurück, und der Erfolg hat die Voraussicht Eiffels vollkommen bestätigt. Das Bassin, in welchem die gewaltige Kuppel schwimmt, ist ringförmig, hat einen äußeren Durchmesser von 67½ Fuß, eine Höhe von 4½ und eine Breite von 3⅔ Fuß. Der Schwimmer, welcher sich darin bewegt und auf dem die Kuppel ruht, ist ebenfalls 4½ Fuß hoch, aber

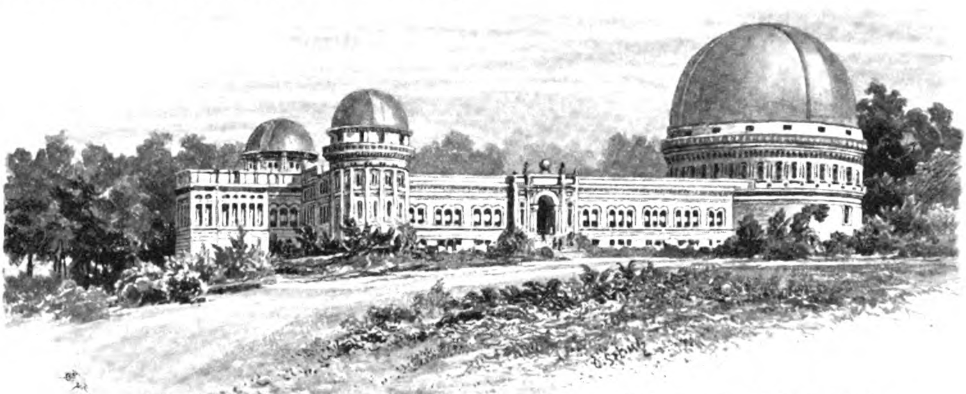
nur 2³/₄ Fuß breit, der Zwischenraum ist mit der Flüssigkeit gefüllt, in welcher das Ganze schwimmt. Diese Flüssigkeit besteht nicht aus Wasser, da dieses im Winter gefrieren könnte, sondern aus einer Lösung von Magnesiumchlorür. Im ganzen waren hier 27 000 Liter erforderlich, um sicheres Schwimmen der 1900 Centner schweren Kuppel zu erzielen. Letztere ist dabei so leicht beweglich, daß eine einzige Person sie in wenig mehr als vier Minuten völlig rund zu drehen im stande ist.

Während die großen Instrumente zu Nizza, Pulkowa und auf dem Mount Hamilton in Thätigkeit traten, waren die Fabrikanten optischen Glases nicht müßig, noch größere Scheiben herzustellen. Besonders Mantois gelang es, Glasblöcke zu erzeugen, welche für ein vierzigzölliges Objektiv ausreichten, und er sandte zwei derselben an Clark, der in der That beabsichtigte, dieselben zu einem Riesenobjektiv zu verarbeiten, in der sicheren Voraussicht, daß sich nach Vollendung desselben in Amerika schon ein Käufer finden werde. Wirklich tauchte der Plan auf, für die Universität von Süd-Kalifornien einen Riesenrefraktor zu stiften und das erforderliche Kapital durch Subskription zusammenzubringen. Allein ehe es so weit kam, meldete sich ein reicher Bürger Chicagos, Namens Charles J. Yerkes, und erklärte, daß er bereit sei die Mittel zu gewähren zur Herstellung einer neuen Sternwarte, die einen Refraktor als Hauptinstrument erhalten solle, welcher an Größe den Lick-Refraktor weit übertreffe. Die Hauptbedingung war, daß der Refraktor so groß als irgend möglich werde, gleichgültig, wie hoch sich die Kosten belaufen würden. Da in dem Atelier von Clark gerade die beiden oben erwähnten Glasscheiben zu einem vierzigzölligen Objektiv vorhanden waren und die Herstellung noch größerer Scheiben jedenfalls einen Zeitraum von mehreren Jahren erforderlich machte, so erklärte sich Herr Yerkes mit der Ausführung eines vierzigzölligen Objektivs einverstanden, nachdem Clark dasselbe in achtzehn Monaten zu liefern sich verpflichtet hatte. Die Ausführung der Montierung übernahm wieder die Firma Warner u. Swasey in Cleveland, desgleichen die Herstellung der ungeheuren, neunzig Fuß im Durchmesser haltenden Drehkuppel. Das große Objektiv wurde mit gewohnter Präcision von Clark fertig gestellt, und im September 1895 konnte er melden, daß es zur Prüfung bereit stehe. Diese fand an mehreren Abenden des Oktobers durch Professor Keeler statt, der zur Beurteilung dieses Objektivs besonders befähigt ist, da er einige Jahre hindurch am sechsunddreißigzölligen Lick-Refraktor beobachtet hat. Die Konstruktion des vierzigzölligen Objektivs ist völlig derjenigen des Lick-Refraktors ähnlich; beide Linsen stehen sieben Zoll voneinander entfernt und wiegen mit der Fassung zehn Centner. Die Schärfe der Bilder erschien Professor Keeler ebensogroß als im Lick-Refraktor, dagegen die Lichtstärke bedeutend größer; andererseits fanden sich Andeutungen, daß der Charakter der Bilder mit der Lage der beiden Linsen zueinander und in geringerem Grade auch mit der Lage des ganzen Objektivs in seiner Fassung sich ändert. Es ist nach Professor Keelers Meinung wahrscheinlich, daß die Biegung der Linsen selbst die Hauptursache davon ist, und daraus würde folgen, daß wir uns hier zum erstenmal der Grenze nähern, bis zu welcher große Objektive überhaupt ausgeführt werden können, falls dieser Einfluß der Biegung nicht auf irgend eine Weise gehoben werden kann. Die Mon-



Die große Kuppel der Sternwarte in Nizza.

tierung dieses Riesenglases ist von noch viel gewaltigeren Dimensionen als jene des Lick-Refraktors, und die hauptsächlichsten Verhältnisse derselben mögen hier mitgeteilt werden, um eine Vorstellung davon zu geben, in welchem Maße die Vergrößerung des Objektivdurchmessers um vier Zoll sich in der erforderlichen Vergrößerung der Montierung des Instruments ausspricht. Der säulenförmige Aufbau, der das ganze Instrument trägt, hat ein Gewicht von 800 Centnern und seine Höhe bis zum Drehpunkt des Fernrohres beträgt 43½ Fuß. Die stählerne Polarachse ist dreizehn Fuß lang, 1¼ Fuß dick und wiegt siebzig Centner; die senkrecht dazu stehende Deklinationsachse wiegt bei einem Durchmesser von einem Fuß achtzehn Centner. An ihrem einen Ende ist der 62½ Fuß lange stählerne Tubus befestigt, welcher das Objektiv trägt. Sein Durchmesser in der Mitte beträgt 4⅓ Fuß und sein Gewicht 120 Centner. Das Uhrwerk, welches dieses Instrument der täglichen Umdrehung des Himmels entsprechend bewegt, wird durch ein Gewicht von dreißig Centnern getrieben und durch einen elektrischen Motor aufgezogen, doch kann letzteres nötigen Falls auch durch Menschenkraft geschehen. Die geteilten Kreise, Mikrometer u. s. w., welche sich an dem Rohr befinden, kann der Beobachter von seinem Platz am Okular aus ablesen, ohne sich von der Stelle zu bewegen, ebenso kann er von dort aus mit Leichtigkeit das ganze ungeheure Instrument nach jeder Richtung des Himmels bewegen und auf jeden beliebigen Stern einstellen. Das ganze Instrument samt der Montierung wiegt nicht weniger als 1500 Centner, und wenn es senkrecht steht, so befindet sich das Objektiv volle zweiundsiebzig Fuß hoch über dem Boden. Um in jeder Lage des Fernrohres bequem das Okular erreichen zu können, ist wieder die Einrichtung getroffen, daß sich der Boden rings um das Instrument nach Belieben des Beobachters hebt und senkt. Diese Bewegung ebenso wie diejenige der Drehkuppel erfolgt durch elektrische Motoren. Die Yerkes-Sternwarte hat die Gestalt eines römischen Kreuzes mit drei Kuppeln, von denen die westlichste den großen Refraktor birgt. Außer diesem sind noch ein zwölfzölliger und ein sechzehnzölliger Refraktor vorhanden, ferner spektroskopische und photographische Apparate, ein physikalisches Laboratorium u. s. w. Das Observatorium liegt mitten auf einer sehr großen freien Fläche, am Ufer des Lake Geneva in Wisconsin, ungefähr fünfundsiebzig englische Meilen von Chicago entfernt, in einer Höhe von 180 Fuß über dem Seespiegel. Die Luft soll daselbst von ungewöhnlicher Klarheit und Ruhe sein. Zum Direktor desselben ist Professor Hale ernannt, ein Forscher, der sich durch wichtige spektroskopische Arbeiten ausgezeichnet hat. Sicherlich wird dieses großartige Observatorium die Zahl der astronomischen Entdeckungen erheblich vermehren, ja, man kann gar nicht voraussehen, was



Das neue Yerkes-Observatorium,
Lake Geneva in Wisconsin.

für Überraschungen der gewaltige Refraktor bringen wird, da die berühmten Beobachter Burnham und Barnard von Mount Hamilton an das neue Observatorium berufen sind und diesem Rufe folgten.

Die Frage, ob es möglich sein werde, in der Herstellung großer Objektive über vierzig Zoll Durchmesser hinauszugehen, ist naheliegend. Nach den Erfahrungen, welche Prof. Keeler bei der Prüfung des Yerkes-Objektivs gemacht hatte, zeigen die Linsen infolge ihres großen Gewichts bereits Anzeichen von Verbiegung in gewissen Lagen, doch wird es wohl möglich sein, diese Schwierigkeit zu überwinden. Eine andere Frage ist die, ob der Zuwachs an Lichtstärke, welcher von der Vergrößerung der Oberfläche des Objektivs herrührt, nicht durch die entsprechend größere Dicke, welche man dabei den Linsen geben muß, kompensiert wird. Hierüber läßt sich etwas Sicheres kaum sagen. Derjenige, welcher wohl unstreitig die größte Erfahrung in dieser Sache besitzt, Clark d. J., der Verfertiger des vierzigzölligen Objektivs, glaubt, daß man noch lange nicht an der äußersten Grenze der Refraktoren angekommen sei. Er erklärte sich bereit, ein Objektiv von 1½ Meter oder fünf englischen Fuß Durchmesser auszuführen, falls es ihm bestellt würde, und versichert, daß die größere Dicke der Glaslinsen keine merkliche Verminderung der Lichtstrahlen, welche hindurchgehen, verursachen werde. Dagegen ist es fraglich, ob es den Glasschmelzern gelingen wird, Scheiben optischen Glases von solcher Größe in der erforderlichen Reinheit und Homogenität herzustellen. Dies muß gegebenen Falls durch Versuche erprobt werden. Auch die mechanischen Schwierigkeiten, welche der Montierung ungeheurer Objektive von vielen Centnern Gewicht an hundert und mehr Fuß langen Rohren entgegenstehen, sind wahrscheinlich nicht unüberwindlich; es kommt nur darauf an, daß die nötigen pekuniären Mittel bereit gestellt werden. Wahrscheinlich dürfte sogar bald ein noch größeres Glas als dasjenige des Yerkes-Refraktors in Angriff genommen werden, wenigstens verlautete, daß Herr Andrew Charneyie, der größte Eisenindustrielle Nordamerikas, zusammen mit einem Herrn Phipps die Mittel spenden werde, um ein Objektiv von fünfzig engl. Zoll Öffnung herzustellen.

Was aber auch in dieser Beziehung künftig noch geleistet werden mag, stets wird sich der Beobachter von der Ruhe und Klarheit der Luft abhängig finden, und die ungünstige Einwirkung der Atmosphäre wird in dem Maße merklicher und störender, als das Instrument größer ist. Schon bei den jetzigen Dimensionen der größten Refraktoren sind letztere nur in wenigen Nächten nach ihrer vollen Kraft auszunutzen, und ein Instrument wie der Yerkes-Refraktor wird nur selten seine ganze Leistungsfähigkeit bewähren können. Noch größere Fernrohre werden naturgemäß abermals seltener gebraucht werden können, und so vermindert sich die Zahl der voll auszunutzenden Beobachtungsstunden mit der wachsenden Größe des Instruments. Wenn der Genialität der Optiker und Mechaniker keine Grenze gesetzt wäre, sagte jüngst Barnard mit einem gewissen Humor, so würden wir schließlich dazu kommen, Fernrohre von solcher Kraft zu konstruieren, daß wir dieselben niemals ausnutzen könnten! So viel ist jedenfalls sicher, daß die größten Fernrohre ihre Kraft voll nur auf hohen Berggipfeln bewähren werden, wo die dichtesten und gleichzeitig trüben Regionen der Atmosphäre tief unter dem Beobachter liegen. Schon sind mehrere größere, wenn auch nicht sehr große Fernrohre sowohl im Felsengebirge Nordamerikas als auf den Höhen der Cordilleren Perus aufgestellt und haben zu einer Reihe wichtiger Beobachtungen geführt, die in Tiefland-Observatorien niemals gelungen sein würden. Man darf von diesen Berg-Sternwarten mit Recht das Höchste hoffen.

Kinderspiel und Kinderspielzeug.

Von

Karl Muthesius.

Während in neuerer Zeit die Frage der öffentlichen Jugendspiele die wohlverdiente Beachtung aller beteiligten Kreise findet, schenken weder Eltern noch berufsmäßige Erzieher einer anderen für die Erziehung nicht minder wichtigen Angelegenheit die ihr gebührende Aufmerksamkeit: dem Spiel und Spielzeug kleinerer Kinder im vorschulpflichtigen Alter.

In der Zeit, da dem Kinde die Stunden und Tage des zephyrleichten Lebens dahinfließen wie den Seligen, da es spielt und nur spielt, sind zwei Eigenschaften seines Geisteslebens besonders hervortretend; zuerst der Trieb nach Selbstthätigkeit, der sich nicht nur äußert in der während dieser Periode außerordentlich fruchtbaren Empfänglichkeit und Aufnahmefähigkeit der Sinne, in der Energie und Schnelligkeit, mit der sich das Kind der Sprache bemächtigt, sondern auch in den Bewegungen des Körpers und der Gliedmaßen.

Aber noch mehr als der Körper und seine Gliedmaßen befinden sich die Vorstellungen des Kindes in fortwährender Bewegung, und darin liegt die zweite Eigentümlichkeit seines Geisteszustandes.

Beim Erwachsenen ist der Vorstellungsablauf zumeist geregelt durch allgemeine Gedanken, Kategorien, die von dem eigentümlichen Inhalt der Vorstellungen abhängig sind. In dem Bewußtsein jedes Erwachsenen, auch des weniger gebildeten, hat ein System von Begriffen, Grundsätzen und Maßstäben seine Herrschaft aufgeschlagen, welches, durch Lebenserfahrung und Berufsarbeit fortdauernd gestärkt, nicht nur bestimmt, in welcher besonderen Art und Färbung neue Vorstellungen aufgenommen werden, sondern auch den Ablauf der vorhandenen in fest bestimmte Bahnen lenkt.

Ganz anders verläuft das Geistesleben des Kindes. Ungehemmt fließen die Vorstellungen in freiem Laufe dahin, durch nichts anderes beeinflußt als durch neue Sinnesreize.

Zudem entwickelt sich der Vorstellungsablauf beim Kinde nicht wie beim Erwachsenen in kalter Sachlichkeit, sondern unter lebhafter Beteiligung des ganzen Gemütslebens. Das Vorstellungs- und Empfindungsleben, Kopf und Herz, bilden gleichsam noch ein ungeteiltes Ganze; jede Äußerung der Seele ist ein Ausdruck ihres ganzen Wesens, und ein Widerstreit zwischen Denken und Fühlen, Verstand und Gemüt ist dem Kindesalter fremd. So wird schon das regellose Spiel, in dem sich die Vorstellungen bewegen, mit dem Zauber des inneren Wohlgefallens umwoben, ähnlich wie die Bewegungen des Körpers Lustgefühle auslösen, und jede neueintretende Vorstellung erscheint infolge des Wohlgefühls, das ihre Aufnahme erregt, in einer Beleuchtung und Seelenstimmung, von deren Poesie der kühle Beobachter nichts weiß.

Die Phantasie — denn sie ist es, die dem kindlichen Seelenleben solche Gestalt verleiht, sie, die ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis — ist eine besondere Freundin der Kindheit und Kindlichkeit. Das Alltäglichste und Gewöhnlichste wird

von der schöpferischen Einbildungskraft mit einem magischen Nimbus umwoben, mit dem Dufte einer himmlischen Poesie, mit Liebe, mit Seele und Leben durchhaucht, zu einem idealen Dasein verklärt und in eine Wunderwelt übersetzt. Kinder sind Zauberer, denen alles zu allem wird, denen die unscheinbarsten Elemente und Stoffe zu allem dienen müssen, wonach dem Herzen eben gelüstet. Lebendiges oder Totes, gleichviel, es ist ihnen alles lebendig, alles gleich lieb, dem Leblosen verleihen sie Geist und Seele und versenken sich mit ihm in beseligenden Umgang. Was gar nicht da ist, das denken und phantasieren sie sich so zurecht, wie es die Stimmung eben erfordert, und es steht neugeschaffen vor ihrem inneren Sinn.

So leben und weben in der Kindheit Phantasie und Poesie in der Seele, im Herzen und in allem, was im Mittelpunkt der werdenden Persönlichkeit steht.

Wer auf solche Art mit dem Auge des Psychologen einen Blick auf das Geistesleben des Kindes wirft, der erkennt leicht, daß jetzt seine Thätigkeit naturgemäß in der Form des Spiels verlaufen muß.

Das altdeutsche Wort spilôn hat die Bedeutung einer leichten, schwankenden, ziellos schwebenden Bewegung. Spielen ist nach dieser Bedeutung eine Thätigkeit, aber eine Thätigkeit eigentümlicher Art, die sich von anderen Thätigkeiten vor allen Dingen dadurch unterscheidet, daß sie kein Ziel, keinen Zweck hat. Dieses Begriffsmerkmal ist auch im heutigen Sprachgebrauch noch deutlich erkennbar. Von den Wassern, die den Strom hinabfließen, also einem Ziele entgegen, sagt man nicht, daß sie spielen, wohl aber von den leicht hin- und herschwebenden Wellen, oder von den sich erhebenden und senkenden Wassern des Springbrunnens, und in beiden Fällen denkt man offenbar nicht nur an die mechanische Bewegung, sondern es begleitet die Vorstellung etwas von dem Gemütvollen, Sinnigen der menschlichen Thätigkeit des Spiels.

Da das Spiel Thätigkeit ist, steht es dem bloß thatlosen Genießen gegenüber. Spiel und Genuß verschaffen beide dem Kinde ein Wohlgefühl; aber der Genuß befriedigt nur die sinnliche Lust. Er regt die Begierde immer von neuem an, und die Größe des Genusses vergrößert nur die Sucht nach neuer Befriedigung. Dagegen gewährt das Spiel das edle Vergnügen einer sich selbst genügenden Thätigkeit; nur diese erhält das Kind heiter, Genüsse aber erregen Wünsche und Bedürfnisse, deren etwaige Nichterfüllung Unlustgefühle erzeugt. Deshalb drängt auch der Genuß mit allem, was ihm im Geiste vorangeht und folgt, notwendig auf die Bahn des Egoismus, „genießen macht gemein"; das Spiel aber als Thätigkeit, die die edleren Lustgefühle des Könnens und Gelingens erweckt, läßt die Vorstellung von dem eigenen Ich und die Begierde, dessen sinnliches Wohl zu vergrößern, gar nicht aufkommen, es versetzt das Kind in den Zustand des uninteressierten Wohlgefallens, in dem es das eigene Selbst vergißt, es erhält ihm den kindlichen Sinn, jenen unbefangenen, naiven Blick gerade in die Welt, der nichts sucht und eben darum sieht, was zu sehen ist.

Doch nicht nur von dem thatlosen Genießen muß das Spiel unterschieden werden. Das Merkmal der Ziel- und Zwecklosigkeit trennt es begrifflich scharf von derjenigen menschlichen Thätigkeit, die das spätere Lebensalter auszufüllen berufen ist, von der Arbeit. Jede Arbeit ist eine Willensäußerung mit der klar gedachten Absicht, etwas zu vollbringen, und zwar etwas, was einem über die Gegenwart hinausliegenden Zwecke dient. Arbeit ist eine menschliche Pflicht und wird deshalb zuweilen als Druck empfunden, und ihre Ausführung ist mit Mühe verbunden. Das Spiel dagegen ist absichtsloses Thun, das stets Lust gewährt und nur wegen der Lust gesucht wird; es ist und bleibt heiterer Scherz, und der tiefe Ernst, der auch in ihm liegt, beruht nur auf der poetischen Illusion, die auch dem Spiel ideellen Wert verleiht.

Spiel ist in sich selbst That und Genuß, Streben und Ziel, und die Kantsche Definition vom Schönen als „Zweckmäßigkeit ohne Zweck" gilt mit gleichem Recht auch für das Spielen.

Die Erziehung hat die Unterscheidung von Spiel und Arbeit wohl zu beachten, wenn sie die Jugend nicht um den Segen des Spiels bringen will. Die neuere Zeit hat, an Fröbel anknüpfend, eine große Anzahl

von sogenannten Beschäftigungsmitteln für Kinder geschaffen, die den ausgesprochenen Zweck verfolgen, zur Herstellung von etwas Fertigem, Bleibendem anzuleiten.

Nun ist nicht zu verkennen, daß sich mit zunehmendem Alter der Sinn der Kinder allmählich von dem eigentlichen Spiel abwendet und die spielende Beschäftigung bevorzugt. Der Knabe will sehen, was er geleistet hat, er hat Freude nicht nur an der Thätigkeit an sich, sondern auch an dem dauernden Besitz des Selbstgeschaffenen. Der ersten Kindheit aber, die für unsere Betrachtung allein in Frage kommen soll, ist solches Streben nach Bleibendem und Dauerndem fremd; sie lebt nur für die Gegenwart und begnügt sich mit der augenblicklichen Lust des leicht wechselnden Spiels. Eine länger andauernde Richtung des Willens auf die Vollendung und vollständige Durchführung irgend eines Werkes übersteigt zudem ihre schwache Kraft, die nur in ergötzender Abwechselung des Thuns allmählich erstarkt. Wer möchte das Kind voreilig vertreiben aus den Gefilden der in stillem Glück sich selbst genügenden naiven Kindlichkeit? Wer möchte gewaltsam die natürliche Lust am Thun in die verkehrte Richtung der egoistischen Freude am Besitz und Erfolg drängen, durch unzeitigen Beifall und unvernünftige Bewunderung des Geleisteten den Wahn und das falsche Selbstgefühl einer eigentlichen Produktivität erregen?

Zwar zwecklos ist das Spiel, doch selbst von hoher Zweckmäßigkeit. Und wenn diese natürlich auch dem spielenden Kinde nicht zum Bewußtsein kommt, so ist doch für die pädagogische Würdigung des Spiels ein Einblick in die Zweckmäßigkeit unerläßlich. Warum entspricht die Thätigkeit des Spiels am besten dem Geisteszustande des Kindes?

Es ist zunächst das geeignetste Mittel zur Ausbildung des gesamten sinnlichen Vorstellungskreises. Diese Ausbildung darf in den ersten Jahren der Kindheit nicht durch Formen geregelt werden, die der Erzieher dem Kinde aufdrängt, nicht durch Methoden eingeengt, für die der Geist noch nicht reif ist: der Treibhauskultur folgt auch auf geistigem Gebiete mit der Macht des Naturgesetzes die Erschlaffung. Nur wenn das Kind im Spiel den aus dem eigenen Inneren kommenden Anregungen der Selbstthätigkeit und Reizempfänglichkeit überlassen bleibt, kann es sich die sinnliche Frische und Ursprünglichkeit bewahren, können die noch schwachen Fäden, an denen der Vorstellungsverlauf sich abspinnt, erstarken, so daß ein selbständiges, eigentümliches Leben sich nach und nach gestaltet.

Aber noch mehr. Das Kind spielt, wenn es mit äußeren Dingen so umgeht, daß es sich dabei dem unwillkürlichen Zuge seiner Vorstellungen und Bewegungsthätigkeiten hingiebt, ohne in diesen durch die Natur des Gegenstandes bestimmt zu werden. Die sinnliche Anschauung wird beim Spiel häufig von der bloßen Vorstellung überwältigt, das Kind bewegt sich in seinen Einbildungen, für die es das Wirkliche nur als zufälligen äußeren Anknüpfungspunkt benutzt. Die Phantasie entführt den Geist in ein Wunderland, das jenseits der Wirklichkeit liegt, ohne ihn doch der Wirklichkeit zu entfremden. Denn einesteils wird das Kind schon an der Wirklichkeit festgehalten durch die große Summe von Bedürfnissen, deren Befriedigung es nur von der sinnlichen Welt zu erwarten gelernt hat, und anderenteils liegt bei aller Vertiefung in Spiel und Einbildung doch der Gegensatz von Wirklichkeit und Phantasie immer im Hintergrunde und wird fortwährend gefühlt: es weiß wohl, daß die Puppe nicht hört, fühlt oder spricht, daß die Fußbank kein wirklicher Wagen ist, aber es wird durch die Lebendigkeit seiner Vorstellungen und durch das Wohlgefallen an den Vorstellungsverbindungen fortgezogen in seine eingebildete Welt.

Die hier von dem Kinde im Spiel ausgeübte, seiner Entwickelung auf das innigste angepaßte Geistesthätigkeit ist aber ein wichtiges Glied in dem Gange der geistigen Ausbildung. Denn in ihr liegen die ersten Anfänge der höheren, selbstschaffenden geistigen Kraft. Diese setzt voraus eine Beweglichkeit der Vorstellungen, eine Neigung, die vielseitigsten Verbindungen einzugehen, die Möglichkeit, von jedem Punkte des Vorstellungskreises aus gewandt größere Vorstellungsgebiete zu umspannen. Und wenn auch die durch die Spielthätigkeit geschaffenen Kombinationen zunächst nur die Bedeutung augenblicklicher und an sich wertloser

Einfälle haben, so ist doch die dadurch geschaffene Gelenkigkeit der Vorstellungsbewegung, selbst als rein formale Eigenschaft betrachtet, notwendige Voraussetzung jedes höheren geistigen Lebens.

Aber nicht nur für die denkende Seite des Geisteslebens erweist sich das Spiel befruchtend, auch dem Wollen werden von ihm die wirksamsten Anregungen zu teil. In dem Triebe nach Selbstthätigkeit erkannten wir eine hervorragende Eigentümlichkeit des kindlichen Geisteslebens. Diesem mächtig wirkenden Triebe eröffnet sich nun aber gerade im Spiel das geeignetste Wirkungsfeld. Hier kann sich das Wollen frei und ungehindert bethätigen, hier erhält es Aufgaben, an die es zwar seine volle Kraft setzen kann, die ihm aber doch nicht etwa einen erst in der Ferne liegenden Erfolg in Aussicht stellen, sondern im Thun und Handeln selbst unmittelbar und fortwährend ihre Lösung finden. Das Spiel stellt nicht die unkindliche Anforderung, um entfernterer Zwecke willen zu handeln, sondern steigert im Handeln selbst die Gefühle des Gelingens und des Könnens. So erneuern sich in ihm immer wieder die Kräfte der freien That und des unabhängigen Wollens, die ersten Regungen eines selbstthätig persönlichen Lebens.

Diese sind aber ein für die Charakterbildung durchaus notwendiges Gegengewicht gegen die sonst mit vollem Recht vom Kinde geforderte Unterwerfung seines Willens unter den des Erziehers. Wie dieser auf der einen Seite mit Stetigkeit und Nachdruck seinem Willen dem des Kindes gegenüber Geltung verschafft, so beachtet und behütet er, dem es nicht darauf ankommt, ein willenloses Werkzeug, sondern vielmehr eine charaktervolle Persönlichkeit heranzubilden, auf der anderen Seite mit nicht geringerer Sorgfalt die ersten Keime eines selbstthätigen, freien, persönlichen Handelns. Er vermeidet darum so viel als möglich jede anordnende und zurechtweisende Einmischung in das Kinderspiel, er weiß vielmehr auch die stille Sammlung und ruhige Sinnigkeit des einsamen Spieles zu schätzen.

Und bedarf es schließlich noch des Nachweises, daß das Spiel auch dem Gemütsleben des Kindes am angemessensten ist? Spiel ist seinem Wesen nach Lust und Scherz, und der Grundzug des kindlichen Gemütes ist Heiterkeit. Es ist eine liebliche Sage, daß die Jungfrau Maria und der Dichter Tasso als Kinder nie geweint haben. Heiterkeit ist nach einem sinnigen Ausspruche Jean Pauls der Himmel, unter dem alles gedeiht, und jedes Wölkchen der Unlust und des Unmutes, das sich etwa an dem Kinderhimmel zeigt, wird schnell verscheucht durch die Heiterkeit des Spiels. Fürwahr, wer durch den Ernst des Lebens noch nicht alles Verständnis für diesen Kinderhimmel der Heiterkeit verloren hat, dem drängt sich immer wieder in dem Mitgenusse der Kinderfröhlichkeit das schöne Platosche Wort in den Sinn: „Die Götter sind Freunde des Spiels.“

Indem so das Spiel alle Seelenkräfte in der geeignetsten Weise in Anspruch nimmt und pflegt, läßt es uns einen Blick thun in die Individualität oder geistige Eigenart des Kindes. Das ist aber für die Erziehung von der größten Bedeutung; denn sie sieht in der Individualität den Ausgangspunkt ihrer Bemühungen und in ihrer gewissenhaften Beachtung eine ihrer wichtigsten Aufgaben. Zu weitgehend war freilich die Forderung Platos, daß das Spiel bereits Rücksicht nehmen müsse auf den künftigen Lebensberuf. Nicht immer sind auch die Zeichen untrüglich: Schiller hat als Knabe auf einem Stuhle gepredigt und ist doch kein Pfarrer geworden. In anderen Fällen spricht die Stimme der natürlichen Beanlagung deutlicher aus dem Spiel. Dem Knaben James Watt war es ein interessantes Schauspiel, am Theekessel auf dem Familientisch die Natur des Dampfes zu beobachten, und von Canova wird erzählt, daß er, von einem hartherzigen Erzieher eingesperrt, zu seiner Unterhaltung eine Löwengestalt aus Butter bildete. Aber wer möchte für alle Naturen, wer möchte auf Grund von bloßen Andeutungen frühe und bindende Entschließungen fordern? Hier wie nirgends muß das rechte Verhältnis zwischen Vollmacht und Verantwortung des Erziehers hergestellt werden. Zwischen der unverzeihlich gleichgültigen Meinung: „Sehe jeder, wie er's treibe, werde jeder, was er kann,“ und dem anmaßlich grausamen Thun, das

den Knaben Mengs in frühester Kindheit zu trostlosem Nachzeichnen von Bildern einkerkerte, muß der Takt des Erziehers den goldenen Mittelweg finden.

So reich wie die Phantasiethätigkeit, die im Spiel zum Ausdruck kommt, ist die Mannigfaltigkeit der Kinderspiele, und ihre Einteilung ist den Pädagogen von jeher ein Tummelplatz für logische Turnübungen gewesen. Wir folgen den Dispositionskünstlern nicht auf der Suche nach Einteilungsgründen und Einteilungsgliedern, überlassen ihnen die Sorge, das bunt schillernde Farbenspiel der Einzelerscheinungen in die Fesseln des zusammenfassenden Begriffs zu schlagen, und verweilen lieber noch einen Augenblick bei dem Gedanken an die vielerlei Mittel und Werkzeuge, mit denen das Kind spielt.

Da tritt uns denn gleich die auffallende Erscheinung entgegen, daß ein großer Teil des Spielzeugs unserer Kinder sich bis ins graue Altertum zurückverfolgen läßt und Eigentum aller Völker des Erdkreises ist. Der Puppenkultus ist so alt wie die Menschheit und so weit verbreitet, wie die Erde bewohnt ist; mit Steckenpferd und Wagen spielten bereits die Knaben in Griechenland und Rom; der Spielball durchfliegt nicht nur bei uns schon seit vielen Jahrhunderten die Luft, und der Kreisel dreht sich auf dem Erdball, soweit Geschichte und Überlieferung zurückreichen. Immer und überall ist ganz von selbst das Lebendige in Gestalt der Nachbildung von Tieren und Menschen in die Umgangswelt der Kleinen eingetreten und hat einen innigen Spielverkehr fortgesponnen, und im Zusammenhange damit hat immer und überall alles Weiche und Bildsame auf die Gestaltungskraft seine Anziehung ausgeübt: jeder Knabe ist ein Künstler von der Art des kleinen Lucian, der in seiner Lebensbeschreibung berichtet, daß sein liebstes Spiel gewesen sei, aus Wachs Rinder, Pferde und Menschen zu formen.

Woher diese wunderbare Verwandtschaft und Übereinstimmung? An bloße willkürliche Überlieferung und absichtliche Verpflanzung kann bei der Länge der Zeit und der Größe der räumlichen Entfernung schwerlich jemand denken. Nein, diese Spiele und Spielzeuge sind der Ausdruck gleicher oder ähnlicher Geistesthätigkeiten und ein Beweis dafür, daß die geistige Entwickelung der Menschen in ihren Grundzügen unabhängig ist von Raum und Zeit; sie lehren uns zugleich, was für uns in dem Zusammenhange unserer Betrachtung noch wichtiger ist, daß diese Spielzeuge die natürlichsten und darum pädagogisch wertvollsten sind.

Wer z. B. in der Weihnachtszeit die Straßen der Stadt durchwandert, der staunt über die Pracht der in den Schaufenstern ausgelegten Kinderspielgeräte. Die hohe Ausbildung der modernen Technik, der zunehmende Volkswohlstand haben die Spielwarenindustrie auf eine bedeutende Höhe gehoben. Wer wollte es unseren Kleinen mißgönnen, daß auch sie teilnehmen sollen an den Segnungen einer fortgeschrittenen Kulturentwickelung, an der Behaglichkeit und dem Lebensglück einer an weltlichen Gütern reicheren Zeit? Und doch kann der, welcher es mit dem wahren Glück der Kinder ernst meint und dem der Zwang der Mode nicht das eigene Nachdenken erstickt hat, sich nur mit gemischter Freude dem Genuß des Schauens aller dieser Herrlichkeiten hingeben.

Welch ein Gegensatz zwischen der Forderung John Lockes, daß das Kind sich sein gesamtes Spielzeug selbst anfertigen müsse, und dem kaum übersehbaren Reichtum in einer modernen Spielwarenhandlung! Wo ist hier die gesunde Mitte, d. h. wie soll das rechte Spielzeug für unsere Kleinen beschaffen sein?

Die Erinnerung an die geistigen Eigentümlichkeiten der Kindesnatur und das Wesen des Spiels wird uns sichere Maßstäbe für die Beurteilung geben. Wie im Spiel Selbstthätigkeit und Phantasie einen innigen Bund schließen, so muß das Spielzeug geeignet sein, nach beiden Richtungen hin die Spielthätigkeit zu unterstützen. Darum soll es nicht selbst schon ein gleichsam vollendetes Spiel darstellen, sondern nur den Keim des Spiels enthalten, nicht ein Schauspiel zu thatloser Bewunderung sein, sondern Stoff und Anregung zur Thätigkeit geben. Wie viele der Spielsachen, die der Übereifer der Fabrikanten jetzt ins Leben ruft, sind nichts anderes als Schaustücke, deren kostbare Ausstattung schon einen ungehinderten Gebrauch erschwert und zu unkindlicher Vorsicht und

Schonung nötigt; fast die einzige Handlung, die das Kind mit ihnen vornehmen kann, ist, sie zu zerbrechen. Fort mit diesem Afterspielzeug aus der Kinderstube! Fort auch mit all den physikalischen Apparaten und Modellen von Dampfmaschinen! Sie mögen für das spätere Knabenalter ein nützliches Beschäftigungsmittel sein, aber verkehrt ist es, die frühe Kindheit mit ihnen zu überladen.

Am besten geeignet, sowohl die geistige als auch die körperliche Selbstthätigkeit zu befriedigen, sind der Baukasten und ein Sandhaufen, denen deshalb unter allem Spielgerät der erste Rang gebührt. Denn beide vereinigen mit der denkbar größten Einfachheit die höchste Kombinationsfähigkeit und werden dadurch für die Selbstthätigkeit zu einer unerschöpflichen Quelle.

Allerdings ist es, damit dem Baukasten diese Vorteile erhalten bleiben, notwendig, nicht zu weit von der alten Einfachheit abzuweichen, die ihm Fröbel gegeben hat. Wenigstens für jüngere Kinder begnüge man sich mit den einfachsten Formen und hebe die zusammengesetzteren und reicher ausgestatteten, die neuerdings hergestellt werden, für das spätere Alter auf.

Wie das einfachste Spielzeug demnach die Selbstthätigkeit am meisten fördert, so erweist es sich zugleich am fruchtbarsten für die kindliche Phantasie. Gerade die Armut des Stoffes wirkt herausfordernd auf die Phantasie, und die Erfahrung lehrt, daß sich das einfachste, formloseste, aber dabei der Gestaltung zugängliche Material als Spielzeug die dauernde Liebe der Kinder erhält. Es ist ein eigentümliches Gesetz der geistigen Entwickelung, daß gerade knappes Futter der Phantasie Fülle und Zeugungskraft giebt, während sie an reicher Wirklichkeit verwelkt und verarmt. Mag der kleine Wagen noch so einfach, ja plump sein, wenn der Knabe ihn mit Steinen, Sand, Holz beladen und fortziehen kann, so macht er ihm viel mehr Freude als ein kunstvoll geschirrtes, leicht zerbrechliches Gefährt, das der Spielwarenfabrikant bereits mit festgeleimten Kisten und Warenballen angefüllt hat; die Peitsche, die er selbst notdürftig aus einem Stock und einem Bindfaden hergestellt hat, ist ihm lieber als die teure Lederpeitsche aus dem Laden. Und jenes arme kleine Mädchen spielt mit seiner unscheinbaren Puppe, selbst wenn ihr ein Arm oder ein Bein fehlt, nicht nur ebenso glücklich wie das reiche Kind mit seiner beinahe lebensgroßen, mit kostbarem Stoff und nach der neuesten Mode gekleideten, sondern es hat noch dazu den unbezahlbaren inneren Gewinn, daß es eine gütige Fee entführt aus der rauhen Wirklichkeit in die Zauberwelt der kindlichen Einbildung, während jenem Kinde die kalte Wirklichkeit selbst so viel bietet, daß die Einbildung kaum noch etwas hinzubringen kann.

Soll aber das Spielgerät nicht auch den Schönheitssinn der Kinder anregen und gilt nicht auch von ihm das bekannte Wort Goethes, daß das Beste gerade für die Jugend gut genug sei? Gewiß! Sind doch Spiel und Kunst ihrem Wesen nach so innig verwandt, daß wir oben Kants Begriffserklärung des Schönen ohne weiteres auf das Spiel anwenden konnten. Das Spiel tritt in der Entwickelungsgeschichte Einzelner und ganzer Völker gleichsam als die historische Einleitung zur Kunst, als Keim derselben auf, und diese Thatsache veranlaßte bekanntlich Schiller, in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen den Begriff des Schönen auf den allgemeineren des Spiels zurückzuführen und aus dem „Spieltrieb“ die Entstehung der Kunst abzuleiten. Es würde aber ein schwerer Irrtum sein, wenn man aus dieser Verwandtschaft die Notwendigkeit kostbaren, künstlerisch und naturgetreu ausgeführten Spielzeugs folgern wollte. Das ästhetische Empfinden und Genießen beruht ja im wesentlichen auf der gefühlsmäßigen Belebung des Scheinbildes durch die Phantasie, auf der künstlerischen Illusion. Wie kann diese aber in Wirksamkeit treten bei vollständiger Übereinstimmung mit der Natur? Was bleibt der künstlerischen Illusion zu thun übrig bei den Puppen und Tieren aus Wachs oder Papiermasse, die in kunstgerechter Weise mit genauer Nachahmung aller Einzelheiten der Natur ausgeführt sind? Bewegliche Augen und Gelenke, Kleider aus kostbarem Stoff nach dem neuesten Schnitt, natürliche Haare muß jetzt eine Puppe haben, wenn die auswählenden Eltern sie „schön“ finden sollen, und beinahe lebensgroßer Maßstab und täu-

schendes Schreien gelten für besondere Vorzüge.

Mit vollem Recht und in überzeugender Sprache legt Konrad Lange in seinem allen Eltern empfehlenswerten Buche „Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend“ das Verkehrte und Gefährliche solcher Erscheinungen bloß. Ihm sind sie eines von den vielen Anzeigen einer phantasielosen, zeugungsuntüchtigen Kultur. Die lebensgroßen, mit voller Naturtreue hergestellten Puppen sind für unsere Kinder dasselbe, was für den erwachsenen Bewohner der Großstädte die Wachsfiguren im Panoptikum sind. Wie diese den natürlich empfindenden Menschen trotz aller Naturtreue mehr mit Abscheu erfüllen, als daß sie ihm künstlerischen Genuß bereiten, weil sie eine *wirkliche* Täuschung, nicht eine *ästhetische* hervorbringen wollen, so wirkt alles mit naturalistischer Genauigkeit ausgeführte Spielzeug ertötend auf die künstlerische Illusion und erstickt die Entwickelung des ästhetischen Interesses. In früherer Zeit ging es eben auch in ästhetischen Dingen weder so fabrikmäßig, noch so nüchtern verschwenderisch zu wie heute, und der selbstausgetuschte Bilderbogen, eben weil er in Zeichnung und Farbe naturwüchsig und einfach war, bereitete dem Knaben höheren künstlerischen Genuß als das mit allen künstlerischen Feinheiten ausgestattete Bilderbuch.

Also auch aus ästhetischen Gründen fordert der einsichtsvolle Erzieher für die erste Kindheit möglichst einfaches Spielgerät; auch vermöge seiner künstlerischen Naturanlage verlangt das Kind nicht die Dinge selbst, sondern die Symbole der Dinge als Spielzeug, wenigstens in den ersten Jahren seines Lebens. Mit zunehmendem Alter, wenn sich der Geist von selbst mehr in die reale Welt einlebt, kann und soll auch reichere Wirklichkeit im Spiel erscheinen. Aber nur dann wird der reifere Mensch der Wirklichkeit in Natur und Kunst genußfähig zugeführt, wenn sein Geist nicht vorzeitig durch sie übersättigt worden ist.

Ein ähnliches Urteil wie über die Beschaffenheit der Spielsachen muß auch über ihre Menge gefällt werden. Wer sein Kind wahrhaft lieb hat, der hält allen Überfluß von ihm fern; denn der äußere Reichtum steht auch hier wieder in umgekehrtem Verhältnis zu dem inneren Gewinn. Der Segen des Spiels kommt nur in der ungestörten, liebevollen Vertiefung in das einzelne zur Geltung. Ist diese aber noch möglich, wenn das Kind umgeben ist von einem wahren Jahrmarkt von Spielgeräten? Wie kann es das einzelne lieb gewinnen und sich ihm mit ganzer Seele hingeben, wenn es seine Liebe verteilen muß unter so vieles? Ebenso wie für die Ausbildung von Mitgefühl und Teilnahme die Beschränkung auf einen kleinen Kreis von Personen notwendig und aus diesem Grunde die Familie die ersprießlichste Pflegstätte des Wohlwollens ist, ebenso ist der bildende Wert, den wir dem ersten Kinderspiel zuerkennen mußten, durchaus abhängig von einem weisen Maßhalten in der Zuerteilung des Spielzeugs.

Darum beachte jeder, dem eine gesunde geistige Entwickelung seiner Kinder am Herzen liegt, die derben aber wahren Worte des biederen Ludwig Jahn: „Wetterwendisch werden sie früh in der Kindheit durch einen Speicher von Spielsachen, durch eine Rüstkammer von Spielzeug; denn der Mensch kann auf keinerlei Weise das Pfropfen, Stopfen und Nudeln verdauen.“



Mittenwald und Karwendelgebirge.

Mittenwald und seine Geigenmacher.

Von

M. Grundschöttel.

Wer von Partenkirchen aus an einem klaren Tage die Fahrt nach Mittenwald hinauf macht, vor dem entfaltet sich die ganze Schönheit der beiden benachbarten Gebirgszüge, des Wetterstein- und des Karwendelgebirges. Wer aber diese Berge wie wir an einem sonnigen Frühlingstage begrüßt, der sieht sie gleichsam im Festkleide. In den Thälern und am Fuß der Berge das lichte neue Grün, ein reicher Blumenteppich auf Wiesen und Matten, und Blütenschnee in den Gärten; darüber an den Abhängen weit herabreichend der Neuschnee des letzten Wintergrußes und hoch oben flimmernd und schimmernd Eis und Firnenschnee der höheren Regionen. Rechts in der Ferne schaut der hohe Daniel, der Wetterprophet, völlig klar im weißen Schneekleid über die Thörlenwand, daneben, uns viel näher, hebt die Zugspitze das von ewigem Schnee bedeckte Haupt über die Riesenpyramide des Waxenstein, während links wie Silber glänzend die gewaltige, vielfach gegliederte Wettersteinwand mit dem Schachen aufsteigt, von dem das einsame Königsschloß Ludwigs II. über ein frisches Schneefeld herabblickt. Von dort braust uns die Partnach aus ihrer düsteren Klamm wild entgegen.

An ihr entlang und dann an diesen Felsbastionen vorbei führt unser Weg ins Karwendelgebirge nach Mittenwald. Rückwärts schauend, sehen wir die Alpspitze neben der zurücktretenden Zugspitze immer imposanter und massiger hervortreten, dann verschwinden beide Gipfel allmählich unseren Augen, da die höher steigende Straße sich wendet.

Am Kainzenbad, dem Bad der blassen Jungfrauen, wie es früher hieß, vorbei gelangen wir zu dem alten Weiler Klais, wo ein Weg nach dem Barmsee und dem Walchensee abzweigt.

In der immer einsamer werdenden Land-

schaft streicht der Wind über den Spiegel des schilfumkränzten Schmalsees, über stille, von großen blauen Enzianen ganz übersäete grüne Halden, die sich allmählich abwärts senken zum „Gesteig", der das Thal von Mittenwald beherrschenden Höhe. In riesenhaften Felsenmauern mit phantastisch geformten Spitzen und Zacken ragt der Karwendelspitz (2385 Meter) vor uns auf; ihm gegenüber fällt der Wetterstein in scharfen Linien ab; und zwischen beiden breitet sich Mittenwald auf grünem Rasenteppich aus. Rings umher ragen gewaltige, noch zur Hälfte mit Neuschnee bedeckte Berge empor.

Jenseit des Ortes, am Fuße des Karwendelspitz entlang, rauscht die junge Isar wild und mächtig flutend dahin.

Die Straße zieht sich nun nach dem „Markt" hinab, wie der ganze Ort seit alten Zeiten genannt wird; dann blicken von beiden Seiten altertümliche Häuser mit weit vorspringenden Dächern, reich mit bunten Fresken gemalten Fassaden und blumengeschmückten Altanen auf uns herab.

Im Garten der Post, unter den mit humorvollen Fresken gemalten Arkaden macht der Besucher Mittenwalds gern die erste Rast und findet dort in dem renommierten Gasthof auch gutes Quartier und abends freundliche Belehrung von den Stammgästen. Draußen im Garten aber bietet sich an einem solchen Tage ein unvergeßlicher Blick auf die im purpurnen Abendlicht glühenden Felsenwände und Zacken des Karwendelspitz.

Diese Natur lockt uns bald hinaus ins Freie, um zuerst den interessanten Ort und dann seine großartige Umgebung kennen zu lernen, ehe die Dämmerung eintritt. Auf der Straße fangen auch gleich die Steine an zu reden von der Geschichte Mittenwalds.

Vor der Hauptkirche fesselt die Erzstatue des Mathias Kloz den Blick, des Mannes, der Mittenwald aufs neue zur Bedeutung wie zum Wohlstande erhob, nachdem es aufgehört hatte, ein Hauptstapelplatz zwischen dem Süden und dem Norden zu sein. In natürlicher Stellung sitzt die Gestalt des kräftig gebauten Mannes da auf schwarzem Marmorsockel, im Kostüm seiner Zeit, die Schlegelmütze auf dem Haupt, die Arbeitsschürze vorgebunden, in der einen Hand das Schnitzmesser, in der anderen die fast vollendete Geige aufs Knie gestützt. Der Sockel trägt die Inschrift: Mathias Kloz, Geigenmacher. 1653 bis 1743.

Das schöne Standbild ist aus der Erzgießerei von Ferdinand von Miller in München. In den Straßen erwecken die vielen altertümlichen Häuser unser lebhaftes Interesse. Über den Fenstern und Thüren wie auf den hohen Giebeln bis unter das vorspringende Dach sehen wir lebensgroße Gestalten, meist aus der heiligen Geschichte, auf mächtigen Wolkenkissen sitzen und farbenreiche Gruppen bilden.

Durch die offenen Thüren taucht der Blick oft in das dämmerige Dunkel weiter, gewölbter Hallen, die einst in glänzenderer Zeit dem bedeutenden Handel der Gegend gedient haben. Nur dann und wann aber sieht man an den Fenstern die den Geigenmacher verratenden Geigen oder Teile derselben stehen. Vergeblich bitten wir auch, die Geigenmacherschule besichtigen zu dürfen; Fremde haben keinen Zutritt mehr zu derselben. Es ist jetzt auch nicht die rechte Zeit, die Leute bei der Arbeit zu sehen. „Die sind alle schon ausgeflogen!" erwidert uns ein freundlicher Bürger auf unsere Frage. Sobald der Frühling kommt, zieht es sie mit unwiderstehlicher Gewalt ins Freie, da bestellen sie selbst ihre Gärten, Äcker und Wiesen. In vollen Zügen wollen sie die Natur genießen nach der langen Stubenhaft. Selbst zur Nachtzeit mögen sie sich nicht davon trennen, sondern bleiben oft draußen auf ihren Almen. Die anderen gehen auf die Wanderschaft, hausieren oder übernehmen andere Arbeit zu ihrem Unterhalt. „Wären Sie früher gekommen, als unser Völkchen noch ganz bei der Arbeit war, so hätten Sie hier thatsächlich den Himmel voller Geigen gesehen. Denn da hingen noch an langen Stangen hoch vor den Häusern die frischlackierten Geigen, Violas, Bratschen und Cellos, um an der Luft zu trocknen. Doch gehen Sie nur zu den beiden ‚Verlegern', die den eigentlichen Handel jetzt in Händen haben, da finden Sie immer noch Leute bei der Arbeit und sehen die Instrumente in allen Stadien der Verarbeitung bis zur Vollendung."

Zu den Verlegern also hinsichtlich der Geigen, zuerst aber hinaus in die Natur,

auf den Kalvarienberg, der als schönster Aussichtspunkt gerühmt wird. An den Fuß des Berges wie an seinen Rücken lehnt sich manches bescheidene Geigenmacherhäuschen mit seinem Gärtchen, freundliche Kinder erbieten sich zur Führung und führen uns an hübschen Stationen, einer hohen Kreuzgruppe und der kleinen Kapelle vorbei auf die Höhe zu einem schlichten Belvedere. Ringsum ist der Rasen von großen blauen Enzianen und den kleinen, ebenso tiefblauen „Nägeli" (kleinen Enzianen) bedeckt. Die stolzesten Berghäupter schauen zu uns herüber, außer dem wildzackigen Karwendelspitz auf unserer Seite die beiden Wettersteingipfel, die Arnspitze wie der fernere Solstein (2540 Meter) und andere Riesen. Im Süden in der Richtung von Innsbruck türmen sie sich in malerischen Terrassen über- und nebeneinander auf. Aus jener Richtung kommt auch die reißende Isar vom Lavatschjoch, und eilt ihr aus dunkler Felsenklamm die Leutasch entgegen, um sich mit ihr zu vereinigen. Die berühmte Klamm ist im Frühjahr, wenn noch Lawinenstürze vorkommen, nicht für den Besucher erschlossen, da die herabbrausenden Wassermassen fast in jedem Winter die kunstvollen Stege in den engen Schluchten zerstören. Am Fuß des Karwendel liegt noch der Schnee der letzten Lawine, die einen Teil des jungen Waldes mit sich gerissen, hoch aufgehäuft.



Mittenwald: Der untere Markt.

Es ist ein schöner Blick über das friedliche Thal mit seiner großartigen Felsumrahmung, und kaum kann man sich vorstellen, daß einst an Stelle der freundlichen Wohnstätten, Gärten und Wiesen bis zur Scharnitz eine unpassierbare Wildnis war, wo Sümpfe und Seen mit undurchdringlichen Wäldern abwechselten. Die Römer, die von Verona aus eine direkte Straße bis Augsburg bauen wollten, nannten diese Gegend desertum scarciæ. Scar oder kar bedeutete „Elend",

diente später aber zur Bezeichnung wilder, nackter Schroffen; das ganze Karwendelgebirg erhielt davon den Namen.

Die Römer legten zuerst Wege an den Abhängen entlang, dämmten die wilden Gewässer ein und regulierten sie, kultivierten den Boden und bauten dann erst die Straße mitten durch das Thal. Dabei gründeten sie die erste Kolonie und nannten sie Media silva. Als die Völkerwanderung ihre Herrschaft brach, nannte man die Zurückbleibenden „Wallen“, d. h. Fremde. Daher die Namen Wallgau, Walchensee ꝛc.

Durch dieselben Felsenpässe drang später auch das Christentum ins Land und zogen südwärts die Scharen gewaffneter Krieger, Fürsten und Ritter, die deutsche Könige und Kaiser nach Süden begleiteten, wo diese sich die Kaiserkrone holen oder ihre schlimmsten Feinde bekämpfen wollten.

All das erzählt uns die Chronik von Mittenwald (vom Archivrat Bader; Verlag von Bader). Es lohnt sich wohl, die reiche Geschichte dieses Landes zu studieren, da sie das Interesse bedeutend erhöht. Sie belehrte uns auch über die ersten Anfänge der Geigenfabrikation in Mittenwald, die wir in ihrer vollen Entwickelung bei den beiden Fabrikanten Bader und Neuner kennen lernten.

In ihren großen Magazinen interessiert uns zunächst das Holz und dessen Bearbeitung. Während das vortrefflichste Fichtenholz rings an den Bergen wächst, ist das Ahornholz jetzt seltener geworden und muß oft mit großen Sägestücken von drei bis vier Fuß im Durchmesser aus den Wäldern des Graswang bei Ettal herbeigeschafft werden. In den Fourniersägen wird dieses Holz dann zu Böden, wobei man die schön geflammten Stücke vorzieht, zu Zargen, d. i. Seitenwänden, und zu Hälsen zugeschnitten. Der untere Teil der Geigen ist also aus Ahorn, der obere aus Fichtenholz, und beides muß viele Jahre erst in den Magazinen trocknen, ehe es verarbeitet werden darf. In den zur Verarbeitung bestimmten Stücken dürfen weder Äste noch Windungen bemerkbar sein; die Schnittfläche wie die Jahre werden genau beobachtet. Bei der Gewohnheit der Arbeiter, den Sommer außerhalb und bei anderer Beschäftigung zuzubringen, sind die Vorräte der Fabrikanten oft ganz erschöpft, und viele Bestellungen können nicht ausgeführt werden.

Nachdem wir nun das Wichtigste bei der Behandlung des Materials erfahren, dürfen wir in den Werkstätten die Verarbeitung sehen. Vier verschiedene Kräfte teilen sich in die Arbeit: die Geschicktesten nur haben die Rümpfe auszuführen, die bereits aus Ahorn- und Fichtenholz zugeschnitten sind; an den Seitenwänden, den Zargen, aus Ahornholz wird die Vertiefung oder Einbiegung mit einem glühenden Eisen ausgebrannt. Andere Arbeiter verfertigen nur die Hälse, die oft in kunstvoll geschnitzte Köpfe auslaufen; wieder andere drechseln die Stege und Schrauben, und endlich bildet die Ausführung der Bögen eine Specialität, die von Meistern überwacht wird. Bei der Zusammenfügung werden die Verhältnisse des Resonanzbodens mit großer Sorgfalt durch ein eisernes, zangenförmiges Instrument geprüft und „gerichtet“.

In einer anderen Werkstätte rasselt und schnurrt es, daß man sein eigenes Wort kaum verstehen kann. Dort arbeiten die Saitenspinner an ihren Rädern, durch die sie die Darmsaiten mit leonischem Silber- oder Kupferdraht überspinnen.

Die fertigen Rümpfe müssen nun oft wieder fünfundzwanzig, ja vierzig Jahre liegen, ehe sie weiter verarbeitet werden dürfen, das Holz ist dann schon ganz gedunkelt; wir sahen viele solcher Rümpfe aus dem Jahre 1876. Schließlich werden sie mit den Stegen und Schrauben versehen und zu allerletzt mit den Saiten bespannt. In diesem letzten Stadium sahen wir sie, also in der Vollendung, aufgespeichert in den weiten Schränken und Stellagen, von der schlichten Geige für 4 M. 50 Pfg. das Stück bis zu der von 3000 Mark in reich geschmücktem Kasten.

Aber auch Violas, Cellos und Kontrabässe, wie Guitarren, Mandolinen und Zithern werden dort massenhaft und von verschiedenem Werte fabriziert. Bei den Geigen bezw. Streichinstrumenten gilt der Satz: Je älter, desto kostbarer.

Mit wahrer Ehrfurcht blicken wir auf diese Greise unter den Geigen, die — im Gegensatz zu der Wertschätzung der Menschen unter sich — durch das Alter nur an Wert

gewinnen. Nach einer Wanderung durch die weiten Magazine, die uns durch manche Erklärung unseres Führers noch bedeutsamer gemacht wird, bittet man uns in einem der Comptoirräume, unseren Namen in das aufliegende Fremdenbuch einzuschreiben, in dem sich viele bedeutende Persönlichkeiten wie auch unser allverehrter Kaiser Friedrich als Kronprinz verewigt haben. In den Magazinen beider Verleger wurden wir aber auch wiederholt auf die interessante Geschichte der Geigenfabrikation hingewiesen, wie wir sie in der schon genannten Chronik von Mittenwald von Bader finden. Dieselbe beginnt eigentlich schon mit einer Episode, die im Mittelalter von hoher Bedeutung für den Handel war, durch die Handelsstraßen der Rott, von der wir berichten wollen.

Die Rott.

Mittenwald war der Knotenpunkt der Straßen vor den nach Tirol führenden Gebirgspässen. Schon im zwölften Jahrhundert war es als Markt bekannt, gelangte aber zu ganz besonderer Bedeutung, seit der „Bozener Markt“ infolge eines Streites zwischen Herzog Siegmund und den Venetianern dahin verlegt worden war. Es hatte seine Richter, seine „Schulmeister“ und „Geschlechter“; das ganze Stapel- und Speditionswesen war durch „die Rott“, d. h. den Verein bürgerlicher Fuhrleute, der Innungscharakter hatte, gut organisiert. Die Rott hatte allgemein das Recht, Güter zu verfrachten; die aus dem Süden und der Levante kommenden Güter mußten dort niedergelegt und durften nur durch Mittenwalder Unternehmer weiter nach Partenkirchen u. s. w. spediert werden. Dazu hatten die Herzöge von Bayern als Landesherren das Recht, den Zoll dafür zu erheben.

Diese Einrichtung brachte großen Wohlstand mit sich; in den Gewölben von Mittenwald lagen alle Arten von Südfrüchten, fremden Gewürzen und kostbaren Stoffen aufgespeichert, welche wieder nur durch dortige Fuhrleute weiterspediert werden durften. Ja, als im dreizehnten Jahrhundert Kriegswirren entstanden, mußten die von Norden kommenden Kaufleute ihre für Venedig bestimmten Waren an Mittenwalder Händler, oft zu ihrem größten Schaden, verkaufen.

Durch all dies wuchsen Ansehen und Wohlstand der Gegend beständig, wozu auch noch die Verlegung des Zolls von Eschenlohe und Ammergau erheblich beitrug. Hundertzweiundneunzig Jahre hatte der Markt bestanden, da ließ der Glanz nach. Die Rottleute wurden oft unter sich uneinig, die Rott selbst zum Gegenstand des Streites zwischen den angrenzenden Ländern, und schließlich wurde der Markt wieder durch die Venediger nach Bozen zurückverlegt. Da zogen die Rottleute auf eigene Faust nach Italien, Deutschland und anderen Ländern und konkurrierten mit den dortigen Spediteuren, bis die neuere Zeit ihre Bedeutung völlig brach.

Die Verlegung des Marktes wieder nach Bozen zurück brachte für Mittenwald einen schlimmen Rückschlag; viele Hände wurden arbeitslos. In dieser Zeit wurde Mathias Kloz geboren. Sein Vater, Urban Kloz, lebte in den bescheidensten Verhältnissen; die früheren Erwerbsquellen waren zum großen Teil versiegt; dem frischen, begabten Knaben schien kaum eine andere Laufbahn beschieden zu sein als die eines Hirten auf der Alm, zu der sein Bruder auch schon früh vom Vater bestimmt wurde. Da drang der Ruf Jakob Stainers, des Geigenmachers zu Absam im Gleirschthal, einem Seitenthal des Karwendelgebirges, auch nach Mittenwald. Ja, man stellte ihn fast den großen italienischen Meistern in Cremona, Treviso, Mantua, Verona, Florenz, Rom und Neapel an die Seite! Die Geigenmacherkunst stand damals in ihrer höchsten Blüte, und aus vielen Ländern zogen Schüler nach Italien, um sie dort zu erlernen. Auch Jakob Stainer hatte sie bei italienischen Meistern erlernt. In seiner Heimat suchte er nun vor allem das für die Verarbeitung sowohl wie für den Ton günstigste Holz in den Tannenwäldern an der Sonnenseite der hohen Berge, die Fichten, in die Mutter Natur schon den edlen Ton gelegt hatte. Er brauchte nur mit einem Hammer an den Stamm zu schlagen, um am Klang zu hören, ob er das geeignete Holz für seine Geigen liefern würde. Wo ein solcher Baum gefällt wurde, da lauschte er auf die Töne des brechenden und zersplitternden Holzes, und wenn eine

mächtige Fichte am steilen Berghang unter den Schlägen der Äxte fiel und hier und auf den Felsklippen aufschlagend herabstürzte, lauschte er, in der Nähe sitzend, auf ihr letztes Ächzen und Stöhnen, das „Singen“ des sterbenden Baumes. Dann wußte er genau, ob er das beste Resonnanzholz liefern würde.

All dies erzählte man sich in Mittenwald vom Geigenkünstler zu Absam, dessen Geigen weit und breit als kostbar galten und zu hohen Preisen verkauft wurden. Auch Urban Kloz, der wie alle Mittenwalder ein Freund und Verehrer der Musik war, hörte davon und war wie elektrisiert. Der Gedanke ließ ihm keine Ruhe, daß sein Sohn Mathias auch ein solcher Geigenmacher werden könne. Er besprach diesen Plan mit einem befreundeten Rottfuhrmann, der gern bereit war, den aufgeweckten zehnjährigen Knaben mit nach Italien zu nehmen und zu einem tüchtigen Meister in die Lehre zu bringen. So zog Mathias mit dem Fuhrmann die alte Heer- und Rottstraße nach Welschland, dem gelobten Lande für so manches höher strebende junge Herz. Dort gelang es dem viel bewanderten und bekannten Fuhrmann der Rott, durch seine Verbindungen ihn in die Werkstatt des Nicola Amati in Cremona zu bringen.

Im fremden Lande aber ergriff den Knaben bald das tiefste Heimweh nach seinen Bergen und dem Elternhause. Zu seinem Glück war sein Meister ein guter, ja edler Mensch, der ihm mit freundlicher Teilnahme half, diese Sehnsucht zu überwinden. Er erkannte gar bald die Begabung des ihm anvertrauten aufmerksamen und anstelligen Schülers und fand immer mehr Gefallen an ihm. Die gute Behandlung milderte auch bald die heiße Sehnsucht des Mathias nach der Heimat, und nun ergab er sich mit solcher Lust und Liebe der Kunst, daß er in wenigen Jahren einer der besten Schüler Amatis war. Zu jener Zeit waren Andrea Guarneri und Anton Stradivarius seine Mitschüler.

Mathias genoß aber als erklärter Lieblingsschüler des Amati solche Bevorzugung vor den anderen, daß die Italiener eifersüchtig wurden. Und dies Gefühl steigerte sich bei ihnen bald zur offenen Feindseligkeit, die in Thätlichkeiten überging. Sie fielen den jungen Deutschen an mit den Waffen in der Hand; Mathias aber wehrte sich als mutiger und kräftiger junger Deutscher so wacker, daß er nur eine leichte Verwundung und einen Schuß durch den Hut davontrug. Doch dann flüchtete er in das Haus seines Meisters, wo er eine sichere Zuflucht fand. Aber so viel wußte er jetzt, daß er in Cremona nicht bleiben durfte; der Meister selbst war ihm zur Flucht behilflich.

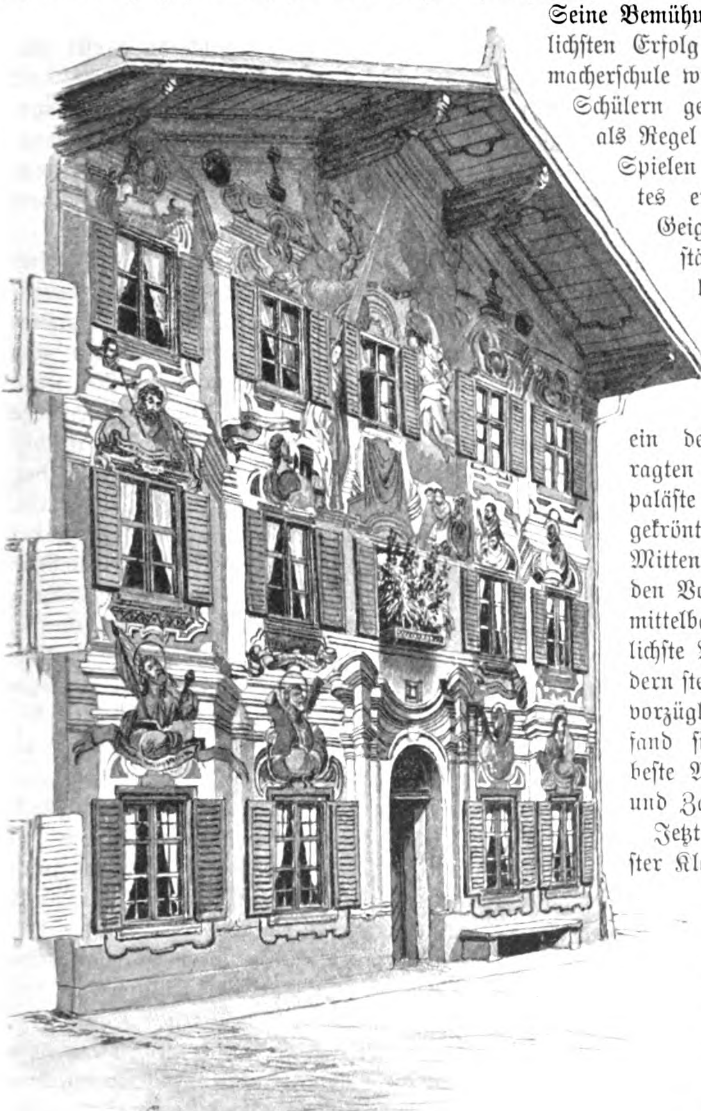
So entfloh Mathias aus der Stadt, die ihm eine zweite Heimat geworden, und irrte lange flüchtig in Italien umher, bis die Not ihn zwang, das erste zu ergreifen, was ihm den nötigen Lebensunterhalt bot: er ließ sich zum Landsknecht anwerben! Aber dies Leben konnte ihm nicht auf die Dauer zusagen; er griff wieder zum Wanderstabe und besuchte die Städte, wo Meister seines Faches arbeiteten. Hier ward es ihm leicht, nicht nur Beschäftigung zu finden, sondern sich auch immer tüchtiger auszubilden. Nachdem er so zwanzig Jahre von der Heimat fern gewesen, kehrte er als tüchtiger, vollkommen ausgebildeter Meister in dieselbe zurück, reich versehen mit den besten Modellen und Zeichnungen von Geigen, Cellos und anderen Saiteninstrumenten und ausgerüstet mit Kenntnissen und Erfahrungen.

Ob Mathias Kloz bei seiner Rückkehr noch den deutschen Geigenbauer zu Absam im Gleirschthal aufgesucht und noch bei ihm gearbeitet habe, ehe derselbe in die Nacht des Wahnsinns sank, bleibt noch unverbürgt; unwahrscheinlich wäre es keinesfalls gewesen, denn auch Stainer hatte nur bei italienischen Meistern gelernt.

Als der junge Meister nach Mittenwald zurückkehrte mit dem festen Vorsatze, dort auch wie die italienischen Geigenkünstler Schüler um sich zu sammeln, ging er zuvor in die St. Nikolauskirche vor dem Markt und betete dort um Gelingen für sein Werk. Dann schnitt er seinen Namen zur Erinnerung an diesen Vorsatz in die Rückseite des Altars ein, wo er noch zu finden ist. Die wohlerhaltene gute Schrift lautet: Mathias Kloß, 1684, Geigenmacher, im 20sten Jahre.

Er war jetzt einunddreißig Jahre alt, „in der Vollkraft des männlichen Schaffensgeistes“, wie der Chronist von ihm sagt.

Nun legte er entschlossen Hand ans Werk, warb Schüler unter seinen Verwandten wie unter seinen Mitbürgern. Diesen erzählte er, in welch hohem Ansehen das Geigen-



Mittenwald: Das Geigerhaus.

machen in Italien stand, welche Vorteile es brächte. Dann wies er auf das nahe Absam hin, das stille Gebirgsdorf, wo ein Meister lebe, dessen Geigen von allen Tonkünstlern gesucht und teuer bezahlt würden, und machte schließlich seine Zuhörer darauf aufmerksam, wie viele Hände arbeitslos geworden, seit der Markt wieder nach Bozen verlegt war. Gerade diese Thatsache leuchtete allen am meisten ein und führte ihm immer mehr Schüler zu.

Seine Bemühungen waren vom glücklichsten Erfolg gekrönt; seine Geigenmacherschule wurde weit und breit von Schülern gesucht. Dabei führte er als Regel ein, daß jeder auch das Spielen eines solchen Instrumentes erlernen müsse. — Die Geigen, welche aus den Werkstätten Mittenwalds nun hervorgingen, waren ebenso berühmt wie die italienischen. So wurde der alte Marktflecken mitten im Hochgebirge ein deutsches Cremona; nur ragten dort statt der Marmorpaläste und Tempel die schneegekrönten Bergriesen empor. Ja, Mittenwald hatte vor Cremona den Vorzug, daß in seiner unmittelbaren Nähe das vortrefflichste Material in weiten Wäldern stets neu emporwuchs, das vorzüglichste Resonnanzholz. Es fand sich dort auch noch das beste Ahornholz für die Böden und Zargen der Geigen.

Jetzt sah man bald den Meister Klotz und später auch seine Nachfolger an der Sonnenseite der Berge umherschweifen, mit Hämmern und Beilen an die Fichtenstämme schlagen und auf die Töne lauschen. Auch sie horchten auf die herabstürzenden, gefällten Bäume, auf ihr „Singen“, und wenn sie vor ihnen lagen, so prüften sie aufmerksam deren Schnittflächen, um sie für ihren Bedarf auszuwählen.

Die neu aufgeblühte Kunstindustrie brachte bald neuen Wohlstand nach Mittenwald. Die Verfertiger der Geigen waren dazu stets selbst musikalisch gebildet und im stande, ihre Instrumente zu spielen, um vor dem Käufer den Ton zur vollen Geltung zu bringen.

Sie verpackten dieselben in große Butten, auf deren Außenseite ein Heiligenbild oder eine Geige gemalt war, diese luden sie sich auf den Rücken, um selbst die Wanderschaft damit anzutreten.

Den Geigenmacher erkannte man auch gleich an seiner Tracht: den kurzen Kniehosen von Tuch, den weißen oder blauen Strümpfen, die bis über das Knie gingen; über die kurze Joppe fiel die grüne Schürze bis auf den Unterleib, eine runde, schmal verbrämte Mütze mit Tuchboden oder eine grüne Kappe, die ihren Schirm nach oben richtete (Schlegelkappe), deckte den Kopf. Diese Kleidung wurde nicht bloß bei der Arbeit, sondern auch öffentlich und beim Besuch der Nachbarn und des Wirtshauses getragen.

So waren die Mittenwalder Geigenmacher bekannte Erscheinungen auf Heerstraßen und Wegen und überall gern gesehen, denn die selbstverfertigten Geigen spielten sie oft meisterhaft. Nicht nur an den Schlössern des hohen Adels, auch an fürstlichen Residenzen durften sie anklopfen und meistens mit gutem Erfolg. Durch ihr gutes, stets willkommenes Spiel lockten sie auch die Käufer herbei. Und was ihre Kunst nicht immer gleich erreichte, den Absatz ihrer Ware, das brachte ihr witziges, munteres Wesen zu stande. Unverdrossen und mit heiterem Sinn wanderten sie so durch Tirol, Bayern und die Schweiz, manchmal auch weiter auf die Messen von Frankfurt und Leipzig, wo sie ihre Geigen gut verkauften. Zunächst suchten sie wohl die Klöster des sogenannten „Pfaffenwinkels“, der die Grafschaft Werdenfels umgiebt, auf. Dort wurde die Musik immer fleißig gepflegt, und die Meister fanden die beste Aufnahme, und wenn sie mit ihren Geigen kamen, auch guten Absatz. In den Klöstern von Raitenbuch und Ettal waren immer musikkundige Mönche, ja, letzteres hielt für sein Collegium nobilium einen eigenen Musikmeister, der die jungen adeligen Herren in Musica unterrichtete. Die großen Abteien von Steingaden, Wessobrunn, Pollingen, Benediktbeuren und Schlehdorf wurden fleißig besucht; von da gingen sie weiter ins bayerische Unterland, wo sie stets willkommene Gäste in den reichen Klöstern waren und noble, d. h. hoch zahlende Käufer fanden. Auch ins „Reich“ wanderten sie, nach Augsburg, Nürnberg, Frankfurt. In Augsburg hatten die reichen Fugger eine Sammlung der vorzüglichsten Instrumente angelegt, unter denen die Mittenwalder als hervorragend gut den besten Platz einnahmen.

In der Familie des Mathias Kloß blieb diese Kunst ein Erbteil bis in die neueste Zeit; sie behielten dabei den jetzt veralteten Namen Lautenmacher bei. Nach ihm ging der Ruf auf die verwandten Familien Knilling, Horasteiner und Neuner über. Zu letzterer gehört auch der jetzige bedeutendste „Verleger“, der mit dem anderen, Bader, den Instrumentenhandel hauptsächlich vertritt.

Die Geigenmacherschule steht unter der Leitung eines geschickten Geigenmachers. Auch jetzt ist noch ein Drittel der Einwohner Geigenmacher; alle aber treiben nebenbei auch Feldbau, und da die Gemeinde im Umkreis von sechs bis acht Stunden ausgedehnte Bergwiesen hat, so kommen auf jeden Einwohner mehrere Morgen, und jeder kann sich ein paar Kühe und Geißen halten.

Im Herbst wird der „Tänzeltag“ gehalten, an dem Verleger und Meister sich mit ihren Frauen und Töchtern zu einem fröhlichen Tanz vereinigen. All dies bewahrte Mittenwald den Charakter freundlicher Zusammengehörigkeit, wozu sicher auch seine vom großen Verkehr abgeschnittene Lage beitrug. Die alles nivellierende Kultur der Gegenwart raubte seinen Bewohnern noch nicht die Einfachheit und Genügsamkeit, dem ganzen Orte noch nicht die interessante Originalität; die gewaltigen Berge rings umher und ihre kräftige, reine Luft bilden noch eine schützende Grenze gegen die traurige Blasiertheit unserer Zeit.

Streifblicke über die neuere deutsche Novellistik.

Eine Plauderei

von

Friedrich Spielhagen.

I.

Das Drama ist der Dichtungsarten vornehmste. Aristoteles hat es dekretiert, und in der nicht unbeträchtlichen Zeit, die seitdem verflossen, haben es ihm so viele nachgesprochen, daß, wagt heute jemand an der strikten Wahrheit des längst zum Dogma erhobenen Satzes zu zweifeln, es — wie es in der Jobsiade heißt — „ein allgemeines Schütteln des Kopfes" erregt. Ich habe es erfahren, als ich in meiner Rede am Goethetage 1895 einen derartigen Zweifel bescheidentlich zu äußern wagte. Nun mag man vom ästhetischen Standpunkte aus über die Sache denken, wie man will — auch der energischste Zweifler an der größeren künstlerischen Würde und Heiligkeit des Dramas wird einräumen müssen, daß es in der Schätzung des Publikums von heute die höchste Stelle einnimmt — eine sehr viel höhere als Roman und Novelle, von der Lyrik gar nicht einmal zu reden. Oder wenn Schätzung vielleicht nicht der richtige Ausdruck ist, da er ein ästhetisches Urteil einzuschließen scheint — ein Etwas also, von dem sich die Menge möglichst frei zu halten pflegt —, will ich lieber Interesse sagen und den obigen Satz so ausdrücken: wenn man das Interesse des Publikums für die dichterische Produktion im allgemeinen in zehn Teile teilt, sind neun davon dem Drama zugewandt.

Alles auf der Welt hat seinen zureichenden Grund, wenn man ihn auch leider nicht immer finden kann. In diesem Falle ist er unschwer zu entdecken. Aber darüber plaudern wir vielleicht ein andermal. Heute nur so viel, daß eine hochwertige dramatische Produktion, der eine weitaus minderwertige novellistische gegenüberstände, dieser Grund keineswegs ist. Nicht, als ob ich den Spieß umdrehen wollte! Das würde angesichts so geistvoller, zum Teil hochpoetischer Produkte, wie wir sie unseren modernen dramatischen Matadoren verdanken, ein bedenkliches Wagnis sein. Nur daß diesen rühmlichen Leistungen solche auf dem novellistischen Gebiet gegenüberstehen, denen das schmückende Beiwort mit nicht minderem Rechte zukommt; und man überdies gegen einen vortrefflichen Autor dort zwei gleich vortreffliche hier ausspielen könnte.

Aber lassen wir das Abwägen hinüber und herüber, bei dem man dem Verdacht der Parteilichkeit, und wäre man die Billigkeit und Gerechtigkeit in einer Person, doch nicht entgeht; und freuen wir uns lieber des frisch-fröhlichen Lebens und Strebens auf allen Gebieten der schönen Litteratur (wenn man mir den etwas zopfigen Ausdruck in Ermangelung eines besseren verstatten will). Überall — auch in dem lyrischen Garten — grünt oder grünelt es doch; überall blüht es, wenn auch längst nicht alle Blüten Frucht ansetzen werden. Und überall findet sich zwischen dem jungen grünen Zeug perennierendes Gewächs, dessen Dauerhaftigkeit unbequem sein mag, aber nicht verächtlich ist; und zwischen dem rasch aufschießenden Unterholz ragen noch immer alte Bäume, die das Unterholz verklagt, weil sie ihm die Sonne wegnehmen, und die, trotzdem sie — laut Aussage des Unterholzes — längst völlig verdorrt sind, in jedem Frühjahr — mirabile dictu — sich in ein manchmal noch recht stattliches Laubgewand kleiden.

Ich für mein Teil kann es nicht verstehen, wie man bei diesem Stande der Dinge von einem beklagenswerten Niedergang der Litteratur reden mag. Ranke behauptet einmal, daß das intellektuelle und moralische Niveau der Menschheit so ziemlich zu allen Zeiten dasselbe gewesen sei. Das klingt befremdlich, ja völlig paradox. Das Jahrhundert des Perikles und gewisse Perioden des Mittelalters! Aber so hat der Weise es auch gewiß nicht gemeint. Er hat den Gipfeln ihr Glanzlicht nicht rauben wollen, sondern denkt an die Thäler, in denen es darum nicht völlig dunkelt; weil Wald, Wiese und Felder nicht gleißen wie eisumstarrte Firnen. An Winkelriedthaten, die im Kampfe um das tägliche Brot für Weib und Kind aller Orten täglich von wackeren Männern geschehen, rühmlich und heroisch, obgleich kein Lied sie meldet, keine Klio

von ihnen weiß. Und wenn Lessing einmal das Gute gesammelt wünschte, das sich in schlechten Büchern findet, wollte der große Litteraturkenner zweifellos hindeuten auf die Fülle von Kenntnissen, Geist, Witz und Phantasie, welche der Strom der Zeit achtlos mit sich fortschwemmt, wie die Wellen eines Flusses den goldhaltigen Sand.

Freilich an Sand, in dem man trotz alles mühsamen Suchens keine Goldkörner entdeckt, fehlt es heuer in der Litteratur so wenig, wie in jedem Jahr an Most, der darum noch keinen guten Wein giebt, weil er sich absurd gebärdet. Das war so zu jeder Zeit. Aber nicht eben oft ward es einer Zeit so leicht, aus der Masse des Schlechten und Mittelmäßigen so viel Gutes, ja Vortreffliches zu sondern, wie der unseren.

Ich spreche jetzt speciell von dem Gebiete der Erzählungskunst, das zur Zeit eine seltene Fruchtbarkeit aufweist und besonders im vergangenen Jahr einen Ertrag geliefert hat, der über das Niveau einer guten Mittelernte nicht unbeträchtlich hinausreicht. War doch zu Weihnachten das Angebot so groß, daß, trotz der Güte der Ware, die Nachfrage nicht mehr mit konnte und der gesamte Bedarf des folgenden Jahres bereits gedeckt schien! Neben altrenommierten Firmen und neueren, auch schon bewährten, thaten sich allerneueste auf, die noch kein gewissenhaftester Kritiker in sein Register eingetragen hatte. Die Qual der Wahl war geradezu peinlich. Jetzt, nachdem der Drang des Marktes vorüber ist, Kisten und Kasten, Heu und Stroh abgeräumt sind, wird man erst des Segens froh; kann gemächlich zwischen den aufgehäuften Schätzen umherwandern wie in einer Bildergalerie; vor einem und dem anderen Stück, das der Beachtung vorzüglich wert scheint, sinnend stehen bleiben und zu den begleitenden Freunden bescheidentlich seine Meinung äußern.

Da ist Peter Rosegger. Guter Name das. Er hat sein Buch **Das ewige Licht** genannt. (Leipzig, L. Staackmann.) Ein schöner Titel, den das Werk rechtfertigt. Es ist ein echter Rosegger voller Weltfreudigkeit, über die diesmal freilich ein trüber Hauch von Wehmut, ja von Weltschmerz geht; voll tiefinnigster Blicke in das Herz der Menschen und der Natur, die, ohne darum an ihrer Klarheit und Schärfe zu verlieren, diesmal wie durch einen Flor sehen. Es kommt auf Rechnung des Themas, das in keinen heiteren Farben ausgeführt werden konnte, wie groß auch die Fülle der alles glaubenden, hoffenden, duldenden Liebe ist, mit welcher der Held zu seiner Strafpfarre hoch oben im Gebirge hinaufzieht. Und liebend zu dulden, duldend zu lieben verlernt der gute Mensch ja nicht; nur mit der Hoffnung geht es bergab, und der Glaube wird schwächer und schwächer. Sie treiben es aber auch danach, die Menschen! Mit den siebenhundert ihm anvertrauten störrischen Bauerseelen hätte er schon seine liebe Not gehabt. Doch die Not kennt er, der ist er gewachsen. Was er nicht kennt und wem er nicht gewachsen ist, das ist die neue Welt, die sich erst als Touristenschwarm, dann als Arbeiterheer in seine Bergeinsamkeit drängt mit dem Krimskrams der Mode und dem lärmenden Tohuwabohu der socialen Frage. Vor so furchtbaren Sphinxrätseln, von denen seine gute Seele sich nie etwas hat träumen lassen, und die ihm jetzt nah und näher auf den Leib rücken, ihn auf Tritt und Schritt umlauern und umgrinsen, steht dem armen Mann in des Wortes eigentlicher Bedeutung der Verstand still. Er fürchtet wahnsinnig zu werden; er wird es. Und klettert an den Felsenschroffen zwischen den Tannen herum, bei dem Lichtlein einer Laterne die siebenhundert Seelen zu suchen, über die er sich einst vor Gottes Thron verantworten soll, und die in dem heißen Hauch des modernen Kulturlebens gestorben und verdorben sind. Hoffnung, Glaube — alles dahin. Aus dem Graus hat er nur eines gerettet: die Liebe, das ewige Licht. Das weiter leuchten und strahlen wird durch die Menschheit, wenn auch das Stümpflein, das der einzelne Mensch in dem zerbrechlichen Laternchen seiner armen Seele trägt, zu verlöschen droht und verlischt.

Ein tief melancholisches Buch; also keine Lektüre für jedermann. Auch schon darum nicht, weil es nichts weniger als „spannend“ ist, wie der greuliche Leihbibliothekarausdruck lautet. Und das ich gerade deshalb dem Leser, den sich der wahre Dichter wünscht, auf das dringendste empfehle.

Ebenso wie ein anderes, das, wie weit ab es auch durch sein Thema, die Art der Behandlung, die Natur seines Autors von dem eben besprochenen zu rücken scheint, wenn man nur das düstere Kolorit auf sich wirken läßt, ihm seltsam nahe steht. Übrigens auch darin gleicht, daß es das Werk eines echten Dichters ist. Ich meine Georgs von Ompteda **Sylvester von Geyer.** (Berlin, F. Fontane u. Co.)

Das Thema, will man es im ganzen und großen bezeichnen: das bekannte glänzende Elend des armen Offiziers. Der nebenbei keineswegs mit glänzenden Geistesgaben ausgestattet ist. Und sich nun, belastet mit dieser doppelten Armut, schlecht und recht durch die Schule, die Kadettenanstalt u. s. w. bis zum Lieutenant hinaufarbeitet; die Langeweile des Garnisonlebens, des Gamaschendienstes auf Kasernenhöfen, Exerzierplätzen, bei Felddienstübungen und Manövern mit mehr oder weniger Geduld, mehr oder weniger stillen Seufzern und leiseren oder lauteren Verwünschungen über sich ergehen läßt, um, als sich sein ödes Leben eben ein wenig interessanter anzulassen scheint und ihm die Kriegsakademie in Berlin winkt, nicht vor dem Feind „auf grüner Heid im freien Feld“, sondern „im engen Bett“ an einem chronischen Leiden, das wieder einmal akut wird, zu sterben. Wenn man will: das Trostloseste, das sich denken läßt. Und das uns zu erzählen, der Autor zwei starke Bände braucht. Aber der Leser sei getrost: er legt sie nicht eher aus der Hand, als bis er die letzte Seite ge-

lesen hat. Und wird dann, wenn er ein sinniger Mensch ist, wie ich annehme, noch lange so still vor sich hin sitzen, Betrachtungen nachhängend, die das Buch in ihm erweckt hat. Unter anderen über die fürchterliche Gleichgültigkeit, mit der die Walze des modernen Lebens über tausende und tausende von Existenzen weggeht, sie knickend und platt auf den Boden drückend, wie nutzloses Kraut. Und wie diese Gleichgültigkeit doch wohl nur eine scheinbare ist und das plattgewalzte Kraut den Humus bildet, aus dem das Leben eines Volkes seine Kraft zieht. Die sich zusammensetzt aus zahllosen Imponderabilien, von denen doch jede ins Gewicht fällt. Und weiter, daß, wenn wir heute im stande sind, diese kleinen und kleinsten Größen genauer zu wägen und zu messen, als es frühere Generationen vermochten, wir diesen Fortschritt der modernen Kunst verdanken mit ihrem liebevollen Sichversenken in das Detail, ihrer, der Wissenschaft entlehnten, Achtung vor dem scheinbar Unbedeutendsten.

Nur ist dabei eines zu bedenken. Diese realistische Methode, so große, in die Augen springenden Vorzüge vor der älteren idealistischen sie hat, muß dafür doch einen schweren Preis entrichten. Den Preis der Großheit und Heiterkeit, welche die Merkmale der echten idealistischen Kunst sind. Man kann eben in der Kunst wie im Leben nicht alles zu gleicher Zeit haben und sein. Aber ich meine, die realistische Kunst, muß sie schon auf gewisse idealistische Prärogative verzichten, könnte und sollte, den Verlust möglichst wett zu machen, öfter und eifriger die Hilfe eines Genossen in Anspruch nehmen, der sich ihr willig bietet, nur auf ihre Einladung zu warten scheint.

Ich sehe aber diesen Genossen in dem Humor. Seltsam, wie unbeachtet er heute am Wege unserer Realisten steht, während ihre sehr gescheiten Vorfahren, die englischen Romanciers des achtzehnten Jahrhunderts, lustig über den Graben sprangen, ihn an beiden Händen ergriffen und eifrigst baten: Sei unser Gesell! zieh mit uns unsere Straße! Und doch könnte das Beispiel eines unter ihnen, in dem sie mit Fug ihren Großmeister verehren, sie darüber belehren, welche unschätzbare Vorteile der Bund gewährt, wenn man ihn ehrlich schließt und gewissenhaft hält. „Effi Briest“ ist gewiß auch ein melancholisches Buch, aber traurig macht es uns nicht. Wir lächeln mit dem Dichter über die Menschen, die so sehr viel mehr thöricht als schlecht sind. Und wenn wir uns in tiefsinnige Spekulationen über die Abgründe in unserer Brust versenken wollen, bleiben wir doch lieber davon und sagen mit Effis Vater: „Das ist ein zu weites Feld.“

Ja, **Theodor Fontane** versteht es meisterlich, mit dem Humor Hand in Hand zu gehen, und ist eben deshalb, oder doch nicht zum wenigsten deshalb, der große Meister. Ein wie großer, das hat er neuerdings wieder in seinen **Poggenpuhls** bewiesen. (Berlin, F. Fontane u. Co.) Mein Gott, was ist das für eine Liliputwelt, die er da vor uns aufbaut! Sie ähnelt in vieler Beziehung der in dem „Sylvester“ Omptedas, und auch dort macht uns der Dichter die Misere, die er nun einmal schildern wollte, durch Humor erträglich. Aber Fontanes ist doch breiter, behaglicher; ist, ich möchte sagen: souverän. Und mußte es hier sein. Denn die Misere in der Poggenpuhlschen Familie ist noch viel gründlicher als die in der Geyerschen. Und was diese kleinen Menschlein treiben, denken, sprechen, im Grunde noch wesentlich unbedeutender. Vielmehr nicht im Grunde, dem tiefen Grunde, in den uns der Dichter blicken läßt, und der unergründlich dunkel sein würde, schiene nicht das Licht seines Humors hell hinein. Hell und goldig, das Kleine und Kleinste mit seinem holden Schimmer umkleidend, daß wir es nun in seinem Wert und seiner Würde schätzen und verehren lernen. Und wieder einmal begreifen, wie sich das Große und Größte aus ihm aufbaut; unter anderem der preußische Staat nicht wäre, müßte er auf seine Poggenpuhls verzichten. Auf die Zähigkeit, mit der in so ganz verarmten Familien die Tradition heilig gehalten; die Kraft der Resignation, mit der die bitterste Entbehrung ertragen; die Großmut der Treue, mit der an dem Staate festgehalten wird, der für sie, die ihm ihren letzten Blutstropfen zu weihen jeder Zeit bereit sind, schlechterdings nichts thut.

Wie mißlich es um die realistische Kunst steht, die den Bund mit dem Humor verschmäht (vielleicht aus demselben Grunde, der manchmal den Kaiser verhindert, zu seinem Rechte zu kommen), kann man an nur zu weiten Partien unserer modernen Novellistik beobachten, nicht zum wenigsten an **J. R. zur Megedes** Roman **Unter Zigeunern.** (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Nicht als ob es diesem Autor, welcher, soviel ich weiß, erst ganz neuerdings in die Schranken getreten ist, an Talent fehlte! Ich spreche ihm sogar ein großes zu und will — im ganzen wenigstens — die Welt, die er uns zeigt — meinetwegen: das Stück Welt, le coin de la nature, um mit Zola zu sprechen — als richtig gesehen und richtig dargestellt gelten lassen. Aber wie trostlos häßlich ist diese Welt! Wie können wir uns beim besten Willen so gar nicht dazu bringen, an diesen Menschen herzlichen Anteil zu nehmen, ihre Lose fallen nun süß oder sauer! An diesen blasierten Männern mit den Tigerkrallen in den Glacéhandschuhen! diesen raffinierten Weibern, deren jedes Lächeln Lüge ist! Und dann — der Autor möge es mir verzeihen! — wenn ich auch, wie gesagt, die Richtigkeit seiner Zeichnung im allgemeinen willig zugebe, im einzelnen kann ich mich gelinder Zweifel nicht erwehren. Ich glaube doch, mein Berlin, in dem ich nun über ein Menschenalter wohne, auch einigermaßen zu kennen und bin insonderheit während der langen Zeit durch recht viele Salons gekommen; aber durch keinen, wie er ihn schildert und den er gewissermaßen zum Mittelpunkt seines Bildes macht. Anklänge an

solche, die ich seiner Zeit frequentierte, o ja, die finde ich; ich glaube sogar, ich könnte hier und da eine Person bezeichnen, die ihm Modell gesessen hat. Ich werde mich wohl hüten, es zu thun. Von ihren Zügen sind nur die genommen, die ihnen nicht gerade zur Schönheit gereichten, und noch dazu so vergröbert und verzerrt, daß aus dem Unschönen ein abschreckend Häßliches wird. Darüber will ich mit dem Autor nicht rechten; das ist eine Freiheit, die dem Dichter gestattet sein muß, oder er mag sein Metier nur aufgeben. Aber ich finde die Gesellschaft, die sich in dem „Salon Linker" versammelt, aus gar zu heterogenen Bestandteilen komponiert. Ich glaube nicht, daß die schöne, feinfühlige, im Grunde tugendhafte Frau Professor hineingehört, oder zum zweitenmal den schlanken Fuß über die Schwelle gesetzt hat. Vor allem bezweifle ich aufs äußerste den Einfluß, der diesen Herren Litteraten vierten und fünften Ranges zugeschrieben wird, und der so weit gehen soll, daß sie nach Belieben einen litterarischen Ruhm kreieren oder vernichten können. Es wäre auch schlimm, wenn sie es könnten; wenn die Hauptmann, Sudermann, Fulda ihre Kränze aus solchen Händen entgegennehmen, von solchen Händen zerrissen sehen müßten. Nein! es giebt Gott sei Dank noch Richter in Berlin; nur im „Salon Linker" verkehren sie nicht.

Die realistische Kunst hat ein zweites Mittel, ihre Gebilde von dem Odium des Banalen und im schlimmen Sinne Prosaischen, das ihnen nur zu leicht anhaftet (in den Augen vieler existiert es freilich nicht), zu erlösen: wenn sie nämlich versteht, das Dämonische, welches die Wirklichkeit viel öfter birgt, als es scheint, zu entdecken und zu entfesseln. Zola hat es — im Germinal z. B., in La bête humaine, in L'œuvre und sonst — meisterlich verstanden. Zur Megede streift in dem eben besprochenen Roman wiederholt daran. So hat Frau Lo in der infernalischen Kälte ihres Herzens etwas, das an das Dämonische grenzt; einen Schritt weiter, und die infernalische Region thäte sich uns voll auf.

Sie thut es in der Novelle **Kismet** (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), nach welcher der sie enthaltende Band trotz der zwei zugegebenen Piecen: **Frühlingstage in St. Surin** und **Schloß Combrowska**, mit Recht den Titel führt. In diesen beiden kommt das Landschaftliche: die Ufer des Genfersees dort, die Wüstenei unserer polnischen Grenzlande hier — sehr gut heraus, wie denn auch sonst in dieser Richtung eine der Hauptstärken unseres Autors liegt. Aber in den „Frühlingstagen" ist die Erfindung nicht eben originell, der novellistische Konflikt von keinem hervorragenden Interesse, die Lösung unschwer vorauszusehen. Im „Schloß" wird ein starker Ansatz zum Dämonischen gemacht, der eben schon um deshalb mißlingen mußte, weil — es ist eine Gespenstergeschichte — die spukenden Herrschaften uns nicht im mindesten interessieren.

Anders steht es mit „Kismet". Abgesehen von allem anderen haben wir es hier mit einer schön in sich abgerundeten Komposition zu thun, in der die Ausführung der einzelnen Teile nichts zu wünschen läßt. Die handelnden Personen — es sind eigentlich nur zwei — stehen mit greifbarer Klarheit vor uns: er, ein geschwenkter Kavallerieoffizier, der in dem abenteuerlichen Leben, das er nun zu führen gezwungen, mit einer Energie, durch die er sich unsere Teilnahme sichert, gegen den Untergang siegreich kämpfte und es schließlich zu einer bescheidenen bürgerlichen Stellung brachte. Nun kann er ein armes Mädchen heiraten, das ihn in seinem Glanze als schneidigen Steeple-Chase- und Manöverreiter gesehen, bewundert, geliebt hat. Aber ein Wurm nagt an der holden Blüte des jungen Eheglücks. Sie kann sich nicht vergeben, daß er durch sie in einer ihm unwürdigen Armut festgehalten, durch sie um eine Zukunft, die sie sich trotz alledem in höchstem Glanze ausmalt, gekommen sein soll. Das ist so menschlich, so echt weiblich. Sie liebt den Geliebten so, daß sie, wie sie selbst sagt, ihn aus der Alltagsmisere zu retten, ein Verbrechen begehen könnte. Und sie begeht das Verbrechen. Auf der Rückreise von Rom, wo er für sein Haus eine bedeutende Summe einzukassieren hatte, verspielt sie in Monte Carlo das Geld, das er ihr zur Bewahrung anvertraute, und nimmt sich, da ihr brennender Wunsch, ihn reich zu machen, in sein fürchterliches Gegenteil umgeschlagen, das Leben. Er versucht, die Schuld auf sich zu lenken, und folgt ihr freiwillig in den Tod. So denn hat sich sein „Kismet", sein Fatum, an das er, der alte Spieler, festiglich glaubt, als das Dämonische, Unwiderstehliche, des Menschenwillens Spottende ausgewiesen. Um so grausiger, als nicht er direkt das Unvermeidliche heraufbeschwört, sondern das geliebte Mädchen, das durch ihre Liebe ein Teil von ihm geworden ist, den seine Vergangenheit ein für allemal jenen Mächten ausgeliefert hat, von welchen Wallenstein sagt, daß keines Menschen Kunst sie vertraulich macht.

Wie vortrefflich diese Novelle ist und wie freudig man den Dichter zu ihr beglückwünschen darf, ich müßte fürchten, mein bißchen kritisches Renommee einzubüßen, hätte ich gar keine Ausstellungen zu machen. Die erste bezieht sich auf die Unwahrscheinlichkeit, ja, Unmöglichkeit, daß ein zum Tode verwundeter Mensch, dessen Stunden gezählt sind, bei einer Fiebertemperatur von vierzig Grad zu dieser ausführlichen, detaillierten, vortrefflich stilisierten, schriftlich-eigenhändigen Relation seiner Fata im stande sein soll. Es wird dem idealistischen Dichter so sehr verargt, wenn er „gesteigerte Gestalten" schafft; da darf man doch wohl von dem realistischen erwarten, daß er weder in den Voraussetzungen seines Werkes, noch im Werke selbst uns Dinge zumutet, bei denen selbst Judäus Apella, der Heilige der Leichtgläubigen, den Kopf schütteln müßte. Und ist es wahrscheinlich, daß der Held die Summe, die er in Rom auskassiert hat — 80000 Mark — bar bei sich führt? Und wenn hier nicht eine Anweisung an der richtigen Stelle gewesen

wäre — ist es motiviert, daß er seiner Melitta das Geld, von dem er sich sonst Tag und Nacht nicht trennt, anvertraut, weil er einen Spaziergang in die Berge machen will, während sie unwohl im Hotel zurückbleibt? Das schmeckt doch allzusehr nach Absicht, nach dem Streben, die Katastrophe quand même herbeizuführen.

Der mir freistehende Raum geht zu Ende. Ich möchte aber diese Plauderei ungern schließen, ohne eine Novelle erwähnt zu haben, die, was ihren ästhetischen Wert betrifft, sich wohl mit „Kismet" messen darf. Ich meine: **Die Siegerin** von Clara Sudermann. (Wien, Wiener Mode.) Die Dame, Hermann Sudermanns Gattin, tritt meines Wissens hier zum erstenmal mit einem Buche vor das Publikum; aber sie handhabt die spröde Form der Novelle mit einer Sicherheit und Gewandtheit, die eine vielfache Übung voraussetzen. Das sehr schwierige Thema: der Verrat der jüngeren an der älteren, von ihr, soweit sie lieben kann, geliebten Schwester — ist vorzüglich durchgeführt. Die Charakterzeichnung beider: der älteren, verheirateten, die ganz Sanftmut und Liebe, der jüngeren, welche in der Welt eine Auster sieht, die sie sich auf jeden Fall öffnen will, ohne Bruch und Tadel. Nicht minder die des Vaters Oberförster, dessen äußere Korrektheit mit seiner Herzenskälte so vortrefflich paktiert; des weichen, unentschlossenen Liebhabers, des brutal-egoistischen Gatten. Das ländliche Milieu: die Oberförsterei, der Wald, das adelige Gut trefflich herausgebracht. Dabei, wie es für den geschulten Novellisten heutzutage einfach obligatorisch ist, nirgends eine direkte Schilderung, nirgends eine grelle Farbe, alles in feinen Übergangstönen — symbolisch für die zwischen Gut und Bös, Kraft und Haltlosigkeit schwankenden Menschen. Jede Scene, ohne daß man den Umriß merkt, reinlich von der vorhergehenden, der folgenden sich sondernd; einzelne, wenn sie den Stoff dazu in sich tragen, von hinreißender Macht der Darstellung. So die unmittelbar vor der Hochzeit der jüngeren Schwester, als die ältere den geliebten Mann in den geschmückten, hell erleuchteten Zimmern allein findet; sie in unwiderstehlichem Drange sich zum erstenmal in die Arme sinken; ihr sittlicher Instinkt der Frau sagt, daß die Ehe, die da eben geschlossen werden soll, eine moralische Ungeheuerlichkeit, ein Verrat an dem Heiligsten ist; der Heroismus ihrer Liebe sofort nach dem einzigen Ausweg drängt, der ihnen bleibt; und der Feigling von Mann sich nicht zur Flucht entschließen kann, den Augenblick der Rettung versäumt und den nächsten herbeikommen läßt, der beide für immer elend macht — klein, wie die Scene ist, so groß ist sie gedacht, mit so — ich möchte sagen: elementarer Kraft ist sie ausgeführt.

Und das humoristische, das dämonische Element? Ich habe nicht gesagt, daß die realistische Dichtung es überall erfordert, sondern nur da, wo sie trivial zu werden droht.

Aber an der „Siegerin" ist nichts trivial, am wenigsten der Titel mit seiner schneidenden Ironie.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Litterarisches.

Die deutsche höhere Schule. Ein Versuch ihrer Umgestaltung nach den sittlichen, geistigen und socialen Bedürfnissen unserer Zeit von Arnold Ohlert. (Hannover, Carl Meyer.) — Der Berichterstatter befindet sich dem vorliegenden Werke gegenüber in einer schlimmen Lage, denn es enthält neben einer Fülle positiven Stoffes so viele Gedanken und Vorschläge, daß nicht ein Zehntel von ihnen in einer Zeitschrift erwähnt werden kann, die für Besprechungen verhältnismäßig knappen Raum übrig hat. So müssen wir uns mit dürftigen Andeutungen begnügen. Ohlert will dem Deutschen und den Naturwissenschaften den ersten Platz in unseren höheren Schulen anweisen. Die nationale Richtung der Schule soll durch den Unterricht im Deutschen, ihre moderne Richtung durch ausgiebigen Unterricht in den Naturwissenschaften gewährleistet sein. Damit allmählich das Dogma von der sprachlich-logischen Bildung verdrängt werde, verlangt der Verfasser die Errichtung von Versuchsanstalten, „welche den von der Schulkommission entworfenen Schulplan in allmählicher Entwickelung und in allen Einzelheiten auf seine praktische Brauchbarkeit zu prüfen hätten". Das Griechische soll ganz wegfallen, das Lateinische bedeutend beschränkt werden und nicht eher einsetzen, als bis die Knaben zur Vornahme des beim Spracherlernen unumgänglichen Abstraktionsprozesses hinreichend befähigt sind. Nur das Französische macht eine Ausnahme, sobald es durchaus induktiv betrieben wird. — Der erste Abschnitt des Buches ist einer Untersuchung der Begriffe der allgemeinen Bildung gewidmet, der zweite Abschnitt behandelt die Ausbildung des Verstandes, des religiösen, sittlichen und ästhetischen Gefühls. Die weiteren Kapitel haben es mit der praktischen Gestaltung des höheren Schulwesens, mit der äußeren Einrichtung, dem Unterrichtsstoff und seiner methodischen Verwertung zu thun. D.

* *
*

Ideale und Idealismus im Recht. Gedanken und Forderungen zur Hebung der Rechtspflege und des Richterstandes von Paul Schellhas. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Der Verfasser, getragen von einer idealistischen Auffassung des

Lebens und seiner wirtschaftlichen Formen, betont, daß alle Reformversuche in der Sphäre des juristischen Berufes vom Geist der Institution ausgehen und auf ihn hinarbeiten müssen. Das Recht fließt aus einer im Inneren des Volkes ruhenden Rechtsidee; die Gesetzgebung und ihre Vollstrecker müssen daher diesem Rechtsbewußtsein zu entsprechen suchen. Wenn die Jurisprudenz heute noch in gewissem Umfang eine Geheimwissenschaft ist, so soll sie nunmehr alles abstreifen, was sie vom wirklichen Leben der Gegenwart fernhält; wenn manche Richter heute Aktenmenschen sind, die mit gelehrten Ausdrücken und nach bureaukratischen Gepflogenheiten ihre Schablonenurteile herstellen, so sollen fernerhin lebendige, warm empfindende und klug denkende Persönlichkeiten des Richteramtes walten. Diese vortrefflichen, aber schwer erfüllbaren Forderungen verteidigt Schellhas in klarer und leicht verständlicher Darstellung. D.

* * *

Grundriß einer exakten Schöpfungsgeschichte. Von Hermann Habenicht. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — Indem der Verfasser von der verbreiteten Annahme ausgeht, daß die Erde durch Abkühlung aus einem glühend heißen Zustand sich entwickelt hat, nimmt er mehrere Krustenbildungen und eine wachsende Beteiligung des Wassers an. Nach dem Ende der Tertiärzeit bildeten sich nahe den Polen in den oberen spröden Schichten der Kruste Sprünge, die heutigen Fjorde, die untere zähe Schicht wurde ausgedehnt und so Europa vom nördlichen Amerika getrennt. Die Umbildung der Arten fand, wenn auch allmählich, doch verhältnismäßig ruckweise, mehr zu Anfang einer jeden Periode statt. In der posttertiären Zeit hat es fünf Hauptperioden gegeben, deren letzte durch Entsumpfung und Austrocknung der Kontinente, Rückzug der Gletscher, Ausbildung der heutigen Flußthäler u. s. w. gekennzeichnet ist. — Das Buch, das aus vielen kleinen Aufsätzen zusammengesetzt ist, zeichnet sich durch streng sachliche Darstellung und vortrefflich erläuternde Abbildungen aus. D.

* * *

Unter dem Gesamttitel **Kennst Du das Land?** erscheint im Verlage von C. G. Naumann in Leipzig eine Serie von Schriften über Italien von den bewährtesten Kennern des gesegneten hesperischen Landes. Es liegen bis jetzt sieben hübsch ausgestattete Bändchen vor, deren Verfasser Julius R. Haarhaus, Paul Heyse, Woldemar Kaden, G. Naumann, Hektor Frank, Gustav Floerke und Richard Voß schon hinlänglich für die Bedeutung des Ganzen bürgen. Der Inhalt variiert zwischen poetischen Darbietungen und Schilderungen von Land und Leuten; so giebt Paul Heyse das Trauerspiel „Die Fornarina", Gustav Floerke unter dem Titel „Sommerfäden" allerlei Beobachtungen aus der Romagna, wie sie das Künstlerauge dort schaut und erspürt, R. Haarhaus geht „Auf Goethes Spuren in Italien", und Woldemar Kaden bietet als „Volkstümliches aus Süditalien" ungemein charakteristische Schilderungen, bei denen herzerquickender Humor und echt deutsche Gesinnung mit der Liebe zu dem schönen Süden Hand in Hand gehen.

In einem reich und schön illustrierten Buche **Spaziergänge in Süd-Italien** hat Ludwig Salomon in der Schulzeschen Hofbuchhdlg. in Oldenburg eine Anzahl vortrefflich geschriebener Studien erscheinen lassen, die sich mit Rom und der neapolitanischen Gegend beschäftigen, gründliche Kenntnisse und begeisterte Anschauung verbindend. In Neapel führt er den Leser auch zu der herrlich gelegenen und den meisten deutschen litterarischen Italienreisenden bekannten Hochburg, woselbst Woldemar Kaden seit langer Zeit haust. Mehrere der Aufsätze von Salomon erschienen zuerst in den „Monatsheften" und werden unseren Lesern gewiß erinnerlich sein. G.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Herrenmoral.

Novelle

von

Ernst Wichert.

II.

Wenige Stunden später schrieb die Gräfin ein kurzes Billet und schickte es durch einen ihrer Diener sofort ab. Es war adressiert: „An Herrn Geheimen Medizinalrat Dr. von Eschersleben.“ Es sollte auf Antwort gewartet werden.

Sie lautete: „Gnädigste Gräfin! Ich stehe heute um halb fünf Uhr zu Ihrer Verfügung, bitte aber die Zeit pünktlich einzuhalten, da um fünf Uhr meine Sprechstunde beginnt und ich zu meinem großen Bedauern dann außer stande wäre, Ihnen einen Vorzug einräumen zu können.“

Frau von Simmen erschrak, als Isolde auf vier Uhr den Wagen zu einer Ausfahrt befahl.

„Wir können aber doch nicht ohne die Erlaubnis des Arztes ...“

Die Gräfin wies diesen gutgemeinten Einwand mit ungewohnter Strenge zurück. Sie sei am Ende alt genug, selbst prüfen zu können, was ihr nütze oder schade; gerade um die Konsultation eines Arztes handle es sich, eines Specialisten freilich. Näheres erfuhr die besorgte Dame nicht. Ihre Begleitung wurde kurz abgelehnt: in längstens einer Stunde sei sie wieder zurück.

Professor von Eschersleben war ein berühmter Psychiater und sehr beliebter Frauenarzt. Er erfreute sich einer Kundschaft aus den höchsten Kreisen, in denen ja allerhand Nervenleiden nur zu gewöhnlich sind, und galt ihnen schon wegen seiner Zugehörigkeit zur Aristokratie und gefälligen Formen als der erwünschte Vertrauensmann. Er empfing die Gräfin in dem kleinen zur Familienwohnung gehörigen Salon neben dem eigentlichen Sprechzimmer.

„Was verschafft mir die besondere Ehre Ihres Besuchs, gnädigste Gräfin?“ fragte er, sie auf ein kleines Sofa nötigend, das in der Fensternische stand. „Ich mußte annehmen, daß er dem Arzt galt, sonst hätte ich mir erlaubt —“

„Ich danke Ihnen für die schnelle Berücksichtigung meines Wunsches,“ fiel Isolde ein, ihm nochmals die Hand reichend. „In der That suchte ich den erfahrenen Arzt auf. Nicht meinetwegen — so leidend ich mich auch seit einiger Zeit fühle. Mich beun-

ruhigt augenblicklich mehr der Zustand einer — einer lieben Freundin. Ich halte ihn nicht für normal und weiß doch nicht recht ... Aber ich darf darüber nur sprechen, wenn Sie mir erlauben, den Namen zu verschweigen."

Der Professor verbeugte sich auf dem Sessel mit kaum merklichem Lächeln. Es mochte ihm nichts Neues sein, einer lieben Freundin wegen um Rat angegangen zu werden, deren Namen verschwiegen bleiben sollte.

„In diesem Falle möchte ich mir zunächst eine allgemeine Frage gestatten," fuhr Isolde fort. „Halten Sie es für denkbar, daß jemand, der bei ganz klarem Verstande ist, doch — irrsinnig sein könnte?" Das Wort auszusprechen, schien ihr Anstrengung zu kosten.

Der Professor hob rasch den Kopf und zog aufmerksam die Augenbrauen auf. „Ah, deshalb. — Irrsinn ist immer das Ergebnis einer geistigen Störung," antwortete er, „aber sie versteckt sich dem Laien oft. Es kann jemand bei ganz klarem Verstande scheinen und in den gewöhnlichen Lebensbeziehungen auch sein, der doch an irgend einer vielleicht schwer zugänglichen Stelle einen geistigen Defekt hat."

„Man pflegt eine Freundin sehr genau zu beobachten," sagte die Gräfin, vor sich hin auf den Teppich blickend. „Ich habe da nie eine Unordnung bemerkt. Sie hat ein sehr sicheres Urteil, und es bewährt sich namentlich auch, wenn sie sich selbst zum Gegenstand der Betrachtung nimmt. Dann vielleicht gerade am zutreffendsten. Ich möchte sagen, es ist ihr Unglück, daß sie einen so hellen Geist hat, der in alle verborgensten Winkel ihrer Daseinsmöglichkeit hineinleuchten möchte und auch wirklich hineinleuchtet. Wenn dieses geistige Nachspüren aller geheimsten Lebensregungen nicht selbst schon die Krankheit ist ..."

Sie senkte, während sie sprach, den Kopf immer tiefer, so daß der Professor jetzt das Gesicht unter dem breiten Hut nicht mehr sehen konnte. „Das wäre unter Umständen nicht ausgeschlossen," bemerkte er.

Die Schulter der Gräfin zuckte ein wenig. „Das Erkenne-dich-selbst ist aber doch die Mahnung eines sehr weisen Mannes," wendete sie leise ein.

„Es darf nur nicht zur quälerischen Grübelei ausarten," antwortete der Arzt.

Sie wiegte den schönen Kopf, hob ihn, schlug ein paarmal die Augen auf, um sie gleich wieder zu senken, und strich den Handschuh über den Fingern glatt. Dann fragte sie wie nach einem schnellen Entschluß: „Machen Sie überhaupt einen Unterschied zwischen einer Störung des Geistes und einer geistigen Störung?"

„Sie selbst scheinen ihn machen zu wollen," entgegnete er vorsichtig.

„Ich — ja — ich meine ..."

„Sprechen Sie sich darüber aus, gnädigste Gräfin; wir werden uns dann um so besser verständigen."

„Ich meine, der Mensch ist Körper und Geist. Erschöpft sich darin sein Wesen, so wäre alles an ihm geistig, was nicht körperlich ist. Und das mag wohl auch richtig sein. Dann aber läßt sich doch aus dem Geistigen das ausscheiden, was wir im besonderen Geist nennen: Verstand und Vernunft. Wären also nicht geistige Störungen denkbar auch bei voller Gesundheit des Geistes, in diesem engeren Sinne?"

„Namen nennen das Ding schwer," rief der Professor aus, ohne doch den Blick von ihren immer etwas scheuen Augen abzuwenden. „Die Verstimmung der Nerven äußert sich in tausenderlei Gestalt. Vielleicht operieren wir besser mit dem Begriff Seele. Darunter können wir ja die ganze denkende und empfindende Persönlichkeit verstehen. Eine seelische Störung, meinen Sie, wäre wohl denkbar ohne eine geistige. Nicht so?"

Isolde atmete rascher. „Eine seelische Störung — ja. Dieser Ausdruck könnte die Sache treffen. Es ist in dem normalen Empfinden etwas gestört, und die klarste Erkenntnis erweist sich als ohnmächtig, diese Störung zu beseitigen."

„Ihre — Freundin wäre also nach Ihrer Meinung gemütskrank?"

„Doch nicht — ich glaube nicht. Sie schätzt wenigstens den Einfluß trauriger und heiterer Ereignisse ganz richtig, leidet nicht an unerklärlichen Schwermutsanfällen, fühlt sich gegen ihre Mitgeschöpfe nicht zurückgesetzt und neigt auch nicht zu pessimistischen Anschauungen."

„Dann aber —"

Die Gräfin blickte schnell auf. In ihren Augen leuchtete es jetzt blitzartig. „Was ich von Ihnen wissen möchte ...“ sagte sie und stockte gleich wieder. „Es mag Ihnen sehr närrisch erscheinen, aber mit einem spöttischen Lächeln ist es nicht abzuthun.“

„Ich werde mich hüten.“

„Also ... das Wort Gemüt hat für mich einen sentimentalen Klang. Es ist wieder so etwas Zusammengesetztes, dem der Dichter vielleicht eher beikommt, als der Arzt. Aber vom Gefühl läßt sich mit ihm sprechen. Das Gefühl ist einer der fünf Sinne. Es kann gesund und krank sein. Zunächst der bloße Tastsinn. Daran denke ich natürlich nicht. Aber auch das ganze menschliche Vermögen, ein Verhältnis zu äußeren Einwirkungen geistiger Natur finden zu können ohne Befragung des Verstandes. Denken und Fühlen setzen wir auseinander, Kopf und Herz.“ Sie beugte sich vor und sprach im Flüsterton: „Wäre nun nicht in derselben Weise ein Irrsinn des Gefühlsvermögens denkbar, wie ein Irrsinn des Denkvermögens? Das wollte ich von Ihnen wissen.“

Der Professor schien nur aufmerksamer zuzuhören, aber sein Blick hatte dabei doch etwas eigentümlich Forschendes, das der Gräfin nicht entging und sie nötigte, die Augen niederzuschlagen. „Eine unglückliche Herzensneigung,“ sagte er, „ist leider die sehr häufige Ursache von Geisteskrankheit. Sollte die Freundin —“

„Geisteskrankheit!“ rief Isolde scharf abweisend. „Ich bemerkte schon ... Nein, Sie verstehen mich nicht. Läßt sich denn nicht jedes Vermögen für sich selbst nehmen? Kann nicht lediglich das Gefühlsvermögen die allgemeine Fähigkeit verlieren, sich seiner in der richtigen Weise zu bedienen, wie wir dies vom Denkvermögen wissen. Und wäre nicht ein solches — Wahngefühl auch eine Art Wahnsinn?“

„Ich bin erstaunt über die Subtilität Ihrer Unterscheidungen, gnädigste Gräfin,“ versicherte der Professor, indem er sich ihr näherte. „Ich glaube Ihre Meinung zu fassen. Sie wollen den Einzelfall einer Herzensverirrung, die möglicherweise nur eine vorübergehende nervöse Erregtheit, möglicherweise auch eine Umnachtung des Geistes herbeiführen kann, hier ganz außer acht lassen und denken sich als Folge — oder vielleicht auch ohne solche Ursache — ein Tollwerden des Gefühls bei völlig intakter Verstandesthätigkeit, die nur ihren Machteinfluß verloren hat.“

Die Gräfin nickte eifrig. Ihr Gesicht war erhitzt.

„Und darf ich nun auch wissen,“ fuhr er fort, „in welcher Weise sich dieses Wahngefühl, wie Sie es nennen, äußert?“

„In Wahnvorstellungen der Phantasie, die sich aber nur in Bildern zu erkennen geben, manchmal nur in Farben, oder auch in bloßen Lichterscheinungen — immer ein Begehren anregend, das unvernünftig ist. Und dann — in einer vollkommenen Gleichgültigkeit gegen den ethischen Wert dieses Begehrens, während der Verstand doch die Unsinnigkeit und Verderblichkeit ganz klar erkennt. Das ist eben das furchtbar Beängstigende, daß Einsicht und Gefühl sich ganz getrennt haben, das Gefühl in einer Art von Größenwahn kein Gesetz mehr anerkennt und allein die Zügel der Herrschaft meint an sich reißen zu können.“

„Für wen beängstigend? Für den freundschaftlichen Beobachter, oder für die Kranke selbst?“

„Für sie selbst, denn sie ist sich ja über ihren Zustand ganz klar.“

„So — so. Darf ich fragen, in welchem Alter die Dame steht?“

„In meinem Alter.“

„Und sie ist unverheiratet?“

„Ja.“

„Eine unglückliche Liebe ist doch wohl der Entstehungsgrund —“

„Nicht, wie Sie's wahrscheinlich meinen. Einer Heirat steht nichts im Wege. Das Unglück ist nur, daß sie sich zu ihr — aus sittlichen Bedenken — nicht entschließen kann. Mehr darf ich darüber nicht sagen.“ Sie zupfte unruhig an den Fingerspitzen des Handschuhes. Die langen Augenwimpern waren fortwährend in Bewegung.

Der Professor beobachtete sie eine kleine Weile. „Würde sich die Dame — auf Ihren Rat — einer ärztlichen Kur unterwerfen?“ fragte er dann.

„Vielleicht,“ antwortete Isolde unsicher. „Wenn ich gewiß wäre, daß Sie ein Mittel wüßten ... Ich habe an die Möglichkeit

gedacht, daß durch Hypnotismus, wovon jetzt so viel die Rede ist —"

„Hypnotismus!"

„Sie glauben nicht daran?"

„O doch! Fahren Sie nur fort."

„Wenn es gelingen könnte, durch eine Suggestion jene Bedenken dauerhaft einzuschläfern, oder ihr Gefühl von dem Gegenstande, der es verwirrt, abzulenken ... darüber wollte ich mir eben Ihr sachverständiges Gutachten erbitten."

„Zu einem Versuch dieser Art wäre jedenfalls die Zustimmung der kranken Dame erforderlich."

„Und Sie wären überzeugt, daß eine Heilung ..."

Der Professor stützte das Kinn in die Hand und sah sie scharf an. „Ich möchte sie eher von einer kräftigen Selbstsuggestion erwarten," sagte er, wie zu sich selbst sprechend. „Es fragt sich nur, ob der Einsicht ein genug starker Wille beisteht —"

„Kann man sich den geben?" fragte Isolde sichtlich erregt. „Und was ist eine Selbstsuggestion anders als die verstandesmäßige Einwirkung auf das rebellische Gefühl, die schon ganz vergeblich versucht ist?"

Eine Uhr schlug im Nebenzimmer. Herr von Eschersleben erhob sich. „Gnädigste Gräfin," sagte er mit einer Verbeugung, „ich bedaure, dieses interessante Gespräch für heute abbrechen zu müssen. Sie erlauben mir wohl, mich morgen bei Ihnen zur Einholung speciellerer Information zu melden. Es wäre gut, wenn ich die Dame, um die Sie so freundschaftlich besorgt sind, wie zufällig bei Ihnen treffen könnte. Ich würde dann wahrscheinlich festzustellen im stande sein, ob die genügende Empfänglichkeit für ein hypnotisches Heilverfahren —"

„O, bemühen Sie sich nicht weiter," unterbrach die Gräfin, indem sie nun ebenfalls aufstand. „Ich glaube mich schon überzeugt zu haben, daß es doch keinen Erfolg haben könnte."

„Aber zu dieser plötzlichen Mutlosigkeit sehe ich doch durchaus keinen Grund."

Sie legte hastig ein geschlossenes Couvert auf den Tisch. „Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen," sagte sie, ohne aufzublicken. „Es war gewiß sehr thöricht ... Aber ich danke Ihnen. Ich weiß nicht, wie ich auf den Einfall kam — man ist manchmal zu rasch. Verzeihen Sie."

Sie ging mit eiligen Schritten nach der Thür, als ob sie dem Professor entfliehen wollte. Er begleitete sie. „Aber, gnädigste Gräfin —" Sie drückte ihm die Hand und huschte fort.

Er wiegte den Kopf. „Ei — ei — ei! was ist das?" In seinem Arbeitszimmer setzte er sich, bevor er Patienten eintreten ließ, an den Schreibtisch und warf mit fliegender Feder einige Zeilen auf ein Blatt Papier. „Verehrter Herr Graf! Sie stehen, wie ich weiß, der Gräfin Czorski-Marchenfeld als väterlicher Freund nahe. Ich habe dringende Veranlassung, Sie um eine Unterredung, dieser verehrten Dame wegen, die mich eben verließ, zu ersuchen und bitte um Anzeige der Stunde."

Den Brief adressierte er an Herrn Geheimen Legationsrat von Tauern.

Dann drückte er auf die Glocke.

* * *

Am nächsten Tage gegen Mittag erschien der Rittmeister im Paradeanzuge, den Helm in der Hand und die Brust mit allen den Orden geschmückt, die er an den fremden Höfen mit leichter Mühe eingeheimst hatte. Er sah trefflich aus.

Frau von Simmen empfing ihn, augenscheinlich in großer Aufregung. „Aber was in aller Welt ist denn gestern geschehen?" fragte sie.

Er lächelte geheimnisvoll, aber sehr vergnügt. „Die gnädigste Gräfin befindet sich hoffentlich wohl?" gab er die Frage zurück. „Haben Sie die Gewogenheit, mich ihr zu melden."

„Sie wissen nicht —" rief die alte Dame. „Aber wie sollten Sie auch? Es ging ja alles so über Hals und Kopf. Die Gräfin ist heute früh abgereist."

„Abgereist?" Das Erstaunen malte sich auf seinem plötzlich bleichen Gesicht.

„Ja, abgereist. Und nicht einmal mich hat sie mitnehmen wollen, so leidend sie offenbar war. Auch keinen von der Dienerschaft. Ganz allein wollte sie bleiben."

„Und wohin ..."

„Auch das erfuhr ich nicht. Sie ist mit

dem Münchener Zuge abgefahren — ich vermute, sie wird Schloß Hoheneck einen Besuch abstatten. Aber aus Andeutungen zu schließen —"

„Sprechen Sie, sprechen Sie!"

„Mein Gott, es macht mich ganz verwirrt. Sie schien an eine weitere Reise zu denken, versah sich sehr reichlich mit Geldmitteln. Sie wolle einen Ort aufsuchen, sagte sie, an dem sie von keinem Menschen gekannt werde, unter fremdem Namen ... Ich bitte Sie, was soll das alles? Sie hat mitunter so excentrische Einfälle ... Aber es muß gestern etwas ganz Ungewöhnliches geschehen sein, Herr Baron. Ich glaubte von Ihnen erfahren zu können —"

„Und hat sie nichts zurückgelassen?"

„Einen Brief an den Herrn Geheimen Legationsrat, den ich natürlich sofort habe abgeben lassen. Und dieses Couvert mit Ihrer Adresse." Sie nahm es von der Spiegelkonsole. „Es sollte damit gewartet werden, bis Sie kämen."

„Geben Sie!" Er nahm ihr das Couvert eilig aus der Hand, das wie ein Säckchen aufgebauscht war. Der Inhalt fühlte sich weich und kühl an.

„Es duftet nach Rosen," bemerkte Frau von Simmen.

Der Freiherr erschrak sichtlich. Schon gleich nach seinem Fortgehen war ihm schwer aufs Gemüt gefallen, daß er die Rose nicht mitgenommen hatte. Es war ihm aber nicht zulässig erschienen, nochmals zurückzukehren oder sie sich durch den Diener ausbitten zu lassen. Er wagte nicht, das kleine Päckchen in Gegenwart eines Dritten zu öffnen, steckte es ein und sagte nur: „Ich danke Ihnen. Wahrscheinlich ein Scherz — ich vermute so etwas."

Er empfahl sich mit einem Handkuß.

Sobald er allein war, riß er das Couvert auf. Es lagen halbwelke Rosenblätter darin, von gelblicher Farbe. Auf einem weißen Kärtchen stand von der Hand der Gräfin geschrieben: „Rosa Dorn. P. p. c."

Was bedeutete das? Es hätte der Name der Absenderin sein können. Aber er wußte doch, daß die Gräfin — Unzweifelhaft sie. Was war denn geschehen? Warum Abschied nehmen? Und unter fremdem Namen!

Ah —! Wenn sie ein Inkognito wählte, um ihn — Es schien eine Richtung gegeben, ein Weg, ein Ziel. Die Frist, die sie sich vorbehalten hatte, lief Ende der nächsten Woche ab. Sollte er sich die Entscheidung in Hoheneck holen? Oder wo sonst? Rätselhaft, alles rätselhaft.

Auf dem Tisch lag ein Billet in rosa Papierumschlag. Die Aufschrift war von einer kritzeligen Frauenhand. Er hob es auf und warf es mit einer Gebärde des Unwillens in eine offene Schieblade. „Jetzt — jetzt! das ist vorbei." Ein moschusartiger Duft schwebte vom Tisch auf.

Er begab sich sogleich zum Grafen Tauern, von dem er meinte einen Wink erhalten zu können. Er fand ihn sehr beunruhigt durch Isoldes Brief, der vor ihm lag. „So ist sie wirklich abgereist," rief er, nachdem der Freiherr ihm kurz mitgeteilt hatte, weshalb er käme. „Und bevor ich noch Herrn von Eschersleben sprechen konnte, bei dem sie gestern gewesen ist —"

„Wohin aber, wohin?"

Der Graf versicherte, es nicht zu wissen. Der Brief gebe darüber keine Auskunft. Er müsse glauben, daß sie absichtlich ihr Reiseziel geheim halten wolle, um sich ganz der Einwirkung von Personen zu entziehen, deren Wünsche sie nicht erfüllen könne."

„Darf ich wissen, an wen Sie dabei denken?" fragte der Freiherr.

„Gerade heraus, in erster Linie an Sie selbst," antwortete der Graf. „Ich glaube richtig zu vermuten, daß Isolde einer peinlichen Auseinandersetzung mit Ihnen aus dem Wege gehen wollte. Sie werden das sehr begreiflich finden —"

„Durchaus nicht. Es war gar kein Grund dazu."

„Sie schreibt mir mit klarsten Worten, daß sie entschlossen sei, unvermählt zu bleiben. Ich folgere daraus wohl mit Recht, daß Sie so wenig Hoffnung haben als ein anderer."

Der Freiherr richtete die hünenhafte Gestalt stolz auf. „Isolde liebt mich," sagte er, als sei damit alles gesagt.

„Vielleicht um so mehr ein Grund zu dieser fluchtartigen Entfernung," bemerkte der alte Herr unvorsichtig oder um eine Aussprache herbeizuführen.

Rippen hielt an sich. „Wie verstehen Sie

das?“ fragte er nur mit etwas scharfem Ton.

Der Geheime Rat hüstelte in die vorgehaltene langfingerige Hand. „Lieber Herr von Rippen — Gräfin Isolde hat über gewisse Dinge sehr strenge Ansichten.“

„Sie meinen?“

„Es wäre mir lieb, wenn Sie sich mit dieser Andeutung begnügen wollten.“

„Ich werde verlangen, daß Sie sich deutlicher erklären, Herr Graf.“

„Warum aber — wenn doch der Entschluß der Gräfin, wie ich nicht zweifle, unerschütterlich ist.“

Der Freiherr klopfte unwillig mit der Fußspitze den Boden und warf den blonden Bart nach rechts und links. „Herr Graf,“ sagte er, „Sie wissen nicht, was ich seit gestern über jeden Zweifel hinaus weiß.“

Der Geheime Rat zog ein wenig die Schultern auf. „Der Brief“ — er zeigte mit der Hand darauf — „ist letzte Nacht geschrieben.“

Es entstand im Gespräch eine Pause. Der Graf schien zu erwarten, daß der Rittmeister sich verabschieden werde, und stand neben seinem Stuhl, den Arm auf die Lehne gestützt. Dieser aber überlegte nur, ob und wie er weiter vorgehen solle. Endlich sagte er verbissen: „Ich will nicht fürchten, daß mich jemand verleumdet hat.“

Der alte Herr nahm den Handschuh auf. „Verleumdet?“ wiederholte er, das glatte Kinn hebend. „Man verleumdet ja wohl nur, wenn man wissentlich die Unwahrheit sagt.“

„Der Denunziant ist so verächtlich wie der Verleumder,“ warf der Freiherr schneidig ein.

Der Geheime Rat verbeugte sich kaum merklich. „Gegen diesen allgemeinen Satz ist nichts einzuwenden,“ bemerkte er kühl.

Wieder nach einer Minute Schweigens sagte der Rittmeister ruhiger: „Herr Graf, es hat den Anschein, daß der verehrten Dame nicht unbekannt geblieben ist, was ich freilich zu wenig bemüht gewesen bin, geheim zu betreiben, als daß notwendig eine boshafte Zuträgerei vorausgesetzt werden müßte. Ich behalte mir das letzte Wort dieserhalb vor. Für jetzt möchte ich aber doch — gerade dem ältesten Freunde der Gräfin und einem hochgeachteten Manne gegenüber — nicht unbemerkt lassen, daß ich bisher niemand über mein Thun und Lassen Rechenschaft schuldig war, daß ich mich aber selbstverständlich für verpflichtet hielt, von dem Augenblick ab, der mir ein neues, glücklicheres Dasein an der Seite einer geliebten Gattin verhieß, mit der Vergangenheit abzuschließen und alle Brücken von daher abzubrechen. Bei einem Manne, der das Leben kennt, habe ich auf Verständnis dieser Erklärung zu rechnen. Ich darf Sie aber auch wohl bitten, von derselben — in geeigneter Form — an der Stelle Mitteilung zu machen, für die sie bestimmt ist, sobald sich eine Gelegenheit dazu ergiebt. Darf ich?“

Der Graf nickte. „Sie wird sich kaum ergeben können.“

„So ist es vielleicht Freundespflicht, sie herbeizuführen. Ich sage Ihnen nochmals: Isolde liebt mich.“

Herr von Eschersleben wurde gemeldet. Der Freiherr nahm kurzen Abschied und ging. Eine Stunde darauf war er bei seinem Oberst und erbat sich einen längeren Urlaub. Er wurde gewährt.

Als der Medizinalrat den Grafen verlassen hatte, saß dieser lange aufgestützt und starrte in seine Akten hinein. „Wenn er recht hätte —! Und was thun?“

* *
*

In der Via Garibaldi, welche sich von der alten Stadt San Remo nicht weit vom Meergestade gegen Osten hin erstreckt, liegen in einem Garten von schöngewachsenen Palmen nahe beieinander zwei Villen, die sich in ihrer äußeren Gestalt und wohl auch in ihrer inneren Einrichtung sehr ähnlich sehen.

Es wird erzählt, daß zwei Freunde, die in langer gemeinsamer Arbeit zu Vermögen gekommen, sie absichtlich so gleichartig für sich und ihre Familien erbaut haben, um in naher Gemeinschaft gleichsam in einem einzigen Besitz auszuruhen, daß sich aber auch ihnen das Sprichwort bewährt habe, man wandele nicht ungestraft unter Palmen, und daß dann infolge von allerhand Streit und Hader, die ihnen diesen paradiesischen Ort zur Hölle gemacht hätten, sehr bald die Ver-



Ill. D. Monatshefte. Mai 1897. Zu Meißner: Tizians Leben und Schaffen.

Tizian: Himmelfahrt Mariä. (Venedig, Akademie.)

äußerung um jeden Preis zur traurigen aber doch erlösenden Notwendigkeit geworden sei. Es ist möglich, daß dieses Geschichtchen von Leuten, die den wirklichen Begebenheiten ganz fern standen, frei erfunden ist, um sich und einigen Leichtgläubigen den sonderbaren Bau zu erklären (wie ja so viele Sagen unzweifelhaft der Lokalität ihr Entstehen verdanken), so viel aber steht fest, daß über die beiden Villen mit ihrem Palmengarten jetzt ein deutsches Fräulein verfügt, das einzelne Zimmer und kleine Wohnungen möbliert an Pensionäre vergiebt, die dort trefflich aufgehoben sind. In der Villa links befindet sich unten das zum Speiseraum eingerichtete Eckzimmer, nicht groß, aber recht deutsch gemütlich. Die Herrschaften, die in der Villa rechts wohnen, finden es nicht lästig, die wenigen Schritte über den sauberen Kiesboden zu den gemeinsamen Mahlzeiten zu gehen, können aber auch ihren Kaffee und allenfalls ein einfaches Abendessen in ihren Zimmern haben. Das Fräulein ist die Liebenswürdigkeit selbst und kommt den Wünschen der Gäste so weit entgegen, als dies mit der Hausordnung irgend verträglich ist.

Im Sommer sind die beiden Häuser meist geschlossen; die Inhaberin selbst sucht einen Ort höher hinauf im Gebirge auf, um der lähmenden Hitze zu entgehen, oder benutzt die freie Zeit zu einem Besuch in der deutschen Heimat. Die eigentliche Saison beginnt nicht vor der zweiten Hälfte des Oktober, wenn nicht erst im November, wie überall an der Riviera. Die Fremden pflegen dann erst einzutreffen, um sich im Winter an der italienischen Sonne zu wärmen. Die trefflichen Seebadeinrichtungen sind meist nur von Einheimischen benutzt, wie man ja auch bei uns in Deutschland vom Lande nach der See zieht, wenn man sich diese Erfrischung gönnen darf. Es kommt dann vor, daß die Villen auch in der heißen Jahreszeit begehrt sind, und das Fräulein es dann gut ökonomisch findet, sich den Verdienst nicht entgehen zu lassen. Auch ein verspäteter oder verfrühter Tourist findet dann wohl für ein paar Tage das erwünschte Unterkommen.

So war es nun auch in diesem Sommer geschehen, daß die beiden Villen nur für wenige Wochen hatten geschlossen werden müssen. Als eines Tages gegen Abend eine deutsche Dame mit einem kränklich aussehenden Knaben und einer Dienerin aus der Richtung von Nizza her anlangte und sich nach der Via Garibaldi fahren ließ, klopfte sie nicht vergeblich an. „Es ist ein recht merkwürdiges Jahr," sagte die freundliche Wirtin. „Mein kleines Haus scheint nicht leer werden zu wollen, und ich werde mich wohl darein fügen müssen, diesmal nicht den Schlüssel abziehen zu können, um auch meine Erholung zu suchen. Erst hatte ich nur eine sehr wohlhabende italienische Familie hier zum Badeaufenthalt; es war eine Gefälligkeit, daß ich ihretwegen blieb. Sie zog aber andere nach sich, so daß eine Zeit lang wahrhaftig beide Villen wie im Winter gefüllt waren. Dann verlief sich freilich der Schwarm, aber es waren nun wieder andere Umstände, die mich bestimmten, vorläufig die Wirtschaft nicht aufzulösen. Wenn man von den Fremden lebt, darf man's mit seiner Bequemlichkeit nicht so genau nehmen."

„Haben Sie auch jetzt noch Gäste außer uns?" fragte die Dame.

„Wenige, meist Passanten von allen Nationalitäten. Aber ein Fräulein hat sich gestern von Monte Carlo zu unbestimmtem Aufenthalt angemeldet, und drüben wohnt ein deutsches Ehepaar nun schon seit mehreren Wochen und scheint sich bei mir so wohl zu fühlen, daß es sich noch immer nicht zum Abzug entschließen kann, obgleich die Hitze manchmal schon fast unerträglich wird. Es müssen reiche Leute sein, denn sie haben für sich die ganze Villa drüben in Beschlag genommen und bezahlen sie, als ob sie nicht nur den ersten Stock benutzten. Die Dienerschaft habe ich stellen müssen, und es sollten Italiener sein, die kein Wort Deutsch verständen. Das hat sich ja leicht schaffen lassen. Etwas wunderliche Herrschaften! Schon daß sie es in dieser Zeit hier aushalten, wo San Remo den Fremden gar nichts bietet, und auch selten aus dem Hause kommen, außer abends spät zu einer Spazierfahrt. Der Herr ist augenblicklich verreist, wird aber morgen schon zurückerwartet. Ein früherer Offizier, denke ich. Die Frau ist sehr schön, aber anscheinend etwas leidend, wenn auch nicht brustkrank. Sie hat schon meine ganze kleine Bibliothek ausgelesen und kauft

dem Buchhändler im Ort alles ab, was irgend einen Namen hat. Er hat freilich nicht viel auf Lager."

„Wie heißen sie?"

„Ja, eingeschrieben sind sie als Partikulier Dorn und Frau Gemahlin aus Wien. Sie sprechen aber nicht wienerisch und sehen mir für den bürgerlichen Namen eigentlich zu vornehm aus. Aber was geht's mich an? Die Polizei verlangt nicht mehr als eine einfache Meldung, und ich habe gewiß keinen Grund, mir Papiere vorlegen zu lassen. Es kann ja auch so ganz richtig sein — Briefe empfangen sie nie. Das ist auch merkwürdig, nicht wahr? Aber da fällt mir ein, daß ich Ihnen auch gleich das Buch vorlegen kann, gnädige Frau. Es eilt zwar nicht, ist aber doch so einmal in der Ordnung. Schreiben Sie nur ein, was Ihnen gefällt."

Die Dame lächelte. „Ich habe gar keine Veranlassung, mich zu verleugnen. Sie schrieb: „Verwitwete Ludmilla von Engern mit Sohn und einer Dienerin," dazu ihren Heimatsort.

„Wollen die gnädige Frau das Abendessen hier einnehmen?" fragte die Wirtin.

„Gewiß. Ich mache nicht gern Umstände."

„Die Tafel wird sehr klein sein. Mit einiger Bestimmtheit kann ich Ihnen nur einen Rumänen, einen kürzlich aus Südamerika angelangten Portugiesen und eine Engländerin versprechen, die in Monte Carlo ihr Geld verspielt hat und hier auf einen Londoner Wechsel wartet, der sie wieder flott machen soll. Sie sprechen aber alle französisch."

„Und die Dame von drüben?"

„Ach! Frau Dorn. Ja, das ist immer zweifelhaft. Seit der Herr Gemahl verreist ist — übrigens zum erstenmal —, bestellt sie gewöhnlich den Thee aufs Zimmer. Beim Diner freilich — wir leben hier nach deutscher Sitte, also zwischen ein und zwei Uhr — pflegt sie nicht zu fehlen. Abends muß ich ihr regelmäßig das Fremdenbuch hinüberschicken, auch sonst schon. Die Herrschaften wünschen sich wahrscheinlich vorher zu informieren, wen sie hier treffen werden. Bisher haben sie die Mittagstafel noch nie abgesagt. Es ist ja am Ende auch die einzig amüsante Stunde vom Tage."

Frau von Engern wußte nicht, ob sie aus diesen Reden des Fräuleins einen versteckten Sinn heraushören sollte, oder alles wirklich ganz so unschuldig gesagt war, wie es klang. Das Ehepaar ging sie ja auch nicht das geringste an, und sie sah sich bei Tisch wirklich kaum nach Frau Dorn um. Sie beschäftigte sich fast nur mit ihrem Söhnchen, das ängstlich hoch aufgeschossen, spindeldürr und sehr kurzatmig war. Dem Rumänen wollte es nicht recht glücken, ein Gespräch in Gang zu bringen, und der Portugiese, ein kleiner schwarzer Kerl, unterhielt sich mit der blaubebrillten englischen Miß, so gut es ging. Gleich nachdem die Früchte herumgereicht waren, stand Frau von Engern auf und begab sich nach ihren Zimmern im ersten Stock. Es war noch immer eine schwüle Luft darin, obgleich die Fenster weit offen standen. Sie mußten der Moskitos wegen geschlossen werden, wenn sie Licht anstecken wollte. Das unterließ sie nun. Was aber mit dieser letzten Stunde beginnen? Über den Palmen, deren lange Wedel kein Windhauch bewegte, stand der Mond. Er war beinahe voll und übergoß Meer und Küste mit magisch bleichem Licht. Er lockte sie in den Garten hinaus.

Zwischen den beiden Villen führte der Kiesweg in denselben. Er war nicht groß, ließ sich doch aber jetzt nicht mit einem Blick übersehen, obgleich die zierlich geschuppten Stämme die Aussicht wenig behinderten. So hatte sie schon das Rondel umschritten, als sie erst in der Nähe der Ecklaube eine weibliche Gestalt bemerkte, die sich soeben von einem der Holzsessel erhoben hatte und offenbar Anstalt machte, sich zu entfernen. Frau von Engern wollte die Dame bitten, sich nicht stören zu lassen, und wendete sich ihr deshalb zu. Eben trat sie ins Mondlicht und wollte schnell vorüber. Frau von Engern stutzte und blieb stehen. „Ist's möglich? Isolde —!"

Die so Angeredete erschrak heftig und griff nach dem Spitzentuch, das sie lose über das schwarze Haar gehängt hatte, um es über die Stirn zu ziehen. Sie wollte zur Seite ausweichen, warf aber doch einen flüchtigen Blick auf die Dame, die ihr nun den Weg vertrat. „Aber erkennst du mich denn nicht?" fragte diese und hielt ihr beide Hände entgegen. „Freilich hier —"

„Ludmilla —!“ klang es nun zurück wie ein leiser Schrei. Dann lagen die Freundinnen einander in den Armen.

„Aber wie kommst du hierher?“

„Und du?“

„Jetzt im Sommer —“

„Das wundert mich eben.“

Sie schritten der Laube zu und nahmen dort Platz. Ludmilla hatte eine Erklärung leicht. „Mein armer Junge,“ sagte sie, „wird von den Ärzten nach dem Süden geschickt. Selbst der deutsche Sommer mit seiner oft wechselnden Temperatur ist ihm schon zu rauh. Ich will mit ihm zunächst nach Capri, im Herbst und Winter aber hierher an die Riviera. Da schien es mir denn gut, erst einmal an Ort und Stelle ein passendes Quartier für einen so langen Aufenthalt zu suchen, die Meinung hiesiger Ärzte zu hören. Ich kam durch den Mont Cenis und über Turin, fuhr bis Nizza und bin nun auf der Rückreise. An allen den reizenden Orten, die in Frage kommen könnten, habe ich mich einige Tage aufgehalten und mache nun hier in San Remo vor Genua die letzte Station. Welches wundersame Zusammentreffen!“

Isolde hatte Zeit gehabt, sich ein wenig von ihrem Schreck zu erholen und darüber nachzudenken, wie sie ihr Verhalten der Freundin gegenüber einzurichten habe. Von allen bekannten Menschen, denen sie zufällig hätte begegnen können, kam sie wohl am ungelegensten, da sie am meisten Offenheit beanspruchen durfte. So lange daran gewöhnt, ihre Stimmung zu beherrschen und seelische Erregungen selbst bei plötzlichsten Anlässen geschickt niederzuhalten, hatte sie rasch so viel Ruhe zurückgewonnen, um die Unterhaltung nach ihren Wünschen lenken zu können. „Man entgeht einander nicht, liebes Herz,“ sagte sie, Ludmilla die Hand drückend. „Habe ich nicht von dir brieflich Abschied genommen, als ob ich aus der Welt gehen wollte, und nach kurzer Zeit treffen wir einander unvermutet in einem schier unmöglich scheinenden Erdwinkel, um unsere Freundschaft zu erneuern. Der Himmel hat's gewollt!“

„Aber daß mir die redselige Wirtin auch gerade von dir nichts gesagt hat!“ rief Ludmilla, faßte sie beim Kopf und küßte sie nochmals und nochmals.

„Sie vergißt mich schon, weil ich ihr zu alltäglich geworden bin,“ antwortete Isolde scherzend.

„Du bist schon lange hier?“

„Einige Wochen.“

„Dein letzter Brief bereitete mich auf irgend ein seltsames Unternehmen vor. Ich konnte, so wenig auch der Fall klar war — du hast ja offenbar auch für mich absichtlich einen Schleier darüber gebreitet —, ungefähr begreifen, daß du wünschen mußtest, dich so schnell als möglich gewissen anscheinend recht gefährlichen Einflüssen zu entziehen. Wir sprechen wohl noch freundschaftlich darüber. Aber daß du mitten im Sommer, statt irgend einen beliebten Schweizer oder Tiroler Luftkurort aufzusuchen, hierher an die Riviera —“

„Ja, das sieht sehr närrisch aus,“ fiel Isolde ein. „Es erklärt sich aber doch aus meinem Wunsch, der Gesellschaft nach Möglichkeit, für die nächste Zeit wenigstens, zu entschwinden. Es war für mich, wie du zugeben wirst, eine schwierige Aufgabe, irgend einen Ort in nicht zu weiter Ferne auszukundschaften, der mir ein solches Versteck bieten könnte. Freilich wäre es mir auch auf einige Tagereisen weiter nicht angekommen; aber wenn ich selbst nach Afrika gegangen wäre, hätte ich mich nicht sicher fühlen können: je spärlicher der Zufluß von Fremden, um so mehr ist der einzelne beobachtet, und ich hätte mich also gar nicht wundern können, wenn aus Kairo oder Tunis die Nachricht durch die Zeitungen gelaufen wäre, die Gräfin Isolde Czorski-Marchenfeld treibe da ihr Wesen. Ich wollte aber nicht bemerkt sein. Nun sage selbst, ob mir das an einer beliebten Sommerfrische auch bei dem Versuch eines strengsten Inkognitos hätte gelingen können? Irgend ein Berliner aus der guten Gesellschaft ist zu dieser richtigen Reisezeit überall anzutreffen, mindestens zu vermuten. An die Riviera geht aber niemand vor dem Spätherbst. Ich konnte also glauben, am ehesten hier unentdeckt zu bleiben und mich ganz nach augenblicklicher Stimmung einrichten zu dürfen. Ich konnte hier leben, meinte ich, wie irgend ein gänzlich unbekanntes Millionstel der Menschheit, das zufällig so viel Geld in der Tasche hat, seine Bedürfnisse bezahlen zu können und deshalb erwarten darf,

ganz unbehelligt von der hohen Polizei zu bleiben. Das Tollste, was mich etwa gelüstete, hätte ich unternehmen können, ohne die Gefahr, jemand zu ärgern, auf dessen Wohlmeinung es mir ankam. Und etwas ganz Tolles schwebte mir wirklich vor. Ich war krank — viel kränker, als du glauben magst, Liebste — und wollte eine Radikalkur unternehmen, zu der ich keine Zeugen brauchte. Kehrte ich dann nach einiger Zeit wieder in den Gesichtskreis meiner alten Freunde zurück, so hätte ich ebensogut eine Reise auf den Mond hinter mich gebracht haben können. Diese jüngste Vergangenheit wäre wie ausgelöscht gewesen und hätte nur mir selbst etwas bedeutet — oder auch nichts, ganz allein nach dem Maß meines subjektiven Urteils. Da hast du nun die sehr einfache Auflösung dieses Rätsels."

„Die Wirtin kennt also wohl auch nicht einmal deinen wahren Namen und Stand?"

„Nein. Weshalb hätte ich mich ihr offenbaren sollen? Die Fremdenliste durfte mich nicht verraten."

„Es war dir also auch unlieb, daß ich hier zufällig deinen Weg kreuzte?"

„Aufrichtig gesagt, mir wär's lieber gewesen, ich hätte auch dir gegenüber keine Verpflichtung gehabt, mich über dieses Stück Dasein auszuweisen. Dein unvermutetes Zutreten enttäuschte mich im Augenblick recht peinlich. Alle Vorsicht war verschwendet gewesen. Aber es versteht sich freilich von selbst, daß der Zufall unberechenbar ist. Übrigens — war ich auch darauf gefaßt, meine Absicht unter Umständen nicht zu erreichen. Da ich mich, wie ich dir schon schrieb, aus der Gesellschaft gänzlich zurückziehe und fortan in einer Art von klösterlicher Abgeschlossenheit der selbstgewählten Samariterpflicht lebe, so kann es mir gleichgültig sein, was man dort über mich denkt. Es schien mir nur geboten, so lange als möglich Anstoß zu vermeiden. Auf deine Verschwiegenheit, Liebste, kann ich ja auch rechnen."

Frau von Engern wiegte nachdenklich den Kopf. „Weißt du," begann sie nach einer Weile, „daß du mir immer unverständlicher wirst, je offener du dich scheinbar aussprichst?"

„Das ist nun nicht anders," sagte Isolde mit einem leisen Seufzer. „Man hat manchmal mehr Mut, das Ungewöhnliche zu thun, als seine Rechtfertigung zu versuchen. Eigentlich giebt es wohl auch für das Ungewöhnliche gar keine Rechtfertigung nach allgemeinen Regeln, sondern nur aus der Person und den Umständen heraus. Und wer kennt sich selbst so genau ..." Sie brach ab, oder ließ vielmehr den Ton ganz leise verhallen und lehnte sich an die Freundin. Bald darauf sagte sie, die Worte langsam über die Lippen schiebend: „Verstehst du es überhaupt, daß man einen Mann leidenschaftlich lieben und doch einer ehelichen Verbindung widerstreben kann?"

Ludmilla antwortete nicht sogleich. Und dann nur zögernd: „Ich glaube, ja — aus dem Grunde, den du wohl im Sinn hast, wenn ich deine Briefe richtig verstanden habe. Aber es ist immer ein schweres Unglück —"

„Und was geschieht in solchem Falle?" fiel Isolde schnell ein.

„Für den Mann ist da eigentlich gar kein Bedenken — außer in der französischen Sittenkomödie und ihren Nachäffereien. Er heiratet die Bescholtene nicht und wenn er sie noch so leidenschaftlich liebt. Es giebt aber nach unseren konventionellen Anschauungen gar keine Bescholtenheit des Mannes in gleicher Weise."

„Billigst du sie?"

„Ich weiß nicht, wenn ich eine Tochter hätte ..."

„Ja, wenn du eine Tochter hättest."

„Ich könnte ihr's ja nicht einmal wohl begreiflich machen, weshalb ich warnte. Aber unter Umständen freilich —"

„Nimm diese Umstände als gegeben an, und die Warnung als überzeugend oder schon überflüssig. Was geschieht also?"

„Es bleibt der Bedauernswerten doch nichts übrig, als der Verzicht."

„Bleibt ihr nichts übrig?"

„Was sollte?"

„Ja, wenn sie sich unfrei fühlt, fühlen muß. Wenn sie die Hoffnung nicht aufgiebt, künftig einmal ein besseres Los zu ziehen. Wenn sie sich den Zwangsvorschriften der Gesellschaft fügt —!"

„Das versteht sich doch von selbst."

„Wirklich? Kannst du dir das leidenschaft=

liche Verlangen nicht so stark denken, daß es jede Schranke durchbricht?"

„Dann überwindet es die Abneigung gegen die Ehe — auf jede Gefahr hin."

„Oder —"

„Verzehrt die Lebenskraft."

„Es giebt noch ein anderes. Wenn einmal die Leidenschaft auch in so einem weiblichen Wesen ihre Selbstherrlichkeit bewiese —!"

Ludmilla schien zu erschrecken; ihre Schulter, an die Isolde den Kopf gelehnt hatte, zuckte. „Was heißt das?"

„Wenn sie auf die Legitimation durch staatliches und kirchliches Gesetz verzichtete —!"

„Es giebt ja so viele unglückliche Geschöpfe —"

„Nein! Ich spreche nicht von dem verliebten Mädchen, das in einer schwachen Stunde die Herrschaft über sich verliert und thut, was es klugerweise nicht thun sollte — unbedacht, unfrei, in der stillen, so oft getäuschten Hoffnung, später doch noch in den geschützten Hafen einzulaufen und eine brave Hausfrau zu werden. Ich denke an das starke und selbstbewußte Weib, das in voller Freiheit des Entschlusses jede Brücke abbricht und seiner Leidenschaft genug thut — wie kurze Zeit auch das Glück dauere."

„Und ein solches Weib soll denkbar sein ohne sittliche Entartung?"

„So hoch ich mir's denke, ja."

Ludmilla schüttelte sehr lebhaft abwehrend den Kopf.

„Glaube nur, es ist da immer ein Fehler in der Rechnung."

„Welcher?"

„Kind, Kind —! Du spielst mit gefährlichen Gedanken. Laß uns das Gespräch abbrechen, das doch kein Ergebnis haben kann und uns die Nachtruhe rauben wird."

Isolde erhob sich. „Wie du willst." Das klang plötzlich sehr kühl.

Frau von Engern nahm ihren Arm und führte sie dem Durchgang zwischen den Häusern zu. „Sehe ich dich morgen noch vor Mittag?"

„Gewiß. Ich besuche dich auf deinem Zimmer. Wie freue ich mich schon auf dein Söhnchen!"

„Der arme Junge wird dir gar nicht gefallen."

Im Vorgarten machte Isolde ihren Arm frei. „Adieu denn."

„Kommst du nicht mit mir ins Haus?"

Isolde zeigte nach links. „Ich wohne dort."

„Dort? Die Wirtin sagte ja, daß in der zweiten Villa nur ein deutsches Ehepaar —"

„Sie meint in der oberen Etage," schnitt Isolde ihr in sehr bestimmtem Ton das Wort ab.

„Dann also: Gute Nacht."

Die Freundinnen trennten sich und stiegen rechts und links die Steinstufen hinauf.

* *
*

Am anderen Tage stattete wirklich die Gräfin der Frau von Engern auf deren Zimmer den versprochenen Besuch ab. „Denke nur um Himmels willen nicht an eine Visite, die du pflichtschuldigst zu erwidern hast," bat sie. „Ich hoffe, wir stehen auf diesem Fuß nicht miteinander, bei mir sieht's immer so unordentlich aus —! nicht einen Stuhl könnte ich dir anbieten, auf dem nicht ein Haufen Bücher, ein Bündel Photographien läge, ein Karton mit Spitzen oder einige Muscheln und Schnecken lägen. Ich habe hier eine wahre Manie, zu kaufen — vielleicht hat das dolce far niente sie so stark ausgebildet. Man hat eine Scheinbeschäftigung, die ein wenig unterhält, und bringt das Geld unter die Leute, ohne sie geradezu zu beschenken. So sieht es bei mir aus wie im Trödlerladen — bemühe dich also nicht dahin, ich komme auch ohne das wieder. Nun aber zu deinem Söhnchen. Wo ist der Herzensjunge?"

Benno lag noch im Bett. Er hatte Fieber. Isolde setzte sich zu ihm und schien nicht müde werden zu können, mit ihm zu plaudern, indem sie ihn nach der Heimat und nach den Eindrücken der Reise ausfragte.

Vergeblich deutete die besorgte Mama wiederholt an, er werde sich zu sehr aufregen. Es war, als ob Isolde eine Ableitung zu haben wünschte, über ein Gespräch mit der Freundin unter vier Augen hinwegzukommen. Was in Gegenwart des Knaben und der Dienerin verhandelt wurde, war ganz gleichgültiger Natur. So verging die Zeit, bis der Wagen gemeldet wurde, den

Frau von Engern zu einer Spazierfahrt bestellt hatte. Sie wollte ihn fortschicken, aber Benno bestand nun darauf, San Remo sehen zu wollen. Und die Tante müsse auch mitkommen. Isolde erklärte sich bereit. „Das Interessanteste von San Remo kann ich euch freilich vom Wagen aus nicht zeigen,“ sagte sie. „Das sind die engen Gäßchen bergan mit ihren Steintreppen und Thorbogen und hoch oben überbrückten Häuserreihen — ein wunderliches Gerümpel aus der Zeit, als man sich hier möglichst enge in Mauern zusammenschließen mußte, gegen die Seeräuber Schutz zu finden. Aber ein wenig merkt man doch davon bei der Umfahrt.“ Sie ging, sich fertig zu machen, während der Knabe angezogen würde.

Jetzt bei hellem Tageslicht hatte Ludmilla sich erst überzeugen können, daß die Freundin wirklich so bleich aussah, wie sie ihr gestern in der Beleuchtung durch den Mond erschienen war. Sie habe die Nacht recht schlecht geschlafen, hatte sie auf eine bezügliche Bemerkung gesagt. Aber das war's doch sicher nicht allein. Die tiefliegenden Augen, die ungesunde Gesichtsfarbe, der schwermütige Zug um den Mund, der versteckte, ängstlich lauernde Blick mußten länger andauernde Ursachen haben und auf seelische Vorgänge zurückgeführt werden, die das Nervensystem erschütterten. Die sichtliche Bemühung, einen heiteren Ton zu erzwingen und Unbefangenheit zur Schau zu stellen, gab der aufmerksamen Freundin noch mehr Grund zu stiller Besorgnis. Das war die stolze, so sicher in sich ruhende Erscheinung nicht mehr, die sie im Gedächtnis hatte. Nichts Mädchenhaftes mehr gab ihr den besonderen Reiz; auch das Königliche in der Haltung war verschwunden. Würde Isolde Trauerkleider getragen haben, man hätte sie mehr als Ludmilla für eine junge Witwe gehalten, die ihr Liebstes zu Grabe getragen. Freilich nur, solange die seidenen Wimpern das Auge verschatteten. Blickte es auf, so war darin nicht Trauer, sondern das unruhige Verlangen des Gemüts zu lesen, sich durch äußere Eindrücke zerstreuen und von irgend etwas Peinigendem ableiten zu lassen.

Bei der Mittagstafel nahmen sie die für sie bestimmten Plätze nebeneinander ein. Sie war für die wenigen Personen, die am Mahl teilnahmen, weitläufig gedeckt, so daß eine nachbarliche Unterhaltung möglich wurde, die weiterhin nicht verstanden zu werden brauchte. Zwischen dem Portugiesen und dem Rumänier saß jetzt eine Dame, die kürzlich angelangt sein mußte. Es konnte kein Zweifel sein, daß sie über die erste Jugendblüte hinaus war und Toilettenkünste angewendet hatte, der Stirn blendende Weiße, den Augenbrauen zierlichen Schwung und den Wangen zarte Röte zu geben. Auch Hals, Arme und Hände waren mit der Puderquaste in Berührung gekommen. Sie trug ein leicht sommerliches Kostüm von auffallendem Schnitt und scharf gelber Farbe, einen schmalen Goldreifen in dem künstlich verwirrten schwarzen Haar und sehr große italienische Ohrringe. Ihre Blicke wanderten immer an der Tafel herum, die Gesellschaft und besonders die beiden Damen oben mit zudringlicher Neugierde musternd. Wenn sie lachte, zeigte der weit geöffnete, nicht kleine Mund ein sehr kräftiges Gebiß von untadeligen perlweißen Zähnen, und sie lachte viel, da die beiden Herren sie lustig zu unterhalten schienen. Der Portugiese bestellte eine Flasche Champagner. Die Engländerin, die sich für vernachlässigt halten konnte, schien durch allerhand Grimassen zu verstehen geben wollen, daß sie an dem Benehmen der fremden Dame viel auszusetzen hätte.

Isolde hatte sich alle Mühe gegeben, sie unbeachtet zu lassen, nachdem ein flüchtiger Blick ihr die Überzeugung gegeben, daß jede Annäherung unerwünscht sein müßte. Als sie von dort her ein unschicklich lautes Lachen vernahm, sagte sie, ohne die Miene zu verziehen, zu Ludmilla: „Ein sehr bedenklicher Zuwachs.“

„Sicher der neue Gast,“ antwortete Frau von Engern, „den die Wirtin gestern schon ankündigte. Sie kann nicht wissen, wen ihr der Zufall zuführt, und hier in der Nähe von Monte Carlo ...“ Sie zog kaum merklich die Achseln und beschäftigte sich mit dem Hühnerflügel, dem einen Bissen Fleisch abzuringen ein eitles Bemühen schien.

„Offenbar eine Glücksritterin vom gefährlichsten Schlage,“ flüsterte Isolde; „ihre beiden Nachbarn scheinen schon eingefangen zu sein.“

„Ich sehe sie übrigens heute nicht zum

erstenmal," bemerkte Ludmilla ebenso leise. „Sie fiel mir schon in dem Spielsaal von Monte Carlo auf, in den mich wiederholt die Neugierde und Langeweile trieb. Sie hatte dort einen sehr gefälligen Kavalier, aus dessen Geldtasche sie ihre Spielkasse rekrutierte. Ich habe sie auch ein paarmal mit ihm in einem leichten Wägelchen fahren sehen, auch dabei in ihrem Benehmen mehr als frei."

„Ich kann mir's vorstellen."

„Und weißt du, daß ich den Kavalier kannte?" fuhr Ludmilla fort. „Ich glaube wenigstens nicht zu irren, oder vielmehr: es ist unmöglich, daß ich irre. Einen solchen blonden Schnurrbart und solche blaue Augen giebt's nur einmal auf der Welt."

Isolde zuckte zusammen und ließ die Hand mit der Gabel sinken, so daß diese auf den Tellerrand polterte. „Du meinst ...?"

„Erinnerst du dich eines Freiherrn von Rippen, der einmal mit meinem Mann in demselben Regiment stand, ein Duell hatte, das viel Aufsehen erregte, und dann im diplomatischen Dienst verwendet wurde? Er war von allen Ehemännern sehr gefürchtet. — Aber was hast du? Dir scheint unwohl zu sein."

Isolde hatte beide Hände auf die Tischkante gelegt und schien sich daran halten zu müssen. „Es ist nichts — erzähle nur weiter."

„Ich habe schon alles gesagt, was ich weiß. Ich konnte mich nicht sonderlich darüber wundern, diesen Herrn in Monte Carlo anzutreffen, er hatte ja stets den Ruf eines Spielers. Und auch die Gesellschaft dieser Dame ... Vielleicht eine gefällige Pariserin von der Oper, mit der er sich in der Saison nicht treffen lassen will." Sie blickte zur Seite und bemerkte, daß Isolde todbleich vor sich hinstarrte und langsam gegen die Lehne des Stuhles zurücksank. „Aber du erschreckst mich ernstlich, Liebste —"

„Ein wenig — Wasser —" lallte Isolde, „die Hitze ..." Sie versuchte zu lächeln, aber das Gesicht verzog sich krampfartig.

Frau von Engern reichte ihr das Glas, in dem noch ein Stückchen Eis schwamm. Sie hielt es ihr an die Lippen. Die Zähne waren fest verbissen und wollten sich nicht öffnen. Die Gesellschaft war aufmerksam geworden. „O — o! eine Ohnmacht," rief die Schwarze in reinstem Deutsch, „darf ich mein Riechsalz anbieten?"

Sie stand auf, wurde aber von Frau von Engern abgewiesen, die Isolde in den Arm genommen hatte und aufzurichten bemüht war. „Ich geleite dich hinaus. Kannst du gehen?" sagte sie. „Nur wenige Schritte —"

Isolde hatte noch so viel Besinnung, zu begreifen, daß sie sich hier keine Blöße geben dürfe. Mit fast übermenschlicher Anstrengung riß sie sich selbst aus diesem Zustande von Betäubung und versuchte, wieder aufrecht zu sitzen. „Es ist — schon gut," flüsterte sie kaum hörbar. „Ich weiß nicht — was so plötzlich ... Die thörichten Nerven!"

„Aber hier solltest du doch nicht bleiben. Komm —"

„Nein, nein! störe dich nicht. Der Anfall ist schon vorüber. So ohne jede Veranlassung ..."

„Die Luft hier bekommt dir nicht. Du solltest in die Berge hinauf — so bald als möglich."

„Das — will ich auch. Möchtest du mir — die Früchte reichen?"

Es geschah. Sie nahm einen Pfirsich, aß aber nicht davon. Nach einigen Minuten stand sie doch auf. Frau von Engern begleitete sie bis zur Thür, obgleich sie es nicht leiden wollte. Dann aber winkte Isolde die Wirtin heran, die im Vorraum dirigierte, und schickte die Freundin zurück. „Vermeiden wir nach Möglichkeit alles Aufsehen," sagte sie. „Das Fräulein wird Bella rufen lassen. Aber es hat keine Eile —"

Eine halbe Stunde später traf Frau von Engern mit der Wirtin im Flur zusammen. Wahrscheinlich hatte diese dort auf sie gewartet. „Aber was war das nur mit Frau Dorn?" fragte sie teilnehmend.

Frau von Engern sah sie verwundert an. „Mit Frau Dorn?"

„Nun ja. Sie soll ja nahe daran gewesen sein, in Ohnmacht zu fallen."

„Frau ..."

„Eine doch sehr zart gebaute Dame. Gnädige Frau haben ja mit ihr rasch Bekanntschaft angeknüpft. Eine sehr liebenswürdige Dame, nicht wahr? Aber augenscheinlich nicht gesund. Wenn das der Herr Gemahl erfährt —"

„Von wem sprechen Sie denn?"

„Von Herrn Dorn natürlich, der verreist ist. Es schien der Frau Gemahlin nicht ganz lieb zu sein, daß er verreiste — so viel sich bei so feinen Leuten etwas derart merken läßt. Ich kann auch im Irrtum sein. Aber was sagen gnädige Frau zu der aufgeputzten Signora, die sich bei mir einquartiert hat? Das ist nichts für mein Haus. Spätestens morgen . . ."

Frau von Engern hatte sich schon von ihr losgemacht und schritt der Treppe zu. Sie fühlte sich selbst jetzt einer Ohnmacht nahe und wußte nicht, wie sie ihr Zimmer erreichen sollte, ohne umzusinken. Dann fiel sie in den nächsten Lehnsessel. Was war das? Isolde — die Gräfin Isolde — Frau Dorn? Bei der Wirtin war ein Irrtum unmöglich. Sie hatte ja auch gleich gesagt, daß drüben in der anderen Villa nur . . . Aber die Überraschung wirkte im Augenblick alle Gedanken lähmend. Isolde verheiratet — mit einem Bürgerlichen . . . Wie paßte das aber zu ihren Briefen, zu ihren Äußerungen gestern? Es war ihr, als ob das Zimmer sich um sie im Kreise drehte.

Nachdem sie sich notdürftig beruhigt hatte, begab sie sich in das Nachbarhaus. An mehrere Thüren klopfte sie vergeblich. Endlich wurde ihr im ersten Stock von einem Diener geöffnet. Er war im Nebenzimmer links mit einem Mädchen beschäftigt gewesen, einige große Reisekoffer mit Sachen zu füllen, die auf Sofa, Stühlen und Tischen herumlagen. Er fragte italienisch nach dem Begehr der Dame. Sie wünsche Frau Dorn zu sprechen, antwortete sie. Das werde nicht möglich sein, meinte er, die Signora wolle in wenigen Stunden abreisen und sei mit Schreiben beschäftigt; man dürfe sie nicht stören. Frau von Engern reichte ihm ihre Karte. „Melden Sie mich gleichwohl." Er zuckte die Achseln, drehte die Karte in der Hand und schielte nach der nur durch eine Portiere halbverhängten Thür des Nebenzimmers rechts. „Finde ich dort die Signora?" Er nickte. „Aber ich weiß nichts." Er ging wieder an seine Arbeit.

Frau von Engern hob die Portiere und trat ein. Isolde saß, ihr abgewendet, am Schreibtisch; die Feder flog über das Papier. Sie wurde auf die Bewegung hinter sich erst aufmerksam, als sie ihren Namen rufen hörte. Sie erschrak und wandte das Gesicht zurück — ein Gesicht wie aus gelblichem Marmor gemeißelt, mit einem erschreckend kalten Ausdruck. „Ludmilla —"

„Ich komme mich nach deinem Befinden zu erkundigen. Was war das nur so plötzlich bei Tisch?"

Isolde drehte ihren Sessel halb um und blickte sie mit einem stechend forschenden Blick an. „Ich denke, dein Besuch hat einen anderen Grund. Warum einander höflich belügen? Aber setze dich doch. Es ist mir lieb, daß du kommst. Nach einer Stunde wäre ich zu dir gekommen — nicht nur um Abschied zu nehmen."

Die Stimme klang rauh und müde. Hinter sich legte Isolde die Feder auf das Schreibzeug. „Nimm Platz."

Frau von Engern gehorchte. „Du willst wirklich verreisen?"

„Abreisen — noch heute, um nie mehr zurückzukehren. Du selbst rietest mir, auf Schloß Hoheneck . . ." Sie lachte schrill auf. „Aber was wußtest du? Jetzt weißt du doch."

„Liebe Isolde, willst du nicht ganz freundschaftlich —"

„Ja, ja, ja," unterbrach sie mit nervöser Heftigkeit, „so freundschaftlich, als es die Freundschaft vertragen wird. Nein, ganz rücksichtslos. Es soll nichts zurückbleiben. Und wenn du mich verachtest —"

„Isolde!"

„Gut, gut! ich bin auf alles vorbereitet."

Frau von Engern sah ängstlich nach dem Ausgange. „Willst du nicht die Thür —"

„O! du kannst ganz unbesorgt sprechen, sie verstehen kein Wort deutsch. Das war die Bedingung, als wir sie mieteten. Wir wollten uns nicht in acht zu nehmen brauchen. Sage mir nur frei heraus, was du mir zu sagen hast. Du kommst zu — Frau Dorn. Zu wem sonst könntest du hier . . .?" Wieder der stechende Blick.

Frau von Engern betrachtete sie mitleidig. „Liebe Isolde," antwortete sie nach einer kleinen Weile, „ich habe mich in dein Geheimnis nicht gedrängt. Für die Wirtin war es keines; sie konnte unmöglich vermuten —"

„Gewiß, gewiß. Sie nannte mich dir,

wie ich mich ihr genannt hatte. Es ist schon ein Wunder, daß es nicht früher geschah."

„Aber warum hast du mir verschwiegen —"

„Nicht wahr? Wie thöricht! Es konnte doch kein Zweifel sein, daß ich über kurz oder lang aus meinem Versteck heraus mußte. Aber wenn du bald wieder abfährst — und gegen alle Voraussicht vielleicht ... Es giebt solche Zufälle." Sie zupfte an den Fransen, die von der Armlehne des Stuhles herabhingen. „Ah! und ich will's gestehen, ich war feige, wollte den letzten Augenblick abwarten."

Ludmilla rückte ihr näher und faßte ihre Hand. „Aber so unsagbar war das doch am Ende nicht," beruhigte sie, nicht mit ganz freiem Herzen. „Überraschend allerdings — schwer verständlich — in mancher Hinsicht vielleicht bedenklich ... Ich hätte mich in die vollendete Thatsache doch gefunden. Das freilich konnte ich aus deinen mysteriösen Briefen nicht herauslesen. Du schriebst ausdrücklich, der Mann, den du so leidenschaftlich liebtest, hätte deinen Stand. Ich sehe nun, daß du mich schon damals irre führen wolltest, und gebe mir keine Mühe weiter, das künstliche Gewebe von — Dichtung und Wahrheit zu entwirren. Du hieltest in deiner gesellschaftlichen Stellung die eheliche Verbindung mit einem schlicht Bürgerlichen für unmöglich — deshalb deine Herzensnot. Du hättest mir zutrauen sollen, daß ich das voll begreifen könne. Aber wahrscheinlich hofftest du auf so viel Selbstüberwindung, daß du den Rat der Freundin nicht brauchen würdest. Du täuschtest dich: die Liebe war schließlich doch stärker als alle Vernunft. Du hattest über deine Hand frei zu verfügen, warst durch deinen Reichtum völlig unabhängig gestellt. Und doch scheutest du dich, mit der Gesellschaft zu brechen. Du kamst auf den Ausweg, eine heimliche Ehe einzugehen, heimlich dich deines Glückes zu erfreuen. Ist es nicht so? Ich kann diesen Schritt nicht gut heißen, Liebste, aber du bleibst mir, was du mir warst, und meinetwegen zu fliehen, nun du dich für entdeckt halten mußtest, hattest du wahrlich keinen Grund. So stecke ich nicht in Standesvorurteilen, daß ich den Mann, den du würdig deiner Hand gehalten hast, nicht herzlich begrüßen und in unsere Freundschaft einschließen könnte. Das kann ich dir zusagen."

Sie erhob sich, um Isolde zu umarmen. Die aber schüttelte immer den Kopf, heftiger und heftiger, und schob sie von sich ab. „Nein, nein, nein!" rief sie, „so ist's nicht. Wie kannst du mich einer so erbärmlichen Gesinnung fähig halten, nach Rang und Stand des Mannes zu fragen, den ich liebe, in Herzensnot zu geraten, weil ich einen bürgerlichen Namen annehmen muß, und schließlich durch eine heimliche Ehe in seiner Entwürdigung den leeren Schein zu retten! Nein und aber nein! So viel verwerflicher ich auch in deinen Augen dastehen werde, du sollst die Wahrheit wissen —: ich bin nicht verheiratet."

Frau Ludmilla stand vornübergebeugt, als müßte sie erst noch eine Weile die Worte in ihrem Ohr nachklingen lassen, um ihren Sinn zu begreifen. Nur langsam erholte sie sich von ihrem sprachlosen Staunen. „Du bist — nicht ..."

„Ich bin nicht verheiratet," wiederholte Isolde trotzig. „Ich habe dir ja geschrieben, daß ich nie heiraten werde. Das hättest du mir glauben müssen."

„Und dieser Herr Dorn, der für deinen Mann gilt —"

„Ist der Rittmeister Freiherr Detlef von Rippen, den du in Monte Carlo angetroffen hast. Nun weißt du alles."

Frau von Engern stieß bei Nennung dieses Namens einen leisen Schrei aus. „O du Ärmste! Und ich habe ahnungslos ..." Sie sank neben ihr nieder und hob bittend die Hände auf.

„Laß dich das nicht beschweren," sagte Isolde fast in demselben strengen Ton wie vorher. „Es war ein wilder Schmerz im Augenblick, aber jetzt fühle ich schon, daß du mir unwissentlich eine Wohlthat erwiesen hast, für die ich dir dankbar sein muß. Es geschieht, was immer geschehen sollte — was schon hätte geschehen sein müssen, als du kamst: Detlef und ich — wir trennen uns für alle Zeit. Vielleicht wäre die Stimmung reiner ausgeklungen, wenn wir mitten im Glücksrausch Abschied genommen hätten auf Nimmerwiedersehen. Aber Detlef würde die-

sem Wunsche kein Verständnis entgegengebracht haben und auch gar nicht im stande gewesen sein, ihm so zu genügen, wie seine Erfüllung mich befriedigt hätte. Ich fürchtete mich vor dieser letzten Aussprache, wie man im Traume des Halbschlafes fürchtet zu erwachen, um sich der holden Täuschung bewußt zu werden. Ich hätte nicht schwach sein sollen, denn ich sah voraus, was kommen müsse. Das ist nun gekommen: Detlef blieb, der er war; ich irrte nicht, that ihm kein Unrecht. Konnte er seine treulose Natur zwingender beweisen? Selbst jetzt widerstand er nicht der Lockung des gemeinsten Anreizes. Und unter meinen Augen glaubte er ... Ah!" Sie schüttelte sich wie im Fieber — „Er macht mir's leicht, ihm den Rücken zu wenden. Bei aller Versumpftheit der Gesinnung wird er begreifen, daß es aus sein muß zwischen uns — nun gewiß."

Neben dem Schreibtisch stand auf einem zierlichen Gestell eine Palme, die ihre Wedel auf denselben überhing. Isolde hatte, während sie mit schneidendem Ton sprach, einen davon an der Spitze erfaßt und zog ihn so lange durch die Hand, bis die feinen Blättchen sämtlich geknickt waren. Dann ergriff sie einen anderen und setzte dasselbe grausame Spiel fort. Es schien ihr Bedürfnis zu sein, etwas zu zerstören.

Ludmilla, die es bemerkte, suchte sie fortzuziehen. „Du bist jetzt furchtbar erregt," sagte sie. „Wie könnte das anders sein? Aber ich kenne dich. In einer Stunde wirst du ruhiger und verständiger überlegen, was zu thun ist. Für mich steht es schon jetzt über jeden Zweifel fest. Nach dieser ganz unfaßbaren Verirrung ... Ich will dich mit Vorwürfen verschonen. Was könnten sie auch nützen? Es ist einmal geschehen. Jetzt kann sich's nur noch fragen, wie die traurigsten Folgen abzuwenden sind. Es versteht sich von selbst, daß du keinen Tag länger hierbleiben darfst. Noch weiß außer mir niemand, daß du hier warst — niemand wird davon erfahren, wenn Detlef schweigt. Dir sein Schweigen zu sichern, ist deine nächste Pflicht. Und es giebt ja auch kein anderes Mittel, dich herzustellen, als dieses eine: jetzt darfst du dich nicht länger weigern, ihm deine Hand zu reichen."

Isolde sah rasch auf und mit einem erstaunten Blick über sie hin. „Diesem Manne —?"

„Dem du Ehre und guten Namen anvertraut hast."

„Diesem Manne meine Hand —?"

„Den du zu lieben behauptest."

„Diesem Manne —?" Die Stimme steigerte sich immer bedrohlicher; auf der bleichen Stirn schwollen die Adern.

„Und wenn er der verworfenste Mensch wäre, Isolde, jetzt kann keine Rücksicht gelten außer der, wie du die Schmach tilgst, ihm angehört zu haben, ohne sein Weib zu sein."

„Läßt sich die tilgen?"

„Durch eine schleunige Heirat —"

„Ludmilla!"

„Versuche keine Einwendungen. Du hast nicht mehr das Recht, stolz zu prüfen. Der Weg, den du zu gehen hast, dich von einem sonst unauslöschlichen Makel deiner Ehre zu befreien, ist dir durch Sitte und Vernunft vorgeschrieben." Sie faßte ihre Hand. „Höre! du wählst einen anderen Aufenthalt, nicht zu weit von hier. Ich bleibe zurück, erwarte Detlef, sage ihm, was dich vertrieben hat, beschwöre ihn —"

Isolde lachte schrill auf. „Mich zu heiraten?"

„Einer Ehrenpflicht in möglichst kurzer Frist zu genügen — sich in den Stand zu setzen, ihr genügen zu können. Ich stelle die Bedingung —"

„Aber er wird ja zu allem bereit sein, selbst zu einer Beschränkung seiner Freiheit — bis nach der Hochzeit."

„Lache nicht so gräßlich, Isolde! Ich will keinen Stein werfen; aber wenn ich dich noch ferner meine Freundin nennen soll —"

„Halt!" rief die Gräfin mit grimmigem Ernst. „Da ist eine Schranke, die ich mir selbst vorbehalte niederzuwerfen, wenn ich überzeugt sein darf, dich recht erkannt zu haben. Ich verlange von dir nicht, daß du billigst, was ich gethan habe — ich verlange nicht einmal, daß du es begreifst. Aber daß du mir zumutest, jetzt mit diesem Manne eine Ehe einzugehen, der seine ganze Haltlosigkeit offenbart, den Glauben an die Ehrlichkeit seiner Gesinnung doch auch in dir vernichtet hat — Ludmilla! daß du mir das zumutest aus keinem anderen Grunde,

als weil du eine elende Form brauchst, mich wieder gesellschaftsfähig herzustellen — das der Freundschaft zu verzeihen, wird mir schwer. Vielleicht ist es unverzeihlich."

Ludmilla legte den Arm um sie und suchte sie an sich zu ziehen. „Aber was willst du denn? Es giebt doch kein anderes Mittel, vor dir selbst wieder gerecht zu werden."

„Soll ich eine Sünde gegen mich durch eine Sünde gegen den heiligen Geist auslöschen? Eine Schwäche zudecken mit einer Verruchtheit? Dahin geht dein kluger Rat. Nein! Die Ehe ist mir ein heiliges Band. Ich mag sie nicht entheiligen zu einem Deckmantel der schmachvollsten Gesinnung. Mein Stolz ertrüge ihn nicht. Was geschehen ist, ist geschehen. Es kann sein, daß ich in meinem Aberwitz mir die Verantwortung zu leicht gedacht habe. Vielleicht ist kein Weib ihr gewachsen — vielleicht! Aber nun nicht weiter aus Verirrung in Verirrung. Ich habe gewußt, daß ich mich von der Gesellschaft ausschließe. Nun will ich meine Buße ehrlich tragen." Sie machte sich aus der Umarmung los. „Leb wohl! Geh, Ludmilla, und sieh nicht nach mir zurück. Du hast es gut gemeint, aber ich kann dir nicht folgen, weil ich — weil ich mich trotz allem noch zu hoch schätze für einen so tiefen Fall. Geh in Frieden! Auch ich möchte keinen Stein werfen."

Die Freundin schluchzte an ihrem Halse. „Aber wenn du ihn geliebt hast —"

„Nennst du das Liebe — du? Ich selbst könnte irre an mir werden. Wenn ich nur wüßte, was sonst — Ach! das ist ja das Entsetzlichste, daß selbst der sittliche Abscheu nicht dieses Gefühl tötet, daß noch in diesem Augenblick —" Sie stieß sie fort. „Geh — geh! ich bitte dich. Das sind Geständnisse einer Wahnsinnigen."

Sie wendete sich ab und winkte ihr mit der Hand. Ludmilla schwankte hinaus.

* *
*

Auf Schloß Hoheneck langte die Gräfin eines Tages sehr unvermutet an.

Der Baumeister Heimhuber hatte sie nach den Andeutungen, die sie bei ihrem letzten Besuch machte, erst in einigen Wochen erwartet. Doch war er so fleißig bei der Arbeit gewesen, daß er auch eine frühere Revision nicht zu scheuen brauchte. Die Gräfin fuhr, da sie ihre Wohnung noch nicht eingerichtet wußte, bei ihm vor. Er hatte sich in dem alten Thorhause einquartiert, das als Bauhütte ganz gelegen war. Seine Frau führte dort die Wirtschaft und hatte, da die Ferien noch nicht zu Ende gegangen waren, auch ihre Jungen „draußen". So knapp der Raum auch für ihre eigenen Bedürfnisse war, erbot sie sich doch sogleich freundlichst, der Gräfin ihr bestes Zimmer abzutreten. Sie müsse nur vorlieb nehmen.

Isolde meinte sie nicht länger als eine Nacht belästigen zu dürfen. Das alte Mobiliar, das im Schlosse vorgefunden worden, reiche ja aus, einige von den für sie bestimmten Wohnräumen notdürftig auszustatten. „Sogar ganz stilvoll," versicherte der Baumeister. Er habe „das alte Gerümpel", worunter sich so mancherlei Raritäten befänden, schon vorläufig dort zusammentragen lassen, damit die neugierigen Fremden doch etwas zu begaffen hätten, die sich gern einreden ließen, das stehe da noch alles von den Zeiten der seligen Rodogunde her unberührt. Seit er einmal unten im Wirtshause am Biertisch von seinen chronikalischen Entdeckungen geplaudert habe, sei die Geschichte natürlich sofort in die Zeitungen gekommen, und seitdem sei der Zulauf in der richtigen Reisezeit groß gewesen.

So wäre also nur noch nötig, für eine Wirtschafterin und ein Hausmädchen zu sorgen, meinte die Gräfin; ihre Ansprüche seien die geringsten.

Frau Heimhuber zweifelte nicht, daß sich „unten im Ort" etwas Passendes finden werde, und versprach, gleich selbst danach auszuschauen. „Aber gnädige Gräfin scheinen doch noch nicht Ihre Gesundheit wieder ganz hergestellt zu haben," bemerkte sie, mit Besorgnis das Nervenzucken des bleichen Gesichts und den müden Gang der etwas gebeugten Gestalt beobachtend; „sollten vielleicht lieber in der Stadt ein bequemes Logis nehmen und uns Zeit lassen, hier die nötigen Vorkehrungen zum Einzug der Schloßherrin zu treffen. Da wär auch der Arzt leichter zu haben, wenn etwas verschrieben werden müßte. Es bleibt auch wegen der Beköstigung hier viel zu wünschen."

Isolde versicherte recht unglaubwürdig, sie fühle sich sehr wohl und könne sich eine Weile mit Milchspeisen behelfen. „Nur allein sein, ganz allein sein," fügte sie leise hinzu.

„Was haben Sie denn nun zu unserer Stirnmauer gesagt, gnädigste Gräfin?" fragte der Baumeister, indem er sich wohlgefällig den Schnauzbart strich.

Sie sah ihn aus den tiefliegenden matten Augen an, als ob sie ihn gar nicht verstände.

„Die Mauer über dem Felsvorsprung mein ich," erläuterte er, „die man immer gerade vor sich hat, wenn man sich im Thal dem Schloß nähert. Eine gute Stunde lang guckt man darauf. Na — die schmale Front mein ich, mit dem einen Fenster hoch oben. Gnädige Gräfin werden doch bei der Anfahrt die Veränderung bemerkt haben."

Sie schüttelte den Kopf.

„Ja, das passiert manchmal so wunderlich," fuhr er fort. „Wenn etwas fehlt, so stößt's dem Kundigen gleich auf; wenn aber eine Sache in Ordnung ist, so versteht sie sich eben ganz von selbst, und die Augen gehen darüber hin, als hätt's gar nie anders sein können. Ich dachte nur, weil die gnädige Gräfin doch — Na, den Balkon meine ich, der wieder hergestellt werden sollte."

„Ich habe wirklich nicht darauf geachtet," sagte Isolde und fügte wie zur Entschuldigung hinzu: „Überhaupt auf nichts um mich her — Also der ist nun fertig?"

„Und sogar das Gerüst schon wieder fortgeschafft," antwortete Heimhuber, doch ein wenig verschnupft. „Ja, es war ein schwer Stück Arbeit. Aber nun sieht das Ding auch prächtig aus und ziert recht vornehm den ganzen Bau."

Isolde schien sich jetzt erst zu erinnern, um was es sich handelte. Sie dankte ihm, indem sie ihm die Hand reichte.

Er fühlte sie eiskalt. „Aber gnädige Gräfin frieren ja," sagte er. „Es muß sogleich für einen warmen Thee gesorgt werden. Ja, die Luft hier oben ist frisch."

„Und ich komme aus dem Süden," bemerkte sie. „Die Hitze hat mich ganz schlaff gemacht. Aber lassen Sie nur! Ich gewöhne mich rasch an den Temperaturunterschied." Sie rieb sich die Hände, aber sie wollten sich nicht erwärmen.

Der Baumeister fand die Gräfin in ihrem ganzen Wesen so verändert, daß er sich nicht enthalten konnte, vor dem Schlafengehen zu seiner Frau zu sagen: „Du, das laß ich mir nicht nehmen, da ist irgend was Unrechtes passiert. Man kann ja nicht wissen, was, und hat auch gar keinen Grund neugierig zu sein, aber passiert ist irgend was, das nicht ganz auf der geraden Straße liegt. Wenn so ein schönes Frauenzimmer, an dem alles Kraft und Geist und Leben ist, plötzlich grau im Gesicht wird und so große Augen bekommt, als wollt sich's in eine Latern verwandeln, damit aber doch nichts sieht, und auch sonst die Gedanken nicht recht beisammen hat, wovon man auch spricht, und so matt wie eine Herbstfliege herumschleicht — na, da hat's was gegeben. Ich wollt gar nichts sagen zu allem Übrigen, aber das Eine ist doch verwunderlich genug. Daß die Gräfin eine Stunde lang durchs Thal gefahren ist und immer das Schloß in Aussicht gehabt hat und den Balkon nicht gesehen hat, den sie doch auf der Zeichnung gleich vermißte — dafür giebt's aus sich selbst keine Erklärung. Es muß ihr etwas in den Sinn gekommen sein, wogegen gar nichts anderes sich behaupten kann, und lustig ist's sicher nicht. Man erkennt sie ja kaum wieder."

Am anderen Morgen richtete sich Isolde in den für sie bestimmten Zimmern ein, so gut es mit dem vorhandenen alten Mobiliar gelingen wollte. Sie trat nun auch auf den Balkon hinaus und stand da lange, auf die Steinbalustrade gestützt, im Anschauen von Berg und Thal versunken. Sie ließ einen Lehnsessel hinausstellen und blieb, bis die Sonne sie vertrieb. Dann wünschte sie den Baumeister zu sprechen. Nun dankte sie ihm für die unerwartet rasche Herstellung des alten Zustandes, aber doch nur mit flüchtigen Worten, die mehr höflich als herzlich gemeint zu sein schienen. Es überkam sie eine merkliche Unruhe und Hast; sie wollte im Bau herumgeführt sein, selbst in den noch ganz unfertigen Teilen, hielt sich an keiner Stelle auch nur so lange auf, bis Heimhuber den knappsten Vortrag beendigt hatte, sprach die Arbeiter an, ohne ihre

Antworten abzuwarten, kletterte die Leitern hinauf und hinab, selbst an den Außengerüsten, und bedauerte nur immer, daß es für sie da nichts zu thun gebe. Sie fragte den Baumeister, ob er für sie nicht irgend eine mechanische Beschäftigung hätte, die ihr die Zeit vertreiben könnte. Das sei ihr Scherz, bemerkte er. Sie sah ihn aber ganz ernst an und sagte: „Nein, nein. Sie wissen nicht, wie ich den Mann dort beneide, der tagüber einen Ziegel auf den anderen legt, oder den da, der die Stange mit dem kleinen Brett stundenlang in der Kalklade langsam auf- und abschiebt, ohne dabei gewiß das Mindeste zu denken. Ich wollte, die Sandkörner, die er in den Brei schüttet, müßten gezählt werden — das wäre eine Arbeit für mich." Heimhuber wurde sie ganz unheimlich. Sie möchte doch einmal versuchen, wie lange sie's aushielte, meinte er lachend, aber es war ihm gar nicht scherzhaft zu Mut.

Die Dorfuhr unten schlug. „Ach, erst zwölf! Und nun haben Sie mir nichts mehr zu zeigen?"

Er zuckte die Achseln. „Gnädigste Gräfin, der Bau ist weiter vorgeschritten, als Sie vermuten durften."

„Gewiß, gewiß. Sie haben in den wenigen Wochen Erstaunliches geleistet. Ich bedaure nur, daß unser Werk so enge Grenzen hat. Aber ein ägyptischer Pharao, der sich eine Pyramide bauen ließ, würde mit seinem Rundgang vielleicht ebenso schnell fertig. Beginnen wir also morgen wieder vom Anfang. Es wird mich vermutlich mehr interessieren, den Fortschritt des Baues zu beobachten, als das Fertiggewordene zu besichtigen."

Er begleitete sie über den Hof nach dem Haupthause. „Wo haben Sie denn die alte Schloßbibliothek, von der Sie mir erzählten?" fragte sie, auf der Steintreppe stehen bleibend.

„Gnädige Gräfin geben dem alten Wurmfraß einen viel zu stolzen Namen," antwortete er. „Was noch zusammenhielt, liegt oben in einer Kammer, die ich gern anzeigen will. Es ist da nichts, was sich lesen läßt."

„Ich will's doch versuchen.

„Ach —! da muß man wirklich gar nichts Besseres zu thun haben —"

Ein Blick der Gräfin schien ihm verstehen geben zu wollen, daß er auf dem Wege sei, etwas Ungehöriges zu sagen.

„Ich habe wirklich gar nichts Besseres zu thun," entgegnete sie mit schneidend scharfem Tone, „als die Zeit zu töten. Wenn das nur gelingt."

„Ja, das kommt auf den Geschmack an, gnädigste Gräfin," brummte er ärgerlich in den Bart. „Wenn ich mich einmal über etwas hinweglesen möchte, das mich verdrießt, suche ich mir lieber einen recht spannenden Kolportage-Roman zu verschaffen. Damit könnte ich aufwarten."

„Aber wie wissen Sie denn, daß mich etwas verdrießt?"

Er strich den Kinnbart durch die Hand. „Na ... der eine nennt's so und der andere so. Ich sprech auch nur von mir."

Sie gingen die Treppe hinauf. Im Flur öffnete der Baumeister eine Thür gegenüber dem Eingang zum Balkonzimmer. Der Raum war nur durch ein schmales schießschartenartiges Fenster erhellt. „Es ist die ehemalige herrschaftliche Rüstkammer," erklärte er, „das Archiv lag im Turm und unterscheidet sich nicht viel von einem Kellerloch."

Auf einem Regal standen und lagen die alten Bücher in teilweise schon recht fragwürdigen Einbänden, einige auch aus den Deckeln gerissen, an den Ecken verrottet. „Die Chronik, von der Sie mir erzählten, ist doch dabei?" fragte die Gräfin.

Er deutete auf den Folioband mit einem beredten Achselzucken. Sie dankte ihm und entließ ihn. Das Buch nahm sie sogleich an sich. Nun brachte sie den ganzen Rest des Tages damit zu, darin zu lesen. In der Dämmerstunde saß sie wieder auf dem Balkon. Zur Nacht hatte sie sich eine Lampe geben lassen. Sie löschte sie nicht aus, als sie sich zu Bett legte. Nach einer Stunde unruhigen Schlafes erhob sie sich wieder, ging durch die Zimmer, trat auf den Balkon hinaus und starrte eine Weile in den sternbesäeten Nachthimmel, stellte die Lampe auf den Tisch, auf welchem das Buch lag, und las wieder darin, bis ihr vor Müdigkeit die Augen zufielen. Gegen Morgen endlich fand sie Schlaf und träumte dann weit in den Tag hinein.

Wieder besichtigte sie nun die Arbeiten. Sie sah noch übler aus als bei ihrer Ankunft. Heimhuber sprach die Befürchtung aus, daß sie in dem großen Himmelbett schlecht geruht haben werde. „Meinen Sie, daß Frau Rodogunde darin geschlafen hat?“ fragte sie.

„Ach nein!“ erwiderte er, „die Möbel sind aus viel späterer Zeit, die ältesten vielleicht aus dem sechzehnten Jahrhundert.“

„Es könnte doch ein Irrtum sein,“ meinte sie, „und — es ist auch gleichgültig, ihr Bett hat jedenfalls auf derselben Stelle gestanden. Der Raum hinter dem Flachbogen, der zu beiden Seiten auf den Granitsäulchen ruht, ist von Anfang an dafür bestimmt worden.“

„Sehr wahrscheinlich.“

„Die Dame hat mir einen Besuch abgestattet und ihr schweres Leid geklagt. Sie ist wirklich sehr schön.“

„Gnädige Gräfin scheinen recht lebhaft geträumt zu haben. Das dumme Chronikbuch!“

Sie sah ihn wieder so eigen an, als ob er ihr etwas ganz Unerwartetes sagte. „Lebhaft geträumt,“ wiederholte sie leise, „— es kann ja sein. Aber sie ist wirklich sehr schön.“

Dann teilte die Gräfin unter die beim Bau angestellten Leute Geld aus, viel Geld: sie gab mit vollen Händen, ohne darauf zu achten, was sie aus der Tasche nahm, die sie umgehängt hatte. Für den Mann, für die Frau, für die Kinder, nach deren Zahl und Alter sie sich erkundigte. Das beschäftigte sie eine Weile. „Wer ist nun von euch der ärmste?“ fragte sie zuletzt.

Sie besannen sich nicht lange. „Der Joseph Maier! Er ist einmal reich gewesen und hat durch einen Bergsturz alles verloren und muß nun Steine tragen, da er sonst nichts kann.“

Isolde schüttete ihr Täschchen in die Hand des Mannes aus. Den Leuten, so groß ihre Freude über das unerwartete Geschenk war, kam sie doch nicht recht geheuer vor. Es wäre ihnen lieber gewesen, sie hätte dem Baumeister eine Summe zur gerechten Verteilung übergeben. Aber sie schwenkten doch die Mützen und ließen die Gräfin hochleben.

Dann bemerkte Heimhuber wieder, daß die nervöse Aufgeregtheit sich rasch steigerte und ihr immer nur minutenlang bei demselben Gesprächsgegenstand zu bleiben erlaubte. Er lud die Gräfin im Auftrage seiner Frau „zu einem Löffel Suppe“ ein, aber sie ließ ihn kaum aussprechen und wies ihn mit einem kurzen: „Nein, nein, ich will nicht lästig fallen,“ so kränkend ab, daß ihm die Versicherung, davon könne ja gar keine Rede sein, in der Kehle stecken blieb. Sein Schweigen machte sie erst auf den Verstoß aufmerksam. Sie bat ihn nun, seiner Frau zu danken und sie mit Kopfschmerz zu entschuldigen: es sei ihr nicht möglich, eine Stunde lang bei Tisch zu sitzen.

Was man ihr in ihrem Zimmer auftrug, kam fast unberührt zurück. Sie habe nur auf eine Tasse recht starken Kaffee Appetit. Die ließ sie sich dann noch einmal füllen. Sie las wieder, holte auch noch andere Bücher aus der Kammer, darunter eins mit vielen wunderlichen Holzschnitten, allerhand Geistererscheinungen und kabbalistische Zeichen darstellend, wozu der Verfasser, ein berühmter Magier, die wirksamsten Beschwörungsformeln beifügte. Auch fehlte nicht eine Beschreibung des Geisterreichs mit einer Anzahl von vielsilbigen Namen der dort residierenden Herrschaften. Dieser Unsinn schien der Gräfin sehr anziehend. Sie besah nicht nur wiederholt die Bilder, sondern vertiefte sich auch in die mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit geschriebenen, mit Citaten aus allen Litteraturen gespickten Abhandlungen. Sie stand nur von Zeit zu Zeit, gegen Abend in immer kürzeren Zwischenräumen, auf, um vom Balkon herab auf die Landstraße hinabzusehen, die sich wie ein helles Band durch das Thal zog. Es war, als ob sie jemand erwartete, der sich von dorther nähern sollte. Die Post fuhr vorüber; auch einige Wagen passierten das Dorf, setzten aber die Reise ohne Aufenthalt fort. Landleute brachten von den Wiesen ihr Heu ein oder trieben Vieh nach den tiefer gelegenen Ortschaften.

Wieder folgte eine unruhige Nacht, in welcher die Gräfin viel schrieb. Auf einen Umschlag setzte sie den Vermerk: „Nachtrag zu meinem Testament,“ und verschloß ihn in ihrer Mappe. Ein Brief war an Frau von Simmen adressiert und blieb auf dem Tisch

liegen. Einen anderen an Ludmilla gerichteten brachte sie nur bis zur zweiten Seite. „Sie hat ganz recht, die Rechnung stimmt an irgend einer Stelle nicht," murmelte sie und schlug die Mappe zu. Der Morgen dämmerte schon durch die Balkonthür, als sie sich aufs Bett warf, nachdem sie ein Schlafpulver genommen hatte.

Als das Mädchen, schon ziemlich spät, das Frühstück brachte, schlief sie noch ganz fest. Sie hatte, lang ausgestreckt, den Kopf tief ins Kissen gedrückt, den Mund halb geöffnet und atmete bald leise, bald in rascheren Zügen. Das schwarze Haar hatte sich gelöst und ringelte sich über die nackte Brust. Die rechte Hand lag auf dem Herzen. Ein wonniges Lächeln verschönte das Gesicht, die Augenlider schienen wie durchsichtig und die langen Wimpern flimmerten bei jeder zuckenden Bewegung, die ein liebliches Traumbild verursachen mochte. Das Mädchen stand lange, das Tablett auf dem Arm, und konnte nicht müde werden, die schöne Herrin zu betrachten. Es konnte sich nicht entschließen, sie zu wecken, und stellte das Brett leise auf den Tisch. In diesem Augenblick schreckte die Gräfin zusammen, schien mit der Hand etwas fortzustoßen, riß die Augen auf und blickte ganz verwirrt umher. „Ah! fort — fort!" rief sie wie keuchend. Das eben noch so liebliche Gesicht war verzerrt. Nun erkannte sie das Mädchen und richtete sich auf. „Du bist's ... Ah! ein abscheulicher Traum — ich will gar nicht an ihn denken. Es ist zum Verzweifeln!"

Sie ließ sich anziehen. Das Mädchen mußte nach einer Stunde wiederkommen, ihr beim Auspacken der Koffer behilflich zu sein. Bisher hatte sie nur darin gewühlt, die Briefmappe und einige Kleinigkeiten hervorzuziehen, deren sie nach augenblicklichem Einfall bedurfte. Es schien sie selbst angenehm zu unterhalten, die verschiedenen Roben auszubreiten, die Wäschestücke zu ordnen, Schmuckgegenstände zu besichtigen. Eine hübsche Gürtelschnalle schenkte sie dem Mädchen, das darüber ganz verwirrt vor Freude war. Zuletzt ließ sie ein Kleid von gelblicher Wolle mit Tuffen von weißem Atlas und Spitzen nicht forthängen. Sie wolle der Frau Baumeister einen Besuch abstatten, sagte sie, gleichsam entschuldigend, und dazu ein wenig Toilette machen. Sie ging wirklich nach dem Thorhause hinab und nahm auch für Frau Heimhuber und deren Mädel Geschenke mit, die um so reicher ausfielen, als sie die Sächelchen früher selbst gebraucht hatte. Die blitzenden Steine, über deren Wert kein Zweifel sein konnte, die Spitzen und Bänder wurden mit einer Art Scheu bewundert. „Aber das ist ja viel zu viel, gnädigste Gräfin," sagte die beglückte Frau, „viel zu viel. Wie verdienen wir das nur?"

„Es soll gar nicht verdient sein," antwortete die Gräfin. „Ich gebe nur von dem, was mir nie etwas bedeutet hat und jetzt ganz überflüssig geworden ist. Ich werde nie mehr solchen Schmuck tragen."

„Das denken sich gnädige Gräfin nur so," meinte die Frau verlegen lächelnd. „Man ist manchmal so melancholisch gestimmt, daß man sich im Augenblick einbildet, es könne einem nichts auf der Welt mehr Freude machen, und morgen sehen alle Dinge wieder anders aus. Nach allem, was ich so sehe, möcht ich wohl glauben, daß gnädige Gräfin einen schweren Kummer gehabt haben, der nun durch das viele Alleinsein noch mehr genährt wird. Wenn man aber so schön und so reich und vornehm ist und noch mit so jungen Augen ins Leben schaut ..." Sie bemerkte, daß das Gesicht sich verfinsterte und der Kopf sich rasch abwandte. „Ich bitt um Verzeihung," fuhr sie eingeschüchtert fort, „wenn ich da zu vorlaut gewesen sein sollte. Aber es kam aus gutem Herzen. Mein Mann und ich — wie gern möchten wir die gnädige Gräfin recht glücklich sehen."

Isolde reichte ihr die Hand. „Es hat da ein jeder sein eigenes Maß," sagte sie. „Übrigens ... das meinige hat sich erfüllt, ich habe wirklich keine Wünsche mehr. Morgen —! Wer weiß dann etwas davon? Es giebt so unberechenbare Zufälle ... Versäumen wir das Heute nicht. Und da es so kurz dauert, behalten Sie das jedenfalls zum Andenken an mich, Sie und die Mädel. Den Buben aber stifte ich, was hier in diesem Papier liegt. Es soll aber für sie nicht, wie man's so nennt, nützlich angewendet werden. Dafür sind Vater und Mutter da, ihnen das Notwendige zu schaffen und sie für ihren Lebensberuf auf die Füße zu

stellen. Nein, zu etwas ganz Außerordentlichem soll's ihnen helfen, was sie sonst nicht haben könnten, einer großen Reise zum Beispiel oder dergleichen. Und die Mutter soll ihnen den kleinen Schatz verwalten, nicht der Vater. Sie hat ein weicheres Herz und überlegt nicht so lange! — Nur kein Wort des Dankes weiter, beste Frau! — Nehmen Sie an, daß ich mir ganz selbstsüchtig habe eine Freude bereiten wollen. Es ist wirklich so. Und ich habe mich doch auch Ihrem lieben Mann für den schönen Balkon erkenntlich zu zeigen."

Frau Heimhuber war so gerührt, daß sie die Thränen nicht zurückhalten konnte. „Ja, deshalb geschieht es wohl auch," stotterte sie, „natürlich deshalb. Mag Gott es Ihnen nur vergelten, wie es gemeint ist." Nur mit Mühe konnte Isolde sie hindern, ihr die Hand zu küssen. An eine ruhige Unterhaltung war nicht mehr zu denken. Sie bat Heimhuber zu grüßen, den sie heut auf seinem Bau nicht stören wolle, und ging.

* *
*

Gegen Abend saß sie dann wieder auf dem Balkon und blickte so gespannt in das Thal, als ob sie jemand erwartete. Das Buch mit den wunderlichen Bildern lag in ihrem Schoß. Es war eine Beschwörungsformel aufgeschlagen, sich eines verhaßten Menschen zu erwehren oder einen geliebten heranzuziehen. Da ertönte aus dem Walde ein Posthorn. Sie erschrak sichtlich, faßte mit beiden Händen das Buch, hob es auf und ließ es gleich wieder sinken. Der Kopf stützte sich gegen die Lehne des Sessels. Wenige Minuten später trabte die Extrapost auf der Landstraße heran. Es war ein offener Wagen. Den Rücksitz nahm ein einzelner Herr in hellgrauem Staubmantel ein. Er beugte sich von Zeit zu Zeit seitwärts hinaus und sah nach dem Schloß hinüber. Und jetzt, noch immer in ziemlich weiter Entfernung, stand er auf und zog den breitschirmigen weißen Hut, nach dem Balkon hin grüßend.

Isolde hatte den Freiherrn von Rippen erkannt. Es konnte nun auch für gewiß gelten, sie war von ihm erkannt worden; wenigstens vermutete er sie sicher in der Gestalt auf dem Balkon. Gleich darauf wurde ihr der Wagen wieder unsichtbar, da der Weg sich nach dem Dorfe zu rasch senkte und der Balkon ihn verdeckte. Man mußte an die Steinumfassung treten, um ihn weiter verfolgen zu können. Isolde erhob sich aber nicht, sie bewegte kein Glied, nicht einmal die Augenlider. Sie saß da wie gelähmt.

Aber ihr Hirn arbeitete unablässig. So müsse einem Scheintoten zu Mute sein, dachte sie, der wisse, was um ihn her vorgehe, und sich doch nicht rühren könne, der furchtbaren Gefahr zu entrinnen. Und dann war ihr's wieder, als ob sie nur recht ernst wollen dürfe, um bis zur Thür gehen und sie verschließen zu können. Sie hatte den ernsten Willen nicht. Warum sich feige absperren? Es geschah doch nur, was erwartet war, für heut oder morgen — vielleicht schon für gestern. Der Postillon blies wieder, jetzt tief unten, wahrscheinlich bei der Einfahrt ins Dorf. Sie meinte den Wagen vor dem Wirtshause halten, den Freiherrn aussteigen zu sehen. Er war hier schon einmal gewesen, kannte den Waldweg nach dem Schlosse hinauf. Er wand sich um den Felsen; keine Viertelstunde brauchte zu vergehen, und der Mann, vor dem ihr Herz erzitterte, schritt unter ihr vorüber. Noch war's Zeit, zum Thorhause zu eilen, dort den Befehl zu geben, es solle niemand zu ihr gelassen werden. Sie zögerte, zögerte noch immer, und nun — mußte es zu spät sein. Es sollte zu spät sein.

Die Zeit des Wartens wurde ihr gar nicht lang. Es gab keine Zeit mehr, nur ein fortwährendes Auf- und Abfluten derselben Empfindung. Wie die Woge des Meeres sich hebt und senkt, immer auf derselben Stelle — so weit vor als zurück, solange es dem Sturm gefallen möchte, darüber hinzubrausen. Sie wußte, daß ihr eine schwere Stunde bevorstand, aber sie fragte jetzt nicht, wann sie kommen solle. Sie meinte das Recht zu haben, sich bis dahin das Wonnigste vorzustellen, was ein Menschenherz erleben kann, und so tönte es immer von da heraus: du hast geliebt — trotz allem und allem: du hast geliebt. Das Blut kam in Wallung; sie fühlte es heiß durch die Adern fließen, es prickelte in den

Fingerspitzen, es zeichnete feurige Zickzacklinien vor ihren Augen, es floß in die tausend feinen Kanäle des Gehirns, es schien sich unter der Schädeldecke zu sammeln und vergeblich einen Ausweg zu suchen. Unter diesem Druck ließ sich nicht denken. Wozu auch denken? Die Gedanken konnten nur häßlich sein. Noch einmal nur selig empfinden — noch ein einziges Mal.

Da wurde an die Thür geklopft, leise erst und wie bescheiden anfragend, dann nach kurzer Pause lebhafter, gleichsam den Einlaß fordernd. Dieser Ton schien Isolde aus ihrer körperlichen Erstarrung zu erwecken. Sie richtete sich rasch auf, faßte die Seitenlehnen des Stuhles und schnellte sich in die Höhe. Sie stand auf der Schwelle zwischen Balkon und Zimmer, als die äußere Thür geöffnet wurde und der Freiherr eintrat. Sie hatte den Traum abgeschüttelt, lebte wieder ganz im Wirklichen; der Übergang aus dem einen Zustand in den anderen war sprunghaft, unvermittelt. Ihr Blick schien den Eindringling zurückzwingen zu wollen, auf ihren Wangen flammte plötzlich die Zornröte auf. „Sie wagen es ...“ herrschte sie ihn an, und hatte doch schon nicht mehr den Mut, ihn hinauszuweisen. Unter dem Machteinfluß dieser männlichen Persönlichkeit ließ sie die Stimme sinken und wendete die ganze Energie des Willens gegen sich selbst, der krampfhaften Erregung ihres Inneren Meisterin zu werden.

„Du hast doch nichts anderes erwartet, Isolde,“ nahm er sogleich das Wort, „als daß ich dir folge. Dein böser, bitterböser Brief —“

„Sie haben sich dann nicht gerade übereilt,“ fiel sie scharf ein.

„Ich hätte allerdings schon gestern hier sein können,“ sagte er ruhig. „Aber es schien mir geraten, dir etwas Zeit zur Überlegung zu gönnen, liebe Isolde. Du warst wirklich sehr aufgeregt, nichts bewies mir das mehr, als der gesucht kühle Ton deines Briefes und die ungeheuerliche Übertreibung deiner plötzlichen Entschließungen.“

„Ich glaube Ihnen hinreichend angedeutet zu haben,“ antwortete sie, „daß ich Sie nicht mehr für berechtigt erachte, im Gespräch mit mir von den üblichen gesellschaftlichen Formen abzuweichen. Ich habe Sie gebeten, das Vergangene in Ihrem Gedächtnis auszulöschen — es scheint nicht Ihre Absicht zu sein, dieser Bitte zu entsprechen.“

Er näherte sich einige Schritte. „Meine Absicht —!“ rief er. „Du sprichst, als ob es eine denkbare Möglichkeit wäre, sich so etwas vorzunehmen und einen Erfolg zu erzwingen. Schwerlich thätest du selbst, was du mir zumutest. Nein, Isolde! so lasse ich mir die herrlichsten Stunden meines Daseins nicht von der Tafel fortlöschen. Was so gewesen, hört nicht auf zu sein; das ist mit unvergänglicher Schrift in unser Leben eingeschrieben und fordert immer wieder die Gegenwart. Unmöglich kann ein kleines Mißverständnis —“

Sie stieß eine schrille Lache aus. „Das nennen Sie ein kleines Mißverständnis? Sie sind doch nicht so jämmerlich feige, behaupten zu wollen, daß ich mich täuschte.“

„Aber wozu in diesem Ton eine verdrießliche Sache noch verdrießlicher machen?“ suchte er abzulenken. „Ich gebe ja zu, daß ich gefehlt habe. Es war Thorheit, mir den Urlaub zur Fahrt nach Monte Carlo zu erbitten; ich konnte wissen, daß der Spielteufel mich lockte und meine guten Vorsätze noch nicht genug festgegründet waren, seinem dämonischen Einfluß widerstehen zu können. Aber wenn man so lange den Anblick der Karten entbehrt hat ... Verzeih! Die alte üble Gewohnheit, und die Gelegenheit so in der Nähe — es giebt einen unbezwinglichen Heißhunger nach dem Spiel, und im Augenblick war mir's, als müßte ich ihn stillen, es koste, was es wolle. Deshalb folgte ich deiner treuen Warnung nicht. Hätte ich ahnen können ...! Aber jetzt bin ich für alle Zeit geheilt.“

„Und sonst hätten Sie sich nichts vorzuwerfen gehabt?“ fragte Isolde streng. „Ich weiß wohl, daß Sie mir keine Treue schuldig waren. Aber ich hatte Ihnen gesagt, daß ich Sie nur für kurze Zeit binde. War sie Ihnen noch immer zu lang für ein ehrliches Worthalten? Und was tauschten Sie für meine Hingabe ein!“

„Aber glaube mir doch nur, teuerste Isolde,“ bat er, indem er bis in die Mitte des Zimmers trat und erst stehen blieb, als sie ihn mit der Hand zurückwies, „es war ein ganz zufälliges Zusammentreffen. Vor

Jahren hatte ich die Bekanntschaft dieser Dame gemacht unter Umständen ... Ich will nur erklären, wie es kam, daß ich mich in Monte Carlo ihrer annahm. Sie war dort von einem gewissenlosen Menschen, der sich einen hochadeligen Namen beigelegt und allerhand Schwindeleien verübt hatte, im Stich gelassen worden, spielte unglücklich und besaß nicht mehr so viel, um abreisen zu können. Es war doch ganz natürlich, daß sie meinen Beistand anrief. Sie konnte ja nicht wissen ... Und gleichviel! ich hielt mich für verpflichtet, sie aus dieser fatalen Situation zu befreien. Wenn das nur zu dem Mißverständnis Anlaß gegeben hat —"

„Aber wozu wenden Sie denn so viel Mühe auf, sich zu entschuldigen," fiel die Gräfin im Ton des Widerwillens ein. „Mein kurzer Brief muß Sie völlig darüber aufgeklärt haben, daß zwischen uns keine Gemeinschaft weiter besteht. Was können Sie noch von mir wollen? Sie werden es begreiflich finden, daß Ihre Gegenwart mich peinigt. Verlassen Sie mich — ich höre Sie nicht weiter an."

Sie hatte ihren Platz nicht verändert. Wie eingerahmt stand die hohe Gestalt in die Steinleisten der Balkonthür, dunkel eingezeichnet in den gelbrötlichen Abendhimmel wie ein bräunliches Heiligenbild auf Goldgrund, eine Märtyrerin der frommen Legende darstellend. Es zog den Freiherrn zu ihren Füßen. „Isolde," rief er, „und wenn ich mich wirklich schwer gegen dich versündigt hätte, wenn mein sträflicher Leichtsinn ... Nein, nein! du bist nicht unversöhnlich. Ich will dich fußfällig um Verzeihung bitten, will dir zuschwören, daß nie wieder eine Untreue —"

Wieder klang über ihm das fürchterliche Lachen, das ihm schien beweisen zu wollen, wie unsinnig jeder Versuch sein mußte, sich Glauben zu verschaffen. „Du —!" rief sie, „du —! Detlef, du?"

Er ließ doch nicht ab von ihr. Wie oft war er Sieger geblieben im Ringkampf mit dem Weibe, das sich des besseren Selbst besann. Und hatte sich diese stolze Schöne nicht schon so tief vor ihm gebeugt, daß eine Aufrichtung gar nicht mehr möglich schien? So umfaßte er denn ihre Knie und drückte das Gesicht in ihren Schoß, wie sie sich auch sträubte. „Himmlische — Angebetete!" flüsterte er mit schmeichelndem Ton. „Warum wehrst du dich gegen etwas, das doch stärker ist als du. Warst du nicht mein? Bist du nicht mein in Ewigkeit? Glaube mir doch, ich liebe dich! Unaussprechlich liebe ich dich! Im Herzen kann ich mich gar nicht gegen dich vergehen — nie, nie! Da stehst du mir als eine Unvergleichliche, Einzige, Unantastbare. Es ist nur ein Abfall des sündigen Menschen von seinem Gott —"

„Lästere nicht!" herrschte Isolde ihn an. „Du ahnst nicht, was in mir vorgeht." Sie legte die Hände auf seine Schultern und drängte ihn fort, sie selbst zwängte ihre Arme in die Umschlingung und suchte sie mit Gewalt zu lösen. Und da er doch nicht nachgab, sondern sich an ihrem Leibe aufrichtete, ihre Brust, ihren Mund mit Küssen bedeckte, schlug sie ihn mit letzter Kraftanstrengung ins Gesicht.

Er taumelte zurück. Eine Weile stand er ihr gegenüber blaurot vor Scham und Zorn. Er lallte unverständliche Worte. Mit den Augen hielt er sie noch immer fest. Die hohe Erscheinung übte auch jetzt ihre überwältigende Macht. Plötzlich schien ein Rückstau des überhitzten Blutes einzutreten. Er wurde bleich und die Lippen zuckten nicht mehr. „Du hast mich geschlagen," sagte er, nun ganz vernehmlich. „Gut denn —! so hast du dir dein Recht genommen, auszugleichen, was ich dir angethan. Jetzt mußt du verzeihen, Isolde."

„Ich habe nichts zu verzeihen," antwortete sie, „und was ich that — vor und nach — es war nur die Notwehr des Herzens. Gehen Sie, Detlef! Ich will allein sein mit meinem Schmerz. Gott weiß es, er ist tief und ernst. Wir hätten einander nie begegnen sollen. Aber nun ist's auch Ihnen gewiß, daß wir scheiden müssen."

„Nein, Isolde," entgegnete er, jetzt scheinbar ganz ruhig, „mir ist nur das eine gewiß, daß wir nicht scheiden können. Und wenn ich dich nicht mehr liebte — es wäre mir jetzt eine Ehrenpflicht, dir gerecht zu werden und am Altar die Hand zu reichen. Sie ist mir unverbrüchlich. Und du — wenn du wirklich die Absicht hattest, mich abzuweisen, wie du mir gesagt hast — jetzt ist sie unausführbar. Könnte es auch unser Geheimnis

bleiben, daß du mir angehört hast, und liebtest du mich nicht mehr, du fändest doch nur den Frieden mit dir selbst in meinen Armen."

Es durchrieselte sie eisig, die ganze Gestalt schüttelte sich wie im Fieber. Sie ließ die Hände an den Hüften ab- und auf- und abgleiten, als ob sie etwas Widerwärtiges von ihrem Leibe abwischen wollte. „Ich weiß ja, daß ich verloren bin," sagte sie leise, „aber nicht so — Gott wolle mir helfen, nicht so."

Der Freiherr näherte sich ihr wieder, jetzt aber mit ganz gemessenen Schritten, und hielt ihr die Hand entgegen. „Isolde —!"

Sie schüttelte schwermütig das schöne Haupt. „Nein, mein Sinn ändert sich nicht mehr. Vielleicht — wenn Sie widerstanden hätten — es würde mich zu dem Glauben verführt haben, daß ich irrte. Das eine vielleicht! Ich hätte Sie achten müssen als einen Mann, der sich hier wenigstens charakterfest bewährte — dem hätt ich trotz allem vertraut. Aber Sie zögerten keinen Augenblick anzunehmen, was meine Schwäche sich nicht weigerte, Ihnen zu gewähren. Wäre ich unehrlich, ich könnte Ihnen vorwerfen, Ihre Macht über mich mißbraucht zu haben. Ich belüge mich nicht, ich bereue nicht einmal, was ich gethan. Aber das steht nun zwischen uns und macht eine Vereinigung fürs Leben unmöglich. Nach meinem Gefühl, Detlef, und das entscheidet."

Nun reichte sie ihm die Hand und schüttelte die seine deutlich zum Abschiede. Er schien einzusehen, daß jedes Bemühen, sie umzustimmen, jetzt ganz vergeblich sein würde. „Heute kann nicht das letzte Wort gesprochen sein, teuerste Gräfin," sagte er finster. „Sie werden begreifen lernen, daß in der Welt, in der wir leben, praktische Rücksichten gelten, die niemand ohne den schwersten Verlust für sich selbst unbeachtet läßt. Auch Sie werden ihnen ihr Recht geben. Ich warte darauf und halte mich für gebunden. Leben Sie wohl, Isolde — auf Wiedersehen!"

Er entfernte sich mit langsamen, fast feierlichen Schritten. Mehr als seine Schuldigkeit meinte er gethan zu haben; ihm war wieder leicht zu Mut.

Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, so brach Isolde auf der Balkonschwelle zusammen.

* * *

Als spät am Abend das Mädchen eintrat, sich zu erkundigen, ob die gnädige Gräfin noch Wünsche habe, fand sie das Zimmer leer. Auch in den anstoßenden Räumen und in der Bücherkammer forschte sie vergeblich nach. Es war möglich, daß die Gräfin ins Thorhaus hinabgegangen war, ohne daß sie es bemerkte, aber Heimhuber und seine Frau wußten von ihr nichts. Sie begleiteten das Mädchen nach dem oberen Schloß, mußten sich aber überzeugen, daß die Herrin nicht aufzufinden sei. Auf dem Balkon lag ihr Taschentuch und ein kleiner Pantoffel. Der Baumeister, von einer unbestimmten Ahnung erfaßt, blickte über die steinerne Brustwehr in die dämmerige Tiefe.

„O mein Gott!" schrie er auf, „da ist ein Unglück . . ." Die Stimme versagte ihm.

Seine Frau trat beängstigt zu ihm. „Was ist geschehen?" fragte sie zitternd. Er zeigte hinab. Es lag da auf dem Wege etwas Helles, der Form nach nicht Erkennbares. „Barmherziger Himmel, die Gräfin?"

„Ich weiß es nicht," sagte er zaghaft. „Wir wollen sogleich hinab. Und unsere Dienstleute mit Laternen ... Schnell, schnell!"

„Aber wie konnte —?"

„Sie hat sich zu weit vorgebeugt — das Gleichgewicht verloren ... Der dort hat es gesehen."

Er meinte den Abendstern, der schon hell am blaßgrauen Himmel flimmerte.

Der zerschmetterte Körper der Gräfin wurde zwischen dem Felsen aufgefunden, in Tücher gehüllt und ins Schloß getragen.

Der Stern versank hinter der Tannenwand drüben.

Tizians Leben und Schaffen.

Eine Studie

von

Franz Hermann Meißner.

II.

Auf seiner vollen Höhe zeigt den Künstler indessen zeitlich zuerst die von 1516 bis 1518 gemalte prachtvolle „Himmelfahrt Mariä“ (Akademie zu Venedig). Die originelle Anordnung findet man bei spanischen Malern der Spätrenaissance, auf die Tizian starke Einflüsse ausgeübt, wieder benutzt. Oben in halbrunder Lünette des Bildes taucht da der von Erzengeln geleitete Gottvater aus Wolken und breitet mit ernstester Liebe segnend die Hände über Maria aus, die, von prachtvoller roter Gewandung und blauem Mantel umflattert, durch die Mitte nach oben schwebt. Mit einem Ausdruck tiefster Ergriffenheit, wie man ihn so innerlich bei Tizian kaum zum zweitenmal wiederfindet, ist das Gesicht nach oben gerichtet, und derselbe stark aufwärts gerichtete Zug prägt sich zu ihren Füßen in einem Halbmond reizender Engelchen aus und korrespondiert mit den ausgestreckten Händen und den Köpfen nachschauender Apostel und Heiliger am unteren Bildrand. — Nicht minder aber behauptet sich unter diesen Hauptwerken wegen seines schönen Kolorits und seiner formenstarken Gestalten ein antikes Motiv: „Bacchus und Ariadne“ (London). Die im Schlaf am Waldrand überraschte Königstochter hat die Kleider lose an sich gerafft und ist in schnellem Sprung auf der Flucht nach dem felsigen und bewohnten Meerufer zu begriffen. Schon versperrt der Pantherwagen des Gottes den Weg, und der von der Schönheit der Fliehenden begeisterte Gott entspringt so kühn dem Gefährt, daß es ihm leicht ein verstauchtes Bein eintragen kann. Aus dem Dickicht daneben bricht dann mit Beckenschall, Lärm und Gesang die den Silen geleitende Bacchantenschar. Hier sieht man schon alles beisammen, was in den Motiven Rubenssche Kunst später ausgemacht hat, aber wie Tizian in diesem antiken Vorwurf sich zur Antike selbst als ein Renaissancemensch mit dem Bedürfnis nach reichem, bewegtem, sinnenfreudigem Leben verhält, so bleibt er in gleicher Distanz zu dem derben und lustglühenden späteren Vlamen, — er hat für die robuste Naturübertreibung des Barocko noch gar kein Organ, sondern bleibt trotz aller Überkultur noch in den Grenzen eines sehr verfeinerten, schönheitseligen Natursinns, dessen Exaltation mehr in den Nerven als in den Pulsschlägen liegt. Tizian ist hierin nicht nur die frühere Erscheinung vor dem vollsaftigen Virtuosen Rubens, — er ist auch damit aus einer interessanten Analogie der Zeitläufte weitaus der Modernere und Einflußreichere für unser Jahrhundert geblieben.

Das bestätigt sich auch, betrachtet man im Gesamtschaffen des Künstlers jene vielen Darstellungen schöner entkleideter Frauen, welche als „Venusbilder“ in mehreren Originalen und vielen Schulkopien überall vorhanden und als ein eigenes Gebiet mit Tizians Namen verknüpft sind. Teils mit, teils ohne allegorische Zuthaten sieht man schlanke, zu leichter Fülle neigende Frauen schlafend

oder wachen Auges träumend ausgestreckt auf ihrem Lager, im Garten oder in reichem Gemach, ein Hündchen, einen Amor daneben, wiederholt einen Kavalier zu Füßen, der, Laute oder Harmonium spielend, sich am Zauber der schönen Körperformen in seiner Nähe weidet. Sie scheinen in der ruhigen Selbstfreude der Existenz und in der bestrickenden Trägheit fast alle dem Übergangsalter von der reifen Mädchenentfaltung zur ersten Fülle der jungen Frau anzugehören, — und von fast allen darf man behaupten, daß die vorwiegend sehr durchsichtige Bezeichnung als „Venus“ Idealbildnisse schöner Modelle oder Freundinnen vornehmer Kavaliere verschleiern soll. Die Legendenbildung ist infolgedessen in Bezug auf diese Werke allezeit eine lebendige gewesen und sie hat auch das schönste derselben, die „Venus von Urbino“ (Florenz, Uffizien), nicht verschont. Auf diesem entzückend gemalten Bilde erblickt man auf weißem Linnen über dunkelrotem Polster und vor einem hochgezogenen Vorhang gelagert eine Dame von außerordentlicher Schönheit. Sie lehnt auf dem rechten Arm und schaut mit ihrem tiefen Blick halb versonnen, halb des eigenen Zaubers in tiefster Seele froh aus dem Bild, in dessen Hintergrund zwei Dienerinnen an der Truhe beschäftigt sind, Gewänder für die Herrin zu entnehmen. Zweifellos hat diese vornehme Dame mit dem geistvollen Kopf eine frappante Ähnlichkeit mit einem der schönsten Bildnisse Tizians, der sogenannten „La bella di Tiziano“ (Florenz, Pitti-Palast), die in herrlicher Farbenglut eine reich gekleidete, vornehme, sehr schöne Dame in ruhigem Dastehen zeigt; ebenso groß ist aber die Ähnlichkeit sowohl dieser Venus als dieser unbekannten „Bella“ mit Bildnissen der Herzogin Eleonore Gonzaga von Urbino, deren Gemahl Besteller des Venusbildes war. Man schließt daraus, daß diese Venus ein Bildnis derselben Herzogin ist. — Daß in jener Zeit, in der z. B. beim Einzug Karls V. in Antwerpen vornehme Patriciertöchter in leichtestem Musselinüberwurf unter freiem Himmel als Figurantinnen dienten, wie Dürer es als Augenzeuge beglaubigt hat, eine Landesmutter auf den Gedanken kam, für ihren Gemahl und das Hofgesinde sich von dem berühmtesten Farbenzauberer in so hochgradiger Nichttoilette darstellen zu lassen, ist nicht ganz unmöglich, indessen eine unbewiesene Hypothese, gegen die bei aller Freiheit des Lebens und allem naiven Schönheitskult der Hochrenaissance doch eine gewisse Strenge der ehelichen Anschauungen spricht.

Dem Besten dieser Reifeperiode reihen sich in den letzten Jahren noch eine ausgezeichnete „Verkündigung“ im Dom zu Treviso, eine gleich vortreffliche „Auferstehung“ zu Brescia, eine Madonna von St. Niccolo (Vatikan) an, die indessen alle von der „Madonna des Hauses Pesaro“ von 1526 (Frarikirche zu Venedig) in Schatten gestellt werden. Der ganz eigenartige Aufbau, bei dem die Hauptperson der Madonna zur Seite vor zwei riesigen Säulen angeordnet ist, — die anmutige Bewegtheit und die feinen Beziehungen, welche Maria, Petrus, die Heiligen Franz und Antonius miteinander und mit den anbetenden Familiengliedern der Pesari verbinden, und die ungewöhnlich reiche Pracht der tiefgedämpften Farben geben dem Bild ein starkes Gewicht selbst unter den Hauptwerken.

Der letzte große Wurf ist, da das Original verbrannt ist, nur in mehreren Kopien auf uns gekommen, aber diese können im Vergleich wohl eine Vorstellung von der Schönheit jener 1528 bis 1530 entstandenen Tafel „Tod des Petrus Martyr“ geben. Michelangelo, der 1529 in Venedig war und dort mit Tizian wie dem ihm von früher bekannten Aretin Umgang gehabt hatte, ist sicherlich das Vorbild für die dramatische Schilderung und die kraftvolle Formensprache gewesen, die nicht Tizians trotz aller Lebendigkeit mehr ruhigem, epischem Behagen entspricht. Am Rand eines zerklüfteten Bergwaldes wird der Heilige eben von dem gedungenen Mörder niedergestoßen, während sein Gefährte in höchstem Entsetzen davoneilt; im Hintergrund verlassen die Anstifter, ein Reiter und ein Fußgänger, die von knorrigen Bäumen überwölbte wilde Walstatt, über der zwei in einem Sonnenstrahl herabgeflatterte Engel mit einer Friedenspalme schweben. Trotz dieser Allegorie, die bei Tizian immer wieder kleinlichen Sinn und Mangel an monumentaler Anschauungskraft beweist, ist in diesem Bild der Vorgang wie

die schauerliche Landschaft wuchtig empfunden und mit vollster Unterstreichung die letztere zur Erzielung dramatischer Wirkung herangezogen. Hierin ging Tizian seiner Zeit klar voran und hat damit auf seine Nachfolger, wie z. B. Schiavone, einen weittragenden Anstoß ausgeübt.

* * *

Tizian hatte jetzt die künstlerische Vollendung, soweit sie seiner Art möglich war, und die Höhe des Ruhms erklommen, der in den restlichen sechsundvierzig Jahren seines Lebens ohne Verminderung die damalige civilisierte Welt immer weiter durchdrang. Er war in die fünfziger Lebensjahre eingerückt, ein reicher, vornehmer, hoch angesehener Mann geworden, der trotz zahlreicher Schüler kaum die Fülle der Bestellungen schaffen konnte. Selbst die Signorie von Venedig, die er durch Saumseligkeit in seinen Pflichten als besoldeter Sensal geradezu verhöhnte, faßte ihn aufs behutsamste an, damit der vielbegehrte Künstler ihrer Stadt erhalten bliebe. Ernste Rivalen hatte er nicht mehr seit Bellinis und Giorgiones Tod zu fürchten, — Palma und Pordenone verschwanden bald nach 1530, und Sebastian del Piombo zog sich nach kurzem Umschauen auch wieder fort. Wie hoch die Begeisterung der Zeitgenossen diesen virtuosen Zauberer in der Farbe, der so gar nicht durch große Ideen das geheime Achselzucken der breiten Menge herausforderte, schätzte, geht aus einer Dialogstelle eines der Schöngeister am Hofe des Herzogs Guidubaldo von Urbino hervor, der nach Crowe und Cavalcaselle seine Tullia sagen läßt: „Tizian halte ich nicht für einen Maler, seine Erzeugnisse nicht für Kunst, sondern für Wunderwerke. Seine Farben müssen mit dem Saft jenes geheimnisvollen Krauts gemischt sein, dessen Genuß den Glaukus zum Gotte machte; denn mich berühren seine Bildnisse wie etwas Göttliches; wie der Himmel das Eden menschlicher Seele ist, so hat Gott in Tizians Farben das Paradies unseres Sinnenlebens gelegt.“ — Nimmt man das Rhetorische jener Zeit aus dieser Charakteristik fort, so bleibt doch eine feine und treffende Bezeichnung Tizianscher Kunst, die alles Sagenswerte über dieselbe gleichsam in nuce enthält.

Tizians Leben blühte jetzt nach allen Seiten in üppigster Pracht. Da starb 1530 seine Gattin Cäcilia, über die alle näheren Nachrichten gänzlich fehlen, — wie es scheint, aus einem glücklichen Familienleben heraus. Tizians Schwester Orsa führt fortab den reichen Haushalt und erzieht die Kinder: den Sohn Pomponio, der später verlumpte und um dessen Versorgung willen mit Pfründen sich der Alte zu den schmählichsten Betteleien erniedrigte, — dessen Bruder Orazio, den späteren Werkstattleiter, — und die vom Vater über alles geliebte und mehrfach gemalte Lavinia, die Tizian unter Ausstattung mit fürstlicher Mitgift an einen Patricier Cornelio Sarcinelli von Serravalle 1555 vermählte. Tizian blieb Witwer, — ihm scheint das lustige Garçonleben sehr behagt zu haben, wie man vermuten kann. Bald tauscht er seine Wohnung in der inneren Stadt jetzt mit einer luftiger gelegenen im äußeren Stadtteil Biri Grande, vergrößert sie, kauft und baut das Haus zum Palast aus und legt einen herrlichen Garten an, in dem der Geselligkeit liebende Mann seine gelehrten und künstlerischen Freunde von Venedig und ganz Italien — wie Vasari 1566 —, die venetianischen Nobili, seine herzoglichen Freunde, Gesandte, ja später sogar König Heinrich von Frankreich mitten in einem Museum von gesammelten Kunstwerken aller Art empfing. Seine Lebensführung war größten Stils, worin er Raphael übertraf und ihn selbst Rubens kaum erreichte. Seine kleinen Cirkel, in denen auch geistreiche Frauen wie Paula Sansovino und die schöne, frühverstorbene Irene von Spilimberg nicht fehlten, — sein Essen, seine Weine waren so berühmt wie die künstlerischen Genüsse derselben, in denen Musik eine große Rolle spielte; und von seinen Fenstern aus sah er Murano und an klaren Tagen in weiter Ferne die friaulischen Heimatberge, die er alljährlich besuchte. Er verstand durch diese Wohnungswahl das Gepränge seines Lebens mit der Erinnerung an seine einstige Armut und an das Selbsterrungene zu würzen. Er macht neben den häufigeren Ausflügen zu den herzoglichen Freunden nach Oberitalien jetzt



Tizian: La bella di Tiziano. (Florenz, Pitti-Palast.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

auch größere Reisen nach Rom (1545) und Florenz, überall in der auszeichnendsten Weise empfangen, ja er kommt wiederholt 1547 und 1549 im Dienste Karls V. nach Augsburg und Innsbruck. Die Huld Karls, der ihn wiederholt in seinen oberitalischen Feldlagern empfing, von keinem mehr fortab außer Tizian gemalt sein wollte und ein Tiziansches Werk noch an sein Sterbelager bringen ließ, geht wie eine fruchtbare Tropensonne jetzt über den Künstler auf. Er arbeitet vorwiegend für diesen und seinen

Sohn Philipp II., und schon in den 1530er Jahren erhält er durch den Kaiser die ehrendste Auszeichnung, indem er zum Hofmaler, Grafen des Lateranischen Palastes, Mitglied des kaiserlichen Hofs und Staatsrats unter dem Titel eines Pfalzgrafen, Ritter des goldenen Sporns ernannt wird. Diese Fülle von Titeln wird dazu durch eine Reihe von Pfründen vergoldet, deren Einnahmen bei der Finanzwirtschaft des riesigen Verwaltungskörpers unter Karl nicht immer glatt eingehen, aber das Haus Tizian doch sehr reichlich fundieren, zumal des Hauses Inhaber sehr dauerhaft zu mahnen und zu fordern verstand. Er ist ohnehin ein ganz verschlagener Geschäftsmann, welcher 1564 z. B. in Venedig mit seinem Sohne Orazio eine Holzhandelsfirma begründet, um die höchsten Preise aus einem ihm im Norden von Karl verliehenen Holzschlagrecht herauszuziehen, bei welcher Gelegenheit er sich mit naiver Unverfrorenheit aus dem gemachten Vorwurf des Raubsystems im Waldvernichten herauszuziehen versteht.

Hinter dem blendenden Glanz von Tizians Leben aber vollzieht sich von nun ab ein rascher moralischer Verfall. Zeigen seine erhaltenen Briefe an die Großen vor und um 1530 trotz manches unsympathischen Zuges noch ein künstlervornehmes Gepräge, so fängt doch bald Aretins Einfluß sichtbar zu werden an. Sein späterer Briefwechsel ist niederdrückend; die charakterlose Kriecherei vor seinen Gönnern, — diese widerliche Habsucht um Geld, Geld, Geld, und dieses endlose Kokettieren eines anscheinend im Verhungern begriffenen Greises mit Armut und Alter, — diese raffinierten Kunstgriffe, die Besteller durch Hinhalten kirre zu machen und namentlich den glühend sinnlichen Philipp II. durch Versprechung gemalter Nacktheiten anzustacheln und damit zum Zahlen zu bewegen, ist von einer unbeschreiblichen Widerlichkeit. — Fehlte aber auch dieser Briefwechsel, so wäre für Tizian nichts belastender als die dreißigjährige intimste Freundschaft mit dem sehr edlen Herrn Pietro Aretino. — Aretin ist eine prachtvolle Karikatur auf das Kraftmenschentum der Renaissance. Von höchst zweifelhaftem Herkommen, ein Allerweltstalent, in allen Sätteln gerecht und in jedem Sumpf sich einnistend, ist Aretin der genialste Revolverlitterat der Geschichte und steht mit einer gewissen Größe in seiner Art weit über den paar Stümpern, die nach ihm zu Zeiten des Verfalls durch ihre Feder Raubzüge gegen andere ausführten. Wild umher getrieben, durch seine ebenso bissigen als zotigen Epigramme in ganz Italien bei fast allen Dynasten auf den Index gesetzt, dann Sekretär eines verrufenen Condottiere, Lustigmacher bei dessen Gelagen und trinkfest, im Gefecht dagegen ein wahrer Held vom Chausseegraben, war er 1527 nach Venedig im Alter von fünfunddreißig Jahren gekommen, dort einen Zufluchtsort zu suchen. Seine erfolgreichen Komödien vermochten den mit zwei übel berufenen Schwestern in einem Palast auf großem Fuße lebenden Wüstling nicht zu ernähren, — er organisierte deshalb die Erpressung im großen. Papst, Kaiser, König, die kleineren Dynasten besoldeten und beschenkten ihn und ließen ihm gnädige Briefe schreiben, um sich vor seinen Pfeilen zu sichern; die Staatsmänner, Kardinäle, Gelehrten, Künstler kauften sich in gleicher Weise los von diesem fabelhaft scharfsichtigen Mann, der jede diplomatische Intrigue durchschaute, jedes umlaufende Geschichtchen zu hören kriegte und in der reinlichsten Sache einen Angriffspunkt entdeckte. Wo man ihn etwa ignorierte, da ließ er mit unverhüllter Schamlosigkeit und einer perfiden Gemeinheit seine Sonette und Epigramme los. Dieser Halunke, den selbst Michelangelo geduldet, solange er es mit seiner Ehre vereinbar hielt, sich dann aber unberührt durch ein Meisterstück von niederträchtiger Epistel von ihm wandte, hängte sich an Tizian. Zwei schöne Seelen fanden sich plötzlich. Es ist gar kein Zweifel, daß der Künstler diesen Preßpiraten, der viel jünger war als er, nicht bloß aus Klugheit geduldet, denn Tizian war in Venedig mächtiger als Aretin, und dieser hütete sich wohl, in Rücksicht auf die Freistatt und die sehr kitzelige Signorie gegen etwas Venetianisches loszuziehen, — daß er vielmehr sich aus seelischem Bedürfnis mit ihm befreundete, von ihm die Ausnutzung der Großen lernte und ihm bei seinen Erpressungen durch Porträts von Aretin, mit denen dieser seine



Tizian: Madonna des Hauses Pesaro. (Venedig, S. Maria dei Frari.)

Angriffe einleitete, Bildchen ꝛc. behilflich war. Diese beiden und Jakopo Tatti, der nach seinem bedeutenderen Lehrer Sansovino genannt wird und ein nachmichelangelesker Bildhauer wie vielbeschäftigter Architekt in Venedig und dort sehr angesehen war, bildeten zusammen eine „Akademie“, hinter welchem hochtrabenden Namen diese Bande ihre Interessen gemeinsam und erfolgreich betrieb, bis 1556 Aretin plötzlich verschied. Einer Anekdote zufolge, die Anselm Feuerbach in einem bekannten Bilde im Baseler Museum verwertet hat, soll der berüchtigte Pasquillant bei einem sehr lustigen Gastmahl, über eine Obscönität einer seiner Schwestern in unbändiges Lachen ausbrechend, mit dem Sessel umgefallen sein und dabei das Genick gebrochen haben.

Der wachsende Einfluß dieser Lebensweise und dieses sittlichen Verfalls auf Tizians Altersstil ist unverkennbar. Nicht das Alter allein und die kaum zu bewältigenden Bestellungen, nicht die hochgesteigerte Virtuosität bestimmen ihn vorwiegend, sondern die innere Wandlung. — Wie bei Rembrandt, Frans Hals, Rubens ist auch bei Tizian festzustellen, daß seine stilistischen Anschauungen sich dann zu ändern beginnen, als mit durchgreifender Änderung der Lebensweise der bisher im Eheleben gegebene sittliche Halt ins Wanken gerät, — welche interessante Beobachtung ich schon in meiner Holbein-Darstellung* angeführt habe. Bisher von großer Sorgfalt in der modellierenden Ausführung, von süßer Würzigkeit der gedämpften Lokalfarben, fängt er bald an, — und dieser Altersstil ist etwa 1545 voll ausgebildet, — seine tiefen Lokalfarben viel intensiver als vorher auf einen glühenden, bald mehr silberigen, bald mehr bräunlichen Goldton zusammenzustimmen, — er malt nur noch, wie es scheint, auf rein farbige Wirkung hin, indem er mit steigender Kenntnis und Sicherheit Tonflecken breit nebeneinander setzt, so daß sie in der Nähe willkürlich, aber von richtiger Entfernung aus gesehen zu oft wundervollen Farbenaccorden sich fügen und eine ganz richtige Modellierung geben. Dazu ist die sinnliche Wärme und die phantastische Stimmung in ihnen vielleicht noch lebendiger, — ein geheimnisseliges Erschauern scheint durch diese tiefen, stillen, vielsagend verschwiegenen, einander leise viel zauberhafte Schönheit zuflüsternden Töne zu gehen, die mit ganz anderen Mitteln auf giorgioneske Wirkungen nicht selten hinauskommen: da ist etwas von dem spielenden Schimmer und dem leisen Rauschen duftiger Seide, die begnadigt ist, das schönste Weib zu umschließen. Beim alternden Tizian gewinnt das Nervenleben mit Schwingungen, die im Hirn nur einen verhüllenden Nebel, im Herzen nur einen Harfenlaut erotischer Erinnerung hervorrufen, das Übergewicht. Zahllose Werke gehen aus seiner Werkstatt in die Welt hinaus und noch manch bedeutender Wurf dabei, aber bei vielen ist festzustellen, daß nur der Entwurf und Retouchen von seiner Hand, der Rest Schülerarbeit ist. Die Summe der Bezahlung und die Person des Bestellers geben anscheinend dafür den Ausschlag. In seiner Werkstatt sind für solche Arbeiten nacheinander Tizians Bruder Francesco, der später die Malerkunst mit Degen und Helm vertauschte, dann sein Sohn Orazio und zwei weitere Verwandte mit dem Namen Vecelli außer belanglosen Malern als thätig genannt.

Auch in der zweiten Lebensperiode Tizians nimmt die Bildnismalerei einen erheblichen Raum ein, und sowohl in der Darstellung zeitgenössischer Fürsten als der Verdienst-Berühmtheiten der Hochrenaissance giebt es keinen fruchtbareren Maler als ihn. Teils erwähnt, aber verschollen, teils heute noch Perlen europäischer Museen (Madrid, München, Paris) sind so verschiedene Bilder von Karl V., den er 1532 im Kaiserornat und in den vierziger Jahren in schwarzer Schaube darstellte und dabei, was Karls Gunst wohl verständlich macht, die Häßlichkeit des Originals bei aller Porträttreue zu einer sehr ansprechenden individuellen Besonderheit zu steigern verstand. Franz I., den er wohl nie sah, und die verstorbene Kaiserin Isabella schuf er nach einer fremden Vorlage, was er erwiesenermaßen öfter gethan hat (Paris, Louvre); er hat so auch für den Palast Federigo Gonzagas eine Reihe von Idealbildnissen römischer Cäsaren erschaffen. Eins

* s. Monatshefte, Dezemberheft 1896 und Januarheft 1897.



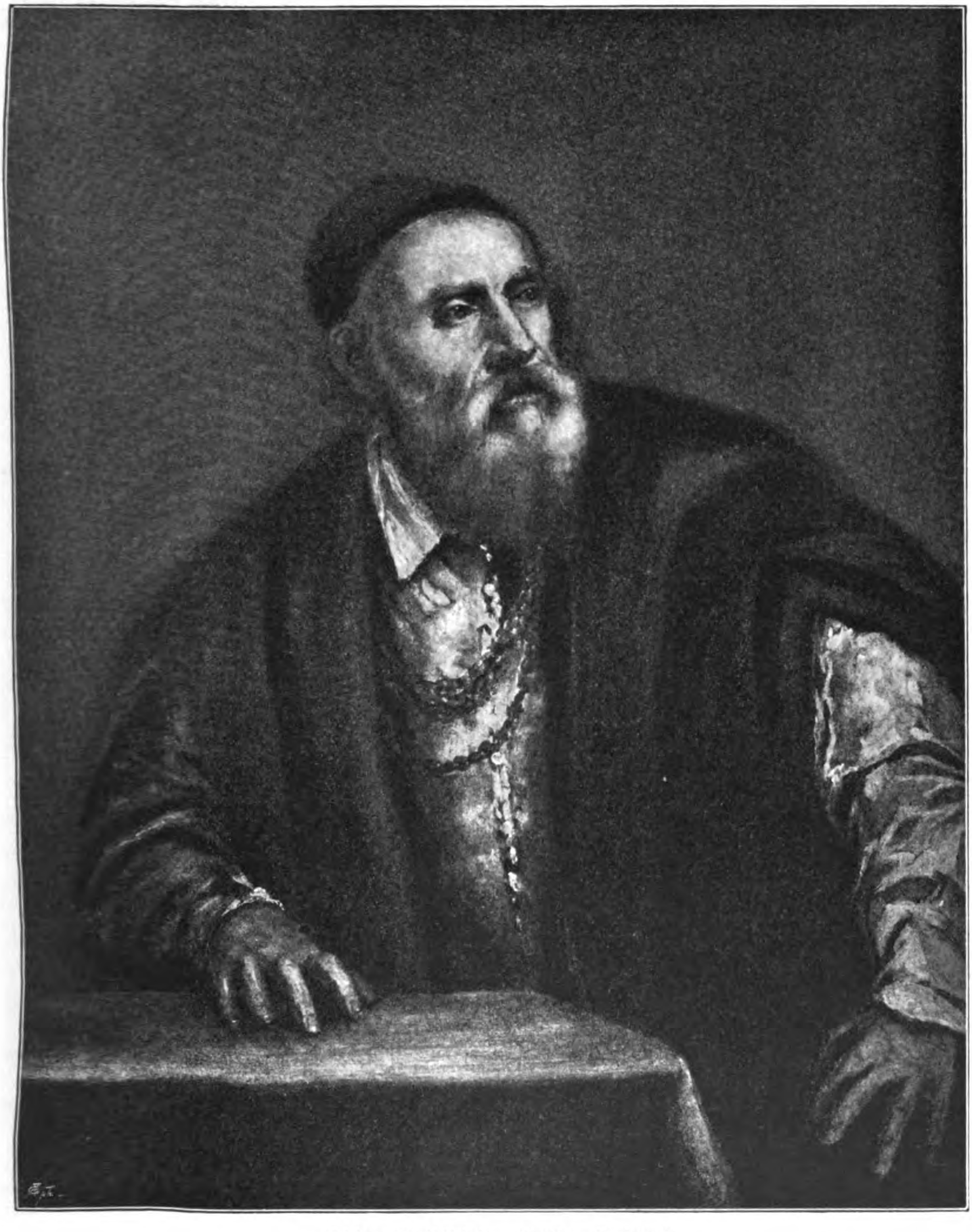
Tizian: Des Künstlers Tochter Lavinia. (Berliner Museum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

seiner wundervollsten Bildnisse ist die schon genannnte „La bella di Tiziano“ (Florenz, Pitti-Palast), die für ein Jugendporträt der urbinatischen Herzogin Eleonore gehalten wird. Man kann das Genie des Porträtmalers nie sicherer als dort beurteilen, wo er ein indifferentes, vom Leben noch nicht mit charakteristischen Zügen versehenes Alter vor sich hat, weil hier lediglich der fast undefinierbare Hauch der Jugend das Vorwiegende, Charakteristische, technisch äußerst schwierig zu Lösende ist. Der Zauber, den

Tizian über diese königliche Gestalt der „Bella“ gerade so wie über seine frühere „Flora“ auszugießen, und das Persönliche, welches er neben allem Idealschönen voller Frauenblüte hervorzukehren verstand, sind ungemein schmeichlerisch und von jener unverwelklichen Frische in diesen Rahmen, der die Jahrhunderte nichts anhaben zu können scheinen. Dann hat er den Kardinal Bembo (Venedig) und den Condottiere Moro (Berlin) gemalt, der, eng in den Rahmen hineingepaßt, ein gebräuntes, lederartiges Antlitz im lebendigen Kontrast zu den Lichtern des vorzüglich gemalten Harnisches zeigt. Zu seinen schönsten Porträts gehört von 1542 Catharina Cornaro (Florenz, Uffizien), jene schöne, rotblonde Patriciertochter von Venedig, die zum Stolz der Stadt Königin von Cypern ward und ihren etwas unsicheren Thron nach des Gemahls Tod an die Heimat schenkte, während sie selbst auf dem nahen Festland einen vornehmen, wegen seines edlen Stils berühmten Hofhalt führte.

Der Zeit zwischen 1540 und 1550 gehören zwei in Varianten vorhandene Werke an, deren Originale man in den Berliner Exemplaren erkennen will, nämlich Lavinia Vecelli und das Selbstbildnis. Jenes, das in photographischer Nachbildung ein sehr verbreiteter Dekorationsgegenstand ist, zeigt auf der restaurationsbedürftigen Tafel eine fette junge Dame in goldbraunem Brokatkleid, die vor einem Vorhang eine Fruchtschale in die Höhe hält und den Kopf dabei über die Schulter nach dem Beschauer wendet. Sie ist mit dem offenstehenden Mund und dem nichtssagenden Gesicht in keiner Weise hübsch oder anziehend, sie scheint sogar statt der gewöhnlich vorhandenen Gutherzigkeit bei wohlbeleibten Frauen kühlen Hochmut besessen zu haben. Mehr noch als das Bildnis der Tochter erweckt das des Vaters das ungeteilteste Interesse, zumal es durch die suchende, selbstverräterische Art der Auffassung in diesen tief ausgegrabenen Zügen lesen läßt. Das vorhandene Exemplar ist durch alte Restaurationen so verputzt, daß nur noch die Untermalung zu sehen ist und man zu einem rückhaltlosen Genuß deshalb wohl mehr mit dem Auge eines Kunsthistorikers als mit dem des unvorbereiteten Laien gelangt. Ein hagerer, feingliederiger, schon sehr alter, aber noch ungemein frischer Greis von etwa siebzig Jahren sitzt da am Tisch, auf dem die Rechte gespreizt liegt, während die Linke sich aufs Knie stützt. Eine weiße Weste mit Pelzschaube und Goldkette, ein auf dem Kopf zurückgeschobenes Käppchen kleiden ihn und passen zu der vornehmen Haltung und gehen mit den Zügen in der milden Glut warmdämmeriger, von einem silberig-goldenen Gesamtton gesteuerten Farben prächtig zusammen. Das tief inkarnierte Gesicht zeigt eine rundgewölbte, vorspringende Stirn, aus deren tiefen Unterhöhlungen graubraune Augen lebhaft glänzen; die Nase ist stark, mit sinnlich gebuchteten Flügeln, — das von weißgrauem, seidigem Bart verhüllte Kinn von einer starken Energie. In der Haltung des zarten, von tiefgrauem, rötlich übernetztem Grund abgesetzten Körpers liegt bei aller diplomatischen Ruhe doch ein lauerndes Aufdemsprungestehen, eine katzenartige Vorsicht; dieser Mann, dem man das sichere Bewegen über den blanken Parkettboden, erlesene Vornehmheit des Auftretens und zur Natur gewordenes Leben in abgeklärten Vorstellungssphären ansieht, konnte gewiß von einer großen Liebenswürdigkeit und Verbindlichkeit sein, aber er schauspielerte mit verschlagener Kunst eine Menschenfreundlichkeit, die er in seinem kalten Herzen nicht besaß. Wenn man unbefangen in diesen Zügen forscht, wehrt sich sofort der Instinkt gegen dieselben, ohne daß man gleich weiß, wo es steckt.

Auf seiner römischen Reise hat Tizian in einem seiner besten Werke die Züge Pauls III. (Petersburg), dann mehrere der farnesischen Nepoten des Papstes einzeln und in einem Gruppenbilde festgehalten. Von 1545 stammt auch ein gutes Bild, das der Nachwelt die denkwürdige Person Aretins (Florenz) überliefert hat. Ein stattlicher, behäbiger, stolzer Mann mit langem, schwarzem Bart und stechenden Augen von einer nichtsnutzigen Durchtriebenheit tritt uns daraus entgegen. 1547 hat Tizian in Augsburg auf dem Reichstage, wo er als Fürst unter Fürsten verkehrte, den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, Philipp II. von Spanien (Madrid) und viele andere Prinzen gemalt und ist selber von seinem



Tizian: Selbstbildnis. (Berliner Museum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

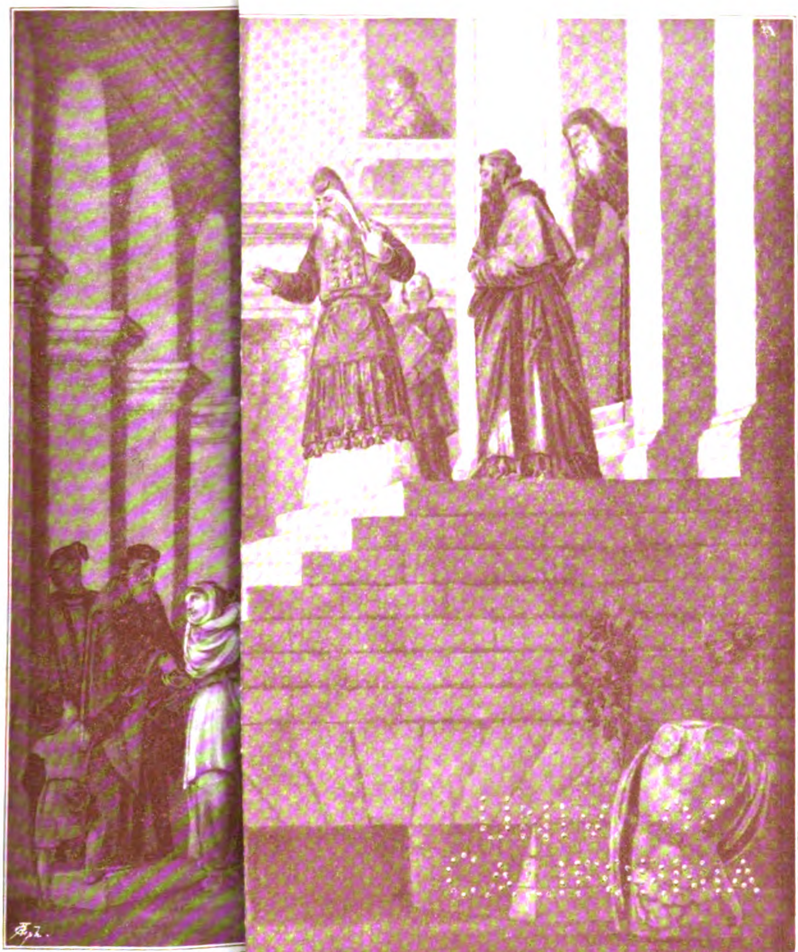
Kollegen, Lukas von Cranach, gemalt worden. Die Krone aller dieser Bildnisse und ein klassisches Porträt für die Renaissance, das man neben Verrocchios Colleoni-Reiterdenkmal in Venedig zu nennen hat, ist das vielkopierte, noch mehr nachgeahmte und wohl niemals wieder übertroffene Reiterbild Karls V. bei Mühlberg von 1547 (Madrid). Aus einem prächtigen Wald mit alten knorrigen Bäumen reitet der Kaiser eben auf

eine hügelige Ebene heraus. Das reichgeschmückte edle Roß, das von der graziösen Nervosität edler Rasse ist, trägt mit Bewußtsein scheinbar die ausgezeichnet im Sattel sitzende ernste Gestalt in der glänzenden, von einer Schärpe umgürteten Rüstung. In der Rechten hält der ohne Gefolge erscheinende Kaiser eine Lanze, in der Linken die Zügel, sein Auge blickt scharf vor sich hin in die eben beginnende (unsichtbare) Schlacht hinein. Das in jedem Zug bedeutende Monumentalbild mit seinem reifen Kolorit ist eines von denen, die gewissermaßen das „letzte Wort“ einer historisch gewordenen Auffassungsweise zu sagen scheinen; Tizian selbst vernachlässigt die Porträtmalerei späterhin in auffälliger Weise, und seine Nachfolger Velasquez und Rubens — von dem aus lokaler Anschauung gewordenen Rembrandt abgesehen — mußten notgedrungen neue Bahnen einschlagen.

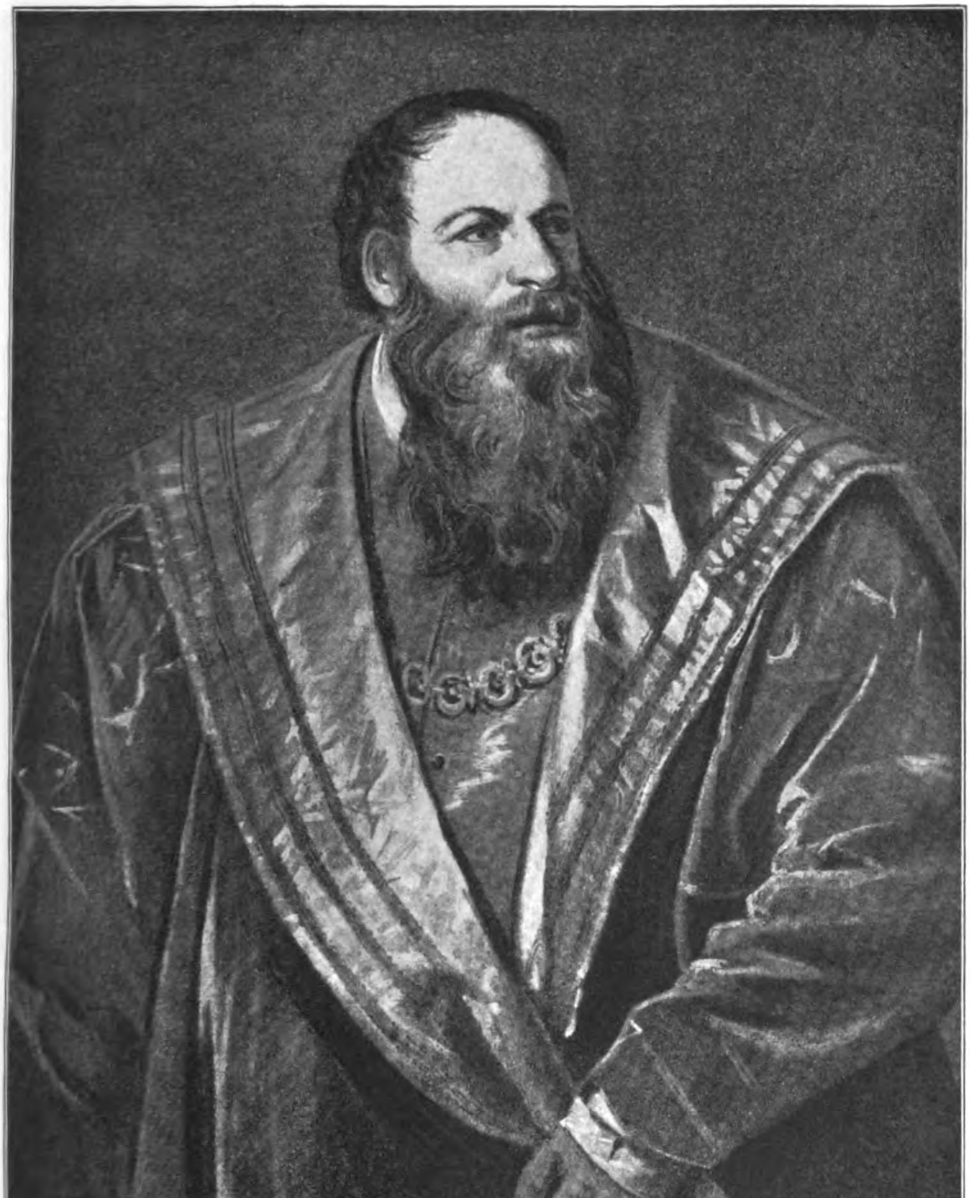
Unendlich fruchtbar sind die sechsundvierzig Altersjahre Tizians an bedeutenden Werken. Ihnen entstammt auch das einzige historische Bild des Künstlers, die auf Öl gemalte „Schlacht bei Cadore“ — welche im sechzehnten Jahrhundert verbrannte, aber in Stichen und Kopien überliefert ist — im Ratssitzungssaal des Dogenpalastes. Sie hatte Tizian 1513 schon bei der Bewerbung um das Sensalamt versprochen, führte sie aber erst 1537, also nach vierundzwanzig Jahren, aus, als die Signorie ihn absetzte, Rückzahlung des Gehalts seit 1516 forderte und Miene machte, Tizians Rivalen Pordenone an diese Stelle zu setzen. Das zog, Tizian machte sich sofort an die Arbeit und vollendete sie 1538, womit sich die geduldige Signorie zufrieden gab. Da Venedig zu jener Zeit gerade wieder einmal mit dem Kaiser in blühender Freundschaft lebte, wurde das Bild offiziell die „Schlacht bei Spoleto“ genannt, schilderte aber sicher die „Schlacht bei Cadore“, in der die Kaiserlichen Hiebe kriegten. Auf dem Hintergrund der wilden Cadoriner Dolomiten sieht man da bei regnerischem Wetter zwei gepanzerte Trupps auf der Brücke eines engen, reißenden Gebirgsbachs zusammentreffen. Das Vorwiegen und Mitwirken der nach hinten erhöhten Landschaft, der fein berechnete Aufbau, der in sehr wenigen Figuren und Punkten die Illusion einer lebhaft und weithin wogenden Schlacht zu erwecken verstand, sprechen so unmittelbar und stark aus den Kopien heraus, daß man den großen Ruhm dieses Bildes bei den Zeitgenossen wohl versteht. Nicht minder berühmt war ein an gleicher Stelle verbranntes Bild mit der Empfehlung des Dogen Gritti durch den heiligen Markus an die Jungfrau Maria von 1531 — eine jener damals beliebten Allegorien, wie deren noch mehrere von Tizians Hand, z. B. die sogenannte „Allokution“ und der „Abschied des d'Avalos“ (Madrid), vorhanden sind.

Tizians ganze Art ist in demselben Grade, in welchem sie auf gewinnende koloristische Stimmung bedacht bleibt, immer bestrebt gewesen, die ruhige Augenblicklichkeit und das Handlungslose in der Naturwiedergabe festzuhalten. Bei allem Hang, Mythen und Vorgänge zu erzählen, und dem dramatischen Geschick, einen erreglichen Höhepunkt in einer Entwickelung festzuhalten, fehlt es ihm an dramatisch-packendem Leben, weil er seine Geschichten nicht als solche innerlich erlebt hat, sondern diese ihm immer als ein von außen her kommender, sehr geeigneter Vorwurf erscheinen, um auf seiner Farbenharfe ein bethörendes, wirklichkeitsabgeklungenes Bild von einer Welt mit paradiesischer Ruhe und Stille zu geben.

Das sieht man besonders deutlich an einem seiner besten späteren Würfe, der berühmten „Darstellung im Tempel“ (Venedig). Da ist rechts der Tempel, auf dessen Stufen das Kind Maria im langen Kleid würdevoll emporsteigt und oben vom Patriarchen mit Gehilfen und Chorknaben empfangen wird. Eine prunkvolle Hochrenaissance-Architektur springt neben dem Tempel zur Rechten hervor, und Neugierige füllen dicht die Fenster und Balkons. Drüben zur Linken ist wieder eine Architektur mit Kolonnaden, und in der Luftlinie der Straße sieht man einen schroffen Berg im Hintergrund. Die Straße selbst aber ist dicht mit neugierigen Venetianern, Männern und Frauen, gefüllt, die mit der Mutter der Maria, der heiligen Anna, mit allen Zeichen des Anteils an einem ungewöhnlichen Vorgang und unter erläuternden Zwiegesprächen sich der stillen Sicherheit freuen, mit der das Kind die



Zu Meißner: Tizians Leben und Schaffen.



Tizian: Bildnis des Pietro Aretino. (Florenz, Pitti-Palast.)

Stufen gerade hinaufgeht. Das Ganze ist ein für Venedigs Prunkliebe bezeichnendes Ceremonienstück, ohne innerlichen Vorgang oder tiefere Auffassung, aber die Anordnung ist mit virtuoser Kenntnis einer sicheren dekorativen Wirkung getroffen und mit einer blendenden Farbe geschmückt, so daß man sich leicht über das geistige Deficit in dieser Kunst hinwegtäuschen läßt.

Was man auch betrachten mag aus diesen späteren Jahren, — überall kehrt die stupendeste Malerei mit dem eigentümlichen Element des Tizianischen in wenig gewandelter Form wieder, wobei übrigens in seiner Spätzeit gelegentlich auch ein Einfluß von Correggio zu spüren ist, während es ihm nie wieder ganz gelingt, wie einst in seinen Jugendwerken der „Himmlischen und irdi-

schen Liebe" oder des „Zinsgroschens" und noch manchem späteren die idealisierte Natur ganz zu durchgeistigen und zu beseelen. Seine originell erfundenen Deckenbilder für St. Spirito: das Opfer Abrahams, Kains Brudermord, Tod Goliaths, die Ausgießung des heiligen Geistes, — eine ramponierte, aber in breiter Darstellung mit seinen besten malerischen Vorzügen wirkende „Dornenkrönung" (Paris, Louvre), — das hochinteressante Nachtstück „Martyrium des heiligen Laurentius" (Venedig), — eine Figur der „Weisheit" an der Decke der Markusbibliothek zu Venedig und das von 1557 bis 1563 entstandene „Abendmahl" (Madrid) gehören hierher, und namentlich das letztere zeigt gerade so wie die „Darstellung im Tempel" durch den Mangel eines von innen gegebenen großen Stils, wie unheilig Tizian, und das namentlich im Alter, über solche Gegenstände dachte; das Parfüm des Tons ist diesem Renaissance-Gesellschaftsmenschen des Verfalls alles.

Den heidnischen Cynismus, der nach außen hin natürlich streng verhehlt war, verrät Tizian am klarsten durch die bis in seine letzten Tage hinein bleibende erstaunliche Künstlerfrische und Fruchtbarkeit in allen jenen Vorwürfen, deren antikes Etikett lediglich Darstellung des Nackten zu verschleiern hat. Er wird faunisch auf seine alten Tage, sei es aus eigenem Naturell, sei es, um die unersättlichen Wünsche des ebenso blutgierigen als sinnlichen Philipp II. danach zu erfüllen und diesem damit Geld zu entlocken. Noch mehr als ein Meisterwerk ist dabei erhalten. Wiederholt begegnet man dem Danaemotiv (Madrid, Petersburg), in dem eine Schöne auf dem Lager ruht und des plötzlichen Goldregens staunt, während eine alte Amme die Münzen begierig auffängt oder sammelt, — ein prächtiges Werk schildert Venus und Adonis (Madrid, London), — dann behandeln andere Venus und Kupido, Diana und Aktäon, die Nymphe Kallisto vor Diana (die beiden letzteren in Madrid), die Europa, — das ganze Stoffgebiet ist hier schon von ihm umrissen, das vom Barokko und Rokoko aufgenommen und bis tief in unser Jahrhundert hinein bis zur Unerträglichkeit breitgetreten worden ist. Auch das Motiv der ruhenden „Venus" kehrt wieder in der „Venus von Madrid" und in der „Venus des Louvre", auch „Venus von Pardo" genannt, die richtiger „Jupiter und Antiope" zu bezeichnen ist und in heiterer Berglandschaft mit Jägern, Satyrn und Nymphen den verliebten Herrn des Olymps bei der Belauschung der schönen Erdentochter in einer meisterlich vollendeten Darstellung schildert. Anscheinend sein letztes Werk, über dessen Vollendung der Künstler hinwegstarb, ist ein reizendes und erstaunlich frisches Werk im Palazzo Borghese zu Rom, — die „Erziehung des Kupido". —

1576 müssen Todesahnungen über den nun schon achtundneunzig oder neunundneunzig Jahre alten Künstler gekommen sein. Er malt im Frühjahr eine „Pieta" mit der Bestimmung, daß dieselbe in der Kapelle des Gekreuzigten bei den Frari über der von ihm dort gewählten Gruft aufgehängt werden solle. Seine Ahnung täuschte ihn nicht. Wieder kam im Sommer die Pest nach Venedig und wütete schrecklich in der eng gebauten und dicht bewohnten Stadt. Am 27. August 1576 hielt sie Einkehr in die Werkstatt des fast hundertjährigen Tizian und rafft ihn schnell hinweg. Am nächsten Tage folgte ihm sein zweiter Sohn Orazio, dessen Zukunft sicher zu stellen er immer im Auge gehabt. Das Volk war verwildert bei den großen Wirren, Räuberbanden durchzogen die Stadt und nutzten die Scheu der Angehörigen vor dem Betreten der Pesthäuser aus, die sie plünderten. Als man sich nach mehreren Tagen in Tizians Palast wagte, waren die kostbaren Kunstschätze geraubt und alles in vandalischer Weise durcheinander geworfen. Indessen war der Verlust bei dem großen Erbe liegender Gründe, die Tizian hinterließ, nicht allzu schlimm für den Rechtsnachfolger, nämlich den ältesten mißratenen Sohn Pomponio, der schon viel früher seines Lebenswandels wegen das geistliche Kleid hatte ablegen müssen und nun, nach einer kurzen Notiz, die Crowe und Cavalcaselle auffanden, zu schließen, heldenmütig an die Verschmetterung des Restes und das wohl mit Erfolg ging. — So groß aber war das Ansehen Tizians bei der Signorie, daß sie entgegen ihrem Gebot, alle Pestleichen außerhalb der Stadt zu begraben, seine Beisetzung

in der von ihm selbst gewählten Kapelle als eine Ausnahme anordnete.

* *
*

Mit Tizians Tod verblaßt der lebendige Märchenschimmer über seiner Wirkungsstätte Venedig. Mit der Reifezeit seines Lebens in die Hochrenaissance eingetreten und von ihren berauschenden Blüten zur reichsten Entfaltung selbst veranlaßt und getragen, war er selber schon von Beginn Typus des Verfalls trotz der blendenden Erscheinung. Schon in seiner Greisenzeit sinkt die gesamte italienische Kunst zum Epigonentum. Selbst von den Tüchtigen, die seiner Werkstatt entstammten, wie Paris Bordone, Tintoretto, Andrea Schiavone, reichte keiner entfernt an ihn heran, und die erfreulichste Erscheinung unter den übrigen, Paolo Veronese, der eigentliche Maler Venedigs und der Venetianer, der Spätrenaissance in ihrer physiognomischen Erscheinung, kann sich mit ihm an Bedeutung nicht messen, wenn er ihm auch an Geschicklichkeit überlegen war. Ein kurzer Verfallnaturalismus schließt sich an und dann endlose Nachahmung bis heute, — Italien ward geistig wie künstlerisch unfruchtbarer, Venedig siechte, und phantastische Räuber-, Mord- und Staats-Romantik lagert bald als eigentümliche Kulturstimmung über der Halbinsel und der Lagunenstadt. Im Sterben aber befruchtet trotzdem die Renaissance-Kunst und vor allem Tizian eine spanische und eine flämische Kunstblüte mit reichen Früchten.

Auch auf Deutschland hat Tizian einen tiefen, aber unheilvollen Einfluß ausgeübt. Die weiche, marklose Sinnlichkeit in dieser Kunst — im Venedig des Cinquecento natürliche Anschauung des Ortes, des Menschenschlages, einer dekadenten Zeit — hat einen entnervenden Einfluß auf viele Generationen bei uns ausgeübt, weil man sie nachahmte, statt an ihrem Guten zu lernen. Tizians Kunst ist angegriffene, einseitig zugespitzte Überreife, und darin verführerisch; man darf ihn nur vorsichtig betrachten und benutzen; — aber unbestreitbar bedeutend ist er als Kolorist, als Geschmacksbildner und Verfeinerer der ästhetischen Empfindungen, als Naturfühler ohne Voreingenommenheit durch zeitbefangene Ideen, — man darf getrost sagen, daß er hierin der erste moderne Künstler in der Geschichte ist.



Julius Grosse.

Aus bewegten Tagen.

Erinnerungen an München.

Ein Kapitel aus „Ursachen und Wirkungen“

von

Julius Grosse.

Vorbemerkung.

Goethes „Wahrheit und Dichtung“ ist in mancher Beziehung für jene deutschen, ihm nachfolgenden Dichter, welche nach einer gewissen Universalität strebten und zu einer bestimmten Altersgrenze gelangt waren, vorbildlich geblieben. So, um nur einige Namen aus den Neueren herauszugreifen, gab uns Schack sein „Ein halbes Jahrhundert“, ihm folgten Ebers, Bodenstedt, Roquette, Fontane, Hamerling u. a. Wie interessant ist nicht die Selbstbiographie eines Mannes wie des Dichters der „Aspasia“ zu lesen, dessen äußeres Leben scheinbar so ruhig in weltabgeschiedener Stille verlief, und der doch in seelischer Beziehung so unendlich viel erlebt hatte! Sind freilich derartige Selbstbekenntnisse mehr für den litterarischen Feinschmecker, so haben sicherlich auf größere Beachtung in weitesten Kreisen jene Lebensgeschichten zu rechnen, in welchen zur Darstellung der Entwickelung eines bedeutungsvollen Geisteslebens noch der romanhaft fesselnde Reiz äußerer reich bewegter Lebensschicksale hinzukommt.

Ein in diesem Sinne hervorragendes und ein allgemeinster Beachtung wertes Buch sind die kürzlich erschienenen Lebenserinnerungen, welche Julius Grosse unter dem Titel „Ursachen und Wirkungen“ herausgegeben hat (Braunschweig, bei George Westermann). Eine eigentliche Kritik des inhaltlich so reichen Werkes muß einer anderen Stelle überlassen bleiben. Allein da im folgenden ein auf gut Glück herausgenommener Abschnitt den Lesern gleichsam als Probe mitgeteilt werden soll, so dürften einige Vorbemerkungen nicht überflüssig sein.

Diese Erinnerungen schließen mit dem Jahre 1870, da der Dichter Generalsekretär der deutschen Schillerstiftung wurde, ein Ehrenamt, das er noch heute bekleidet. Von 1848 bis 1870,

welche ereignisreiche Zeitepoche! Wie beneidenswert müssen den Jüngeren jene Männer erscheinen, welche diese Zeit miterleben, mitdurchkämpfen durften, bis sie ihr Ideal erfüllt sahen, die Gründung eines einigen deutschen Vaterlandes! Und Grosse hat, wenn auch nur mit den Waffen des Geistes, wacker mitgeholfen.

Der Dichter ist den Lesern der „Monatshefte" seit vielen Jahren ein Wohlbekannter; einige seiner besten Romane und Novellen sind bei uns zum erstenmal erschienen. Und wenn er, der auf allen Gebieten der Dichtkunst eine äußerst reiche Produktion entfaltet hat, heute, wo Hauptmann und Sudermann die angebeteten Götter auf den Höhen des Parnasses heißen, zu den würdigen Alten gehört, deren Richtung **augenblicklich** abgethan erscheint, so sei nicht vergessen, daß ein kritisches Endurteil erst die Zukunft abgeben wird, — falls sie dazu Zeit hat. Jedenfalls wird nur derjenige Julius Grosse als Dichter und Mensch völlig gerecht werden können, der das vorliegende Buch mit Aufmerksamkeit liest. Alle Unbefangenen werden nach der Lektüre dieser Erinnerungen zugeben müssen, daß Männer wie Grosse in diesen historisch so schwer wiegenden Jahren viel mehr Gelegenheit hatten, vom Bilde der Welt in reicherer Fülle Eindrücke in sich aufzunehmen, als die heutigen! Es dauert geraume Zeit, bis der Jüngling den richtigen, vom Schicksale vorherbestimmten Pfad findet. Erst kurze Zeit Feldmesser, dann Jurist, dann Maler, — aber diese Träume sind zum Glück von kurzer Dauer: er wird Redacteur, Kunstschriftsteller und Poet. Das Leben, ein mühevolles und wechselreiches, giebt dem stets sonnig gestimmten Dichter Gelegenheit, zeitig Italien zu sehen, wozu später Pariser Eindrücke kommen. Selbstverständlich lernt er auch sein Heimatland auf vielen Reisen aufs intimste kennen. Sogar Berlin imponiert ihm schon vorahnungsvoll in einer Zeit, wo es für den gegenwärtigen Berliner kaum mehr als eine Provinzialhauptstadt bedeutete.

Fast mit allen geistigen Größen kommt unser Dichter in Berührung, und er weiß uns darüber manches Neue, Überraschende zu berichten. Und als Mensch, der trotz unsicherer Lebensstellungen frühzeitig in der Ehe ein dauerndes Glück gefunden hat, wählt er sich zum Leitstern des Rückblickes auf die verflossenen bunten Jahre die Goetheschen Worte:

> Nichts ist zarter als die Vergangenheit;
> Rühre sie an wie ein glühend Eisen:
> Denn sie wird dir sogleich beweisen,
> Du lebtest auch in heißer Zeit.

Wie schon angedeutet, das Nähere muß der Leser selber in diesen Lebenserinnerungen nachlesen, die an sehr vielen Stellen wie ein spannender Roman wirken, freilich ohne pikante Reize im modernen Sinne. Die nachfolgende Stelle ist dem zehnten Buche entnommen. Grosse führte damals — in den Jahren 1862 bis 1867 — in München die Redaktion des Morgenblattes der Bayerischen Zeitung. Hören wir jetzt den Dichter selber eine der interessantesten Perioden aus seinem eigenen Leben, die zugleich durch die Gestalt des jugendlichen Königs Ludwig II. gehoben wird, berichten.

* * *

Die Idealgestalt des jungen königlichen Adonis* wandelte bald die Trauer in Hoffnung, Staunen und Begeisterung, schien es doch, als ob aller Märchenzauber verschollener Romantik urplötzlich auferstanden sei, um die ganze Welt zu verwandeln. Es ist Thatsache, daß die berückende Schönheit des jungen Herrschers Tausende von Frauenherzen innerhalb und außerhalb Bayerns mit magischer Kraft erglühen ließ. Ja, es gab wohl keine größere Familie in Bayern, in welcher nicht eine Frau, ein Fräulein oder selbst ein Backfisch von heimlicher Leidenschaft für den Monarchen ergriffen war und wenigstens mit seinem Bilde verschwiegenen Kultus trieb, während in Wirklichkeit keine einzige der Schwärmerinnen ihm auch von fern nur nahen durfte. Daß der wahre Magus, der diesen König einst leiten würde, erst noch kommen werde, um ihm ein neues berauschendes Märchenreich der Kunst zu erschließen, das ahnte damals niemand, auch wenn damals ein allgemeines Wettkriechen um die Gunst des Monarchen stattfand. ...

Erst im September kehrten wir nach München zurück. Schon vorher hatten wunderbare Dinge verlautet, welche sich nunmehr in vollem Umfange bestätigten. Der König hatte aus den Zeitungen erfahren, daß Richard Wagner wegen finanzieller Bedrängnis aus Wien in die Schweiz entwichen sei. Sofort schickte er seinen Kabinettsrat von Pfistermeister aus, um dem Meister in München ein Asyl zu bieten, ihm, dem er es dankte, daß er in einer einzigen Nacht vom Knaben zum Mann geworden, als Nachwirkung nämlich des ersten Eindrucks von Lohengrin.

Der erste Eindruck dieser hoch idealen

---

* Maximilian II., König von Bayern, war im März 1864 gestorben; ihm folgte Ludwig II.
Anm. der Red.

Sinnesrichtung des jungen Monarchen war um der Überschwenglichkeit willen zwar überraschend, aber sonst nur erfreulich. Hatte Ludwig I. die bildenden Künste, Max II. die Wissenschaft und Litteratur protegiert, so war es nur ganz natürlich, daß Ludwig II. in feuriger Begeisterung sich der Musik zuwandte. Daß die magische Kunst des neuen Orpheus mithelfen würde, ein pathologisches Verhängnis zu beschwören und heranzureifen, wer hätte es ahnen können.

Der kurze Herbst hatte diesmal einen ganz eigenartigen elegischen Glanz, einen träumerischen Reiz, wie ein hastiges, wehmütiges Abschiednehmen. Schon mit der ersten Woche des Oktober brach ein Winter herein, wie ihn Europa seit 1812 nicht mehr gesehen hatte. Volle sechs Monate folgten sich ununterbrochen grimme Kälte, Schneestürme und alle Schrecken der Vernichtung, als wäre der „Fimbulwinter“ der Edda hereingebrochen, jener, welcher dem Untergang der Welt vorhergehen soll.

Und so dämmerten wir, in Schlaf, Frost und Nacht begraben, in das neue Jahr 1865 hinüber. Wunderlicher tiefer Winterschlaf, und doch reich an Träumen farbiger Wintermärchen.

Gleich zu Anfang des Jahres, oder war es erst im Frühling, ich weiß es nicht mehr, geschah etwas Tolles, das nicht allgemein bekannt geworden ist. Auf Richard Wagners Rat hatte der König den Privatdocenten Ludwig Nohl zum Professor ernannt und ließ sich Vorlesungen von ihm über die Geschichte der Musik rc. halten. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, wie im Märchen Hans Dudeldee. Nohl hatte die unglaubliche Keckheit, dem König eine hochtrabende Denkschrift einzureichen, Majestät brauche überhaupt nichts in extenso zu treiben, in der Musik sei implicite alles enthalten: Philosophie und Geschichte, Sprache und Recht und die Summe aller Künste. Der König las das wunderliche Elaborat und legte es beiseite.

„Dieser Mensch ist ein Narr und darf mir nicht mehr über die Schwelle!“

Das war doch ein Beweis von gesundem Blick und keineswegs von Voreingenommenheit zu gunsten der Musik auf Kosten anderer Kulturfaktoren, wie denn der König auch sonst seine warme Teilnahme für die Litteratur und ihre Vertreter bethätigte. Es war in derselben Zeit, daß ein berühmter Dichter und Litteraturhistoriker in äußerste Bedrängnis geriet, dergestalt, daß eine Sammlung für ihn veranstaltet wurde. Ich hatte die ganze Sache in die Hand genommen, und O. von Redwitz half so wirksam dabei, daß der König allein einen Betrag bewilligte, der größer und bedeutender als die ganze übrige Sammlung war. ...

Je näher jetzt Pfingsten kam, desto höher stiegen die Wogen der Aufregung. Diesmal sollten die feurigen Pfingstzungen Richard Wagners erklingen, und seine neueste Offenbarung hieß „Tristan und Isolde“. Aus allen Hauptstädten Europas, aus allen Heerlagern der Kunst waren Botschafter und Deputierte erschienen, wie zum heiligen Konzil. Aus Weimar kam der Wagner-Müller, den wir von Steben her kannten.

Schon zur Generalprobe im Kostüm und bei erleuchtetem Hause war ein so zahlreiches Publikum geladen, daß das Haus fast gefüllt war; sie dauerte von morgens zehn bis nachmittags drei Uhr. Ein Urteil wird man vom Laien nicht verlangen, ich berichte nur Eindrücke. Die Zuhörer waren teils ergriffen, teils verblüfft. Das war doch weder Lohengrin, noch Tannhäuser, das war etwas Neues, Unerhörtes, für menschliche Sinne noch Unfaßbares, das war die unendliche Melodie in ihrer ganzen unheimlichen Strom- und Sturmfülle. In den Zwischenakten drängte sich Wagner gebieterisch durch die dichten Gruppen und schuf sich, wo er erschien, mit gewisser Heftigkeit freie Bahn.

Ich wiederhole, daß ich als Laie mich inkompetent fühlte; außerdem mochte mein Nervensystem angegriffen sein, aber Thatsache ist, daß ich nach dem zweiten Akt das Haus verlassen mußte, um mich daheim sofort zu Bett zu legen. Meine physische Kraft war zu ungenügend, mein Gehör zu unvollkommen. Ich sagte mir damals schon: für diese neue Musik muß die Natur andere und bessere Organe schaffen, und sie schafft dieselben durch die Mütter der nächsten Generation.

Wagners Erscheinung ist der Entwickelung der modernen bildenden Kunst von der Form

zur Farbe vollkommen adäquat. In Tristan und Isolde hat er eine neue Entwickelung seiner Kunst gewagt. Die feste Kontur der Melodie, wie sie noch in den drei ersten Opern vorkommt, ist hier in lauter Farbenwirkung aufgelöst, in die Musik der Elemente. Ich wartete mit Begier auf den Bericht — und siehe, unser Musikreferent Dr. Grandaur trat als begeisterter Herold für die neue Offenbarung ein; seine Ausführungen sind unverändert im Morgenblatt der Bayerischen Zeitung abgedruckt worden, und ich als Laie und Barbar habe mir Mühe gegeben, trotz meiner unvollkommenen Veranlagung so viel als möglich daraus zu lernen. Ich führe dies an, um hier schon zu konstatieren, daß die Bayerische Zeitung und das Morgenblatt niemals Front gegen Wagner oder gegen seine Kunst gemacht haben. Wohl war W. H. Riehl vor Jahren in der Vorrede seiner Hausmusik als theoretischer Gegner Wagners aufgetreten, aber er ist niemals in die Arena der Zeitungspolemik herabgestiegen, hat auch auf die Kritik seitens des Morgenblattes nie auch den entferntesten Einfluß geübt. Ich muß dies alles hier schon betonen, um späteren irrigen Meinungen zuvorzukommen.

Damals schon und früher, seit Februar 1865, begann jene Bewegung in München, welche im Dezember mit der Entfernung Wagners aus München endete, also beinahe das ganze Jahr umfaßte. Die Allgemeine Zeitung und die Neuesten Nachrichten haben noch im August 1893 durch Abdruck einer Reihe von Preßstimmen aus jener Zeit ein übersichtliches Bild jener „Hetze" gegeben. Wagner ist tot, seine Musik ist seitdem eine siegende, ein Land nach dem anderen unterwerfende Weltmacht geworden, auf die jeder Deutsche stolz sein muß, weil sie auf dem weiten Erdenrund als heroische Verkünderin deutschen Geistes aufgefaßt und bewundert wird. Heute zieht jede Serie seiner Opern einen Strom von Fremden nach München, und bittere Reue, daß Bayreuth geerntet hat, was für die Hauptstadt geplant war, bewegt die Gemüter. So kommt es denn, daß aus jener hochdramatischen Wendung, die zur Vertreibung Wagners führte, heute eine Art von Haberfeldtreiben unwürdiger Barbaren, ein bleibender Schimpf für Münchens Bürgertum gemacht wird. Das sind doch starke Verschiebungen, die richtig gestellt werden sollten, um nicht die Belastung anderen Schultern aufzubürden.

In der Hauptsache wirkte durchaus nicht die Kunst Wagners aufregend, diese war und blieb populär von Anfang an, desto weniger dagegen seine Person und Lebensführung. Er hatte vor den Propyläen eine anmutige Villa bezogen, und dies kleine Paradies mit dem reizenden Park hat ihm gewiß niemand mißgönnt. Aber über seine maßlose Verschwendung liefen bald die fabelhaftesten Gerüchte um, und noch zehn Jahre später hat die Wiener Neue Freie Presse diese Bilder des Luxus durch eine Reihe schier komischer Einzelheiten bestätigt. Hatte früher die Lokalpresse unter dem sparsamen König Max jede Neuberufung eines Norddeutschen als abermalige „Belastung der Steuerpflichtigen" heuchlerisch bejammert, so fand jetzt die zehnfache Vergeudung ihre Verteidiger. Sempers imponierende, aber kostspielige Theaterpläne mögen nur vorsichtige Hofbeamte erschreckt haben, den Philister erhitzten ganz andere Dinge, unter anderem die Lebensromantik des Meisters, die vornehm jedes Schleiers verschmähte. So stieg die Erregung gegen Ende des Jahres so weit, daß einige Blätter eine Parallele zwischen 1848 und 1865, zwischen jener Gräfin und dem Meister ziehen konnten. Die Parallele schien auch darin zu treffen, daß wie der Großvater auch der Enkel dem äußeren Drucke nachgab. Auf Wunsch und Befehl des Königs verließ Wagner im Dezember München, aber seine Macht blieb unvermindert und wirkte von Luzern aus, nur stärker und planmäßiger organisiert, wie sich in der Folge zeigen sollte. Ich berühre dies alles, nicht um anzuklagen, noch um zu verteidigen. Ich berichte nur, soweit diese Dinge den Hintergrund auch meines Lebens bildeten.

Eine zwar ehrenvolle, aber zeitraubende Aufgabe bot sich mir plötzlich mit der Errichtung des Gärtnertheaters, welches im Herbst 1865 eröffnet werden sollte. Es war eine dreifache dramatische Konkurrenz für Drama, Lustspiel und Posse ausgeschrieben worden, und mir widerfuhr die Ehre, in die Zahl der Preisrichter aufgenommen zu werden. Eine Wagenlast von hundertund-

zwanzig Stücken war eingelaufen, diese sollten binnen zwei Monaten gelesen und schriftlich begutachtet werden, kamen also auf den Tag zwei dramatische Arbeiten, Manuskripte meist von ziemlichem Umfang. Es ist das einzige Mal gewesen, daß ich an solcher dornenvollen Aufgabe teilgenommen, um ein für allemal das Trügerische alles sogenannten Wettbewerbes einzusehen.

Um ungestört jene Riesenaufgabe zu bewältigen, hatte ich mich erst zur Villa nach Schwabing, später zum Achensee in Tirol zurückgezogen, aber die gewünschte Einsamkeit wollte auch dort sich nicht finden.

Das Hauptereignis des Herbstes 1865 war, wie angedeutet, die Eröffnung des neuen Gärtnertheaters an Stelle des früheren Schweigerschen „Meerschweinchens". Die erste Siegespalme gleich am Abend des Beginns errang Fräulein Klara Ziegler, die im Festspiel damals zum erstenmal an das Lampenlicht der Bretterwelt hervortrat. Ich Essayist darf es mir als ein Verdienst anrechnen, daß die Anerkennung seitens des Morgenblattes diesem genialen Talent sofort den Weg zur Hofbühne bahnte, wo sie auch nach kurzer Diversion in Leipzig auf die Dauer festen Fuß faßte und ihre glänzende Laufbahn als Tragödin begann.

Als aufgeführte und gekrönte Preisstücke waren aus dem Wettkampf die drei vorgeschlagenen hervorgegangen: als Drama „Die Amnestie" von A. May, als Lustspiel „Fesseln" von Bacano, als Posse, wenn mich, was sehr möglich ist, mein Gedächtnis nicht täuscht, ein „Rübezahl" von Gottschall. ...

Das Gärtnertheater experimentierte mit Berliner Possen in der Art von Pechschulze und mit Offenbachiaden einige Jahre lang fort, wäre aber rettungslos zusammengebrochen, wenn es nicht der König mit Rücksicht auf die Aktionäre erworben hätte. Erst mit dem bayerischen Nationalstück von Herman Schmid, Bonn, Neuert und Anzengruber hat es seine Siegesbahn gefunden und den Ruhm seiner Volkstümlichkeit in alle Welt getragen.

In jener Zeit, d. h. zu Ende 1865, drängte sich Ludwig Nohl abermals mit auffallender Zudringlichkeit an mich heran. Wagners Entfernung aus München war inzwischen in bereits erwähnter Weise zur Thatsache geworden, indes war, wie gesagt, seine Macht nicht nur ungemindert geblieben, sondern auch von Luzern aus gewachsen, wie sich sehr bald aus den Wirkungen herausstellte. Nohl hatte die königliche Ungnade vom Frühjahr sehr rasch überwunden; um sich neuen Boden zu schaffen, hielt er als Missionar in München und anderwärts Vorlesungen über Wagner und die Musik überhaupt. Die Großspurigkeit seiner Behauptungen, wie z. B. die deutsche Sprache habe seit Martin Luther keinen Fortschritt wieder gemacht, bis Richard Wagner aufgetreten, oder ein Monolog in Wagners Opern sei mehr wert als alle Monologe von Sophokles, Shakespeare und Goethe, ließ mich „staunen" über die Weite des Blickes und Geschmackes, wie über die Bescheidenheit der Ansprüche dieser neuen Phalanx, deren Siegesbewußtsein in der Folge die Welt doch überwunden hat. Jene Prätensionen sind so lange und so laut wiederholt worden, bis sie zu allgemein gültigen Dogmen und Evangelien geworden sind. Genau so entstehen neue Religionen auf Erden.

Damals erging sich Nohl in allerlei mysteriösen Andeutungen: es würden wichtige Veränderungen kommen, man würde aufräumen und sich nach anderen Leuten umsehen. Das sollte heißen: bist du eine Ratte, so spring vom Schiff, denn es wird untergehen; und er redete bald noch deutlicher in der Sprache des Versuchers, riet mir, beizeiten meine Sache von der der Freunde zu trennen und in das Lager der Zukunftsmusik überzugehen. Ich antwortete ihm damals, ich stehe und falle mit meinen Freunden, gab ihm dabei den Gegenrat, die Übertreibungen seiner Vorträge zu mäßigen, wenn er nicht zu jenen Freunden zählen wolle, vor denen man Gott um Schutz bittet; kurz, es kam zum völligen Bruch zwischen uns. Übrigens legte ich auf seine Prahlereien, Warnungen und Machenschaften keinerlei Gewicht, so daß ich alles bald wieder vergaß im Wahne, daß Herr Ludwig Nohl überhaupt nicht ernst zu nehmen sei.

Auf einmal geschah etwas Unerwartetes.

Eines Tages präsentierte unser Chefredacteur Vogl eine Anfrage aus dem Kabinett: Richard Wagner habe sich beim König beschwert, daß er in ganz Bayern keine ein-

zige Zeitung finden könne, um dem Volke seine Ideen mitzuteilen. Nähere Erkundigung ergab, daß Wagner dem König eine gewisse größere Arbeit vorgelesen habe, deren Veröffentlichung unterblieben sei, und darauf bezog sich jene Anfrage aus dem Kabinett.

Sofort wurde der Wahrheit gemäß geantwortet, daß die Bayerische Zeitung nebst Morgenblatt nie in der Lage gewesen sei, einen Beitrag Wagners zurückzuweisen, weil uns niemals ein solcher angeboten gewesen.

„Geben Sie acht," sagte Vogl damals, „dahinter steckt etwas. Wagner hat offenbar dem König eine Unwahrheit gesagt, aber man lügt nicht, wenn man nicht einen bestimmten Zweck hat. Was er eigentlich erreichen will, ist einstweilen rätselhaft, aber eine Kriegserklärung scheint vorzuliegen."

Es war schon Ende Dezember, als mir Staatsrat von Pfistermeister eines Tages durch Vogl sagen ließ, es wäre endlich Zeit, mich dem König vorzustellen und ihm meine neuesten Publikationen zu überreichen. Er wünsche schon längst, mich kennen zu lernen.

Schon im Januar des verhängnisvollen Jahres 1866 kam es zu jener merkwürdigen Audienz, die mir, wenn sich auch einzelnes später erklärte, in der Hauptsache bis heute ein ungelöstes Rätsel geblieben ist. Von der Person des jungen Königs, dessen tragisches Ende zwanzig Jahre später die Welt erschütterte, ist viel geschrieben worden. Am besten hat ihn Löher in jener zuerst von Julius Fröbel citierten Stelle charakterisiert: „Der jugendliche König ist kühn und emporstrebend wie ein Adler, unschuldig wie eine Lilie, jeder großen Idee zugänglich, und es ist erstaunlich, wieviel er, ohne daß es bemerkt worden ist, studiert hat." Fröbel fügt allerdings entgegengesetzte Äußerungen zweier anderer Größen hinzu; ich will sie nicht wiederholen, weil Maliceu, die von der Zeit überholt und widerlegt worden sind, auf ihren Autor zurückfallen.

Damals, in seinem einundzwanzigsten Jahre, war König Ludwig von bezaubernder Anmut, wenn auch die vielgerühmte Schönheit starke Gegensätze einschloß. Bei zu großer Kleinheit des Kopfes, dessen Antlitz leuchtete, erschien der Körper zu schmal, die Glieder zu lang, wie bei Menschen, die über Nacht rasch emporgeschossen. Dies Mißverhältnis hat sich aber sehr bald ausgeglichen. Von dämonischer Macht waren die großen tiefen Augen, deren Blick damals schon einen mehr starren autokratischen, als gerade leutseligen Ausdruck trug. Die Bewegung der Arme war hastig, die Stimme dagegen sonor und höchst sympathisch.

Ich überreichte außer dem Letzten Griechen auch die Gundel von Königssee. „Ach, dies ‚Märchen' kenne ich schon," sagte der König mit ganz bezeichnender Betonung, denn in dieser modernen Hochlandsgeschichte waren lebende Personen des Hofes eingeflochten. „Was arbeiten Sie jetzt?"

„Eine Gudrun, Majestät," und nahm Anlaß, einige Worte über den dramatischen Wert unserer großen Nationalsagen beizufügen, die ja auch sein Lieblingsgebiet waren.

„Ach, das interessiert mich," sagte der König; „lassen Sie mich die Arbeit sehen, wenn sie fertig ist." Dann sprang er ab und fragte: „Was halten Sie von Redwitz?"

Diese Frage schien sehr vieldeutig; ich nahm zuerst Gelegenheit, nochmals für die hochherzige, reiche Spende zu danken, die im vorigen Jahre auf Redwitz' Verwendung zu gunsten der von mir veranstalteten Sammlung für einen norddeutschen Litteraturhistoriker bewilligt worden war. Der König aber frug weiter und wollte den Grund wissen, weshalb Redwitz stets eine Sonderstellung zu den anderen litterarischen Kreisen Münchens eingenommen. Diese Frage war delikat, denn sie berührte die bestehende Parteigruppierung, und weshalb sich eigentlich Redwitz z. B. dem Krokodil ferngehalten hat, ist mir unbekannt geblieben; ebensowenig wußte ich, ob Redwitz etwa eine vergebliche Annäherung versucht und sich über mangelndes Entgegenkommen beschwert habe. Ich wich somit der Frage aus, indem ich mit gutem Gewissen bestätigen konnte, daß Redwitz mit einzelnen Mitgliedern jenes Bundes in stetem freundlichem Verkehr gestanden. Dies war die Wahrheit.

Weiter besprach der König ein neulich ausgestelltes plastisches Kunstwerk, welches den Lohengrin verherrlichte. Sollte das eine Brücke sein, die zum Thema Wagner führte, so habe ich sie nicht beschritten, denn ich wartete auf eine andere Wendung in

betreff seiner rätselhaften Beschwerde und war darauf gerüstet, durch nochmalige Feststellung des Sachverhalts vielleicht die versteckte Absicht seiner damaligen Insinuation kennen zu lernen. Aber jene Wendung blieb aus. ...

Trotz des plötzlichen Endes der Audienz war der Gesamteindruck ein überaus wohlthuender; dennoch blieb eine ganze Reihe ungelöster Fragen übrig. Es war so, als ob alles noch einen verborgenen Nebensinn gehabt, als ob die Alternative, ob ich zu Richard Wagner stehen wolle, oder zum Heerlager der alten Freunde, zwischen den Zeilen gestellt worden wäre. Es ist die erste und letzte persönliche Begegnung mit dem fascinierenden Herrscher geblieben. ...

Inzwischen kam das Hochgewitter, das seit beinah Jahresfrist über Deutschland heraufgezogen, zum gewaltigen Ausbruch. Gleichsam über Nacht befanden wir uns wieder im Siebenjährigen Kriege, im deutschen Bürgerkriege, der alle verrosteten Hebel der Nationalbewegung von 1848 wieder auslöste, alle aufgesparten Herzensfragen der deutschen Patrioten und Parteien nicht mehr im Tribunengeschwätz, sondern in furchtbarem Kampfe zum Austrag bringen sollte. Am 14. Juni war der denkwürdige Tag, an dem Preußen sein entscheidendes Wort sprach und damit den Krieg entfesselte. Ein paar Tage darauf setzten sich die Heeressäulen in Bewegung, von Süden wie von Norden.

Was nun kam, die bangen Tage und Wochen bis Königgrätz und Kissingen und Langensalza, wozu es wiederholen? Ich müßte die Wahrheit verleugnen, wollte ich sagen, daß in München irgendwelche ungewöhnliche Bewegung geherrscht habe. Es ging alles seinen Gang, wie in tiefster Friedenszeit, nur die Zeitungsleser und Parlamentarier, die animalia politica, waren in Fieber, vor allem raste täglich Sigls Vaterland über Verrat und Schmach und Weltuntergang; genau wie vier Jahre später in Frankreich wollte man den ersten Nachrichten nicht glauben und hielt alles für Berliner Schwindel, bis denn doch das Flüchten der Schätze aus Pinakothek und Residenz auch die Ungläubigen stutzig machte. Andererseits herrschte eine dumpfe Gewitterschwüle nebst wachsender Verblüfftheit über die märchenhaft schnelle Entwickelung des Kriegsdramas, und wenn man ehrlich sein will, mischte sich dem anfänglichen Schrecken sehr bald das Gefühl einer dankbaren Erleichterung bei, daß sich alles mit so eleganter Kürze und Präcision vollzog. ...

Allerdings wäre über die Zustände und Stimmung in München vieles zu sagen, namentlich über die exponierte Lage von uns Norddeutschen, denen die zweite liebgewordene Heimat plötzlich zum Feindesland geworden war. Glücklicherweise gingen die Ereignisse so rasch vorüber, daß ein Bewußtsein dieses Konfliktes nicht aufkommen konnte, somit auch nicht empfunden wurde. Wieviel Verwickelungen aber wären möglich gewesen, wenn der Krieg länger gedauert hätte! Die Gegensätze waren gespannt, und die Erregung wie das Mißtrauen waren im Wachsen. Heinrich Noé, der einen Ausflug nach Murnau machte, entging mit knapper Not dem Los, als Spion von den Bauern erschlagen zu werden. ...

Das verhängnisreiche Trauer- und Todesjahr 1866 neigte sich seinem Ende zu, als mir urplötzlich Warnungen und gleich darauf bestimmte Mitteilungen zukamen. Man werde seitens der Regierung die Bayerische Zeitung allmählich aufgeben, und schon zu Neujahr werde das Morgenblatt verschwinden.

Das Morgenblatt eingehen — unmöglich! dieser Sammelplatz aller litterarischen Kräfte in Bayern, reich ausgestattet mit wertvollen Beiträgen auf Jahre hinaus. Da die Abonnentenzahl innerhalb wie außerhalb Bayerns sich stetig hob, waren die Zuschüsse der Regierung mit jedem Jahre kleiner geworden, und die Zeit war in Sicht, da das Blatt auf eigenen Füßen stehen konnte. Und jetzt, da also das Experiment im Gelingen war, das Organ abschaffen, das sah doch wie ein Schildbürgerstreich aus. Ich hielt deshalb die Nachricht für unglaublich, zumal mein Vertrag halbjährige Kündigung ausbedang, von solcher aber bisher nichts verlautete.

Aber die Vorzeichen, daß etwas im Werke war, mehrten sich. Bodenstedt hatte damals einen Ruf nach Meiningen angenommen, und zwar schon zu Neujahr 1867. Eines Nachmittags ging ich mit ihm durch die Residenzstraße, als uns Ministerialrat von

E. begegnete, ein eifriger und geistvoller Mitarbeiter unseres Morgenblattes, außerdem ein einflußreicher Herr bei Hofe. Bodenstedt benutzte die Begegnung, um sich von dem Herrn für immer zu verabschieden.

„Alles Glück und Heil!" sagte der höfliche Mann, aber auf mich deutend, setzte er hinzu: „Warum nehmen Sie unseren Freund nicht gleich mit?"

Das alles waren nur kleine Symptome, aber sie waren charakteristisch. Es schien eine geheime Parole ausgegeben zu sein, ein anderer Wind begann zu wehen, aber wie die Parole lautete, wußte niemand. Wenn irgend ein verbitterter Bajuvare uns gesagt hätte: „Draußen auf dem Schlachtfelde haben eure Landsleute gesiegt, aber hier seid ihr Norddeutschen auf den Aussterbeetat gesetzt. Man wird euch nicht ausweisen, aber nach Gelegenheit ziehen lassen, und vor allen Dingen wird man zuerst euer Organ zertrümmern, um euch machtlos und mundtot zu machen!" wir würden solchem Unheilsherold doch wohl ins Gesicht gelacht haben. Dennoch würde er recht behalten haben. Ich weiß nicht, wer von den oberen Mandarinen den boshaften Einfall gehabt, mir die Kündigung als Bescherung gleichsam auf den Weihnachtstisch zu legen. Da mir Glück daraus erblüht ist, sei ihm die Malice verziehen — wohlgemerkt, es war die Kündigung der Sache, nicht meine Entlassung. Das Morgenblatt sollte mit Neujahr eingehen, das Hauptblatt einstweilen fortbestehen bis zu weiteren Reformen. Da meine Kündigung eigentlich ein Halbjahr Frist voraussetzte, so ward mir auch ein Halbjahr meines Gehalts fortgezahlt, aber die Thätigkeit war zu Ende.

Obwohl vorbereitet und gewarnt, traf mich dieser Streich doch wie ein Donnerschlag aus blauem Himmel. Ministerialrat von D., der bis zu Vogls Tode die offizielle Respicienz gehabt, konnte mir keine Aufklärung geben, meinte jedoch, die Regierung werde mir gern einen Wartegehalt bis zu weiterer Verwendung bewilligen. Franz Löher, der sonst so Allwissende, war außer sich: „Nach zwölfjährigem Dienst ist man dir eine volle Pension schuldig; wende dich an den König, damit wir sehen, von wem der Streich ausgeht, dieser Schlag gilt uns allen!"

Mit einem Wort: Die plötzliche Abschaffung des Organs der Berufenen, des vom König Max gegründeten Lieblingsblattes, das alle seine Wünsche und Erwartungen rühmlichst erfüllt hatte, war allen ein Rätsel. Selbst die Regierung hatte keinerlei Vorteil davon, ein Organ, das sie erst vor fünf Jahren um ziemlich hohen Preis erworben, jetzt gleichsam als wertloses Objekt fallen zu lassen und sich selbst jeder Stimme in der Öffentlichkeit zu berauben, denn daß auch das Hauptblatt eingehen würde, war kein Geheimnis.

Da geschah es eines Tages, daß ich die an meine liebe Mutter gerichteten Briefe von früher, die nach ihrem Tode wieder in meinen Besitz gekommen, durchging und auf folgende höchst merkwürdige Stelle stieß. Ich citiere die Zeilen aus jenem Schreiben vom 22. Dezember 1865 wortgetreu:

„Wagners Entfernung ist auch für mich bedeutungsvoll gewesen, auch auf unsere Zeitung war es abgesehen. Julius Fröbel aus Wien nebst seiner litterarischen Garde war auserwählt, die Bayerische Zeitung umzugestalten und sie zu einem Wagnerschen Musikblatt zu machen."*

Das war es ja gewesen, was Ludwig Nohl schon damals ausgeplaudert, was ich aber als wesenlosen Klatsch und als Nohlsches Phantasiegebild sogleich wieder vergessen hatte. So viel war nun sonnenklar: erstens, daß trotz fünfjähriger und erfolgreicher Anstrengung endlich doch die Gegenwirkungen, unterstützt von den Zeitereignissen, obenauf gekommen waren; zweitens, daß dieser letzte Streich von langer Hand vorbereitet gewesen, und zwar von keinem anderen, als von Richard Wagner.

* Und zwei andere Stellen desselben Briefes lauten: „Um dem Ministerialrat von D. die Sache aus der Hand zu winden, machte man ihn in aller Eile zum Staatsrat. Wir anderen wären höchst wahrscheinlich an die Luft gesetzt worden —" und weiter: „Man hat den König übrigens nur überrumpelt mit dem Schreckbild einer Revolution. Er liebt W. noch heute, nachdem er fort ist, so schwärmerisch wie zuvor, und ich sehe es voraus, daß wir in Jahr und Tag auf demselben Punkte stehen werden."



Recht.

Novelle
von
Konrad Telmann.

Im Anwaltszimmer herrschte, wie üblich, ein lebhaftes Hin und Her. Die Herren, die sich ihre Talare überstreiften, hatten sich eine Welt zu erzählen. Die neuesten Bonmots, die frischesten forensischen Anekdoten gingen brühwarm von Mund zu Mund. Daneben war von Theaterpremieren, Schauspielerinnen-Toiletten, kleinen, pikanten Skandälchen und bevorstehenden Sensationsprozessen die Rede. Aktenblätter rauschten und knitterten, boshafte Glossen, spitze Anzüglichkeiten, gutmütige Witze flogen hin und her. Alle Augenblicke wurde die Thür aufgerissen, man ging und kam, schwatzend, lachend, geschäftig. Der Nuntius rief die Sachen herein, für die Termin anstand. „Herr Rechtsanwalt, bitte.“ „Herr Justizrat, Sie müssen sich eilen.“ Und die Thür kam nicht zur Ruhe.

Plötzlich stürzte der kleine Doktor Thal herein, aufgeregt, erhitzt, mit vorquellenden Augen. „Meine Herren, das Neueste, das Neueste!“ Die meisten drängten sich heran, lachend, zwinkernd; was würd es denn wieder sein? Eine unverbürgte Schiffernachricht, eine perfide Malice; darin war er ja groß, der Thal, das kannte man „Meine Herren, Kollege Wehner hat seine Anwaltspraxis niedergelegt, läßt sich löschen in der Liste.“

Man lachte, zuckte die Achseln, sogar unwillige Äußerungen wurden laut. Einen mit so etwas zu foppen, dieser Unsinn! Der kleine Thal setzte die kollegialische Gutmütigkeit, seinem Reportertum gegenüber, neuerdings doch auf eine zu harte Probe. Und schließlich: ein so zweckloser Witz! Wer hatte denn überhaupt ein Interesse daran, Wehner etwas am Zeug zu flicken? Unter all diesen Herren, die sich zum Teil recht schroff gegenüberstanden, politische Gegner waren, sich in der Öffentlichkeit befehdeten, sich auf der Straße nicht grüßten, war auch nicht einer, der ihm nicht die gleichen Gefühle der Hochachtung und Bewunderung entgegengebracht hätte wie die anderen. Ihn beneiden — ja, warum nicht? Das war menschlich. Und Wehner war unbestritten der erste Verteidiger Berlins. Aber ihm Schlechtes nachsagen oder anwünschen, dazu lag für keinen ein Grund vor, damit hätte sich nie einer an ihn gewagt; der Mann stand zu hoch dafür. Über seinen intakten Charakter

war man sich ebenso einig, wie über seine eindringliche, warme Beredsamkeit, in der es ihm keiner gleichmachte und die von der üblichen Advokaten-Suada so völlig verschieden war, und sein scharfes, klares, juristisches Denken. Und dieser Mann, der in der Blüte seiner Jahre und seiner Thätigkeit stand, der für diese Thätigkeit ausschließlich lebte, in ihr aufging, weder Politiker noch Familienvater war, von kernhafter Gesundheit zu sein schien und Erfolg über Erfolg hatte, staunenswerten Erfolg geradezu, sogar in den verzwicktesten, verzweifeltsten Fällen, dieser Mann sollte urplötzlich seine Carriere aufgeben, sich ins Privatleben zurückziehen, wie ein Spekulant, der genug verdient hat und nun von seinen Renten leben kann, während er doch wußte, daß er, wenn nicht um seinetwillen, um all der unschuldig Angeklagten und Verdächtigten willen, die er vor Schande und Strafe bewahren konnte, weiter leben, weiter wirken mußte wie bisher, daß das seine heilige Pflicht war, der er sich gar nicht entziehen durfte, so wenig entziehen durfte, wie ein hervorragend geschickter Chirurg oder ein siegreich vorgedrungener General mitten in einem Feldzug? Es war einfach albern, mit solchen Dingen durfte man keine Witze machen. Diesem kleinen Doktor Thal war doch wahrhaftig nichts heilig.

Man ließ ihn sehr unzweideutig fühlen, daß er sich diesmal vergriffen hatte. Aber er selbst fuchtelte mit Armen und Beinen umher, ließ seinen Kneifer auf und ab tanzen und erklärte unter Anrufung aller möglichen Heiligen, die Sache sei wahr, buchstäblich wahr, so wahr wie unerhört. Und wenn man's nicht glauben wolle, möge man den Kollegen Dillmann fragen, der eben jetzt, in Vertretung Wehners und mit dessen Generalvollmacht, vor der Strafkammer einen Einbrecher verteidige und wohl jeden Augenblick kommen werde, denn der bringe den Spitzbuben ja doch nicht frei, der natürlich nicht.

„Aber warum denn? Warum denn?“ schwirrte es dem kleinen Doktor Thal von allen Seiten entgegen. „Welchen Grund kann er denn um Gottes willen haben, der Wehner?“

Ja, da lag eben der Hase im Pfeffer. Wenn man das gewußt hätte! Der Lebensüberdruß, die Übersättigung eines von Erfolg unerhört begünstigten Mannes; geistige Überarbeitung, die zu einer Nervendepression, zu dem unbezwingbaren Bedürfnis nach Ausruhen, zu der Angst vor einem plötzlichen Versagen der Kräfte, vor einem ruhmlosen Niedergang geführt hatte; der Wunsch, auf der Höhe des Könnens und Wirkens jüngeren Kräften zu weichen, um nicht von ihnen eines Tages überholt zu werden; was wurde nicht alles an Gründen herbeigeholt, um das Unglaubliche glaublich erscheinen zu lassen! Aber nichts verfing, gegen alles sprachen das Wesen und die Art des Mannes, um den es sich handelte und den sie zu gut kannten, um ihn gleich anderen zu beurteilen. Bei ihm hätte man darauf schwören mögen, daß er trotz bitterer Erfahrungen und mancher Enttäuschungen, die auch ihm in seiner Rechtspraxis nicht erspart geblieben sein mochten, doch einst vor den Schranken zu sterben gewünscht hätte. Nicht um seiner selbst willen, aber um des Rechts willen. Bei ihm erschien als Felonie, was man jedem anderen gegönnt, bei jedem anderen begreiflich gefunden hätte. Man schüttelte die Köpfe, man tuschelte. Was war denn nur los? Wehner war doch gerade in der letzten Zeit wieder Gegenstand allgemeiner Bewunderung gewesen. Die Mordgeschichte neulich — es war großartig, alle Welt redete davon. Staatsanwalt Frehse hatte ein Gallenfieber danach bekommen. So einen frei zu reden! Außer Wehner hätte das ja nie ein Mensch fertig gebracht. Aber dem parierten die Geschworenen förmlich, von dem wußten sie: wenn der für das Nichtschuldig plädiert, so ist er von der Unschuld seines Klienten auch heilig und fest überzeugt; dann ist's kein Advokatenkunststückchen, was er da vorführt, keine Rednerpose, die er annimmt, dann ist's ihm nicht um eine oratorische Leistung, um ein Duell mit der Anklagebehörde oder um die Erfüllung einer vermeintlichen „Pflicht“ — wohl gar um Befriedigung der Eitelkeit und klingenden Lohn! — zu thun, nein, dann glaubt er das, was er sagt, alles, bis aufs kleinste, und dann will er nichts als einen Unschuldigen vor Strafe bewahren, dann will er dem Rechte zum Siege verhelfen. Und dann brauchten sie ihm nur

einfach zu folgen, um mit ihrem Gewissen nicht in Konflikt zu geraten, brauchten sie nur zu entscheiden, wie er es von ihnen forderte. Der Mann mißbrauchte seine Fähigkeiten und seine Macht über sie nicht, die er recht wohl selber kannte. Kriminalsachen, die ihm selber dunkel oder faul erschienen, nahm der überhaupt nicht an. Man wußte von zahllosen Fällen zu erzählen, wo er sich trotz aller Unschuldsbeteuerungen der Angeklagten, trotz aller stürmischen Bitten, auch von seiten verzweifelter Angehöriger, und trotz hoher Geldangebote, die freilich stets den geringsten Eindruck auf ihn machten, geweigert hatte, die Verteidigung, die man ihm aufdringen wollte, zu übernehmen, einfach, weil er selber die Überzeugung von der Unschuld dessen, den er von Strafe freireden sollte, nicht gewinnen konnte. Gegen seine Überzeugung sprach Rechtsanwalt Wehner nicht. Er wollte nicht klugen Spitzbuben helfen, geschickt durch die Maschen zu schlüpfen, die das Netz der Gesetze ihnen offen gelassen, und er wollte nicht Verbrecher, die man nicht überführen konnte, denen ihre That nicht nachzuweisen war, herausreißen, wenn die Verdachtsmomente gegen sie sich mehr und mehr häuften, er wollte das Recht finden, nichts sonst, nur dazu war er da, nur dafür lebte er. Und niemals, wenn ihn eine Offizialverteidigung vor dem Schwurgericht traf, plädierte er um deswillen und weil er das für seines Amtes gehalten hätte, für die Unschuld seines Klienten, niemals versuchte er ihn weiß zu waschen oder seine That in ein möglichst mildes Licht zu rücken, es sei denn, daß seine eigene Überzeugung ihn dazu zwang. „Dazu bin ich nicht hier," pflegte er in solchen Fällen zu sagen; „das Verbrechen ist geschehen, beurteilen Sie es menschlich, meine Herren Geschworenen." Einem solchen Mann konnten sie blindlings folgen, wenn er ihnen zurief: „Dieser Mensch ist unschuldig, meine Herren, sprechen Sie ihn frei, um der Gerechtigkeit willen!" Selbst die Richter entzogen sich bei den Verhandlungen der Strafkammer seinem machtvollen Einfluß nicht. Und wie oft hatten die schneidigsten Staatsanwälte vor der klaren Überzeugungskraft der Wehnerschen Verteidigungsreden die Segel streichen müssen!

Und nun sollte man diesen Mann verlieren, der mit der Rechtsprechung in allen hauptstädtischen Strafsachen so aufs engste verknüpft war! Ohne auch nur den geringsten Anlaß dafür zu sehen. Es war traurig und unfaßbar zugleich. Es würde ein ungeheures Aufsehen machen. Nicht nur in Juristenkreisen. Und man würde Wehner bestürmen, seinen Vorsatz aufzugeben. Freilich: was der sich mal vorgenommen hatte!

Endlich kam Rechtsanwalt Dillmann ins Anwaltszimmer, bleich und erschöpft, sichtlich unter der Last, die ihm durch Wehners Vertretung aufgebürdet worden war, fast zusammenbrechend. Er warf eine Aktenlast auf den Tisch und fuhr sich mit seinem Tuch über das Gesicht, während die Kollegen ihn von allen Seiten umringten, ihm die Arme auf die Schulter legten, ihn am Robenärmel zupften.

„Ja, sagen Sie, um Gottes willen, lieber Herr Kollege, ist es denn wahr? Wahrhaftig wahr? Und warum? Warum denn bloß in aller Welt?"

„Das müssen Sie ihn selber fragen, meine Herren. Bis zur Stunde weiß ich es auch nicht, weiß nicht mehr als Sie. Nur, daß sein Entschluß ein unwiderruflicher ist und daß er ihm unsäglich schwer geworden ist. Und das werden Sie sich allein schon gesagt haben. Es muß da etwas vorgefallen sein, ich weiß nicht was? — aber ich kann mir nur denken: in seiner Praxis selbst. Denn was kümmert ihn alles Übrige? Und da ist er an sich irre geworden. Das ist eine bloße Vermutung, meine Herren. Ich weiß nichts, auf Ehrenwort. Er hat mich gebeten, seine Geschäfte einstweilen zu übernehmen, bis die Klientel sich selber entscheidet, wohin sie sich wenden will, und nicht weiter in ihn zu dringen. Das ist alles."

Die Auskunft des blonden, schmächtigen Mannes, der Wehner am nächsten stand und sein Vertrauen besaß, obgleich er in Anwaltskreisen als zu „weich" galt, befriedigte wenig. Selbstquälerei hätte Wehner zwar nicht unähnlich gesehen, die lag in seiner Natur. Aber er hätte sich dann schon gerade darum grämen müssen, daß er einem, dessen Unschuld sich schließlich herausgestellt, die erbetene Hilfe verweigert hatte, weil er von dieser Unschuld nicht überzeugt gewesen war, und das traute man doch selbst ihm nicht

zu. Sonst hatte er, gerade in der letzten Zeit, mit unfehlbarer Sicherheit jeden Freispruch erzielt, um den es ihm zu thun gewesen war, und den Anträgen der Anklagebehörde gegenüber so viele Strafmaß-Herabsetzungen erwirkt, daß ein humoristisch veranlagter Kollege ausgerechnet hatte, wie viel tausend Mark Kosten Wehner dem Staate dadurch erspart habe, daß er ihm die Verurteilten für so und so viel Jahre, Monate und Tage Gefängnis entzogen. Daß er mit seinen Erfolgen unzufrieden sein konnte, war also unmöglich. Wenn er sich in diesem oder jenem Falle wirklich noch mehr versprochen hatte, als er erreicht, so war er sicher nicht so überempfindlich, deswegen die Flinte gleich ins Korn zu werfen, zumal er ganz genau selber wußte, daß andere nicht glücklicher sein würden als er. Und von seinem glänzenden Plaidoyer im letzten Mordprozeß vor dem Schwurgericht, das dann zu einem so unerwarteten Freispruch der Angeklagten geführt hatte, waren heute noch die Zeitungen voll. Und dieser Mann sollte „an sich irre geworden" sein? Welch eine Idee!

„Wissen Sie was?" fing Justizrat Lemme plötzlich an, „der Mann wird einfach schreiben wollen, gesprochen hat er jetzt ja oft genug. Der Mann will seine Ideen über die notwendigen Reformen im Strafrecht jetzt zu Papier bringen, das ist die ganze Erklärung des Rätsels. Und will sich an das Laienpublikum wenden, nicht mehr bloß an die Fachleute. Ich bin überzeugt."

Aber er konnte nicht ausreden. Man lachte. Justizrat Lemmes angstvolle Beklommenheit, die aus seinen Worten sprach, wirkte beinahe grotesk. Man wußte, daß der kleine, alte Herr mit der Habichtsnase populär-juristische Artikel für alle möglichen Zeitschriften verfaßte, zumal es mit seiner Praxis infolge seiner mangelnden Rednergabe haperte, und von einem großen Lebenswerk „Das Strafrecht der Zukunft" träumte, das nie fertig wurde. Jetzt zitterte er vor der drohenden mächtigen Konkurrenz.

Zuletzt hatte Doktor Thal einen Vorschlag. „Wir wählen ganz einfach eine Deputation, die geht zu ihm und verlangt Aufklärung von ihm. Verlangt, sag ich; denn wir haben zu verlangen, daß uns Wehner für diese Fahnenflucht genügende Gründe angiebt, er ist uns das schuldig, und wenn wir ihm weiter unsere Hochachtung bewahren sollen —"

„Dann werden Sie sich aber beeilen müssen, meine Herren," fiel Dillmann ein mit seinem immer etwas melancholischen, müden Lächeln, „Wehner reist morgen mit dem Frühzug ab — gegen Süden."

Alle gerieten in neue Aufregung. Wie? Was? Er reiste ab? Also doch die bekannten „Gesundheitsrücksichten", die immer alles zudecken müssen? Oder will er nur allen lästigen Fragen aus dem Wege gehen? Fort von Berlin? Aber er kommt doch wieder? Und wann kommt er wieder?

Dillmann wußte darüber nichts zu sagen. Vorläufig wollte Wehner eine Reise um die Welt machen, nichts Geringeres als das. Und gleich morgen früh trat er sie an. Daß er in einigen Jahren wieder zurück sein würde, war sehr wahrscheinlich. Ob er dann aber wieder eine Anwaltspraxis übernehmen, überhaupt ins öffentliche Leben wieder eintreten werde, wer konnte das jetzt wissen? Von den Kollegen würde er sich jedenfalls schriftlich verabschieden. Und ob er bei der Fülle der vor seiner Abreise noch abzuwickelnden Geschäfte Besuche würde empfangen können, war begreiflicherweise fraglich.

Es war also nichts zu machen. Wehner wollte offenbar niemand sehen, niemandem Aufschlüsse geben. Nun, man drängte sich nicht auf. Diese Weltreise war ohnehin etwas banal, die Sache sah ja wie eine Flucht aus. Übrigens: allzuviel Zeit hatte man schließlich auch nicht, um solche Rätsel aufzulösen; Wehner hatte Launen, wie alle „großen" Männer, das war wahrscheinlich die ganze Erklärung. Und jetzt mußte man jedenfalls fort. „Dirksen contra Hellwig!" rief der Nuntius zur Thür herein. Der Knäuel stob auseinander. Und nun kam zu allem Überfluß auch noch der dicke Riedel. „Kennen Sie schon das neueste geflügelte Wort des alten Schmidt, meine Herren? Na, dann muß ich Ihnen aber gleich mal erzählen —" Die Affaire Wehner war beinahe schon wieder vergessen, als Dillmann das Anwaltszimmer verließ.

Abends kam er zu Wehner, wie es verabredet worden war. Er fand den Kollegen in seinem Arbeitszimmer, das schon etwas kahl aussah, weil man den Teppich und die

Vorhänge fortgenommen hatte, sich sonst aber noch ziemlich in dem früheren Zustand befand. Ein paar geschlossene und adressierte Briefe lagen auf dem Schreibtisch, wo die Aktenbündel und die aufgeschlagenen Bücher, die früher immer dort gelegen hatten, heute fehlten. Das markierte den Unterschied zwischen sonst und heut augenfälliger für Dillmann, als alles andere. Im übrigen war's hier so peinlich sauber und so still wie immer, nichts deutete auf die nahe bevorstehende Abreise des Bewohners. Und dieser selbst stand zwischen seinen Bücherregalen, so ernst und nachdenklich, wie ihn Dillmann oft genug am Vorabend einer wichtigen Schwurgerichtssitzung oder Strafkammer-Verhandlung gefunden; die hohe, breitschulterige, imposante Gestalt etwas vorgebückt, das edle Haupt mit dem leicht angegrauten, rotblonden Rundbart sinnend zur Erde geneigt, die wohlgepflegten, weißen, ringlosen Hände auf dem Rücken ineinander gelegt. Nun reichte er sie alle beide Dillmann entgegen, und sein blaues Auge blickte mit mildem, freundlichem Ernst. „Herzlichen Dank, daß Sie gekommen sind, lieber Kollege."

„Aber das verstand sich doch von selbst."

„Für einen Familienvater nicht so ganz. Die müssen ihre Abende ihrer Familie widmen, die ohnehin immer zu kurz kommt, wenn das Oberhaupt in der Öffentlichkeit steht."

„Weshalb Sie denn auch Junggeselle geblieben sind," ergänzte Dillmann mit einem schwachen Versuch, zu scherzen.

„Ja," sagte Wehner ganz einfach, „ich hatte immer nur die eine Idee im Leben: dem Recht zum Siege zu verhelfen; daneben war für gar nichts anderes Raum. Mir ist nie der Gedanke gekommen, zu heiraten. Es lag gar nicht im Bereich der Möglichkeit für mich."

Bei jedem anderen hätten für Dillmann diese Worte einen Anflug von Ruhmredigkeit und Selbstgefälligkeit gehabt, hier klangen sie mit so schlichter Überzeugungskraft an sein Ohr, wie alles, was dieser Mann sagte. Man hatte immer das Gefühl bei ihm, daß alle seine Worte Ausbrüche einer durch und durch wahrhaftigen Natur waren, Zweifel oder Mißdeutungen kamen da gar nicht auf. Er hatte Dillmann jetzt auf das kleine Sammetsofa genötigt, das in der Fensternische vor einem Marmortischchen mit allerlei Rauchutensilien stand, bot ihm eine Cigarre an und sprach, als sie brannte, mit einer gewissen Hast von allerlei Geschäftsangelegenheiten, die zwischen ihnen beiden erledigt werden mußten. Er war so klar, so bestimmt, so umsichtig dabei wie immer, hatte mit bewundernswerter Sorgfalt alles bedacht und geordnet, so kurz die Zeit dazu auch gewesen war, aber er wollte sichtlich so schnell wie möglich damit zu Ende kommen. Das alles sollte hinter ihm liegen — nicht weil es ihn schmerzlich oder wehmütig stimmte, sondern weil er innerlich damit fertig war.

Als alles erledigt war, klingelte er, ließ Wein bringen und füllte die Gläser. „Auf eine glückliche Reise werden Sie noch erst mit mir anstoßen müssen, lieber Kollege."

„Von Herzen." Dillmann klang mit seinem Glase an das des anderen und trank es leer. Es war ein alter Rauenthaler, der eine köstliche Blume hatte. „Es bleibt also dabei? Morgen früh —?"

„Gewiß. Und ohne viel Aufenthalt in den anderen Weltteil hinüber. Unter neue Menschen, unter einen neuen Himmel." Er füllte das Glas des anderen wieder.

Dillmann blickte vor sich nieder. „Das klingt, als ob Sie hier ganz abgewirtschaftet hätten, nicht mehr könnten, ein Ende machen müßten. Um Ihrer selbst willen, mein ich natürlich. Daß unsereinem das nicht ins Ohr will, begreifen Sie. Eine Lustbarkeit soll man zwar klugerweise abbrechen, wenn sie auf den Höhepunkt gelangt ist, aber eine Pflicht soll man ausüben bis zum letzten und bittersten. Und eine Lustbarkeit ist Ihr Lebensinhalt nicht gewesen, Wehner — weiß Gott nicht."

„Nein," sagte Wehner ernst. „Aber eben darum — jetzt würde der bittere Ernst zur Farce werden." Er stand auf und ging ein paarmal, wie es seine Art immer gewesen war, wenn er über einem Plaidoyer brütete, mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen und gesenkter Stirn langsam auf und ab durch das Zimmer. „Die Kollegen wissen —?" fragte er dann stehen bleibend.

„Jawohl. Und zerbrechen sich natürlich die Köpfe, bringen tausend verrückte Ver-

mutungen vor und beschuldigen Sie des Hochverrats. Übrigens —“ Er wiegte sein Glas zwischen den Fingern hin und her.

„Wird man auch hierüber bald zur Tagesordnung übergehen, wollen Sie sagen,“ ergänzte Wehner mit schwermütigem Lächeln. „Das versteht sich. Und Sie? Hat man von Ihnen nicht den Grund wissen wollen?“

„Ich sagte ihnen, was ich argwöhnte, mehr konnt ich ja nicht. Sie müßten an sich selber irre geworden sein, sagt ich ihnen. Aber sie wollten das natürlich nicht glauben, sie schrien auf mich ein, ich wäre toll geworden.“

„Und doch haben Sie recht, Dillmann. Freilich nicht in dem Sinn, wie Sie's meinen. Ich bin irre an mir geworden, nicht weil ich zu wenig vermag — daran zu zweifeln hatten die Kollegen nach all meinen letzten ‚Siegen‘ ein volles Recht — sondern weil ich zuviel vermag. Ich denke nicht, daß Ihnen dies paradox klingen wird. Es kann eben eine Zeit kommen, wo einem ‚vor seiner Gottähnlichkeit bange‘ wird.“ Wieder ging er auf und ab im Gemach und der schwermütige Zug um seine Mundwinkel vertiefte sich. „Ich habe darüber nachgedacht, ob ich den Kollegen nicht in voller Offenheit alles sagen sollte, ob es nicht sogar meine Pflicht sei, es ihnen zu sagen. Aber ich habe die Frage zuletzt doch bei mir verneint. Ich habe das mit mir allein auszumachen, habe die Konsequenzen aus dem, was geschehen, für mich allein zu ziehen. Aber andererseits möchte ich auch nicht als einer dastehen, der mit seinen geheimnisvollen Motiven für einen schwerwiegenden Entschluß kokettiert und sich interessant machen will. Dazu ist die Sache mir zu heilig und habe ich meinen Entschluß mir zu schwer abgerungen. Keiner weiß wohl, wie schwer, Dillmann! Ein Stück meines Lebens — das beste Stück ist damit von mir abgerissen. Ich bin nicht mehr, der ich war und der ich bis zur letzten Stunde meines Lebens hätte bleiben mögen. Ich komme mir völlig zwecklos, ganz überflüssig in der Welt vor. Und ich gehe, um vor mir selber zu entfliehen. Ich habe mir selber das Urteil gesprochen. Und ich war mir kein milder Richter, denn das, was ich über mich verhängt habe, war fast härter als die Todesstrafe.“

Er brach ab, weil es wie ein Schluchzen in ihm heraufkam, das den starken Mann von Grund auf durchschütterte. Er schämte sich dessen. Rascher ging er auf und nieder. Allmählich erst wurde er ruhiger. „Ich will Ihnen die Sache erzählen, Dillmann,“ sagte er plötzlich, als dieser stumm blieb und nur ab und zu an seinem Glase nippte, — „wenn Sie mich hören wollen. Ich will von Ihnen nicht mit einem Geheimnis scheiden, hinter dem Sie Gott weiß was vermuten könnten. Auf Ihre Diskretion kann ich ja bauen. Und es ist mir nun plötzlich, in zwölfter Stunde, doch ein Bedürfnis, zu Ihnen zu reden.“

Er hatte Dillmann fragend angesehen und dieser nickte ihm freundlich zu. „Wenn es Sie erleichtert — Ich wollte mich nicht aufdrängen. Ich hätte Sie nie gefragt.“

„Ich weiß. Und eben deshalb — Sehen Sie —“ Er nahm langsam seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf. „Ich habe nie etwas anderes gewollt im Leben, als der Gerechtigkeit dienen; ich hatte keinen anderen Ehrgeiz, ich fand in nichts anderem Reiz oder Befriedigung. Es war meine einzige Passion, — von Kind auf, möcht ich sagen, — der ganze Inhalt meines Wollens und Seins. Man könnt es fast eine fixe Idee nennen. Und ich bin darüber, so zu sagen, zu kurz gekommen an allem, was das Leben weiter noch bietet — an viel Köstlichem und Holdem. Ich spürt es freilich nicht. Solange man von einer Idee besessen ist, ganz und gar besessen, weiß man gar nichts von dem, was es weiter noch in der Welt giebt. Und ein gewisser Größenwahn bildet sich aus. Man fühlt sich als Auserwählter, man traut sich Ungeheures zu. Und das muß auch so sein, wenn man etwas leisten will. Ohne Selbstbewußtsein, ohne das Gefühl seiner Unverwundbarkeit, wohin käme man da? Sobald man sich seines kläglichen Menschtums erst einmal wieder bewußt geworden ist, ist's aus mit allen Heldenthaten. Und einmal wird man sich dessen bewußt — früher oder später.“

Er trat an den Tisch und trank ein Glas Wein langsam leer, ehe er fortfuhr: „Ich brauch Ihnen von meinem Leben nichts zu erzählen. Sie wissen, daß es Arbeit war, es liegt offen vor aller Blicken. Mein Ehr-

geiz hat mich ans Ziel geführt. Schätze hab ich dabei nicht gesammelt, aber mir selber genug gethan und der Gerechtigkeit zu dienen gesucht, wie ich konnte, wie ich's verstand. Man hat allmählich auf mich vertraut, ich galt etwas. Und man wußte: nicht um meiner Advokateneitelkeit willen, nicht um Ruhm oder Geld, oder aus irgend welchen äußeren Gründen sonst, focht ich jemals für meine Klienten, sondern einzig und allein um des Rechtes willen — weil ich das Recht zu Ehren bringen wollte. Deshalb bekamen meine Reden Gewicht, deshalb wurde ich ein ‚erfolgreicher‘ und dadurch ein ‚berühmter‘ Verteidiger — nur dadurch. Weil man sich auf mich verlassen konnte, sich darauf verlassen konnte, daß ich stets nur das Recht im Auge hatte, nie die Person, nie irgend einen anderen Umstand, von dem ich mich hätte beherrschen oder beeinflussen lassen, daß ich auf Schuldig plaidieren würde, wo ich Schuld erkannte, trotzdem ich auf der Bank des Verteidigers saß — deshalb siegte ich. Denn sie alle wollten ja das Recht finden, dazu waren sie da. Wie traurig sich allmählich das Verhältnis zwischen Anklagebehörde und Verteidigung verschoben hat, wie beklagenswert falsch beide gemeiniglich ihre Aufgabe auffassen — sowohl den Berufsrichtern wie den Richtern aus dem Volke ist das allmählich aus dem Bewußtsein geschwunden. Ich habe gethan, was ich konnte, es ihnen wieder vor Augen zu führen, und sie haben es auch einsehen gelernt. Daher stammte meine ‚Macht‘, um die mich mancher Kollege beneidete, der mit hundertfach schärfer geschliffenen Waffen der Dialektik, als sie mir zu Gebote standen, die traditionelle Mohrenwäsche vornahm und dann doch kläglich Fiasko machte, weil der Staatsanwalt noch ‚besser‘ reden konnte als er und das Weiße im Umsehen wieder schwarz färbte. Ist schon an und für sich das Anklagemonopol, wie es bei uns besteht, eine zweischneidige Waffe, die man nach meiner Anschauung niemals dem Staat in die Hände geben sollte, so hat der jetzige Zustand der Dinge, wonach die Staatsanwaltschaft es als ihre einzige Aufgabe betrachtet, den Angeklagten und seine That so stark grau in grau vor den Richtern zu malen, wie sie nur irgend vermag, und alle nur erdenkbaren Indicien als vollgültige, erdrückende Schuldbeweise um ihn aufzuhäufen, während die Verteidigung ihrerseits auch das Augenfällige von ihm abzuwaschen und mit Hohn und Entrüstung jedes Verdachtsmoment in nichts zu zerblasen bemüht ist, geradezu etwas Frivoles angenommen. Es ist eine Karikatur dessen, was sein sollte. Staatsanwalt und Verteidiger, die sich jetzt in eleganten Redekämpfen messen, haben überhaupt vergessen, daß sie beide um des gleichen Zweckes willen da sind, daß sie sich gegenseitig in die Hände arbeiten, daß sie beide nur das ‚Recht finden‘ sollen. Es sieht oft genug aus, als wollten sie den Geschworenen nur Proben ihres juristischen Scharfsinnes und ihrer rednerischen Begabung liefern. Und wer siegt, der triumphiert um seinetwillen, der ist stolz auf seine Leistung — nicht darauf, daß er dem Recht zum Siege verholfen hat — manchmal mit gutem Grund, denn er hat ihm gar nicht zum Sieg verholfen, nur sich selber. Und am allertraurigsten, nicht am allerseltensten: er hat auch gar nichts anderes gewollt, an gar nichts anderes gedacht. Aber nun wird er Carriere machen ...

Ich will nicht bitter werden. Sie wissen ja auch so gut wie ich, daß es so und nicht anders bei uns aussieht, und es ist kein Selbstlob, wenn ich sage, daß ich es anders getrieben habe, und daß darin ganz allein das Geheimnis meiner ‚Erfolge‘ und meines Einflusses lag — nicht etwa in besonderen Fähigkeiten oder in meiner Prädestination zum Verteidiger. Es ist kein Selbstlob, weil es gar nichts Löbliches ist, was ich mir nachrede, sondern nur das Selbstverständliche und Pflichtgemäße. Und das wußte, das fühlte man. Ich setzte mein Leben an meine Aufgabe, ich hatte keine andere. Die Wahrheit, immer nur die Wahrheit, wollte ich ans Licht bringen. Konnt ich das nicht — und ich gab mir jedesmal redliche Mühe, leitete, unabhängig von Polizei und Staatsanwaltschaft, für mich selber in allen schwierigen Fällen ein eigenes Untersuchungsverfahren ein, oft mit viel Kosten und Gefahren —, so galt mir als Grundsatz, daß es besser sei, wenn ein Schuldiger seiner Strafe entging, als daß ein Unschuldiger büßte, was er nicht began-

gen hatte. Wo ich Zweifel hegte und hegen mußte, betonte ich es stets als Forderung der Gerechtigkeit, daß man nicht verdammen dürfe, wo man keinen Beweis erlangen könne. Andererseits habe ich aber niemals die Praxis jener Kollegen befolgt, die vor den Schranken mit dem vollen Brustton der Überzeugung für die Unschuld ihrer Klienten plädieren, während sie selber fest von deren Schuld durchdrungen sind, ja womöglich den Beweis dieser Schuld in Händen haben. Ich habe auch nie das, was ich aus dem eigenen Munde meiner Klienten wußte, vor Gericht als Beichtgeheimnis betrachten wollen und lieber die Verteidigung abgelehnt, als je ein dahin gehendes Versprechen gegeben; ich war da, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, nicht um sie zu verbergen oder zu verwirren. Gegen meine innerste Überzeugung zu sprechen, fiel mir unmöglich. Und deshalb wog meine Überzeugung schwer vor den Richtern. Daß ich sie nicht auf schwankem Grunde und leichtsinnig aufbaute, wußten sie alle.

Ich habe das alles vorausgeschickt, — nicht wie einen ehrenvollen Nachruf, den ich mir selber widme, — sondern weil es wichtig ist, um meine Auffassung des Berufs zu charakterisieren, dem ich Leib und Seele geweiht, und weil es daher zum Verständnis der Notwendigkeit des Schrittes dient, den ich jetzt gethan habe. Ein anderer hätte eben vielleicht anders gehandelt — ich konnte nicht. Ich mußte diese Selbstverstümmelung vornehmen, um mich weiterhin noch achten zu können. Ich habe nur die Konsequenzen meiner Anschauung gezogen."

Wieder blieb Rechtsanwalt Wehner einen Augenblick vor dem Marmortischchen stehen und schenkte sich ein Glas Wein ein, das er zur Hälfte leer trank, ehe er seine langsame Wanderung durchs Zimmer wieder aufnahm.

„Sie erinnern sich an den Wildschen Mordprozeß," fing er dann an, „nicht wahr? Er hat ja immenses Aufsehen gemacht, trotzdem unsere ‚Saison' diesmal an Sensationen nicht arm war. Und ich bin kaum je so beneidet worden als diesmal von den Special-Kollegen um die Verteidigung in einer solchen cause célèbre, kaum je so beglückwünscht als nach meinem ‚Erfolge' darin — einem mit so fieberhafter Spannung in weitesten Kreisen erwarteten und doch nicht für möglich gehaltenen Erfolg. Ich selbst hatte mich zu dieser Verteidigung weniger gedrängt als je zu einer. Es war so etwas wie eine Vorahnung in mir, als ob mir Unheil daraus erwachsen könnte. Ich bin nicht abergläubisch, aber als der Brief von dieser Frau Christiane Wild an mich gelangte, ich möchte doch ihre Verteidigung vor dem Schwurgericht übernehmen — ein Brief, der die ganze Person so widerspiegelte, wie ich nie etwas Ähnliches erfahren habe von einem Brief, — das konnt ich natürlich erst später feststellen, — da war mir's unheimlich, da warnte mich etwas: thu's nicht, laß dich mit der nicht ein, die ist aalglatt, die weiß dir was abzuschmeicheln, was dir nachher leid thun wird, gegeben zu haben! Aber natürlich: ich lachte mich selber aus. Nun erst recht. Hast ja doch deine zwei gesunden Augen im Kopf, die schon manches gesehen haben, sagt ich mir, und auf deinen Kopf kannst du dich ja auch einigermaßen verlassen, der ist klar und kühl. Und schließlich giebt's doch auch hier nur zwei Möglichkeiten: entweder gewinnst du die Überzeugung von ihrer Schuld — dann bringt keine Macht der Erde dich dazu, einen Finger für sie zu rühren, — oder von ihrer Unschuld, und dann wärst du dir selber untreu und ein Feigling überdies, wenn du nicht Himmel und Hölle in Bewegung setztest, um diese Unschuld an den Tag zu bringen. Also vorwärts! Und ich ging zu ihr, ins Gefängnis, in die Zelle, wo die Untersuchungsgefangenen sitzen, auf denen der Verdacht der Blutschuld ruht. Und gerade weil ich aus ihrem Brief ein so thörichtes Vorurteil gefaßt hatte, dessen ich mich selber schämte, nahm ich mir vor, der Schreiberin gegenüber besonders mild zu sein. Sie erinnern sich vielleicht nicht mehr genau, wie die Sache lag. Ich will Ihnen deshalb kurz den Thatbestand erzählen, welcher der Anklage zu Grunde lag. Der Fabrikbesitzer Leopold Wild draußen in Schwachow war ermordet worden. Man hatte ihn eines Morgens in der Fabrik vermißt, die er immer um sechs Uhr früh persönlich besuchte, um seine Inspektoren mit den nötigen Weisungen zu versehen, wenn die Arbeit begann. Man hatte in seine Wohnung nach ihm ge-

schickt, um dort zu erfahren, daß er gar nicht nach Hause gekommen, sondern die Nacht auswärts geblieben sei; abends war er, wie alle wußten, in Berlin gewesen. Erst als er bis Mittag weder heimkam noch irgend eine Nachricht von ihm eintraf, hatte man Verdacht geschöpft und die Behörden benachrichtigt. Die sofort angestellten Recherchen förderten das überraschende und zugleich grauenvolle Ergebnis an den Tag, daß Leopold Wild in seinem eigenen Park tot am Boden lag. Und zwar fand man ihn — längst starr und kalt — in einem Graben, der zur jeweiligen Entwässerung eines weiter oben gelegenen Karpfenteichs diente, jetzt aber trocken war, er lag auf dem Gesicht. Man nahm zuerst einen Unglücksfall an. Leopold Wild war vermutlich spät abends aus Berlin zurückgekommen, hatte von der Station her, wie er pflegte, den kürzesten Weg zwischen den Feldern auf seinen Park zu genommen und diesen durch eine kleine Seitenpforte, zu der nur er den Schlüssel besaß, betreten, um so an die Rückseite seines Wohnhauses zu gelangen, wo er wiederum durch eine Hinterthür eintreten konnte, ohne daß man drinnen wußte, ob und wann er zurückkam. Gewartet hatte ohnehin seiner Weisung gemäß niemand auf ihn, alle Welt war zu Bett gewesen. Nun konnte er in der mondlosen Nacht beim Überschreiten der schmalen Holzbrücke, die den Graben überspannte, gestolpert und so unglücklich drunten mit der Stirn auf einen der Steine, die den Grund des Grabens ausfüllten, aufgeschlagen sein, daß sofortiger Tod bei ihm eingetreten war. Übrigens hätte man auch sein etwaiges Hilferufen von der Unglücksstätte her im Hause unmöglich vernehmen können. Unter Umständen war er auch angetrunken gewesen oder ein Schwindel konnte ihn befallen haben, wenn nicht gar überhaupt ein Schlagfluß die Ursache seines Todes war. Kurz: kein Mensch glaubte zunächst an ein Verbrechen, zumal man Uhr, Börse und Ringe bei dem Toten vorfand und die Wahrscheinlichkeit, daß sich ein Mörder in den wohlumzäunten und wohlverwahrten Park eingeschlichen haben sollte, äußerst gering war. Der auf dem Fabrikhof nebenan stationierte Wächter hatte den im Park nachts frei umherstreifenden Hund nicht ein einziges Mal anschlagen hören.

Die gerichtliche Obduktion der Leiche, zu der unverzüglich geschritten wurde, ergab dann aber zu allgemeinem Entsetzen, daß ein Mord vorlag. Die stark klaffende Stirnwunde rührte allerdings von dem Sturz in den Graben her, hatte jedoch den Tod nicht herbeigeführt, vielmehr einigten sich die Gerichtsärzte dahin, daß der Herabgeworfene oder Herabgefallene schon tot gewesen sei. Als Todesursache wurde ein Stich ins Herz festgestellt, der von einem spitzen Messer, etwa einem schwedischen Dolch, herrührte und unmittelbar den Tod herbeigeführt hatte. War dieser Stoß auf der Brücke oder am Rande des Grabens geführt worden, so erklärte sich der Sturz des Ermordeten leicht. Wer aber war der Thäter, der hier in der Nachtstille so sicher und geräuschlos sein grauenvolles Handwerk ausgeübt hatte? Man stand vor einem Rätsel. Gerade weil nur ein Racheakt vorliegen konnte, tappte man fortgesetzt im Dunklen. An Anzeichen, die auf den Thäter hätten hinleiten können, fehlte es so gut wie ganz. Ein Kampf zwischen ihm und seinem Opfer schien nicht stattgefunden zu haben, Fußspuren im Park waren nirgends zu entdecken, der harte, trockene Boden der Parkwege ließ solche freilich auch kaum zurück. Ich will Sie mit den Einzelheiten, mit allen Irrungen und Enttäuschungen der Voruntersuchung nicht weiter aufhalten. Sie hielten alle Welt lange in Atem. Man kam endlich zu dem Schluß, daß der Mörder sich nur im Hause des Ermordeten selber habe befinden können. Weshalb die langjährigen, treuen Diener ihrem Herrn aber hätten nach dem Leben trachten sollen, blieb unerklärbar. Außer ihm selber hatte nur noch seine Schwägerin, Frau Christiane Wild, im Hause gewohnt. Die junge Witwe war, als Leopold Wild seine Frau verloren hatte — im ersten Wochenbett, auch das Kind war gestorben — zu ihm gezogen, um seinem Haushalt vorzustehen, und allgemein hatte man angenommen, daß die beiden früh Verwitweten sich heiraten würden, wunderte sich sogar, daß dies so lange auf sich warten ließ. Es wurde nun festgestellt, daß es in der That Leopold Wilds Absicht gewesen war, seine

Schwägerin zu heiraten, daß er aber in neuester Zeit plötzlich wieder davon abgekommen war, ja, schon eine andere Wahl getroffen hatte. Zum Besuch in der Familie des Mädchens, mit dem er in den nächsten Tagen seine Verlobung feiern wollte, war er am Vorabend seiner Ermordung in Berlin gewesen. Ob er von seinem ursprünglichen Plan zurückgekommen war, weil jene andere seine Neigung gefesselt hatte, oder ob derselbe schon vorher von ihm aufgegeben worden war, und er erst dann nach einer zweiten Frau Umschau gehalten hatte, darüber war keine rechte Klarheit zu gewinnen. Frau Christiane Wild behauptete dies zweite und wollte selber ihm nach allerlei unerquicklichen Scenen, die zwischen ihnen vorgefallen waren und von denen auch die Dienstboten zu berichten wußten, erklärt haben, daß sie nun und nimmer seine Frau werden könne. Sie hätten eben nicht zueinander gepaßt.

Der Verdacht, selber die Mörderin ihres Schwagers zu sein, fiel aus folgenden Gründen auf sie: Es befremdete stark, daß sie im Hause ihres Schwagers geblieben war, trotzdem jene häßlichen Auftritte vorgefallen waren, bei denen man Leopold Wild bis in die Küche hinaus hatte im Salon ihr zuschreien hören: ‚Geh! Geh lieber heute als morgen! Ehe du nicht fort bist, giebt's keinen Frieden hier im Hause.‘ Sie war nicht gegangen. Sie selber besaß nichts als eine bescheidene Witwenpension, während Leopold Wild sich in den glänzendsten Verhältnissen befand, in denen sie sich nun seit Jahr und Tag behaglich eingelebt hatte und aus denen zu scheiden ihr schwer werden mußte, zumal sie lange genug hatte denken können, daß sie niemals daraus werde scheiden müssen. Leopold Wild hatte seiner Verlobten, wie durch deren eidliches Zeugnis erwiesen wurde, erzählt, daß seine Schwägerin unheimlich eifersüchtig sei und daß er froh sein werde, wenn sie nur erst fort sei, es gäbe sonst noch ein Unglück. Die Aussagen dieses Mädchens belasteten Frau Christiane Wild überhaupt am schwersten, während die Dienstboten aus einer gewissen Zurückhaltung kaum herauszulocken waren. Es ergab sich durch die ersteren unter anderem auch, daß Frau Christiane eines Abends dem vom Besuch seiner Verlobten heimkehrenden Schwager im Park aufgelauert und ihn dort in den leidenschaftlichsten Ausdrücken über seine an ihr begangene Treulosigkeit zur Rede gestellt hatte. ‚Hätte bloß noch gefehlt, daß sie mir Vitriol ins Gesicht goß,‘ hatte Leopold Wild lachend zu seiner Verlobten gesagt. Nach der Anschauung dieser letzteren war von einem Verzicht Frau Christianes auf ihren Schwager überhaupt keine Rede, vielmehr habe dieselbe noch fortdauernd geglaubt, er werde sich wieder für sie entscheiden, und Leopold Wild hatte die offizielle Verlobung nur aufgeschoben, weil er vorher gern seine Schwägerin erst aus dem Hause haben wollte. Zu guter Letzt wirkte als starkes Belastungsmoment, daß der Wächterhund, der sonst Nachts den Park durchstreifte, in der Mordnacht im Hause eingeschlossen gewesen war und daß Frau Christiane, die noch abends einen Gang durch den Park gemacht hatte, nachweislich — übrigens auch zugestandenermaßen — selber die Hausthür von innen verschlossen hatte. Freilich hatte sie das oft gethan, da sie oft noch in den Park gegangen war, wenn die Dienerschaft sich schon zur Ruhe gelegt hatte, und daß sie den Hund nicht herausgelassen, konnte ein Versehen sein — war nach ihrer Versicherung nichts als ein Versehen.

So standen die Dinge, als man schließlich zu ihrer Verhaftung geschritten war. Sie selbst leugnete die That nicht nur, sondern wies sie auch mit Entrüstung von sich. Trotzdem glaubte jetzt alle Welt an ihre Schuld. Selbst die Diener des Wildschen Hauses, die durch die Anwesenheit der Frau, welche so lange im Hause als Herrin — und als strenge Herrin — geschaltet hatte, immer eingeschüchtert gewesen waren, wurden infolge des entscheidenden Schrittes, den das Gericht unternommen hatte, nun kühner und erklärten, daß sie vom ersten Augenblick an Frau Christiane für die Mörderin gehalten hätten, obgleich ihnen Beweise dafür ja nicht zur Seite ständen. Die öffentliche Meinung gab dem Gericht also recht, und die Anklage wurde erhoben. In dieser kritischen Lage befand sich Frau Christiane Wild, als sie meine Hilfe erbat.

Ich verschaffte mir Einlaß zu ihr, um zunächst durch eine Unterredung mit ihr jenen

Eindruck zu gewinnen, der für mich maßgebend darin sein sollte, ob ich die Verteidigung übernehmen konnte oder ablehnen mußte. Ich habe das nie anders gemacht. Aus den Untersuchungsakten, in die ich an Gerichtsstelle Einblick genommen, hatte ich keine Klarheit darüber schöpfen können; durch die Fülle der Indicienbeweise ließ ich mich ebensowenig beeinflussen, wie durch die vox populi, die niemals für mich vox dei gewesen ist. Als ich die Detentionszelle betrat, war ich betroffen. Ich hatte nicht gewußt, daß Frau Christiane Wild so schön — daß sie überhaupt schön war; in den Akten war davon nicht die Rede gewesen. Ich besitze keine übergroße Empfänglichkeit weiblicher Schönheit gegenüber, aber der Anblick dieser in Trauer und Verzweiflung aufgelösten Frau mit dem herrlichsten Blondhaar, das ich je gesehen, und einem Madonnenantlitz mit braunen Kinderaugen und weichem, leidenschaftlich zuckendem Mund ergriff mich doch stark. Ich hatte sie mir ganz, ganz anders vorgestellt. Diese schlanke, geschmeidige Gestalt im eng anschließenden Trauerkleid, mit den verweinten Augen, den blassen, abgehärmten Zügen und den schmalen, nervösen Händen sah nicht aus wie eine Verbrecherin — wie eine Mörderin. Aber ich ließ mich durch diesen ersten Eindruck nicht bestechen, ich zwang mich zur Ruhe, ich wollte prüfen. Der wilde Ausbruch des Schmerzes, mit dem sie sich nun mir entgegenwarf, kühlte mich sogar ab; es war etwas Theatralisches darin, das mir nicht gefiel. Überhaupt störte mich bald bei ihr ein Mangel an Natürlichkeit, etwas Unfreies, Gewolltes und Posiertes, was mir fatal war. Ich hatte alle Mühe, in meine Empfindungen einige Ordnung zu bringen, denn sie waren sehr widerstreitender Art. Anfangs ließ ich die Gefangene selber sprechen, ohne sie auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Aber da kamen nur Klagen, jammernde Klagen und immer wieder Klagen, daß sie unschuldig sei, ganz unschuldig, und nun hingerichtet werden würde, wenn ich sie nicht rettete. Keiner in der ganzen Welt könne sie mehr retten als ich, alle hätten sich gegen sie verschworen, alle wollten sie verderben. Sie aber sei jung und wolle leben, und ihr Gewissen sei rein, und für die unerhörte Schmach, die man ihr jetzt anthue, gäbe es nicht einmal eine Sühne. Auf diese Art kamen wir nicht weiter. Ich begann also zu fragen, ich inquirierte sie, ich suchte sie in die Enge zu treiben. Trotzdem ich mir vorgenommen hatte, mild zu ihr zu sein, ging ich nun doch ziemlich brüsk vor. Der Jurist war in mir mächtig geworden. Und ich wollte der Wahrheit auf die Spur kommen. Ich redete ihr gut zu, mir alles zu sagen, die volle, ungeschminkte Wahrheit; ich versprach ihr, sie nicht zu verraten, wenn sie es thue; ich erklärte ihr, sie nicht verteidigen zu wollen, wenn sie damit hinter dem Berge halte. Alles umsonst. Sie blieb dabei: ich bin unschuldig! Sie hatte nichts als Thränen, Empörung, Anklagen für mich. Für diesmal ging ich. Ich war ratlos — eigentlich zum erstenmal in meiner langen Verteidigerpraxis, denn immer sonst war ich mir schon nach der ersten Unterredung klar darüber gewesen, ob ich die Verteidigung übernehmen solle — nach meinen Grundsätzen übernehmen d ü r f e — oder nicht. Hier wogte alles chaotisch in mir durcheinander.

Ich hatte eine sehr schlechte Nacht. Wie oft war mir das Schicksal derer, mit denen ich in nähere Berührung gekommen, weil sie von mir hatten verteidigt werden wollen, weil sie mir gebeichtet hatten, was außer mir kein lebender Mensch wußte, weil sie mich menschlich rührten, während ich doch als Hüter des Rechts wünschen mußte, daß sie die ausgleichende Strafe ereilte — wie oft war mir ihrer aller Schicksal in Schlaf und Traum nachgegangen oder hatte mich in bangem Grübeln und ernsten Kämpfen bis zum Morgen wach gehalten! Diesmal war es ganz anders. Ich dachte mehr an die Frau selber als an das Verbrechen, dessen man sie bezichtigte. Ich hatte instinktmäßig den Wunsch, jede weitere Begegnung mit ihr zu meiden — ähnlich, wie schon nach ihrem Brief. Ich war nie meiner selbst so wenig sicher gewesen, und ich grollte mir um deswillen, ich fühlte mich erniedrigt, ich hätte diese Frau hassen können. Mehrmals suchte ich mich dadurch zu beruhigen, daß ich mir sagte: du wirst diese Verteidigung ablehnen. Und ich bildete mir ein, an ihre Schuld fest zu glauben, um zu die-

ser Ablehnung berechtigt, ja, gezwungen zu sein. Ich glaubte auch in manchen Momenten wirklich daran — ganz fest sogar. Wenn nur nicht sie selber gewesen wäre — wenn nur nicht ihre eigene verführerische Erscheinung, diese Verkörperung des leidenschaftlichsten Schmerzes und der wildesten Verzweiflung, sich in all meine Meditationen, in all meine Entschlüsse eingemischt hätte, sie verwirrend und ummodelnd!

Ich vertiefte mich am nächsten Morgen abermals in die Untersuchungsakten, ich wollte die Überzeugung daraus gewinnen, daß ich diese Frau nicht verteidigen dürfe. Dann ging ich zu ihr, um es ihr zu sagen. Aber als ich bei ihr war, konnte ich's nicht. Das regte mich so auf, brachte mich in solche Wut gegen mich selbst — mich, sonst den ruhigsten und besonnensten Menschen — Sie werden mir das zugeben, Dillmann! —, daß ich vor mir erschrak. Ich hatte mich also mit einemmal nicht mehr in der Gewalt, ich kannte mich nicht mehr! Und in dieser Stimmung sagte ich ihr's auf den Kopf zu, sie sei die Mörderin und keine andere als sie. Es war brutal, es war ganz gegen meine sonstige Art, aber ich wollte, mußte zum Ziel, zur Klarheit kommen. Ich blickte sie drohend an und als wüßte ich alles. Doch sie ließ sich nicht einschüchtern, sie verfärbte sich nicht einmal. Selbst ihre Thränen schienen unter meinem rohen Ausbruch zu versiegen, und sie zuckte nur halb mitleidig, halb verächtlich die Schultern. Dann sah sie mich von der Seite her mit einem Blick an — Ich schämte mich unter diesem Blick, Dillmann — ich glaube, ich habe mich noch nie so geschämt in meinem ganzen Leben. Und endlich sagte sie, ganz kühl klang es: ‚Dann muß ich natürlich einen anderen Verteidiger nehmen.‘ Das brachte mich wieder zu mir. ‚Sie haben es also wirklich nicht gethan?‘ fragte ich und hielt ihr noch einmal alle die Indicien vor, die gegen sie sprachen. Vortrefflich griffen sie ineinander; es wurde eine Kette daraus, die sie erdrücken mußte. Aber sie schien gar nicht dadurch berührt zu werden. Nur in stummer Qual blickte sie jetzt vor sich nieder, und als sie ihre Augen dann mir wieder zuwandte, lag so viel angstvolles Flehen darin, daß ich wider Willen weich wurde. ‚Wer kann denn also der Mörder sein?‘ fragte ich sie, ‚wen beargwöhnen Sie selber?‘ Sie schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln. Ihre Augen blieben an mir haften, leise begann sie zu schluchzen. ‚Ich habe ihn ja gar nicht geliebt,‘ sagte sie, die blassen Finger ineinander verschränkend und gegeneinander reibend, ‚weshalb hätt ich ihn denn also hassen und töten sollen? Er hat mich geliebt und mich gewollt. Eine Zeit lang dacht ich, ich müßte ihn erhören, denn ich hatte solch Grauen vor dem Alleinsein und vor der Armut. Ja, vor der auch, sonst wär ich gar nicht bei ihm geblieben. Denn ich sah bald genug, daß wir zwei nicht zueinander gehörten, und zuletzt sagt ich's ihm auch, ich konnte nicht anders, ich hatt einen Widerwillen gegen ihn. Dann hat er sich rasch mit einer anderen verlobt — aber bloß heimlich —, weil er dachte, das würde mich zur Besinnung bringen, das würde mich schrecken, wenn er nun Ernst machen wollte und ich aus dem Hause müßte. Weiter hatte diese Heimlichkeit doch keinen Sinn. Es war bloß ein Experiment. Und seiner Braut hat er dann vorgelogen, ich sei so eifersüchtig, daß er mich schonen müsse, und er fürchte sich geradezu vor mir. Bloß um diese unsinnige Heimlichkeit zu motivieren! Wenn Sie ihn gekannt hätten — was für ein starker, robuster Mann er war! Und sich vor mir dann fürchten! Daß man so etwas glaubt! Wer ihn getötet hat — wie kann ich das wissen? Ich glaube: er hatte manche Feinde. Ein Fabrikherr ist immer allerlei Rachegelüsten ausgesetzt — von entlassenen Arbeitern und Beamten — was weiß ich? Und nachsichtig war er wohl kaum. Aber man hat ja in dieser Richtung gar nicht nachgeforscht. Ich sollt es durchaus gewesen sein, von vornherein ich. Bloß weil ich vergessen habe, an jenem Abend den Hund herauszulassen. Als ob ich nicht an anderes zu denken gehabt hätte als an das!‘

In dieser Art redete sie noch eine geraume Weile weiter zu mir, es klang alles beinahe kindlich — ich kann's nicht anders bezeichnen. Mit einemmal kam sie mir unschuldig vor, mit einemmal begriff ich gar nicht mehr, daß ich an ihre Schuld hatte glauben können. Wie sie es so sagte, war alles ganz

natürlich, ganz schlicht und selbstverständlich. Und ihre Angst vor dem Alleinbleiben und vor der Armut gab sie ganz rückhaltlos zu, auch daß sie um deswillen dem Liebeswerben des reichen Schwagers hatte nachgeben wollen, bis sie eingesehen, daß es nicht ging. Ich fand mit einemmal die Voruntersuchung unverantwortlich lässig, einseitig, nach einer vorgefaßten Meinung geführt. Ich begeisterte mich plötzlich für diese Verteidigung. Sicherlich: alles war genau so gewesen, wie sie es sagte. Leopold Wild hatte sie durch seine Schein-Verlobung nur anderen Sinnes machen, nur einschüchtern wollen. Und sie selbst hatte gar keinen Nutzen von seinem Tode, sie beerbte ihn nicht einmal. Die That mußte von einem anderen begangen sein. Aber diesen anderen zu suchen, war nicht meine Aufgabe. Meine Aufgabe war, diese Unschuldige vor einem Justizmord zu bewahren, der an ihr begangen werden sollte. Und das wollt ich.

Frau Christiane Wild war klug genug — trotz ihrer Schmerzversunkenheit —, zu bemerken, wie es um mich stand. Und sie wollte noch Öl ins Feuer gießen, um ihrer Sache ganz sicher zu sein. Sie sah mich mit einem verschämt-koketten Lächeln an. ‚Herr Rechtsanwalt,‘ sagte sie, ‚seh ich eigentlich überhaupt aus wie eine, die verschmäht wird? Weshalb glaubt man denn durchaus, daß er mich verschmäht hat und nicht ich ihn, wie es doch in Wirklichkeit war? Ich verstehe das gar nicht. Bloß weil ich arm bin und er reich war? Aber ich habe dafür doch etwas anderes gehabt‘ — wieder dies Lächeln, diesmal noch siegesgewisser — ‚und er war ein Mann wie Tausende, kein Zoll breit überm Durchschnitt. Das wird Ihnen jeder bestätigen. Häßliche Scenen zwischen uns beiden haben die Dienstboten belauscht. Ja, die geb ich ja zu. Aber die rührten davon her, daß er immer aufs neue in mich drang, ihn zu erhören, und Wutanfälle hatte, wenn ich mich weigerte, ihn nach wie vor ausschlug. Er war so gar nicht daran gewöhnt, daß man ihm widersprach, ihm Widerstand leistete. Er schaltete ja wie ein kleiner König. Und die Dienstboten sind mir natürlich nicht sonderlich gewogen. Ich sah ihnen immer scharf auf die Finger, und unter meiner ewig kränkelnden Schwägerin und dem stets beschäftigten, selten im Hause befindlichen Schwager hatten sie es viel angenehmer gehabt. Ich möchte auch wohl wissen, wie ich hätte zu einem Dolchmesser kommen sollen. Und woher ich hätte den Mut nehmen sollen, ganz allein in stockfinsterer Nacht diesem starken, mir dreimal an Kraft überlegenen Mann aufzulauern und entgegenzutreten. Woher die Sicherheit und das Geschick, ihn mit einem einzigen, wohlgezielten Stoß tödlich zu treffen. Das alles ist doch so widersinnig, so unmöglich, daß man darüber lachen könnte, wenn es nicht so entsetzlich zugleich wäre. Ich habe es dem Untersuchungsrichter auch vorgestellt. Aber der Mörder war ja nicht aufzuspüren, und ungesühnt konnte das Verbrechen doch nicht bleiben, das hätte ein zu schlechtes Licht auf die Justizpflege geworfen; also mußte ich die Mörderin sein. Gegen mich war doch irgend etwas wenigstens vorzubringen, gegen die anderen nichts; und wenn das alles auch der gesunden Vernunft widerstreitet — ‚es rast der See und will sein Opfer haben.‘

Ich glaube, ich habe Ihnen ihre Worte ziemlich genau wiedergegeben, denn sie haben sich mir unverlöschbar in die Seele geprägt. Der Ausdruck freilich — die Augen, mit denen sie mich dabei ansah — nein, die lassen sich nicht beschreiben und nicht zurückrufen. Und lauter als alles andere klang in meiner Seele noch die Frage wieder, die sie mir unter einem so schmerzlich-gefallsüchtigen Lächeln zugerufen hatte: ‚Herr Rechtsanwalt, sehe ich überhaupt aus wie eine, die verschmäht wird?‘ Nein, wahrhaftig, sie sah nicht so aus, sie durfte schon so fragen. Und aus dieser einen Frage wurde mir plötzlich der Widersinn der gegen sie erhobenen Anklage so deutlich, daß es all ihrer weiteren Worte gar nicht mehr bedurft hätte, um mich zu überzeugen. Ich war bereit, alles daranzusetzen, um diese Unschuldige, gegen die sich die ganze Welt verschworen zu haben schien, um sie zu verderben, aus ihren schmachvollen Banden zu befreien. Ich fühlte auch die Kraft dazu in mir. Völlig umgestimmt, völlig verwandelt verließ ich sie diesmal, einen Eindruck in der Seele, wie ich ihn noch nie vom Besuch in einer Detentionszelle mit mir davongetragen. Es stürmte

in mir, ich fühlte mich plötzlich merkwürdig jung — trotz meiner achtundvierzig —, es war ein Gefühl des Schwellens und des Gehobenseins in mir, wie ich es niemals früher gekannt.

Ich habe sehr selten Frauen zu Klienten gehabt. Es heißt ja, daß sie viel weniger Verbrechen begehen als die Männer, aber dann viel grausamere, viel raffiniertere. Ich habe mich nie viel um die Kriminalstatistik gekümmert, mir hat nur immer der Einzelfall gegolten. Und die Frauen haben nie besonderes Zutrauen zu mir gehabt, ich galt als eine Art von Weiberhasser; man versprach sich nichts von mir, man glaubte mich in meiner catonischen Sittenstrenge und Rechtlichkeit völlig unempfänglich gegen alle weiblichen Verführungskünste. Vielleicht hatte man mich nur um deswillen noch niemals vorher in Versuchung geführt, vielleicht fürchtete ich selber um deswillen keine Schlingen und keine Gefahren.

Die Zeit bis zum Verhandlungstag gegen Frau Christiane war kurz. Man hatte die Sache noch in die schon anberaumte Schwurgerichtsperiode mit eingeschoben, um die Untersuchungshaft nicht zu weit auszudehnen. Das öffentliche Rechtsbewußtsein verlangte überdies dringend nach Sühne für eine so ungeheuerliche That. Kein Mensch glaubte an die Unschuld der Angeklagten. Ich überzeugte mich davon, ohne herumzuhorchen, oder gar mich mit meiner neu gewonnenen Überzeugung, meinen Plänen und Hoffnungen zu brüsten. Justizrat Dehrenthal, der anfangs ex officio die Verteidigung Frau Christianes hatte führen sollen, sagte mir, als er gehört hatte, ich sei's, der ihn ablöste: ‚Diesmal müssen Sie sich schon auf ein Fiasko gefaßt machen, Kollege. Und Gott sei Dank, füge ich hinzu. Ich habe mich sehr gewundert, daß Sie die Sache übernommen haben. Nicht bloß, weil sie aussichtslos ist, sondern weil man keine Ehre damit einlegen kann. Ich bin froh, daß ich sie los bin.‘ Ich sagte mir, daß nur die Mißgunst so aus ihm rede, daß es ihn verdrossen habe, diese Verteidigung abgeben zu müssen, durch die er hätte Aufsehen erregen können. Nur war er keiner von denen, die ein Geschäft aus dem nobile officium ihres Berufs machen und ohne sich um die Sache selbst weiter zu kümmern, nur dem anderen den Ruhm nicht gönnen, der ihnen selbst entschlüpft ist. Deshalb machte es mich doch stutzig. Aber ich fragte nicht weiter, sondern ging, wie sonst, meinen eigenen Weg. Ich mußte die kurze Spanne Zeit nützen, die mir blieb.

Ich that das in meiner Art und mit fieberhafter Geschäftigkeit. Es war mir selber ein bißchen unheimlich, wie leidenschaftlich ich meine Nachforschungen betrieb. Das war sonst nicht der Fall gewesen, und doch hatte manchmal schon ein Menschenleben dabei auf dem Spiel gestanden. Immer war ich klar und ruhig, mit kühlem Blick zu Werke gegangen — um so klarer und kühler, je wichtiger und je schwieriger die Sache war, um die es sich handelte. Diesmal war ich in wilder Erregung, die meinen Blick zu trüben, meine Urteilskraft zu schwächen drohte. Ich wollte neue Beweise für die Unschuld Frau Christianes finden, ich wollte die Spuren des wirklichen Mörders entdecken. Es war etwas in meinem rastlosen Thun, als müßt ich mir trotz allem noch erst die Berechtigung verschaffen zu dem Plaidoyer auf Freisprechung, das ich vorhatte. Und das war instinktiv, ich machte mir's gar nicht klar, ich erschrak vielmehr darüber. Ich ging den Fußstapfen des Untersuchungsrichters nach, die ganzen Tage verbrachte ich draußen in Schwachow. Ich inspizierte den Thatort aufs genaueste, auch bei Nacht; ich malte mir die Scene aus, wie sie nach dem Wortlaut der Anklage sich abgespielt haben sollte, ich erwog tausend andere Möglichkeiten. Obgleich ich keinerlei Recht dazu hatte, nahm ich die Dienerschaft, nahm ich verschiedene Fabrikaufseher und Arbeiter ins Verhör. Sie gaben mir bereitwillig Auskunft. Ich horchte überall herum, ich forschte nach dem Leumund des Toten und dem der Angeklagten, ich stöberte in der ganzen Atmosphäre des Thatorts nach irgend einem Anhalt für einen neuen Verdacht umher. Alles vergeblich. Ich fand nichts. Ich mußte eingestehen, daß die Untersuchung sehr umsichtig geführt war, daß sie kein Moment unberücksichtigt gelassen hatte, das in Frage kommen konnte. Alle Welt dort in der Gegend glaubte an die Thäterschaft meiner Klientin. Selbst wo man das nicht aus-

sprach — und man scheute sich in den meisten Fällen, es auszusprechen —, war es den Andeutungen, den Mienen, den Blicken der Leute zu entnehmen. Überall grinste mir die Überzeugung von der Schuld dieser Frau entgegen, die ich rein und makellos sehen wollte wie eine Märtyrerin — die in meinen eigenen Augen so dastand. Es war ein wilder Schmerz, den ich dabei empfand, und dieser Schmerz traf nicht den Verteidiger allein, der sich in eine bestimmte Überzeugung hineingebohrt hatte und diese mit der Überzeugung der Allgemeinheit nun gern hätte im Einklang stehen sehen, sondern auch den Mann — und den Mann vielleicht noch härter. Ich begriff nicht, daß nicht alle mit meinen Augen sahen, daß nicht alle diese Schuld, die man da einer unglücklichen Frau aufbürden wollte, ebenso widersinnig und unmöglich fanden wie ich selbst. Sie schien nirgends Sympathien zu besitzen — bei einer so schönen Frau geradezu unfaßlich. Eher fürchtete man sich vor ihr. Freunde hatte sie nicht, man hielt sie für falsch und gefährlich. Der alte Diener des Ermordeten sagte mir geradezu: ‚Nehmen Sie sich doch bloß vor der in acht, Herr Rechtsanwalt, die versteht den Engel zu spielen, aber sie hat drei Teufel im Leib.‘ Ein fast fanatischer Haß gegen die, welche die Herrin hier im Hause gespielt hatte, lohte aus seinen Worten. Es that mir weh. Ich suchte ihm klar zu machen, daß die That unmöglich von einer Frau — und von einer doch keineswegs starken Frau, wie Frau Christiane — verübt sein könne, die weder einen kräftigen Mann mit einem Stoß niederzustechen im stande sei, noch überhaupt mit Waffen umzugehen wisse und nie ein Dolchmesser in der Hand gehabt habe. Er sah mich beinahe mitleidig an, als ob er sagen wollte: ‚Du hast dich ja schon gehörig betölpeln lassen.‘ Und dann ging er lächelnd — was das für ein Lächeln war! — mit mir an die Brücke über dem Graben im Park. ‚Der Herr war von einem Gelenkrheumatismus her nicht ganz sicher auf den Beinen,‘ sagte er mir dort. ‚Wenn da nun ein Stein auf die Brücke gelegt wurde, den er in der Nacht nicht sah, mußte er unfehlbar stolpern und niederstürzen — kurzsichtig war er ja auch. Wenn man ihm in diesem Augenblick, wo er ganz hilflos war, nun ein scharfes Messer zwischen die Rippen stieß — warum hätte das eine Frau nicht gekonnt? Ein Kind hätt es können — rollte er lautlos dort hinab, das ist klar. Es war eine schwüle Nacht damals. Der Herr hatte den Überrock nur umgehängt, Rock und Weste offen — da brauchte es nicht viel Kraft, um zuzustoßen. Und die wußte mit dem Tranchiermesser umzugehen, das können Sie mir glauben. Ob sie einen Dolch gehabt hat? Ich weiß nicht. Aber ich denke mir, wenn man den Karpfenteich erst einmal wieder abläßt, da findet sich gewiß etwas dergleichen, denn bei ihr hat man nichts gefunden.‘

Er machte mir mit Zeichen und Gebärden die ganze Mordscene, wie sie sich in zwei Minuten auf der Brücke abgespielt haben konnte, so anschaulich klar, daß ich erschrak. Etwas Widersinniges lag so in der That nicht mehr in der Annahme, eine Frau könne den Mord begangen haben. Aber weshalb zeugte das für ihre Schuld? Sie war unschuldig. Wenn dieser alte Diener dort, der mich jetzt triumphierend anschaute, so genau wußte, wie die That geschehen war — vielleicht hatte er selber sie verübt. Sein Haß gegen Frau Christiane hatte etwas Diabolisches für mich. Ich war so wild aufgebracht darüber, daß er mir das Mißtrauen aufs neue in die Seele pflanzte und mich nun sogar mit bestimmten Vorstellungen erfüllen wollte, die sich kaum würden wieder vergessen lassen, daß ich es ihm zuschrie: ‚Geben Sie acht! Sie machen sich selber verdächtig, wenn Sie alles gar so genau wissen, wie es sich zutrug.‘ Daraufhin sah er mich nur wieder mitleidig von der Seite an und sagte kein Wort. Es war auch später nichts mehr aus ihm herauszubringen, obgleich ich ihn wieder zu versöhnen suchte und eine mildere Tonart gegen ihn anschlug. Es machte mir den Eindruck, als habe er mich aufgegeben. Er grollte mir nicht, aber er hielt mich nicht mehr für zurechnungsfähig, ich war für ihn an diese Teufelin offenbar verloren. Unter solchen letzten Eindrücken kam ich aus Schwachow zurück.

Ich hatte die Empfindung, daß Frau Christiane mir bei meinem dritten Besuch, der zugleich der letzte vor dem Verhandlungstage sein sollte, mit besonders angstvoller Span-

nung entgegenblickte. Wußte sie doch, daß ich in Schwachow gewesen war und daß dort niemand ihr wohlwollte. Bei der leisesten Andeutung meinerseits, daß ich ihre Verteidigung am liebsten doch in andere Hände legen würde, brach sie aus: ‚Dann bin ich verloren!‘ Und ein so leidenschaftlicher Fußfall folgte diesen Worten, daß ich wieder besiegt worden wäre, wär es mir überhaupt mit solcher Fahnenflucht in zwölfter Stunde noch Ernst gewesen. Das war's aber nicht. Nur lebten nach wie vor widerstreitende, unklare Gefühle in mir, die mich ängstigten und peinigten — eben weil ich sie nicht gewohnt war. Zweifel hatt ich nie gekannt, Zweifel war für mich stets ein Ablehnungsgrund gewesen. Und wenn ich bei Frau Christiane war, wenn ich sie sah und hörte, hatt ich ihn auch nicht. Aber draußen überfiel er mich wie ein Wegelagerer. Ich gelobte ihr nochmals, daß ich sie verteidigen würde. Und sie sah mich darauf mit einem Blick an, in dem eine Welt von Verheißungen lag. Es stieg mir siedig vom Herzen darunter zum Kopf empor — ich hatte noch nie den Blick einer Frau so auf mir haften gesehen. Dann wollte sie meine Hände küssen, aber das duldete ich nicht. Ich hielt ihre Hände fest, wir rangen förmlich miteinander. ‚Lassen Sie mich! Lassen Sie mich doch!‘ rief sie. Ihr Leib drängte sich an den meinen, ich atmete und empfand ihre wollüstige Nähe. Es war nur ein Augenblick, aber ich war wie berauscht. Ich drückte meine Lippen auf ihr weiches, üppiges Blondhaar, ich stürmte hinaus. Nichts von allem, was ich mit ihr noch hatte besprechen, sie fragen wollen, war über meine Lippen gekommen. In einem Taumel kam ich nach Hause. Und in diesem Taumel concipierte ich meine Verteidigungsrede — die Verteidigungsrede für diese Frau, die ich liebte. Denn darüber konnt ich nun nicht mehr im unklaren sein: ich liebte sie. Immer stand dieser Blick, mit dem sie mich gebannt hatte, vor meinen Augen und vor meiner Seele. Die Worte für mein Plaidoyer kamen mir darunter ungesucht. Ich fühlte, es würde mein bestes werden, es würde meinen Ruf festigen und mir diese Frau — diese Frau dem Leben gewinnen.

Ich will nicht zu breit werden, ich fürchte, ich bin's schon gewesen. Der Verhandlungstag kam. Es ging alles zu, wie gewöhnlich an solchen großen Tagen im Schwurgerichtssaal. Der Andrang des Publikums zur Tribüne war ungeheuerlich, die Schutzleute waren beim Abwehren der Überzahl kaum ihres Lebens sicher. Eine gewaltige Spannung herrschte im Saal. Anwälte, Richter, Referendare waren massenhaft hereingeströmt und standen Kopf an Kopf bis auf den Gang hinaus. Der Oberstaatsanwalt hatte als Zuhörer hinter dem Staatsanwaltstisch Platz genommen. Die Geschworenen sahen alle besonders ernst und feierlich aus, sie fühlten, daß heute eine große Verantwortung auf ihnen lastete, daß es vielleicht sich um einen Todesspruch handeln würde. Man hörte kaum flüstern. Ich war nach meiner Gewohnheit frühzeitig zur Stelle; keiner von den Kollegen trat, wie sonst, an mich heran, um ein Wort mit mir zu plaudern, mir ein Glückauf zuzurufen, mich über die Chancen des Falles auszufragen. Man wollte mich vielleicht nur nicht stören, nicht aus der Stimmung reißen. Aber es fiel mir auf, es war mir wie ein Zeichen, daß sie mich ungern hier sahen, es erbitterte mich sogar ein bißchen. Und die Geschworenen schienen betroffen über mein Erscheinen, sie hatten mich wohl nicht erwartet. Aber das alles machte mich nur ruhiger — ich hätte fast gesagt: trotziger. Als die Angeklagte hereingeführt wurde, ging eine gewisse Bewegung durch die Versammlung. So hatte man sie sich offenbar nicht vorgestellt, ihr Anblick rührte und empörte zu gleicher Zeit. Mit einem solchen Madonnengesicht eine Mörderin! Und seltsam: doch glaubte jedermann an ihre Schuld. Wenn man so lange auf der Verteidigerbank gesessen hat wie ich, hat man das im Gefühl, man wird unglaublich sensitiv gegenüber jenem geheimnisvollen Fluidum, das einen Schwurgerichtssaal beherrscht und das man Stimmung zu nennen pflegt. Die Empörung bei allen, welche die Angeklagte jetzt sahen, überwog die Rührung, ja, sie begannen sich dieser letzteren zu schämen, als nun die Anklage verlesen wurde, sie verhärteten sich in ihrer Empörung. Ich spürte das alles bis in die Fingerspitzen hinein. Und gerade nun wollte ich siegen, gerade nun mußte ich siegen.

Wohl nie ist eine Anklage unter atemloserer Stille angehört worden. Kaum daß einer den anderen dabei anblickte — anzublicken wagte. Ich hörte hinter mir die raschen, leisen Atemzüge Frau Christianes. Wenn sie nur nicht anfängt zu weinen! dachte ich, damit würde sie vollends alles verderben; nur wenn sie stolz und ungebeugt dem Ungeheuerlichen gegenüber bleibt, wird sie Eindruck erregen. Ich hatte aber nicht den Mut, mich nach ihr umzublicken, geschweige denn zu ihr zu sprechen. Kein Wort war noch zwischen uns gewechselt worden, nur mit einem leisen Neigen ihres Hauptes hatte sie mich begrüßt, als man sie in die Anklagebank geleitet hatte. Ich lauschte in angstvoller Spannung, ihre Nähe hauchte selbst an dieser Stelle wieder eine prickelnde Aufregung zu mir hinüber, die ich hier noch nie empfunden und die so wenig zu dem paßte, was ich vorhatte. Dann begann die Verhandlung. Die Angeklagte hatte auf die Frage, ob sie sich schuldig bekenne, mit einem so lauten und stolzen ‚Nein‘ geantwortet, daß ich mich mit einem Schlage meiner Sorge, sie könne schwach werden, enthoben fühlte. Auch sonst blieb dies Nein sichtlich nicht ohne Wirkung. Mit ruhiger Klarheit, hin und wieder mit durchklingendem Abscheu und schwer verhehlter Entrüstung beantwortete sie alle weiteren Fragen. Der Präsident fing seine Sache klug an. Er wollte sie in Widersprüche verwickeln. Aber sie ließ sich nicht beirren, es war, als ob sie ihn durchschaute und als ob ihr das eine Art von Überlegenheit schaffte; ich staunte ein paarmal über die kühle Sicherheit ihrer Auskunft, mit der sie all seine Absichten zu nichte machte. Aber merkwürdigerweise berührte sie mich gleichzeitig auch peinlich. ‚Wie sie klug ist!‘ dachte ich und mußte mich wider meinen Willen der Scene mit dem alten Diener in Schwachow erinnern. Dann wurden die Zeugen aufgerufen. Und die Augen aller dieser Zeugen streiften mit einem Blick des Hasses oder der Verachtung über die Frau auf der Anklagebank hin — aller, ohne Ausnahme. Bei manchem mischte sich noch etwas wie Furcht, wie abergläubische Scheu in den Blick. Und alle sagten wider sie aus, alle hielten sie des Verbrechens für schuldig, für fähig. Wenn die Anklage schon ein Gebäude von Indicien errichtet hatte, das sich schwer zertrümmern ließ, die mündliche Verhandlung ergab jetzt ein scheinbar noch viel lückenloseres Bild von der Schuld der Angeklagten. Die Argumente griffen wunderbar gegen sie ineinander; das gesprochene Wort, das häufig genug von einem unwillkürlichen Ausbruch der Wut und Empörung, von einem Drohen mit der Faust oder einem Fluch begleitet wurde, wirkte viel eindringlicher als die Auslassung in der amtlich stilisierten Anklageschrift, die weder Farbe noch Kraft besessen hatte. Ich begriff nur zu gut, daß dies einstimmige Verdammungsurteil der allgemeinen Volksmeinung, auch wenn kein Schuldbeweis vorhanden war, auf die Geschworenen einen gewaltigen, ja, einen ausschlaggebenden Eindruck machte, machen mußte. Dazu waren sie ja da, diese Richter aus dem Volke, um nicht nach den Beweisen einer Schuld zu fragen, sondern sich allein von ihrem Gefühl, ihrem Instinkt leiten zu lassen. Und wohin dieser sie weisen würde, konnte mir nicht unklar bleiben; was sie da aus den Zeugenaussagen vernahmen, war ja aus dem gleichen Instinkt geboren, nach dem sie selber zu entscheiden hatten.

Aber schlimmer als das: auf mich selber blieb diese fast dramatisch bewegte Verhandlung, in der alles sich zu einem einzigen Anklage- und Racheschrei gegen die von der Volksstimme gezeichnete Mörderin zuspitzte, nicht ohne die tiefste Wirkung. Es half mir nichts, daß ich mich mit allen Kräften dagegen wehrte. Die allgemeine Stimmung begann mich anzustecken, die schwüle Atmosphäre im Saal betäubte mich, meine Gedanken begannen sich zu verwirren, begannen abzuirren. Ich fühlte, daß ich mich selber verlor. Ich wollte mich nach Frau Christiane umdrehen, aber ich sah ein, daß ich das nicht dürfe, daß dann alles wieder aus sei. Ich mußte mich ja von meiner Überzeugung leiten lassen und von nichts anderem. Wenn diese Überzeugung sich im entscheidenden Augenblick wandelte, — um so schlimmer für meine Klientin; an meiner Pflicht gegen mich selbst änderte das nichts. Verteidigungsreden sollten ja eigentlich überhaupt niemals vorbereitet werden; erst aus der Verhandlung selber, nicht aus den Akten,

kann und soll der Verteidiger die Momente entnehmen, die zu gunsten seines Klienten sprechen und auf denen er seine Bitte um ein Nichtschuldig oder um eine milde Beurteilung des Falles aufbauen kann. Nie hatte ich anders verfahren, auch diesmal wollte ich fest bleiben. Nein, ich durfte mich nicht umdrehen.

Mein Blut begann allmählich zu fiebern. Auf ein non liquet durfte ich plaidieren, — trotz allem. Aber die Entscheidung mußte ich den Geschworenen anheim geben, — ihrem Instinkt, ihrem Gefühl. Ich durfte sie nicht beeinflussen dadurch, daß ich ihnen zurief: diese Frau ist unschuldig, sprecht sie frei! Denn sie würden es thun, wenn ich es ihnen zurief. Ich wußte das, ich war mir über die Macht, die ich ausübte, und die Verantwortlichkeit, die gerade um deswillen auf mir lag, vollkommen klar. Ich durfte Licht und Schatten verteilen, das Für und Wider erwägen, zur Ruhe, zu einem besonnenen Urteil ermahnen, aber für einen Freispruch plädieren, auf einen Freispruch dringen, durfte ich nicht. Weil ich in dieser Stunde von der Unschuld Frau Christianes nicht mehr überzeugt war, durfte ich es nicht. Ich konnte wünschen, hoffen, danach ringen, darum beten, daß die Geschworenen sie freisprechen möchten, — aber ihnen zurufen: ihr müßt es, denn sie ist unschuldig — das konnte ich nicht, jetzt nicht mehr. Sie mußten entscheiden, sie mußten es auf ihr Gewissen nehmen, nicht ich. Ich durfte sie leiten, aber nicht über sie bestimmen. Und wenn ich darüber zu Grunde ging!

Der Staatsanwalt plädierte auf Schuldig. Er that das mit durchklingendem Zorn, als ob er sich von vornherein grollend und empört gegen den kehren wolle, der an dieser Schuld zu zweifeln wage. Er wollte mir alle Einwände vorwegnehmen, er wies auch die Berechtigung des Mitleids mit der Verbrecherin weit von sich. Er sprach lange, wohlerwogene, zermalmende Sätze. Nach ihm war alles sonnenklar, die Angeklagte eine entmenschte Verkörperung niedrigsten Rachegefühls, eine Verirrung der Natur, die ihr das Äußere einer Heiligen und die Seele eines Verbrechers verliehen habe. Solche Geschöpfe für lebenslang unschädlich zu machen, sei eine Pflicht der Selbsterhaltung für die menschliche Gesellschaft.

Er redete nicht sehr glücklich, weil er die Farben zu dick auftrug. Ich fühlte, daß ich leichtes Spiel haben würde, die Geschworenen dieser Schwarzmalerei gegenüber zur Milde zu bestimmen. Es stachelte mich, den freien Raum, den er mir ließ, zu nützen. Vielleicht spricht man sie dennoch frei, sagte ich mir, nur darfst du ihnen nicht sagen, sie müßten es. Und dann war die Reihe an mir. Als ich mich erhob, hörte ich plötzlich hinter mir Frau Christianes leise Flüsterstimme. Wie ein Hauch wehten ihre Worte zu mir herüber: „Denken Sie daran, was von Ihren Worten abhängt!“ Es war, als ob sie geahnt, durch jene geheimnisvolle, seelische Wechselbeziehung, für die es keine wissenschaftliche Erklärung giebt, instinktmäßig gefühlt hätte, welche Zweifel in mir wühlten, und daß der Eindruck der Verhandlung heute gefahrdrohend für meine begeisterten Absichten, für meinen glühenden Wunsch geworden war, sie frei zu reden. Und sie mußte zugleich wissen, daß es nur ein Mittel gab, um den erkalteten Eifer wieder in mir anzufachen und mich mit dem fortreißenden Rausch von gestern zu erfüllen: ihre Worte — und eben diese Worte. Ja, ich dachte daran, was von der Rede abhing, die ich jetzt vor den Geschworenen halten würde: — nichts Geringeres als ihr Leben und ihre Freiheit. Und plötzlich klang es in mir: du rettest sie für dich, du befreist sie für dich! Ein heißer Schauer überrann mich. Er rieselte mir vom Herzen bis zum Hirn hinauf und legte etwas wie einen Nebel vor meine Augen. Und dann begann ich zu reden: ‚Meine Herren Geschworenen!‘

Ich weiß nicht mehr, was ich gesprochen habe, — kaum mehr wie? Ich weiß bloß, daß es mich fortriß. Ich überlegte mir gar nicht, was ich sagen wollte, es sprudelte alles so heraus, ohne daß ich's wußte und wollte. Ich glaube, ich habe sehr lange gesprochen und sehr eindringlich. Ich hatte einmal das Gefühl, als ob die Geschworenen unruhig würden, sich untereinander anblickten, auf ihren Plätzen hin und her rückten. Es war, als ob sie mich am liebsten unterbrochen hätten, als ob sie mich

nicht weiter hören wollten, um nicht umgestimmt zu werden. Alle diese Männer hatten die Angeklagte für schuldig gehalten, bis ich zu sprechen begonnen. Aber das focht mich nicht an, ich sprach weiter. Und in mir summte und sang es fort und fort: du rettest sie für dich! Es war totenstill geworden, aller Blicke auf mich gerichtet, aller Ohren an meinen Lippen. Ich hörte gar nicht auf, zu reden. Zuletzt wandelte mich etwas wie eine Ohnmacht an. Da mußt ich schließen. Ich that es mit einem warmen Appell an die Geschworenen, auf den hin ein lautes Bravorufen aus dem Zuschauerraum erscholl, was den Präsidenten zu einer ernsten Rüge veranlaßte. Weiter weiß ich nichts mehr. Es war vor meinen Augen dunkel geworden, man mußte mir Wasser bringen, ich kam erst wieder zu mir, als die Geschworenen schon sich ins Beratungszimmer zurückgezogen hatten. Und dann, als sie wiederkamen, erklärte der Obmann: ‚Nichtschuldig.‘ Frau Christiane Wild war freigesprochen, sie durfte gehen, wohin sie wollte.

Es war der größte Sieg, den ich je errungen. Alle sagten es mir. Aus den neidischen, fast hämischen Bemerkungen einiger Kollegen konnt ich am besten entnehmen, welch einen Triumph ich gefeiert. Bis zum Augenblick, wo ich meine Rede begonnen, hatte jeder die Angeklagte als gerichtet angesehen — Laien und Juristen. Man umdrängte mich, man beglückwünschte mich. Nur ich konnte meines Sieges nicht recht froh werden. Es war kein reines Glücksgefühl in mir. Der Obmann der Geschworenen, ein älterer Kaufmann, den ich schon mehrmals vor mir auf der Geschworenenbank gesehen hatte in all den Jahren, trat an mich heran, drückte mir die Hand und sagte mir: ‚Diesmal ist es uns schwer geworden — so schwer wie noch nie, Herr Rechtsanwalt. Und wenn *Sie* es nicht gewesen wären — aber auf Sie kann man sich verlassen.‘ Es gab mir einen Stich durchs Herz. Und doch glaubte ich jetzt wieder an die Unschuld dieser Frau, wollte, mußte ich daran glauben. Der Staatsanwalt lächelte spöttisch, als er an mir vorüberkam. Er sagte kein Wort, aber *mir* sagte sein Lächeln: ‚Diesmal war es ein Pyrrhussieg. Der Jurist hat gesiegt, der Mensch hat eine Niederlage erlitten, die nicht wieder einzubringen ist.‘ Mit dieser Empfindung ging ich nach Hause; Frau Christiane war längst verschwunden.

In den nächsten Tagen sah ich sie nicht, hörte auch nichts von ihr. Ich ging nicht, sie zu suchen, ich wußte gar nicht, wohin sie sich gewandt hatte, und sie selber kam nicht. Ich stürzte mich mit einer wahren Wut in die Arbeit, alles schien zu sein wie früher. Ich dachte gar nicht nach, ich überlegte mir auch nicht, was in der Zukunft werden sollte, ich arbeitete. Aber es lag ein Druck auf mir, der nicht weichen wollte. Ich fühlte, ohne es mir selber einzugestehen, daß ich nicht mehr der gleiche war wie früher. Es war etwas in mir erschüttert worden und ins Wanken geraten, ich hatte den Boden unter meinen Füßen verloren, auf dem ich fest und sicher geruht hatte. Was half mir's, daß ich jetzt womöglich noch peinlicher verfuhr in der Auswahl der Fälle, wo ich die Verteidigung übernehmen wollte, als sonst, oder daß ich mir sagte: ich habe die Verantwortung nicht für jenen Freispruch, die Geschworenen allein haben sie, und sie *kann* ja auch unschuldig gewesen sein — sie ist es sogar gewesen? In dem Augenblick, als ich damals zu sprechen beginnen wollte, hatte ich es doch nicht geglaubt, nicht gewußt.

Dann eines Tages kam sie zu mir. Sie war schöner als je — verführerisch schön. Sie strahlte von Schönheit. Und wie sie mit den beiden ausgestreckten Händen auf mich zukam, die meinen ergriff und küssen wollte, und mich anblickte mit Augen — mit Augen, — da kam der alte, verhängnisvolle Rausch abermals über mich. Ich zog sie an mich, ich küßte sie auf die Stirn, ich sagte ihr: ‚Nun sind Sie frei, nun sind Sie mein, Christiane, nun sollen Sie mein Weib werden.‘ Sie erschrak, ich fühlte, wie sie in meinen Armen zitterte. ‚Das kann Ihr Ernst nicht sein,‘ murmelte sie und, als ich beharrte: ‚Fordern Sie alles von mir, — nur das nicht!‘ — ‚Sie lieben mich also nicht — Sie lieben einen anderen,‘ sagte ich bebend und gab sie frei, ‚aus Dankbarkeit sollen Sie mich freilich nicht erhören.‘ Ich war aufgestanden, mein Blut pulste

wild in den Adern; Scham und verwundeter Stolz, heißes Begehren und ein mir selber unfaßbarer Schauder, eine irrschweifende Angst wogten in mir durcheinander. Sie lief mir nach, hing sich an mich und küßte mich — wie eine Bacchantin küßte sie mich. Und dabei sprudelte es über ihre Lippen, warum ich sie denn nur quälte und wozu dieser thörichte, thörichte Argwohn, daß sie mich nicht liebe, sein solle, ich wisse ja doch gerade so gut, wie sie selber, daß es nicht sein könne, daß sie fort müsse, weit fort, für immer und — allein. Und nun plötzlich verstand ich sie, und das Blut erstarrte mir in den Adern. Ich schrie auf, ich schrie ihren Namen, ich umklammerte ihre Handgelenke. ‚Ist es also wahr — wirklich wahr?‘ knirschte ich ihr zu. Sie begriff meinen wilden Ausbruch offenbar gar nicht, sie hielt mich für wahnsinnig. Mit ganz kindlich-erstauntem, fassungslosem Ausdruck stammelte sie: ‚Aber das wußten Sie doch?‘

Da ließ ich sie los. Der Abgrund, der mich von dieser Frau trennte, für immer trennen mußte, hatte sich aufgethan. Nicht weil sie Blut vergossen hatte — in diesem Augenblick dachte ich gar nicht daran, schauderte mir gar nicht davor —, sondern weil sie geglaubt hatte, glauben konnte, ich hätte es gewußt und wäre dann doch ihr Verteidiger geworden. Das erniedrigte mich so vor mir selber, daß ich plötzlich von meiner Leidenschaft für diese Frau nichts mehr spürte, daß sie mit einemmal erloschen, gleichsam in mir vereist war bei dem erkältenden Strom, der mich durchdrang. Mit Augen voller Haß blickte ich sie an. Aber ich sagte ihr nichts von dem, was in mir vorging, nicht ein Wort verlor ich an sie über den furchtbaren Kampf, in den sie mich gestürzt hatte. Ich fühlte, daß es umsonst sein würde, daß sie mich gar nicht würde verstehen können. Es war etwas tot in mir und wir beide waren miteinander zu Ende. ‚Wohin wollen Sie gehen?‘ fragte ich sie, ganz kühl, ganz geschäftsmäßig, ‚denn Sie haben recht: Sie müssen fort.‘ Ich weiß noch, wie sie mich ansah — nun doch erstarrt über den jähen Wechsel in meiner Stimmung, von diesem schroffen Übergang aus heißem Aufwallen in meine kalte, überlegene Ruhe. Es war zugleich etwas in ihren Augen — etwas Glitzeriges, Flimmerndes, das mich plötzlich an den Blick einer brünstigen Tigerkatze erinnerte, den ich einmal gesehen. Und nun fiel sie über mich her — zum zweitenmal, trotz meiner Abwehr — und glühende, verheißungsreiche, blutstachelnde Worte wehten an meinem Ohr vorüber, wie ein sengender Wüstenhauch. Dann gab sie mich plötzlich wieder frei, sah mich mit funkelnden Augen an und stieß zwischen den Zähnen heraus: ‚Nehmen Sie sich in acht! Es ist gefährlich, wenn man mich verschmäht.‘

Ich blieb ganz kalt. Ich wiederholte nur meine Frage: ‚Wohin wollen Sie gehen? Kann ich Ihnen helfen, daß Sie fort kommen?‘ Da lachte sie wild auf und ging. Ohne mir mehr lebewohl zu sagen. Drei Tage später erhielt ich von ihr einen Brief, wenn ihre Zeilen mich erreichten, sei sie auf dem Wege nach Marseille, um sich von dort nach Südamerika einzuschiffen; zur Stunde sei sie nicht in der Lage, mir für meine glanzvolle oratorische Leistung, die ihr das Leben und die Freiheit gerettet, einen klingenden Lohn zu senden, und da ich jeden anderen verschmäht hätte, müsse ich mich gedulden, sie hoffe bestimmt, drüben gute Aussichten zu haben, und sende mir inzwischen ihren innigsten Dank und ein herzliches Lebewohl. Damit ist meine Geschichte zu Ende, Dillmann. Dieser Brief, dessen Dank mir wie schneidender Hohn in die Seele klang, hätte nicht erst zu kommen brauchen, damit ich wußte, was mir zu thun blieb. Ich hatte schon vorher — schon gleich nach jenem letzten Zusammensein mit der freigesprochenen Verbrecherin — meinen Entschluß gefaßt und alle Vorbereitungen getroffen, meine Anwaltspraxis niederzulegen. Jetzt wissen Sie, warum. Ich bin nicht mehr würdig, sie auszuüben. Auf diese Lösung des Rätsels würde wahrscheinlich niemand von den Kollegen verfallen sein — auch der übelwollendste nicht. Und ob alle meinen Vorsatz billigen würden, ob ihn jeder selbst zur Ausführung bringen würde, wenn er in meine Lage geraten wäre — ich weiß es nicht. Aber darauf kommt ja auch nichts für mich an. Ich selber thue, was ich muß. Da ich vor keinen Richterstuhl der Welt gerufen werden kann wegen dessen, was ich

gethan, habe ich mein eigener Richter sein müssen, und mein Spruch ist wahrlich nicht milde — aber er ist gerecht gewesen."

Der Erzähler hatte sich müde neben Dillmann auf das schmale Sammetsofa geworfen und den Kopf eine Weile in die beiden Hände gelegt. Der andere sprach kein Wort. Die Cigarre war ihm längst ausgegangen, auch den Wein hatte er nicht mehr berührt. Erst als Wehner sich gewaltsam wieder aufraffte und den Blick emporhob, gewahrte er, daß Dillmann in ernster Ergriffenheit den Kopf schüttelte. „Und Sie haben trotz alledem nicht recht gethan," sagte er jetzt leise, aber bestimmt.

„Dillmann! Und das sagen Sie?"

„Ja. Wenn wir alle danach handeln wollten — nach diesem strengen Ehrencodex der Anwälte, den Sie da aufgestellt haben — wieviele von uns würden noch im Amt sein? Wieviele von uns haben denn nicht schon einmal einem Spitzbuben davon geholfen oder im Prozeß die Partei siegen lassen, die im Unrecht war? Durch unsere dialektischen Kunststücke, durch eine kluge Benutzung von Maschen und Lücken im Gesetzbuch? Wieviele Richter dürfen von sich rühmen, immer nur gerechte Urteile gefällt zu haben? Was ist denn überhaupt diese sogenannte Gerechtigkeit anderes als das, was in jedem einzelnen Fall der einzelne dafür hält? Jeder Prozeß ist ein Lotteriespiel, tausend Zufälligkeiten beeinflussen die Entscheidung darin. Sie sind ein starrer Idealist, Wehner. Seit wann sind denn menschliche Dinge nach dem Maßstab der Vollkommenheit zu messen? Wir haben keine feststehende, ewige, allgemeingültige Wahrheit, wir haben auch keine solche Gerechtigkeit. Menschen urteilen, Menschen entscheiden. Jeder nach seinem besten Können und Wissen — aber jeder auch innerhab der Grenzen seiner Natur, nach seinem Temperament, nach seinen eigensten Anschauungen. Was haben Sie anders gethan? Ich begreife das Erschütternde Ihres Falles vollkommen, ich begreife, daß es Sie im Tiefsten wankend machen mußte, daß er plötzlich einen schwindelerregenden Abgrund zu Ihren Füßen aufriß. Sie waren bisher immer so makellos, so selbstsicher Ihres Weges geschritten, unbeirrter als sonst einer, und wenn er das zarteste Gewissen gehabt hätte. Sie mußten diesmal an sich irre werden. Es war ein ungeheurer Sturz. Er brachte Sie aus Ihrer reinen Höhe mit einemmal in die Niederungen, wo wir anderen wandeln. Da brauchen Sie Zeit, sich zurechtzufinden. Aber Ihr Spruch, den Sie über sich selbst gefällt haben, kann kein endgültiger sein. Er ist zu hart, Wehner. Er kommt einem Todesurteil gleich. Glauben Sie, das begriffe ich nicht?"

Mit trübem Lächeln legte Wehner dem Sprecher die Hand auf die Schulter. „Und wenn es so wäre, lieber Freund? Nein, nein, geben Sie sich nur keine unnütze Mühe, sich vor mir zu verstellen! Ich verstehe Sie doch. Sie wollen um den Kernpunkt in dieser traurigen Frage sich herumschleichen, als sähen sie ihn nicht oder als könnten Sie ihn mir selber verstecken. Diesmal nützt all Ihre berühmte Dialektik aber nichts, lieber Kollege. Sie wissen und fühlen so gut wie ich, daß Ihre Worte auf meinen Fall gar nicht passen und, selbst wenn Sie mit Ihrer traurigen Philosophie recht haben, ich für diesen keinen Trost daraus schöpfen kann. Wenn man nach bestem Wissen und Können gehandelt hat — gut, man mag sich dann trösten, ob auch die Folge lehrt, daß man irrte, daß man für einen Irrtum, für ein Unrecht sein Schwert gezogen hat. Aber habe ich denn das gethan? Habe ich nach meiner Überzeugung gehandelt und gesprochen? Nein, Dillmann, tausendmal nein. Ich zweifelte. Seit der Verhandlung selbst zweifelte ich — wie ich vorher schon gezweifelt hatte, ehe dies unglückselige Weib mich bethört hatte. Ich zweifelte noch im Moment, wo ich mich erhob, um mein Plaidoyer zu beginnen. Ihre Worte erst stachelten mich. Ich wollte nicht eine Unglückliche frei reden, weil ich sie für unschuldig hielt, — das wäre verzeihbar gewesen, auch wenn ich mich täuschte — ich wollte das Weib frei reden, für das eine unselige Leidenschaft in meinem Inneren entbrannt war. Da haben Sie den Unterschied! Nicht der Verteidiger, nicht der Anwalt, nicht der Jurist redete aus mir, sondern allein der Mann, der um dies Weib kämpfte, dies Weib für sich erkämpfen wollte. Und das that ich — was meinen Fall um so vieles verbrecherischer macht —, trotzdem ich wußte — nein, weil

ich wußte, die Geschworenen würden auf mich hören, würden mir folgen, ich besäße ihr blindes Vertrauen, hätte mir durch ein makelloses Leben, eine makellose Berufsführung dies Vertrauen erworben, und könnte sie lenken, wohin ich wollte. Das wußte ich, diese Verantwortung, die auf mir lag, kannte ich und — habe das Vertrauen gemißbraucht, das mein Palladium hätte sein müssen — schnöde gemißbraucht zu selbstsüchtigen Zwecken und im Widerstreit zu der Gerechtigkeit, der ich mein Leben geweiht habe. Dafür giebt es nur die eine Buße, die ich mir selber auferlegt habe. Dillmann, Sie sehen das genau so klar ein wie ich — Sie gewiß. Sie gelten als zu mitleidig unter den Kollegen — in meinem Fall dürfen Sie nicht mitleidig sein, dafür steht hier zu viel auf dem Spiel. Und ich möchte Ihr Mitleid auch nicht. Es giebt Fälle, in denen der Verurteilte die ganze Schwere seiner Strafe mit einer Art von Wollust empfindet, weil sie ihn in seinem Schuldgefühl entlastet, und wo er jede Begnadigung zurückweisen würde. Solch ein Fall ist der meine."

Der Sprecher streckte wie erschöpft die Hand nach einem Glase Wein aus und leerte es auf einen Zug. Dillmann war still geworden. Er hätte noch vieles fragen, manches erwidern mögen; aber er begriff, daß er mit seinen Fragen nur schmerzende Wunden berühren würde, und mit dem, was er hätte sagen können, den Entschluß dieses Mannes nicht erschüttern würde. Mit müden, hilflosen Mienen erhob er sich. „Es ist spät geworden," murmelte er.

„Ja," sagte Wehner, „ich habe Sie lange aufgehalten. Ich muß Sie um Verzeihung bitten."

Der andere entgegnete nichts. Er blickte sich um, als suche er nach etwas, er zögerte immer noch, zu gehen. Endlich reichte er Wehner die Hand. „Versprechen Sie mir, daß Sie zurückkehren werden!" Wehner sah ihn fragend an. „Zu uns zurückkehren werden," setzte Dillmann hinzu, „zu Ihrem Beruf." Und als Wehner leise den Kopf schüttelte: „Später — nach Jahren. Sie werden anders denken lernen, Sie werden verwinden."

„Nein, nein," kam es nach einer kleinen Weile über Wehners Lippen, „es widerstrebt mir, Sie in diesem Wahn zu lassen. Ich weiß ja alles, was Sie mir sagen könnten. Sie werden mir vornehmlich auch sagen, daß ich noch vieles nützen könne und daß ich dadurch am besten wieder gut machen würde, was ich an der Gerechtigkeit gefrevelt. Sie vergessen nur eins, lieber Freund: nach dem Unvergeßbaren, was ich erlebt habe, würde ich, in der steten Angst, wiederum die Geschworenen zu dem Freispruch eines Schuldigen veranlassen zu können, jetzt gar nicht mehr den Mut haben, vor ihnen auf Nichtschuldig zu plaidieren, es sei denn, daß dies Nichtschuldig offen vor aller Welt Augen daliegt, und in solchem Falle bedarf es meiner nicht erst. In jedem anderen aber würde ich zaghaft und argwöhnisch sein — argwöhnisch vor allem gegen mich selbst, denn ich würde immer fürchten, getäuscht worden zu sein, oder mich auf unlautere Nebenmotive hin inquirieren. Nennen Sie das immerhin krankhafte Selbstquälerei! Ich bin eben nicht mehr frei, ich würde niemals mehr meiner selbst sicher werden. Und deshalb könnte ich auch nichts mehr nützen — in Ihrem und in meinem Sinne nichts mehr. Wenn man das Vertrauen zu sich selbst verloren hat, kann man es anderen nicht mehr aufdrängen. Es ist aus — es muß aus sein." Der Sprecher hatte während dieser ganzen Zeit Dillmanns Hand in der seinen gehalten. Er drückte sie jetzt noch einmal warm. „Leben Sie wohl! Haben Sie Dank!"

Dillmann hatte die Lippen zusammengepreßt. Sein Abschiedsgruß kam tonlos heraus. „Und um eines Weibes willen!" fügte er dann ingrimmig hinzu und wandte sich zur Thür.

„Nein," sagte Wehner ruhig und fest, „um der Gerechtigkeit willen." Aber der andere hörte es nicht mehr.

Plakate.

Von

H. E. v. Berlepsch.

I.

Waren-Anpreisung ist die notwendige Folge von Waren-Angebot, mithin wohl gerade so alt als Geschäft und Handel selbst. Allem, was, auf Absatz oder Benutzung berechnet, den Blick der Öffentlichkeit auf sich zu ziehen hat, muß auch öffentlich vorgearbeitet werden in irgend einer Weise. Daß eine Kunst ganz eigener Art aus dem „Ruf an die Öffentlichkeit“ entstand, ist ein Resultat unserer Tage, freilich nicht künstlerischem Wollen allein, sondern allen möglichen technischen Errungenschaften der Jetztzeit in erster Linie entsprungen. Damit ist, wohlverstanden, nicht gesagt, andere Zeiten hätten nicht auch ihre Bekanntmachungsmittel, sagen wir „Plakate“ gehabt. Freilich existierten sie, aber in ganz verschiedener Weise.

Das Plakat ist eine der bezeichnendsten Äußerungen unserer Zeit. Während die Staffeleikunst — Porträts allenfalls ausgenommen — nach und nach allen und jeden persönlichen Zusammenhang mit dem Besitzer verloren hat, zwecks Verkauf in erster Linie, nicht aber, um mit einem Raume, einem Zimmer in Beziehung zu treten, entsteht und zum wandernden Dinge geworden ist, das in Ausstellungen und auf den sich immer mehrenden Auktionen erwirbt, wer das nötige Geld dazu hat, — während ferner unser Kunstgewerbe einerseits nichts hervorbringt, das den ästhetischen Sinn für die einfache Form verrät, die sich dem Gebrauche anpaßt, andererseits dagegen nur Prachtgeschirre schafft, deren Wert sich nach Tausenden und aber Tausenden beziffert und dem Bürger, dem Mittelstande allenfalls aus Abbildungen bekannt wird, hat sich die Kunst des Plakatzeichners aller Lebensverhältnisse, vor allem der unbedingtesten Öffentlichkeit, bemächtigt und vermittelt ohne Unterlaß zwischen Gebenden und Nehmenden, Bezahlenden und Bezahlten, Auftraggebern und Ausführenden. Sie spricht nicht zu einem, sie wird nicht vom Sonderrechte des begüterten Sammlers betroffen, vielmehr ist sie Gemeingut aller Sehenden. Durch die dabei in Betracht kommende technische Vervielfältigung aber stellt sie sich als ein Kind jener Kräfte dar, die, vom Menschen in bestimmte Bahnen gezwungen, unserem Zeitalter überhaupt den eigenen Stempel aufdrücken. Stets ist das Plakat eng an einen Zweck gebunden. Es ist bei aller Freiheit, die der erfinderischen Kraft des Künstlers eingeräumt wird, dennoch interpretierendes Mittel; es muß in erster und letzter Linie jenem Umstande dienen, dem es sein Dasein verdankt. Luxusplakate giebt es wohl; der Luxus bezieht sich aber nur auf die zur Herstellung angewendeten Mittel, auf den Aufwand in technischer und künstlerischer Hinsicht, nicht auf den Zweck; darin sind sie sich alle gleich. Man kann in einzelnen Fällen sogar sagen, daß allzu reichliche Ausstattung, allzu sorgsame Behandlung der Einzelheiten, soweit es sich nicht unbedingt der Grundidee unterordnet, dem Plakat eher schadet als nutzt. Es giebt z. B. französische Plakate, die, in der Nähe besehen, entzückende Einzelheiten aufweisen,



Eugène Grasset (Paris): Plakat für Pariser Festlichkeiten.

dennoch aber ihrem Zwecke nicht in dem Maße gerecht werden als andere, wo der Grundsatz festgehalten ist: wenige, aber wirksame Gegensätze, großzügige, auf die Gesamterscheinung mehr als auf das Einzelne abzielende Zeichnung. Man könnte damit etwa jene Bilder vergleichen, die entweder bestimmt sind, auf Ausstellungen zu wirken oder aber im Wohnraum ihrem Zwecke gerecht zu werden. Ausstellungsbilder — die Mehrzahl der heute entstehenden Gemälde dient diesem ausgesprochenen Zwecke — ver-



Eugène Grasset: Jeanne d'Arc.

taugt nicht für den Jahrmarkt des Lebens. Der braucht Fanfaren.

Ein anderer Punkt aber ist es noch, der das Plakat zu einer hochbedeutsamen Erscheinung der Jetztzeit stempelt. Der Bürger, der Arbeitsmann früherer Zeiten sah künstlerische Arbeiten, wenn er die Kirche, wenn er das Rathaus, wenn er die Zunftstube, das Kaufhaus, des Fürsten Gemächer betrat. Die Kunst war nicht für Sammlungen, sie war in erster Linie für die Öffentlichkeit bestimmt, wurde von allen gesehen, mehr oder weniger von ihnen auch verstanden. Wem die tiefsinnigen Zusammenhänge zwischen der Aufeinanderfolge von Glasgemälden in den langen gotischen Kirchenfenstern unklar waren, der freute sich doch am klarfarbigen Schein der herrlichen lichtdurchlässigen Glasmosaiken. Und wer die Mären nicht kannte, die auf gold- und silberdurchwirkten „Hautelisse-Tapeten“ über dem reichgeschnitzten Chorgestühle der Kirchen prangten, wer die Geschichten nicht zu nennen wußte, die auf den Wandteppichen der Rathäuser abgebildet waren, der ließ doch die schönfarbige Zusammenstellung auf sich wirken und nahm einen künstlerischen Eindruck mit, ohne sich darum zu bekümmern, ob an diesem Eindruck die Königin von Bathseba oder Karl der Große oder die Darstellung einer Heldenmär schuld sei. Und die Heiligen an den Stadtthoren, gewappnete und ungewappnete, die Grabsteine der Kapellen und Kreuzgänge mit ihren ernsten, würdigen Gestalten, die Brun-

tragen eine gewisse Breite der Behandlung, die oft bis an die Grenzen des Rohen geht, leicht, denn sie können in den Ausstellungssälen von ferne gesehen werden. Befinden sie sich aber in Räumen, die ein Durchschnittsmaß von 4 × 5, von 5 × 6, ja von 6 × 7 Metern und außerdem ganz anderes Licht als die Schausäle der Ausstellungen haben, so wirken sie roh, oft geradezu abstoßend. Ein Ding kann eben nicht ganz verschiedenen Zwecken gleichzeitig gerecht werden. Was auf der Violine, auf dem Flügel gespielt, anmutig, beseligend wirkt,



Eugène Grasset: Plakat für eine Publikation über „Das Zeitalter der Romantik".

nen mit ihren vaterländischen und antiken Helden oder derb drolligen Figuren, all das zusammen wirkte zurück auf die Vorstellungs- und Gestaltungskraft des Volkes

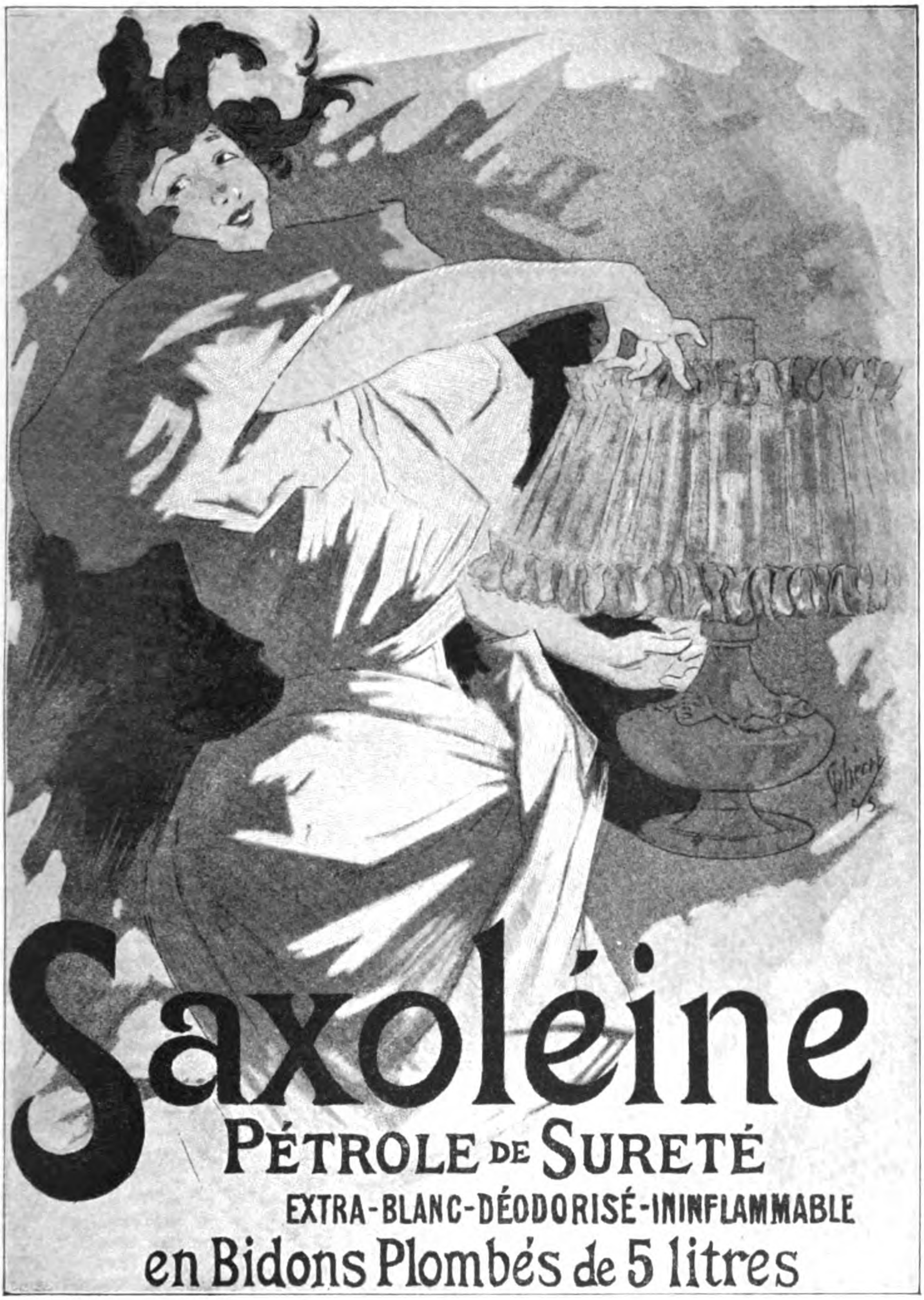
und erklärt, warum es Epochen gab, in denen so zu sagen nichts von alle dem, was den Menschen tagtäglich umgiebt, ihm zum Gebrauche dient, des künstlerischen Reizes bar war, wenn auch mit dem Schmucke etwas sparsamer als in unserer Zeit — man sehe nur die geradezu geschmackverderbenden Berliner „Cuivrepoli-Arbeiten“ an — umgegangen wurde und man nicht jeglich Ding, an dem überflüssiges, vielleicht sogar schlechtes Ornamentwerk sinnlos verausgabt ist, für ein Kunstwerk, für eine kunsthandwerkliche Arbeit ansah.

Das Plakat bildet vielleicht eine Vorstufe der wieder erwachenden „Kunst für die Öffentlichkeit“. Wir in Deutschland haben dafür den richtigen Maßstab noch nicht. Die Sache ist bei uns erst im Werden. Sieht man aber zu, welche Rolle das künstlerische Plakat in Frankreich, England, auch in Amerika spielt, sieht man zu, was für Kräfte allerersten Ranges bei dieser Arbeit das Vollgewicht ihres Könnens in die Wagschale werfen, weiß man ferner, was für riesige Geldsummen durch Entwurf, technische Ausführung und endgültige Anbringung von Plakaten in Bewegung gesetzt werden, und übersieht man endlich das geradezu unbegrenzte Gebiet, welchem diese neue Kunstübung in realistischer, humoristischer, strenger oder pomphafter Weise dient, um andererseits die weitesten Kreise ins Bereich ihrer Interessen zu ziehen, so wird sich wohl niemand der Einsicht verschließen, daß man es hier mit einer Macht zu thun hat, deren Einwirkungen vorerst noch ganz unabsehbar sind, die aber, je künstlerischer sie geartet ist, dazu berufen erscheint, einen mächtigen Einfluß auf die breiten Volksmassen zu gewinnen.

In Paris ist ein gutes neues Plakat ein Ereignis, dem man ebensoviel Interesse entgegenbringt als einer Erstvorstellung im angesehensten Theater. Die Sammler unterscheiden bereits, wie man das bei Radierungen und Kupferstichen thut, „Etats“, nach denen sich die zuweilen schon recht hohen Preise der Blätter richten. Unika oder Drucke, von denen aus irgend welchem Grunde nur ganz wenige Exemplare existieren, sind gesucht wie irgend welche anderen geschätzten Artikel des Kunstmarktes. Man hat „Remarque-Drucke“ und solche „avant la lettre“ — kurzum, die Sammelliebhaberei, die übrigens auch ihre Geschichte hat, spricht schon ihr gewichtig Wort mit.

„Plakate, Muster — bedruckte Papiere, Fächer, Stöcke, Knöpfe — was wird heutzutage nicht alles gesammelt!“ ruft der geistreiche Autor der Physiologie du Curieux aus. Dennoch sind vereinzelte Sammler schon älteren Datums. Man weiß, daß M. Martin Robyns, ein Belgier, schon Anfang unseres Jahrhunderts (zumal Theater-) Ankündigungen sammelte (die man in Frankreich „Affichen“ nennt), deren Verkauf im Jahre 1836 ein ganz hübsches Ergebnis lieferte, weiter, daß der Bruder des Komponisten Meyerbeer leidenschaftlicher Affichensammler war, freilich solcher Affichen, bei denen der zeichnerische oder farbige Schmuck wenig oder gar nicht in Betracht kam. Während des zweiten Kaiserreiches gab es in Paris schon Sammler künstlerischer Plakate, so z. B. den Architekt Lepine, dessen Sammlung zu den bedeutendsten ihrer Gattung gehörte. Merkwürdig erscheint dabei, daß politische Plakate weit weniger zogen als jene, die der Pariser Lebenslust und Pikanterie dienten, denn als z. B. im Jahre 1881 eine große Sammlung derartiger Dinge, nahezu 7000 Nummern, die sich alle auf das Jahr 1848, das zweite Kaiserreich, die Belagerung von Paris und die Commune bezogen und durch eine Masse politischer illustrierter Witzblätter vervollständigt wurden, im Hotel Drouot zur Versteigerung kam, bot kein Mensch darauf. Dagegen aber hat sich die „Monomanie des Affiches“, soweit es sich um Dinge handelt, die außerpolitische Gebiete streifen, in einer geradezu fabelhaften Weise entfaltet. Franzosen, Engländer und Amerikaner suchen sich im Sammeln zu überbieten, und wenn man die Ziffern kennt, die z. B. Maindron angiebt für alles, was mit Entwurf und Verkauf von Plakaten zusammenhängt, so dürfte das jedem, der noch immer in Kunstausstellungen die einzige thatsächliche Sättigung der kunstbedürftigen Welt erblickt, reichlichen Stoff zu ernsthaftem Nachdenken geben. Schon die Thatsache allein, wie nach Erstlingsdrucken gejagt wird, ist bezeichnend; ihre öffentliche Preisgabe kann einen künstlerischen Triumph oder eine Niederlage bedeuten.

Wo eine neue Affiche sich zeigt, gleichviel ob



Jules Chéret: Plakat für Saxoléine (Petroleum).

gut oder schlecht, da verweilt der „Ouvrier“ in der Bluse ebenso einen Augenblick und macht darüber seine Bemerkungen, wie der vorübergehende „Flaneur“ im modernen hochfeinen Anzuge. Der „Pompier“, der Soldat, das Kindermädchen, der „Epicier“, der Student und Kunstjünger, die Schuljugend, der Professor wie der Pedell, alle, alle müssen sie hinschauen, bei jedem äußert sich der Eindruck in irgend welcher Weise, und in der „Gesellschaft“ ist die Frage: „Sie haben doch das neue Plakat von N. N. schon ge-

sehen?" etwas Alltägliches. Damit aber hat es sein Bewenden nicht.

Das Plakat hat bereits begonnen, Früchte zu zeitigen, die heute, zumal in Deutschland, von unseren übereifrigen Kunstausstellungsschwärmern kaum beachtet, doch den Anfang zu einer förmlichen Umwälzung hinsichtlich des „Bilderkaufes" nach sich ziehen müssen. In England nicht weniger als in Frankreich ist nämlich der Versuch vollständig gelungen, auf dem Wege des lithographischen Farbendruckes große, als passender Zimmerschmuck gedachte Blätter zu billigen Preisen herzustellen. Kräfte ersten Ranges haben sich um die Sache bemüht. Die Panneaux décoratifs von Eugène Grasset beispielsweise, Riesenblätter, die ein paar Franken kosten und dem einfach situierten Menschen eine künstlerisch gute Wohnungszierde möglich machen, erobern sich gerade so wie die großen englischen Blätter verwandter Art die Welt und tragen des Künstlers Arbeit bis hinaus in die Wohnungen der Arbeiter. Gleiches bezweckt der wieder sehr in Schwung gekommene farbige Holzschnitt, wie ihn z. B. Henri Rivière kultiviert. Mehr oder weniger steht diese gesunde Bewegung, zumal in ihrem künstlerischen Ausdruck, im innigsten Zusammenhange mit den Einwirkungen des Japanismus, die wir allgemach auch zu spüren bekommen, nachdem sie anderwärts schon längst Kräfte von allerhöchster Bedeutung in ein ganz eigenartiges Fahrwasser getrieben hat. Es sei nur an Walter Crane erinnert, der z. B. an den Autor dieser Zeilen gelegentlich einmal schrieb: „Wenn ich erklären sollte, was auf mich den stärksten Einfluß ausgeübt hat, so kann ich nur sagen: die griechische Plastik und in gleichem Maße die japanische Kunst." Dies nebenbei. Die Sache ist noch nicht auf ihrem Höhepunkt angelangt, wird aber zweifelsohne tiefgreifende Anschauungsänderungen nach sich ziehen und mancher lendenlahmen Malerexistenz, vor allem aber dem herrschenden Manierismus den Todesstoß versetzen.

Heute ist es noch annähernd möglich, das Gebiet der Plakatkunst zu überschauen, obschon es in der verhältnismäßig kurzen Zeit seit seinem eigentlichen Aufschwunge sich schon zu einem äußerst weitläufigen gestaltet hat. In wenigen Jahren wird dies nicht mehr möglich sein, denn von allen Seiten mehren sich die Anläufe, immer besser werden die Resultate, immer weiter holt die technische Vervollkommnung aus. Künstlerisches Überlegen und wissenschaftliche Berechnung reichen sich hier in Verfolgung eines Zieles die Hand. Mag auch noch viel tolles Zeug mit unterlaufen — es ist toll im Interesse des Zweckes. Daß daneben das Edelste und Beste auch auf diesem Gebiete geleistet werden kann, daß Tausenden von jungen Kräften, die trotz alles Talentes mit den Ergebnissen der Staffeleimalerei geradezu dem Hungertode in die Arme getrieben würden, hier ein weites und dankbares Feld der Thätigkeit eröffnet ist, steht fest. Man braucht nur mit ungetrübten Augen zu sehen. Donnern auch einzelne Stimmen dagegen: „... Wie eine Seuche greift die Krankheit um sich und erfaßt auch bisher gesunde Kreise. Da ist es Pflicht derjenigen, die noch ein Gefühl für das Wahre und Schöne der uns überlieferten Kunst haben, sich zusammenzuthun, um die Güter, die wir ererbt, unangetastet und rein zu erhalten und unseren Nachkommen zu vererben!" — ja, wer Thüren und Fenster schließen will, um jeden frischen Luftzug abzuhalten, der thue es. Wehren kann's ihm niemand. Das warme pulsierende Leben, das Treiben und Drängen einer neuen Zeit freilich verkriecht sich nicht hinter verschlossene Thüren, das spielt sich draußen ab, und wenn's manchmal tobt, so lasse man es toben, junger Wein will die Fässer immer sprengen.

Um aber einen Begriff zu geben, welchen Umfang diese neue Kunstäußerung gewonnen hat, mit welchen Stoffen sie sich darstellender Weise beschäftigt, seien hier einige Daten gegeben. Maindron schätzt die Zahl der Künstler, die sich in Paris allein mit Entwürfen für Plakate beschäftigen, im Jahre 1895 auf etwa zweihundert. Darunter sind einzelne, deren Arbeiten nach Hunderten von Nummern zählen. Ungezählte Plakate sind nicht bezeichnet, ihre Autoren unbekannt. Um aber unter den „Größen der Plakatkunst" einen herauszugreifen, sei Jules Chéret, auf den später noch des speciellen zurückzukommen sein wird, genannt. Von ihm zählte man im Jahre 1895 beim Erscheinen des Maindronschen Werkes achthundertzwei-



Toulouse Lautrec (Paris): Plakat für den Divan Japonais.

undachtzig Nummern, wobei notabene seine frühesten Arbeiten, die schon in die fünfziger Jahre fallen, nicht mitgezählt sind. Im einzelnen führt Maindron aus, daß Jules Chéret gezeichnet habe Nr. 1 bis 4 seiner Plakate für Opern, 5 bis 19 opéras comiques, 20 bis 47 opéras bouffes, 48 bis 52 Ballets, 53 bis 56 Panneaux décoratifs, 57 bis 114 Folies-Bergère, 115 bis 117 Tertullia, 118 bis 120 Concert du XIXème siècle, 121 bis 138 Concert de l'horloge, 139 bis 154 Concert de l'Alcazar, 155 bis 176 Concert des ambassadeurs, 177 bis 191 für verschiedene Konzertlokale, 192 bis 204 für verschiedene Pariser Theater, 205 bis 210 Pantomime, 211 bis 213

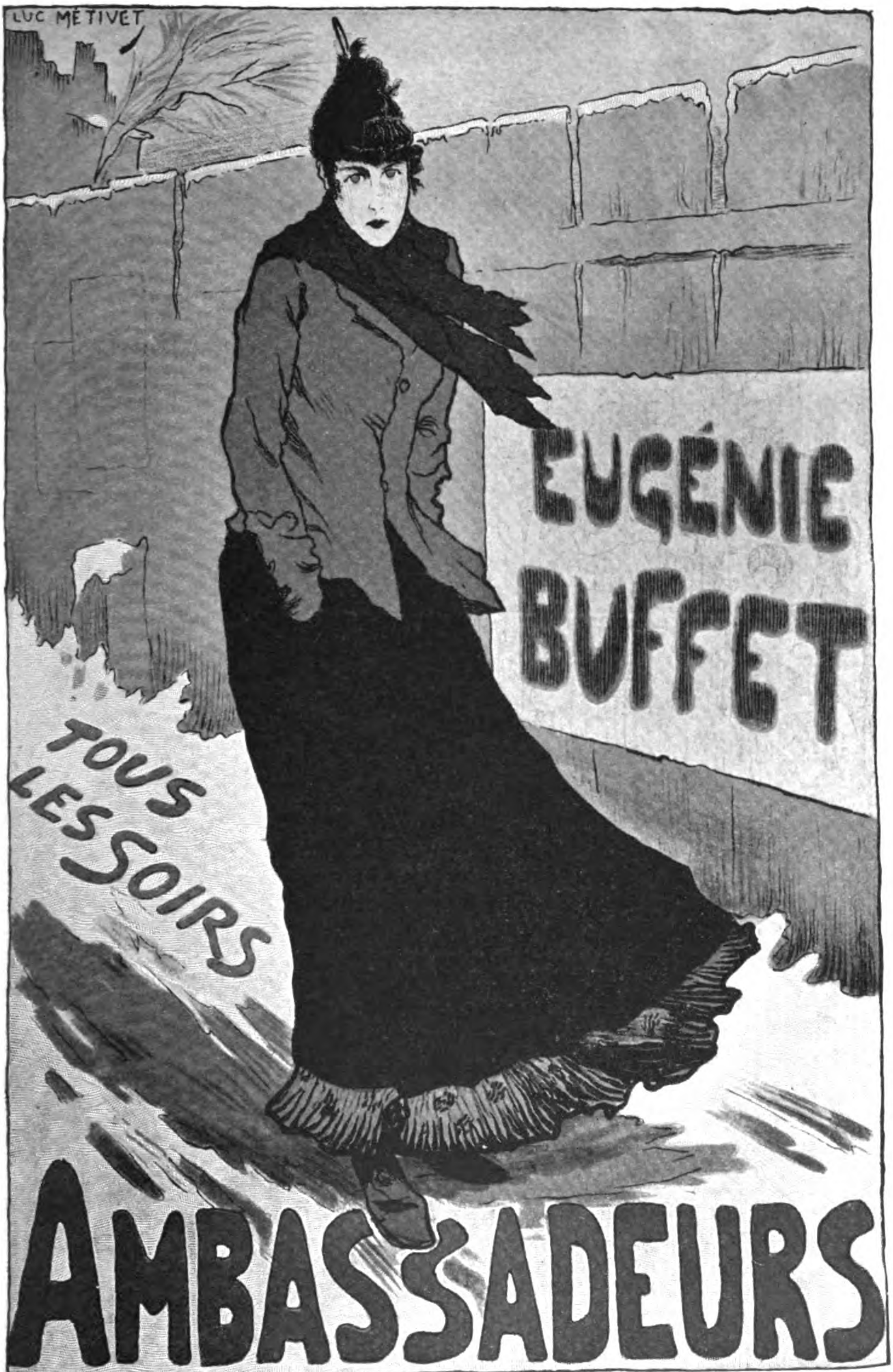
Athénée comique, 214 und 215 Palace-Théâtre, 216 bis 220 Jardin de Paris, 221 bis 224 Tournées artistiques, 225 bis 239 verschiedenerlei Aufführungen, 240 bis 247 verschiedene Balllokale, 248 bis 251 Bal Frascati, 252 bis 259 Moulin rouge, 260 bis 262 Élysée Montmartre, 263 bis 267 Valentino, 268 bis 274 Tivoli Waux Hall, 275 bis 277 Les montagnes Russes, 278 bis 280 Olympia, 281 bis 296 für Skatings- und Eislaufplätze, 297 bis 339 Hippodrome, 340 bis 346 Nouveau Cirque, 347 bis 349 Cirque d'hiver, 350 bis 381 künstlerische Ausstellungen, 382 und 383 Jardin d'acclimatation, 384 bis 393 verschiedene Festlichkeiten, 394 bis 404 Panoramas und Dioramas, 405 bis 423 Ausstellungen verschiedener Art, 424 bis 427 Buchhandlungen, 428 bis 446 Veröffentlichungen aller Art, 447 bis 462 politische Zeitschriften, 463 bis 476 Zeitschriften und Revuen, 477 bis 509 Lieferungswerke, 510 bis 519 Romane, 520 bis 557 für in Zeitungen abgedruckte Romane, 558 bis 560 für Magasins du Louvre, 561 bis 574 Magasins du petit Saint Thomas, 575 bis 578 Magasins du Printemps, 579 bis 588 für Magasins des Buttes Chaumont, 589 bis 603 für das nämliche Geschäft, aber nur in Bezug auf Damentoiletten, 604 bis 619 gleichfalls, für Herrentoiletten, 620 bis 625 Magasins de la Parisienne, 626 bis 633 Magasins de la Place Clichy, 634 bis 641 Magasins Voltaire (Kleider), 642 bis 649 Magasins aux filles du Calvaire, 650 bis 668 verschiedene andere Pariser Magazine, 669 bis 688 Magazine in der Provinz, 689 bis 698 für Au grand marché, 699 bis 707 Halle aux Chapeaux, 708 bis 717 Nahrungsmittel, 718 bis 736 Getränke, 737 bis 750 für pharmazeutische Produkte, 751 bis 779 Parfümerien, 780 bis 791 Saxoléine (Petroleum), 792 bis 805 Heizungs- und Beleuchtungsanlagen, 806 bis 820 Maschinen und Apparate, 821 bis 850 verschiedene Industriezweige, 851 bis 862 Verkehr, Bäder 2c., 863 bis 865 Plakatwesen, 866 bis 882 Verschiedenes. Nimmt man, gering angeschlagen, die Auflage jedes Plakates nur zu tausend Stück — manche wurden in Auflagen von zehntausend und mehr gedruckt —, so kann sich jeder sein Rechenexempel machen und daraus nach allen Richtungen seine Schlüsse ziehen. Über Honorare, Größen u. s. w. siehe unten.

* * *

Es ist charakteristisch, daß in einer Zeit, wo die Mal-Verfahren einander den Rang ablaufen und so zu sagen jeder Tag neue Erfindungen an Farb- und Bindemitteln bringt, die bald wieder beiseite gelassen werden, daß in dieser gleichen Zeit eine neu und mächtig sich entwickelnde Kunstgattung zurückgriff auf ein älteres, ganz und gar gesunkenes Verfahren: auf die Lithographie. Bekannt dürfte sein, daß diese, im Jahre 1795 durch den Bayern Alois Senefelder* erfunden, in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens von außerordentlich vielen Künstlern weitergebildet, zum künstlerischen Ausdrucksmittel des momentanen Einfalls wurde (wie es die Radierung gewesen ist und heute neuerdings wieder wird), andererseits aber als Reproduktionsverfahren in hohem Ansehen stand! Wer hätte nie von den zahllosen, genial hingeworfenen Blättern Raffets oder Gavarnis gehört, nie die sorgsam und hoch künstlerisch durchgeführten Blätter der Piloty und Löhleschen Anstalt in München bewundert, welche die reizenden Gestalten der alten Kölner Meister in so feiner Weise wiedergeben. Daß Menzel seine berühmtesten Blätter (z. B. den zwölfjährigen Jesus im Tempel) selbst lithographierte, daß Gavarni seiner lithographierten Porträts wegen in London Zutritt in die höchsten Gesellschaftskreise bekam, daß ein Décamps, Goya, Géricault, Horace Vernet, Isabey, Deroy, Delacroix, Monnier, Devéria, Lamy und viele andere Künstler von Ruf selbst auf den Stein zeichneten und ätzten, ist ebenfalls bekannt.

Allmählich trat die Lithographie mehr und mehr in den Dienst der unkünstlerischen

* Das Centenarium dieser Erfindung wurde im Jahre 1895 zu Paris durch eine umfassende Lithographienausstellung festlich begangen. Man ließ dem deutschen Erfinder alle Ehren widerfahren. Aus Münchens Staatsbibliothek figurierten Frühdrucke, welche heute äußerst selten geworden sind. Im Heimatlande schien sich kein Mensch um die Sache zu bekümmern. Eine in sehr engem Rahmen gehaltene Jubiläumsausstellung fand erst 1896 in der Maillinger Sammlung zu München statt.



Lucien Metivet (Paris): Plakat für das Concert des Ambassadeurs.

Handwerklichkeit, und vor einer gewissen Sorte farbiger Erzeugnisse dieser Technik mußte jedes auch nur im entferntesten fein empfindende Auge sich abwenden, womit



Boutet de Monvel: Plakat für ein Zahnreinigungsmittel.

übrigens nicht etwa gesagt sein soll, daß nicht noch heute sehr viele „artistische“ Etablissements die Welt mit solchen Produkten beglücken (siehe Kalender, Geschäftskarten und dergl., die in den meisten Fällen mehr kosten als etwas Einfaches, künstlerisch Gediegenes). Die Erfindung der Photographie und die aus ihr resultierenden ungezählten Reproduktionsverfahren brachten hier neues Leben. Nicht der Künstler allein war es mehr, der sich



Henri Meunier (Brüssel): Plakat für Concerts Ysaye.

den Stoff unterthan machte, sondern der Physiker, der Chemiker, der Mechaniker traten an ihn mit ihren Resultaten heran. Seine Technik fußte fortan auf ihrer Arbeit. Hatte die alte Lithographie sich mit Pressen und Steinen abfinden müssen, die von selbst gewisse Grenzen der räumlichen Möglichkeiten wiesen, so gab die fortgeschrittene Technik Mittel und Wege an die Hand, Flächen zu beherrschen, vor denen wahrscheinlich Alois Senefelder erschrocken wäre.

Es ist hier der Platz, eine kurze Geschichte der Entwickelung des Plakates im Verein mit der Entwickelung der Technik zu geben.

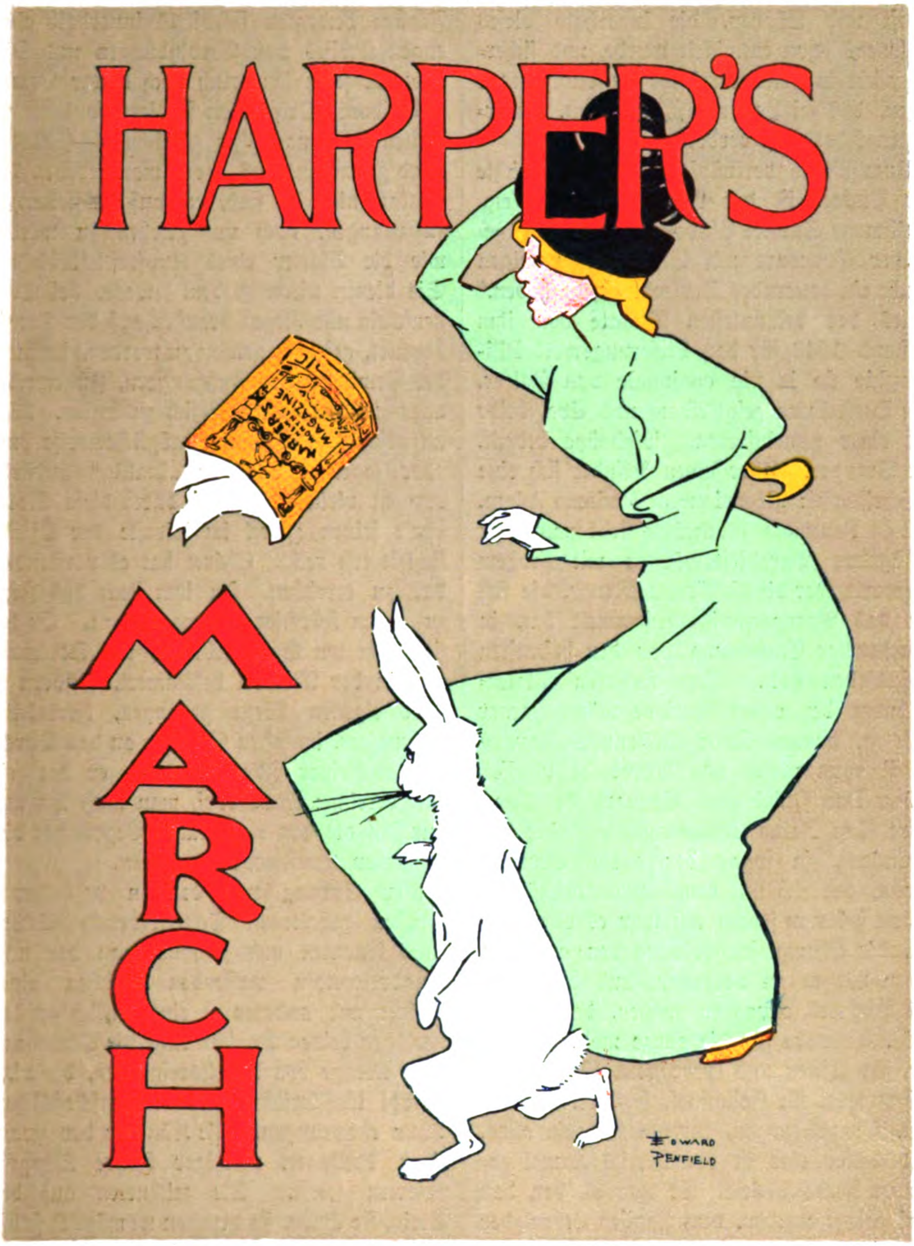
Den Brauch, alle Welt auf etwas aufmerksam zu machen, kannte schon das Alter=

tum, wie z. B. durch die von Clermont-Gannereau an den Resten des Tempelbaues zu Jerusalem entdeckten Inschriftsteine nachgewiesen wird. Das römische „Album“ gehört mit zu den Vorfahren des modernen Plakates. Bezeichnend ist, daß, wenn der Ausdruck erlaubt ist, der römische Buchhandel sich dessen bediente, ferner daß Schauspieler sich groß abbilden ließen in irgend einer Glanzrolle, um das schaulustige Publikum herbeizuziehen. Ob irgend ein europäisch spekulativer Kopf auf die geniale Idee verfallen sei, zu thun wie ein japanischer Kaufmann, der unzählige Exvotos in die Tempel hängen ließ, alle mit seiner Firma und Nennung seines Geschäftes versehen — Affichen also in räumlich kleinem Maßstab zwar, dagegen von ausgezeichneter Wirkung* — ist nicht bekannt. Wie sich das Mittelalter zur Affiche verhielt, darüber weiß man nur sehr wenig. In den meisten Fällen wird man sich wohl der noch heute vielfach gebräuchlichen, der lebendigen Bekanntmachung, das heißt des Ausrufers, bedient haben, der, mit irgend einem Lärminstrument versehen, gaßauf, gaßab zog und dem Endzwecke seines Vortrages immer eine musikalische Leistung, wär's auch nur das Bimmeln mit einer Handglocke, vorausschickte. Daß Texte, „attachées à un tableau, escriptes en parchemain et en grosse lettre“,** welcher Ausdruck in einem Erlasse aus der Zeit Franz' I. vorkommt, nichts anderes bedeuten kann als Affichen, ist sicher. Doch all diesen Dingen fehlte die hauptsächliche Vorbedingung, die das Wesen des Maueranschlages ausmacht: die maschinelle, in beliebiger Anzahl hergestellte Wiederholung eines zeichnerisch wirksamen, mit entsprechendem Texte versehenen und womöglich durch die Farbe auffälligen Originals. Des Buchdrucks allmähliche Entwickelung im Sinne allgemeinen Gebrauches hat natürlich auch da seine wesentlichen Spuren hinterlassen. Abgesehen von Regierungserlassen, die in so und so vielen gleichlautenden Exemplaren, womöglich mit Beigabe heraldischen Schmuckes, hergestellt und überall zur Anheftung kamen, sind es schon früh Vergnügungsgelegenheiten oder spekulative Unternehmungen, die sich der Öffentlichkeit durch Maueranschlag empfehlen. Illustrierte Anzeigen und Empfehlungen von Reisegelegenheiten sind im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts schon keine Seltenheit mehr. Nach Feuillet de Conches Angaben wurden anläßlich der Bühnenaufführungen in Ferney, dem Wohnorte Voltaires bei Genf, Plakate behufs Bekanntmachung verwendet, während die bei den von Madame de Pompadour in Scene gesetzten Theateraufführungen zu Versailles verwendeten, ihrer Zeit entsprechenden, oder die auf Satin gedruckten Affichen des Theaters der Marie Antoinette zu Trianon wohl bloß für einen ganz intimen Kreis berechnet waren. Affichen aus der Zeit der Revolution mit Vergnügungsanzeigen, meist mit Emblemen der Freiheit u. s. w. versehen, sind, trotzdem sie nachgewiesenermaßen sehr häufig vorkamen, heute äußerst seltene Dinge geworden. Dann kam die schon erwähnte Erfindung der Lithographie. Damit war nun die Möglichkeit gegeben, dem bis dahin für Illustrationszwecke gebräuchlichen, außerdem auch ziemlich teuren Holzschnitt eine billigere, leichter herzustellende Reproduktionsweise entgegenzusetzen. Ob der farbige Holzschnitt, das heißt der Druck mit verschiedenen Stöcken, welchen bekanntlich schon deutsche Holzschneider des sechzehnten Jahrhunderts angewendet hatten (Ugo da Carpi schrieb sich völlig mit Unrecht die Erfindung zu), bis dahin je anders Verwendung als zur Buchillustration und ähnlichen Zwecken gefunden habe, ist unbekannt. Thatsächlich ist erst mit der Einführung der Lithographie als künstlerischem Ausdrucksmittel das eigentliche Plakat, vorerst freilich auch nur in Schwarzdruck, entstanden. Selbst die sogenannten Congrevedrucke (farbige Walzendrucke) fanden keine Anwendung im Sinne unseres Themas. In Japan dagegen waren die sogenannten Senja Fouda, farbige Anzeigen, längst im Schwang.

Lalance soll als erster im Jahre 1836 ein illustriertes Plakat auf lithographischem Wege vervielfältigt haben. Es galt einem Roman Comment meurent les femmes. Ihm folgte so zu sagen auf dem Fuße Célestin Nanteuil mit der Veröffentlichungsanzeige des Robert Macaire (1837), unmittelbar darauf Raffet mit seinem Napoléon de Norvins und Eugène

* Siehe Tadamasa Hayashi, L'affiche au Japon. Maindron, Affiches II, 189.

** Siehe Charles Hyatt, Picture posters, S. 9.



Edward Penfield: Anzeige für Harper's Monthly (Nummer für März).

Gauché mit dem Plakat Le Prado, bald nachher Grandville mit einer Anzeige der Fables de Florian, sowie dem köstlichen Blatt Petites misères und dem einfachen, aber groß gedachten St. Helène und anderen. Das in Lieferungen erscheinende illustrierte Buch, das heißt dessen öffentliche Empfehlung, gab mithin die eigentliche Veranlassung zu der geradezu ungeheuren Entwickelung dieser Art von künstlerischer Äußerung. Nicht als ob erst heute sich Künstler von Rang mit der Sache beschäftigten, bewahre, alsbald nachdem die Sache sich einigermaßen eingeführt hatte, standen ihr die besten Kräfte zu Gebote. Wem jemals Gelegenheit geboten war, die Entwickelung des künstlerischen Ausdrucks in diesen Blättern kennen zu lernen, der wird erstaunt sein über die Unsumme von

Kraft und Können, die innerhalb dieses Rahmens schon entwickelt wurde, und sicherlich nicht in griesgrämigem Besserwissertone sagen, das sei Lotterkunst, bestimmt, die ererbten Ideale zu verderben.

Unauflöslich verknüpft mit der Geschichte der Plakate ist der Name Gavarnis (eig. Guillaume Sulpice Chevallier), dem die Gebrüder Goncourt mit ihrem gleichnamigen Buche ein dauerndes Denkmal gesetzt haben.* Eines der bekanntesten Plakate von ihm entstand 1846 für das Lieferungswerk Philosophie de la vie conjugale von Balzac. Die Darstellung zeigt Adam und Eva, beide mit einer gemeinsamen Zipfelmütze bedeckt, am Pranger. Über ihnen befindet sich eine Inschrifttafel: „Monsieur et Madame Adam. Vol de Pomme.“ Rückwärts sieht man einen geflügelten Paradieseswächter mit großem Schwerte, der die vielköpfige Menge, die sich um das Prangergerüst gesammelt hat, in respektvoller Entfernung von den bestraften Apfeldieben hält. Von weiteren Plakatzeichnern der ersten Periode wären ferner noch zu nennen Tony Johannot (Voyage où il vous plaira von Alfred de Musset, weiter Don Quichotte), Edouard de Beaumont (Les Nains Célèbres), Th. Frère (La Touraine), ja sogar der große Edouard Manet hat sich mit dem Thema beschäftigt. Einem späteren jedoch erst war es vorbehalten, die Lösung solcher Aufgaben auf ganz neuen Wegen zu versuchen, aus der Kunst des Plakates etwas zu machen, das charakteristisch wurde für die ganze moderne Kultur, für Sitten und Gebräuche, für Geistesäußerungen, für Heilmittel, Kleider, Schrifttum, Vergnügungen, kurzum für rein alles. Und dieser eine ist der bereits einmal genannte Jules Chéret. Er war es, der, das darf gesagt werden, dem Pariser Leben, der Erscheinung der Pariser Straßen etwas Neues, etwas Charakteristisches hinzufügte durch seine farbigen Plakate. Man mag ihm, sieht man seine Arbeiten in Ausstellungen eine nach der anderen, vorwerfen, er bediene sich nicht der höchsten Ausdrucksmittel, die ihm durch technische Möglichkeiten geboten sind, man mag ihm vorwerfen, seine Farben bewegten sich stets innerhalb eines engen Kreises von Verbindungen und seine Figuren seien schwerlich nach lauter Venus- und Adonis-Originalen studiert, sondern zuweilen recht nachlässig gezeichnet — all das wird gegenstandslos, wenn man bedenkt, daß Plakate nicht da sind, um auf Ausstellungen zu prangen, noch um gesehen zu werden wie die Blätter eines Kupferstichkabinetts. Sie dienen vielmehr dem Zwecke, bei Sonnenschein und Regen draußen auf der Straße beachtet, gesehen, gelesen zu werden, inmitten des Gewühles von Fußgängern, Fuhrwerken aller Art den Blick auf sich zu lenken. Was im geschlossenen Raume möglicherweise bunt oder sagen wir sogar „knallig“ aussieht, versieht vielleicht gerade durch diese Eigenschaft seinen Zweck im Dienste der Öffentlichkeit erst recht. Chéret hat es verstanden, das zu erreichen. In ihm steckt das Zeug zu einem Künstler comme il faut. Er hat sich nicht um Staffeleibilder, um Strömungen in der Malerei bekümmert, sondern ist seine eigenen Wege gegangen, hartnäckig, unbeugsam, im festen Glauben an das Durchdringen seiner Ideen, und — er hat sein Ziel erreicht: Man darf, man muß ihn und nur ihn als den eigentlichen Begründer dieser neuen Kunstweise bezeichnen.

Der Sprung von den in bescheidenen Größen gehaltenen Schwarzdruck-Blättern eines Gavarni und Johannot zu den nach Quadratmetern messenden Affichen eines Chéret und anderer ist ein ziemlich großer. Zwischen beiden Punkten liegt die Erreichung einer Menge von Arbeitsresultaten, die nicht sowohl künstlerischem, als wissenschaftlichem Thun entsprangen. Die Künstler der zwanziger, dreißiger, vierziger Jahre lithographierten selbst. Sie zeichneten auf den Stein, sie ätzten, sie druckten womöglich selbst. Die Flächenausdehnung, die sie zu bemeistern hatten, erreichte keine außerordentliche Größe. Das manuelle Verfahren setzte sich von selbst bestimmte Grenzen. Die Erfindung der Chromolithographie durch Gottfried Engelmann, vor allem aber die Photographie und ihre mannigfache Anwendung auf das Druckverfahren, die Möglichkeit, jede Originalzeichnung beliebig zu vergrößern oder zu verkleinern, dabei die „Handschrift“ des Künstlers vollständig zu wahren, jede ma-

* Gavarni, l'homme et l'œuvre par Edm. et Jules de Goncourt, 1873 bei Henri Plon.



Firmin Bouisset: Plakat für Chocolat Menier.

nuelle Übersetzung also unnötig zu machen, die Möglichkeit ferner, Originale auf Kupfer, Holz, Stein zu übertragen und die Wiederholung einzelner Partien (wie das der Farbendruck erfordert) so zu sagen mit mathematischer Genauigkeit zu ermöglichen,

mithin neben der Zeitersparnis eine Präcision sondergleichen zu erzielen, das alles brachte Wandlungen grundlegender Art mit sich. Sie haben freilich den Künstler der Mühe überhoben, das Werden seines Werkes bis zur letzten Ausgestaltung eigenhändig zu überwachen, und manche Stimmen wurden laut, die ihr Veto gegen das maschinelle Reproduktionsverfahren im Interesse der Eigenart einlegten, ohne vielleicht dabei zu bedenken, daß jedes Originalwerk immer nur Eigentum derer sein wird, die es bezahlen können, daß aber die künstlerisch gute Wiedergabe weit mehr den Zweck erreicht, das Schöne, das von Menschenhand erschaffen ist, hinauszutragen, allen zugänglich zu machen und auf diese Weise weit mehr Nutzen zu stiften als durch die Beschränkung der Zugänglichkeit, die notgedrungenerweise stets mit dem Besitze von Originalen verknüpft ist.

Erwähnt zu werden verdient übrigens die Art, wie weitere Kreise mit dem Schaffen der neueren Plakatkünstler in Frankreich bekannt gemacht wurden. Sah man auch schon in den siebziger und achtziger Jahren mannigfach die Erzeugnisse derselben öffentlich, da, wohin sie ihre Bestimmung von selbst führt, so dachte doch eigentlich niemand daran, die Resultate dieser Arbeit in abgeschlossener Weise vorzuführen. Zwar wurde 1884 in Paris der Versuch einer Ausstellung amerikanischer Plakate gemacht, doch vermochte das gebotene Material, das mehr durch Flächeninhalt als durch künstlerischen Inhalt imponierte, keinerlei Anziehungskraft auszuüben. 1889 wurden im Zusammenhange mit der Section der Histoire rétrospective du travail der Weltausstellung zu Paris hundert Blätter, so zu sagen eine Geschichte der Affiche seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, aus der Sammlung Maindron ausgestellt. Kurze Zeit darauf unternahm es Jules Chéret (Dezember 1889 und Januar 1890), einmal einen Teil seines Lebenswerkes der Öffentlichkeit vorzuführen. In der Galerie des Théâtre d'Apollon zu Paris stellte er Lithographien, Pastelle, Zeichnungen, Skizzen, halb und ganz ausgeführte Plakate, Vorstudien hierzu u. s. w. aus. Der Erfolg war ein durchschlagender: Man wußte in Paris auf einmal, daß l'Art de l'Affiche ein merkwürdig Ding, daß es künstlerisch so modern wie nichts anderes sei, daß darin eine Welt stecken und eine Zukunft enthalten sein müsse, gegen welche die tollsten Luftschlösser möglicherweise nur Kleinigkeiten bedeuten. Begeisterungsfähig für die rasche Entwickelung verheißungsvoller Ideen, wie die Franzosen es nun einmal sind — zu ihrer Ehre sei es unumwunden im Vergleich zu anderen Nationen, auch im Vergleich zur deutschen gesagt —, erfaßten auch andere die Idee, das Wesen des Plakates durch Ausstellungen außerhalb der Centrale Paris bekannt zu machen. Chéret wurde in Anerkennung seiner Verdienste, trotzdem er keine historischen Unglücke gemalt hatte, zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Die von ihm geernteten Lorbeeren ließen manch anderen nicht ruhen, und es schossen nun auf einmal Affichen-Ausstellungen aus dem Boden wie die Pilze nach einem warmen Regen; ja, die gestrengen Herren von der Société des Artistes Français, die im Champ de Mars ihre jährlichen Ausstellungen hielten und aller Welt sagten, *sie* seien die eigentlich Auserlesenen, nicht jene im Salon der Champs Elysées, diese gestrengen Herren gaben im Frühjahr 1891 verschiedene Säle ihres Ausstellungsgebäudes her, offenbar um der Welt zu zeigen, daß es außer der Pinselarbeit auch noch andere Dinge gebe, die man heutzutage nicht schlechtweg verachten dürfe. So war in Frankreich die Sache schon im vollsten Gange, als sich auch allmählich das Ausland, am spätesten Deutschland anschloß.

Die Schnelligkeit, mit der die Begleitfragen erledigt wurden, welche sich alsbald nach dem Aufschwunge des französischen Plakatwesens einstellten, nämlich: gebräuchliche Formate und einheitliche Preise — das allein schon beweist, in wie rascher Weise die Bewegung um sich griff. Wir haben, wie mir von bedeutenden Papierindustriellen, wie z. B. Kommerzienrat Bullinger in München, versichert wird, noch heute in Deutschland keine gebräuchlichen Papiergrößen für Plakate, während sie sich in England und Amerika einbürgern, in Frankreich dagegen eine längst zu Recht bestehende Norm bilden. Dort unterscheidet man (nach Maindron), Rand eingerechnet:



Lewis Rhead: Plakat für die amerikanische Zeitschrift The Sun.



Lewis Rhead: Plakat für die amerikanische Zeitschrift The Sun.

1/4 Colombier	0,41 m zu 0,30 m,
1/2 Colombier	0,60 m zu 0,41 m,
Jésus	0,70 m zu 0,65 m,
Colombier	0,61 m zu 0,82 m,
Grand-Aigle	1,10 m zu 0,70 m,
Double Colombier	1,22 m zu 0,82 m,
Double grand-aigle . . .	1,40 m zu 1,10 m,
Quadruple Colombier . .	1,64 m zu 1,22 m,
Quadruple grand-aigle . .	2,20 m zu 1,40 m.

Die darauf entfallenden Staatsstempel sind für die ausgeführte Affiche: 1/4 Colombier 6 Centimes, 1/2 Colombier 12 Centimes, Jésus und Colombier 18 Centimes, alle anderen Formate 24 Centimes.

Die Bestellung des Plakates schließt stets auch das Format in sich. Nimmt man z. B. Quadruple Colombier, Auflage 1000, so kommt ein Exemplar fertiger Druck (Honorar für den Künstler mit einbegriffen) 2 Franken, Stempel 24 Centimes, Affichierung 18 Centimes, zusammen 2.42 Franken.

Bei einer Auflage von zweitausend verringert sich der Preis schon ganz wesentlich, denn alles einbegriffen kommt das einzelne Blatt, bis es an Ort und Stelle ist, 1 Frank 67 Centimes, bei dreitausend 1 Frank 42 Centimes. Je größer die Auflage, desto billiger die Herstellung, denn dann verteilt sich z. B. das Honorar des Künstlers, das in keiner Weise von der Zahl der Auflage abhängt, viel stärker. Das Original bleibt stets Eigentum des Künstlers. Beim Preise ist nur die Benutzung desselben in Anschlag gebracht. So ist auch diese Seite der Sache durchaus regelrecht entwickelt. Des weiteren unterliegt — Erfahrungen mit den berüchtigten antiklerikalen, stellenweise geradezu schlüpfrigen Plakaten von Léon Choubrac, der vielfach Hope zeichnete, führten offenbar dazu — das Plakat vor seiner Verwendung einer gerichtlichen Begutachtung, die unter Umständen bis zur Einziehung sich erstreckt. Daß man bezüglich vieler Dinge, die anderswo als äußerst shocking bezeichnet würden, behördlicherseits in Paris nicht gerade sehr zimperlich ist, beweisen manche Plakate, welche die Censur passierten und an Freiheit des zeichnerischen Ausdrucks wahrlich keinen Mangel leiden. Sie stehen als Erscheinung auf einer Höhe mit den öffentlichen Tanz-

lokalitäten, wo je nach Bedürfnis und Sitte die Art des Verkehrs bis beinahe auf den Nullpunkt sinkt oder das noch aufweist, was man etwa als „Sittlichkeitsschranken" bezeichnen könnte. Nun denke man aber nur nicht etwa, daß diese Welt die allein ausschlaggebende sei. Sie ist es ebensowenig, wie die Plakate der Revue deshabillée oder des Moulin rouge als Muster der Affichenkunst gelten können, denn neben den lustig-lotterhaften Eintagsfliegen ist eine andere Gattung von Dingen desselben Zweckes groß geworden, welche überhaupt mit dem Bedürfnisse nach Leichtlebigkeit in rein gar keiner Beziehung steht oder aber gewollter-maßen der leicht geschürzten Muse den vollen künstlerischen Ernst entgegensetzt. Man kann sich nicht leicht schärfere Gegensätze denken, als etwa die ausgelassenen Arbeiten von Choubrac, Guillaume einerseits, die beinahe einer pessimistischen Weltanschauung entsprechenden, dabei realistisch gehaltenen von Toulouse-Lautrec, die absolut realistischen, künstlerisch hochbedeutenden von Steinlen, die trocken humoristischen von Valloton andererseits und als Kontrast dazu etwa die streng schönen Arbeiten eines Grasset, eines Orazi, Mucha, Aman-Jean oder gar eines Carlos Schwabe, bei welch letzterem die ganze Symbolisterei der Rosenkreuzler ins Treffen geführt ist. Die politische Affiche spielt eine nebensächliche Rolle. Erscheinungen wie der Wahlaufruf von A. Willette sind vereinzelt geblieben, wogegen kritischer Spott über veraltete Einrichtungen nicht selten den Grundzug bildet, so z. B. in dem Plakate des Salon des Cent von Jossot, wo der akademische Zopf seinen Hieb abbekam. Zahlreich sind auch die Plakate, wo es sich weniger um figürliche als landschaftliche Erscheinungen handelt. Sie dienen den großen Badeorten, den sommerlichen Reisezielen, vor allem Dampfschiff- und Eisenbahn-Gesellschaften, sowie Hotel-Besitzern. Verschiedene Male ist auch versucht worden, die Plastik in den Dienst der öffentlichen Bekanntgaben zu stellen, doch, wie es scheint, ohne nennenswertes Resultat; bedingt doch die Herstellung selbst des einfachsten Reliefs schon die Zuhilfenahme ganz anderer Mittel als die farbige Bedruckung des meist leichten, dünnen Papiers, von der Verwendung gar nicht zu reden, die schon durch das Gewicht auf viel größere Hindernisse stößt. Plastische Figuren, wie sie, von einer wirklich genialen Künstlerin — Madame Yeldo (Pseudonym einer Dame der französischen Aristokratie) — geschaffen, auf kleinen Handwagen durch die Straßen von Paris gezogen wurden, ermangelten, was ihre Anordnung betraf, nicht der vollen Anerkennung, doch war von seiten der Künstlerin der Umstand zu wenig in Betracht gezogen worden, daß die Unebenheiten des Bodens, über welchen das Fahrzeug sich bewegt, bei aller Güte einer den Figuren unterlegten starken Konstruktion aus Eisenstäben und Drähten, dennoch ein ewiges Wackeln und Schütteln und damit binnen kurzer Zeit die Verunstaltung der Figur zur Folge haben. Gegen die sogenannten Sandwiches aber, wandernde Affichen, d. h. Leute, die auf Gestellen und Stangen Plakate herumtragen, spricht der großstädtische Verkehr, der jedes Hindernis der Bewegung — und als solches stellten sich diese Sandwiches heraus — protestiert. So bleibt es wohl in erster Linie beim Maueranschlag. Die hauptsächlichsten Erscheinungen des letzteren namhaft zu machen, wird Aufgabe des folgenden Abschnittes sein.

(Schluß folgt.)

Sonja Kowalevsky.

Eine biographische Skizze

von

Marie von Bunsen.

Man hat manches über Sonja Kowalevsky geschrieben; jede der Biographien war interessant, aber fast jede zu einseitig, zu persönlich gefärbt. So die verbreitetste und ausführlichste, die der Frau Edgren-Leffler.* Nicht wenige haben sie bedingungslos bewundert; aber andere, auch solche, die nichts Näheres über die Heldin wußten, empfanden instinktiv eine, ganz gewiß unbeabsichtigte Verkleinerung, eine irreführende Betonung des Nebensächlichen, ein mangelndes Gefühl für das Größte und Liebenswürdigste ihres Charakters. Diese Ansicht mancher Außenstehenden teilen, wie ich mich überzeugen konnte, Sonjas nächste Freunde, teilen selbst Verwandte und Freunde der Frau Leffler. Auch deshalb ist der vorzeitige Tod der Biographin bedauernswert; zweifellos hätte die durchaus aufrichtige Frau manches später berichtigt und ergänzt. Recht fleißig hat man auch die Skizze der Frau Laura Marholm** gelesen. Wie bei den anderen Heldinnen dieses geistvollen Tendenzbuches, wird auch Sonjas groß angelegter Charakter nur auf einen Trieb und auf einige Nerven hin geschildert. Dann kommt die ganz allerliebste Selbstbiographie;*** selten anschaulich, sind es leider nur Kindheitserinnerungen. Eine überaus feine und gerechte Beurteilung ihres Lebens, auf die ich besonders hinweisen möchte, findet sich in Ellen Keys „Anna Charlotte Leffler-Cajanello",* und als letzte giebt Sonjas Verwandte, Fräulein von Adelung, ansprechende Jugenderinnerungen.**

Die kurze Übersicht, die ich geben will, hat nur diesen einen, aber vielleicht ins Gewicht fallenden Wert: sie beruht auf den Anschauungen von Sonjas nächsten Berliner Freunden.

Sonja Krukrowsky ist 1850 als Tochter eines wohlhabenden russischen Generals und Landedelmannes geboren. Ihre Mutter stammte aus einer deutschen Familie, und so intensiv slavisch Sonjas Temperament und Persönlichkeit erscheint, ihre Talente, ihre Beharrlichkeit — warum sollen wir es verschweigen? — waren anscheinend deutsches Erbteil. Ich versage es mir, an die von ihr so meisterhaft gezeichneten Jugendbilder zu streifen. Über die namenlos ungepflegte Kinderstube, über die von erbitterten Leibeigenen erwürgte Tante, über die unschuldig verklagte kleine Dienstmagd, welcher nachher feierliche Abbitte geschah, über der Schwester Anjuta litterarisch angeknüpfte, sentimental werdende Freundschaft mit dem großen Dostojevsky wird jeder gewiß gern in den „Jugenderinnerungen" selbst nachlesen.

---

* Sonja Kowalevsky. Von A. Ch. Leffler-Cajanello. Leipzig, Reclam.

** Das Buch der Frauen. Von Laura Marholm. Paris und Leipzig, Albert Langen.

*** Jugenderinnerungen von Sonja Kowalevsky. Berlin, Fischer.

* Das von Therese Krüger übersetzte Kapitel über S. Kowalevsky befindet sich in der „Frau", Juli 1895.

** Deutsche Rundschau. Dezember 1896.

Zweifellos ging man nicht im geringsten auf den Charakter der beiden äußerst begabten Schwestern ein, zweifellos war die Erziehung recht ungenügend. Sonja erzählte einer Berliner Freundin, wie sie als vierzehnjähriger Backfisch sich so über den geplanten Durchstich der Panamalandenge begeisterte, daß sie im Überschwang der Gefühle ein Gedicht darauf verfaßte. Ihre Erzieherin, eine typische Miß, war entsetzt; vierzehnjährige Mädchen sollen nicht dichten, ganz gleichgültig, ob es sich um unreife Liebeslieder oder um die Freude an einem großen Vorhaben handelt. Das Unglücksgedicht wurde auf ein Plakat geklebt und ihr als Schandfleck um den Hals gehängt.

Mit siebzehn Jahren beging sie ihren ersten wichtigen Schritt und heiratete den Doktor Kowalevsky. Diese Heirat schildert Frau Leffler folgendermaßen: In der russischen Jugend gärte es gewaltig; um die großartigen Pläne zu verwirklichen, wollte man lernen und studieren, und zwar „da draußen", fern von der russischen Censur. So verfielen einige junge Mädchen auf den Ausweg einer Scheinehe, um so ohne Schwierigkeiten seitens der Eltern und Behörden in Deutschland und Frankreich die Universitäten zu besuchen. Die bildhübsche Schwester Anjuta, eine Freundin und Sonja finden in einem Herrn Kowalevsky das geeignete Objekt, und zur allgemeinen Verwunderung erwählt sich dieser die weniger schöne Sonja zur Scheinehegefährtin. Mit allen Einzelheiten wird nun die Verlobungsüberrumpelung geschildert. Während der Vorbereitungen zu einem Familienmittagessen schleicht klopfenden Herzens Sonja zum Heiratsobjekt, sitzt in banger Erwartung in seinem Studierzimmer, bis die Bombe zu Hause platzt. Erst als die Tischgesellschaft im Eßzimmer versammelt ist, bemerkt man Sonjas Abwesenheit; ihr zurückgelassener Brief an den Vater sagt: „Vergieb mir, ich bin bei Woldemar; bitte, widersetze dich nicht unserer Verbindung!" Der General eilt zur Tochter, muß notgedrungen verzeihen, kehrt mit dem Brautpaar zurück und stellt den Woldemar als Schwiegersohn vor. („Kurz darauf, im Oktober 1868, wurde die Hochzeit zu Palibino gefeiert.")

Ganz anders erscheint Fräulein von Adelung diese Episode, und zwar auf Grund der gleichzeitigen ausführlichen Briefe einer Großtante und Tante. Aus diesen geht hervor, daß die Verwandten bereits im Juni die gegenseitige Verliebtheit der jungen Sonja und des Dr. Kowalevsky bemerkten und billigten, daß aber der Vater noch nicht seine Einwilligung gab. Am 2. Juli folgte dann in Palibino (dem Gute) die Verlobung, und die Tante berichtet: „Ssófa (Sonja) ist strahlend und reizend hübsch. Kowalevsky sieht sehr glücklich aus und stolz auf seine Eroberung ... er möchte, wie jeder Bräutigam, sich das ausschließliche Recht auf seine hübsche Braut vorbehalten ... Ssófa ist das Bild des Glückes ... Kowalevsky scheint ein treffliches Herz zu haben, sehr richtige Gefühle, gute Grundsätze, viel Sinn fürs Familienleben und vor allem eine tiefe Neigung für Ssófa. Diese ihrerseits liebt ihn leidenschaftlich." Dann die Schilderung des Hochzeittages (15. Sept.): „Ssófa frisch, glückstrahlend und hübsch, wie man sich eine Braut nur wünschen kann ... Der strahlende Ausdruck verließ sie während der ganzen Handlung auf keinen Augenblick, aber es war nicht der Ausdruck einer oberflächlichen Regung, sondern die tiefe Überzeugung des wahren Glücks." Kurz, es handelte sich anscheinend um einen üblich-seligen Brautstand.

Wie läßt sich dieses mit dem Lefflerschen Bericht vereinen?

Ganz gewiß hat Frau Leffler die Scene nicht erdichtet; die etwaige Ungenauigkeit müßte sich also auf Sonja zurückführen lassen. Sollte in ihrem phantastisch erregten Gehirn im Verlauf langer Jahre sich allmählich diese Legende krystallisiert haben? Wer kennt nicht die oft besonders liebenswürdigen und begabten Naturen, bei denen die Einbildungskraft, ganz ohne selbstsüchtige Nebenzwecke, nackte Thatsächlichkeit künstlerisch gestaltet? Ich erinnere nur an Bettina von Arnim. Von ihr sagt Herman Grimm, doch sicherlich ein treuer Bewunderer: „Sie läßt Goethe Gedichte an sie richten, die nicht für sie gedichtet waren ... sie erinnert sich Scenen, die sie beschreibt, und die doch nur geträumt wurden." Dürfte man Sonja wegen dieser harmlosen Verlobungsmythe schroffweg für unwahr erachten? Ganz einheitliche, durchsichtige Charaktere

sind so selten und wenig interessant! Vielen neuen Biographien — ich erinnere an die Froude-Carlylesche, an die der Marie Baschkirtseff — geschieht bitteres Unrecht, indem man das Komplizierte und Widersprechende fast jeder Natur übersieht. Man versuche doch nur die Charaktere, welche man am allerbesten kennt, anderen zu schildern. Wie muß man jede Eigenschaft bedingen und eingrenzen, wie muß man scheinbar entgegengesetzte Züge vereinigen! Und hat man seine Analyse beendet, so fühlt man das Unzulängliche seiner Bestrebungen und sagt: „man muß den Menschen eben kennen, um ihn zu verstehen.“ Sonjas Cousine, welche sie fast nur als Kind kannte, meint, daß diese „ihrer Einbildungskraft stets zu viel Freiheiten einräumte“. Aber man darf nicht vergessen, daß fast alle begabten, phantastischen Kinder Unwahrheiten erzählen. Eine gute Erziehung gewöhnt es ihnen meistenteils ab, manchmal erst spätere, eigene Erkenntnis. Beruhen Familieneindrücke nicht oft auf unerschütterlichen, aber vielleicht mißverstandenen Kinderstubenauftritten und Begebenheiten? Erinnern wir uns keiner Menschen, welche von Freunden verstanden und mehr oder minder von der Familie verkannt werden? Die Wahrheit bricht sich anders in verwandten, anders in befreundeten Augen; recht haben beide, aber das maßgebendste Recht oft die Wahlverwandten.

Die Wahlverwandten, die besten Freunde Sonjas, halten die Schilderung der Biographie für, wenn auch nicht buchstäblich, doch thatsächlich echt. In fast gleichlautenden Worten betonten sie Sonjas hervorragende Aufrichtigkeit. „Wohl konnte sie mit ihrem Sinn für Humor, mit ihrer sprühenden Einbildungskraft hin und wieder übertreiben und ausschmücken; nie, während all dieser Jahre, habe ich sie bei der kleinsten Unwahrheit ertappt.“ Sonja hatte nur einmal die Geschichte ihrer Verlobung erwähnt, sprach wenig und bedauernd über ihre Ehe, sagte aber mehrmals, daß sie den Kowalevsky nie geliebt hätte und nur heiratete, um fortzukommen, um Arbeitsfreiheit zu erlangen. Sehr bemerkenswert ist die Thatsache, daß jene Freundin, welche die ersten Jahre der „Scheinehe“ mit ihr verbrachte, das gemeinsame Leben durchaus im Lefflerschen Sinne beschreibt. Auch die Pariser Freunde haben, soweit mir bekannt ist, die Lefflersche Schilderung der Verlobung und Ehe nie bezweifelt. Sie erwähnen ebenfalls Sonjas Wahrhaftigkeit, und der zu früh verstorbene Philosoph Guyau sprach von ihrer „fast unangenehm berührenden Aufrichtigkeit gegen sich und andere“.

So glaube ich, im Gegensatz zu Fräulein von Adelung, den Thatsachen der Biographie. Um so psychologisch merkwürdiger erscheint mir der dokumentarische Bericht der Augenzeugen; der „glückstrahlende“ Ausdruck der blutjungen Braut bedeutete also wohl den verschlagenen Triumph, die Hoffnung auf endlich ermöglichtes Studium.

Ein halbes Jahr nach der Vermählung zog Sonja mit ihrem Gatten nach Heidelberg. Ausnahmsweise durfte sie den mathematischen Vorlesungen beiwohnen, und Professor Bunsen erzählt oft, mit welcher bestechenden, einschmeichelnden Kunst die kleine Russin ihm auch für ihre Chemie studierende Freundin und Gefährtin die Erlaubnis abzuzwingen verstand. Kowalevsky war nur teilweise dort. Natürlich litten beide unter der inneren Verschrobenheit des Verhältnisses; obgleich sie ihm so wenig gab und geben wollte, hoffte sie mit ihrem „grenzenlosen Bedürfnis nach Zärtlichkeit“ auf seine unendliche Hingebung. Die verhängnisvollen Widersprüche ihres Wesens machen sich geltend, vergällen die Freude an ihrer bereits Aufsehen erregenden wissenschaftlichen Arbeit. Unter Professor Weierstraß, „dem Vater der modernen Analyse“, arbeitete sie dann mehrere Jahre lang in Berlin. Sie war zwanzig, wie Photographien bezeugen, eine rührend kindliche Erscheinung, mit merkwürdig leuchtenden, fragenden Augen. Sie und ihre Freundin führten eine angreifende, freudlose, im ernstesten Studium sich einbohrende Existenz. Ihre Gefährtin entwirft das unfreundlichste Bild von ihrer „schlechten Wohnung, schlechten Luft, schlechten Nahrung bei unablässig übertriebener, erschöpfender Arbeit und keiner Zerstreuung“.

Wenn man Sonja als Typus der neuen Gelehrtin hinstellt, übersieht man das zwecklos Unnormale dieser Lehrzeit. Die nächste Generation wird vielleicht einige wenige, möglicherweise recht begabte Gelehrtinnen

aufweisen, diese werden aber unter ganz anderen Bedingungen studieren. Ebenso wie die jungen Musikerinnen und Malerinnen von heute werden auch sie in Pensionen oder Familien wohnen, kameradschaftlichen Umgang mit Gleichstrebenden pflegen, je nach Neigung und Stellung in größeren oder kleineren Kreisen verkehren. Ebenso wie die männlichen Studenten werden sie, innerhalb der den jungen Mädchen der gebildeten Stände gezogenen Grenzen, neben ernster Arbeit harmlos und heiter ihre Jugend genießen. Nicht anders, als dies bei Künstlerinnen geschieht, werden dann einige heiraten und ihre Wissenschaft aufgeben; eine schlechtere Vorbereitung zur Ehe als diejenige anderer jungen Mädchen haben sie deswegen nicht erhalten. Ob sich schließlich ihre Zukunft glücklich gestaltet, richtet sich nach den verschiedensten, meist im Zufall des Charakters liegenden Umständen.

Sonjas unjugendliche Studienjahre führten jedoch zum Ziel: 1874 machte sie in Göttingen ihren Doktor und wurde infolge besonderen Dispenses vom mündlichen Examen befreit.

Nun kehrte sie nach der alten Heimat zurück, nach dem veränderten Palibino. Hier war Anjuta, nach ihrem abenteuerlichen Pariser Leben, mit dem angebeteten Communard-Gatten gelandet, und mit rührender Einsicht fand der früher so starre General sich in der neuen Lage zurecht. Sein Tod löste den Haushalt auf; Sonja war tief erschüttert; in der entstehenden Vereinsamung nahm die sonderbare Scheinehe der Kowalevsky ein Ende, und das Ehepaar richtete sich in Petersburg ein. Hier geriet Sonja in einen angeregten, glänzenden Kreis, wo man ihre Gaben und Persönlichkeit bewunderte und verstand. 1878 wurde ihnen eine Tochter geboren, Kowalevsky fand zusagende wissenschaftliche Arbeit, ihr Glück schien zu blühen. Doch sie gerieten in unselige Spekulationen, büßten ihr kleines Vermögen ein, während Temperamentsschwierigkeiten das eheliche Verhältnis untergruben. Sonja glaubte alles für ihren Gatten gethan zu haben und wähnte bei ihm nur mangelhafte Hingabe zu finden. Sie zweifelte an der Möglichkeit eines weiteren Zusammenlebens und verließ Rußland, um durch ihre Talente sich selbst und das Töchterchen zu versorgen. Nicht lange darauf erhielt sie die Nachricht vom Selbstmord ihres Mannes. In der tiefen, durch Reue verschärften Trauer vergrub sie sich in rastlose Arbeit.

Die Lefflersche Biographie und natürlich erst recht die der Marholm vernachlässigen die wissenschaftliche Seite ihres Lebens. Ein wechselnder Stimmungsmensch, hat sie sich ja auch manchmal bedauernd über ihr Studium geäußert; schwerlich war dies der wahre Grundton ihres Wesens. Anscheinend hing sie mit echter Neigung an diesen großen, abstrakten Gedanken, hing, vom notgedrungenen Broterwerb abgesehen, mit uneigennütziger Hingebung an dieser den meisten so fernliegenden, idealen Wissenschaft. Sie schätzte die herben Freuden angestrengter Arbeit, war stolz darauf, ihr kleines, indirektes Scherflein zum unsterblichen Bau der Jahrtausende beitragen zu dürfen. Ihre Gemütsart verbitterte ihr oft die Befriedigung am Studium, wie an allem anderen, im Grunde aber genoß sie die Arbeit und freute sich am ehrlich errungenen Erfolg.

Manchmal hört man die Behauptung, als Mann wäre sie ein einfacher Durchschnittsprofessor gewesen. Nach den Eindrücken, welche ich von Professor Weierstraß und dem verstorbenen Professor Kronecker erhalten habe, ist das nicht der Fall. Diese Gelehrten haben sie ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht gemessen und gewürdigt. Ihr intuitives Eindringen wäre auch bei einem Manne hervorragend, ihre wissenschaftliche Bildung auch für einen Mann selten umfassend gewesen. Das Gesamtergebnis ihres produktiven Schaffens ist aber nach Professor Weierstraß nicht ganz sicherzustellen, da sie sich zu sehr zersplitterte und viel zu frühzeitig starb. In diesen Trauerjahren war sie nicht nur seine Schülerin, sondern verkehrte viel und freundschaftlich in seinem Hause. Ihre Schwermut verlor sich; heiter nahm sie an der Geselligkeit teil, war sehr beliebt und kehrte in ihren Ferien immer gern nach Berlin zurück. Ein auszeichnender Ruf war inzwischen an sie ergangen; durch Professor Mittag-Lefflers Bemühungen wurde sie 1884 Professor der Mathematik in Stockholm. Dies gab ihr die ersehnte Selbständigkeit und die Aussicht, früher oder

später ihrem Kinde eine Heimat und Zukunft bereiten zu können.

Auch was Sonjas Muttergefühle betrifft, weckt die Lefflersche Biographie einen falschen Eindruck. Ihre Freundin Ellen Key sagt (für die deutsche Übersetzung bin ich nicht verantwortlich): „In dem Verhältnis zur Tochter besaß sie viel mehr von der Liebe einer Mutter, als die Schilderung einem Anlaß zu glauben giebt. Wenn auch ihre Zeit nicht ausreichte, um sich der Entwickelung der Tochter so zu widmen, wie sie gewünscht hätte, so gab sie derselben doch während der kurzen Stunden, in denen sie sich mit ihr beschäftigte, mehr Zärtlichkeit, mehr Verständnis und geistige Einwirkung, als viele der exemplarischen Mütter, die an nichts anderes denken als ihre Kinder, ohne sie darum auch nur um einen Schritt geistig zu fördern.“ Eine Pariser Freundin erwähnte, wie oft und liebevoll sie ihr von dem Töchterchen erzählte, so auch der Berliner Kreis. Ein Freund, in dessen Haus sie wochenlang als gern gesehener Gast wohnte, sprach von dem schönen Verhältnis; die sonst etwas verschlossene, zurückhaltende Kleine hatte ihrer Mutter die wärmste Zärtlichkeit erwiesen. Eine vielleicht noch tiefer blickende Frau bestätigte dies, räumte aber ein, daß Sonja sich nicht unbedingt zur Kindererziehung eignete, daß sie es wahrscheinlich auch darum für richtig hielt, das kleine Mädchen so lange unter der sorgsamen Leitung ihrer intimsten russischen Freundin zu belassen. Sehen wir doch vielfach, daß weit alltäglichere Frauen zu unruhig, zu ungleichmäßig sind, um immer wohlthätig auf ihre trotzdem geliebten Kinder zu wirken, daß deren zeitweise Entfernung in Erziehungsanstalten oft richtig erscheint, daß die Mütter aber trotzdem einen starken Einfluß auf ihre Kinder ausüben und erhalten. Normal ist dies nie, aber oft das Beste. So blieb das Töchterchen noch einige Zeit in Rußland, während Sonja in Stockholm die Stellung als erste Universitätsprofessorin einnahm und zur vollen Befriedigung ausfüllte.

Mit den Berliner Freunden blieb sie noch immer in Verbindung. Da das Unzulängliche und Schwierige ihres Charakters noch öfters erwähnt werden muß, möchte ich Sonjas Fähigkeit zur Freundschaft betonen. Zwar sind es gerade ihre nächsten Freundinnen, von denen manche ungünstige Beurteilung stammt, aber dies waren ultraradikale Russinnen und Skandinavierinnen aus der jetzigen, gärenden Übergangszeit. Ein jeder sensitive Mensch verkehrt mit jedem verschieden, und nun gar eine so feinfühlige, erregbare, aneignungsfähige Natur wie die der Sonja. So ist es wohl denkbar, daß der intime Verkehr mit diesen unruhig tastenden, umstürzenden Seelen in ihr die grübelnden, selbstquälenden Saiten erweckte, daß der Verkehr mit einfacheren, weniger fortschrittlichen Deutschen und Franzosen günstiger auf sie wirkte. In Paris soll sie sehr beliebt gewesen sein, soll sie sich im allgemeinen sehr glücklich gefühlt haben. In Berlin sprechen ihre nächsten Freunde nur mit Bewegung von der durch ihren frühen Tod entstandenen Lücke. Eine ihrer ältesten Freundinnen bemerkte: „Meine Schwester und ich sagten früher, daß, wenn wir einmal durch irgend welche Umstände in Not und Schwierigkeiten gerieten, wir uns zu allererst an Sonja Kowalevsky wenden würden.“

Sie war entschieden gesellig, verkehrte gern und viel sowohl mit Männern wie mit Frauen, und, was immer für einen Menschen einnimmt: sie war bei beiden gleichmäßig beliebt. „Wie deutlich,“ sagte mir Frau Professor Sch . . ., „steht mir die anmutige, graziöse Erscheinung, so wie ich sie oft in Gesellschaften antraf, vor Augen. Wie erinnere ich mich jener Liebenswürdigkeit, mit der sie auch die steifsten, vorurteilvollsten Professorendamen für sich gewann, während sie die Männer durch ihre harmlose Gefallsucht, durch ihr interessantes, anregendes Gespräch, wie durch ihr blitzartig, intuitiv verstehendes Zuhören fesselte.“ — „Sie war außerordentlich weiblich, fast kindlich in ihrem Benehmen,“ sagte ein anderer Freund. „Herzlich freute sie sich an Putz und hübschen Kleidern, doch war ihr Anzug nicht immer geglückt, worüber sie denn selber lachte und sich auslachen ließ.“ In dieser letzten Berliner Zeit war Sonja Anfang der dreißig. Frau Laura Marholm ist die Dreißigjährige als „kleines, altes, trockenes Weibchen“ geschildert worden, eine Beschreibung, welche den hiesigen Bekannten vollkommen

unerklärlich ist. Dieselbe Biographin beschreibt in ihrer höchst pittoresken, leider nicht ganz citierbaren Weise, inwiefern kein Mann sich je „impulsiv“ in sie verliebte, inwiefern Sonja darunter litt. Ohne Frau Marholm auf ihrem ureigenen Gebiete zu folgen, will ich immerhin erwähnen, daß, wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß, mehrere Männer Sonja ehrlich liebten und zu heiraten wünschten. Der besten Berliner Freundin aber sagte sie, nur einen Mathematiker und nur einen Russen würde sie jemals heiraten. Sie brauche Verständnis für ihre Interessen, und sie müsse ihre innersten Gefühle in der Muttersprache ausdrücken können. Diese Worte beleuchten ihre spätere Verlobung mit Herrn M. K., einem russischen Gelehrten.

Einige Briefe an ihren „lieben Freund“, Herrn H., möchte ich hier folgen lassen, nicht weil sie an und für sich so bedeutend wären, sondern wegen ihres individuellen Gepräges. „Man glaubt Frau von Kowalevsky sprechen zu hören,“ sagte Frau Professor Sch . . ., als sie die Briefe zu lesen bekam. Sie geben ein hübsches Bild ihres geselligen Verhaltens, sind ein schönes Zeugnis für die so oft angezweifelte Freundschaft zwischen einem Mann und einer Frau. Sollte das fehlerhafte Deutsch stören? Trotz der sprachlichen Mängel erscheinen sie mir sehr frisch, charakteristisch und natürlich, also ungewöhnlich gut.

Den ersten schrieb sie während ihrer in Berlin verbrachten Ferien, nach dem ersten Stockholmer Winter, in welchem sie nur Privatvorlesungen gehalten hatte.

11. Juli 1884.

Lieber Herr H.!

Es erfordert wirklich eine große Entsagungskraft von meiner Seite, auf Ihr freundliches Anerbieten zu verzichten, aber ich muß notwendigerweise heute etwas ausarbeiten; was ich am Sonntag Weierstraß vorlegen will. Ich danke Ihnen jedenfalls auf das wärmste und tröste mich mit der Hoffnung, daß wir im Winter einmal den Bettelstudent mit Ihnen zusammen sehen werden.

Mit herzlichstem Gruß

Ihre
Sophie Kowalevski.

Herr H. hatte während der letzten Jahre für Sonjas, ihm sehr notwendig dünkende Zerstreuung gesorgt; einmal kam er zur Weierstraßschen Wohnung, wo er Sonja wußte, um beide nach der „Neuen Welt“ zu entführen. Das sei ausgeschlossen, meinte der Herr Professor, er müsse noch an seiner morgigen Vorlesung arbeiten — aber schließlich — wenn ihm Frau von Kowalevsky eine sehr lange und umständliche Algebrarechnung abnähme — Sie setzte sich hin, erledigte die Aufgabe in überraschend kurzer Zeit, und vergnügt fuhren alle drei nach der Hasenheide hinaus.

Berlin, Juli 1884.

. . . Ich wünsche sehr, Sie zu sehen, denn ich habe eine sehr erfreuliche Nachricht Ihnen mitzuteilen; ich habe aus Stockholm eine Depesche erhalten, daß meine Ernennung zum ordentlichen Professor schon offiziell bestätigt worden ist. Ich freue mich sehr, daß dieses noch in diesem Sommer geschehen ist, und ich hoffe, daß Sie werden sich auch darüber freuen.

Berlin, 3. Juli 1884.

. . . Ich werde es Ihnen aufrichtig bekennen, daß es mir jetzt ungefähr so zu Mute ist wie einem Kinde, wenn es von Hause nach der Schule zurück muß. Gewiß bin ich furchtbar glücklich, eine so schöne Thätigkeit in Stockholm gefunden zu haben, und dort giebt es auch Leute, die so sehr gut gegen mich gewesen sind und in der kurzen Zeit, welche ich dort verbracht habe, mir schon so viel Freundlichkeit erwiesen haben, und doch fühle ich mich eigentlich noch so sehr fremd dort, und es wird mir immer ganz traurig zu Mute, wenn ich denke, daß ich wieder eine so lange Zeit bleiben werde, ohne jemand von denjenigen Leuten, an denen ich wirklich halte, in meiner Nähe zu haben. Eigentlich müßte ich mehr als vielleicht irgend ein anderer Mensch mich daran gewöhnt haben, immer allein zu sein, und doch kann ich mich gar nicht daran gewöhnen, und je weniger Freunde mir in der Welt bleiben, desto schmerzlicher wird mir jede Trennung von denselben.

Entschuldigen Sie mich, mein teurer Freund, daß ich Ihnen in einer so melancholischen Stimmung schreibe. Hoffentlich

wird mein nächster Brief aus Stockholm, wenn ich schon so ganz in die Arbeit mich vertieft haben werde, viel munterer und vernünftiger klingen.

Was soll ich Ihnen von unserem Leben in Berlin seit Ihrer Abreise erzählen? Von Zerstreuungen, Operetten, Ausflügen u. s. w. ist, wie Sie wohl denken, nicht mehr die Rede gewesen, und Weierstraß brauchte nicht mehr zu brummen, daß mich jemand zu sehr von der Arbeit abhält. Meine Abhandlung ist auch glücklicherweise zu Ende gebracht ...

Södertelje, 8. September 1884.

Lieber Herr H.!

Das war wirklich so gut, so nett und so freundlich von Ihnen, wieder an mich zu schreiben, ohne meine Antwort auf Ihren vorhergehenden Brief zu erwarten ... (nun folgen einige auf Herrn H.s Schweizerreise bezügliche Scherze). — Sehen Sie, mein lieber Freund, in so gute Stimmung hat mich Ihr Brief gebracht, daß ich auch zu necken anfange, was sonst doch Ihre Specialität war. Ich für mein Teil habe die letzten fünf Wochen, seit meiner Abreise von Berlin, in großer Ruhe und Einsamkeit zugebracht, bin aber auch mit meinem Zeitvertreib sehr zufrieden. ... Am 3. des Monats hat unsere erste Fakultätssitzung stattgefunden, obgleich sehr viele der Professoren noch nicht zurückgekehrt sind und die Vorlesungen erst am 15. anfangen. Sie können sich denken, wie sonderbar es mir dabei zu Mute war, besonders im Anfang der Sitzung; zum Ende derselben schien mir alles schon ganz natürlich zu sein ...

Stockholm, 8. Oktober 1884.

Lieber Herr H.!

Entschuldigen Sie mich, daß ich Ihren freundlichen Brief nicht sofort beantwortet habe. Die letzten drei Wochen sind wohl sehr angenehm, aber auch sehr anstrengend für mich gewesen, so daß ich wörtlich über keinen Augenblick freier Zeit disponieren konnte. Der vollständigen Einsamkeit, in welcher ich die erste Zeit in Schweden gelebt habe, ist eine Zeit des gesellschaftlichen Erholens gefolgt. Alle unsere Freunde sind nach und nach von ihren Reisen nach Stockholm zurückgekehrt. Mittag-Leffler und seine Frau sind auch nach Södertelje, wo ich mich befand, gekommen, und wir haben sogar eine gemeinschaftliche Wohnung dort gemietet. Bald darauf bekamen wir auch den Besuch von einem Freunde aus Berlin. Herr Runge hat uns aufgesucht und ist zwei Wochen ungefähr bei uns in Södertelje geblieben. Nun fingen aber auch die Vorlesungen an: zweimal wöchentlich mußten wir nach der Stadt reisen, und das nahm uns den ganzen Tag in Anspruch und war überhaupt sehr, sehr ermüdend. Sie können sich auch vorstellen, wie viel Mathematik in Södertelje während dieser Zeit gesprochen wurde! Kurz und gut, das war alles sehr schön und nett, aber auch furchtbar anstrengend. Seit einigen Tagen ist aber alles wieder in Ordnung und in Ruhe gekommen. Herr Runge hat uns wieder verlassen, und ich bin in meine Wohnung in Stockholm eingezogen. Ich wohne hier sehr gemütlich in einem sehr hübschen Hause, welches von einem kleinen Garten umgeben ist und in zwei Schritten Entfernung vom Walde sich befindet. Die Lefflers wohnen auch ganz in der Nähe, so daß wir uns mehrere Male am Tage sehen können. Ich habe auch das Glück gehabt, eine sehr gute und treue Haushälterin zu bekommen, welche alle praktischen Sorgen von mir wegnimmt und sehr viel zu meinem Wohlbefinden beiträgt.

Meine Vorlesungen geben mir natürlich viel zu schaffen. Ich gebe mir die größte Mühe, gut und klar zu lesen; einigemal gelingt es mir auch, und dann bin ich sehr glücklich; anderemal aber geht es nicht so gut; ich merke, daß es mir nicht gelungen ist, meine Zuhörer zu interessieren und ihnen alles klar zu machen, und dann bin ich sehr betrübt ...

Im Januar 1885 folgte ein kurzer Besuch in Berlin, von dem nur zwei Rohrpostkarten erzählen:

21. Januar 1885, 2—3 Nachmittags.

Der Leichtsinn hat doch gesiegt. Ich bleibe hier bis zum 28. Nach der Abreise meiner Freunde, um 1/24 Uhr etwa, komme ich zu Ihnen, um meine Bildung zu vollenden.

Ihre leichtsinnige Freundin S. K.



Sonja Kowalevsky.

21. Januar 1885, 7—8 Nachmittag.

Die alte Vernunft hat es doch gewonnen. Nach langer Überlegung habe ich mich entschieden, doch morgen um 3,36 Uhr abzureisen. Es thut mir leid, aber was ist zu machen.

Mit bestem Gruß S. K.

Dann meldet sie ihm die angenehm verlaufene Reise.

25. Januar 1885.

... Die Felder und die Bäume sind dicht mit Schnee bedeckt, und es ist eine richtige Freude gewesen, durch diese glänzende weiße Landschaft hindurch zu fahren ... Ich bin gar nicht müde und fühle mich im Gegenteil sehr arbeitslustig. Ich hoffe in diesem Winter recht fleißig zu sein ... Ich wünsche Ihnen ein herzliches Lebewohl und bitte Sie, nicht ganz zu vergessen

Ihre Freundin
Sonja Kowalevski.

In einem Briefe vom April 1885 erzählt sie von der Ausfüllung, ja Überfüllung ihrer Zeit, von den Vorlesungen über Abelsche Funktionen in schwedischer Sprache, von einer gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit mit

Professor Mittag-Leffler, von einem beabsichtigten Zeitungsartikel, von ihren großen Fortschritten im Schlittschuhlaufen, von ihrem Reiten, vom Volksfest-Bazar und von der ersten Gesellschaft, die sie im eigenen Hause veranstalten wollte. Frau Leffler hat den Brief abgedruckt und streift bei dieser und anderen Gelegenheiten die kleinen Übertreibungen der Sonja in einer nicht ganz angenehm berührenden Weise. Sonja hatte einen ausgesprochenen Sinn für Humor, Frau Leffler, wie Bekannte mir bestätigt haben, gar keinen. Durch eine kleine Betonung, durch ein selbstironisierendes Lächeln, durch einen schelmischen Augenaufschlag konnte Sonja solchen geringfügigen Übertreibungen jeden Hauch der Selbstberäucherung nehmen. Diese leicht angeflogenen, schwankenden kleinen Züge, an denen Sonjas Freunde sich belustigt erfreuten, hat Frau Leffler mit eisernem Griffel in Granit gegraben.

Stockholm, April 1885.

Lieber Herr H.!

Gestern war der letzte Tag von unserem Bazar, und ich bin noch so müde, daß ich mich kaum bewegen kann. Natürlich hatte ich während dieser Zeit meine gewöhnlichen Beschäftigungen auch zu besorgen, so daß ich am Vormittage mathematische Vorlesungen halten und am Nachmittage, gekleidet als Zigeunerin, Thee verkaufen mußte. Wie habe ich bedauert, daß Sie nicht zugegen waren. Wir hatten aber, alles in allem genommen, recht lustig gehabt, und alle sagen, daß kein Bazar in Stockholm hat jemals einen solchen succès gemacht, wie der unsere.

7. Mai 1885.

[Beginnt mit einem Bericht über die Erkrankung mehrerer Universitätskollegen.] ... Sie sehen, lieber Freund, daß die mathematische Fakultät in Stockholm eher das mathematische Lazarett genannt werden sollte. Ich bin die einzige, die noch etwas taugt [bei einer späteren Gelegenheit bemerkt sie, daß sie nur einmal, und dann wegen Zahnschmerzen, ihre Vorlesungen unterbrochen habe], aber mißgestimmt bin ich im höchsten Grade. Meine schöne Energie, welche ich im Anfang des Semesters entwickelt habe, ist jetzt ganz verschwunden. Wenn ich nicht absolut notwendig zu arbeiten habe, sitze ich am liebsten in meinem Schaukelstuhle, nachdenkend, wie liederlich das Leben ist ...

Mai 1885.

... Ich danke Ihnen recht sehr, mein teurer Freund, daß Sie meine Bitte betreffend des ... [bestellten Buches] so schnell in Erfüllung gebracht haben, aber ich hoffe, Sie werden mich selbst dafür bezahlen lassen und ich werde Ihnen gleich zwei so gute Gründe dafür angeben, daß ich hoffe, Sie werden selbst die Notwendigkeit davon einsehen. Erster Grund. Wenn Sie auf eine solche Weise meine Kommissionen ausführen, so werde ich im folgenden nicht mehr so ungeniert zu Ihnen kommen und Sie bitten, alles für mich auszuführen, was ich nötig habe. Das ist aber noch nicht der wichtigste Grund. Der wichtigste ist der folgende zweite Grund, ein pädagogischer. Ich muß Ihnen ein für mich sehr demütigendes Bekenntnis machen, weshalb ich geradezu diesen Band so dringend nötig hatte; ich habe ihn nämlich noch im vorigen Winter von der hiesigen Akademie-Bibliothek geliehen, und auf eine ganz unbegreifliche Weise ist er mir verloren gegangen. Nun, mein lieber Freund, Sie, der mir immer so viele „mütterliche" Ermahnungen machen, werden doch wohl einsehen, wie unrecht es wäre, mich zu verhindern, die wohlverdiente Strafe für meine Unordnung selbst zu bezahlen!

So gern Frau von Kowalevsky Gefälligkeiten und Hilfeleistungen von ihren guten Freunden annahm, diese betonen ausdrücklich, wie zurückhaltend und feinfühlig sie in allen Geldsachen war.

Stockholm, September 1885.

Alle diese dummen, aber wohl unentbehrlichen praktischen Geschäfte sind für meine Geduld eine harte Probe, und ich fange an zu verstehen, warum Männer gute praktische Hausmütter so hoch schätzen. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich mir auch eine hübsche kleine Hausfrau aussuchen, welche mir jedes solches langwierige Geschäft von den Händen abnehmen würde. So, wie es ist, muß ich aber jetzt einen Augenblick die Abelschen Funktionen aufschlagen, ist es mir ge-

lungen, mich in dieselben, meilenweit von jeder praktischen Sorge, zu vertiefen, werde ich gleich durch irgend eine nichtige haushaltige Frage, wo meine Entscheidung unentbehrlich ist, wieder auf die Oberfläche hingezogen. ... Schreiben Sie recht bald an mich, bittet Ihre Freundin

Sonja.

Stockholm, 9. November 1885.

Wenn man einmal Professor ist, so kann man ebensogut es doppelt oder im Quadrat sein, und von diesem Gedanken ausgehend, habe ich mir außer der früheren noch eine neue Professur angeschafft. Glauben Sie nicht, daß es ein Scherz ist, die Sache verhält sich wirklich ein bißchen so, wie ich es Ihnen schreibe. Meine Formel ist jetzt Frau Sonja (Professor)² ... Professor Leffler hat mich gefragt, ob ich nicht übernehmen würde, während dieser Zeit auch die Mechanik zu lesen; ich habe „ja" geantwortet, und nun bin ich auch als Professor der Mechanik angestellt. Selbstverständlich werde ich es nur höchstens zwei Jahre bleiben und dann diese Stelle einem meiner Schüler übergeben. Sie können sich aber denken, lieber Freund, daß es nicht so leicht ist, zweimal Professor zu sein. ... Es liegt mir natürlich sehr am Herzen, über Mechanik gut zu lesen. Bis jetzt ist es mir gelungen, meine Zuhörer sehr dafür zu interessieren, und sie scheinen mit meinen Vorlesungen recht zufrieden zu sein.

Stockholm, 22. Februar 1886.

... An Zerstreuungen habe ich eigentlich sehr wenig gehabt, mit Ausnahme eines großen Hofballes, wo ich sein mußte, und nach welchem in allen Zeitungen sehr viel über mich zu lesen stand. Was darin geschrieben wurde, werde ich aus Bescheidenheit Ihnen nicht sagen; lieber werde ich Ihnen ein Exemplar der Zeitung schicken, wenn ich nur dasselbe noch finden kann. Im Schlittschuhlaufen habe ich Fortschritte gemacht, aber das ist wirklich scheußlich von Ihnen, daß Sie nicht kommen wollen, um sich selbst davon zu überzeugen. Wie thut es mir leid, nicht an Ihrem großen Balle teilgenommen zu haben! Das muß ja prachtvoll gewesen sein! Und nun adieu, mein lieber Freund. Schreiben Sie recht bald an mich. Jetzt, da A. fort ist, werden Sie auch vielleicht der älteren Freundin öfter gedenken ...

Stockholm, 30. März 1886.

... Es hat mich aber sehr gefreut, aus Ihrem letzten Briefe zu erfahren, daß Sie Ihre wissenschaftlichen Untersuchungen mit einem so schönen Eifer wieder aufgenommen haben. Bitte, schreiben Sie mir mehr darüber und erfreuen Sie mich einmal dadurch, daß Sie irgend welche mathematische Hilfe von mir verlangen. Ich habe so viele schöne Sachen von Ihnen gelernt — Tanzen, Schlittschuhlaufen — ich muß Ihnen doch einmal zeigen, daß ich auch nicht ganz unbrauchbar bin ...

Wie gesellig sie in Stockholm lebte, geht aus diesen Briefen hervor, und, wie ich von einer Schwedin hörte, war sie dort auch ganz ungewöhnlich und allseitig beliebt.

Stockholm, 8. Mai 1886.

... Sie würden gewiß lachen, wenn Sie mich jetzt schreiben sehen könnten; ich sitze nämlich in einem weißen peignoir, aber mit Blumen und einem goldenen Schmetterling im Haar — denn in einer Stunde muß ich auf einen großen Ball bei dem norwegischen Minister fahren, wo auch der König und alle die Prinzen sich einfinden werden. ... Diese letzte Zeit haben wir, das heißt Professor Leffler, Frau Edgren [Leffler] und ich, eine richtige Leidenschaft für das Reiten gefaßt, und beinahe täglich machen wir große Promenaden zu Pferde in Stockholms Umgebungen. Das Reiten ist beinah noch schöner als das Schlittschuhlaufen. Was das Ernste des Lebens betrifft, kann ich Ihnen mitteilen, daß bald eine mathematische Abhandlung von mir erscheinen wird über einen Gegenstand, mit welchem ich mich schon seit Jahren beschäftigt habe, aber erst seit ganz kurzer Zeit einigermaßen ins klare gekommen bin. Und nun adieu, mein lieber Freund. Ich muß schließen, denn es ist Zeit, mich zum Ball zu kleiden.

Ihre aufrichtige Freundin

Sonja.

In diesem Jahre konnte sie endlich ihrem Töchterchen ein Heim bereiten, und erzählte

befriedigt, wie rasch sich die kleine Russin eingelebt habe. Bald darauf, im April 1887, schreibt sie ihrem Freund beglückt über die Aussicht, mit Frau Edgren-Leffler auf einen Monat nach Paris zu reisen und ihn auf der Hinfahrt, in Berlin, zu sehen.

... Ich freue mich so furchtbar auf unsere bevorstehende Reise, daß mir die ganze Welt in rosa Farbe erscheint, und alle meine Freunde, wenn sie auch etwas leichtsinnig sind und sich nicht so viel aus mir machen, wie ich es wünschen möchte, finde ich liebenswürdig. Wir [Frau Edgren-Leffler und Sonja] haben ... etwas furchtbar Interessantes zusammen angefangen. Es ist aber noch ein sehr großes Geheimnis. Vielleicht, wenn Sie sehr nett sind, werden wir es Ihnen anvertrauen. Aber dann müssen Sie auch wirklich sehr nett sein. Denn es ist ein sehr großes und meiner Meinung nach ein sehr interessantes Geheimnis ...

Das „sehr interessante Geheimnis“ war eine Tragödie, von der sich die beiden Freundinnen Unendliches versprachen. Nach der Lefflerschen Schilderung hat der Wurf etwas Originelles und Packendes, doch erntete das groß angelegte Stück, auch als Buchdrama, keinen weiteren Beifall und gelangte niemals auf die Bühne. Eigentümlich ist Sonjas Entwurf zur Vorrede, worin sie den Grundgedanken des Stückes mit einem der Mechanik entlehnten Beispiel erläutert. Ein bekannter dänischer Kritiker sagte: „Ich gestehe, ich liebe dieses merkwürdige Schauspiel, das mit mathematischer Evidenz die Allmacht der Liebe beweist.“ Hierbei gedenkt man unwillkürlich des berühmten Spaniers Echegaray, der sich sowohl als Dramatiker wie als Mathematiker einen Namen gemacht hat. Bedingt ja gerade das Schauspiel innerhalb der Bühnenvoraussetzungen einer streng logischen Kette.

Mehr und mehr hatte Sonja sich mit der Litteratur beschäftigt; sie sagte einer Berliner Freundin, daß, wenn sie aus irgend einem Grunde der Mathematik entsagen müsse, sie sich der Schriftstellerei zu widmen gedächte. Neben kleineren Aufsätzen und Entwürfen hat sie leider nur „Vera Vorontsoff“, „Les Sœurs Rajewsky“ und die zum größten Teil im letzteren enthaltenen „Jugenderinnerungen“ hinterlassen. Diesen Kindheitserinnerungen möchte ich ein langes Leben vorhersagen; ich kenne kaum andere von so anschaulicher Frische und Kraft, ich weiß kein Werk der Frau Edgren-Leffler, welches mir von derselben litterarischen Bedeutung erschiene. Wer weiß, wäre Sonja nicht vorzeitig gestorben, hätte sie möglicherweise zu den bedeutendsten Schriftstellerinnen vom Ende des Jahrhunderts gezählt. War nicht einer der größten Romanschreiber unserer Zeit, George Eliot, eine wissenschaftlich gebildete Frau?

Ebensowenig wie aus dem Welterfolg des geplanten Dramas wurde etwas aus der so ersehnten Pariser Reise. Sonja wurde nach Rußland zu ihrer schwer erkrankten Schwester gerufen, und im November 1887 starb die schöne, reich beanlagte Anjuta, nach einem matt ausklingenden, traurig verfahrenen Leben.

Am 12. Januar 1888 empfiehlt Sonja Herrn H. ihre durch Berlin reisende Freundin Frau Edgren-Leffler, von der sie immer nur mit der wärmsten, zärtlichsten Neigung und Bewunderung sprach. „Frau Edgren ist das prächtigste Menschenkind, das ich kenne,“ schreibt sie begeistert.

Am 20. März 1889 meldet sie aus Paris: „Sie wissen wohl, daß ich für meine Abhandlung ‚Über die Rotation eines schweren Körpers um einen festen Punkt‘ einen Preis von 5000 Franken von der französischen Akademie bekommen habe. Sie können sich wohl denken, wie mich dieses erfreut hat! Doch hatte ich so viel im Laufe der letzten Jahre gearbeitet, daß ich mich plötzlich ganz au bout de mes forces fühlte und mich genötigt fand, bei der Universität in Stockholm einen Urlaub zu erbitten, welcher mir auch sehr gern oktroyiert wurde. Der erste Gebrauch, den ich davon machte, war, nach dem Süden, nämlich nach Nizza zu reisen, um mich einige Wochen lang dort auszuruhen. Während dieser Zeit habe ich gar keine Mathematik gemacht und mich sehr viel in der hübschen Umgebung herumgetrieben. Dieses hatte einen so guten Erfolg für mich gehabt, daß ich mich jetzt wieder ganz wohl und arbeitsfähig fühle. Da mein Urlaub noch ein paar Monate dauert, bin

ich jetzt wieder nach Paris gekommen, um hier meine Untersuchungen in dem Gebiet der Mechanik weiter zu treiben. — So, lieber Herr H., jetzt wissen Sie, wie es mir geht. Und nun müssen Sie auch bald an mich schreiben, um mir etwas über sich selbst zu erzählen ...; grüßen Sie Ihre Kinder von mir recht herzlich und behalten Sie lieb Ihre alte Freundin Sonja. ... Meine kleine Sonja ist in Stockholm bei Mittag-Lefflers geblieben. Sie geht in die Schule, und ich wollte nicht ihre Studien unterbrechen, um sie mit mir nach Frankreich zu nehmen ..."

Hier erreichen wir den sensationellsten Punkt in Sonjas Leben.

Im Frühling 1888 machte sie die Bekanntschaft eines Russen M., wohl des einzigen Mannes, den sie jemals leidenschaftlich liebte. Aber das Allverlangende ihres Wesens, welches trotz aller Aufopferungsfähigkeit die Freundschaft mit ihr erschwerte, es erschwerte auch eine glückliche Liebe. Was der begabte, ihr in warmer, bewundernder Sympathie ergebene Mann ihr zu geben vermochte, entsprach nicht dem Übermaß ihrer Gefühle. Sie wurde von quälenden Zweifeln zerrissen. Konnte ihr Stolz sich dazu herbeilassen, die ihr unter diesen Umständen angebotene Hand zu ergreifen? Durfte sie auf die Ungewißheit eines Eheglückes hin die Schiffe hinter sich verbrennen, die Stockholmer Professur, an welche sich die Zukunft ihres Kindes knüpfte, aufgeben? Denn dieses, keineswegs aber die Aufgabe ihrer Wissenschaft verlangte M.

Jetzt rächte sich ihre anormale Vergangenheit, die falsche Ehe, jene eingepferchten, freudlosen Studienjahre. Jetzt forderte die gewaltsam zurückgestaute Jugend ihr Recht, jetzt, im Augenblick ihres Triumphes, trat das Liebesbedürfnis ihr hemmend in den Weg, um wiederum durch ihren Beruf verkümmert zu werden. „Als sie Weihnachten 1888, bei der feierlichen Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaft, in Gegenwart vieler der berühmtesten Gelehrten ihrer Zeit, persönlich den Bordinschen Preis erhielt, welches Ereignis nicht bloß die größte wissenschaftliche Auszeichnung bedeutete, die jemals einer Frau zuerkannt worden, sondern auch eine der allergrößten, die ein Mann erstreben konnte, war der Mann in ihrer Nähe, in dessen Gesellschaft sie die vollste Befriedigung alles dessen gefunden, wonach ihre Seele dürstete und ihr Herz begehrte. Von der unsinnigen Nachtarbeit erschöpft, von ihrem Erfolg in der Gesellschaft zerstreut, kam es zu Mißverständnissen zwischen den beiden, zu erregten Auseinandersetzungen, welche ihr diese glänzende Pariser Zeit vergällten."

So etwa stellt Frau Leffler diese Episode dar, aber gerade bei der Schilderung dieser Liebesgeschichte scheint sie falsche Töne anzuschlagen. Die Freundinnen waren eben sehr verschieden; solche, welche beide gut kannten, halten — im **ausgesprochensten** Gegensatz zu Frau Laura Marholm — die Schwedin für die sinnlichere Natur, die Russin aber, bei aller Leidenschaft, in dieser Beziehung für kühl. Vermutlich betont Frau Leffler auch die durch Sonjas Beruf entstandenen Schwierigkeiten zu sehr und die aus ihrer Gemütsart entstandenen zu wenig. Maßgebender ist wohl, was Sonjas andere Freundin, Ellen Key, hierüber bemerkt: „Um was für einen Konflikt es sich handelte, erhellt am besten aus der einzigen Mitteilung, die als authentisch angesehen werden kann, einer Mitteilung nämlich aus dem Munde des beteiligten Mannes. Er sah in Sonja nicht das in sich selbst konzentrierte Genie, das als Weib ‚besitzen wollte, ohne sich besitzen zu lassen'. Sie teilte, nach seiner Ansicht, das Schicksal unzähliger, nicht genialer Frauen. ... Der betreffende Mann hatte zu wiederholten Malen, getrieben von Sympathie und Freundschaft, aber nicht von Liebe, Sonja gebeten, seine Gattin zu werden. Nie hatte er sie oder sich selbst über die Art seines Gefühls getäuscht, auch hatte er sich durch ihre abschlägige Antwort nicht verletzt gefühlt, weil er einsah, daß eine so entwickelte weibliche Persönlichkeit und noch dazu eine so große und reiche, wie Sonja Kowalevsky, sich nicht damit begnügt, da stückweise zu empfangen, wo sie ganz und voll giebt." Nach Ellen Keys Ansicht füllt überhaupt dieser Roman einen zu großen Raum in der Lefflerschen Schilderung von Sonjas letzten Jahren.

Was wird sie erst zur Marholmschen Darstellung gesagt haben, so zu folgenden schwungvollen Sätzen vom „Weibgenie ...,

für das die Wurzel seines Wesens, seines Könnens, seines Ichs im Geschlecht liegt. Bleibt es in diesem Punkt ungeweckt ohne intimste Nahrung, so kann es noch so verheißend anfangen, sein Lebenslauf ist doch ein Verschmachten, ein desto grauenvollerer Todeskampf, je stärker die vitalproduktive Energie in ihm ist.“ Und wiederum: „Sie war trotz alledem Weib, nicht bloß Dame, sondern so unheimlich, beleidigend, unpassend Weib, das Weibchen, das durch die Wälder rennt mit dem klagenden Ruf nach dem Gatten.“

Hiergegen fällt freilich die Keysche Schilderung bedauerlich ab, sie entspricht jedoch weit, weit besser den Ansichten von Sonjas nächsten und besten Freunden. Ellen Key sagt: „Das Erotische ... war sicherlich während der letzten Jahre ein Interesse in ihrem Dasein geworden, aber die Wissenschaft, die Dichtung, ihre Mutterschaft hatten deshalb doch keineswegs an wirklichem Interesse für sie verloren, obgleich das alles, wegen des großen Konfliktes — für kurze Zeit — beiseite geschoben werden konnte.“

Aus diesen innerlich so bewegten Zeiten stammen folgende Briefe in wechselndster Stimmung.

Stockholm, 3. Oktober 1889.

Lieber Herr H.!

Ich danke Ihnen sehr für Ihren freundlichen Brief; es war mir sehr lieb und teuer, aus demselben zu ersehen, daß trotz des Abstandes und der langen Reihe der Jahre, seit wir uns nicht gesehen, Sie mich doch immer noch ein bißchen lieb haben und dann und wann meiner gedenken. Glauben Sie mir, ich auch habe keine von den vielen erfreulichen Stunden, die wir zusammen verlebt haben, vergessen. Ich kann mich nicht enthalten, mich oft bitter über das Schicksal zu beklagen, das es so eingerichtet hat, daß ich den größten Teil meines Lebens weit von meinen teuersten Freunden verbringen muß. Hier in Schweden habe ich wohl Leute, die ich sehr lieb habe ... doch so ganz zu Hause werde ich mich hier wohl niemals fühlen; jetzt weniger als früher, da meine beste Freundin, Frau Edgren [Leffler], im Begriffe steht, Schweden ganz zu verlassen. — Ich muß aufrichtig gestehen, daß trotz „der vielen Erfolge“ des letzten Jahres, über welche mich alle Leute glücklich preisen, es doch manche Augenblicke giebt, wo ich innerlich empfinde, daß einige Körnchen von dem herrlichen Optimismus, an dem Sie, mein lieber Freund, wenigstens in früheren Jahren so reich gewesen sind, mir wohl nötig wären. — Und nun adieu für heute, mein lieber teurer Freund. Lassen Sie mich nicht allzulange ohne Nachrichten und behalten Sie lieb

Ihre alte Freundin
Sonja.

Tarasp 1890.

... Hier ist es so wunderschön überall, daß man umgekehrt wie in dem Dichter immer denkt: Da, wo man ist, da ist das Glück.

Aus Stockholm meldet sie später: „Jetzt bin ich wieder in der heißesten Arbeit begriffen.“ Dann kommt ihr letzter Brief.

Beaulieu, Dezember 1890.

... Könnten Sie nur sehen, wie furchtbar ich mich gestern gefreut habe, als mir [Ihr Brief] überreicht worden ist! Es ist so gut von Ihnen, mich trotz meiner Fehler doch lieb zu haben, und ich schätze mich sehr glücklich, einen solchen Freund wie Sie zu besitzen.... Der Hauptgrund meines Schweigens war der, daß ich immer von Tage zu Tage verschoben habe, Ihnen zu schreiben, um Ihnen die bestimmte Zeit meiner Ankunft in Berlin angeben zu können. Denn sehen werde ich Sie sehr bald. ... Bitte, schreiben Sie mir, mein lieber Freund, ob es Ihnen paßt, mich im Ende Januar bei Ihnen aufzunehmen?

Ende Januar 1891 vollzog sich dieser erhoffte Besuch, ein schöner Abschluß der langjährigen Freundschaft. Sie war in Beaulieu mit M. zusammen gewesen. Obgleich sie, wie immer, die Angelegenheit nur indirekt erwähnte, hatten ihre Berliner Freunde den Eindruck, daß die zwei einig seien, so heiter und befriedigt erschien sie. Am Abend vor ihrer Abreise, etwa acht Tage vor ihrem Tod, hatte der Hausherr einen größeren Kreis geladen, und Sonja war so liebenswürdig, so fröhlich wie je. Eine junge

Dame, Frl. Kr., erzählte mir, daß sie beim Nachhausefahren zu ihrer Mutter bemerkt habe: „Es macht einem doch Freude, einen an Leib und Seele so gesunden, frischen Menschen wie die Frau von Kowalevsky zu sehen.“ Nun erwähnt wohl die Biographie ihre täuschende Fröhlichkeit im geselligen Verkehr, und auch ihre nächste Berliner Freundin nannte Sonjas Charakter eher ernst als heiter. Aber unbewußt, vielleicht der Stimmung des Buches zuliebe, hat Frau Leffler den Lebensabschluß zu trübe gefärbt. Sonjas frühzeitiger Tod erscheint mir nicht als der Zusammenbruch eines im Grunde verfehlten, sondern als der grausam unlogische Abbruch eines noch lange nicht ausgereiften Lebens.

Was auf das heitere Fest erfolgte, war allerdings trostlos. Eine Reise mit jämmerlichen Zufälligkeiten, eine durch Unvorsichtigkeit zugezogene Erkältung, eine schwere Lungenentzündung und ein nächtlicher, einsamer Tod.

An ihre Korrespondenz mit dem Freund reiht sich ein diktierter Brief: „Sie [Sonja] grüßt Sie vielmals und wünscht, daß Sie dem Herrn Professor Weierstraß nichts von ihrer Erkrankung sagen, damit er nicht unruhig werde.“ Der letzte Brief der Sammlung stammt von einer anderen schwedischen Freundin und schildert die allgemeine Teilnahme, das glänzende Begräbnis: „. . . Wer Sonja näher kannte, mußte sie lieben und verehren, nicht nur als eine Ausnahme ihres Geschlechtes, sondern als eine Ausnahme unter Menschen überhaupt, und das eben macht den Verlust so unersetzlich. Aber das wissen wir beide und bedarf keiner Worte. . . . Am Sonnabend traf . . . [M.] ein, der gleich nach der Nachricht von Sonjas Erkrankung von Nizza abgereist war. Er teilte uns mit, daß er sich mit Sonja verlobt und sie gedacht hatten, im Juni sich zu verheiraten.“ Dieses deutete auch M. in seiner Grabrede an, und es scheint vollkommen unfaßlich, weshalb Frau Leffler diese ihr bekannten Umstände willkürlich verschwieg.

Sonja starb, ehe ihr Talent sich voll entwickelt hatte, sie starb vor dem erhofften ehelichen Glück. Wäre ihr dies und anderes Erträumte jemals völlig zu teil geworden? Wohl schwerlich.

Es hat mir am Herzen gar manchmal weh gethan,
Daß mich das gelüstete, was mir nicht werden kann,

sagt ein altdeutsches Minnelied.

In Sonja möchte ich vor allem den Menschen betonen, ihr anziehendes, aber kein Glück bedingendes Temperament. Ihr fehlte das Gleichgewicht, sie war „mal équilibrée“. Darin erkenne ich die Tragik ihres Lebens.

Frau Leffler und Frau Marholm denken anders; auch Arvède Barine, deren feine Skizzen ich sonst außerordentlich bewundere, leitet in ihrem „Rançon de la Gloire“* Sonjas Mangel an innerem Glück lediglich aus ihrem wissenschaftlichen Beruf her. Dagegen möchte ich auf eine Berufsgenossin verweisen, auf Mary Somerville,** deren interessantes Leben in Deutschland kaum irgend jemand kennt. Weniger genial, weniger psychologisch fesselnd als Sonja, war sie doch gleich dieser die berühmteste, gefeiertste Mathematikerin ihrer Zeit. Dabei war sie 1780 geboren, erhielt eine selbst für jene Zeit schlechte Erziehung, konnte erst als junge Witwe und während ihrer zweiten, überaus glücklichen Ehe das auffallende, angeborene Talent entwickeln. Noch geselliger als Sonja, kam bei ihr das beunruhigende Element der seltenen Schönheit hinzu; wie Sonja verlor sie ihr Vermögen und verwertete ihr Können im Interesse ihrer Kinder. Als Gattin, als Mutter, als Hausfrau war sie das Muster aller traditionellen weiblichen Vorzüge, ein ruhig gehaltvoller Charakter, eine liebenswürdige, wohlthuende Erscheinung. An Leib und Seele gesund, erfreute sie sich noch mit zweiundneunzig Jahren lebhaft an der Natur, studierte jeden Morgen während mehrerer Stunden ihre geliebte Algebra, las Dante, begeisterte sich für die damals neue Darwinsche Hypothese und behauptete immer, selbst ihr heiterer Lebensfrühling sei nicht so glücklich wie das Greisenalter gewesen.

Bei diesem Vergleich wäre es höchst oberflächlich, nur auf den Rassenunterschied zu pochen. Sehr vieles im Charakter der slavischen Frau beansprucht unsere vollste Bewunderung, aber möglicherweise eignet sich allerdings die ruhigere Grundlage der Germanin besser für einen Ausnahmeberuf.

---

* Revue des Deux Mondes, Mai 1893.

** Memoirs of Mary Somerville. London, Murray, 1873.

Und nun ein anderer Vergleich. Könnte ein sensibler, nervöser Mann nicht recht gut manche Züge der Sonja tragen? Könnte sein Leben infolgedessen nicht ähnliche Ergebnisse zeigen? Ein rastloses Streben nach einem hochgesteckten Ziel, dann die Entdeckung, wie wenig das Erlangte den Erwartungen entspricht, ein Bedürfnis nach Freundschaft und Vertraulichkeit und doch, trotz aller Fähigkeit, andere zu verstehen, die Unmöglichkeit, sich dauernd mit anderen einzuleben. Ein rascher Wechsel der Stimmungen, eine spät erwachende Lebenslust und doch nie die Fähigkeit, die äußeren Verhältnisse beglückend auszunutzen und harmonisch zu gestalten.

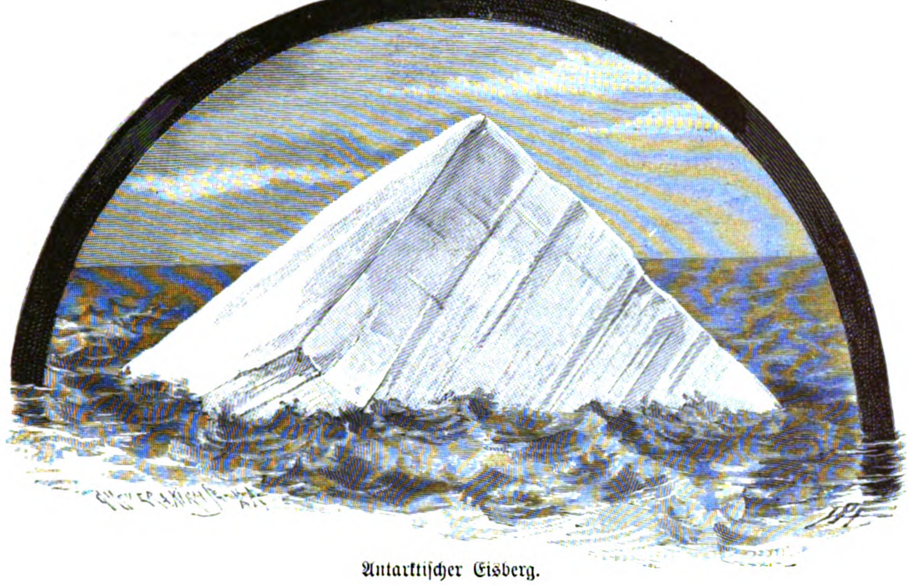
Dann denke man sich Sonja unter anderen Lebensbedingungen. Wenn sie nun einen Gutsnachbarn geheiratet hätte! Vielleicht würde sie sich rastlos auf Volksbeglückung geworfen haben und hätte wahrscheinlich bittere Erfahrungen geerntet. Bei ihrem unpraktischen Wesen wäre ihr Heim kaum sehr wohnlich gewesen; ihre Kinder hätte sie vielleicht nach ihrem Ideal ummodeln wollen, hätte ihnen bei aller Zärtlichkeit möglicherweise das Leben erschwert, ihren Mann mit anspruchsvoller Leidenschaft geliebt, ihn schwerlich dauernd und wirklich beglückt. Oder man denke sich diese Feuerseele als Leiterin einer großen Anstalt, man denke sie sich als Erzieherin. Bei aller glänzenden Begabung, bei aller Liebenswürdigkeit und allem Aufopferungsvermögen hätte sie auch in dieser Lage wahrscheinlich weder sich noch andere dauernd und wirklich beglückt.

Nein, die Mathematik hat ihr Leben wohl kompliziert, aber auch bereichert und verschönt. Wenigstens nach der Seite ihrer Begabung hin durfte sie sich ausleben, vermochte sie sich befriedigend zu entwickeln.

Je mehr man die Welt beobachtet, desto besser erkennt man, daß die inneren Schicksalslose weit verhängnisvoll ungleicher als die äußeren verteilt sind. Ihr war unendlich viel verliehen worden, nur nicht die Fähigkeit zu ruhigem Glück.

Trotz ihrer Ausnahmestellung ist Sonja Kowalevsky leider ein Typus der vielen, welche an ihrem eigensten Wesen verbluten. Sie scheiterte an ihrem verwickelten, die Sterne begehrenden Charakter, an dem Charakter, welchen weder elterliche Führung noch spätere Selbsterziehung auszugleichen versuchten.

Ihre Freunde werden sie niemals vergessen, und mir ist so, als würden auch viele, die sie nicht kannten, die nur von ihren seltenen Gaben, von ihrem Zauber und Los erfahren, gern sich zum Freundeskreis zählen.



Antarktischer Eisberg.

Das Eis des Meeres.

Bilder aus den arktischen Breiten

von

Wilhelm Berdrow.

Zu den interessantesten und großartigsten Eindrücken, welche den Seefahrer in den nördlichen und südlichen Teilen der Meeresbecken erwarten, gehört das Eis des Meeres, von dessen wechselnden Gestalten Hunderte von mündlichen und schriftlichen Berichten Kunde geben. Legt ja doch die Mannigfaltigkeit der Eisverhältnisse je nach Ort und Jahreszeit sowohl für die verschiedenartigen klimatischen Einflüsse der arktischen Zonen als für die gewaltigen Unterschiede in der Gestaltung der nördlichen und südlichen Polargegenden redendes Zeugnis ab. Anders tritt es dem gewöhnlichen Handelsschiffer des Atlantischen oder Stillen Meeres, der nur gelegentlich einmal hohe nördliche oder südliche Breiten streift, anders dem Eismeerfahrer, der um das Nordkap Europas biegt, um die sibirischen Ströme zu erreichen, anders wieder dem Forscher, der die Gletscherküsten von Grönland oder Spitzbergen aufsucht, entgegen. Anders sieht es wiederum der Nordpolfahrer, den die Eisfelder des arktischen Meeres Jahr und Tag regungslos einschließen und in ihrer langsamen Drift entführen, — abermals anders der Südpolfahrer, den, wie Roß in den vierziger Jahren zuerst, sein Weg wochenlang an derselben blendenden hohen Wand von Eis, ohne einen Spalt, ohne einen Absatz in der schimmernden Fläche, dahinführt.

Diese Eisdistrikte der Arktis, der Antarktis und der beide Polarkreise im weiteren Umfang umgebenden Meere sind es, denen die folgenden Schilderungen gelten, und der Zweck dieser Arbeit würde erfüllt sein, wenn es gelänge, nur die merkwürdigsten unter den Bildern, welche diese Zonen dem Seefahrer und Forscher bisher von dem Treiben, Entstehen und Vergehen des Eises enthüllt haben, weiteren Kreisen in ihrem Zusammenhange zu entwerfen.

Diejenige Frostbildung, welche dem Reisenden in den nördlichen Breiten am meisten und bei weiterem Vordringen zuletzt fast ununterbrochen begegnet, ist das Treib- oder Feldeis. Es bildet sich im Inneren des nördlichen Eismeeres vielleicht unausgesetzt, jedenfalls aber allwinterlich in Mengen von nahezu unvorstellbarer Größe, ohne daß es bei dem Klima des eigentlichen Polarbeckens am Orte seines Entstehens jemals zum Schmelzen gelangen könnte. So hätte sich denn im Umkreise des Nordpols längst das ganze Meer in ein regloses Eisfeld verwandeln müssen, wenn nicht ein großer Teil der im Winter gebildeten Decke im Laufe des Frühlings, Sommers und Herbstes von den kalten Polarströmungen in mehreren nahezu ununterbrochenen Strömen gen Süden entführt würde. Besonders ist es die zwischen Grönland und Spitzbergen dem Eismeere entströmende Polardrift, welche in jedem Frühling und Sommer die arktischen Regionen von ungeheuren Eismassen entlastet. Im April und Mai ist diese kalte Strömung, welche längs der Ostküste von Grönland nach Süden treibt und bald 400, bald 600 bis 800 Kilometer breit ist, in ihrem nördlichen Teile fast vollständig mit Eis bedeckt. Dorst, welcher 1869 monatelang diese Treibeismassen aus nächster Nähe beobachtete, schätzt die Gesamtfläche der auf diesem Wege nach Süden treibenden Eisfelder auf etwa drei Millionen Quadratkilometer oder rund ein Drittel der Fläche des ganzen nördlichen Polarbeckens. Letzteres ist etwa so groß wie Europa, und wenn man auch annehmen muß, daß es im Laufe des Winters fast gänzlich mit Eis angefüllt ist, so scheint doch bei solchen Eisabflüssen im Frühling und Sommer die Möglichkeit nahe zu liegen, daß diese Räume im Sommer wenigstens hier und da größere Wasserbecken zeigen. Ist man doch im Gegensatz zu früheren Anschauungen nunmehr der bestimmten Ansicht, daß auch der Nordpol selbst nicht dem grönländischen Kontinent oder anderen, nördlich von ihm liegenden Landflächen angehört, sondern von Wasser oder schwimmendem Eis bedeckt ist. Die Nansensche Expedition, welche tiefer als irgend eine vorhergehende in das arktische Becken eingedrungen ist, hat sogar die Tiefe dieses Meeres weit bedeutender festgestellt, als man vermuten konnte. Auch über die Eisverhältnisse hat die Reise des berühmten Forschers weitere Aufklärung gegeben, und wenn die dreijährige Drift des „Fram" in ihrem wesentlichen Verlauf das Hindrängen der ganzen arktischen Eisbedeckung zu der oben bezeichneten Ausgangspforte des Meeres abermals bewies, so hat die fünfmonatliche Fußreise Nansens, obwohl sie nur einen sehr beschränkten Teil des Polarbeckens umfaßte, doch gezeigt, daß wenigstens in diesem Teile die Eisbedeckung bis in die Mitte des Sommers eine fast geschlossene ist.

In diesem mächtigen ostgrönländischen Strome sehen wir nun jedenfalls, wenn auch nicht den einzigen, so doch den weitaus bedeutendsten Abfluß des nördlichen Polareises. Die Meeresstraßen, welche westlich von Grönland und zwischen Amerika und Asien sonst noch das Eismeer mit den Oceanen verbinden, sind zwar im Frühling ebenfalls mit treibendem Eise dicht angefüllt, aber bei weitem zu eng, um Eismassen zu führen, welche sich mit denen des ostgrönländischen Stromes vergleichen lassen. Die verhältnismäßig bedeutendste Eisdrift neben letzterem bringt wohl die an der amerikanischen Ostküste gen Süden fließende Labradordrift mit sich — alles Eis, welches die den Ocean kreuzenden Fahrzeuge zwischen England und Nordamerika treffen, entstammt diesem kalten Strome; aber er trägt seine Eislasten weniger aus dem Polarbecken als vielmehr aus den kanadischen Buchten, der Baffinsbai und den grönländischen Gletschern herbei. Über die Produkte der letzteren, die gewaltigen, von dem flachen Feld- oder Treibeis streng unterschiedenen Eisberge, mögen später ausführlichere Nachrichten folgen; bleiben wir vorläufig bei dem eigentlichen Produkt der Meeresfläche selbst, dem Pack- und Treibeis. Sehen wir zu, wie es im Polarbecken und seiner nächsten Umgebung entsteht, wie es dem Schiffer der hohen Breiten begegnet und wie es endlich wieder vergeht, um Platz zu machen für die frischen Eisgefilde, welche der starre Winter des Pols inzwischen aus den Wogen des Eismeeres geschaffen hat.

Man kann keinen größeren Irrtum begehen, als wenn man sich diese Regionen

des Eises ganz öde, trostlos und aller Abwechselung bar vorstellt. „Monoton," sagt der Führer der berühmten Tegetthoff-Expedition, welche zwei Winter im Polareise zubrachte, der unvergeßliche Weyprecht, „monoton ist die arktische Umgebung nur für denjenigen, der die Monotonie in sich selbst trägt ... das Treiben der Eismassen, die so viele tausend Quadratmeilen bedecken, ihr Entstehen und die Veränderungen, denen sie fortwährend unterworfen sind, liefern Bilder, welche die Macht der Natur im großartigsten Maßstabe vor die Augen führen." Weyprecht, der nicht nur die Eisströme dort sah, wo sie, bereits zerrissen und angenagt, von den großen Polarströmungen nach Süden entführt werden, sondern zwei lange Jahre ihr Werden und Vergehen im Eismeere selbst, jenseits des achtzigsten Breitengrades, beobachten konnte, giebt auch, ebenso wie Professor Börgen, schöne Schilderungen der Eisentstehung auf offener See. Der letztere Ausdruck ist freilich im Grunde genommen für die bekannten Teile des Polarbeckens kaum anwendbar. Nur Risse, Lücken und Sprünge vermag der kurze Polarsommer in die Eisdecke der Arktis zu furchen, große eisfreie Becken sind wenigstens am Rande, trotz der oben erwähnten ungeheuren Eisabfuhr, kaum beobachtet. Aber schnell macht die Kälte auch jenen kleineren Lücken wieder ein Ende. Blitzende Krystalle schießen plötzlich aus der wogenden Fläche auf, dichte Dampfwolken entquellen dem Wasser, Fäden von Eis weben hinüber, herüber, und dichter und fester schließt sich das Netz. So schnell schürzen sich anfangs die krystallenen Fäden, daß sie beim Gefrieren nicht Zeit finden, das Meersalz auszuscheiden, welches beim langsameren Gefrieren in fester Form an der Oberfläche ausgeschwitzt wird. Dadurch bleibt dann die Eisdecke zäh und biegsam wie Leder, und selbst wenn sie bereits Fingerdicke erreicht hat, folgt sie immer noch willig den Pulsschlägen des wogenden Meeres. Erst nach vierundzwanzig Stunden, wenn sich der Eispanzer bereits fest und mehrere Zoll stark über dem Wasser geschlossen hat, schreitet der Frost langsamer nach unten fort. Das Salz scheidet sich nun aus und blüht binnen drei Tagen zolldick über dem weichen Deckeis heraus. Letzteres bleibt übrigens seiner gummiartigen Beschaffenheit noch lange Zeit treu. Bei dreißig Grad Kälte schritt Weyprechts Fuß über die Eisdecke wie über einen fußdicken Teppich, in dem seine Spuren zurückblieben. Erst der Schnee läßt endlich über und im Verein mit dem Salz eine feste, harte Decke entstehen und türmt alsdann von oben meterdicke Schichten über dem alten und jungen Eise auf, während von unten die Kälte weiter arbeitet.

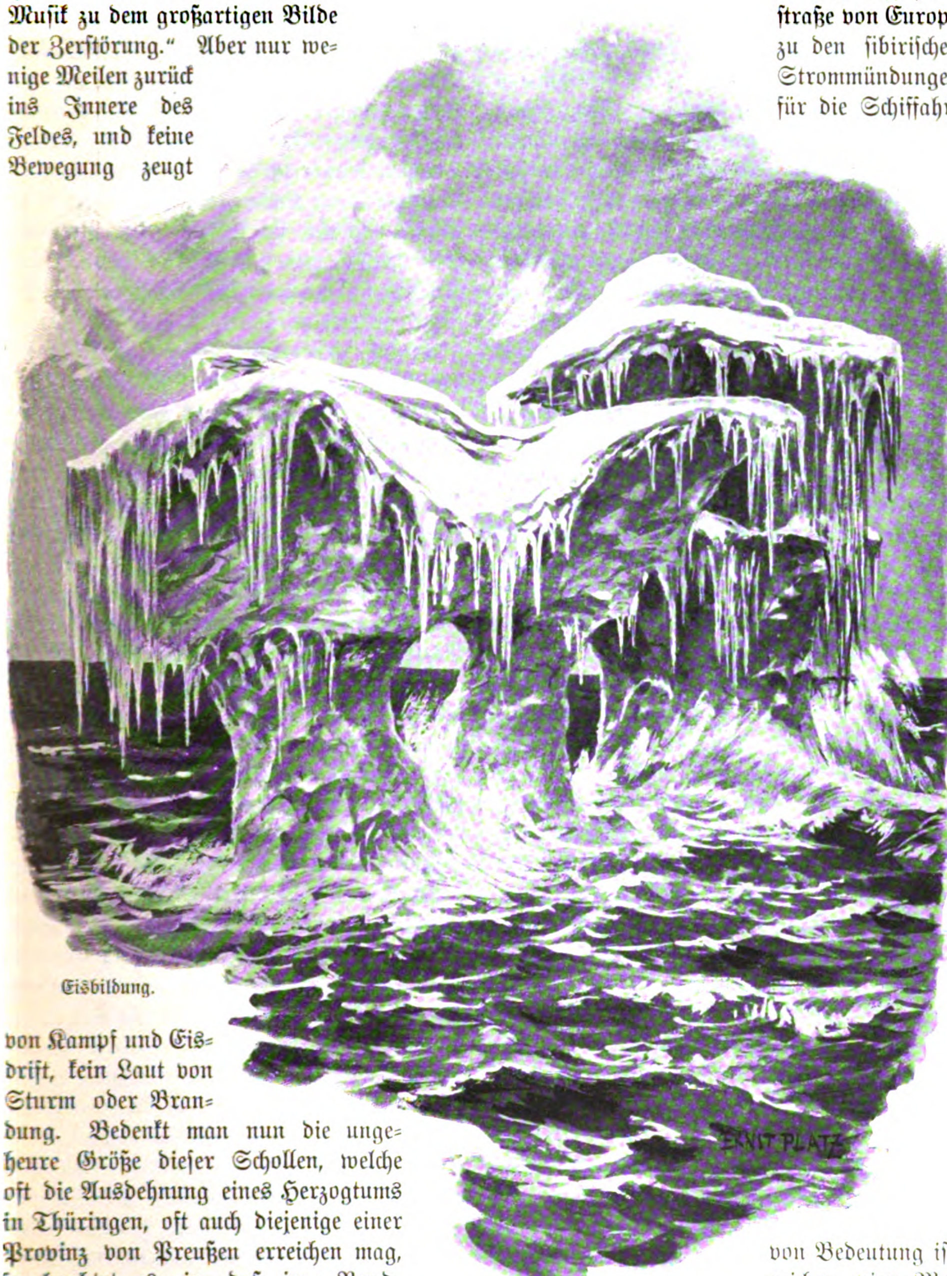
Jetzt ist das Eisfeld geschlossen, der Seegang, der Sturm rütteln nun vergeblich an dem undurchdringlichen Panzer. Aber dennoch ist die Decke weit davon entfernt, nunmehr für den ganzen Winter starr und reglos zu verharren. Der furchtbarste Feind des im Packeise — so nennt man vornehmlich die dickeren, schon seit mehreren Jahren im Polarmeer schwimmenden Eisfelder — eingeschlossenen Schiffes, der unberechenbare, unwiderstehliche Druck auf die Felder, beginnt sich zu regen. Woher er kommt, welches seine letzten Triebkräfte sind, es ist dem Eingeschlossenen unbekannt. Aber eines Tages beginnt es zu krachen, zu donnern, zu pressen und die Eisplatten übereinander zu schieben — langsam, Zoll für Zoll, aber mit einer Gewalt, die keinen Widerstand kennt. In wenigen Tagen, ja in Stunden schrauben sich Eiswände, die eben noch glatt auf dem Wasser lagen, vierzig Fuß empor. In stockdunkler Polarnacht sind die Schrecken dieses Treibens für den eingeschlossenen Beobachter doppelt groß. Im Zeitraum von Minuten sah Weyprecht Eismauern aufsteigen, die dreißig Fuß hoch von Horizont zu Horizont verliefen. Der „Tegetthoff" hatte monatelang, unentrinnbar zwischen dem Packeis festgeklemmt, diesen Gefahren zu trotzen, welche zu dem Schrecklichsten gehören, was der Polfahrer zu befürchten hat. Unsere ganze Umgebung, schreibt ein Beobachter, den monatelang die Schollen umpreßten, ist ein Bild des wildesten Aufruhrs. Jedes Stück sucht über das andere hinwegzusteigen. Groß und klein, Schollen von einem und von vier Meter Dicke, ohne Unterschied preßt und drängt alles gegen das Schiff, welches hilflos der Wut dieser Elemente preisgegeben ist. — An Deck herrscht in den Stunden des wildesten Krachens lautlose

Stille. Ein Teil der Mannschaft steht an den Booten, die Leinen in der Hand, bereit, beim Bersten des Schiffes sie herabzulassen auf die wildbewegte Masse von Blöcken, die sie vielleicht zertrümmern werden, bevor wir uns noch auf eine größere Scholle gerettet haben. Die große Luke ist geöffnet, acht Mann im Raum, die Lebensmittel auf Deck zu werfen, sobald der kritische Moment eintritt — das Schiff ächzt unter der fürchterlichen Pressung. Die Deckbalken biegen sich, vom Bug bis zum Heck kracht das Holzwerk ... Wie in Wut über unseren Widerstand klettern hüben und drüben die Schollen empor und ragen schon über die Bordwand — da und dort droht bereits ein Eiskoloß auf Deck zu stürzen. Noch hängt unser Schicksal von einer mächtigen Scholle ab, die beim Großmast auf Steuerbord gegen die Schiffswand preßt. Fester und fester schraubt sich der Gürtel zusammen — es ist nicht möglich, daß das Schiff noch länger widersteht. Wir glauben sein Bersten und Krachen zu hören, doch da — im letzten Augenblick — zersplittert die Scholle, deren Druck uns inmitten der Pressung festgehalten hat. Die Masse der Trümmer schiebt sich hinab, das Schiff steigt empor, es legt sich nach Backbord, und wenigstens für den Augenblick sind wir gerettet. — Diese Scenen krampfhafter Spannung können sich durch Monate wiederholen.

So entsteht das Packeis. So geht es zu, daß im Frühling, wenn Sturm und beginnende Wärme hier und dort ein Loch oder einen Spalt öffnen, statt des glatten Eisfeldes eine Welt starrender Trümmer das Polarmeer bedeckt. Diese Felder, oft von der Ausdehnung ganzer Länder, beginnen dann vor dem Winde, der machtvoll in ihre aufgerichteten Schollen greift, zu segeln. Mit solcher Eisdrift wurde der „Tegetthoff“ von Nowaja-Semlja nordwärts bis Franz-Josephsland geführt, in solchen Riesenschollen trieb die unglückliche „Jeannette“ fünfzehnhundert Kilometer weit an der sibirischen Küste entlang, willenlos ihrem Schicksal verfallen, und solcher Schollendrift war auch Nansen gewillt, auf seinem eigens für den Eisdruck konstruierten „Fram“ sich anzuvertrauen, um mit der vermuteten nördlichen Strömung von den sibirischen Inseln aus in die Gegend des Nordpols zu gelangen. Nunmehr, nach seiner Rückkehr, weiß man, daß diese Strömung wenigstens in der früher vermuteten Richtung nicht vorhanden ist. Die Drift, welche den „Fram“ am 22. September 1893 einschloß und beinahe drei Jahre unter zeitweise furchtbaren Pressungen festhielt, nahm allerdings im großen und ganzen die vorausgesehene Richtung, sie blieb aber stets vier- bis fünfhundert Kilometer vom Pol entfernt und kam endlich Spitzbergen näher als Grönland. — Nicht nur das Polarbecken, auch sämtliche es umgebenden Randmeere, Buchten, Engen und Straßen sind von diesen Eisdriften teils beinahe das ganze Jahr, teils wenigstens einige oder viele Monate erfüllt. Bis zum 75. Breitengrad, allerdings in seinen Konturen sehr von der Gestalt der umgebenden Kontinentalränder beeinflußt, herrscht das schwere, meist mehrjährige Packeis vor, dessen Dicke vierzig bis fünfzig Fuß, ja im höchsten Norden wohl noch mehr beträgt. — In dieser Stärke liegt also fast das ganze Jahr hindurch eine Eiskalotte von neun bis zehn Millionen Quadratkilometer über den Nordpol ausgebreitet, und doch wird diese ungeheure Fläche durch die Eiskappe des Südpols weit übertroffen, da letztere etwa bis zum Polarkreise reicht, also mindestens zwanzig Millionen Quadratkilometer beträgt. — Wo bleibt dieses Eis? Wie wird Platz geschaffen für den alljährlichen Nachwuchs? Das fortwährende Über- und Untereinanderschieben der Felder muß notwendig ihre Fläche verringern, und mit welcher Macht, selbst im eigentlichen Polarmeere, an den Kanten des Eises, wo nur irgend ein Streifen offenen Wassers ist, der Sturm und die Wogen zehren, davon geben Weyprecht und andere, die es sahen, eindrucksvolle Schilderungen.

„Es ist dort,“ schreibt ersterer, „ein ununterbrochener Kampf um die Herrschaft. Vom Winde gepeitscht, stürmen die Wogen gegen das Eis an; die Schollen der äußersten Kante sind ihre Spielbälle, die sie sich gegenseitig zuwerfen; in wilder Unordnung überstürzen sich diese und zermalmen sich gegenseitig, bis sie zu Brocken vernichtet sind. Welle auf Welle jagt der Sturm gegen die wogende, der Zerstörung geweihte

Eismasse. Der Donner der Brandung, verstärkt durch das Krachen des Eises und das Heulen des Sturmes, ist die Musik zu dem großartigen Bilde der Zerstörung.“ Aber nur wenige Meilen zurück ins Innere des Feldes, und keine Bewegung zeugt von Kampf und Eisdrift, kein Laut von Sturm oder Brandung. Bedenkt man nun die ungeheure Größe dieser Schollen, welche oft die Ausdehnung eines Herzogtums in Thüringen, oft auch diejenige einer Provinz von Preußen erreichen mag, so leuchtet es ein, daß jene Randzerstörungen allein der Eisbeseitigung ziemlich enge Grenzen stecken. Dennoch sind sie in den ganz oder nahezu abflußlosen Randbecken des arktischen Meeres nebst der sehr geringen Sommerwärme die einzigen Mittel, das Wasser für ein paar kurze Monate zu öffnen. Im Karischen Meere, zwischen Nowaja-Semlja und Sibirien, welches als Durchfahrtsstraße von Europa zu den sibirischen Strommündungen für die Schiffahrt von Bedeutung ist, reichen vier Monate hin, um die ganze, teils durch das Überfrieren des Meeres selbst, teils durch den Eiseintritt von Nordosten aus dem Polarmeer, gebildete Decke von mehr als 200000 Quadratkilometer Größe zu beseitigen.



Eisbildung.

Hier hat unter Hovgaard die Drift des Schiffes „Dijmphna", welches in den Jahren 1882 und 1883, zwischen Schollen festgefroren, 26000 Kilometer in fortwährendem Kreisen und Drehen zurücklegte, treffliche Erfahrungen über die Bewegungen des Packeises in der Nähe der Kontinente gegeben. Da das Karische Meer im Nordosten durch das Polareis der Arktis so gut wie geschlossen ist, so kann man es fast einem Sacke vergleichen, der nur im Boden einige kleine Öffnungen hat, unter denen die Karische Pforte, zwischen den Inseln Nowaja-Semlja und Waigatsch, die bedeutendste ist. Im Winter ist fast der ganze Sack mit Eis gefüllt, im Sommer entleert er sich, aber nicht etwa nach Norden ins Eismeer — von dort dürfte er bei den im Sommer vorherrschenden Nordostwinden eher noch Zuschuß erhalten —, sondern indem die ganze Drift der hochgetürmten Schollen, oder wie sie hier, in den sibirischen Gewässern genannt werden, Torossen vom Sturm und Seegang gegeneinander zersplittert wird. Nur durch die südwestlichen Engen, vor allem die Karische Pforte, tritt ein Teil des Treibeises aus und macht die Einfahrt ins Karische Meer oft selbst im Sommer unmöglich. Die Besatzung der „Dijmphna" konnte, im Kreise das ganze Meer durchmessend, da das Schiff fest in einem unermeßlichen Eisfelde stak, die Zerstörung in allen ihren Epochen beobachten. Sie sahen, wie im Frühling zuerst die dünneren, jüngsten Stellen des Eises vor dem Druck der See und des Windes zerbrachen und dann die Felder, von den Wogen getrieben, aneinander prallten. Wie die schwächeren Schollen bald über-, bald untergeschoben wurden, immer höhere Massen sich türmten und ihre Fläche den allmählich erwachenden Kräften des kurzen Polarsommers, dem Regen, Nebel und Sonnenschein preisgaben, während draußen an den Kanten die See unablässig nagt. „Überall rieseln Bäche von den mächtigen, aufgeschraubten Blöcken, welche täglich mehr und mehr schwinden, während die unten liegende Seite durch das Wasser verzehrt wird. Unglaublich schnell geht die Zerstörung vor sich, mitten in der Masse ebenso wie am Rande, ja sogar mehrere Seemeilen innerhalb des Eises macht die Wellenbewegung sich geltend." Im Mai 1883, als die „Dijmphna" in ihrer Schollendrift aus der nördlichen Richtung in die westliche umbog, hatte sie hinter sich, dem Angriff der Oststürme preisgegeben, noch Eisfelder von 110 Kilometer Ausdehnung; im Juli war das Spiel der Wogen schon vom Mast zu sehen, und wenn die Besatzung eine Stunde östlich über die Schollen wanderte, so stand man unmittelbar vor dem Kampf der Elemente. Im August wurden sie frei von der Pressung, und im September trieb das schraubenlose Schiff langsam, unter Eistrümmern, der Karischen Pforte zu.

Ähnlich wiederholt sich der Zerstörungsprozeß natürlich in allen Randteilen und Meerengen, wo nur immer die Wärme des Sommers sie in etwas begünstigt. Aber alle diese geringfügigen Eisverluste verschwinden gegen jene großartige Eisschmelzung, welche sich allsommerlich zwischen den Küsten von Norwegen und Grönland abspielt. Wir haben oben schon die ungeheuren Eismassen erwähnt, welche nach Dorsts Schätzung auf diesem Wege nach Süden treiben in einer Drift, deren Breite im März bis zu tausend und selbst im Juni noch einige hundert Kilometer betragen mag. Ihre Beseitigung im Zeitraum von drei Monaten wäre undenkbar, wenn ihnen nicht von Süden her ein gewaltiger Feind entgegenkäme, der Golfstrom! Wie im Westen dieser Meeresfläche die arktische Strömung gen Süden treibt, so fluten ihr im östlichen Teile die breiten Ausläufer jenes warmen Stromes entgegen, denen Norwegen seine eisfreien Fjorde und Westeuropa sein Klima verdankt. Es giebt wohl in allen Meeren kein größeres Schauspiel des Kampfes zwischen Wärme und Kälte, als im Zusammentreffen dieser beiden Strömungen, deren eine eisig an Temperatur, von grünem Wasser und beladen mit Schollen, gleichsam ein Stück des Nordpols nach Süden führt, während die andere in kräuselnden Wellen, von tiefem Blau gesättigt, einen Hauch der äquatorialen Breiten an unsere Küsten wirft. Sie suchen einander auszuweichen, wie zwei Gegner, die ihre Kraft gemessen haben. Nach Westen drängt der kalte, nach Osten der warme Strom. Wäre es umgekehrt, so sähen wir Skandinavien unter Gletschern

begraben wie einst in der Eiszeit, und Grönland trüge vielleicht Saaten und Äpfel. Allein das Meer ist zu eng für beide zugleich. Im Frühling, wenn der Sturm im arktischen Becken die Schollen löst und die Polardrift ihre größte Breite erreicht, wirft sie den Golfstrom so nahe an die norwegische Küste, daß sich die Eisfelder auf fünfhundert Kilometer Entfernung von den Lofoten vorbeischieben; im Juli, wenn die südliche Sonne dem Golfstrom unerschöpfliche Wärme verleiht, drängt er die Polarströmung bis nahe an die grönländische Küste und erlöst zwischen beiden Gestaden fast das ganze Meer von dem eisigen Joch. In der Zwischenzeit wogt der Kampf herüber und zurück. Bald ist es der Golfstrom, der in die Eisgefilde seines Gegners tiefe Lücken frißt, bald die arktische Drift, die ihre Schollenheere weit in den Bereich des Gegners vorschiebt. Der endliche Sieg muß südlich von Spitzbergen stets der Wärme bleiben. Die Eismassen, die im Mai und Juni oft im Laufe weniger Tage verschwinden, sind ungeheuer. Die Stürme thun auch das ihrige. Schon im April sah Dorst vor dem Sturm Eismassen zergehen, welche wenige Wochen zuvor eine Fläche so groß wie Preußen bedeckt hatten. Wenn die mittlere Dicke dieser ganzen, im Laufe eines Sommers vom Golfstrom und der Atmosphäre geschmolzenen Eisfelder nur auf fünf Meter angenommen wird — Dorst schätzte sie auf das Doppelte —, so wäre die Leistung gleich derjenigen, welche einen Eiswürfel von fünfundzwanzig Kilometer Breite, Dicke und Höhe zu schmelzen vermöchte. Das ist, um nur eine Anschauung zu ermöglichen, z. B. das Fünfzehnfache der Masse des Thüringerwaldes vom Kamm bis an den Meeresspiegel.

Welche Wärmemenge muß dieser ungeheure Schmelzprozeß dem Golfstrome entziehen. Welche Wärmemengen muß letzterer besitzen, wenn er trotzdem noch so große klimatische Wirkungen an unseren Küsten ausübt, als er es thut! Hier zeigt sich ein fester Zusammenhang zwischen den Eismassen, welche dem Polarmeere entströmen, und dem Klima an den nordwestlichen Küsten unseres Kontinents. Wenn erstere sich verringern, so wird die Wärme des Golfstromes in um so höherem Maße auf die Länder übertragen werden können, die seinem Einfluß unterworfen sind. Muß umgekehrt der Golfstrom seine ganze Wärmeintensität auf die Schmelzung erhöhter Treibeismassen verwenden, so wird das Klima im nordwestlichen Europa kälter werden.

Soviel über dasjenige Eis, welches seinen Ursprung dem offenen Meere verdankt und in Schollenform, wenn auch diese Schollen manchmal zu ziemlich bedeutenden Höhen sich türmen, seiner Bestimmung, sich wieder aufzulösen, entgegentreibt. Eigentliche Eisberge kann das Meer nicht erzeugen; ihre Heimat ist das Inlandeis der arktischen Berge, Spitzbergens, Franz-Josephslands, aller gebirgigen Inseln der höchsten Breiten, vor allem aber jene unvergleichliche, mehrere hundert Meter dicke Eiskappe, welche den schlummernden Kontinent Grönland überzieht. Hier fallen jahraus, jahrein im Schneetreiben zukünftige Eisberge in Gestalt feiner Flöckchen nieder, hier preßt sich der Schnee jahrhundertelang mit so großer Gewalt zusammen, daß schließlich am Meeresrande die klare, gleißende Mauer des festen Eises, gezeichnet mit allen den Schichtungen der einzelnen Jahrgänge Schnee, die seine kompakte Masse gebildet haben, zu Tage tritt. Hier, in dem Abbrechen der ins Wasser tretenden Gletscherzungen, entstehen die hohen, gewaltigen Eisberge, welche als Sendboten der Polarwildnis den fremden Reisenden mitunter noch in der Breite des fünfundvierzigsten, ja des vierzigsten Grades begrüßen. Wer noch nie gelesen oder gehört hat, wie sie aus dem Eis der Gletscher geboren werden, der muß die fesselnde Schilderung Laubes, in ihrer ganzen Anschaulichkeit der arktischen Märchenwelt, vernehmen:

„Sind das nicht die gläsernen Berge* des Märchens? Alles ist still und stumm wie in einer verzauberten Gegend. Wir sind allein auf leichtem Boote; unsere Neugier treibt uns näher und näher. Zeitweilig läßt sich ein leises Geräusch vernehmen, ein Donnern. Durch das blaugrüne Wasser ziehen Streifen hin wie weiße Nixenleiber, das Meer wird lichter und lichter und end-

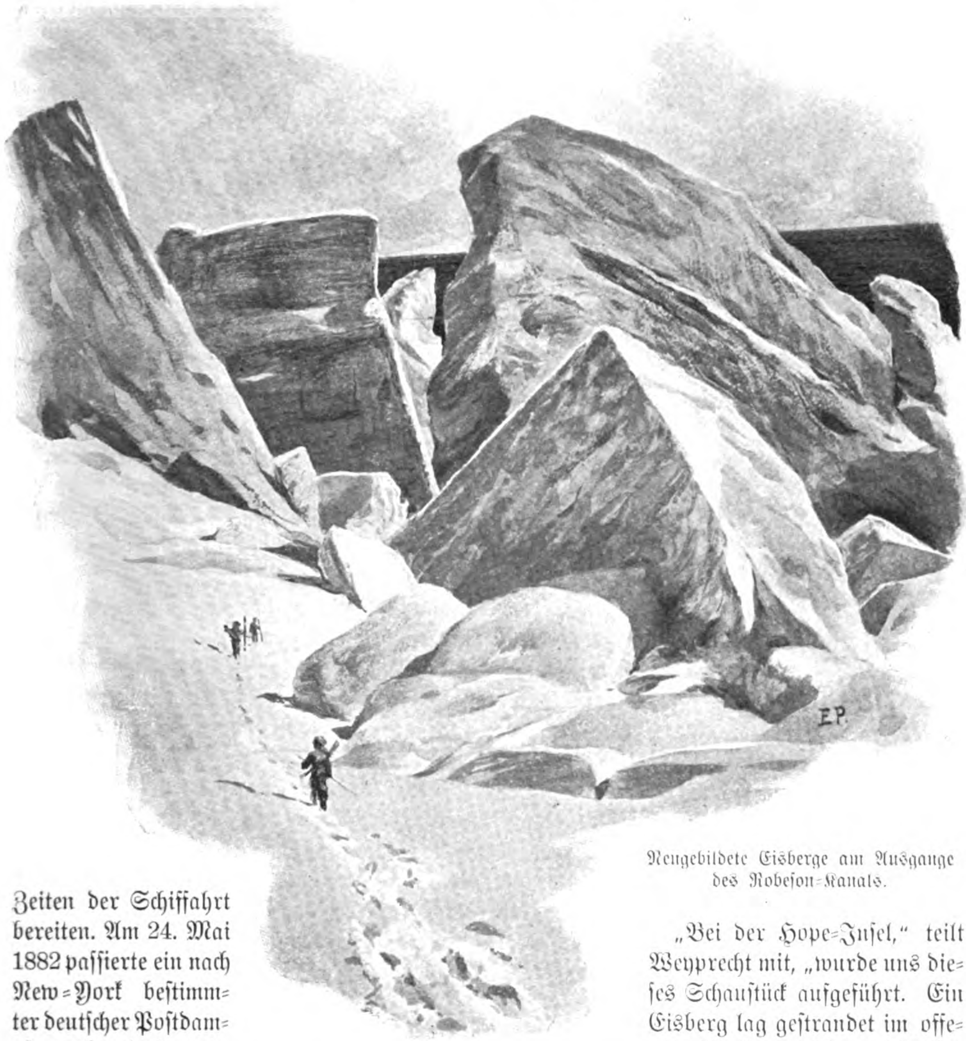
* Die breite Basis des Gletschers, wo sie mit ihren Höhlen und Zacken ins Meer stößt.

lich fast milchweiß. Da sind wir nun angelangt am Fuß des Eisriesen, nein, wir sind schon weit über seinen Fuß hinaus, denn durch die Flut sehen wir das Eis heraufblauen, während ein Teil abgebrochen, mit ruinenhaften Trümmern bedeckt, weite, domartige Höhlen im Inneren des Gletschers schauen läßt, hoch genug, daß ein Schiff hineinsegeln und darin umwenden könnte. Ein rechter Geisterpalast. Und während wir der nie gesehenen Pracht uns hingeben, — da fängt ein grauenhafter Spuk an. Schäumend und wallend beginnt sich das Wasser am Fuße des Gletschers zu regen ... Es braust, und das Getöse wächst bis zum Gebrüll des Donners; Eisblöcke brechen aus der Tiefe hervor und schnellen aus den Wogen schwankend und krachend hin und her. Da hebt sich's mitten drin, eine weiße Riesengestalt taucht auf, höher und höher, eine mächtige Eismasse, der scheitergroße Blöcke entfallen. Immer wieder rauscht die See auf, denn das neugeborene Ungetüm wälzt sich bald auf diese, bald auf jene Seite, und wirft hierbei eine breite Wassergarbe vor sich. Endlich kommt es ins Gleichgewicht, das Getümmel schweigt, die See ist wieder glatt, der Donner in der Ferne verhallt ... Da liegt der schwimmende Eisberg vor uns, gewärtig, mit der nächsten Flut seine Wiege zu verlassen und allmählich mit der Strömung nach Süden zu wandern."

Ja, nach Süden, weiter, viel weiter nach Süden, als das Schollenеis der großen Driften je gelangen kann. Der Eisberg ist nicht ein Spiel von Wind und Wellen, wie die flachen, hastenden Felder, die tief unter seinem glänzenden Scheitel dahinjagen. — Er wurzelt mit seinem Fuße zu tief im Wasser, um dem Spiel der Atmosphäre zu folgen, zu gewaltig sind seine Massen, um dem ersten Angriff der Sonne oder des Regens und der Wellen nachzugeben. Träge, aber unaufhaltsam reist er mit den arktischen Strömungen in die wärmeren Zonen, um sich erst spät, wenn er vielleicht schon tausende von Kilometern zurückgelegt hat, schon lange Monate unterwegs ist, der alles besiegenden Wärme zu ergeben. Nur ein Hindernis giebt es, dem er leichter verfällt als das niedrige Feldeis, welches selbst aus Buchten und Winkeln beim nächsten Sturm seinen Weg wieder hinausfindet, — er kann stranden. In Meerengen, in den flacheren Randbecken, in der Nähe des Landes geschieht es oft, daß der Fuß großer Eisberge, mehrere hundert Meter unter den Meeresspiegel reichend, auf den Grund gerät. Dann ist es vorbei mit dem Wandern. Die ungeheure Masse taumelt vor dem Sturme schwerfällig hin und her, der Fuß gräbt sich allmählich tiefer in den eisigen Grund, die Wellen spielen an den Wänden und lecken Zoll für Zoll von der glitzernden Masse fort — so kann es ein Jahr dauern, bevor der gestrandete Riese völlig zerfällt.

Wie östlich von Grönland das Packeis dominiert, so haben im Westen die Eisberge ihren Tummelplatz. Dort oben, in den grimmigen Wasseröden des arktischen Canada und seiner labyrinthischen Inselwelt, begegnet der Schiffer den ungeheuersten Eisbergen der nördlichen Polarwelt. Von dort und aus den Eisfjorden West-Grönlands kommt jene gewaltige Drift von Eisbergen und Schollen, welche die kalte Labradorströmung an der Küste des arktischen Amerika nach Süden führt, welche auf den Neufundlandbänken und südlich von ihnen ihren Kampf mit der Wärme des Golfstromes beginnen und deren mitgeführte Erde und Felsen es sind, welche im Laufe von Erdepochen jene Bänke gebildet haben. In dieser Zone ist es auch, wo die zwischen Europa und New-York verkehrenden Dampfer in jedem Frühling große Eismassen treffen. Hier dringen sogar die Schollen und Felder im April oft bis zum dreiundvierzigsten Breitengrade vor und hüllen nebst dem eisigen Wasser, welches sie trägt, die Breite von Rom oder Marseille in starrende Kälte. Die großen Berge aber, weit unverwüstlicher als das flache Schollеneis, treiben im Mai und oft noch im Juni immer weiter nach Süden und dringen tief in die Fluten des Golfstromes ein; wurden doch z. B. im Juni 1882 im Atlantischen Ocean noch auf der Breite von Madrid und Korfu Eisberge angetroffen. Also schon hier hat der Golfstrom harte Arbeit mit dem Polareise, während er die vorerwähnten ungeheuren Eismassen des Nordmeeres erst antrifft, nachdem ihn sein Lauf fünfhundert Kilometer weiter nach Nordosten geführt

hat. Wie massenhaft die Eisberge in manchen Jahren bei den Neufundlandbänken auftreten, beweist die Gefahr, welche sie zu Zeiten der Schiffahrt bereiten. Am 24. Mai 1882 passierte ein nach New-York bestimmter deutscher Postdampfer während vierundzwanzig Stunden am Ostrande der Bank nicht weniger als 351 Berge der verschiedensten Größe. Die abenteuerlichen Formen, die Spitzen, Zacken, Blöcke und Zapfen, welche um den Leib der teilweise kolossalen Eisberge starren und hängen, ersetzen hier den Eindruck der Größe und Macht, den die meilengroßen Eisfelder im höheren Norden aufweisen. Einen Kampf ohnegleichen aber giebt es, wenn einem mit der Strömung vordringenden oder aber auch mit seinem Fuße gestrandeten Eisberg an der Meeresoberfläche eine Drift von Scholleneis vor dem Winde entgegenjagt und die Masse des Berges sich den Weg durch die hastende Schollenfläche bricht.



Neugebildete Eisberge am Ausgange des Robeson-Kanals.

„Bei der Hope-Insel," teilt Weyprecht mit, „wurde uns dieses Schaustück aufgeführt. Ein Eisberg lag gestrandet im offenen Wasser: dicht geschlossen trieb eine unübersehbare Fläche gebrochenen Treibeises mit leichter Brise und starker Strömung gegen ihn zu. Ein Kanal trennte Berg und Treibeis, und ohne die stetige Verengung desselben zu bemerken, steuerte unser kleines Schiff dem scheinbar gefahrlosen Durchgange zu. — Träumend sitzt der Matrose am Steuer und wird die Gefahr erst gewahr, als es fast zu spät ist. Rasch wirft er das Steuer herum, einen Augenblick scheint es,

als ob das Schiff auf dem Eisberg zerschellen würde — und schon sind wir vorbei. — Und drüben beginnt es jetzt zu krachen und zu prasseln, sie sind zusammengetroffen. Der Berg muß sich einen Durchgang durch das zusammengepreßte Treibeis erkämpfen. In Stücke zerschellen die Schollen und Flarden, die mit ihm in Berührung kommen; sie klettern hinauf an ihm unter dem Druck der nachfolgenden Kameraden, als gälte es, ihn mit stürmender Hand zu nehmen: emporgeschoben und zermalmt fallen sie ohnmächtig zurück, um anderen Platz zu machen für den gleichen unnützen Versuch. Hier und da erscheint ein größeres Stück auf dem Kampfplatz, es mag 200 Fuß im Durchmesser haben. Für einen Augenblick stopft sich dann die ganze Masse rückwärts, krachend geht die Scholle in Stücke, und unter beschleunigter Eile drängt und schiebt alles wieder vorbei. Ohne zu wanken, steht der Berg inmitten der wogenden Masse; vom Schiffe sieht es aus, als ob das Treibeis ruhig liegt und der Berg es auf seiner unaufhaltsamen Wanderung durchschneidet. Majestätisch geht er hindurch, kein Hindernis hält ihn auf. Was Widerstand leistet, vernichtet er, was gutwillig nachgiebt, schiebt er ruhig beiseite. — Vor dem Treibeise flüchtend, verlieren wir ihn langsam außer Sicht, — ein imponierendes Bild von Kraft und Ruhe."

Anders zeigt der Koloß, der von den Gebirgen Grönlands oder Spitzbergens herabgestiegen ist, um schließlich im Golfstrom zu enden, seine unwiderstehliche Gewalt, wenn er mit schnell bewegten Gegenständen zusammentrifft. Gegen einen Eisberg fahren heißt für ein schnell dampfendes Schiff dasselbe, wie gegen eine starre Felsenmauer rennen. Beides ist von derselben vernichtenden Wirkung. Man weiß es noch nicht, wie viele von den verschollenen Schiffen, die auf hoher See, ohne ein Überbleibsel zu hinterlassen, geheimnisvoll verschwinden, auf Rechnung nächtlicher oder im Nebel sich vollziehender Zusammenstöße mit ungesehenen Eisbergen kommen, aber man weiß von den Überlebenden solcher Fälle, wie kurz und vernichtend die Katastrophen sind. Ein Krach — ein Zusammensplittern des gegen die harte Wand rennenden Buges — ein offenes, riesiges Loch, welches das Schiff manchmal um zehn bis zwanzig Meter verkürzt — und wenige Minuten genügen, um das Fahrzeug von der Meeresoberfläche verschwinden zu lassen.

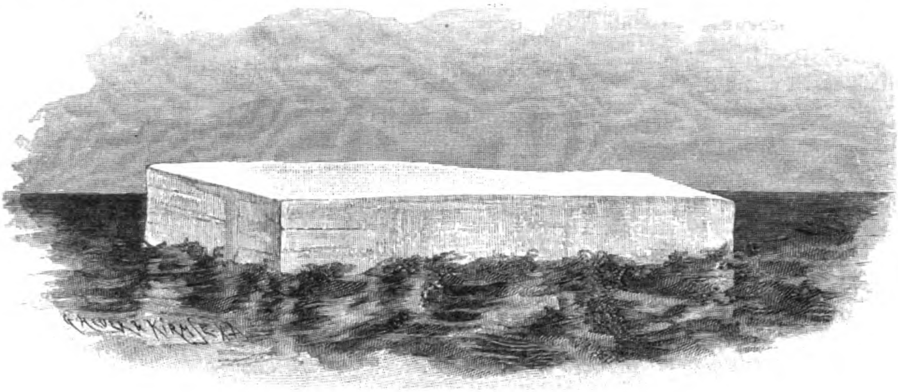
Aber wenden wir uns vom Norden des Erdballes der südlichen Polseite zu, woselbst die sogenannte Antarktis heute ein Bild von Vereisung zeigt, welches dem Norden vielleicht während der diluvialen Eiszeiten ebenfalls eigen gewesen ist, über die jetzige Eisbedeckung des nördlichen Polarmeeres und seiner Umgebung aber weit hinausreicht. Wenn trotzdem die Eiswelt des Südpoles noch weit weniger erforscht und bekannt ist als diejenige des nördlichen Poles, so liegt das vor allem daran, daß erstere von allen Kontinenten auf weite Entfernungen durch Meere getrennt, von der Grenze des Weltverkehrs viel weiter entlegen ist als die Eiswelt der Arktis. Auf der nördlichen Halbkugel überschreitet der Weltverkehr an vielen Stellen den nördlichen Polarkreis, auf der südlichen bleibt er im Durchschnitt doppelt so weit vom Pol entfernt. Auf dem halben Umkreis der südlichen Erdkugel geht die Handelsschiffahrt nicht über eine Breite hinaus, welche derjenigen von Odessa oder Bordeaux entspricht, der Breitengrad von London aber wird im Süden nur an wenigen Stellen von Handelsfahrzeugen überschritten. Alle südwärts davon gelegenen Gebiete blieben von jeher der Beobachtung der Walfisch- und Robbenjäger oder der Erschließung durch eigene Forschungsexpeditionen vorbehalten. Ganz diesem Zurückdrängen der Schiffahrt in die gemäßigten Breiten der südlichen Hemisphäre entspricht auch die dortige Eisausbreitung, welche, wenn wir sie uns auf die Arktis übertragen denken, Haparanda und Hammerfest, die Mündungen aller sibirischen Flüsse und die Hälfte der kanadischen Inselwelt unter einer ewigen Schicht mehrere hundert Meter dicken Gletschereises begraben würde. Man darf ungefähr annehmen, daß die ewige Eisbedeckung des Südpols sich an Umfang etwa mit der Packeisbedeckung des Nordens, die fast beständige Packeisausdehnung im Süden etwa der äußersten Treibeisgrenze im Norden gleichkommt, und daß im großen und ganzen am Südpol eine Fläche, zwei Drittel

so groß wie Afrika, den größten Teil des Jahres unter Eis steht.

Merkwürdiger aber noch als diese Verschiedenheit der Ausdehnung ist die Verschiedenheit in der Natur der Eismassen, welche die Arktis im Norden und die Antarktis im Süden des Erdballes zeigen. Es wäre ein schwerer Irrtum, zu glauben, wer die Eiswelt des Nordens kennte, dem wäre auch diejenige des Südpols bekannt. Letztere ist durchaus andersartig — eintöniger, ungleich großartiger und auf den erstmaligen Besucher von viel gewaltigerer Wirkung. Ist doch auch die ganze Geographie des südlichen Eismeeres, soviel wir bis jetzt wissen, derjenigen des nördlichen fast geradezu entgegengesetzt. Im Norden findet der Forscher ein Meer, von Land umschlossen, welch letzteres in seinen großen, trockenen Flächenräumen jene ungeheuren Kältegrade hervorbringt, die auf dem arktischen Meere fast die bewegten Wellen selbst in Eis verwandeln. Am Südpol scheint ein Kontinent von gewaltiger Ausdehnung, Grönland vielleicht dreimal an Größe übertreffend, den Mittelpunkt des antarktischen Eises zu bilden und den Pol selbst zu umspannen. Ringsum aber wogt, von beinahe ununterbrochenen Winden und Stürmen gepeitscht, ein offenes Meer, welches auf allen Seiten mit den Oceanen der gemäßigten Breiten in ungehinderter Berührung steht und deshalb nie so kalt, aber auch nie so ruhig werden kann wie zu Zeiten das arktische Meer. Auf diese Weise wird die Bildung von Gletschern, welche im Norden auf Grönland und kleinere Inseln beschränkt ist, im Süden ungemein befördert; die Gletscher aber, als die Mutterstätte der Eisberge, sind wiederum der Anlaß dazu, daß auf dem südlichen Eismeer die letzteren eine Rolle spielen, wie sie für den Norden undenkbar ist. Andererseits wird die großartige Pack- und Treibeisbildung des arktischen Meeres, wie sie oben geschildert wurde, im antarktischen Eismeere durch die beständige heftige Wellenbewegung und, wie es scheint, auch durch die Abwesenheit so großer Kältegrade, wie sie der Norden hat, nahezu ausgeschlossen. Wohl kommen Packeisdriften auch im Südpolarmeere vor, aber bei weitem nicht in jenem Umfang und außerdem von anderen Bestandteilen gebildet als im arktischen Meere.

Die ersten wissenschaftlichen Expeditionen, welche sich dem südlichen Polareise näherten und ausführlichere Berichte über dasselbe nach Europa brachten, fanden in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts statt. Dumont d'Urville geriet schon 1838 bei dem Vorstoß zweier französischer Expeditionsschiffe in ungeheure schwimmende Eismassen, welche allerdings felderartig umhertrieben, aber durch ihre Stärke, ihre Süßigkeit und einzelne dazwischen eingeschlossene Blöcke von sechzig bis siebzig Meter Höhe erkennen ließen, daß sie nicht dem Meere, sondern dem Lande entstammten. Absonderlich die Bedeckung einzelner Eisberge mit ungeheuren Felsblöcken, die man sich allerdings damals noch nicht so gut zu deuten wußte wie heute, macht es jetzt zur Gewißheit, daß alle jene Eisfelder nur Überbleibsel großer, von Gletschern losgebrochener Eisberge oder -blöcke sind. Die Form der südlichen Eisberge ist besonders allen denen, welche vorher auch die Eismassen nördlicher Meere zu sehen Gelegenheit fanden, stets sehr merkwürdig vorgekommen. Statt der Zacken, Spitzen und regellosen Gestalten, welche im nördlichen Eismeer die durchgängige Form der Eisberge bilden, finden sich letztere im antarktischen Meere stets in Gestalt großer, oben platter Felder mit steil abfallenden Wänden, deren Form um so regelmäßiger, deren Größe und Höhe um so gewaltiger wird, je mehr man sich dem Pole nähert. James Clark Roß und Wilke, welche sich im Anfang der vierziger Jahre in den antarktischen Breiten aufhielten, fanden Eistafeln von der Größe Helgolands in Mengen, aber auch Massen von zehnfacher Ausdehnung, denen stets die senkrechten glatten Wände nebst der oberen horizontalen Fläche gemein sind. Da diese Eisinseln fünfzig Meter hoch und höher, ja bis achtzig Meter hoch aus dem Wasser aufsteigen und alsdann mindestens die sechs- bis siebenfache Dicke unter Wasser besitzen, so handelt es sich da um Eisfelder von 350 bis 500 Meter Dicke, deren Inhalt sich nach Kubikkilometern bemißt. Man wird sich einen Begriff von den Eismassen, welche in diesen Breiten umhertreiben, machen können,

wenn wir hinzufügen, daß die gesamte deutsche Kohlenproduktion, neunzig bis hundert Millionen Tonnen im Jahre, noch nicht im stande sein würde, einen einzigen unter den größten dieser Eisberge der Antarktis zu



Antarktischer Eisberg.

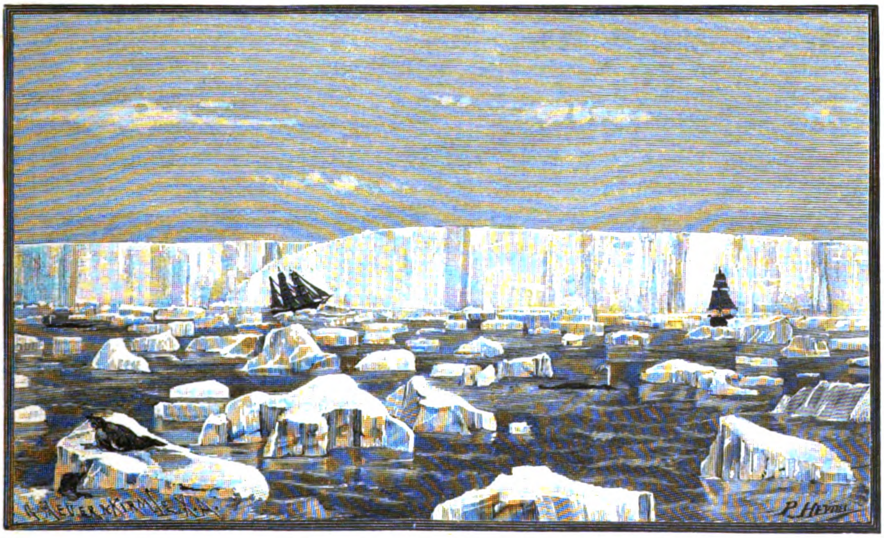
schmelzen. Wie gering sind doch die Ergebnisse alles menschlichen Fleißes gegen die Kraftquellen, mit denen die Natur scheinbar zwecklos schaltet!

Zu den Beobachtern der Thatsache, daß die großen Eisinseln des Südpolarmeeres fast regelmäßig mit Steinen und Erde beladen sind und dadurch ihren Ursprung vom festen Lande beweisen, gehört vor allen auch Roß. Er beobachtete, daß besonders die gewöhnlich unter Wasser liegende Grundfläche der Eisberge sehr stark mit eingefrorenen Felsblöcken besetzt ist, was hin und wieder, wenn eine Änderung des Gleichgewichts nach längerer Abschmelzung den Eisberg veranlaßt, sich umzuwälzen, zu Tage tritt. In seinen Reiseschilderungen findet sich darüber z. B. folgende Stelle: „Während ich einen Aufnahmewinkel maß (an der Küste von Viktorialand), erschien eine Insel, die ich vorher nicht bemerkt hatte und von der ich gewiß wußte, daß sie vor zwei bis drei Stunden noch nicht sichtbar gewesen war, über dreißig Meter hoch, und der Gipfel und die Ostseite waren ganz frei von Schnee. Als ich meine Überraschung darüber äußerte, bemerkte einer der Offiziere, daß ein großer Eisberg, den wir früher beobachtet hatten, verschwunden sei, oder vielmehr sich umgewendet habe, so daß er jetzt eine neue Seite, mit Erde und Steinen bedeckt, zeige, welche den Berg einer neuen Insel täuschend ähnlich machte. Übrigens war bei genauer Beobachtung noch ein leises Schwanken der Masse bemerklich.“

Der Grund dieser unteren Bedeckung der Eisberge mit Steinen und Erde ist heute genau genug bekannt. Es sind die unter dem Gletscher liegenden und von ihm auf seinem Wege ins Meer mit hinabgeschobenen Teile der Grundmoräne, welche die Eisberge mit auf ihre Reise nehmen und an gelegener Stelle, wo sie selber vor warmen Strömungen vergehen, auf den Meeresgrund sinken lassen. Die Felsentrümmer, die der unaufhaltsame Gletscherstrom vom Grundgebirge, über welches er sich hinwälzt, losbricht, pressen sich im weiteren Verlauf so fest und tief in den Eisstrom ein, daß sie an seiner Grundfläche auch dann noch haften bleiben, wenn endlich der Gletscher das Ziel seiner Wanderung, das arktische Meer erreicht hat. So gelangen sie denn auch in die Eisberge; sind doch die letzteren nichts anderes als abgebrochene Stücke der Gletscherzunge, da wo diese ins Meer stößt und ihre Spitze, eine Stärke von mehreren hundert Metern besitzend, vom Auftrieb des Wassers emporgedrückt und abgebrochen wird. Auch an den Schauplatz dieser Gletscherthätigkeit, welche ein Zehntel der ganzen Erdoberfläche mit Eisbergen beschickt, sind die antarktischen Seefahrer, Roß allen voran, gelangt, wenngleich sie weit davon entfernt waren, die wundersamen Bilder, welche sie daselbst erblickten, als Gletscherzungen zu deuten.

Was die Forschungsexpeditionen der Antarktis nämlich überall, wo ihnen die auch im südlichen Sommer dichtgedrängten Pack- und Bergeismassen den gefahrvollen Durchgang gestatteten, schließlich fanden, war eine hohe, glatte, spaltenlose, unersteigbare Mauer blanken, ewigen Eises. Nur selten drängt sich ein Stück Land, in der Regel mit Bergspitzen oder Küstenvulkanen besetzt, zwischen diese Wand von ewigem Eis; in dem weitaus größten Umfang des vermuteten südlichen Kontinentes setzt dagegen jene fünfzig bis achtzig Meter hohe Eismauer jedem weiteren Vordringen des Menschen ein Ziel. Sechs Tage lang segelte Roß im Januar und Februar 1841 angesichts dieser unersteigbar glatten Mauer von Viktorialand gegen Osten. Am 5. Februar fand er die erste Lücke in dem sonst spaltenlosen Eise, und zum erstenmal sank die Höhe der Eismauer auf sechsundvierzig Meter über dem Meeresspiegel und gestattete es, von der höchsten Mastspitze des Schiffes einen Blick auf die obere Fläche zu werfen. Dieselbe war vollständig eben, von unabsehbarer Ausdehnung und, wie Roß sagte, glänzend wie eine Fläche gefrorenen Silbers. Auf den Grund des dortigen Meeres, das offenbar nur das Küstenmeer eines unter dem Eise verborgenen Kontinentes ist, schienen jene Eismassen nicht zu reichen, obwohl sie bestimmt mehrere hundert Meter unter Wasser tauchen. Der Druck des schwereren Seewassers hat sie offenbar vom Grunde aufgehoben oder gar nicht bis an den Grund gelangen lassen, und es ist als wahrscheinlich anzunehmen, daß die von den Schiffen gesehene Eiswand mit dem Landeise gar nicht mehr in fester Verbindung steht, da erfahrungsmäßig selbst die dicksten Gletscher bei der Sprödigkeit ihres Materials durchbrechen, sobald sie aus der geneigten Richtung, in welcher sie vom Gebirge herabkommen, in die horizontale Richtung der Meeresoberfläche übergehen.

So also stellt sich dem Blick des Forschungsreisenden die Antarktis dar. Ein ungeheurer Kontinent, vielleicht so groß wie halb Afrika, mit Gebirgen besetzt und seiner ganzen Fläche nach überlagert von einer 400 bis 500 Meter mächtigen Eisdecke, welche nicht, wie in Grönland, nur vereinzelte, wenn auch mächtige Gletscher, sondern einen Hunderte von Meilen breiten, fast ununterbrochenen Saum von Eis ins Meer hinabsenkt. Eisberge von erstaunlicher Größe und eine meilenbreite Schollendrift, aus dem losgebröckelten Eisschutt bestehend, umlagern die schroffe Wand, welche den Rand der antarktischen Eiskappe bezeichnet, und die Polarströmungen schaffen das losgelöste Material in demselben Umfang in höhere Brei-



Antarktische Eismauer.

ten, wie die vorrückende Gletschermasse für neues sorgt.

Ein Merkmal für die Großartigkeit der Eisbildung in diesen Breiten ist auch der weite Weg, den viele von diesen Eisbergen zurücklegen, bevor sie ihr Ende finden. Ist schon der Umstand, daß die antarktischen Eisberge überhaupt in niedrigeren Breiten entstehen als die nordischen, ihrem Vordringen in die gemäßigten Zonen günstig, so ist es noch mehr ihre gewaltige Größe, die den Einflüssen der Wärme ungeheuer lange Trotz bietet. Traf doch z. B. d'Urville in der Antarktis eine treibende Eisinsel, die bei 115 Fuß Höhe über und vielleicht 600 Fuß unter dem Wasser zwanzig Kilometer Länge besaß. Das kann also schon eine Insel von der Größe Fehmarns oder Möens gewesen sein. Solche Eiskolosse dürften es denn auch sein, welche aus dem äußersten Süden der Erde in den ausgeprägtesten „Eisjahren" bis weit über den vierzigsten Grad südlicher Breite vordringen, um allerdings in sehr geschwundenem Zustand in Regionen einzutreffen, welche dem Äquator bereits um 2000 Kilometer näher liegen als dem Pol. Wurden doch z. B. im Sommer 1856 treibende Eismassen vor dem Südkap Afrikas erblickt, in einer Breite, der auf der nördlichen Halbkugel die Lage des mittleren Marokko entspricht. Die Reise von Madrid nach Nowgorod ist nicht weiter als der Weg, den diese Eisberge, ohne zu schmelzen, zurückgelegt haben müssen. Fügt man hinzu, daß in der Regel auf jedes Jahrzehnt ein bis zwei solcher Eisjahre im Süden der Erde kommen, so erhellt deutlich, daß dort die treibenden Eismassen, zumal sie nicht, wie im Norden, auf wenige enge Straßen beschränkt sind, der Schiffahrt in viel höherem Grade als im Gebiet des arktischen Eises hinderlich werden. Im ganzen aber ist so viel zu sagen, daß von allen Breitegraden der Meere nur der Raum vom vierzigsten Grad nördlicher bis zum fünfunddreißigsten Grad südlicher Breite ganz oder nahezu ganz vom Eise verschont bleiben, d. h. von 180 Parallelkreisen, welche unseren Globus umspannen, nicht mehr als fünfundsiebzig. In zwanzig Breitengrade streckt die Polarkälte von Zeit zu Zeit, in vierzig allwinterlich ihre krystallenen Fühler aus, und fünfundvierzig Parallelkreise endlich hält sie in beständiger, starrer Umarmung.

Wahrheit und Suggestion.

Von

Ludwig Fuld.

Die vor Jahren vielfach gehegten Befürchtungen, daß durch die Ausbildung des Hypnotismus und die weitere Entwickelung der Möglichkeit einer Suggestion für die Rechtspflege, vor allem die Strafrechtspflege neue und höchst schwierige Aufgaben entstehen würden, deren Lösung der Rechtswissenschaft und Gesetzgebung mit den zur Zeit vorhandenen Mitteln völlig unmöglich sei, sind nicht in Erfüllung gegangen, und die ängstlichen Leute, welche nach der Lektüre von Samarows Roman „Unter fremdem Willen" vor der Benützung zu verbrecherischen Plänen mittels hypnotischer Beeinflussung zitterten und zagten, haben sich im Laufe der Zeit ziemlich beruhigt. Zwar hat der Hypnotismus auch in die Gerichtshallen seinen Einzug gehalten, zwar ist die Einrede eines Verbrechers, daß er durch Suggestion zu seiner That bestimmt wurde, sowohl in Deutschland als auch in anderen Ländern vorgekommen, und in einem seiner Zeit Aufsehen erregenden und in der Litteratur vielfach behandelten Straffalle hat man allen Ernstes eingehend darüber verhandelt und gestritten, ob die Liebe einer Dame zu einem Manne auf die suggestiven Künste dieses zurückzuführen sei oder nicht, allein diese Vorkommnisse sind doch im Verhältnis nur äußerst selten, und im allgemeinen spielt der Hypnotismus und die Suggestion in der praktischen Rechtspflege Deutschlands keine Rolle. In Frankreich und vielleicht auch in Italien liegen die Verhältnisse in dieser Beziehung etwas anders, wenn schon auch hier nicht die Rede davon sein kann, daß die Sicherheit des Rechtslebens und die Ermittelung der Wahrheit im Civil- wie im Strafverfahren durch die Verwertung dieser geheimnisvollen Kraft ernstlich gefährdet werde, die in den Hexenprozessen des Mittelalters von ungleich größerer Bedeutung war denn jetzt. Um so auffallender ist es, daß neuerdings versucht wurde, die Glaubwürdigkeit von Zeugen dadurch zu erschüttern, daß man dieselben als unter dem Einflusse einer Suggestion stehend bezeichnete, einer Suggestion, welche nicht etwa in einer persönlichen Einwirkung auf dieselben, sondern in der Beeinflussung erblickt wurde, der sie durch die vielfache Erörterung eines bestimmten Gegenstandes in der Presse, im Gespräch unterliegen sollten.

Die Suggestion, die man hierbei im Auge hat, besteht in der Abhängigkeit des Einzelnen von dem geistigen Milieu, in welchem er lebt, sie ist näher zu bezeichnen als die unbewußte Aneignung der Anschauungen und Ansichten eines bestimmten socialen Kreises durch denjenigen, welcher in diesem verkehrt, und die Bedeutung dieser Art von Suggestion ist sowohl für den Juristen wie auch den Historiker von ungleich größerer Wichtigkeit denn die jener ersterwähnten; sie bietet uns eine Erklärung für manche Vorgänge in der Geschichte, der früheren wie der zeitgenössischen, die ohne Berücksichtigung dieser Erscheinung vollständig rätselhaft wären. Der Einwirkung der öffentlichen Meinung unterliegt die Mehrheit der Menschen, die Beurteilungsweise eines Vorfalles durch die öffentliche Meinung ist für

sie bestimmend, und je lebhafter sie sich mit demselben beschäftigt, um so größer ist die Gefahr, daß zwischen den eigenen Wahrnehmungen und dem, was anderweitig in Erfahrung gebracht, also gehört oder gelesen wurde, eine Verwirrung entsteht, die später kaum zu beseitigen ist.

In unserer Zeit, in welcher jedes wichtigere Vorkommnis in der Presse sofort nach allen Richtungen hin erörtert wird, in welcher man eifrigst sich bemüht, die Entstehung desselben und die für es maßgebenden Momente festzustellen, ist die Gefahr dieser Suggestion eine besonders erhebliche, und Personen, welche nicht gewohnt sind, Kritik an den Vorgängen der äußeren Welt wie auch an sich zu üben, unterliegen ihr vielfach rettungslos. In bestem Glauben versichern sie dann, eine Beobachtung gemacht zu haben, die sie unmöglich gemacht haben können; in ihren Vorstellungen vermischen sich die Eindrücke des Gelesenen und des Gehörten mit der eigenen Wahrnehmung, und auf diese Weise entstehen Aussagen und Angaben, die denjenigen, welcher sich bemühen muß, zwischen Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden, zu dem schmerzlichen, resignierten Ausruf veranlassen müssen: „Was ist Wahrheit?“ Wird heute ein Verbrechen verübt, dessen Thäter nicht bekannt ist, so beschäftigt naturgemäß die Erörterung des Falles und seiner Einzelheiten die Presse in großem Maßstabe; die Vermutungen, die aufgestellt werden, die Fingerzeige, die man den mit der Untersuchung betrauten Behörden giebt, sind zahllos; gelingt denselben die Ergreifung des Thäters, so ergiebt sich bei der Aburteilung die Schwierigkeit, daß die Zeugen, welche selbstverständlich zum Teil die Besprechungen in der Presse gelesen haben, vielleicht mehrfach nicht mehr im stande sind, zwischen dem Gelesenen und dem von ihnen Gesehenen zu unterscheiden; je größer der Zwischenraum ist, welcher die Verübung der That von dem Zeitpunkte der Aburteilung trennt, je erheblicheres Aufsehen das Verbrechen gemacht, je mehr sich die öffentliche Meinung mit ihm beschäftigt hat, um so mehr muß mit dieser Eventualität gerechnet werden.

Die Gefahr dieser Suggestion ist aber unzweifelhaft am größten in Zeiten, in welchen krankhafte Vorstellungen das geistige Leben eines Volkes beherrschen, in den Zeiten der geistigen Epidemien, deren Entstehung und Verbreitung wir mit derselben Sicherheit nachweisen können wie den Zug der großen Volkskrankheiten, als deren Gefolge das „große Sterben“ auftritt; die Fähigkeit des Einzelnen, Kritik zu üben, ist in diesen Zeiten überaus gering, und bei dem minder Gebildeten und Ungebildeten ist sie dann überhaupt nicht vorhanden. Erinnern wir an die Zeiten der Hexenprozesse, der Verfolgungen der Katharer und Waldenser, an die trüben Tage der deutschen Geschichte, in welchen das Flagellantentum sein Unwesen trieb, und die schreckliche Krankheit, welche man als „schwarzer Tod“ bezeichnete, den Brunnenvergiftungen der Juden zuschob; die Vorstellungssphäre eines sehr großen Teils der Bevölkerung stand damals so unter dem Banne der allgemeinen Suggestion, daß es nie an Zeugen fehlte, welche beschworen, daß sie die verfolgten Opfer des Wahnes gerade bei der Verübung jener Schandthaten betroffen hätten, welche der allgemeine Aberglaube ihnen zum Vorwurf machte.

Besonders belehrend sind in dieser Hinsicht die Hexenprozesse; der Glaube an Hexen und Dämonen, welche im Bunde mit dem Satan über übernatürliche Kräfte verfügen und dieselben zum Nachteile der Frommen benützen, war in der Vorstellungssphäre der Bevölkerung festgewurzelt, verschiedene Umstände hatten vereint dahin gewirkt, daß schon der Zweifel an der Existenz von Hexen verdächtig machte und die Leugnung der Hexerei geradezu als Ketzerei galt; überall sah das maßlos geängstigte Volk Hexen und Hexenkünste, überall erblickte es mit Hilfe seiner erhitzten und überreizten Phantasie die Dienerinnen des Fürsten der Unterwelt, welche in orgiastischen Gelagen Greuel unerhörter Art begingen. Diese geistige Erkrankung brachte es mit sich, daß in den Hexenprozessen auch ehrenhafte und gewissenhafte Personen Angaben beschworen, die der Wahrheit absolut widersprachen, weil sie eben durchaus unmöglich waren; wenn in den Akten dieser Prozesse die Aussagen von Männern und Frauen verzeichnet sind, welche gesehen zu haben erklären, daß die angeklagte Hexe an einer Kreuzung des Weges

sich im Arme des Satans befand, daß sie in der Luft auf einem Besen ritt, daß mehrere der Angeklagten auf einem Hügel ein Gelage abhielten, so läßt sich dies vielfach nur durch die Suggestion mit den allgemein verbreiteten Vorstellungen erklären. Gewiß gab es auch unter den Zeugen rachsüchtige und meineidige Personen, welche mit vollem Bewußtsein unwahre Aussagen machten; gewiß fehlte es unter ihnen nicht an Schurken, welche aus irgend einem Grunde die Unglückliche dem Verderben absichtlich überlieferten, die in den Verdacht der Hexerei geriet, aber unmöglich läßt sich annehmen, daß diese Bezeichnung auf die Mehrheit der Zeugen zutrifft. Um ihre Bekundungen zu verstehen, bedarf es des Hinweises auf den Einfluß der Suggestion. Und wie bei den Hexenprozessen war es bei den Anklagen gegen die Katharer und Waldenser, bei den Prozessen gegen die Juden wegen der Brunnenvergiftung und des Schlachtens von Christen, war es bei den Anschuldigungen, welche zu den Zeiten des römischen Imperatorentums gegen die ersten Christen erhoben wurden. Die Suggestion spielt noch heute ihre Rolle in China, wenn die Missionäre unglaublicher Greuel beschuldigt werden.

Die Berücksichtigung der Suggestion als eines die Ermittelung der Wahrheit hemmenden Faktors ist für den Richter unter Umständen geboten, sie erweist sich aber auch als eine Pflicht des Geschichtschreibers, welcher mit heißem Bemühen bestrebt ist, „zu sagen, wie es gewesen". Wenn der Geschichtschreiber die Geschichte der Hexenprozesse ohne dieselbe darstellen wollte, müßte er entweder alle Zeugen für meineidige Schurken erklären, oder er würde zu dem stets unbefriedigenden Ergebnis gelangen, daß eine Erklärung dieser Erscheinung überhaupt nicht möglich sei. Welche Bedeutung die Suggestion für die Würdigung der Geschichte der Religionen und Sekten hat, ergiebt sich aus dem Gesagten; wenn die Kreuzfahrer den geöffneten Himmel, wenn die Wiedertäufer in Münster die Erscheinung Gottes und der himmlischen Heerscharen gesehen zu haben erklärten, so ist dies einerseits allerdings auf Sinnestäuschungen (Hallucinationen), andererseits aber auf Suggestion zurückzuführen.

Es könnte aus dem Vorstehenden gefolgert werden, daß die allgemeine Suggestion für die Ermittelung der Wahrheit im Rechtsleben stets übergroße Schwierigkeiten biete; das ist mit nichten der Fall. Eine Suggestion durch die öffentliche Meinung wird nur in besonders Aufsehen erregenden, die Volksseele stark beschäftigenden Fällen vorkommen, sie wird nur dann zu beachten sein, wenn krankhafte Erscheinungen auf dem Gebiete des geistigen Lebens sich zeigen, wenn der klare Verstand und die nüchterne Beobachtung durch die Fieberhitze einer verbreiteten Volksleidenschaft geschwächt und getrübt sind; unter diesen Voraussetzungen ist es geboten, kein Mittel unversucht zu lassen, den Einfluß der Suggestion festzustellen, und die heiligste Pflicht des Richters ist es dann, Personen, welche offenbar unter dem Banne der Suggestion Angaben machen, den Glauben zu versagen, damit nicht ein Unschuldiger verurteilt, damit ein Justizmord verhütet wird. Fehlen diese Voraussetzungen, so ist auch kein Anlaß vorhanden, bei normal veranlagten Menschen das Maß ihrer Beeinflussung durch die geistige Strömung, welche auch sie berührt hat, zum Gegenstand einer Untersuchung zu machen. Wollte man in jedem Falle eine solche Prüfung zulassen, so wäre die Feststellung der Wahrheit, der Schuld und Unschuld überaus erschwert, vielfach geradezu unmöglich, der Verdächtigung und Antastung unbequemer Zeugen wäre dann Thür und Thor geöffnet, und der schlimmste Verbrecher hätte ein leicht zu gebrauchendes Mittel, sich der verdienten Strafe zu entziehen. So wenig die Behauptung der speciellen Suggestion im allgemeinen Glauben verdient, ebensowenig ist in der Regel die Behauptung der allgemeinen Suggestion zu beachten; in dem einen wie in dem anderen Falle ist Zweifel und Mißtrauen ganz besonders geboten, will man einem Mißbrauch entgegentreten, der nicht nur zu einer Erschütterung der Grundlagen des Rechtslebens, sondern auch zu einer Verwirrung der Rechts- und Sittlichkeitsbegriffe führen würde.

Streifblicke über die neuere deutsche Novellistik.

Eine Plauderei
von
Friedrich Spielhagen.

II.

Der Standpunkt des älteren Naturalismus (von der strikten Observanz): es sei der Nachweis ihrer Wahrheit der völlig ausreichende Rechtstitel jedweder künstlerischen Schilderung, darf jetzt wohl als überwunden gelten. Freilich nur in der Theorie; in der Praxis ist sein Ansehen längst nicht gebrochen. Er hat da noch Anhänger, sehr strebsame, talentvolle sogar; und so ist es nicht sowohl verstattet, sondern geboten, auf den nur scheinbar veralteten Satz, der die Wirklichkeit dauernd mit solcher Kraft beeinflußt, von Zeit zu Zeit zurückzukommen.

Liegt es doch auch auf der Hand, wie es den Künstler reizen muß, wenn er die Virtuosität seiner Technik, seiner Mache, in der naturgetreuen Wiedergabe eines Gegenstandes leuchten lassen kann! Und ist dieser Gegenstand ein häßlicher, abstoßender, widerwärtiger, um so besser. Er pflegt derbere Züge, eckigere Konturen und, wenn nicht glänzendere, so doch drastischere Farben zu haben, als der schöne, anziehende, anmutende. Das hat den doppelten Vorzug der größeren Leichtigkeit in der Wiedergabe und der bedeutenderen Wirkung auf das Publikum. So rentiert sich die Armeleutemalerei (in Farben und Worten); und der socialdemokratische Zug der Zeit spricht seinen Segen über den humanen, gesinnungsvollen Künstler. Nicht daß er um diesen Segen buhlte! durchaus nicht! Seine socialpolitischen Ansichten können in eine ganz andere, vielleicht die entgegengesetzte Richtung weisen; möglicherweise hat er überhaupt keine (was ihm ja, als Künstler, nicht zum Verbrechen gemacht werden kann). Nein! jener Segen kommt ihm ganz ungewollt von oben, weil er eine Saite berührte — als Künstler nur, ganz absichtslos —, die in der Brust des modernen Menschen eine so starke Resonanz hat.

Diese Extravergütung wird dem naturalistischen Künstler aber keineswegs zu teil, wenn seine Wahl auf einen Gegenstand fiel, mit dem in der Wirklichkeit des Lebens niemand Sympathie hat und haben kann: weder der Konservative, noch der Radikale; weder der Skeptiker, noch der Gemütsmensch; der vielmehr allen gleich verhaßt und widerwärtig ist, die natürlich ausgenommen, welche sich sogleich verstehen, sobald sie in einem gewissen Element zusammentreffen. Ich will damit nicht etwa auf Pierre Louys „Aphrodite" und ähnliche pornographische Romane französischer Provenienz hingedeutet haben. Einmal handelt es sich in diesen Artikeln ausschließlich um deutsche Novellistik; sodann liegt das Genre, das ich meine, in einer anderen Richtung, nach der man harmlose Wanderer freilich auch nicht weisen darf, aus welcher man sich aber bald wieder rettet, mit einem gesunden Gefühl gründlichen Abscheus freilich, aber ohne sonst an seiner unsterblichen Seele Schaden gelitten zu haben. Denn wie widerwärtig auch das hier geschilderte Laster sein mag — verlockend, verführerisch ist es ganz und gar nicht. Die Sorte Laster, von der uns J. R. zur Megede (s. den vorigen Artikel!) in seinem „Unter Zigeunern" einen unerfreulichen Vorschmack gab, nur daß andere uns dasselbe Gericht, sehr viel kräftiger gewürzt und mit einer weitaus pikanteren Sauce, vorsetzen, ohne es dadurch schmackhafter zu machen. Es könnte einem weh thun, den prächtigen **Georg von Ompteda** in dieser Gesellschaft zu sehen; und daß man ihn da sieht, ist ein Beweis, welche dämonische Anziehungskraft die Aufgabe, ein häßliches Objekt in seiner ganzen Abscheulichkeit wahrheitsgemäß zu schildern, auf den Künstler, der sich seiner Kraft bewußt ist, ausüben muß. Er hätte sonst seinen Roman **Drohnen** sicher nicht geschrieben. Das Buch ist freilich bereits im Jahre 1895 in zweiter Auflage erschienen (Berlin, F. Fontane u. Co.), doch ist es so charakteristisch für meine Argumentation — ich könnte auf ein schlagenderes Beispiel nicht exemplifizieren. Überdies sprechen wir ja von neuerer und nicht ausschließlich neuester Litteratur.

Auf der Welt wird niemand den Dichter von „Sylvester von Geyer“ und „Unser Regiment“ — den treuherzigen, gemütvollen, ritterlichen — auch nur einen Moment in dem Verdacht der Sympathie haben mit dem Gelichter, dessen unerfreuliche Bekanntschaft er uns in „Drohnen“ machen läßt. Verworfenes Gelichter der schlimmsten Sorte, diese Lebemänner bei „Westfal unter den Linden“: Spieler, Schlemmer und Demmer mit den obligaten Dirnen! Wüstlinge — rien de plus! Keine Spur höherer Geisteskultur, von Geist schon gar nicht zu reden! Nichts, absolut nichts, das einem doch in etwas mit dem moralischen Schmutz, der hier aufgedeckt und aufgewühlt wird — man kann nicht sagen: versöhnte — wer und was könnte einen mit Schmutz versöhnen? — aber ihn uns doch ein wenig erträglicher machte! Der einzig halbwegs Anständige — meinetwegen im Grunde Anständige — zieht sich bald von der Bande zurück. Einen Helden hat die Geschichte nicht, darf sie ja auch, als realistisches Produkt strenger Observanz, nicht haben.

Das Lob realistisch-naturalistischer Kraft und Wahrheit, welches dem Roman zweifellos zukommt, würde aus meinem Munde noch viel heller ertönen, könnte ich es auf seine Ehrenqualitäten hin besser kontrollieren. Dazu aber — ich gestehe es zu meiner Beschämung — fehlen mir die einschlägigen Kenntnisse, Erfahrungen. Doch habe ich von Eingeweihten gehört: es habe alles seine Richtigkeit.

In diesem entscheidenden Punkte geht es mir bei einem anderen Roman fast noch schlimmer. Mit einer oder der anderen „Drohne“ bringt einen doch vielleicht das kaleidoskopische Spiel der Gesellschaft in ungewollte flüchtige Berührung; mit den Herrschaften in Fritz Mauthners **Bunte Reihe** (München, Albert Langen) niemals. Für einen Romandichter, wird man sagen, noch dazu für einen Dichter des modernen Romans höchst beklagenswerte und kaum verzeihliche Lakune seiner Kenntnis des gesellschaftlichen Milieu. Ich muß es mir gefallen lassen: nein! ich kenne diese Nummer Theater-Direktoren, Schriftsteller, Bourgeois wirklich nicht; habe sie in der Gesellschaft nie auch nur gestreift und muß mich, was ihre dichterische Glaubwürdigkeit betrifft, wie in dem vorigen Fall, ganz auf den Autor verlassen. Nun scheint es, es liege das thema probandum Mauthners viel bequemer für den Leser. Theatergründungen, wie er sie schildert, sollen in der Wirklichkeit vorkommen und dürften deshalb eine durch Broschüren, Zeitungsartikel und gesellschaftlichen Cancan weitaus besser gesicherte, realere Existenzberechtigung im Spiegelbilde des Romans haben als Omptedas famoses Restaurant „Westfal unter den Linden“ trotz der Versicherungen der in diesem Punkte Eingeweihten. Dennoch ist mein Vertrauen zur Wahrhaftigkeit von Omptedas Schilderungen größer als das zu denen Mauthners. Aus einem seltsamen Grunde. In allem, was uns jener vorführt, waltet bei aller Skurrilität der Geschehnisse und Personen ein streng naturalistischer, ich möchte sagen: magistraler Ernst; Mauthner sitzt der Schelm im Nacken. Das wäre ja nach meiner Theorie eigentlich das Pünktchen über dem I, der Lichtblick im Auge, die Erlösung von der „gemeinen Wirklichkeit der Dinge“. Und gerade hier scheint mir der Fehler zu stecken: es fehlt eben etwas; es ist noch nicht genug, wie Christian in den „Dienstboten“ von Benedix sagt. Mauthner läßt uns einen Blick in das gelobte Land des Humors thun; hinein führt er uns nicht. Und das ist um so empfindlicher, als es ihm sonst an der köstlichen Himmels- und Herzensgabe keineswegs fehlt. War die Last der Gemeinheit hier zu schwer? waren die Schwingen des Humors zu schwach? Ich möchte das erstere annehmen: es giebt Scenen in der Tragödie des Lebens, wo der Humor, wie der Narr im Lear, davon schleicht und nicht mehr gesehen wird. Nun giebt es der Gewalten mehrere, die solche Scenen heraufführen; aber die nackte Gemeinheit ist die größte unter ihnen.

Mit ihr hat sich Konrad Telmann sehr, sehr selten eingelassen, und wenn er es, wie **Unter dem Strohdach**, ganz gegen sein Empfinden, dennoch that, sehr zum Schaden seiner poetischen Seele. Denn mit Pathos ist der Bestie nicht beizukommen; des Dichters realistische Kraft aber erwies sich nicht so groß, daß die Wahrheit der Schilderung die Abscheulichkeit des Geschilderten bis zu einem gewissen Maß vergessen machen konnte; und das Götterkind Humor war ausgeblieben, als so viele Genien sich vereinigten, an seiner Wiege Gaben darzubringen.

Wackerer Konrad Telmann! Mann, in dem kein Falsch war! edler Dichter! Als ich, den ersten dieser Artikel schreibend, mir die letzte seiner Novellen **Lucretia** (Dresden, Carl Reißner) für den zweiten zurücklegte, lebte er — krank, wie immer; aber ihn krank zu sehen, an der Pforte des Todes — daran waren wir ja seit Jahren gewöhnt, hatten wir uns gewöhnen müssen; jedes als einen Gewinn betrachtend, dessen Sommer ihn aus seiner italienischen Verbannung auf ein paar Wochen in seine nordische deutsche Heimat führte. Denn, wie tief Italiens blauer Himmel und ragende Pinien seine schönheitsdurstige Seele befriedigen, wie wohlig die lauen italienischen Lüfte seine kranke Brust laben mochten; wie tief er in italienische Kunst und Litteratur eingedrungen war; wie viele Stoffe zu Novellen, Romanen und Gedichten der Aufenthalt im Süden ihm gewährt hatte — er war und blieb ein Deutscher vom Scheitel bis zur Sohle; deutsch in seinem Denken und Empfinden; in der innigen leidenschaftlichen Teilnahme, mit der er aus der Ferne den Gang der vaterländischen Dinge verfolgte; wo er glaubte, daß es nötig sei und nützen könne, mit feurig beredten Worten in die Debatte eingreifend. Nun hat uns — vor wenig Wochen erst — die Trauerkunde seines Todes ereilt. Da — in dem Schmerz um seinen Verlust — will sich ein kritisches Licht, das eines, wohl längst nicht das

bedeutendste seiner Werke streift, wenig geziemen; da müßte man die Summe seines litterarischen Daseins aufmachen. Und es wäre keine so schwere Aufgabe trotz der langen Reihe seiner Werke und der Verschiedenartigkeit der Themata, die sie zum Vorwurf hatten. Er blieb sich nach den ersten, etwas schwerfälligen jugendlichen Versuchen, in denen er von starken, ihm selbst freilich sicher völlig unbewußten Anlehnungen an Schriftsteller, die er für musterhaft halten mochte, nicht freizusprechen ist, seltsam gleich, bis er sich in seiner letzten Zeit in seinem Schaffen von der „Moderne“ mehr als recht beeinflussen ließ. Ich meine: mehr als ihm recht und der Art seines Wesens und Dichtens vorteilhaft schien. Denn wie klar auch sein Blick war und wie scharf er zu sehen vermochte, seine Art blieb doch die idealistische, welche die Dinge nicht lassen kann, wie sie ursprünglich beobachtet sind, sondern an ihnen modeln und bilden, sie aus der brutalen Lokalfarbe in ein abgetöntes Licht rücken, aus dem pragmatischen Zusammenhang nehmen und in einen anderen stellen muß, der das, was dem Künstler als „Idee“ vorschwebt und worauf es ihm im Grunde allein wirklich ankommt, zur Geltung bringt oder doch zu bringen scheint. Wo er diesem seinem innersten Drange nachtwandlerisch folgt, leistet er Vortreffliches; wo er ihm untreu wird — es ist, wie gesagt, nur in seiner letzten Periode der Fall, und die hätte er sicher bald überwunden —, thut er es denen nicht gleich, deren Hand naturalistisch geschult war, wenn auch ihre künstlerische Begabung sonst an die seine nicht hinanreichte. Und in seiner eigentlichen Sphäre? der der idealistischen Kunst? Es wäre ja unhaltbar, wollte man ihn zu den Großmeistern, den führenden Geistern rechnen. Er, der so hoch von seiner Kunst dachte, würde für eine solche Behauptung nur ein Lächeln gehabt haben. Sein Talent äußerte sich durchaus in einer mittleren Sphäre des Vermögens, über die hinaus es sich nicht erheben, unter die herab aber auch nicht sinken konnte, ungleich dem Genie, das neben seinen Götterbildern auch Fitzliputzis, oder — was viel betrüblicher ist — ganz hausbackenes Zeug schafft. Er gehört zu der Species überaus schätzbarer Künstler, ohne die weder das Theater noch die Litteratur bestehen kann; die, da die Genies, die Schöpfer, höchst sparsam gesäet sind, sonst in die Hände der Nichtse fallen, d. h. zu Grunde gehen müßten. Sie, welche die Garriks freilich nicht ersetzen können, aber auch keine schwierigste Rolle verderben, keinen „Faust“ schreiben, aber auch keine „Aufgeregten“; sie, denen die große Tradition etwas Hochheiliges ist, das sie denn auch so halten — sie sind es, die den Thespiskarren über eine sonst allzu öde Strecke, das Schiff der Litteratur aus einer rücklaufenden Ebbe hinüber und hinaus führen auf grünes Land und in frische Flut. Darum sind sie unschätzbar und alle ihnen zu innigster Dankbarkeit verpflichtet, die großen Genies vielleicht am allermeisten. Würden sie es doch trotz alledem kaum weiter bringen als der unglückliche Sisyphus, wenn der Stein, an dem ihre Kraft erlahmt — einmal erlahmt ja auch die größte —, von diesen wackeren Händen vor dem völligen Zurückrollen in den tiefsten Abgrund nicht bewahrt würde!

Sehr viel schwerer in eine bestimmte Rubrik unterzubringen ist ein anderer, jüngerer Schriftsteller, der die happy few, die ihn kennen, höchlichst interessiert und sehr viele interessieren würde, nur daß sie ihn leider nicht kennen. Ich spreche von dem Hamburger **Otto Ernst**.

Schon seine Vielseitigkeit macht dem Kritiker zu schaffen, denn er ist Novellist, Dramatiker, Lyriker, Essayist, gelegentlich Humorist und Satiriker pur sang. Die eigentliche Schwierigkeit, über ihn zu einem abschließenden Urteil zu gelangen (soweit von einem solchen bei einem Schriftsteller die Rede sein kann, der sicher noch eine lange Bahn zu durchlaufen hat), liegt wo anders. Nach gewissen Symptomen wäre man geneigt, ihn zu den ganz Modernen zu rechnen; nur daß da wieder andere Seiten sind, wegen derer man ihn als Idealisten ansprechen möchte. Zu den ersteren zähle ich seine Neigung zur Armeleutemalerei in der obligaten pessimistisch dunkelsten Farbengebung; das trotzig kecke Herauskehren seiner Subjektivität, mag darüber die künstlerische Form immerhin geschädigt werden; zu den letzteren sein tiefes, manchmal bis zur Sentimentalität weiches Empfinden; seine entschiedene Neigung zur Träumerei mit offenen, sonst so hellen Augen. Aus seiner Schwärmerei für Goethe läßt sich kein Schluß ziehen: der steht so hoch, daß er von sehr weit auseinander gelegenen ästhetischen Standpunkten unter demselben Gesichtswinkel der Bewunderung gesehen wird.

Wie ist solchem Proteus beizukommen? Es würde mir ein Leichtes sein, die Quintessenz seines Wesens klarzustellen, dürfte ich ihm durch alle seine wechselnden dichterischen Metamorphosen folgen. Das muß ich mir hier leider versagen: es darf mich hier nur der Novellist näher angehen. Aber das Talent dieses Mannes hat eine so entschiedene Prägung — cachet nennen es die Franzosen —, man unterscheidet seine Produktionen mühelos von denen anderer Talente; sie haben zwar alle unter sich die family likeness, die der gute Pfarrer von Wakefield bei seinen sämtlichen Kindern non sine gloria konstatierte; nicht im mindesten die Allerweltsähnlichkeit — Gott sei Dank!

Also der Novellist **Otto Ernst**. Hier stock ich abermals. Unter seinen bis jetzt herausgekommenen Werken (sämtlich bei Conrad Kloß, Hamburg) befinden sich allerdings zwei — nebenbei nicht eben starke — Bände, von ihm **Novellen und Skizzen** genannt, mit den Separattiteln „Aus verborgenen Tiefen“ und „Kartäusergeschichten“. Man müßte also billig von dem „Novellenschatz“ die Skizzen abziehen. Es blieben dann etwa sechs Piecen, unter denen der Dichter Novellen verstanden haben wird, neben sieben, für die er selbst eine andere Bezeichnung vorzog. Nun ist Skizze ein vieldeutiger Begriff, und so läßt sich

vielerlei unter ihn subsumieren. Mit der Novelle steht es anders und besser. Zwar schwankt auch ihre Definition in der Ästhetik; aber man glaubt doch zu wissen, daß sie die Erzählung einer merkwürdigen Begebenheit sein soll. Das ist sie denn auch bei den alten Meistern, denen sich noch unser Kleist ruhmreich anreihte. Dann haben früher und später große Künstler, wie Goethe, Tieck, Brentano, Storm, Keller, Heyse — und wer wäre da nicht noch zu nennen! — das alte, etwas enge und trockene Schema erweitert und bereichert, bis das Gebilde schließlich eine frappante Ähnlichkeit mit den letzten Akten oder dem letzten Akte eines Dramas hatte, von denen oder dem es sich fast nur noch durch das Wegbleiben der dialogischen Form unterschied.

Nun käme man in große Verlegenheit, wäre man gezwungen, die „Novellen" Otto Ernsts der einen oder der anderen Kategorie zu überweisen. Einige, wie „Anna Menzel", „Der Tod und das Mädchen", „Der Herr Fabrikant" scheinen mehr in die erste, die man sonst auch wohl Erzählung nannte, zu gehören; andere wieder, wie „Die Kunstreise nach Hümpeldorf", „Der Kartäuser", „Überwunden" in die zweite aufgeschlossenere, reichere. Schließlich kommt man dahin, zu thun, was man gleich hätte thun sollen: sie als das zu nehmen, was sie sind: durchaus eigenartige dichterische Gebilde, bei denen vielleicht das Was, das Stoffliche, nicht immer von packendem Interesse ist, dafür aber desto mehr das Wie: wie der Dichter den Stoff behandelt hat; oder, wenn das auf das Technische hinauszuwollen scheint (woran ich hier durchaus nicht denke): wieviel und was er von seinem Temperament — um mit Zola zu sprechen —, von seinem Gemüt, seinem Geist, seiner Weltanschauung — wie ich es ausdrücken möchte — in die Geschichte, die er uns erzählt, die Verhältnisse, mit denen er uns bekannt macht, hineingelegt hat. Hinein hat legen müssen, wäre richtiger, weil er nichts erzählen und schildern kann, ohne daß ihm das Herz dabei aufgeht oder zusammenkrampft; und er was in dem Herzen jubiliert oder klagt, heraus sagen, singen, schmettern, stöhnen muß. Thackeray macht einmal die Bemerkung: wieviel köstliche Bücher es wohl geben würde, wenn die Verfasser, was ihnen während des Schreibens durch Herz und Hirn gegangen, am Rande notiert hätten. Nun, er hat von der Freiheit des Notierens am Rande reichlichen Gebrauch gemacht, und in der That sind diese (dann allerdings in den Text, so gut es ging, verwebten) subjektiven Parabasen nicht das am wenigsten Köstliche an seinen Romanen.

Ähnlich ist es bei Otto Ernst. Ein paar Beispiele für hunderte.

Ein armer geplagter Schullehrer korrigiert die Schülerhefte, in halb wahnsinniger Qual und Verzweiflung über das ewig wiederkehrende: tu aimes ton père …

„Wie schmeichelnd strömt der Duft des Abends herein!

Wie Kinder in der lauschigen Abenddämmerung, so spielen meine Gedanken unermüdlich im Zauber der dunkelnden Luft. Immer wieder ruf ich sie herein ins Haus — und immer wieder entrinnen sie mir, den Verlockungen des Abends gehorsamer als mir."

Wir haben es hier allerdings mit Tagebuchaufzeichnungen zu thun, wo solche Exkurse (wenn man den Geist und das Herz dazu hat) wohl berechtigt sind. Aber sie kommen unserem Dichter auch in geschlossenen Erzählungen, wie in der „Reise nach Hümpeldorf". Unter Hümpeldorf hat man sich ein beliebiges Dorf in der Nähe von Hamburg zu denken, und in diesem Augenblicke besteht die Reise darin, daß zwei Freunde (die Helden der Geschichte) dorthin (wo der eine von ihnen sein Liebchen wohnen hat) eine Wanderung machen, wobei der eine (der Verliebte) immer hundert Schritte voraus ist, der andere hinterdrein. „So hielten wir es auf Spaziergängen, und selbstverständlich wurde nicht gesprochen." Man kann Hamburgs Umgegend — von gewissen Partien der Flußufer abgesehen — nicht romantisch nennen: Äcker, Wiesen, holsteinische Heckenwege. „Nur hier und da am Wiesenrand oder fern am Horizont ein paar einsame, träumende Bäume." Wohl! Und nun lese man die folgenden Seiten, auf denen der Dichter die Gesichte schildert, die dem hinter dem Freunde herschlendernden Freunde in dieser reizlosen Umgebung kommen! Wie da jedes Bäumchen, jede Hecke, jedes Rasenplätzchen, jeder Grabenlauf, jede Hügelwelle Sprache gewinnt, Erinnerungen weckt, so lieb und traut, so zart und duftig — wir wandern durch elyseische Gefilde, bis uns des Freundes Zuruf aus unseren Träumen weckt.

Derselbe Dichter aber in seinen Armeleutegeschichten — wenn es sich darum handelt, uns vor die pure, nackte Wirklichkeit zu stellen — mit welcher nichts verlindernden, nichts verkritzelnden Gewissenhaftigkeit waltet er seines traurigen Amtes! Siehst du, mein Freund, aus so hohlen Augen blickt das Elend! aus so frechen glotzt die Brutalität! Hörst du? so wimmert der Jammer! so wiehert die Gemeinheit! Aus diesen Geschichten (deren Krone „Anna Menzel" sein dürfte) ist der Humor verschwunden, die spielende Anmut gewichen; die Phantasie scheint sich in ihnen zu grausamer Wahrhaftigkeit versteinert zu haben. Zolas Doktrin feiert ihre Triumphe.

Glücklicherweise ist Otto Ernsts Naturalismus kein langweiliger Pedant, wie der des großen Meisters von Meudon. Im Gegenteil! er ist, wo es nur geht, zu Konzessionen geneigt; legt gern die strenge, magistrale Miene ab und läßt uns in das Gesicht eines Schalks blicken, voll Witz, Laune und übermütigen Possen trotz Yorik. So schon in den Novellen, wenn sich irgend der Raum dazu bietet; so noch viel mehr in den Skizzen, die, weil ihre Themata eigens dazu gewählt sind, dem Dichter volle Freiheit gewähren, seinen Humor über Stock und Stein zu tummeln. Da geht es denn freilich nicht gar zimpferlich zu. Le rire est un enfant nu, sagt Balzac; und wer nackte Kinder nicht sehen mag, bleibt besser

von dem Schauspiel weg, das uns anderen eine wahre Herzerquickung ist. Wie Hans von Bülow in „Hans im Glücke“ die „Eroika“ dirigiert und mit dem Herrgott konversiert, wird mancher frommen Seele Schauder erwecken; freie Geister bewundern in der kleinen himmlischen Anekdote ein Prachtstück jenes Humors, der vor nichts Respekt zu haben scheint, während der Grundzug seines Wesens doch tiefste Ehrfurcht vor dem Hohen und Heiligen ist.

Des ist die freudige Rührung Zeuge, mit welcher der sinnige Leser den zuletzt erschienenen Novellenband der Frau aus der Hand legt, die zweifellos die größte ist unter den lebenden deutschen Dichterinnen, und mit der man unter den dahingeschiedenen nur Annette von Droste in einem Atem nennen darf. Und mir steht Marie von Ebner-Eschenbach sogar noch höher als das geniale westfälische Freifräulein: mir däucht, bei ebenbürtiger poetischer Gestaltungskraft, ist ihr geistiger Horizont weiter, ihre Welt- und Menschenkenntnis umfassender und tiefer, ihr Herz reicher, ihr Humor süßer, ihr Witz leichter beschwingt. Von den beiden Erzählungen, die der Band enthält: **Rittmeister Brand** und **Bertram Vogelweid** (Berlin, Gebrüder Paetel), zeigt jede neben den anderen besonders jene letzteren unschätzbaren Vorzüge in gleich reichem Maße. In beiden sind die Helden für die sogenannten vernünftigen Leute Narren: der Rittmeister mehr im Stile Don Quixotes, dem ritterliches Denken, Fühlen und Handeln, es koste nun, was es will, selbstverständlich ist; Bertram Vogel, genannt Vogelweid, der Feuilletonist, in dem Genre des köstlichen Mr. Bramble in Smollets Humphry Clinker, der die dear sensibility seines überweichen Herzens, um sie vor Schädigung zu bewahren, in das Stachelgewand der Satire und des kaustischen Witzes hüllt. Es gehört der Mut eines starken Herzens dazu, Gestalten wie diese auf der novellistischen Bühne von heute auftreten zu lassen vor einem Parterre, das für idealistischen Schwung nur ein skeptisches Lächeln hat; die Handlungen, die aus solcher Denkungsart fließen, mit dem Maßstab seiner nüchternen Alltagsweisheit mißt und sie dann selbstverständlich mindestens höchst extravagant, und, bei Licht besehen, äußerst unwahrscheinlich, ja völlig unmöglich findet. Unmöglich! Was ist diesen klugen, respektablen Leuten nicht alles so! Ich weiß ein Lied davon zu singen. Wie oft habe ich nicht zu hören bekommen: Alles ganz schön und gut, Verehrtester; aber dergleichen giebt es ja nicht! das kommt ja nicht vor! Ein Gefängnisdirektor, der seine Sträflinge herausführt, eine Wassersgefahr, die der Stadt droht, zu bekämpfen! Der Mann gehört ins Irrenhaus! Und es ist noch kein Jahr vergangen, da melden die Zeitungen aus Schlesien nicht einen ähnlichen, nein! den völlig identischen Fall, nur daß der Held der Wirklichkeit seine Schar in ihre Mauern zurückgeleitet, der des Romans aus dem Kampfe mit dem Element als toter Sieger von ihr heimgetragen wird. Das alte Wort: truth is stranger than fiction, sie wollen es ja nicht glauben, die Neunmalweisen! Und da bewundere ich die Meisterschaft unserer Dichterin, die sich als Eideshelfer der Wahrhaftigkeit ihrer Gebilde den Humor herbeiruft, der mit scheinbarer Mitleidlosigkeit und völliger Inpietät seine Lichter über sie hinspielen läßt, daß alle Schroffen, Ecken und Kanten haarscharf hervortreten, und der Philister sagt: Verrückt ist der Kerl freilich; aber lachen muß man über ihn doch! — Was hat der nicht alles gewonnen, der den Philister zum Lachen bringt! und ihm, der sich über die dumme Welt so erhaben fühlt, gerade in diesem Augenblick des selbstgefälligen Triumphes die Ahnung wenigstens wirklicher Erhabenheit in die nüchterne Seele schmuggelt!

Und ein zweiter Beweis der künstlerischen Vollreife der bewunderungswürdigen Frau.

Goethe sagt gelegentlich: der Humor verdirbt zuletzt alle Kunst. Das hat seine volle Geltung, wenn man den Accent auf „zuletzt“ legt; will sagen, wie Sterne in Tristam Shandy, den Humor fessellos schalten läßt, worüber dann freilich das Kunstwerk in Stücke geht. Unsere Dichterin ist so klug, wie sie weise ist. Sie sagt zu dem übermütigen Gesellen: bis hierher und nicht weiter! nicht einen Schritt! Innerhalb meiner künstlerischen Kreise darfst du dich tummeln, wie du magst; stören darfst du sie mir nicht! So sind denn die beiden Erzählungen, wie frei und ungeniert auch der Humor in ihnen rumort, wirkliche Novellen, dichterische Darstellung einer merkwürdigen Begebenheit, in welcher alles Handlung ist, die ohne Unterbrechung fortschreitet, den Personen Gelegenheit gebend, in den Konflikten, in welche sie geraten, ihr Innerstes herauszukehren.

Das ist viel; höher steht mir ein anderes. Ich habe es bereits irgend einmal ausgesprochen und will es hier aufs neue zu formulieren versuchen.

Je älter ich werde, um so wertvoller wird mir bei der Betrachtung eines Kunstwerks der Blick, den es mich in die Seele seines Schöpfers thun läßt. Jedes Kunstwerk ist Stückwerk insofern, als der Künstler nur immer ein etwas von der Quintessenz seines Wesens hineinzulegen vermochte. Das Ganze aber ist so viel mehr als ein Teil. Auf dieses Ganze: die Persönlichkeit, richtet sich mein Blick; sie suche ich zu erfassen, zu ergründen. Die Erinnerung an das Werk kann und wird im Laufe der Zeit bei uns verblassen; das Bild, das wir aus ihm und seinen Geschwistern uns von dem Urheber gemacht haben, bleibt; ja, wird sich nur noch immer mehr vertiefen.

Ein Gewinn, mit dem kein anderer zu vergleichen ist. Die Bewunderung hoher Menschen erhöht uns selbst; in den Momenten inniger Verehrung einer wahrhaft schönen Seele streifen wir ab, was uns ja sonst leider alle bändigt.

Litterarisches.

Fred Graf Frankenberg: **Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71.** Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Über Graf Frankenbergs Kriegstagebücher ist bereits so viel in den Tageszeitungen veröffentlicht worden, daß sie wohl den meisten Lesern wenigstens dem Namen nach schon bekannt sind. Graf Frankenberg, der aus Schlesien stammt, hatte am Krieg von 1866 als Ordonnanzoffizier beim Generalkommando des schlesischen Armeecorps teilgenommen, während er sich an dem Kriege gegen Frankreich im Hauptquartier der Armee des damaligen Kronprinzen von Preußen als Armeedelegierter der freiwilligen Krankenpflege beteiligte. Die Tagebücher beginnen im Mai 1866 und enden am 5. März 1871. Auf Einzelheiten einzugehen, ist trotz des hohen Interesses, das die Bücher bieten, kaum möglich; denn man weiß nicht, welchem Teile man den Vorzug geben soll. Überall zeigt sich die gleiche Frische, die der guten und unmittelbaren Beobachtung der Ereignisse entstammt. Die Versuche Frankenbergs, im Oktober 1870 durch Verhandlungen mit Dupanloup, dem Bischof von Orleans, dem Blutvergießen ein baldiges Ziel zu setzen, werden durch das Tagebuch wieder in Erinnerung gebracht, und nicht am wenigsten ist es der Bischof selbst, der sich in bestem Lichte zeigt, indem er einerseits ernstlich bemüht war, den Frieden herbeizuführen, und andererseits doch für Frankreich möglichst günstige Bedingungen zu erzielen. Gelegentlich schaltet Frankenberg auch eine allgemeinere Betrachtung ein. So macht er nach der Schlacht bei Weißenburg einen Unterschied zwischen verwundeten Deutschen und Franzosen insofern, als die Franzosen ihrem Schmerz mit Schreien, Weinen und lautem Klagen Luft machten, während keiner der deutschen Verwundeten jammerte und klagte. Wenn Frankenberg versucht, dies aus dem Unterschied der germanischen und romanischen Rasse herzuleiten, so, glaube ich, wird man gegenüber solchen Verallgemeinerungen doch etwas vorsichtig sein müssen, oder wenigstens wird eine solche Mitteilung nicht zu einem im allgemeinen wegwerfenden Urteil über die romanische Rasse Veranlassung geben dürfen. Es war dies wohl auch nicht Frankenbergs Absicht; aber es kann beim oberflächlichen Lesen dieser nur als Skizzen entworfenen Kriegstagebücher leicht ein solcher Eindruck entstehen. Es ist klar, daß in allen Lebenslagen angeborene und gleichsam als zweite Natur erworbene Eigenschaften einen Einfluß ausüben, und hierzu gehört bei den südlichen Rassen die größere Beweglichkeit, die sich nicht nur bei gewöhnlichen Unterhaltungen, sondern auch in Affektzuständen äußert. Sie führt offenbar ebenso zu einer lebhafteren Äußerung von Freude wie zum stärkeren Ausdruck des Schmerzes, entsprechend den gerade vorliegenden Umständen. Durch ein Wort der Empfehlung braucht man wohl heute auf die Kriegstagebücher Frankenbergs nicht mehr hinzuweisen, da über ihren Inhalt nur eine Stimme besteht. M.

* * *

Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage. Von Dr. F. Kaspers. (München, Dr. H. Lüneburg.) — Das Buch zerfällt in zwei Teile, deren erster die Sage und Prophetien von einem Messiaskaiser der Endzeit enthält und bis auf Friedrich II. reicht, während der zweite über das Fortleben der Prophetien und die Entwickelung der Sage vom wiederkehrenden, bergentrückten Kaiser bis auf die Gegenwart berichtet. Ich halte das Werk, obwohl der Verfasser sich bemüht hat, streng wissenschaftliche Exkurse möglichst zu kürzen, für ein ernstes wissenschaftliches Buch, das nur vermöge gründlicher Studien geschrieben werden konnte. Am populärsten ist bei uns bekanntlich die Barbarossasage, deren Entstehung, Ausschmückung und Behandlung in der deutschen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts den letzten Abschnitt bildet. Aber das Werk zeichnet sich gerade dadurch aus, daß es uns den Ursprung solcher Sagen bis auf die ältesten Zeiten, sogar bis auf die messianischen Erwartungen der Juden und der Römer zurückführt. M.

* * *

Aus den Papieren des Großvaters. Von Rudolf von Portheim. (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.) — Ein Enkel hat hier eine Reihe Aufzeichnungen seines Großvaters, die zwar anscheinend zur Veröffentlichung bestimmt schienen, aber nicht veröffentlicht wurden, gesammelt herausgegeben. Eine Novelle leitet das Ganze ein; kleine Aufsätze, z. B. „Die gute alte Zeit“, „Streifzüge auf das Sprachgebiet“, „Das Jahr 1848“, „Eifersucht“ u. s. w. folgen. Recht anziehend ist der Aufsatz: „Das Glück, sich gedruckt zu sehen“ geschrieben. Es gilt der Inhalt desselben für die Zeit der Enkel noch ebenso wie für die der Großväter. Es wird hier ein junger Mann, Adolf, beschrieben, dem es einzig und allein darum zu thun war, um jeden Preis von sich reden zu machen, und dem es schließlich gleichgültig wird, ob er einen wirklichen Erfolg oder nur einen Lacherfolg auf der Bühne erzielt, wenn er selbst nur der Stoff der Unterhaltung ist. M.

* * *

Germanische Weltanschauung in Märchen, Sagen, Festgebräuchen und Liedern. Von Dr. B. Saubert. (Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhand-

lung.) — „Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, ein Bild von der germanischen Mythologie in ihren Hauptzweigen, soweit dieselben klargestellt worden und zur Erklärung von Märchen, Sagen u. s. w. dienen, zu entwerfen.“ Diese Aufgabe hat er glänzend gelöst. Zunächst entrollt er uns ein Bild der altgermanischen Welt- und Gottanschauung, dann folgen Götterbilder und Göttinnen, daran schließt sich eine Schilderung der Götterfeste, wobei jedem Unbefangenen unwillkürlich die Ähnlichkeit der heutigen, an bestimmte Jahreszeiten gebundenen Festgebräuche auffallen muß. Der dann mitgeteilte Göttermythus in Märchen, Sagen und sogar in der Pflanzenwelt, sowie der Göttermythus in Liedern und Gedichten, die noch heute Eigentum des deutschen Volkes sind, zeigt klar, wie eng noch das heutige Volksempfinden, freilich unbewußt, mit dem Vorstellungskreise unserer heidnischen Ahnen verknüpft ist. Dem germanisch geschulten Wissenden trägt ja der Verfasser keine neu entdeckten Wahrheiten vor, allein es wäre doch zu wünschen, daß sie Allgemeingut würden, daß ein derartiges Buch recht tief in die weitesten Schichten des deutschen Volkes dränge. Zum mindesten sollte unsere reifere Jugend mit seinem Inhalt vertraut sein, die leider von hellenischer und römischer Mythologie immer noch mehr weiß als von der germanischen, welch letztere unleugbar doch einen höheren ethischen und pädagogischen Wert besitzt als die ganze antike Göttergeschichte. L.

* * *

Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland. Von Wilhelm Bode. (München, J. F. Lehmann.) — Der Verfasser ist seit vielen Jahren thätig als Leiter des Deutschen Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke, und jedenfalls der geeignetste Mann, ein Buch wie das vorliegende zu schreiben. Ist sein Inhalt im ganzen selbstverständlich wenig erfreulich, zu einer poetischen Verherrlichung des Trinkteufels hat es kein anderes Volk gebracht, so gewährt es doch Trost für die Zukunft; an einzelnen leuchtenden Beispielen weist es nach, daß auch auf diesem Gebiete noch immer Wunder möglich sind. Sind die amerikanischen Temperenzlerbestrebungen dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen, so darf das, was der Verfasser predigt, auf den Beifall aller Verständigen rechnen: ein Selbstbesinnen und Aufraffen thut auch bei uns not, sollen nicht die degenerierten Enkelgeschlechter dafür zu büßen haben, daß dem Dämon des Alkohols in der Gegenwart ein viel zu weiter, verhängnisvoller Spielraum gegönnt wird. L.

* * *

Aus der Rumpelkammer der Weltgeschichte. Skizzen und Studien von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. (Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall u. Grund.) — Ebenso wie in alten Häusern und Schlössern immer die Rumpelkammer die Verfasserin am meisten anzieht, weil sie oft bemerkenswerte und wenig bekannte Schätze enthält, so bietet ihr auch die Weltgeschichte manche Rumpelkammern, in denen vieles aufgestapelt ist, wovon das größere Publikum nichts weiß. Nur den Historikern pflegen diese Teile der Weltgeschichte genauer bekannt zu sein. Da nun aber einzelne Objekte aus der Rumpelkammer der Weltgeschichte Interesse bieten, so hat die Verfasserin es unternommen, ein kleines Buch darüber zu schreiben, das den meisten Lesern Neues bringen dürfte und das eine Reihe von Personen vorführt, die aus psychologischen Gründen Interesse gewähren. M.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Die Kette.

Novelle

von

Paul Robran.

Doktor Gemming war im Begriff, sich zu dem Cookbureau zu begeben, und hatte bereits den Hut auf dem Kopfe, als es klopfte. Der Kellner trat auf sein avanti ein und überreichte ihm die eben eingelaufene Post. Gemming riß einen der Briefe auf, dessen Adresse die wohlbekannte Handschrift des Museumdirektors trug, und überflog den Inhalt. Der Direktor bat ihn um die Gefälligkeit, sich in Pompeji eine telegraphisch gemeldete Ausgrabung anzusehen. Der andere Brief war von seiner Frau. Erst wollte er ihn ungelesen liegen lassen; dann entschloß er sich kurz und öffnete ihn.

Lieber Norbert!

Ich bin schon seit vierzehn Tagen ohne jede Nachricht und schreibe dir nach Neapel, trotzdem ich nicht einmal weiß, ob du da bist. Gewiß steckt wieder irgend was dahinter. Du läufst ja jeder Schürze nach, nur um mich kümmerst du dich nicht. Wenn ich denke, wie du dich angestellt hast, als wir uns kennen lernten! Jetzt könnte ich hier verkommen, und du weißt es nicht einmal. Aber ich lasse es mir nicht mehr gefallen, ich will auch was vom Leben haben. Ich war dir gut genug, sonst hättest du mich ja nicht zu heiraten brauchen; erst später fing dieses Nergeln und Erziehen an. Ich will mich auch nicht mehr schulmeistern lassen, die Lehrerin habe ich fortgeschickt. Wozu brauche ich auch mir das dumme Zeug in den Kopf pfropfen zu lassen? Wir verkehren ja doch mit niemandem. Ich bin dir nicht fein genug.

Hans und Fritz werden alle Tage ungezogener. Hans hat gestern eine Spiegelscheibe mit einem Stein eingeschmissen und Fritz auf seinen neuen Anzug Tinte gegossen. Das neue Fräulein wird nicht mit ihnen fertig. Ich muß mir fortwährend ärgern, auch mit dem Mädchen. Sie scheint mir überhaupt eine ganz ungebildete Person.

Adieu, bitte, schreibe mir bald. Es küßt dich deine ewig treue Frau.

Norbert zerknitterte das Blatt heftig in der Hand. Die alte Geschichte! Eifersüchtig, natürlich! Das war sie ja immer. Die deutschen Stunden aufgegeben, sobald er den Rücken wandte! Und dabei wieder ein so grober Schnitzer. Es war nicht auszurotten.

Immer schlug das Modell durch. Sie war dumm — dumm! Andere Mädchen aus ihrer Sphäre hatten sich herausgearbeitet, sich in die veränderte Situation gefunden. Sie nicht. Und dann wunderte sie sich, daß er sie zu Hause ließ! Sollte er mit einer Frau in der Welt umherziehen, die entweder stumm dabei saß, wenn sich die anderen unterhielten, oder ihn kompromittierte, wenn sie den Mund aufthat? Sein Fehler, ganz allein sein Fehler! Man hatte ihn genug gewarnt. Mit seiner ganzen Familie hatte er sich ihretwegen überworfen, seine Freunde ihn fallen lassen, soweit sie verheiratet waren — und das war ihr Dank. Er hätte es machen müssen wie andere junge Leute in ähnlichen Fällen: sie abfinden, mit irgend einer Summe. Aber damals liebte er sie; sie war jung und entzückend, und über ihre Unbildung setzte er sich hinweg. Daß einem eine Jugendeselei das ganze Leben verderben konnte! Das war hart, bitter hart!

Scheidung! Scheidung um jeden Preis! Er atmete schwer.

Es gab keine Möglichkeit. Das Gesetz hielt ihn fest. Hätte sie eingewilligt, so wäre es zu ordnen gewesen. Man konnte die Komödie der böswilligen Verlassung durchführen. Aber sie ging nicht darauf ein. Sie waren beide unglücklich, sie verdarben sich gegenseitig das Leben — und doch gab sie ihn nicht frei.

Die Laune war ihm zunächst so gründlich zerstört, daß er seinen beabsichtigten Vesuvausflug aufgeben wollte. Dann sagte er sich, daß ein so günstiger Tag vielleicht nicht wiederkäme, um so mehr, als seine Zeit für Neapel fast abgelaufen war. Er verließ das Hotel und überkreuzte den Fahrdamm, wo ihm sofort die Kutscher mit ihren flinken, schellenbehangenen Pferdchen den Weg abschnitten und ihn mit dem lockenden m'ssiou, une voiture, una vettura, signore, verfolgten, bis er hinter dem Gitter der Villa Schutz fand. Die Sonne schien hell und drang durch die dichten Wipfel der Steineichen in zitternden Strahlen in die schattigen Gänge, die in der Morgenstunde einsam und verlassen lagen. Nur ein paar Fremde, den Bädeker in der Hand, streiften umher. Am Meer übte eine Compagnie Soldaten. Im Laufschritt wirbelten sie den weißen Staub auf, der sich dicht auf ihre Uniformen und auf die erhitzten braunen Gesichter legte. Das Kastell dell' Ovo streckte seine finsteren Mauern in das leuchtende Meer, und Capri lag wie eine Wolke am Horizonte. Rings um die Bucht glänzten die weißen Häuser, und die Spitze des Vesuvs war wolkenlos. Der Rauch kroch langsam wie eine ungeheure Schlange an dem tiefblauen Himmel entlang. Recht ein Tag, um ihn zu genießen.

Gemmings Stirn war noch so finster wie vorher, als er in die Stadt einbog und nach wenigen Minuten vor dem Cookbureau ankam.

Der Wagenzug war bereits abgefahren. Nur ein Zweispänner hielt noch vor der Thür, in dem eine Dame und ein Herr saßen. Der Bureaudirektor schob Gemming eilig zu den beiden hinein, der Kutscher knallte mit der Peitsche, die Straßenjungen stoben nach allen Seiten auseinander, und die Pferde zogen an.

Norbert grüßte, seine Reisegefährten dankten. Es war ein alter Herr mit einer scharfen Nase in einem energischen Gesicht, dem zwei große Brillengläser etwas Eulenartiges verliehen. Die junge Dame ein frisches, schlankes Mädchen in elegantem Reiseanzug, mit ein Paar lustigen braunen Augen und einer Masse braunen Haares, das im Sonnenlicht goldene Reflexe zeigte. Entschieden Landsleute.

„Ich bedaure, daß die Herrschaften meinetwegen warten mußten," sagte Norbert höflich.

Der Herr schien etwas zu knurren von „selber später gekommen", aber im Wagengerassel und im Lärm der Ausrufer verstand ihn Gemming nicht deutlich. Er lehnte sich in seine Ecke. Der Wagen rollte lange durch enge Gassen, dann durch eine breite Straße an Kasernen und Maccaronifabriken vorbei und verließ endlich die Stadt. Der Weg fing an zu steigen, und die Pferde fielen in Schritt. Zu beiden Seiten zogen sich hohe, graue Mauern, über die hinweg blühende Obstbäume ihren dichten Blütenbüschel erhoben. In der Ferne flossen sie zu einem duftigen Schleier zusammen. Dann wieder grünende Weinberge und Feigenbäume, durch deren junge Blätter die Sonne schien.

Sie hatten ungewünschte Begleitung bekommen. Zerlumpte Jungen schlugen Räder

neben dem Wagen her, kleine Mädchen steckten elende Sträußchen über die Wagenthür, ein Weib mit einem Säugling auf dem Arm verfolgte sie mit dem jammernden: me moro de fame.

Das junge Mädchen stieß einen lauten Schrei aus, der Norbert aus seiner Zerstreutheit weckte.

Ein baumlanger Kerl hatte sich hinten auf den Wagen geschwungen und streckte sein grinsendes Gesicht zwischen die beiden, die auf dem Rücksitz saßen. Blitzschnell hatte Norbert dem Kutscher die Peitsche entrissen und den Mann mit ein paar kräftigen neapolitanischen Schimpfwörtern und einer drohenden Bewegung vertrieben. Ebenso verscheuchte er das große und kleine Gesindel, das nebenher trottete. Dann wandte er sich lächelnd zu dem jungen Mädchen.

„Das kommt davon! Ein einziger Soldo, den Sie verschenkt haben, weckt die Begierde auf der ganzen Linie.“

„Aber die armen Menschen thun mir so leid.“

„Sie verdienen das Mitleid nicht. Die meisten sind professionelle Bettler, die von den Fremden großgezogen werden. Sie können immer bemerken, daß sie nur die Ausländer verfolgen.“

„Ich danke Ihnen bestens für Ihre rasche Hilfe.“

Diesmal hatte der alte Herr deutlich gesprochen, aber Norbert merkte, daß er sich vorhin nicht getäuscht hatte. Seine Stimme klang wie das Knurren von einem ärgerlichen Pudel.

Norbert nahm seine Brieftasche heraus und überreichte dem alten Herrn seine Karte, die mit einer Verbeugung angenommen und ebenso erwidert wurde.

„Professor Friedrich Leupold“ las Gemming und sah überrascht auf.

„Habe ich die Ehre, mit dem Arzt —“

„Derselbe. Ihr Name ist mir auch bekannt. Du erinnerst dich, Lies, daß wir eine Abhandlung über Donatello lasen. Hier siehst du den Autor. Meine Tochter Elisabeth. Sonst ein ganz verständiges Mädchen, wenn sie auch mal nach Weiberart kreischt.“

Die beiden grüßten sich, etwas verlegen durch die sonderbare Vorstellung.

„Ist der Geheimrat Gemming in Berlin ein Verwandter von Ihnen?“

„Ein Bruder meines verstorbenen Vaters,“ sagte Norbert kurz. Es paßte ihm nicht, auf Familienverhältnisse zu kommen, die für ihn so unerquicklich waren.

„So, so.“

Norbert sah rasch auf. Das trockene „so so“ klang, als ob der Alte mehr von ihm wußte, als ihm lieb war. Dann schlief die Unterhaltung wieder ein.

Die Region der Obstgärten war verlassen, und die Straße durchschnitt die ersten Lavafelder. Mühselig zogen die Pferde im Schritt die langen Serpentinen hinauf. Über ihnen erschien der Zug der übrigen Wagen, die wie große Raupen durch die graue Lava krochen. Von seinem Platz konnte Norbert das Panorama in der Tiefe sehen: das blaue Meer, die Bergketten zu beiden Seiten in ihrem weiten Bogen und den hellen Blütenschimmer am Abhang des Vesuvs.

Seine Stirn hatte sich längst wieder verfinstert. Wie zu Anfang der Fahrt bohrte er mit dem leeren, starrenden Blick ins Weite. Das leuchtende Bild floß für ihn ineinander. Dann hatte er die Empfindung, als ob ihn jemand beobachte. Er fühlte diesen Blick. Langsam wandte er sich und traf in zwei braune Augen, die voll und offen auf ihm ruhten.

Nur eine Sekunde, dann sahen beide weg. Und doch hatten sie die Empfindung, als ob jeder in dieser Sekunde in der Seele des anderen gesucht hatte.

Sie kamen am Observatorium vorbei, das wie eine Insel aus dem erstarrten Lavameer herausragte. Sie sprachen von dem kühnen Mann, der hier eine lange Nacht im Feuer eingeschlossen gewesen war und den Tod unerschrocken schrittweise näherkommen und Halt machen sah. Immer tiefer sank die bunte Welt zu ihren Füßen; über ihnen erhob sich der tote Gipfel in seiner grauen Öde.

Lies wurde ungeduldig.

„Die Fahrt ist endlos. Ich hätte Lust, etwas zu laufen. Kommst du mit, Papa?“

„Im Staube neben dem Wagen her? Ich danke bestens.“

„Man kann auf kleinen Pfaden bedeutend abschneiden,“ sagte Gemming.

Lies sprang auf.

„Desto besser. Ich kann das Stillsitzen nicht mehr aushalten.“

„Du bleibst. Allein darfst du nicht herumlaufen.“

Lies setzte sich seufzend.

„Wenn Sie gestatten, daß ich Ihr Fräulein Tochter führe, Herr Professor?“

„Gewiß — sehr liebenswürdig — aber —“

Es schwebte Norbert auf der Zunge: Ohne Sorge! Wissen Sie denn nicht, daß ich verheiratet bin? Sollte Ihnen mein teurer Onkel, der mir und meiner Frau das Haus verboten hat, das nicht mitgeteilt haben?

Lies hatte den Wagen bereits anhalten lassen und war hinausgesprungen. Norbert folgte ihr, da der Professor weiter keinen Widerspruch erhob. Ein schmaler Weg führte nach wenigen Schritten steil bergauf. Lies ging voran. Zwischen den grauschwarzen Blöcken sah sie wie eine große Blüte aus mit dem blauen Rock und der rosa Bluse, die von einem breiten Gürtel abgeschlossen war. Gerade so schlank war seine Frau auch einmal gewesen. Jetzt war sie durch das bequeme Leben dick und unförmlich geworden.

Gemming biß die Zähne auf die Unterlippe und schlug in einem Anfall von blinder Wut auf die verwitterte Lava, durch die sich tiefe Risse zogen. Eine Lazerte, die sich behaglich gesonnt hatte, huschte blitzschnell fort und verschwand in den Spalten.

Lies blieb stehen und pflückte ein paar goldene Blüten von einer einsamen Ginsterstaude. Gemming trat an ihre Seite.

„Nun? Sind Sie zufrieden? Ist es schön?“

„Mehr furchtbar. Wenn man sich vorstellt, daß dies alles einmal ein weiter, flammender Strom gewesen ist. Was mag die Lava verdecken?“

Er zuckte mit den Achseln.

„Wer weiß? Häuser haben hier sicher gebrannt, Weingärten sind zerstört worden. Und in hundert Jahren siedeln sich vielleicht wieder Menschen an, bis die ganze mühsame Arbeit einer furchtbaren Nacht zum Opfer fällt.“

Er ging voraus, um ihr die Hand zu bieten, denn der Weg wurde schwierig. Das eigentümlich Scheue und Gedrückte in seiner Haltung fiel ihr auf. Sie sah, daß sein Haar an den Schläfen grau war und daß sich durch seinen dunklen Vollbart silberne Fäden zogen. Aber er konnte noch nicht alt sein, höchstens in der Mitte der dreißig. Nur müde sah er aus, müde und melancholisch. Die höfliche Art, in der er ihr bei einem großen Schritt half, seine Sprache, das alles verriet den Mann der guten Gesellschaft.

Sie erreichten die Landstraße, und Lies blieb aufatmend stehen. Der letzte Teil des Weges hatte sie heiß gemacht. Durch den Richtweg hatten sie die Wagenkarawane überholt, die auf der unteren Schleife langsam dahinzog. Eine Bretterbude war am Rande des Weges, vor der ein Holztisch stand, auf dem Gläser und Flaschen aufgebaut waren. Eine junge Frau mit einem bunten Tuch um das blasse Gesicht trat aus der Thür und verneigte sich lächelnd. Auf einen Wink Norberts stellte sie zwei Gläser und eine Flasche vor ihn, in der der Wein goldig funkelte. Norbert schenkte ein.

„Das ist echter Lacrimä Christi. Darf ich mir erlauben, gnädiges Fräulein?“

Lies setzte sich auf die schmale Holzbank, nahm ohne Ziererei das dargebotene Glas und that einen tüchtigen Schluck.

„Ich war sehr durstig!“

„Um so besser,“ sagte er lächelnd und schenkte wieder ein. Dann setzte er sich auch.

Sie hatte ihren Matrosenhut abgenommen, die Haare ließen ihre Stirn frei. Beide plauderten lässig weiter. Sie fühlten die Anstrengung des scharfen Steigens, nachdem sie in Ruhe waren. Dazu kam der feurige Wein, der ihnen zu Kopf stieg. Lies dehnte sich behaglich und lachte weich mit halb geschlossenen Augen. Es war zu nett. So ein kleiner Geniestreich. Außerdem war der junge Mann so sympathisch.

„Warum haben Sie so traurige Augen?“ fragte sie plötzlich.

Norbert sah sie verdutzt an. Dann merkte er, wie die Sache stand. Der Wein war daran schuld. Er lachte hell.

Lies richtete sich auf und öffnete die Augen groß.

„Ich habe wohl etwas sehr Dummes gesagt?“

Ehe er antworten konnte, war der Wagenzug herangekommen. Voraus eine sechsspännige Mailcoach, dann Wagen und Wagen, beinahe alle mit Engländern besetzt. Dutzende von Augen waren starr auf die beiden gerichtet, die wie ein junges Ehepaar nebeneinander saßen. Durch das helle Klingeln der Glocken des Zaumzeugs hörten sie das müde Schnaufen der Pferde, die schläfrig in der Mittagssonne bergan kletterten. Zuletzt kam ihr eigener Wagen, der unterwegs die anderen eingeholt hatte.

Sie stiegen ein. Die schärfste Steigung war überwunden, und sie fuhren im Trabe weiter. Lies saß ziemlich verlegen in ihrer Ecke. Sie hatte das deutliche Gefühl, daß sie sich vorhin nicht ganz so betragen hatte, wie es sich einem fremden jungen Mann gegenüber gehörte.

An der Haltestelle der Drahtseilbahn trennten sie sich. Norbert wollte gleich hinauffahren, der Professor mit seiner Tochter erst zu Mittag essen.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Nach dem ersten schüttelnden Ruck fuhr der Wagen fast körperlos weiter. Immer größer und herrlicher wurde das Panorama. Der Wind strich scharf über die Reisenden, die sich tief in ihre Mäntel und Tücher verkrochen. Oben stürzten sich die Führer auf die Aussteigenden. Norbert machte sich frei und stieg den aschenbedeckten Pfad hinauf. Weißer Dampf brodelte aus den schwarzen Hügeln, erst vereinzelte Wolken, dann zu allen Seiten, und dumpfe Schläge krachten.

Plötzlich stand er am Rande des Kraters. Vor ihm lag ein weißes, wallendes Etwas, in dem es grollte und brodelte, aber nichts war zu sehen. Der Schwefeldampf drang in Nase und Mund und ließ alle husten, die sich dicht zusammendrängten und enttäuscht die Hälse reckten.

Ein Windstoß fuhr eisig über den Gipfel und fegte in die dichten Wolken. Im selben Augenblick lag der Krater frei. Nur ein paar Flocken hingen an den zackigen, starren Wänden, die wie Gold glänzten. Tief unten kochte das Feuer.

Es donnerte laut. Eine Feuergarbe stieg bis zur Höhe des Kraterrandes, stäubte auseinander und sank in sich zusammen. Wieder und wieder erhob sie sich.

Norbert entfernte sich schweigend. Niemand achtete auf ihn. Ihn verlangte nach Einsamkeit. Alles, was ihn quälte und peinigte, sein ganzes verfehltes Dasein kam ihm in diesem Augenblick so nichtig vor. Was war er anders, als ein Atom auf der Erde. Und nur einen Schritt ins Ungewisse, einen einzigen Schritt zu weit über den bröckeligen Rand, und das Atom rollte in den runden Mund, der da unten seine Flammen ausspie.

Ein kalter Schauer überlief ihn, der Schauer vor dem Ende.

Mit einem großen Satz lief er von dem Abgrund fort, vor dem Tode, der ihn angegrinst hatte.

Tief aufatmend blieb er dann stehen, ärgerlich auf seine Nerven, die ihm diesen Streich gespielt hatten.

Aber die reine Stimmung blieb ihm, die er vorher empfunden hatte. Zugleich der Gedanke, daß für ihn doch noch mal eine freudigere Zukunft kommen konnte. Sollte er Eva nicht doch noch überzeugen? Er hatte wohl noch nie die rechten Worte gefunden.

Er nahm sich vor, an sie zu schreiben, noch heute, noch am selben Abend.

Das hinderte alles nicht, daß er tüchtig hungrig geworden war, und er ging unten in das Wirtshaus. Leupolds verließen es eben, um ihrerseits hinaufzufahren. Drinnen war es überfüllt, Norbert fand mit Mühe einen Platz. Er mußte lange warten, so ungern er es that. Die Kellner rannten und klapperten mit Tellern und Schüsseln. Alles schwatzte durcheinander. Es war solch eine Dissonanz zu seiner Stimmung. Als er endlich fertig war, ging er auf die Terrasse, wo die Wagen hielten, und stand da lange an die Brustwehr gelehnt. Ein leichter Schritt ließ ihn sich umdrehen.

Lies nickte ihm freundlich zu. Sie war blaß und ihre Haare zerzaust. Aber es stand ihr gut.

„Schön war es," sagte sie einfach. „So mückenhaft kam ich mir vor. So erbärmlich winzig."

Gemming sah sie forschend an.

„Wie seltsam, daß wir beide das Gleiche gedacht haben. Gewiß seltsam, denn bei all denen, die oben waren — haben Sie auch nur ein Feiertagsgesicht gesehen? Befrie-

digte oder unbefriedigte Touristenneugier — weiter nichts. Leute, die rasch eine Postkarte mit Ansicht nach Hause schicken, um zu sagen, daß sie auch dabei gewesen sind."

„Wissen Sie, was ich mir schön denke? Morgen früh den Sonnenaufgang hier zu sehen."

„Aber das ist ja möglich."

„Ja. Vater fragt eben im Hotel an, ob wir für heute nacht Zimmer bekommen können."

„Ich hätte Ihren Herrn Vater nicht für so romantisch gehalten."

Lies lachte munter.

„Nein, er ist es auch nicht. Aber er thut mir den Gefallen. Da kommt er. Nun, wie ist es?"

„Abgemacht. Wir bleiben oben. Der Wagen steht allein zu Ihrer Verfügung."

Gemming schwankte, ob er nicht dem Beispiel der beiden folgen sollte. Dann dachte er an den Brief, den er schreiben wollte, und gab den Plan auf.

„So will ich mich von den Herrschaften verabschieden. Vielleicht habe ich noch einmal später das Vergnügen —"

„Sie bleiben noch länger in Neapel?"

„Doch nicht, mein gnädiges Fräulein. Ich wollte in den nächsten Tagen nach Sorrent."

„Die Absicht hatten wir auch," sagte der Professor. „Kennen Sie ein gutes Hotel in Sorrent?"

„Ich wohne schon seit Jahren in der Cocumella. Es ist eine bescheidenere Pension mit sehr viel Terrassen und einem hübschen kleinen Garten. Also, ich empfehle mich."

„Auf Wiedersehen," sagte Lies lächelnd.

„Auf Wiedersehen," sagte er ebenso und ging.

Während er zurückfuhr, überlegte er, daß er ein Wiedersehen vermeiden würde. Der Alte mit den Eulenaugen war ihm unbequem in seiner knurrigen Tyrannenart.

Es war bereits Abend, als der Wagen wieder auf dem Steinpflaster von Neapel rollte, und die Stadt zu vollem Leben erwacht. Auf den Trottoirs drängten sich dichte Menschenmassen. Die Equipagen kamen vom Corso aus der Villa zurück. Zwischen ihnen zogen Ziegen, die auf der Straße gemolken wurden. In den Läden brannte das Gas, und die Laternen wurden angesteckt.

Dann saß er in seinem Zimmer vor dem Briefbogen, auf dem er an seine Frau schreiben wollte. Die beiden Lichter flackerten und warfen einen ungewissen Schein. Mit einem raschen Entschluß nahm er die Feder.

Liebe Eva!

Was ich dir heute mitteile, kann und wird dich nicht überraschen. Du weißt, wenn du es auch in deinem Briefe ignorierst, daß ich diese Reise nur unternommen habe, weil unser Zusammenleben wieder einmal unmöglich war. Oft habe ich eine Verständigung versucht; es war immer nur der Anlaß zu fruchtlosem Streit und qualvollen Scenen. Nun will ich noch einmal aus der Ferne, die uns beide vielleicht ruhiger macht, zu dir sprechen.

Sieh, wir können nicht zusammen bleiben. Wir leben zwei verschiedene Leben, sind aus zwei verschiedenen Welten. Als wir uns heirateten, war ich ein junger Mensch von dreiundzwanzig Jahren, der vater- und mutterlos, ohne rechten Halt in das Leben hineinstürzte und sich an seiner Freiheit berauschte. Jetzt nach zwölf Jahren bin ich ein friedloser Mensch, der sein Elend in der ganzen Welt herumfährt und überall ebenso elend ist.

Ich wollte ruhig sein und kann es nicht, wenn ich daran denke, wie ich mich langsam zerrieben habe und was aus mir geworden ist.

Und du bist ebenso — unglücklich kann ich nicht sagen — aber unzufrieden. Deine Erwartungen haben sich nicht erfüllt. Du wolltest durch die Heirat eine „Dame" werden. Mein ehrlicher Name war dir gleichgültig. Meine ganze Thätigkeit ist dir gleichgültig. Alles, was mich interessiert, langweilt dich. Wenn ich eine Arbeit vorhabe, ist deine einzige Sorge, ob sie mir auch etwas einbringt.

Ich bin schärfer geworden, als ich wollte, aber ich nehme nichts zurück.

Ich bitte dich, überlege es dir ernsthaft.

Zusammen leben können wir nicht länger. Ich würde wahnsinnig, wenn ich diesen ewigen Streit weiter durchkämpfen müßte. Getrennt ist für uns beide noch ein Glück möglich. Das Leben ist so kurz. Sollen wir bis zu unserem Tode elend bleiben,

weil wir uns in unserer Jugend eine Kette um den Fuß geschmiedet haben? Diese Kette ist zu zerbrechen, wenn du einwilligst.

Ich werde nie vergessen, daß du mir zwei Kinder geboren hast, und diese Kinder will ich dir lassen. Ich werde in der Nähe bleiben und will ihre Erziehung überwachen. Es ist schlimm, wenn Kinder den Vater entbehren müssen, schlimmer, wenn sie mit erwachendem Verstande in einer Häuslichkeit aufwachsen, wie unsere es ist.

Das Haus sollst du behalten. Ich werde dir eine Summe aussetzen, die du selber bestimmen kannst.

Ich erwarte deine Antwort in Sorrent.

Die Kinder küsse ich herzlich.

Norbert.

Seine Stirn brannte ihm, und die Hände waren eiskalt, als er fertig war. Ohne das Geschriebene durchzulesen, couvertierte er und schrieb die Adresse. Dann brachte er den Brief selber in den Kasten des Hotels und ging hinaus, um seinen heißen Kopf abzukühlen.

Der Abend war kalt nach dem warmen Apriltage und die Riva di Chiaja menschenleer. Er ging an das Meer. Es rauschte leise gegen die Mauer. Im Laternenlicht schimmerten die langen Schaumstreifen. Rings um die Küste glänzten die Lichter wie eine endlose Illumination und verloren sich fern in die Nacht. Am Himmel funkelten die Sterne, und die schmale Mondsichel spiegelte sich zitternd im Meer. Ein Boot fuhr an der Küste entlang. Die Ruder plätscherten. Dann war es verschwunden.

Norbert sann und rauchte. Er dachte an das liebenswürdige „auf Wiedersehen" oben auf dem Vesuv. War es nicht besser, ein Wiedersehen zu vermeiden?

Er fühlte, daß Lies zu jenen gehörte, die eine plötzliche Leidenschaft erwecken können. An die man denkt, wenn man sie einmal gesehen hat. Zu denen jener Zug treibt, den man nicht erklären kann, aber den man fühlt und gegen den kein Sträuben hilft.

Aber der Zufall würde sie wohl nicht wieder zusammenführen.

Die hoffnungsfreudige Stimmung war sehr grau geworden.

Schleppend ging er nach Haus, von einem quälenden Druck erfüllt, der sich ihm schwer auf das Herz legte. Er hatte die Ahnung von einem Gewitter, das sich langsam über seinem Kopf zusammenballte und das den letzten Rest von Frieden in seiner Seele zerschmettern würde.

* * *

Am Morgen des dritten Tages nach der Vesuvpartie reiste er nach Sorrent.

Er saß am Fenster eines überfüllten Coupés und hing unerquicklichen Gedanken nach. Er dachte an seine Frau und an den verhängnisvollen Brief, der bald in ihren Händen sein mußte. Bei ihrer maßlosen Heftigkeit war alles zu fürchten. Was würde sie thun?

Mechanisch schweifte sein Blick hinaus. Er zwang sich zu vergessen, während Bild auf Bild an ihm vorüberjagte: braune Fischer, die halb nackt im Wasser wateten, die grauen Häuser von Resina, Maccaronifabriken, auf deren Dächern die langen gelben Fäden im Winde schwankten, die Reste des Lavastromes, den die Eisenbahn durchschnitt, blühende Bäume und dann wieder das Meer, und den gelben Sand, auf dem die Wellchen verliefen, und den Golf in seinem kühnen Bogen. In Castellamare verließ er die Eisenbahn. Bald darauf rollte er in einem Einspänner an den grünen Abhängen der Villa Quisisana vorbei auf Sorrent zu. Die Küste von Pozzuoli lag in zartem Duft. Dunkel blaute das Meer unten in den Buchten; in den Schluchten glänzten die weißen Häuser von Vico Equense und Meta und die üppige Pracht der blühenden Orangen.

Denselben Weg war Gemming vor Jahren mit seiner Frau gefahren, auf der ersten und letzten gemeinsamen Reise. Eva hatte fortwährend über den Staub gejammert, der ihr neues Kleid verdarb, und über die Hotelrechnung in Neapel gezetert.

Schon wieder dachte er daran! Daß auch nicht eine Stunde vergehen konnte, in der er sich nicht selbst quälte!

Ärgerlich warf er seine Cigarette zum Wagen hinaus. Sie schmeckte ihm bitter und abscheulich. Und der Weg nahm kein Ende! Das Pferd trottete langsam vorwärts. Der Kutscher mit seinem zerrissenen Rock hing schläfrig auf einer Ecke des Bockes.

Im gleichen Tonfall klangen die kleinen Schellen.

Norbert war nervös und atmete erleichtert auf, als sich das Pferd in einen flotten Trab versetzte und vor dem Hotel vorfuhr, als ob Kutscher und Pferd nicht seit einer Stunde geschlafen hätten. Drinnen wurde eine Glocke gezogen. Ein Piccolo kam serviettenwedelnd angestürzt und gleich darauf der Oberkellner, der beglückt lächelte, als er Gemming erkannte.

„Kann ich meine alten Zimmer haben?"

Der Piccolo hatte sich schon der Sachen bemächtigt und der Oberkellner ging voraus, die Treppen hinan.

„Leider nein, Signore! Mi dispiace tanto," sagte er in seinem italienisch-deutschen Kauderwelsch. „Sie sind gestern an die Herrschaften vermietet, die der Herr Doktor so freundlich waren, an uns zu empfehlen. Mille grazie."

„Ich?!"

„Ja, der alte Herr und die junge Dame. Eine sehr hübsche Dame. Tanta simpatica."

„Professor Leupold?"

„Sissignore."

Kismet, dachte Norbert. Dafür kann ich nichts. Nicht ich habe die Gefahr gesucht.

Er blieb stehen.

„Wohin führen Sie mich eigentlich? Höher geht es ja gar nicht."

Der Oberkellner lächelte freundlich über die Schulter und öffnete die Thür zu einer Seitenterrasse.

„Unser ganzes Haus ist besetzt. Eine englische Reisegesellschaft: Doctor Snell's party. Das ist unser letztes Zimmer. In den nächsten Tagen können Sie wählen."

„Mensch! Das ist ja beinah eine Dachkammer!"

„In den nächsten Tagen, Herr Doktor! Ganz sicher! Der Herr werden uns doch das nicht anthun, in ein anderes Hotel zu gehen? Ich werde die Cameriera schicken."

Er lief davon, daß die Frackschöße flogen.

Gemming mußte lachen und winkte dem Piccolo, die Sachen hinzusetzen. Nachdem er sich den Staub abgespült und gebürstet hatte, ging er in den Garten und von da zum Meer einen Gang hinunter, der aus den Felsen ausgehöhlt war und sein Licht durch Grotten empfing, in deren Bogen der Golf wie in einem eingerahmten Bilde lag. Auf der Brüstung der einen Grotte saß eine weibliche Gestalt. Trotzdem er nur ihr verlorenes Profil sah, erkannte er sie sofort.

Lies wandte sich nach dem Geräusch der Schritte um. Sie sahen sich beide wortlos erschrocken an. Dann streckte sie ihm die Hand hin.

„Wir hatten Sie nicht erwartet."

Sie merkte, noch während sie sprach, daß sie eine Ungeschicklichkeit gesagt hatte, denn er hatte ja neulich von seinem Plan geredet.

„Oder doch nicht so bald," sagte sie und entzog ihm sanft ihre Hand, nach der er hastig gegriffen und die er noch immer fest hielt.

„Sie haben meinen Lieblingsplatz bald gefunden, gnädiges Fräulein."

„Ist das Ihr Lieblingsplatz?"

„Ja. Hier habe ich schon manche Stunde verdämmert und verträumt."

Lies war wieder unbefangen.

„Träumen Sie so gern?"

„Ja. Sie nicht?"

„Selten. Ich habe so wenig Zeit dazu."

„Eine junge Dame — und keine Zeit?"

„Nein, wirklich nicht. Höchstens mal auf der Reise. Zu Hause duldet Vater keine Träumerei."

„Ihr Herr Vater führt wohl ein strenges Regiment?"

„Nein. Er ist nur kurz und bestimmt und verlangt, daß wir selber entscheiden. ‚Du sollst' heißt es selten bei ihm. Er stellt uns eine Sache vor und dann fragt er: willst du. Auf diese Weise sind wir alle sehr selbständig geworden. Jede von uns hat eine bestimmte Thätigkeit. Eine malt, die andere studiert Musik, und die dritte führt die Wirtschaft."

„Und welche sind Sie von den dreien?"

Lies lachte hell auf.

„Die Talentlose, also die Wirtschafterin."

„Ihre Frau Mutter lebt nicht mehr?"

„Doch, aber sie hat für die Jungen zu sorgen. Und dann spielen wir Tennis, radeln und leben sehr gesellig. Die Klingel steht bei uns nicht still. Wir sind alle lustig, und da kommen die Leute gern."

Norbert dachte an sein ödes Haus, während sie munter plauderte. An die Abende, die er allein in seinem Zimmer saß, oder an

die schlimmeren, wenn es ihm nicht erlaubt wurde, in den Frieden seines Studierzimmers zu flüchten. An Evas ewige Dienstbotenklagen und die ganze Misere ihrer Unterhaltungen.

„Sind Sie mit Ihrer Wohnung zufrieden?"

„Sehr. Wir haben eine himmlische Aussicht."

„Das glaube ich! Die schönste im ganzen Hause."

„Woher wissen Sie das?"

„Weil Sie die Zimmer haben, die ich sonst bewohne."

„Es thut mir leid, daß wir Sie beraubt haben. Aber ich hoffe, Sie sehen sich einmal die Aussicht von unserer Terrasse an."

„Besten Dank. Ich werde nicht verfehlen."

Gemming lüftete seine Mütze, verbeugte sich und ging.

Lies sah mit glücklichen Augen in die Ferne. Leise sang sie ein paar Takte, sprang auf und lief hinauf ins Hotel.

Im Salon saß ihr Vater und las Zeitungen. Lies beugte sich schmeichelnd über seine Schulter.

„Nun, Katze. Hast du ein Abenteuer gehabt? Du bist ja ganz außer Atem."

„Ein Abenteuer? Nein. Ich habe nur den Herrn von unserer Vesuvpartie getroffen."

„So."

Er vertiefte sich wieder in seine Zeitung.

Lies setzte sich auf das Sofa und wippte ihren Schuh auf der Fußspitze.

„Er hat so traurige Augen."

Der Professor sah über den Rand der Zeitung.

„Wer ist ‚er'?"

„Nun, er, Doktor Gemming. Findest du nicht auch?"

„Augenarzt bin ich nicht, wie du weißt."

Seine Brillengläser verschwanden wieder.

Lies zog sich den Schuh wieder an.

„Die Zeitung ist wohl sehr interessant, Papa?"

Der Alte murrte.

„Glaubst du an Liebe auf den ersten Blick?"

„Ja. Entweder auf den ersten Blick oder gar nicht. Aber nicht jeder Blick ist ein Blick. Weshalb fragst du?"

„O — nur so."

Die Zeitung flog auf den Tisch. Er hatte seine Brille abgenommen und sah scharf mit zusammengekniffenen Augen in ihr eigentümlich lächelndes Gesicht.

„So. Nur so. Oder treibst du vielleicht specielle Augenstudien?"

„Vielleicht."

„Hm. Nicht jeden ersten besten zu solchen Studien aussuchen. Klar machen, was dir gefällt. Vorsichtig sein. Nicht entgegenkommen. Sonst noch was?"

„Nein."

„Gut."

Seine kahle Stirn verschwand hinter dem Corriere della Sera.

Lies ging über die Terrasse in ihr Zimmer, um sich zum Lunch zurecht zu machen. Sie schnitt ihrem Spiegelbild ein Gesicht.

„Zu dumm. Ich denke immerzu an ihn. Weshalb? Ja, was gefällt mir denn an ihm? Seine ganze nette Art? Oder seine melancholischen Augen? Wahrscheinlich die, weil ich immer lustig bin. Die Gegensätze ziehen sich an. Aber vielleicht gefalle ich ihm gar nicht? Am Ende verliebe ich mich unglücklich, und das wäre zum erstenmal. Ach, wirklich zu dumm. Da läutet es und ich habe noch gar nicht angefangen."

Der Professor klopfte.

„Bist du fertig?"

„Natürlich. Ich komme."

Sie bürstete sich rasch ihre Haare. Zum Umziehen war keine Zeit, und nötig war es auch nicht.

Gemming kam später. Er begrüßte den Professor und wurde mit einem jungen Mann bekannt gemacht, der ihr Tischnachbar war: Doktor Wernicke aus Hamburg. Dann ging er zu seinem Platz am unteren Ende des Tisches. Lies plauderte viel mit dem Hamburger. Gemming streifte ihn ein paarmal mit Seitenblicken. Es war ein hübscher Mensch im Sportanzug, mit ausgesprochen englischen Manieren, sehr wohl gepflegt und etwas steif, die Haare über den Kamm geschoren und mit spitzem Bart. Unter der Manschette fiel ein silbernes Armband hervor. Er und Lies schienen sich gut zu verstehen. Gemming ärgerte sich, daß er sich nicht an der Unterhaltung beteiligen konnte.

Nach Tisch machte er sich in seinem Zimmer eine Art Schreibtisch zurecht, um einige

Notizen auszuarbeiten, die er in Neapel gesammelt hatte. Die Arbeit war immer sein Nirwana. Trotzdem er viel schrieb, veröffentlichte er wenig. Er flackerte von einem Thema zum anderen, von jedem begeistert, solange er bei den Vorstudien war. Dann wurde es ihm häufig langweilig, oder andere kamen ihm zuvor, die schneller arbeiteten. Diesmal hatte er eine ganz neue Arbeit mitgenommen, die ihm viel Freude machte. Dennoch legte er nach ein paar Reihen die Feder hin. Er dachte an seine Frau und daß sie heute seinen Brief bekommen würde. Lässig und unlustig schrieb er weiter. Dann warf er die Feder weg.

Es zog ihn zu Lies mit einem heißen Sehnen, gegen das keine Vernunftgründe halfen.

Was thun? Abreisen? Das war unmöglich, denn er hatte Evas Antwort hierher bestellt. Mußte der Alte denn auch gerade in dasselbe Hotel gehen? Gab es denn nicht so viel andere? Aber schließlich, was war für eine Gefahr? Er hatte sich in Lies verliebt. Das war seine Sache. In ein paar Tagen war der Rausch vielleicht vorüber. Wenn einem die Kette am Fuß schleift, wird man am Ende still. Aber er wollte sie möglichst vermeiden. Man konnte sich ja aus dem Wege gehen.

Nach fünf Minuten schickte er alle guten Vorsätze zum Teufel und ging hinüber, um bei Leupolds Besuch zu machen.

Sie saßen beim Thee in einer Ecke der Terrasse, wo noch ein wenig Schatten war. Die Sonne stand schon tief und badete alles in strahlendem Licht.

„Treten Sie näher, Herr Doktor," knurrte der Alte. „Sie nehmen doch eine Tasse Thee?"

„Sehr gern, wenn Sie eine für mich übrig haben, gnädiges Fräulein?"

„Gewiß. Nun, ist die Aussicht noch wie sonst?"

„Ganz wie sonst."

Unten breitete sich das glänzende Dach der Orangenkronen. Ein paar Pinien erhoben ihre dunklen Kronen hoch gegen den blauen Himmel. Dazwischen ein blühender Baum, wie eine Braut in weißen Schleiern. Schwül wehte der süßliche Duft der Orangenblüten. In der Ferne verdämmernd Neapel und die endlose Häuserreihe der Nachbarstädte. Und rechts die düstere Form des Vesuvs mit seiner Rauchwolke.

Und weit weg von hier, in einer kleinen Villa, hielt seine Frau vielleicht in derselben Minute seinen Brief in der Hand — und sein Schicksal.

„Bitte, Herr Doktor."

„Besten Dank, gnädiges Fräulein."

„Wollen Sie sich nicht setzen?" sagte der Professor.

„Danke sehr."

Der Professor funkelte ihn mit seinen scharfen Augen an.

„Merkwürdig, daß wir uns in Berlin nie getroffen haben."

„Ich lebe nicht in Berlin. Ich habe eine kleine Villa bei Dresden."

„Sie sind Privatmann?"

„Ja. Eine akademische Stellung sagte mir nicht zu."

„Wo haben Sie studiert?"

„In München und Berlin," sagte er kurz, weil ihm das Ausfragen unbequem war, und fing von anderen Dingen an. Er brach auf, als Doktor Wernicke kam. Der Professor sagte ihm knurrig adieu, Lies gab ihm lächelnd die Hand. Dabei ruhten ihre Blicke ineinander. Ihre Augen glänzten in der vollen Jugendlust ihrer neunzehn Jahre. Seine waren müde und verschleiert.

Und gerade seine müden Augen sogen sich tief in ihrer Seele fest. Ihr war, als hätte sie ihnen gegenüber eine Mission: die große Weibbestimmung, dem Manne Glück zu schenken.

Als Gemming wieder allein war, sagte er sich, daß er die Gelegenheit versäumt habe, von seiner Frau zu sprechen. Er hatte sie nie erwähnt, er trug keinen Ring; sie konnten ihn für einen Junggesellen halten. Es war nicht wahrscheinlich, denn da der Professor seinen Onkel kannte, war er wohl unterrichtet, und er vermied es nur taktvoll, davon zu reden. Jedenfalls mußte er bei einer der nächsten Gelegenheiten das Thema berühren, so ungern er es that.

Dennoch waren zwei Tage vergangen und es war kein Wort über seine Ehe gefallen. Er sah den alten Herrn nur bei Tisch, und da war immer der Hamburger dabei. In der Gegenwart des korrekten jungen Man-

nes bekam er es nicht fertig. Die Worte krochen ihm in den Hals zurück, wenn er einmal den Mund dazu aufgethan hatte, und er machte irgend eine gleichgültige Bemerkung. Dann sagte er sich, daß es jetzt überhaupt zu spät sei. Er wollte die Antwort seiner Frau abwarten. Willigte sie ein — nun, daß man von einer Frau nicht gern sprach, von der man sich eben scheiden lassen wollte, war am Ende begreiflich.

Aber die Antwort blieb aus.

Nach und nach wurde es ihm klar, daß sie es machen würde wie immer: die Taube spielen, thun, als ob nichts vorgefallen wäre, und so jeden Versuch an ihrem passiven Widerstand scheitern lassen.

Eine dumpfe Wut erfaßte ihn. Er wollte frei sein. Er mußte es werden!

Er ging auf die Post und schrieb stehend eine Depesche.

Erwarte Antwort. Komme nicht zurück, wenn du nicht ja sagst.

Norbert.

„Wünschen Sie Empfangsbescheinigung?" fragte ihn der Beamte.

„Ja," sagte Gemming durch die Zähne. Sie sollte nicht behaupten können, daß sie überhaupt kein Telegramm empfangen hätte.

Als er von der Post zurückkam, sah er Lies, die auf der sonnigen Straße vor ihm herging. Er hätte sie mit ein paar Schritten einholen können und that es nicht Er fühlte, daß er sich nicht in der Gewalt hatte. Er hätte sich bei dem ersten Wort verraten.

Nein, das war keine Verliebtheit, die in ein paar Wochen überwunden wäre. Er hatte sich vergeblich belogen. Das war eine Leidenschaft, die ihm verhängnisvoll werden würde.

Um nicht mit ihr zusammenzutreffen, ging er zum Diner in ein anderes Hotel. Während er schweigsam zwischen Engländern saß, die sich leise unterhielten, kam er zu dem Entschluß, daß er entweder abreisen oder sie möglichst vermeiden müsse. Wenn Evas Antwort günstig war — dann — ja dann war für ihn die Möglichkeit, sich ihr offen zu nähern. Dann konnte er um sie werben.

Als er nach dem öden Essen wieder in sein Hotel zurückging, überfiel ihn die Sehnsucht nach Lies mit rasender Gewalt. Er ging immer schneller; sein Schritt hallte von den Mauern wieder, und im Mondlicht tanzte sein Schatten vor ihm her.

Im Garten tappte er sich unter den dunklen Bäumen zu einer Stelle, von der er die Terrasse sehen konnte. Oben war Licht. Er hörte ihren Vater sprechen und ihre Stimme und die des Hamburgers.

Natürlich! Der war frei. Er machte ihr den Hof. Weshalb auch nicht? Und er war ein hübscher Mensch.

Mit heißen, hungrigen Augen starrte er hinauf. Plötzlich zuckte er zusammen.

Lies war an die Balustrade getreten. Im schwachen Schein der Lampe stand ihre weiße Gestalt und daneben die dunkle des Hamburgers. Sie beugte sich vor und sah hinunter.

Gemming trat rasch zurück. Hatte sie ihn bemerkt? Er zog sich tiefer in den Garten zurück. Trotz der späten Stunde traf er Hotelgäste: junge Engländerinnen, die lachend mit ihren Landsleuten in den Gängen flirteten. Auf dem Altan an der Klippe war niemand.

Todmüde warf er sich auf die Bank.

Das Meer rauschte dumpf. Betäubend dufteten die Orangen. Rings um die Küste leuchteten die Lichter. Der Mond spiegelte sich breit im Wasser.

Was half ihm die melancholische, üppige Nacht? Er sehnte sich nach Regen, nach Sturm. Am liebsten hätte er seine Qual laut ausgeschrien.

Aber was würden wohl die huschenden und flirtenden englischen Schatten für ein Gesicht dazu gemacht haben?

* *
*

Der nächste Tag war sehr heiß. Lies litt trotz ihres leichten Kleides unter der Schwüle. In den Grotten war es dumpfig; sie stieg hinunter und kletterte auf den Felsenvorsprung, der in das Meer hineinragte. Die Badesaison hatte noch nicht angefangen, und der Strand lag einsam. In der kleinen Bucht schaukelten sich ein paar Boote an rasselnden Ketten. Die steile Klippe warf kühlen Schatten, und vom Wasser stieg ein frischer Hauch. Lies hatte ein Buch mitge-

nommen. In ihre Lektüre vertieft, achtete sie nicht auf das Plätschern von Rudern hinter ihrem Rücken. Erst als sie Schritte hörte, sah sie auf und erhaschte eben noch einen Blick auf Gemming, der gerade in dem Felsenthor verschwand.

Das Buch sank auf ihren Schoß. Ein paar heiße Thränen traten ihr in die Augen. Es war unmöglich, daß er sie nicht gesehen hatte! So hatte er sie also nicht sehen wollen!

Unwillig wischte sie die Thränen ab. Das fehlte gerade noch! Um einen Mann zu weinen, der ihr auswich. Was war das eigentlich mit ihm? Jedesmal, wenn er sich unbeobachtet glaubte, hing sein Blick an ihr. Warum vermied er sie seit gestern? Es war doch gar nichts geschehen!

Sie nahm ihr Buch wieder vor und las einige Seiten, ohne zu wissen, was darin stand. Dann sah sie nach der Uhr. Es war Frühstückszeit. Sie ging nach oben in dem trotzig scheuen Gedanken, sich ja nichts merken zu lassen.

Gemming saß schon auf seinem Platz, als sie mit ihrem Vater in das Eßzimmer kam. Er verbeugte sich leicht, sah blaß und abgespannt aus und war sehr still. Lies war um so lustiger, eine Schattierung zu lustig und laut. Sie neckte den Hamburger, der darüber sehr erfreut lächelte. Ein paarmal sah sie verstohlen zu Gemming, der nervös Brotkügelchen in seinen mageren Fingern drehte. Dann begegneten sich zufällig ihre Augen.

Lies preßte krampfhaft die Hände unter dem Tischtuch zusammen. Wieder hatten seine Augen diesen gramvollen Ausdruck, dieses schmerzliche, heiße Sehnen.

Weshalb? Ja, weshalb nur?

Sie lachte unmotiviert auf mit ihrem hellen Lachen in der sieghaften Freude, die sie durchflutete, nahm eine Apfelsine von der Schale, machte sie zierlich zurecht und bot sie Wernicke an, der beglückt nahm. Sie zog den Hamburger mit seinem scharfen St auf und mit dem silbernen Armband. Er ließ es sich gefallen, immer etwas verlegen und sehr korrekt. Der Alte knurrte ein paarmal. Lies achtete nicht darauf, sie wollte Gemming zeigen, daß sie sich nichts aus seiner Vernachlässigung machte. Daß sie dadurch Wernicke gegenüber in eine schiefe Situation kam, danach fragte sie nicht. Er war ihr so gleichgültig! Mädchen, die nicht lieben, sind grausam.

Gemming schob seinen Stuhl zurück, verbeugte sich und ging. Sofort verließ sie ihre künstliche frohe Laune. Wernicke verabredete eine gemeinsame Ausfahrt nach dem Deserto. Lies wollte Ausreden machen, aber es half ihr nichts.

Als sie sehr spät und erst nach dem Diner zurückkamen, war im Hotel schon alles still. Sie hatte den ganzen Nachmittag die Hoffnung gehabt, Gemming noch bei ihrer Rückkehr zu sehen. Aber sie traf ihn nicht.

Enttäuscht ging sie in ihr Zimmer, eigensinnig wie ein ungezogenes Kind, ärgerlich auf sich selber und den Hamburger, der ihr den Tag mit seinem Hofmachen verdorben hatte.

Norbert saß unterdes an dem wackeligen Tisch in seinem bescheidenen Zimmerchen und sehnte sich nach ihr in der ganzen Leidenschaft, die ihn aus seinem stumpfen Dasein aufgerüttelt hatte. Er suchte sich einzureden, daß morgen gewiß eine Nachricht von Eva kommen würde.

Sie hatte ja so oft behauptet, daß er sie unglücklich machte. Weshalb sollte sie nicht endlich einsehen, daß sie nicht länger zusammenbleiben konnten? Im nächsten Augenblick dachte er an ihre ungezügelte Heftigkeit, ihre Eifersucht, und er wurde wieder mutlos.

Aber auch am anderen Morgen war unter seinen Briefen keiner von seiner Frau. Zur Vorsorge fragte er noch auf der Post nach. Nichts. Also passiver Widerstand. Hoffnungslos.

Er stieg zwischen den grün bewachsenen Gartenmauern durch das Dorf den Berg hinauf. Der Tau perlte an den zarten Blättern der Farnkräuter. Ein paarmal trat ein schwarzhaariges Mädchen aus einem rauchigen Hausflur und sah ihm achselzuckend nach. Irgend ein Inglese, der zu Fuß ging, anstatt wie ein Signore zu reiten.

Oberhalb des letzten Hauses beschattete ein alter Nußbaum einen felsigen Platz.

Gemming blieb erschrocken stehen.

Auf einem der großen Steine saß Lies, die ein kleines Skizzenbuch auf den Knien

hatte, und zeichnete. Sie blickte auf und erkannte ihn.

Diesmal war es unmöglich, sie zu fliehen. Er hatte auch gar nicht die Kraft dazu. Mit einem innerlichen Zittern trat er heran und begrüßte sie.

„So allein, gnädiges Fräulein?"

„Ich bin nicht furchtsam. Und die Leute thun einem nichts. Höchstens rufen sie irgend ein Kompliment nach."

„Oder die Wahrheit."

„So," sagte sie neckend.

Gemming lächelte trübe und setzte sich auf einen Baumstumpf ihr zu Füßen.

„Sollten Sie das nicht wissen? Doktor Wernicke sagt es Ihnen gewiß oft genug."

„Seit wann ist es denn in Deutschland Sitte, daß die jungen Leute derartiges sagen?"

„Ist der Hamburger so steif?"

„Was haben Sie denn gegen Wernicke?"

„Ich? Nichts," sagte er eifersüchtig. „Höchstens, daß er weiß, wie gut er aussieht. Er wird in Hamburg gewiß als Ballbeau sehr verwöhnt."

„Es kommt so wenig darauf an, wie ein Mann aussieht."

„Wirklich? Es ist doch ein Unterschied, ob man ein hübscher Kerl ist, oder eine Meerkatze — wie ich."

Lies sah ihn forschend an und machte ein drolliges Gesicht.

„Sie fischen, Herr Doktor!"

„Nicht im mindesten. Diese Geschmacklosigkeit werden Sie mir hoffentlich nicht zutrauen. Darf ich sehen, was Sie gezeichnet haben?"

Lies klappte das Buch zu.

„Nein — denn Sie verstehen zu viel vom Metier. Da kann ich meine Sudelei nicht zeigen. Außerdem ist es so furchtbar schwer. Der Hauptreiz der Landschaft liegt in der Farbe. Die Linien allein sind es nicht. Ich stümpere es mir auch nur zusammen, um eine Erinnerung zu haben, wenn ich nicht mehr hier bin."

„Denken Sie schon an Heimreise?"

„Und ob!" Sie überlegte eine Sekunde. Dann log sie keck. „Vielleicht schon morgen."

„So bald! Gott, so bald!" Es war ihm unwillkürlich herausgefahren.

Lies schnellte übermütig mit der Fußspitze einen Stein weg, der langsam rollte und dann in großen Sätzen hinuntersprang und unten krachend gegen die graue Gartenmauer flog. Das war sehr echt gewesen. So bald. Gott, so bald.

Sie lächelte glücklich.

„Ja," sagte sie schelmisch. „So bald. Das waren ein paar hübsche Tage. Und wenn wir uns später einmal treffen, werden wir uns womöglich nicht wiedererkennen. Reisebekanntschaften sind flüchtig!"

Gemming antwortete nicht. Er starrte in die Ferne. Er sah alles ganz scharf. Die grünen Bergabhänge, das Meer, auf dem ein Dampfer eine lange Spur zurückgelassen hatte, das Vorgebirge mit dem Olivenwald und die weißen Häuser der Ebene von Sorrent in dem schattigen Thal. Er hörte Lies atmen und ihre Kleider leise rauschen. Sie wäre die rechte Frau gewesen. Sie hätte ihn glücklich gemacht. Und er war gebunden.

Hastig stand er auf.

„Ich störe Sie schon so lange, gnädiges Fräulein," sagte er linkisch. „Auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen."

Nachdem er zwischen den Gärten verschwunden war, blieb Lies regungslos sitzen. Das also, das war die Liebe?

Als Backfisch hatte sie für einen hübschen Lehrer geschwärmt, und später war sie mal ein paar Wochen in einen Referendar verliebt gewesen, der in ihrem Hause verkehrte. Aber was sie jetzt empfand, dieses süße, zitternde Glück, dieses mächtige Gefühl, das hatte sie erst Gemming gelehrt. Warum aber das traurige „so bald" und dann der fluchtartige Abschied?

Lachend schüttelte sie den braunen Kopf. Das würde sich ja alles aufklären.

Sie lief bergab in dem vollen Gefühl ihrer Kraft, die lachend und bubenhaft vor keinem großen Schritt zurückschreckte. Die erste Liebe des Weibes erfüllte sie wie ein Frühlingssturm.

Beim Diner forderte der Professor die beiden jungen Leute auf, eine Tasse Kaffee bei ihm zu trinken. Wernicke nahm sofort an; Gemming zögerte, dann verbeugte er sich zustimmend. Lies erhob sich, als die Früchte herumgereicht wurden, um in ihrem Salon alles in Ordnung bringen zu lassen.

Als die Herren hinaufkamen, war der Tisch bereit und die Lampe brannte. Die Thür zur Terrasse stand offen, und das Zimmer war voller Orangenduft.

Lies servierte den Kaffee. Wernicke hatte eine Orangenblüte im Knopfloch. Gemming sah es mit einiger Schadenfreude. Wahrscheinlich hatten sich die Kellner alle über ihn mokiert, denn diese Blüte tragen in Italien nur die Verlobten oder die Gecken. Die Herren standen zusammen. Der Professor sprach von der Cholera in Hamburg, und Doktor Wernicke gab dem berühmten Kollegen Auskunft. Lies hielt sich bei den Schauergeschichten die Ohren zu und entschlüpfte lachend auf die Terrasse. Gemming blieb eine Weile unschlüssig neben den beiden Herren, dann setzte er seine Tasse hin und ging ebenfalls hinaus.

Lies saß in einem Rohrsessel und wandte sich lächelnd zu ihm. In der weichen Dämmerung konnte er sie kaum sehen.

„Wie herrlich die Nacht ist! So schön war sie noch nie."

Er trat neben sie an die Balustrade.

„Ja," sagte er gedämpft. „So schön war die Nacht noch nie. Und sie wird nie wieder so schön sein für mich."

„Weshalb?" sagte sie leise.

Ihre Hand lag auf der Mauer, dicht neben seiner. Hastig griff er nach ihr.

Da fühlte er, wie sie ihre Finger fest um seine schloß. Atemlos beugte er sich nieder und sah ihr in die Augen. Dann stieß er einen dumpfen Laut der Freude aus.

„Lies!"

Sie lag in seinen Armen. Es war der erste Kuß, den sie gab und empfing, aber sie hatte das Küssen schnell gelernt. Voll und hingebend preßte sie ihre Lippen auf seine.

Dann machte sie sich los und eilte fort. Dicht vor der Thür vertrat er ihr den Weg.

„Lies," flehte er leise.

Aber sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Auf morgen, Liebster, Bester!"

Er war allein. Jäh kam er zur Besinnung. Er lehnte sich an die Wand und stöhnte dumpf. Was hatte er gethan! Sie hielt ihn für frei. Er hatte immer gehofft, sie wüßten von seiner Ehe. Nein, sie wußte es nicht. Sonst hätte sie ihn nie geküßt. Sie nicht! Dazu war sie zu stolz.

Er nahm sich zusammen und folgte ihr. Die ganze Scene hatte nur wenige Sekunden gedauert, und es kam ihm wie eine Ewigkeit vor. Die Herren sprachen noch über dasselbe Thema. Es war alles wie vorher.

„Nehmen Sie noch eine Tasse Kaffee, Herr Doktor?"

Sie warf ihm das Sie hin, keck wie eine Liebkosung über die Köpfe der anderen.

„Ich bitte darum, gnädiges Fräulein."

Sie saßen um den Tisch herum und unterhielten sich. Norbert sprach und dabei bohrte es fortwährend in seinem Gehirn: Was nun? Wie sage ich es ihr?

Nach einer Stunde hielt er es nicht mehr aus. Er warf ihr einen flehenden Blick zu und deutete mit einer halben Kopfbewegung nach der Terrasse. Sie verstand ihn und wurde rot. Sie sagte nein mit den Augen. Aber die Lockung war zu stark. Sie erhob sich und warf ihm an der Thür einen schelmischen Blick zu.

„Sie werden sich erkälten, gnädiges Fräulein," sagte Gemming und stand auf.

Wernicke sah enttäuscht nach der offenen Thür, durch die sie verschwunden waren. Er hatte den Blick vorher aufgefangen. Liebesleute — und er spielte bei dem Alten ihren Elefanten, ohne es zu wollen. Ein netter Reinfall! Und der Alte war blind — oder einverstanden.

Norbert hatte Lies mit ein paar Schritten eingeholt, faßte ihre Hände und zog sie stöhnend gegen seine Augen.

„Sie — weinen? Was ist Ihnen?"

„Ich muß Ihnen etwas sagen — ich muß."

„Was? Ein Geheimnis?"

„Ja. Etwas, was Sie nicht gesehen haben mit Ihren großen Kinderaugen."

Er preßte ihre Hände und schwieg. Jetzt sage ich es, dachte er stumpf. Jetzt. Nein. Ich kann nicht.

Die Ahnung von einem furchtbaren Schlage beschlich sie.

„Um Gottes willen — was ist es? Sie sind ja ganz außer sich."

„Ich liebe Sie! ich liebe dich — ich — und ich — ich —"

Sinnlos stotterte er es.

Lies zuckte zusammen.

„Sie sind nicht frei," sagte sie tonlos.

Er drückte statt einer Antwort krampfhaft ihre Handgelenke.

„Sie sind — verlobt?"

„Nein."

„Verheiratet?"

„Ja."

Mit einemmal verstand sie alles: weshalb er sich so fern gehalten, seine Verlegenheit, seine Traurigkeit. Und sie hatte ihn heute selber eingeladen. Sie war ihm entgegengekommen. Sie hatte seinen Kuß erwidert. Sie wollte ihre Hände freimachen.

„Lassen Sie mich! Lassen Sie mich!"

„Hören Sie mich wenigstens an," flehte er. „Nur ein Wort, wie alles kam."

„Nichts. Ich will nichts wissen. Lassen Sie mich, oder ich rufe um Hilfe."

Er gab ihre Hände frei; sie standen sich zitternd gegenüber. Lies suchte nach einem Wort, nach einem einzigen Wort, um ihn so tief zu beleidigen, wie er sie beleidigt hatte. Sie fand in der Erregung keins. Verächtlich lachte sie auf, drehte sich kurz um und ließ ihn stehen.

Als er hereinkam, stand der Hamburger abschiednehmend vor Lies. Die gesellschaftliche Lüge war so stark, daß Gemming ebenfalls ruhig adieu sagte, als ob alles wäre wie sonst. Der Professor schüttelte ihm sehr freundlich die Hand mit einem humoristischen Zwinkern in dem alten Tyrannengesicht. Als Gemming vor Lies trat, merkte er, daß sie ihm die Hand verweigern würde. Stumm verbeugte er sich und ging.

Lies behielt das starre, hochmütige Lächeln, bis die Thür hinter den beiden sich schloß. Leupold hatte seine Gäste auf den Flur geleitet. Als er zurückkam, saß Lies im Sessel, die Arme auf den Tisch gelegt und den Kopf darin versteckt. Ihre Schultern bebten in unterdrücktem Weinen.

Er hob ihren Kopf und erschrak. Ihr Gesicht war verzerrt und grau-blaß, die Augen groß und irr.

„Katze! Meine Katze! Was ist denn geschehen?"

Sie konnte nicht sprechen. Haltlos schwankte sie hin und her. Dann brach der starre Jammer in einem Strom von Thränen. Sie warf sich ihm verzweifelt an die Brust. Er zog sie auf seine Knie. Der kleine Mann hielt sein großes Kind lange und geduldig und streichelte sie sanft. Endlich, stoßweise beichtete sie.

Leupold ersparte ihr jeden Vorwurf. Hätte er Gemming in diesem Augenblick vor sich gehabt, er würde ihn kaltblütig erwürgt haben. Er war an der empfindlichsten Stelle seines Herzens verletzt, an der Liebe zu seiner Katze. Dabei war er wütend auf sich selber. Gemming hatte ihm gefallen, er wußte, daß er aus einer guten Familie war. Er hätte sich damit nicht begnügen dürfen, als er die aufkeimende Liebe in seiner Tochter bemerkte. Sie war jung und unerfahren. Er hatte sie schlecht behütet. Schlimm, daß ein solcher Reif in ihre Jugend fiel.

Lies schwieg zitternd.

„Du wirst diese dumme Erfahrung vergessen. Halt die Ohren steif und sei vernünftig."

„Kann er meine Lippen wieder ungeküßt machen?" sagte sie verzweifelt.

Er lächelte grimmig.

„Unsinn. Ein Kuß ist gar nichts. Das redet ihr jungen Mädchen euch so ein, und es ist auch ganz gut. Aber hat man eine solche Dummheit mal begangen, läßt man es sich eine Lehre sein und thut es nicht wieder. Das ist das letzte Wort, das ich mit dir in dieser Angelegenheit geredet habe." Er ließ sie von den Knien gleiten. „So. Und jetzt gehst du gleich ins Bett und schläfst. Ich sehe nachher zu dir hinein. Gute Nacht."

„Gute Nacht," sagte sie und lächelte tapfer.

„Gleich ins Bett, hörst du?"

„Ja."

Als sie fort, überlegte er. Das Beste war, sie schnell in andere Umgebung bringen.

Er klingelte, ließ den Oberkellner rufen und sagte ihm, daß er morgen die Zimmer wieder bekommen könnte.

„Wo wohnt Herr Gemming?"

„Nummer 47. Soll ich den Herrn führen?"

„Danke, ich werde schon finden."

Norbert saß am Tisch, den Kopf in beide Hände gestützt, als es klopfte.

„Herein!"

Der Professor machte sorgfältig die Thür zu und kam mit schweren Schritten heran. Seine Augen blitzten, und er sah eulenartiger als je aus.

„Ich habe eine kleine Rechnung mit Ihnen zu begleichen."

Gemming verbeugte sich mit Haltung.

„Sie sind mir zuvorgekommen."

„Herr," grollte der Alte, „ich bin nicht hier, um Redensarten zu machen."

Gemming erhob die Hand.

„Bitte. Wir müssen leise sprechen — mein Nachbar ist Wernicke, und die Thür ist dünn."

„Also reden Sie," knurrte Leupold gedämpft. „Sie sind also verheiratet. Haben Sie auch Familie?"

„Ja. Zwei Knaben."

Der Professor schüttelte die beiden Fäuste, die richtigen Athletenfäuste des großen Operateurs.

„Auch das noch. Herr! Was haben Sie sich eigentlich gedacht!"

„Bitte, hören Sie mich an," sagte Gemming hastig. „Ich lebe unglücklich mit meiner Frau. Ich bin im Begriff —"

„Lassen Sie mich in Ruhe mit Ihren Entschuldigungen. Ich bin fertig mit Ihnen."

Norbert vertrat ihm den Weg.

„Sagen Sie ihr, daß sie mir heilig ist. Daß ich sie verehre, daß ich ihr danke für die einzige Sekunde Glück, die sie mir in meinem verfehlten Leben geschenkt —"

„Ich gebe mich nicht zu Ihrem Boten her. Gehen Sie hin und erfüllen Sie Ihre Pflichten. Sie haben an Ihrer Familie und an uns wie ein Lump gehandelt. Ersparen Sie es mir, Sie noch einmal zu sehen. Mir und meiner Tochter."

Er schlug krachend die Thür ins Schloß.

Gemming wollte ihm nach und blieb stehen. Das einstecken zu müssen, weil er ein alter Mann war! Weil er sich durch seine Unentschlossenheit in die furchtbare Situation gebracht hatte! Aber sie sollte es wenigstens erfahren, wie alles gekommen war.

In fieberhafter Hast schrieb er einen langen, qualvollen Brief.

Spät in der Nacht war er fertig. Todmüde legte er sich zu Bett und fiel vor Erschöpfung in einen bleiernen Schlaf, aus dem er zerschlagen mit dumpfem Kopf erwachte. Sein erster Blick fiel auf das dicke Couvert auf dem Tisch, und die Erinnerung an den Abend kam ihm wieder. Er beschloß, den Brief nicht abzusenden und zu versuchen, sie noch einmal zu sprechen. Vielleicht schrieb Eva heute. Sie würden milder gestimmt werden, wenn er ihnen Evas Einwilligung mitteilte. Er klammerte sich an dieser Hoffnung fest. Es mußte so sein und es würde noch alles gut werden.

Der Morgen verging. Er ging ruhelos im Garten und im Hotel umher und traf sie nicht. Auf der Terrasse zeigte sich niemand. Beim Lunch waren ihre Plätze und der des Hamburgers leer. Vergeblich wartete er.

„Kommen die Herrschaften heute nicht?" fragte er den Kellner.

„Bedaure. Sie speisen außerhalb. Der Herr wissen doch, daß sie mit dem Fünfuhrschiff nach Neapel fahren?"

Norbert griff nach der Weinflasche und schenkte sich mit zitternder Hand ein.

„Ich weiß — natürlich."

Lies sollte ihn anhören. Das war sie ihm schuldig. Er zermarterte sich den Kopf, wie er es anstellen könnte. Im Hotel konnte es nicht sein. Er lief Gefahr, daß sie ihn vor allen Kellnern schnitten. Zuletzt fiel ihm ein, daß es nur einen Weg zu den Booten gab, den Grottenweg. Da mußten sie vorbei.

Ehe er hinunterging, fragte er im Bureau an, ob etwas für ihn da sei. Nichts.

Gemming war lange vor der Zeit in der Grotte. Die Leute kamen endlich mit den Koffern und gleich darauf Wernicke im Reiseanzug. Er erkannte Norbert und ging auf ihn zu.

„Ich war zweimal vergeblich in Ihrem Zimmer, um Ihnen adieu zu sagen."

„Sie reisen auch nach Neapel?"

„Ja. Ich habe mich kurz entschlossen. Der Professor war so liebenswürdig, mir den Vorschlag zu machen. Sie bleiben noch länger hier?"

Gemming machte eine unbestimmte Handbewegung.

„Vielleicht. Ich erwarte Nachricht von meiner Frau."

Der junge Mann sah ihn mit unendlich verdutztem Gesicht an. Seine Frau. Da war er ja gänzlich auf dem Holzwege gewesen! Er schüttelte Gemmings Hand kräftig.

„Bitte, empfehlen Sie mich unbekannterweise Ihrer Frau Gemahlin."

„Werde nicht verfehlen," sagte Norbert heiser. „Glückliche Reise."

Nun war er wieder allein. Das Blut sauste ihm in den Ohren. Er glaubte ein paarmal Schritte zu hören und hatte sich immer getäuscht. Dann trat sie plötzlich aus dem Dämmerlicht des Ganges in den scharfen Sonnenschein, der ihr aus der Grotte entgegenströmte. Seine Gestalt hob sich schwarz gegen den hellen Himmel ab.

Er wollte sprechen, aber kein Ton kam von seinen brennenden Lippen. Stumm hielt er ihr den Brief hin.

Sie nahm ihn mit einem kleinen, grausamen Tigerlächeln, sah Norbert starr an und ließ den Brief fallen. Ruhig ging sie weiter. Ihre Schritte verhallten.

Norbert taumelte auf die Bank. Leupold, der gleich darauf vorüberging, erkannte die zusammengekauerte Gestalt nicht.

Zu Ende! So zu Ende.

Er hatte sie sehr genau gesehen. Sie war etwas blaß, das war alles. Genau noch so frisch und sieghaft, wie bei ihrer ersten Begegnung. Leupold war ein kluger Rechner und ein großer Arzt. Er wußte wohl, was er that, als er Wernicke aufforderte, sie zu begleiten. Norbert lachte bitter.

Die Kofferträger kamen singend zurück. Also waren die Boote abgefahren.

Ja. Sie schaukelten unten neben dem Dampfschiff. Er sah eine helle Gestalt. Das war sie. Puppenhaft klein in der Tiefe. Jetzt legte ihr Boot an. Sie stieg auf die Schiffstreppe und verschwand unter dem Verdeck. Die Herren folgten. Andere Boote näherten sich. Das Geschrei der Schiffer drang bis hinauf. Jetzt entfernte sich das letzte Boot. Die Räder schlugen in das Wasser, und das Dampfschiff fuhr ab.

Gemming verfolgte es, bis es hinter dem Vorsprung von Castellamare verschwand.

Die Sonne ging hinter Ischia unter. Rot loderte es um den Epomeo und die zackigen Ränder der Insel. Himmel und Meer flammten. Dann wurde der glühende Schein blasser und blasser. In zartem Grün leuchteten die Wolken, wurden gelb und fahl und erloschen. Grau lag der Golf. Die Lichter an der Küste entzündeten sich. Immer heller glänzten die feurigen Punkte. Über dem Vesuv erschien eine rote Wolke.

Es war Nacht geworden, und Gemming hatte sich noch nicht gerührt.

„Signore! Signor dotto—o—o—re!"

Norbert wandte langsam den Kopf.

Der Oberkellner mit seinem singenden Ruf wollte vorbeilaufen und prallte auf die Hacken. Das Windlicht schwankte.

„Endlich! Wir suchen den Herrn Doktor seit zwei Stunden. Ihre Frau Gemahlin ist angekommen."

„Wer?!"

„Ihre Frau Gemahlin. Sie hat den Herrn Doktor überraschen wollen und ist sehr besorgt. Sie hat schon Weinkrämpfe gehabt. Zuletzt erinnerte sich Beppo, daß er Sie hier gesehen hatte, als er die Koffer hinuntertrug."

„Es ist gut. Gehen Sie voran. Ich komme gleich."

Darauf hatte er nicht gerechnet — auf das Selbstverständliche, was ihr so ähnlich war. Das war auch eine Antwort — eine entscheidende.

Er warf einen letzten Blick auf das dunkle Meer.

Lies war tot für ihn und er tot für sie. Alles andere war ihm jetzt so unsäglich gleichgültig. Nur Frieden! Nur Ruhe! Nur keine Scenen!

Schwerfällig erhob er sich. Vor ihm lag etwas Weißes im Staub — sein Brief, seine Rechtfertigung, die sie verachtet hatte. Er hob ihn auf, zerriß ihn in kleine Fetzen und streute die in den Abgrund.

Dann tappte er sich durch die Dunkelheit an den rauhen Wänden entlang zu seiner Frau zurück, um sich die alte Kette wieder an den Fuß schmieden zu lassen.

Sie war die Stärkere. Sie hatte das Gesetz für sich. Sie hatte für immer gesiegt.

Er wußte es: dies war sein letzter Kampf gewesen.

Plakate.

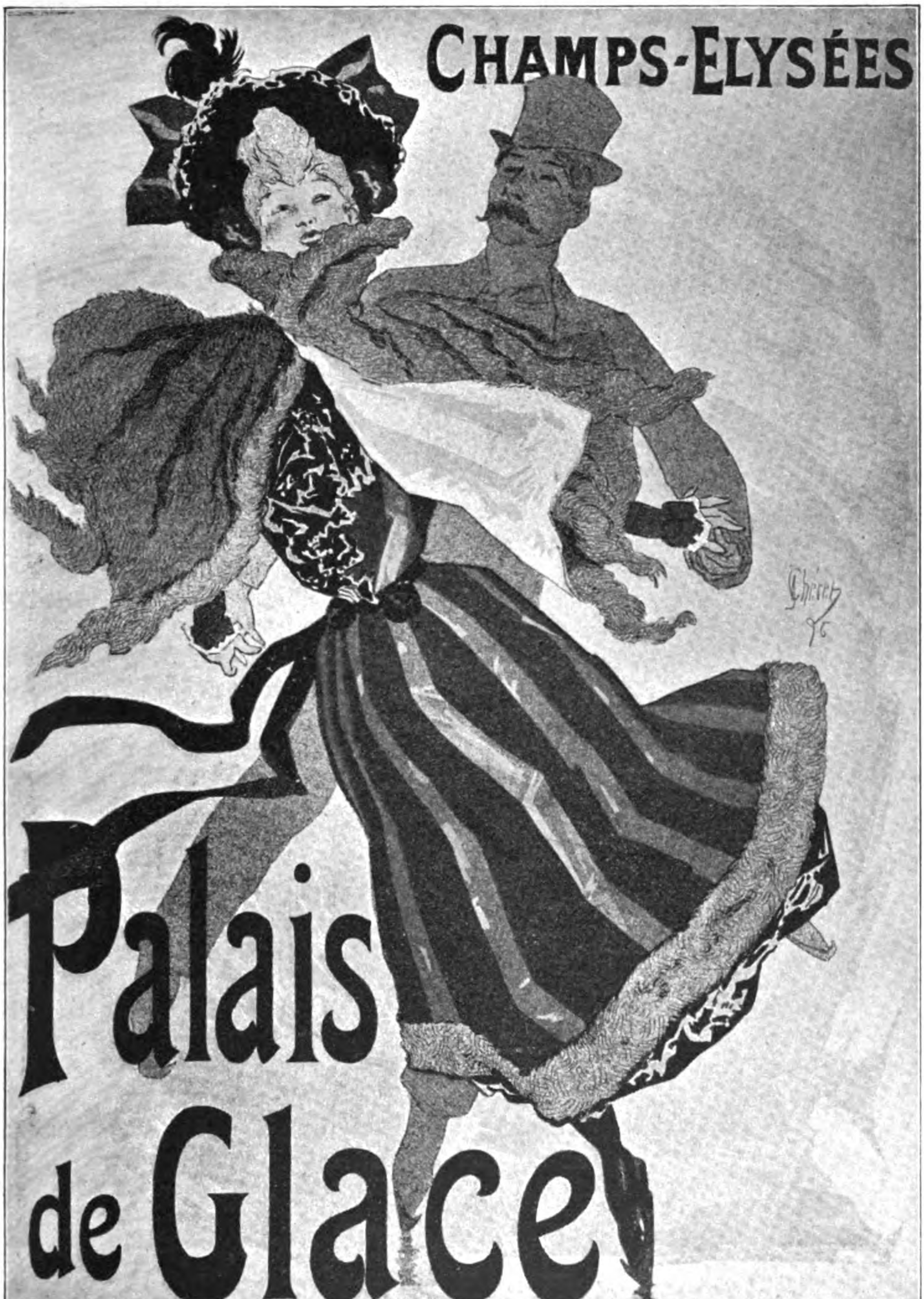
Von

H. E. v. Berlepsch.

II.

Charles Hiatt sagt in einem Aufsatz über Plakatsammler, der im ersten Hefte der seither ungemein bekannt gewordenen englischen Kunstzeitschrift The Studio 1893 erschien: „Englische Plakate zu sammeln, könnte mit Recht als ein kindisches Unternehmen bezeichnet werden. Anders verhält es sich mit französischen Arbeiten dieser Gattung. Freilich liegt zwischen England und Frankreich ein kaum zu bemessender Unterschied in diesen Dingen. Während die Affiche unter französischer Künstlerhand zu etwas Reizvollem, ja Schönem wird, verdient mit wenigen Ausnahmen das, was unter der Faust der englischen Farbendruck-Holzhacker entsteht, zumeist das Epitheton: Abscheulich." Ende 1895 erschien des nämlichen Verfassers Buch über das hier behandelte Thema, also zwei Jahre nach dem oben citierten Aufsatze. Dem Abschnitt „England" ist hier bereits der stattliche Raum von hundert Seiten eingeräumt. Hiatt steht nicht an, zu bekennen, daß Dudley Hardy, der unter den englischen Künstlern zuerst das Plakat in seinem eigentlichen Wesen erfaßte (Walter Crane, Herkomer, Walker u. a. hatten schon früher, immer aber mit dem Beigeschmacke einer gewissen akademischen Unfreiheit derartige Themata behandelt), unbedingt von französischen Einflüssen geleitet worden sei, ja, daß man hin und wieder sogar direkten Anklängen an die Art Jules Chérets begegne. „Es ist," sagt er, „zum mindesten unwahrscheinlich, wenn nicht gar unmöglich, daß sich diese neue Kunst anderswo so eigenartig zweckentsprechend, so schnell und in so großem Maße entwickelt hätte, wenn nicht französische Künstler den Weg geebnet, überhaupt Anstoß zu der Bewegung gegeben hätten. Sieht man diese leichtgeschürzten, lustigen, trällernden, tänzelnden Figuren Dudley Hardys, so muß man, ist er gleich ein englischer Künstler, zugestehen, daß ihnen nichts anhaftet, was an unseren grauen und oft regnerischen Himmel erinnert. Das ist alles viel zu leichtlebig, zu wenig zur Verantwortlichkeit veranlagt; alles trägt den Stempel, daß nichts ernsthaft genommen werde, außer etwa das Arrangement der Toilette. Stünde die englische Herkunft noch so ausdrücklich unter solchen Werken — wer wollte hinter den Figuren etwas anderes suchen als die reizende, lebenslustige Pariserin Chérets! Er zuerst hat all diesen Erscheinungen einen unverwischbaren Stempel aufzudrücken verstanden. Man begegnet seinen Einflüssen auf Schritt und Tritt." So weit der Engländer, der übrigens bezüglich des Farbendruckes allzu scharf von seinen Landsleuten spricht. England hatte sehr gute und künstlerisch hochstehende Farbdrucke, z. B. in Kinderbilderbüchern (s. Walter Cranes Werke), ehe die Franzosen Gleiches besaßen, wie etwa das Werk von Boutet de Monvel »Jeanne d'Arc« und Ähnliches.

Jules Chéret (geboren 31. Mai 1836 zu Paris), dessen Kunst wohl kaum zutreffender charakterisiert werden konnte als in den Worten: »... de couleur batailleuse, de dessin fou, de caractère fantastique«, ist,



Jules Chéret (Paris): Plakat für eine Eisbahn.

wie schon einmal gesagt, der maître d'affiche par excellence. Seine Welt ist das Theater jeglicher Art, der Theatereffekt, daher denn oft in seinen Blättern das, was man im Deutschen mit „Knalleffekt" bezeichnet, das hervorragendste Moment ist. Seine weiblichen Figuren sind Pariserinnen, Pariserinnen aller Schattierungen, feine Damen,

Tänzerinnen, Luftspringerinnen, Cocotten — nur an die behäbige Epiciersgattin ist er nie geraten. Die elegante Bewegung des fein beschuhten Fußes, die graziöse Körperbewegung im ganzen (oft beinahe bis zur Übertriebenheit), der Blitz des Auges, oder seine oft wundersam berührende Verschleierung, das unbeschreibliche Lächeln des weiblichen Mundes, der Chic der einfachen Kleidung, ebenso wie die Sensationstoilette, das ist Chérets Feld. Seinen Figuren steckt der Teufel im Leibe. Es sind Bacchantinnen, die sich von ihren antiken Schwestern nur durch das Gewand unterscheiden. Wer nie das Leben der Pariser Maskenbälle, der berühmten Künstlerreunions im Montmartre, der Tanzlokale à la Moulin rouge kennen gelernt hat, jenes tolle, wirbelnde, graziöse, dabei geradezu unbändige Tanzen, dessen Grenzen sehr oft durch einen Sergent de ville rektifiziert werden, der mag Chérets Plakatfiguren für verrücktes Zeug halten. In ihnen rollt echtes Pariserblut, dessen erstes Element die Beweglichkeit des Leibes und des Wortes in jeder Beziehung ist, jene Beweglichkeit, für die vielleicht die rasend um die Guillotine getanzte Carmagnole das wirksamste Charakteristikum bildet. Chérets Talent ist, wie man in Frankreich zu sagen pflegt, prime-sautier, ein Ausdruck, der sich — ein bißchen Beigeschmack von Flatterhaftigkeit eingerechnet — etwa dahin übersetzen läßt: ihm gelingt stets der erste Wurf. Der Ernst des Lebens, den der Künstler an sich selbst genugsam erfahren, spricht in seinen Arbeiten nirgends ein Wort; das sieht sich alles an, wie ein lustig geträllertes Lied sich anhört. Alles ist immer wie aus einem Guß, ist selbständig, ist vor allem der prägnanteste Ausdruck des Lebens, das vom Jammer hinter den Coulissen und im Dunkel ärmlicher Stuben nichts wissen will, obschon ihm vielleicht gerade dies nicht näher steht als irgend etwas anderes. Chéret weiß in seinen farbigen Blättern nichts vom unbarmherzigen Realismus, den sein großer Landsmann Zola der Welt wie noch keiner vor ihm zu kosten gegeben hat, er weiß nichts von der hohen Sprache der Akademie. Der Grundtext seiner bunten Phantasien ist etwas wie das lose Liedchen aus der Zeit der Regentschaft:

— — — — — — — — — — — — — —

Et changez souvent de bergère!
Le changement est le charme des cœurs,
Et des amours comme des fleurs
Les plus nouvelles sont toujours les plus belles.

Aber — er ist nie, nie gemein. »Il verse une legère ivresse de vin mousseux, une ivresse qui fume teintée de rose; il la personnifie, en quelque sorte, dans ses femmes délicieuses par leur debraillé qui begaye et sourit, sans cri vulgaire,« sagt Huysmans in seinem Buche »Certains«.

Chéret ist Autodidakt. Das Können dieses dekorativen Genies und kühnen Zeichners ist außerhalb aller Schulung groß geworden. Leute von der Bedeutung eines Huysmans, eines Roger Marx, Louis Morin u. a. haben ihn mit Tiepolo und Goya, mit Watteau und Fragonard verglichen, inwieweit mit Recht, das mag dahingestellt bleiben, wenn man nicht annehmen will, derlei Männer von Geist und bedeutendem Wissen hätten dem Künstler etwas Angenehmes sagen wollen, das sich am besten durch einen Vergleich mit künstlerischen Größen anderer Zeiten erreichen ließ. Vielleicht ist Chéret viel größer dadurch, daß er eben Chéret und kein anderer als er selbst blieb. Die Mittel, die er aufwendet, um seinem Zwecke gerecht zu werden, sind so einfach wie möglich. Das Original, in Pastell oder Wasserfarben ausgeführt, ist auf die Anwendung weniger Töne berechnet, die, in richtiger Kombination verwendet, doch eine äußerst reiche Wirkung hervorrufen. Selten wendet er fünf, öfters vier, ja in letzter Zeit gar bloß drei Platten, nämlich rot, gelb und blau an, ohne deshalb im Resultate gegen früher zurückzubleiben. Man möchte beinahe sagen, er sei noch frischer, farbiger, meisterlicher in der Behandlung der Materie geworden, seitdem er seinen zahlreichen Nachahmern ein Schnippchen schlug und sein Verfahren vereinfachte. Chéret ist jetzt über sechzig Jahre alt, und noch scheint seine Arbeitskraft immer neuen Errungenschaften entgegenzugehen. Einzelne seiner Blätter sind außerordentlich gesucht und werden mit hohen Preisen bezahlt. Denkt man daran, daß er, wie schon früher ausführlich dargethan wurde, gegen neunhundert Plakate gezeichnet hat, daß diese Zahl aber mit den nicht mehr auffindbaren früheren, vom Künstler selbst

zum Teil vollständig vergessenen Nummern und kleineren Blättern, die man ihrer Ausdehnung wegen nicht als Plakate bezeichnen kann, auf über zwölfhundert steigt, so ist wohl kaum mehr ein Wort weiter zu sagen über das, was Chéret für die Kunst der Affiche bedeutet. Nebenher aber hat er außerdem noch zahllose Entwürfe für Buchdeckel und Umschläge, für Titel von Musikstücken, für Programme aller Art, Speisezettel u. s. w. gemacht und überall der Äußerung seiner Muse eine eigenartige Wendung zu geben verstanden — kurzum, wenn von dekorativer Kunst in Frankreich die Rede ist, kann Chérets Name überhaupt nicht unberührt bleiben. Er selbst nennt übrigens als seinen unzertrennlichen Mitarbeiter Madaré, der ihm stets die Schriften zu zeichnen pflegte. Madaré starb, als Chéret seine größten Triumphe feierte.

Schon oben wurde gesagt, daß es, nachdem Chéret endgültig durchgedrungen war, an Nachbetern, oder sagen wir etwas zarter, „nachempfindenden Seelen“ nicht fehlte. Das alte Wort „Wie er sich räuspert u. s. w.“ kam auch da in sein Recht wie immer, wenn ein Original auftritt und alle Nichtoriginellen nun schnellstens eine neue Richtung einschlagen. Keiner freilich, der auf denselben Pfaden zu wandeln suchte, ist dem Pfadfinder gleichgekommen. Dagegen aber hat eine große Reihe tüchtiger französischer Künstler ihr Können hauptsächlich dem Pariser Leben zugewendet, das Chéret in seinen Ballaffichen und Verwandtem so glänzend zu charakterisieren versteht. Da ist z. B. Albert Guillaume, der in der Affiche für ein Schuhwarenlager die Koketterie der



Fernand Bac (Paris): Plakat für »Yvette Guilbert« (200 × 81).

Pariserin, die sie mit dem elegant chaussierten Füßchen zu treiben weiß, reizend wiedergiebt, während er in einem größeren Blatte für das Concert des ambassadeurs weit realistischer als Chéret den losgelassensten Tanzgeist solcher Lokale fortissime schildert. Maindron sagt von ihm, dem specifischen »historien des petites femmes«: „Guillaume weiß aus dem ff, wie die zierlichen, schillernden Libellenflügel oder leichtes, graziöses Blumenwerk am Kopfputz einer Dame so sitzen müssen, daß sie wirken, keiner wie er versteht es, blonde und braune Locken mit gleicher Grazie über die jugendliche, schöne, freie Stirn hinwellen zu lassen, niemand hat so wie er jene gewissen kleinen Kniffe der Damentoilette erfaßt, die dem ganzen Kostüm das verleihen, was pikantes Gewürz den Speisen giebt, jenen unbestimmten Reiz, der sich nicht vordrängt und doch den Ausschlag giebt. Was leichtes Spitzenwerk, was flatternde Bänder, was am rechten Ort ein Einsatz von schillernder Seide ausmacht — er hat es erfaßt. Vielleicht ist dies auch der Grund, weshalb er mit der Darstellung von Männern etwas weniger Glück hat. Die Zahl seiner Plakate ist schon eine ganz beträchtliche.

Léon Lebègue kultiviert zumeist auch das humoristische Genre. So ist z. B. seine Affiche über den Salon des Cent, wo Bildhauer, Modell, Maler und Gliederpuppe dem Beschauer entgegentanzen, ein köstliches Blatt.

Ein toller Kamerad ist Alfred Chou-brac, von dem unter anderem ein Blatt für die Zeitschrift Fin de siècle großes Aufsehen dadurch machte, daß der Künstler eine von der Censur beanstandete Stelle einfach auslöschte und dafür mitten in die Zeichnung hinein die Worte setzte: Cette partie du dessin a été interdite. Die wenigen Abdrücke vor dieser Wandlung werden horrend bezahlt. Woran sich die Censur stieß, ist nicht recht klar, ließ sie doch andere Dinge ungehindert passieren, die in der That widerwärtig berühren. Nicht minder ausgelassen als der vorgenannte ist, wenn er sein Können diesem Gebiete widmet, Adolphe Willette. Seine Affiche für die Revue deshabillée ist ein geistreiches tolles Ding, das trotz aller Freiheit nichts Ekelhaftes hat, doch ist das nicht allein charakteristisch für ihn. Weit ernster drückt er sich in einem berühmt gewordenen illustrierten Wahlaufruf der französischen Antisemitenpartei aus; sein Plakat der Exposition des œuvres de Charlet ist ein geistreiches Blatt, bei dem, wie bei außerordentlich vielen anderen, la femme überhaupt nicht in Betracht kommt. Die Ankündigung des Dreiakters L'enfant prodigue von Michel Carré hat sogar etwas Tiefernstes, Ergreifendes, während »Cacao van Houten« ein liebenswürdiges gesundes Ding und außerordentlich bekannt ist (junges kräftiges Mädchen in holländischer Tracht, eine Tasse Kakao präsentierend). Sollen noch einige Namen des „leichten und leichtesten Genres" genannt werden, so seien aufgeführt Emilio Sala, Felix Malteste, Léonce Burret, Lucien Métivet (siehe Abbild. S. 207: Eugénie Buffet, Concert des Ambassadeurs, — Concert de la Cigale eines seiner besten), Henri Grun, Boutet de Monvel (s. Abbild. S. 208: Pâte Dentifrice), Léo Gausson, Pal, de Feure, Bonnard, Ferd. Bac (s. Abbild. S. 277: Scala Yvette Guilbert) und andere. Sie alle im Rahmen eines kurzen Aufsatzes zu würdigen, ist nicht möglich, denn faßt man das erste beste Sujet nur ein wenig gründlich an, dann hat man es gar bald mit der Kultur- und Kunstgeschichte aller Zeiten und Völker zu thun und kommt vom Hundertsten ins Tausendste. Es kann sich nur darum handeln, individuell gestaltende Künstler namhaft zu machen. — Sprechen wir ein Wort über Toulouse-Lautrec, diesen eigentümlich scharf beobachtenden pessimistischen Philosophen, der nichts karikaturenhafter zeichnet, als es ohnehin schon ist. Er ist ein verneinender Geist, sieht überall die Schäden, die offenen Wunden, den nagenden Wurm, die Verkommenheit, er vertuscht nichts. Seine geistreichen Zeichnungen haben nichts, gar nichts, was an die farbensprühenden lustigen Gebilde Chérets erinnert. Er faßt den Menschen von jener Seite an, wo seine intimste Charakteristik sich äußert, in der Geste, im Blicke, in der Ausgelassenheit, die gar oft nichts Ursprüngliches hat, sondern krankhaft affektiert, wenn nicht gar bezahlt ist. Er sieht nie fröhlich, sagt Maindron, aber er sieht durchaus richtig. Man ist versucht

zu fragen, ob gerade die Welt, die er vielfach zum Ausgangspunkte seiner Arbeiten macht, die Verausgabung einer Summe von so ganz ungewöhnlichem Können verdiene. Aber was gilt dem rücksichtslosen Realisten schließlich für wert oder unwert der Behandlung! Er ist eben so und nicht anders, und wer den Zusammenhang der Dinge erkennen will, darf nicht bloß nach dem blauen Himmel, den blühenden Bäumen, den züchtig einherschreitenden Tugendbundes-Mitgliedern schauen. Er charakterisiert mit wenig Mitteln, aber sein Strich „sitzt“, es liegt alles darin, was hinein gehört. Während Chéret die Freuden eines öffentlichen Balles wie ein buntes Feuerwerk mit tausendfältigem Lichtschein darstellt, fällt Toulouse-Lautrecs mephistophelischer Blick auf eine Blocksbergsfahrt mit alten und jungen Hexen, die nun einmal nicht anders können, als jenem Wesen Ausdruck verleihen, zu dem sie durch Zeit und Umstände allmählich geworden sind. Seine Affiche »La Goulue« (Moulin rouge) ist so wahr wie eine gute Momentphotographie, aber sie hat bei aller künstlerischen Güte etwas Zurückstoßendes, weil sie ausschließlich eine Welt vorführt, in der widerwärtige Frechheit den Grundton des Verkehrs bildet. Er giebt diese Figuren aus keinem anderen Grunde, als um den Nagel auf den Kopf zu treffen. Seine künstlerische Arbeit geschieht um ihrer selbst willen, nicht um irgend jemandem einen Gefallen zu erweisen. Wie graziös zeichnet er die Bewegung zierlicher, junger weiblicher Figuren, z. B. in der Affiche der »Troupe de la Madame Eglantine«, wie weiß er mit so fabelhafter Sicherheit die Allüren gewisser weiblicher Wesen in der Affiche »Elles« zu treffen. Wie köstlich schildert er in der »Reine de Joie« den widerlich aussehenden, dickwanstigen Financier, der nach den Freuden des Mahles, das er schmatzend nochmals an seiner Erinnerung vorüberziehen läßt, die Liebkosungen einer spindeldürren „Cousine“



M. Mucha (Paris): Sarah Bernhardt als »Gismonda« (217 × 77).

mit Würde zu ertragen weiß, wobei ihm diese in der Hitze der freundschaftlichen Umarmungen die große Nase krumm drückt. Seine »Jane Avril« ist ein Stück Leben, wie es besser kaum gegeben werden kann. Das müde blickende Gesicht der hysterischen Person hat nichts mit der grotesken Bewegung zu thun, die sie ausführt und die offenbar ihr „Coup“ ist — das, was einmal vielleicht Spaßes halber geschah und jetzt die ganze Langeweile der Handwerklichkeit an sich trägt. Was liegt dieser Jane Avril an diesem Pas, während das Publikum vielleicht außer sich ist vor Vergnügen! Dem Taschenspieler macht der geschickteste Tric auch keinen Spaß mehr, wenn er ihn hundert-, tausendmal ausgeführt hat. Übrigens ist das letztgenannte Plakat seiner Farbe ebenso wie seiner grotesken Realistik halber wohl eine der bezeichnendsten Arbeiten des Künstlers. Seine Farbe ist von jener Chérets grundverschieden. Er verschmäht wohl auch wie jener den Aufwand vieler Mittel, denn wie alle Künstler von Rasse weiß er, daß in der Einfachheit das bezwingende Moment der Erscheinung liegt, nicht in der Komplikation. Aber seine Farbe hat etwas Apartes, man möchte in manchen Fällen sagen, etwas Hysterisches. Er setzt neben kräftigen Schwarzdruck, den Chéret in der letzten Zeit gar nicht mehr verwendet, ein helles Schwefelgelb, ein hell Scharlachrot ein, und giebt dem Hintergrunde, d. h. den weniger in Betracht kommenden, weiter rückwärts liegenden, doch immerhin aber zur räumlichen Charakterisierung wesentlich beitragenden Partien irgend einen weichen, neutralen, graugrünen oder stumpfbraunen Ton. Nicht weniger interessant als Farberscheinung, wie auch in Bezug auf die zeichnerischen Eigenschaften ist das Plakat »Divan Japonais« (s. Abbild. S. 205). Die weibliche Figur im Vordergrunde hat etwas überaus Eigenartiges im Ausdruck; es ist eine jener Erscheinungen, die man beim Analysieren der einzelnen Züge kaum für schön ausgeben kann und die, trotz ihres schwindsüchtigen Aussehens, dennoch einen Zauberkreis à la Marguérite Gauthier um sich verbreiten. Die Farbe ist auch hier mit weisem Maßhalten angewendet, gerade dadurch hat die ganze Wirkung des Plakates etwas äußerst Originelles. Die weibliche Figur ist nämlich ganz schwarz, bloß das Haar rötlich, die Lippen leicht getönt, der Grund dagegen, von dem sich die Figuren abheben, hell schwefelgelb gehalten, die männliche Figur zur Seite grau. Die beiden blicken nach einer Schaubühne, auf welcher, kenntlich durch ihre Figur, die berühmte Pariser Chansonettensängerin Yvette Guilbert ihre Kunst zum besten giebt. Dieser, bei keiner festlichen Veranstaltung fehlenden, überall in Festprogrammen figurierenden Dame, deren wenig schöne Züge durch die eigentümlich geistreiche Art des Vortrages etwas förmlich Fascinierendes bekommen sollen und von mehr als einem genialen Zeichner verherrlicht sind, hat übrigens Toulouse-Lautrec eine Art von förmlichem Kultus gewidmet. Die Eigenart der Persönlichkeit, ihre Weise, das Leben mit Worten zu geißeln, ähnlich wie Lautrec es als Zeichner thut, das hat den Künstler offenbar angeregt, denn eine ganze Reihe seiner Blätter beschäftigen sich mit der Diva der Chansonette. — Geradezu fürchterlich sind die beiden Affichen »Au pied de l'échafaud« — Ankündigungen eines Buches, das die Beobachtungen eines Geistlichen des Gefängnisses la Roquette, gemacht an zum Tode verurteilten Verbrechern, zum Inhalte hat — und »Le Pendu« (Ankündigung eines Buches »Les drames de Toulouse«), wo ein mit der brennenden Kerze in der Hand durch die Thür Tretender zurückprallt vor dem plötzlich hellbeleuchteten Körper eines dicht vor ihm an der Wand hängenden Selbstmörders. Daß Lautrec auch den Ton harmloser Vergnügtheit anzuschlagen versteht, zeigt er in dem Plakate »Confetti«. Alles in allem genommen dürfen des Künstlers Arbeiten nicht mit dem Maßstabe gemessen werden, den man an „Kunstwerke schlechtweg“ anlegt; andererseits aber sind Lobesdithyramben, wie sie Arsène Alexandre und andere, wirklich geistreiche Menschen schon losgelassen haben, entschiedene Übertreibungen. In Lautrecs Blättern liegt ein tief empfundenes Stück Zeitschilderung; sie sind Dokumente, nicht bloß des Könnens ihres Autors, sondern des mit Hautgout behafteten Zeitempfindens; das verleiht ihnen einen Wert, der möglicherweise länger anhält, als ihn der Eindruck des ohne Wahl bunt wie-

dergegebenen Alltagslebens mit sich bringt.

Ein anderer Realist pur sang ist Steinlen, in aller Welt bekannt durch die zum Teil wirklich außerordentlichen Zeichnungen, welche während mehrerer Jahrgänge des Gil Blas in diesem ziemlich freigehaltenen Journal erschienen, ohne daß sie indes mit der Tendenz des redaktionellen Teiles irgend etwas gemein hatten. Er ist der unverfrorene Schilderer des Volkes, des Arbeiters und Bauers. Seine Figuren haben schwielige Hände, breite Achseln, es sind muskulöse, im Zwange strenger Arbeit dahinlebende Erscheinungen. Das elegante wie das leichtsinnige Paris scheint er gar nicht zu beachten — was liegt ihm an Toiletten, an elegantem Schuhwerk und kokett arrangierten Modehüten, an der ganzen großen Masse von weiblichen und männlichen Individuen, deren wichtigste alltägliche Frage ist: Was fangen wir nun an, um die Zeit möglichst vergnügt zu verbringen? Steinlen ist der gesunde Realist; er knüpft weder Befürchtungen noch Hoffnungen an seine Beobachtungen; er läßt die Welt, wie sie ist, gelten, wobei er übrigens die pessimistische Seite nie ausdrücklich betont. Hätte er weiter nichts gemacht als das eine, in seiner Art vielleicht einzig dastehende Blatt für »Lait pur stérilisé de la Vingeanne« — ein



Charles Louis Lucas (Paris): Plakat für eine Musik- und Theaterausstellung (214×124).

reizendes blondhaariges Kind in langem rotem Rock, das aus einer Schale Milch trinkt und von einer ganzen Katzengesellschaft dabei hungrigen Blickes beobachtet wird —, man müßte ihn unbedingt für einen der begabtesten Pariser Plakatzeichner erklären. Daß das Plakat nicht immer nur mit Übertriebenheiten zu rechnen habe, sondern künstlerisch durch und durch, dabei aber seinem Zwecke entsprechend, wirksam sein könne, das hat gerade dieser Künstler aufs schlagendste bewiesen.

Die Welt hält sich so oft über illustrierte Maueranschläge auf, sagt Talmeyr in einem längeren Aufsatz der Revue des deux mondes — und mit Recht vielleicht, denn alles das, was an die Schattenseiten des gesellschaftlichen Verkehrs erinnert, an Dinge, über die man in guter Gesellschaft nur ungern spricht, man findet es wieder an Plankenwänden und Mauerflächen. Da spiegelt sich »cette ample comédie à cent actes divers — Et dont la scène est l'univers«. Ist darin aber unsere Zeit allein so leichtfertig, so unmoralisch geworden? Bejaht kann diese Frage nur werden von denen, die nie in ihrem Leben romanische oder gotische Kirchen genau im Detail angeschaut, die nie das oft seltsam phantastische Wesen der Bildhauerei an Kapitellen, an kirchlichem Schmuck überhaupt studiert haben. Gehe man die Miniaturisten des Mittelalters, die Vasenkünstler des Altertums, die frühen und die späteren Kupferstecher und Radierer durch (den Meister E. S. und Rembrandt zum Beispiel), mustere man die Werke der Goldschmiedekunst aller Zeiten (es sei nur u. a. an das berüchtigte Service Heinrichs III. erinnert, von dem Brantome ausführlich erzählt), so wird man überall, gar überall Dinge finden, die als »shocking« zu bezeichnen sind. Was thut eine gewisse Sorte von Affichen weiter, als daß sie diesem Geiste in modernem Gewande Rechnung trägt? Die alten Hexengestalten sind ganz einfach von ihren kirchlichen gotischen Portalen niedergestiegen, sind zur Modistin, zur Kleidermacherin gegangen, sich umzuziehen; sie tragen Hüte mit Federn und vielknöpfige Handschuhe, zierliches Schuhwerk und fein gewirkte Strümpfchen, wie das Mittelalter sie nicht kannte. So modern herausgeputzt sind sie in das Plakat hineingeschlüpft und zeigen, daß die Urmutter Eva durchaus nicht immer nur als Miterfinderin des ersten Kostüms aufzutreten brauche. Zieht man aber einen durch keinerlei Vorurteil getrübten Vergleich zwischen den schon citierten alten, an Kunstwerken sich vorfindenden Anstößigkeiten, zumal den mittelalterlichen, und einer gewissen Sorte des heutigen Plakates, so wird man zugestehen müssen, daß jene alten Phantastereien denn doch durchschnittlich etwas Bestialisches, künstlerische Schamlosigkeit aufgewendet für tierische Schamlosigkeit, an sich tragen, während diese Seite mancher heutigen Affichen ein Kapitel jener socialen Frage bildet, über die noch keine moderne Gesetzgebung zu entscheiden vermochte. Wie aber die Repräsentantinnen der berührten socialen Frage sich überall in den Vordergrund zu setzen wissen, so thun es die Plakate, die ihnen gleichzustellen sind. Danach allein aber die Plakatkunst bemessen wollen, hieße den Stand der modernen Kultur mit all ihren gewaltigen Errungenschaften nach jenen Auswüchsen beurteilen, die allem Anschein nach nun einmal unzertrennlich sind vom menschlichen Leben, zumal wo seine Entwickelung eine vielseitige, anstrengende, großartige ist. Daß es aber auch ohne diese Zuthaten geht, zeigt der eben erwähnte Steinlen, der seinen Plakaten einen großartigen künstlerischen Stempel aufzudrücken vermochte, ohne je auch nur andeutungsweise die Welt des anständigen Ausdruckes zu verlassen.

Nicht in geringerem Maßstabe, wenn auch in Bezug auf die Ausdrucksmittel und die Art der Darstellung total anders, hat dies Eugène Grasset gethan, einer der genialsten in Paris lebenden Künstler, dessen hohes Verdienst es ist, durch unzählige vortreffliche Werke bewiesen zu haben, daß, entgegen dem gegenwärtig noch herrschenden Übergewicht der Staffeleimalerei, die Sprache der Kunst sich auch anders zu dokumentieren vermöge. Er ist Urheber jenes durch die Mannigfaltigkeit der Erscheinung ebenso wie durch die Neuheit im Wesen der illustrativen Anordnung eigenartigen Buches Les quatre fils d'Aymon, dessen technische Herstellung nicht ohne den allerwesentlichsten Einfluß auf die Entwickelung der farbigen Buchausstattung und auch auf die Entwickelung des Plakates

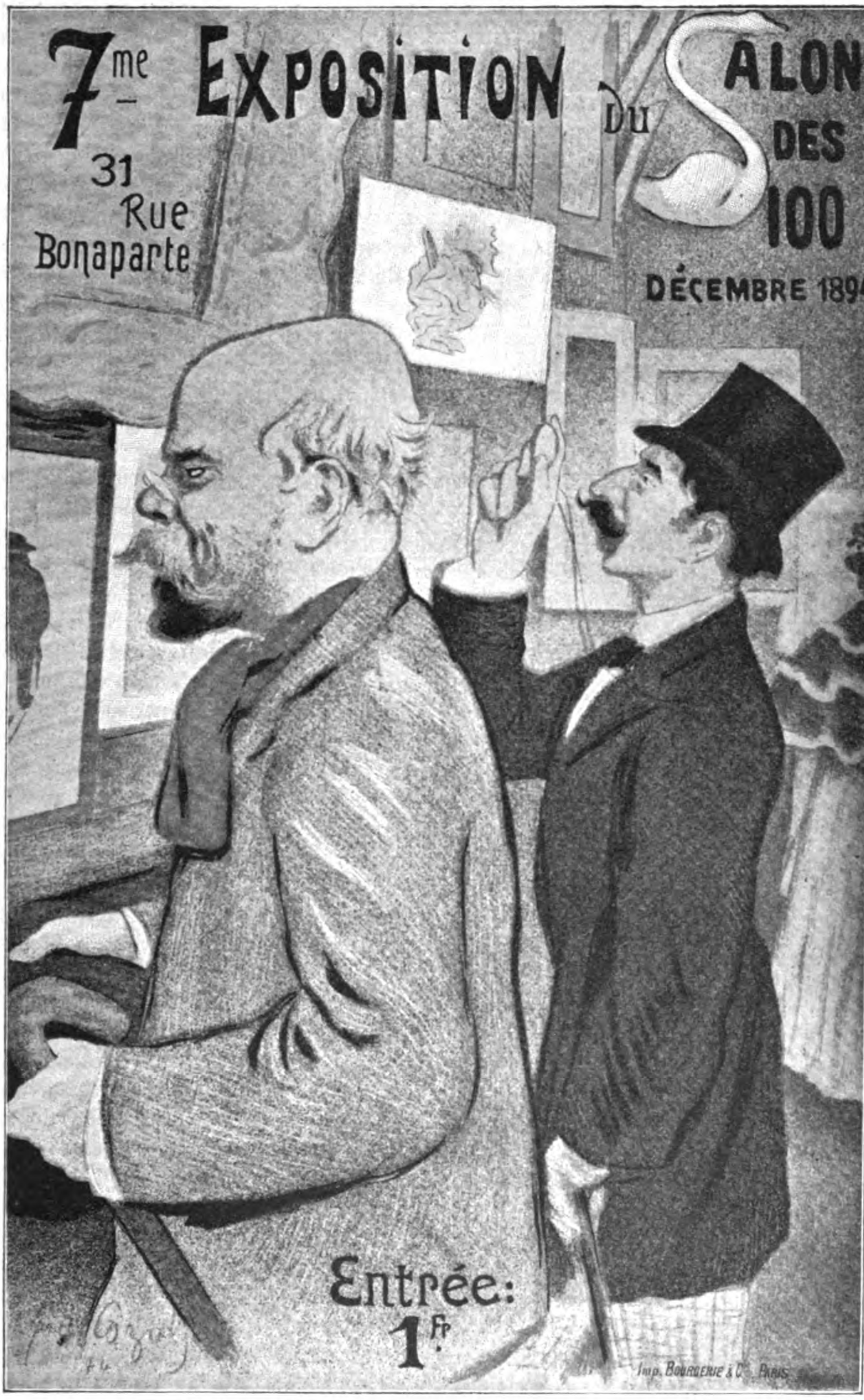


Georges de Feure (Paris): Plakat für den »Salon des Cent«.

geblieben ist. Grasset, ein geborener Schweizer, unterscheidet sich nun freilich von den zuvor als Plakatzeichnern Genannten ganz wesentlich. Er ist, wie Chéret, wie Toulouse-Lautrec, wie Steinlen eine individuelle Erscheinung, deren Art nichts gemein hat mit akademischen Anschauungen, aber seine ganze Ausdrucksweise unterscheidet sich principiell von derjenigen der Vorgenannten. Autodidakt wie er ist, hat er sich auch

auf dem Boden der Plakatzeichnerei eine ganz eigene Stellung geschaffen, die jedenfalls nicht zum kleinsten Teile darauf zurückzuführen ist, daß er im Reiche der dekorativen Künste kaum ein Gebiet nicht und nicht stets mit durchaus künstlerisch feinem Empfinden berührt hat. Nicht nur seine wissenschaftlichen Studien (von denen er in den Haimonskindern und in anderen Werken Proben schlagendster Art giebt), sondern auch seine künstlerischen haben ihn, der ein durchaus moderner Mensch ist,* mit dem Besten, was aus der Vergangenheit auf uns gekommen ist, bekannt gemacht und ihn weitab von aller Einseitigkeit auf den richtigen Weg des eigenen Schaffens gebracht. Er ist in seinen Plakaten nicht so sehr auf den Effekt, als auf die künstlerische Durchbildung des Ganzen ebenso wie des Details bedacht. Würde man z. B. ein Plakat von Grasset, das beste sogar, neben einen Chéret hängen, so würde das letztere hinsichtlich der Wirksamkeit unbedingt den Sieg davon tragen, während Grasset, handelt es sich um die fein gedachte und durchgearbeitete Lösung einer Aufgabe, Chéret jedesmal schlagen würde. Grassets Plakate tragen nicht so sehr den Stempel des bunten Papiers, das heute angeschlagen und morgen mit etwas anderem überkleistert wird, vielmehr wirken sie gleich wohlüberlegten Mauermalereien. Chérets Art wirkt wie ein Mohnfeld, wo rote, weiße, purpurn gefleckte Blütenköpfe in buntem Wirrwarr mit großen Büscheln von Korn- oder anderen starkfarbigen Blumen abwechseln; Grasset hat in seinen Affichen vielleicht mehr etwas von farbigen Kirchenfenstern. Er ist farbig, aber nicht bunt, vor allem bewegt er sich betreffs seiner Farbengebung nie in ungebrochenen Tönen. Er wendet kein reines Rot, Blau, Gelb, Grün an, vielmehr sucht er gleich den japanischen Künstlern irgend welchen feinen Klang zwischen ein paar nicht allzu heftigen Farben herzustellen. Darauf beruht z. B. die große Anziehungskraft seiner Panneaux décoratifs. Hauptsächlich aber ist sein Augenmerk auf gute, strenge Zeichnung gerichtet. Ebensowenig wie er die „Wunder des Cancan“ in seiner ernsten Kunst unterzubringen versucht, ebenso ist ihm die saloppe Zeichnerei mancher der malerischen Schilderer dieser Dinge fremd. Er ist, wenn auch in vielen seiner Arbeiten ein gelassen heiterer Ton durchgeht, doch niemals ausgelassen im Sinne des Pariser Lebens und Treibens, lebt er doch selbst, der Mensch von geradezu ungeheuerlichem Wissen und Können, wie ein Einsiedler draußen in der Rue Arago, in der Nähe des Observatoriums, in der Nähe stiller Klostermauern, über die herüber ihm der Glockengruß der Andachtsstunden in ein Atelier klingt, wo wahre Schätze an Entwürfen und ausgeführten Arbeiten aufgespeichert sind. Trifft sich in diesem Atelier nun auch nicht tout Paris (der Meister würde schwerlich solchem Besuche die Thür öffnen), so weiß doch tout Paris, seitdem Grasset die wiederholt ausgeschriebene und trotz starker Beteiligung seitens namhafter Künstler stets resultatlos verlaufene staatliche Konkurrenz zur Erreichung einer künstlerischen Briefmarke gewann, seitdem ihm ferner ein frei zusammengetretenes Konsortium von kapitalkräftigen Kunstindustriellen an die Spitze einer mächtig durch den Einfluß ihrer Werke gewinnenden Bewegung zwecks Reorganisation des kunstgewerblichen Unterrichts gestellt hat, seitdem er mit seinen nicht bloß theoretisch ausgesprochenen Anschauungen eine durchschlagende Wirkung erzielt hat, — daß er eine jener Kräfte sei, auf die ganz Frankreich mit Stolz hinweist. In ihm liegt, wenn überhaupt in einem der Pariser Künstler, das Zeug, die Kunst in ein neues, gesundes Fahrwasser zu bringen und mit der Gespreiztheit derer, die sich durch einen glücklichen Wurf unter die Olympier versetzt glauben, durch den Widerspruch des positiven Könnens gegen die Phrase gründlich aufzuräumen. Es sei hier nichts gesagt von den wundervollen Kalendern beispielsweise, die Grasset schuf und die in ihrer Art auch den Zweck des Plakates verfolgen dadurch, daß sie die Firma, welche diese wundervollen Blätter zu Neujahr an ihre Kunden verschenkt, immer wieder ins Gedächtnis zurückruft. Wir wollen bloß ein Wort über die

* Ein von den Schülern Grassets, unter seiner Leitung herausgegebenes Werk „La plante et son application ornementale“, zu dem der Meister ein außerordentlich geistreiches Vorwort schrieb, legt für das moderne Denken des Künstlers, abgesehen von unzähligen anderen Arbeiten, die er schuf und schafft, den vollgültigsten Beweis ab.



A. F. Cazals (Paris): Plakat für den »Salon des Cent«.

eigentlichen Plakate sagen, z. B. über die Jeanne d'Arc, ein Plakat, das die berühmte Schauspielerin Sarah Bernhardt in dreiviertel Lebensgröße, volle Figur (s. Abbild.

S. 200) giebt und punkto Noblesse der Erscheinung nicht weniger als die famose Anzeige der Fêtes de Paris (s. Abbild. S. 199) zum Besten gehört, was die französische Plakatkunst aufzuweisen hat. Im Plakate für die 1893er Weltausstellung zu Madrid, in dem reizenden Plakate ferner für L'encre Marquet, in dem für die Grafton-Galerie in London und für den Salon des Cent, wie in manch anderen, vor allem auch in den bereits einmal erwähnten Panneaux décoratifs, ist japanischer Einfluß in glücklichster Weise europäischer Ausdrucksart angeschlossen, dabei aber doch wieder, wie wenn es sich um farbige Scheiben handelte, die Wirkung verschiedener nebeneinander hingesetzter Farbflecken zum Princip gemacht. Eine ungemein reizvolle Affiche, in der das moderne Damenkostüm in feiner Weise seine Verwendung gefunden hat, ist die für das Odeon-Theater, während bei einer anderen, die Herausgabe eines Werkes über das Zeitalter der Romantiker betreffenden, das Äußere der Dame (s. Abbild. S. 201) dem Stoffe des Buches angepaßt ist und durch die überaus decente Farbengebung — Schwarzdruck auf leicht graugrünem Papier, die Architektur im Hintergrunde rötlich — einen Reiz feinster Art in sich trägt. Andere Plakate, z. B. jenes der Place Clichy (orientalischer Bazar), zeigen den Künstler wieder von einer ganz anderen Seite. Was ihn so vielen seines Faches gegenüber hochstellt, ist die Mannigfaltigkeit seiner künstlerischen Äußerung. Ein Chéret ist auf tausend Schritt ebenso wie ein Toulouse-Lautrec zu erkennen, weil ihre Bahnen immer die gleichen sind. Grasset dagegen verfügt über unzählige Ausdrucksweisen und weiß stets seinem Thema auch den rechten Stil anzupassen. Daß er Nachahmer genug gefunden hat, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Fein als Kolorist, oft bis zur Raffiniertheit in der Wahl seiner zarten Farbenkontraste gehend, freilich weit weniger männlich als Grasset ist M. Mucha, ein geborener Ungar, der sich in neuerer Zeit durch farbige Illustrationen zu dem Prachtwerke La Princesse Ilsée einen Namen erworben hat und gegenwärtig mit einer Gesamtausstellung seiner Werke Paris von sich reden macht. Seine Gismonda, Sarah Bernhardt im Kostüm des letzten Aktes des Stückes von Sardou (s. Abbild. S. 279), ist eine Prachtleistung von einem Plakat, ausgestattet mit allen Feinheiten des lithographischen Farbendruckes. Die Figur trägt über einem blaßblauen, reich mit Hellrot gestickten Rocke einen breiten, goldstrotzenden Brokatüberwurf. Das Haar ist rötlich, der den Kopf bedeckende Kranz lila. Der architektonische Hintergrund zeigt reiche musivische Ornamentik, alles klingt vortrefflich zusammen; als zeichnerische Erscheinung hat die Figur etwas äußerst Feines. Noch delikater in der ganzen Wirkung ist seine Dame aux Camélias, bei der in der Hauptsache die Stimmung auf Violett und Silber hinausgeht, nicht weniger gut sein Lorenzaccio (Schauspiel von Alfred de Musset, Hauptrolle Sarah Bernhardt), dessen schlanke, ganz in Violett mit Goldbrokat gekleidete Figur etwas äußerst Vornehmes hat. Sehr fein ist auch sein Plakat für den Salon des Cent 1895, verschiedene sehr große Wandkalender und anderes. So vortrefflich nun auch diese Arbeiten in ihren künstlerischen Qualitäten sind, dem, was das eigentliche Plakat sein muß, entsprechen sie nicht, gerade infolge ihrer Feinheit, die sich oft bis zum Weibischen steigert. Als Zimmerdekoration oder überhaupt im geschlossenen Raume wirken sie gewiß vortrefflich, im Freien schon auf eine Entfernung von wenigen Metern gar nicht mehr. Freilicht verlangt kräftige Kontraste. Ganz verwandt verhält es sich mit dem an und für sich außerordentlich schönen und geschmackvoll komponierten, pompös ausgestatteten Plakate von Orazi zur »Theodora« von Sardou, welches bekanntermaßen der französischen Tragödin Sarah Bernhardt „auf den Leib geschrieben“ ist. Die byzantinische, mit Goldmosaik reichlich gezierte Architektur, die figurale Erscheinung der Hauptscene, wo Theodora in prächtigem Gewande neben dem sitzenden Justinian steht, alles das ist bis ins kleinste Detail sorgsam und mit feinem Geschmack durchdacht und ausgeführt, als Panneau décoratif vorzüglich, als Plakat nur in der Nähe wirkungsvoll. Gleiches ließe sich von des nämlichen Künstlers Thais (lyrisches Schauspiel von J. Gallet, Musik von J. Massenet) sagen, wogegen eine andere Arbeit, der

Oper Aben Hamet von Théodore Dubois gewidmet, durch die Einfachheit in der Anordnung der Farbe sowohl als der Zeichnung ihrem Zwecke vollständig gerecht wird.

Erscheinungen ganz eigener Art sind, entsprechend den Principien der Künstlergemeinde, welche die Darstellung alles Realen perhorresziert, die Plakate der Rosenkreuzler (Rose + Croix), deren jährliche Ausstellungen neben viel Sonderbarem auch des Interessanten, wirklich tief Empfundenen mancherlei boten, über das sich mit leicht hingeworfener Spöttelei nicht so ohne weiteres hinweg gehen ließ; zählten doch anfänglich Leute von der Bedeutung eines Aman Jean und andere zu den Beteiligten. Er hat das Plakat zu der Ausstellung 1893 (Beatrix an der Hand eines Engels entschwebend) gezeichnet, während Carlos Schwabe dasjenige für 1892 (ein paar ätherische Frauengestalten, über eine mit Rosen und Lilien bestandene Treppe emporschwebend), Gabriel Albinet jenes für 1894 (Joseph von Arimathia in der Gestalt Leonardo da Vincis als erster Großmeister des Graals und Hugue des Paiens in der Gestalt Dantes als erster Meister des Tempels, alles in zarter Farbe gehalten und auf rosa Papier gedruckt) zeichnete. Von Carlos Schwabe rührt übrigens ein weiteres durchaus eigenartiges Plakat her; es betrifft die Herausgabe der Werke von Guillaume Lekeu.

Zu den Zeichnern des Plakates, ich möchte sagen „im edlen Sinne“, gegenüber den Verherrlichern des etwas frivol angehauchten Lebensgenusses, zählt unter anderen auch der in allen seinen Arbeiten fein abwiegende Olivier Merson. Das bekannteste seiner



Viktor Mignot (Belgien): Plakat für ein Vergnügungslokal (87×62).

Blätter ist das streng schöne für die Société Française des Amis des Arts, Ausstellung von 1894; Mauron, dem man eine ganze Reihe tüchtiger Arbeiten auf diesem Gebiete verdankt, hat es lithographiert. Gelegentlich der Exposition du théâtre sah man ein sehr schönes Plakat von Lucas. Was Puvis de Chavannes, dieser Meister des großen Stiles in der Wandmalerei, an Plakaten — Centennaire de la lithographie z. B. — geschaffen, verrät von den bedeutenden künstlerischen Eigenschaften dieses einzig Dastehenden sehr wenig. Es ist beinahe langweilig, wogegen die umfangreichen dekorativen Ar-

beiten von Moreau-Nelaton bei all ihrer Einfachheit ansprechend wirken. Rochegrosse (L'Anarchie), Raffaelli (Le Chemineau), Caran d'Ache, der überaus geistreiche Zeichner des Figaro (Exposition Russe und anderes), Besnard, Duez, Boutet de Monvel (s. Abbild. S. 208), lauter Namen von gutem Klange im Bereiche der französischen Kunst, stehen im Zusammenhange mit der Entwickelung der Plakatierkunst. Das sind eben bewegliche Geister, die nach einem gut gemalten Bilde nicht der Vorstellung verfallen, als seien sie nun schon für immer der Bezeichnung als „bedeutende Männer" versichert. Neben ihnen figurieren Künstler, deren Ruhm noch keine allzu hohen Wogen geworfen, sie aber der eigenen Meinung nach doch schon zu den Unsterblichen versetzt hat, und zahllos sind endlich jene, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdienen, die Antipoden des talent primesautier, die langsamen, selbstquälerischen, die wenig begabten; von beiden Arten giebt es unter den soi-disant „Künstlern" erschreckend viele. Sollen noch einige Namen genannt werden, welche unter guten oder wenigstens erfreulichen Resultaten zu lesen sind, so mag es geschehen. Da wäre der Belgier Meunier (vorzugsweise leichtes Genre), Lunel, Ibels, Jossot, Régamey, Bouisset (s. Abbild. S. 213: Chocolat Menier), de Feure (s. Abbild. S. 283: Salon des Cent 1895), Bac (hat unter anderen auch Yvette Guilbert verherrlicht in dem Seite 277 wiedergegebenen Plakate der Scala), A. F. Cazals (s. Abbild. S. 285: Salon des Cent 1894), Faria (hauptsächlich Café-Concerts), Abéline, Gerbault (köstliche Affiche für die Chocolat Charpentier), Pal (reizendes Plakat: Miss May Belfort), Rivière (sehr gutes Plakat von ihm für Fragerolles Enfant prodigue), Misti, Réalier-Dumas (von ihm die auch in Deutschland äußerst bekannte Affiche der Zeitschrift Paris-Mode), Anquetin (vorzügliche Affiche für die Zeitschrift Le Rire), Guérard (Exposition au théâtre d'application), Burret und andere.

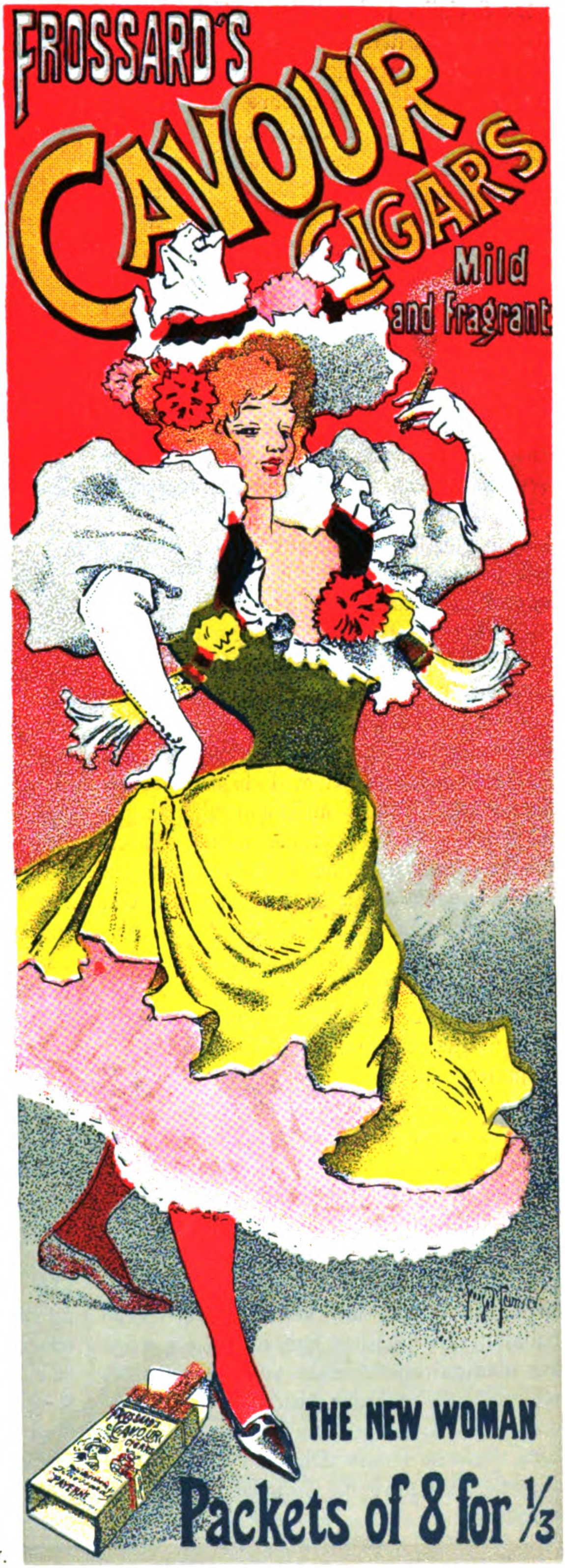
Auf die landschaftliche Affiche näher einzugehen, ist nicht nötig. Sie hat viel leidlich gute, keinerlei außerordentliche Leistungen aufzuweisen, obschon gerade in diesem Genre durch das sonst so sehr im Schwang befindliche Wort vom „Dreiklang" (wer das Wort in Bezug auf Malerei erfunden, weiß ich nicht. Es sprechen auch Leute davon, die sonst thun, als könnten sie nicht bis drei zählen) doch sicher etwas zu erreichen wäre. Unter Anwendung des „Dreiklanges", der ungezählte Zusammenstellungen erlaubt, braucht's ja gar keine volle Palette, gerade in der Einfachheit zeigt sich der Meister.

Die Plakatkunst, von Frankreich ausgehend, hat natürlich mancherorts jenseit der französischen Grenze Dinge gezeitigt, die sich so zu sagen durch nichts von den Produkten des Ursprungslandes unterscheiden. Das trifft z. B. bei einer großen Reihe belgischer Affichen zu. Viktor Mignot, von dem u. a. ein famoses Blatt Kermesse de Bruxelles herrührt, unterscheidet sich in der reizenden Affiche Le Cénacle (s. Abbild. S. 287) durch gar nichts von den parallel laufenden französischen Arbeiten. Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß in Belgien eine eigentliche Bewegung auf diesem Gebiete erst seit 1895 zu konstatieren, eine volle Entwickelung noch zu erwarten ist. Immerhin giebt es schon jetzt eine ganze Reihe tüchtiger Künstler zu nennen. So Armand Rassenfosse, dessen Affiche für die Ausstellung der Künstlervereinigung »Als ik Kan« nicht weniger originell war als seine übrigen Arbeiten; weiter de Berchmans (einfach, aber sehr gutes Blatt für Amer Mauguin, in wenigen, flächig behandelten Farben gehalten), Ch. Caty (Exposition Triennale 1896 zu Mons), Donnay (einfaches, geschmackvolles Blatt für Vereinigung belgischer Photographen), Privat-Livemont (Absynthe Robette), E. Toussaint (Le Sillon), M. Stéphane (Sadi Alardin, Antiquitätenhandel), E. Fabry (Pour l'Art), van Rysselberghe, der geistreiche Illustrator von Verhaerens Gedichten (La libre Esthétique u. a.), Privat-Livemont (Ausstellung des Cercle Artistique 1895), Ottevaere (Ausstellung der Gesellschaft Pour l'Art), M. Khnopff (Ausstellung der XX), Combaz (Kunstausstellung), Meunier (eine ganze Reihe bedeutender Arbeiten; s. Abbild. S. 289), M. Mellery (Affiche für die Advokaten-Gesellschaft in Brüssel, strenges, schönes Blatt), Hannotiau (Ausstellung der Gesellschaft Pour l'Art). Im großen ganzen

spielt, wenn auch die Tugend in Belgien nicht gerade ihre ausschließliche Heimat hat, doch die Pikanterie in den Affichen nicht eine so große Rolle wie in Frankreich, trotzdem auch der bekannte Félicien Rops zu den belgischen Plakatzeichnern zählt.

In Holland scheint die Sache erst in Gang kommen zu wollen. Gelegentlich der sehr umfangreichen Plakat-Ausstellung zu Rheims im November 1896,* die, unter dem Protektorat von Puvis de Chavannes** stehend, über 1600 Nummern zählte und dennoch kein volles Bild bot, weil alles ausgesprochen Frivole von vornherein ausgeschlossen war, enthielt auch eine Reihe holländischer Plakate, unter denen nur zwei auffielen, Th. Huytemas Ankündigung der Zeitschrift „De Kroniek“ und Thorn Prikkers Revue bimestrielle pour l'Art appliqué, ein Blatt, des symbolischer Inhalt (von einem Kruzifixus sieht man nur Torso und Arm, Graudruck auf weiß) außer dem Autor wohl den meisten unverständlich geblieben ist. Eine Arbeit des bekannten Landschafters Mesdag hatte alle guten und schlimmen Eigentümlichkeiten dieses, wie sehr viele seiner Landsleute, innerhalb eines sehr engen Rahmens tüchtigen Künstlers.

Von spanischen Affichen sind



Georges Meunier (Belgien): Plakat für „Cavour-Cigarren“.

* Es war eine der umfangreichsten, die bis jetzt stattfanden. Der Katalog giebt in ausführlicher Weise alles Einschlägige und darf als einer der vollständigsten bezeichnet werden.

** Puvis de Chavannes hat im Vereine mit Gleichgesinnten in Paris den Versuch gemacht, durch Ausstellung ernster künstlerischer Plakate dem oft leichtlebigen (um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen) Zeug entgegenzutreten, also gleichsam einen künstlerischen Tugendbund zu schließen. Das wird ungefähr die gleiche Wirkung haben wie die Ermahnung eines hohen Herren an einen früheren Kunstausstellungs-Präsidenten in München: „Nun wär's aber an der Zeit, daß Sie einmal mit dieser Freilichtmalerei in München aufräumten,“ als ob mit großen, starken, natürlichen Strömungen nur so ohne weiteres „aufgeräumt“ werden könnte.

dem Verfasser dieser Zeilen lediglich die riesig großen Stierkampfanzeigen bekannt, die bis vor wenigen Jahren zumeist das Bildnis irgend eines Matadors oder eine in Schwarz gedruckte Scene aus der Plaza de toros zeigten. Neuerdings sollen wahre Kunststücke von Farbendruck hergestellt werden. Anzunehmen ist, daß bei dem stark ausgeprägten Farbensinn der spanischen Maler, deren bis aufs äußerste durchgeführte, oft sehr süßliche Figurenbilder alljährlich auf den größeren Kunstausstellungen Europas zu sehen und ein gut gehender Kunsthandelsartikel geworden sind, auch die Maueranschläge der farbigen Kraft nicht entbehren, und daß sie ferner, wie dies auch den Bildern nachgesagt werden muß, gut gezeichnet sind. Hiatt bestätigt dies, fügt aber auch hinzu, daß der Sinn für große Wirkung fast überall fehle, obschon eine Masse von reizvollem Detail vorhanden sei.

Italien hat einige Affichen von Wert aufzuweisen, doch ist deren Zahl, vergleicht man die französische, englische oder amerikanische Produktivität damit, nicht groß. In den meisten Fällen ist die Verwendung der Farbe eine äußerst reiche, d. h. man wendet häufig sechs, sieben, auch acht Platten an, während, wie schon früher gesagt, Chéret sich neuestens auf drei beschränkt und mit ihm eine große Reihe anderer Künstler. Ein die 1894er Ausstellung in Venedig ankündigendes Plakat — der Name des Künstlers fand sich darauf nicht vor — schien unmittelbar unter dem Einflusse Tiepolos entstanden zu sein. Göttinnen und andere weibliche Gestalten in den bekannten Verkürzungen schwebten da in der Luft ob der Lagunenstadt, eine geschickte Nachempfindung, aber kein Plakat. Ungefähr das Nämliche ließe sich von einem äußerst farbenprächtigen Blatte sagen, das einer Ausstellung in Palermo galt. Verschiedene in Mailand bei Armanini gedruckte Anzeigen mit landschaftlichen Bildern, die überall auf den größeren Eisenbahnstationen zu sehen sind, führen die Reize der oberitalienischen Seen vor, tragen aber, wie fast alle Arbeiten dieser Art, den gleichen Nachteil: sie geben nicht ein wirksames Bild, sondern immer gleich eine ganze Serie. Infolgedessen wird die Einzelheit klein, wirkungslos.

Deutschland und Österreich sind seit kurzem mit in die Bewegung eingetreten. Plakate aller Art gab es zwar schon lange, doch erinnerte die Mehrzahl derselben in keiner Weise daran, daß auch an dieser Aufgabe des Künstlers Vermögen im hellsten Licht sich zeigen könne. Wandert man in Berlin, Wien oder München an den langen Plankenwänden, die sich so vorzüglich zur Affichierung eignen, dahin, so fällt die Ungeschicklichkeit und Plumpheit der meisten Plakate zumeist weit mehr auf als irgend etwas anderes. Es mag dies zum Teil mit der falschen Voraussetzung außerordentlich vieler Maler zusammenhängen, daß alles, was nicht in Goldrahmen präsentiert werden kann, ein Herabsteigen von der erhabenen Würde des „Künstlers“ bedeute. Gleiches dokumentiert sich auch im Kunstgewerbe. Das wird anders werden. Alle Anzeichen dafür sind vorhanden. Eine junge Generation mit freiem Blick macht schon überall die Äußerung ihrer Kräfte geltend und wird, daran ist nicht zu zweifeln, auch auf dem Gebiete der Affichenkunst Gutes leisten. Da und dort werden Preisausschreiben für Lieferungen von guten Plakaten erlassen. Es sei nur an die zwei außerordentlich stark beschickten von Giesecke u. Devrient und von Grimme u. Hempel, beide in Leipzig, an die Konkurrenz für ein Plakat zur Arbeits- und Kraftmaschinenausstellung in München 1897 u. a. erinnert. Der Aufschwung kann nur durch Aufträge ins Leben treten, und wünschenswert wäre es in hohem Grade, daß diese Anschauung mehr und mehr Platz griffe.

Angeregt durch französische und englische Vorbilder, denen vielleicht hinsichtlich der direkten Anlehnung vorerst manchmal noch sehr große Konzessionen gemacht werden, beschäftigen sich eine große Reihe jüngerer Künstler mit dekorativen Entwürfen. Einen nicht zu unterschätzenden Einfluß hat im unterstützenden Sinne die in München vor etwas mehr als Jahresfrist ins Leben gerufene Zeitschrift „Die Jugend“. Schon der Umstand, daß diese, amerikanischen Vorbildern folgend, bei jeder Wochennummer einen neuen Umschlag, ausgeführt in drei, höchstens vier Farben, bringt, wirkt ungemein anregend und führt durch die damit zu-



William Bradley (England-Amerika): Plakat für die Erzählung »**When Hearts are trumps**« (in »**Harper's Monthly**«).

sammenhängenden Aufträge manche Kraft ihrer weiteren Entwickelung zu. Reizend ist übrigens ein diese Zeitschrift betreffendes, von M. Zumbusch in München gezeichnetes Plakat: zwei junge, hübsche Mädchenfiguren, die einen widerstrebenden Alten an beiden Armen gefaßt haben und mit sich fortreißen. Originell und seinem Zweck entsprechend ist des weiteren die Ankündigung des „Simplicissimus", eine weibliche Figur in modernem, rotem Gewande, die, vom Teufel um die Hüfte gepackt, mit diesem lustig davontanzt. Der Autor ist T. T. Heine in München.*

Den Anstoß für eine große Reihe deutscher Plakate gaben bisher Ausstellungen,

* Während der Drucklegung dieses Aufsatzes trat in München die Jury zur Beurteilung der Entwürfe für das Plakat der Arbeits- und Kraftmaschinen-Ausstellung zusammen. Die daran geknüpften Hoffnungen sind nicht in Erfüllung gegangen, denn die weitaus größte Mehrzahl der eingelaufenen Entwürfe verdiente die Bezeichnung: „Jämmerliches Machwerk." Es dokumentiert sich in der weitaus größeren Zahl der Zeichnungen ein durchgehender Mangel an positivem handwerklichem Können, der geradezu erschreckend wirkt. Die Schuld

hauptsächlich Kunstausstellungen. Leider läßt sich von den wenigsten der diesbezüglichen Arbeiten in Bezug auf ihren künstlerischen Wert viel Gutes sagen. An manchem Unerfreulichen mag die vielerorts beliebte Herstellung des Plakates durch mechanische Reproduktionsverfahren liegen. Der Künstler macht den Entwurf und ist dann mit seiner Arbeit fertig, statt nun erst recht sich um die praktische Entwickelung der Sache zu bekümmern und sich mit den technischen Erfordernissen bekannt zu machen. Ohne genauen Einblick in diese ist gerade so wie beim Kunstgewerbe ein thatsächlicher Fortschritt zur Selbständigwerdung nicht denkbar. In Frankreich überwacht der Künstler die Ausführung des Plakates bis zum Schlusse und hat auf diese Weise weit mehr die Mittel in der Hand, seinen persönlichen Neigungen gerecht zu werden. Übrigens liegt es nicht daran allein, daß die Plakatkunst in Deutschland bis zur Stunde nicht den Rang wie anderswo einnimmt. Es liegt auch an den Künstlern selbst, zumal da, wo in durchaus unrichtiger Würdigung der Sache z. B. auf deutsche Muster des sechzehnten Jahrhunderts zurückgegriffen wird. Jene Zeit hatte ihren Stil und ihre Hilfsmittel. Wir leben in einer anderen Zeit und haben mit ganz anderen Faktoren zu rechnen. Aus solch falscher Auffassung erklärt es sich, warum jene großzügige Einfachheit sehr oft fehlt, die allein in diesem Fall zum Ziele führt. Die Übersetzung der harten, kantigen Art alter Holzschnitte oder Kupferstiche (die außer etwa bei der „Ehrenpforte“ oder dem „Triumphwagen für Kaiser Max“ selten großes Format erreichten) auf metergroße Flächen, die Nachahmung des Stichelstriches in zwanzigfacher Vergrößerung, andererseits aber auch das gedankenlose, billige Anbringen von langweiligen allegorischen Figuren mit endlosem Plunder von Beiwerk, all das ist nicht Sache des Plakates. Ebensowenig aber die Ausführung des farbigen Entwurfes mit acht, zehn oder noch mehr farbigen Platten, die das Ganze wesentlich verteuern und der kräftigen Wirkung auf Entfernung durchaus entgegenwirken. Es wird da vielfach der nämliche Fehler gemacht wie bei Mauer- resp. Freskobildern, die statt in großen, einfach angeordneten Massen, mit Aufwand geringer Farbmittel (so wie es die mittelalterlichen Künstler und ein Teil der Renaissancisten machten) gehalten, darauf hinausgehen, wie Staffeleibilder zu wirken, womöglich stoffliche Erscheinung, statt große Massen zu bieten, jeden Knopf, jedes Blümchen, jede Haarlocke und Gewandfalte peinlich durchgeführt zu geben. Damit wird dem Zwecke mehr geschadet als genützt, denn das Verbohren in Kleinigkeiten, wo es sich um große Dinge handelt, ist nur schädlich; wahre Kunst war von jeher einfach. Die dekorative Kunst vollends verlangt absolute Einfachheit, soll sie die rechte Wirkung erzielen. Die Nachwirkung der schon nahezu unerträglich gewordenen Nachahmung alter Muster, die im deutschen Kunstgewerbe zu dessen eigenem Nachteil noch immer stark fühlbar ist, beherrscht, wie schon berührt, bisher zum großen Teil auch das Plakat. Erscheinungen wie die äußerst reizvolle Ankündigung des „Pan“ von Joseph Sattler blieben bisher vereinzelt. Er hat glücklicherweise an das Schlagwort keine allgemeine Auferweckung der klassischen Welt geknüpft, die sonst, zumal bei einer ganzen Reihe von Münchener Plakaten, eine große Rolle spielt, obwohl der Klassicismus sonst sich keines besonderen Ansehens erfreut. Vielleicht erhofften manche von ihm die „monumentale Wirkung“, welche freilich in den meisten Fällen sich nur bis zum Grade einer wahrhaft monumentalen Langenweile erhebt.

Eine sehr gute Affiche für die „Ausstellung des sächsischen Handwerks und Kunst-

---

dafür ist einzig und allein der immer mehr in Mode kommenden künstlerischen „Schnell-Bleiche“ zuzuschreiben. Geht man die Reihen der sich selbst Künstler, resp. Künstlerinnen Nennenden durch, so findet man eine überaus große Zahl von Persönlichkeiten, die, nachdem die Lebenshoffnungen der Jugend sich nicht realisierten, nun in reiferen Jahren der „Kunst“ sich zuwenden, ohne auch nur im entferntesten das Zeug dazu zu haben. Es ist in vielen Fällen geradezu, als herrschte die Anschauung, mit dem künstlerischen Lernen sei's immer noch Zeit, wenn sonst alles übrige in die Brüche ging. Die praktischen Resultate dieser Anschauung bekommt man tagtäglich zu sehen und zwar en masse. Dagegen die Stimme laut zu erheben, ist wahrlich Pflicht eines jeden, der Kunstmalerei und Kunstschusterei nicht auf das gleiche Niveau stellt. — Bei der genannten Konkurrenz kam ein erster Preis überhaupt nicht in Betracht. Danach mag man sich eine Vorstellung davon bilden, wie die besseren Entwürfe aussahen. Die anderen — — o Gott — — — —



Dudley Hardy (England): Plakat für das Theaterstück »A Gaiety Girl«.

gewerbes in Dresden" zeichnete Otto Fischer. Mit wenigen, äußerst wirksamen Kontrasten hat er das erreicht, was zu einem „Schlager" notwendig ist. Man sieht die Elbe, hinten einen Teil von Alt-Dresden, ganz vorn, Halbfigur, eine weibliche Erscheinung im blauen Rock und großer weißer Haube, alles einfach und in jener Farbenskala gehalten, die dem Plakat als Norm dienen muß. Von einem anderen Dresdener Künstler, R. Müller, rührt eine äußerst wirsame Affiche für die Firma W. Hoffmann her; eine ebenfalls der Erwähnung werte schuf R. Ollies für die Hamburger Kunsthalle, Unger eine solche für „Estey-Orgeln". In Berlin hat Ludwig von Hoffmann, dessen Auffassung der bildlich farbigen Erscheinung etwas durchaus Nichtkonventionelles an sich trägt, vielverheißende Proben für Plakate gemacht. Von Curt Hermann,

der bis zur Stunde nicht herausgerückt ist, sind vielleicht künftig vollwertige Arbeiten zu erwarten.

Und München? Auf den Einfluß der Jugend, auf das sehr gute Plakat von Heine für den Simplicissimus wurde schon hingewiesen. Für die öffentlichen Bälle des Karnevals 1897 im Deutschen Theater hat Fräulein Hipp ein ganz gutes Plakat, das völlig die richtigen Grenzen innehielt, ausgeführt, Fräulein Kopetzky ein solches für die Weinachtsausstellung des Künstlerinnen-Vereins, Ludwig Raders eines für die Unternehmungen der Karnevalsgesellschaft. Was man sonst an illustrierten Bekanntmachungen der zahllosen Fastnachtsfreuden zu sehen bekam, war zum einen Teil geschmacklos, zum anderen geradezu abscheulich. Das gilt in nicht wenigen Fällen auch von den Plakaten der verschiedenen Panoramen. Eine vorzügliche Ausnahme hiervon bildet einzig das sehr schöne Plakat von Professor Bühlmann „Rom“: eine Marmorsäule, bekrönt von grünpatinierter Viktoria, in die hohe, hellflimmernde Luft aufragend, darunter ein Blick auf das alte Rom. Mancherlei originelle Arbeiten haben die von Zeit zu Zeit stattfindenden, immer durch einen Riesenaufwand von Geschicklichkeit und Witz sich auszeichnenden „Akademischen Kneipen“ zu Tage gefördert. So zeichnete und lithographierte vor ein paar Jahren Otto Greiner, der seither gerade durch seine lithographierten Blätter sich einen geschätzten Namen gemacht hat, ein Plakat für ein „Fest auf dem Meeresgrunde“, das in seiner phantastischen Komposition Schritt hielt mit dem in seiner Art geradezu außerordentlichen Feste und seinen tausenden eigenartiger Erscheinungen. Vom gleichen Autor rührt eine äußerst formvollendete Affiche für den „Klassischen Skulpturenschatz“ her. A. Jank, der für die Nürnberger Landesausstellung einen vortrefflichen, leider nicht zur Ausführung gekommenen Affichenentwurf lieferte, war Autor eines sehr guten Plakates für eine andere akademische Kneipe (1896) „Rendezvous in der Unterwelt“: eine männliche Figur im Narrenkleide zwingt den sich aufbäumenden Cerberus nieder.

Unter den Münchener Ausstellungsplakaten, die in Künstlerkreisen selbst mannigfach Veranlassung zu humorvollen Karikaturen gaben, ist gar vieles, wo man sich unwillkürlich fragen muß: Ist das alles, was München zu bieten hat? Daß an zweckentsprechenden Kräften nicht nur kein Mangel, sondern Überfluß da ist, hat jede Gelegenheit bewiesen, wo Witz und Humor in freier Weise zur Äußerung gelangten. Vielleicht ist der Stein des Anstoßes die schon einmal berührte Anschauung, daß es des „Künstlers“ unwürdig sei, sich mit „tieferstehenden Dingen“ offiziell zu beschäftigen. Das wäre vielleicht anders, wenn sich nicht jeder Pinselheld für eine Größe hielte. — Das bekannteste solcher Plakate ist das von Franz Stuck entworfene und während vieler Jahre für die Secessionsausstellungen in München (und sonst überall) immer wieder vorgeführte, das einen Pallaskopf, Profil, zeigt und — das ist bei solchen Arbeiten ein wesentlicher Vorteil — in der Anordnung der Schrift äußerst klar und geschmackvoll wirkt.

Mißlicher noch beinah als in Deutschland, sieht es mit der Entwickelung des künstlerischen Plakatwesens in Österreich aus, von der Schweiz gar nicht zu reden. Das höchst langweilige, bunte Ding, was die Reisenden aus aller Welt der Landesausstellung in Genf zuführen sollte, war eine Leistung, die man sich allenfalls vor zwanzig Jahren hätte gefallen lassen können. Es beweist übrigens, welcher Geschmack in den leitenden Kreisen vorhanden ist, trotzdem sich die Genfer doch sonst sehr gern mit Paris verglichen sehen.

Österreichs Hauptstadt hat in den Jahren ihrer Mauergürteldurchbrechung einen rapiden Aufschwung in allen künstlerischen Dingen genommen, des Nachwirkungen sich allerdings heute nicht mehr sehr fühlbar machen. Wien besaß in Hans Makart ein dekoratives Genie allerersten Ranges, dessen Kunst ganz dazu angethan gewesen wäre, den Erfordernissen des modernen Plakates, im üppig-leichten Sinne vielleicht am meisten, Genüge zu leisten. Mit seinem Tode scheint die Malerei in Wien den Elan verloren zu haben. So ist es denn kein Wunder, daß die langen Plankenwände der Alservorstadt und anderer Stadtteile zumeist Plakate aufweisen, vor denen man am liebsten Reißaus



M. Greiffenhagen (England): Plakat für die Zeitschrift »Illustrated Pall Mall Budget«.

nimmt. Es ist dies eine um so merkwürdigere Erscheinung, als man dem Wiener öffentlichen Leben einen gewissen eigenartigen Chic nicht absprechen kann, der sich freilich mehr in Toiletten dokumentiert als z. B. in den großen Lithographien der sogenannten Witzblätter, die zumeist matte Nachahmungen der zwar vielfach frechen, aber dabei witzprickelnden Pariser Litteratur paralleler Richtung sind. Vielleicht liegt in Wien der Grund auch darin, daß vor allem, auch heute noch, die Architektur unter den Künsten die führende Rolle spielt. Architekten und Plakatzeichner können sich aber nur verstehen, wenn sie beide Genies sind.

Unter den wenigen nennenswerten Ar-

beiten rangieren verschiedene von Schließmann, hauptsächlich für Karnevalsvergnügungen gezeichnet, doch fehlt ihnen bei allem innewohnenden Talent das, was die gute Affiche ausmacht, die gewisse breite Behandlung. Eine Affiche darf niemals einer Speisekarte gleichen, wo von allem ein Bissen gegeben wird. Die für die „Wiener Mode“ ausgegebene Affiche ist, da das Blatt eigentlich in Paris als französisches Original herauskommt, auch nicht wienerischen Ursprungs. Réalier-Dumas hat es gezeichnet und die halbe Welt mit dieser ziemlich langweiligen Frauenfigur beglückt, deren einziger Vorzug ihr anständiges Aussehen ist. Reizend, allerdings stark an englische Vorbilder, speciell an Walter Cranes tanzende Frauenfiguren erinnernd, war ein Plakat für öffentliche Bälle in den Blumensälen. Für diverse Gelegenheiten sind dagegen in Prag ein paar gute Affichen entstanden. Hynais ist übrigens auch vielleicht der hervorragendste, jetzt in Österreich lebende dekorativ-malerisch veranlagte Künstler. Von ihm rührte das etwas stark an französische Vorbilder klassicistischer Art erinnernde Plakat für eine Prager Jubiläumsausstellung, dann die hübsche Ankündigung für die slavisch-tschechische Ausstellung zu Prag im Jahre 1895 her; völlig an Typen à la Chéret erinnert das kokette Fräulein, das, eine Riesenpalette in der Linken, den Pinsel in der Rechten, ein verschmitztes Lächeln in den Zügen, einer Kunstausstellung als Heroldin dient, gezeichnet von M. Oliva. Einer anderen Veranlassung gleicher Art diente ein von Eugen Orlick ausgeführtes, einfaches und doch sehr wirksames zweifarbiges Plakat.

Über die künstlerische Bekanntmachung der ungarischen Millenniumsfeier etwas zu sagen, ist nicht nötig; sie war wirklich zu gering im Verhältnis zu dem Riesenradau, der für diese, die ungarische Welt in höchste Begeisterung versetzende Sache im Orient und Occident geschlagen wurde.

Ob in Rußland das künstlerische Affichenwesen bereits irgendwelche Resultate aufzuweisen hat, ist dem Autor unbekannt. Wesentlich anders als in den genannten Ländern ist die Sache in England, in Amerika gelagert.

England, dessen Künstlerwelt ebenso wie die der Vereinigten Staaten mit Paris in regem Wechselverkehr schon dadurch steht, daß sehr viele junge Kräfte nach dem alten Kulturcentrum an der Seine, für einige Zeit wenigstens, Studien halber sich wenden, bekam, wie schon früher bemerkt, Anregungen mannigfachster Art durch direkten Import, nachdem — es sei an die von Hiatt ausgesprochenen Worte erinnert — sich in England niemand um den künstlerischen Kern der Sache bekümmerte und die ins Große übersetzte Annonce mehr durch ihr Format als ihre Ausgestaltung auffiel. Diese Sorte von Anschlag mag alt sein, ja vielleicht gar so alt, wie Herr Penell sie schätzt, nämlich zurückreichend bis in die Zeit vor der Eroberung des Landes durch die Normannen. Gut. Sei das angenommen. Leider finden sich dafür keine nachweisbaren Spuren, wogegen das plötzliche Aufblühen dieses Kunstzweiges in Frankreich alsbald englische Gefolgschaft bekam, die allmählich durchdrang, trotzdem anfangs durchaus nicht der größere Teil des Publikums mit dem fremden Kinde sympathisierte. In England sagt der gewöhnliche Mensch, von anderen gar nicht zu reden, und wär's auch bloß pro forma, weit öfter »shocking«, als dem Franzosen, Damen inbegriffen, der Entrüstungsruf »choquant« entfährt, mithin war der Import drastischer Darstellungen eines Lebens à la Parisienne an und für sich schon Grund genug zur abweisenden Haltung. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß das englische Publikum gewisser Kreise nicht ebenso intensives Interesse am Cancan jeder Art hätte, und daß leichte Ware, aus Frankreich importiert, nicht Anklang fände unter einer Gesellschaft, deren bekanntester Lebemann der künftige König von England ist. Etwas anderes war es vielleicht, das dem englischen Wesen widerstrebte. Wenn John Bull witzig ist, klingt die Sache anders, als wenn der Franzose mit seinem Esprit brilliert. Vergleiche man nur z. B. die politischen Karikaturen des „Punch“ und jene des „Figaro“. Nun wendet sich das Plakat doch in erster Linie an die Menge. Es muß mithin eine der Menge verständliche Sprache sprechen, zumal in einem Lande, wo das Selbstbewußtsein zum Unterschiede von anderen Ländern ger-



William Carqueville (Amerika): Plakat für eine Nummer von Lippincotts Zeitschrift.

manischer Rasse so prononciert entwickelt ist wie in England.

Von Crane, Walker, Herkomer u. a. waren zwar schon Arbeiten, zwecks öffentlicher Bekanntmachung, gezeichnet worden, ehe Chérets Anregungen über den Kanal kamen, indes

waren das lauter Dinge, die, weil sie eben dem zugeknöpften englischen Wesen entsprachen, weiter keinen Staub aufwirbelten. Das thaten nun freilich bald die von einer Anzahl jüngerer Künstler im französischen Sinne geschaffenen Plakate. Dudley Hardy, der bereits früher genannt wurde, im Vereine mit dem oft in einer eigentümlichen Formensprache sich äußernden Aubrey Beardsley (bekannt durch seine äußerst phantastischen Illustrationen zu Oskar Wildes Salome, zu Le Morte Darthur, zu The Savoy, in denen eine beinahe in pathologischem Sinne berührende Sinnlichkeit sich geltend macht), der oft absichtlich manierierte William Bradley, J. Hean (Weirdsly Daubery), Maurice Greiffenhagen, Mac Donald, M. Raven-Hill, M. A. Raeburn, M. Burch, Graham Robertson, Mabel Dearmer, Brothers Beggarstaff, Anning Bell, Weirdsley, Daubery, C. D. Peppercorn, Léon V. Solon, M. Dickinson, Hyland Ellis, M. Hassal, M. Phil. May, A. Morrow, Dudley Heath, R. Mackintosh, Kerr. Lawson, M. Ch. Foulker, M. Jul. Price u. a. traten rasch nacheinander auf und warfen ihre meist sehr geschickt gemachten und zweckentsprechenden Arbeiten in die Öffentlichkeit. Zeitschriften von der geradezu unberechenbaren Bedeutung eines »Studio«* und »Artist« vermitteln fortwährend das Bekanntwerden dieser Arbeiten in den weitesten Kreisen, und so sieht man heute englische Künstler nicht nur an der Spitze der modernen Kunst überhaupt sowie als Begründer einer tief eingreifenden Bewegung im Kunstgewerbe, man sieht sie auch als tonangebende Meister der Plakatkunst auftreten. Die Abhängigkeit von Frankreich, klingt sie auch da und dort noch durch, hat doch, gerade wie in Kunst und Kunstgewerbe, meistenteils einem durchaus selbständigen Geiste den Platz einräumen müssen und so, wie die Engländer nicht ohne Stolz sagen dürfen: Unsere Kinderbilderbücher waren die besten, ehe man sich anderswo auf diesem Gebiete rührte, unsere Tapeten gehen heute in alle Welt hinaus als mustergültige Zeugen eines guten Geschmackes selbst in billigen Dingen, unsere gewobenen und bedruckten Stoffe haben ihren Absatz überall gefunden, weil sie nicht bloß Nachahmungen alter Muster bieten, unsere Malerei trägt trotz ihrer Gruppenbildungen ein nationales Gepräge, während sonst alle Welt, Paris nicht ausgenommen, die sichtliche Begierde, etwas Sensationelles in der Malerei zu schaffen, vor Augen führt, unsere Möbel haben selbst in Frankreich den Wunsch, mit konventionell Gewordenem zu brechen, in Thaten übersetzt, unsere künstlerische Buchausstattung ist bei aller Billigkeit die beste und gediegenste, die man sich denken kann, so kann auch gesagt werden: Wir haben den von Frankreich ausgegangenen Anstoß in der Plakatkunst nicht bloß aufgenommen, sondern auch in selbständiger Weise weiter entwickelt, ohne dabei in den Fehler zu verfallen, die Schattenseiten anderer zu prononcieren.

Plakate wie z. B. A Gaiety Girl (s. Abbild. S. 293), To-Day, St. Pauls, Cykling at Olympia, Abbots Phit-Essi, Court Theatre Liverpool und andere von Dudley Hardy, He rides at Hampden and has no fear von M. Burch, Ibsen's Brand von Dearmer, Bernhard Patridges Serpentintänzerin, A. R. Millars ausziehende Mönche, Max Cowpers Guitarrenspielerin, Raven Hills Pick me up und andere sind sicherlich Zeugen eines nicht kopfhängerischen Temperaments, aber es haftet ihnen nicht das zweifelhafte Odeur der Pariser Vergnügungslokale an; weitere wie Greiffenhagens Entwurf für die Illustrated Pall Mall Budget (s. Abbild. S. 295), Beggarstaff, Anzeige von Harper's Monthly Magazine, Lyceum Don Quichote oder Thomas Becket, Aubrey Beardsleys Publisher for Children Books, Pseudonym Library, When hearts are trumps, Avenue Theatre und andere, Anning Bells School of Architecture and applied arts at Liverpool, Bradleys The Masqueraders, Chicago Sunday Tribune, Serpentine dance, The Skirt dancer und andere, Ellis' The Gay Parisienne, Solons The Studio u. s. w. sind

* Wie sehr die Eigenart dieser Kunstzeitschrift sich Bahn gebrochen hat, geht aus dem einen Umstande hervor, daß sie gegenwärtig in Deutschland gegen 12000, in Frankreich cirka 20000 Abonnenten hat. Wieviele es in England sind, deren Interessen das Blatt im speciellen kultiviert, ist wohl kaum zu erraten. Es ist vorzüglich ausgestattet, äußerst billig und dabei in erster Linie der Arbeit unserer Zeit gewidmet.

lauter Leistungen, denen man zweckentsprechende Ausführung bei durchaus künstlerischer und decenter Haltung in keinem Punkte absprechen kann. Wie sehr die Macht der Anschauung übrigens zurückzuwirken im stande ist, sieht man an einigen Affichen, die Toulouse-Lautrec für England zeichnete. Er enthielt sich freiwillig oder unfreiwillig dessen, was seinen Pariser Plakaten den Stempel aufdrückt und ihre Betrachtung zuweilen als einen Genuß von zweifelhafter Güte erscheinen läßt. Spricht man von englischen Excentrics der Affiche, so ist darunter so zu sagen immer etwas anderes zu verstehen als bei den gleichnamigen Franzosen, wo das Alpha und das Omega immer heißt: la femme, la femme und noch einmal la femme. Daß es eine Plakatkunst geben könne, ohne daß dabei das ewig Weibliche stets seine Kapriolen schlägt, sieht man an Erscheinungen wie Grasset, Mucha, Merson und anderen Parisern, welche Ausnahmen bilden; weit stärker ist dieser Zug in der englischen Affichenkunst zu Tage getreten, ohne daß diese eingebüßt, an Lebenskraft oder an Originalität verloren hätte.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist das Plakat, die Reklame keine neue Sache, wenn auch die künstlerische Ausgestaltung desselben erst den letztvergangenen Jahren angehört. Die Mammoth-Posters, jene betreffs der Flächenmaße ins Ungeheuerliche gehenden papiernen Mauerdekorationen von oft mehr als zweifelhafter Güte, sind schon älteren Datums und amerikanischen Ursprungs. In Paris sind die neuerdings entstandenen 2,85 × 5,85 Meter großen Riesenplakate von Louis Marold und Habert Dys außerordentliche, erst der jüngst vergangenen Zeit angehörende Arbeiten, die wohl schwerlich Nachahmung finden. Bekannt ist dagegen, daß, als Buffalo Bill mit seinen Rothäuten nach Rom kam und alle Welt durch dessen Riesenaffichen davon erfuhr, die Römer außer sich waren vor Entzücken und Erstaunen über die von dem amerikanischen Impresario verbrauchten Papierflächen. „Die Wirkung der illustrierten Affiche,“ sagt La Forgue, der sich eingehend mit dem Thema beschäftigt hat, „ist in Amerika eine ungleich viel größere als in der Alten Welt. Jene zahllosen Gelegenheiten, Bilder zu sehen, wie das in europäischen Hauptstädten nicht bloß in Museen, sondern in hunderterlei Verkaufsläden* der Fall ist, fehlen da, und wären sie selbst vorhanden, man fände die Zeit nicht, sich mit diesen Dingen abzugeben, denn der Tag ist zum Arbeiten da. Das aber, woran man auf der Straße vorübergehen muß, zieht aller Blicke auf sich und wird beachtet. Der Boden ist mithin so günstig wie nur möglich.“

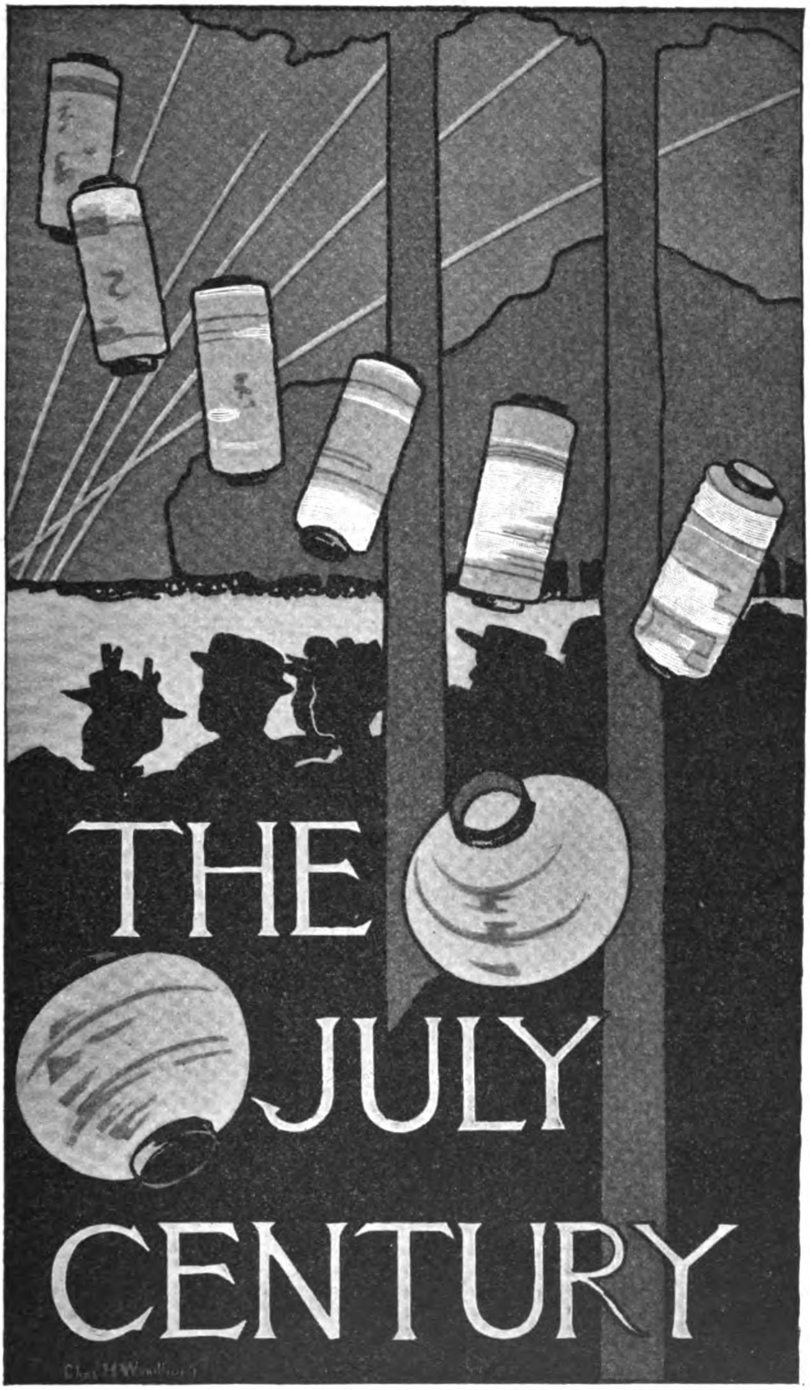
Wie in Malerei und Skulptur Nordamerika — von diesem kann allein die Rede sein, wenn man vom künstlerischen Amerika spricht — heute noch im wesentlichen die Einflüsse europäischer, in allererster Linie der französischen Schulen aufweist, so ist es auch in der Kunst der Affiche. Frankreich und England sprechen vorerst noch das wesentliche Wort, sofern die in Betracht kommenden Dinge dieser Branche nicht überhaupt von europäischen Künstlern direkt herrühren. Bradley z. B. hat eine ganz erkleckliche Zahl von Arbeiten nach Amerika geliefert und erfreut sich eines unglaublichen Einflusses seiner rundlich bizarren Kompositionen, die alle möglichen kreuz und quer durcheinander laufenden Kurven, nie aber eine eigentlich gefühlte Linie enthalten, immer originell, aber nicht stets angenehm originell wirken. Grasset hat gleichfalls manches für Amerika gezeichnet und direkten Einfluß gewonnen. Bei mehr als einer der an sich sehr guten Arbeiten des Amerikaners Rhead möchte man glauben, dieser sei ein intimer Schüler Grassets gewesen und habe sich in dessen Ausdrucksweise „eingelebt“, wie man sich überhaupt nur in etwas anderes einleben kann. Man betrachte z. B. sein schönes Plakat für The Journal, das zwei in geblümte, weitfaltige Stoffe gekleidete weibliche Figuren, vor ihnen einen prächtigen Pfau und als Hintergrund tiefgrüne Bäume auf blau-schwarzem Grunde zeigt, man schaue das Plakat für seine eigene Ausstellung, weiter die äußerst reizvolle Umschlagdecke zur Christmas-Number für Scribener's Ma-

* In München z. B. sieht man nicht selten sogar Bilder zum Verkaufe ausgeboten in Tabaksläden, bei Friseuren oder in den Logen der Hotelportiers u. s. w. Wo käme „die Kunst“ nicht hin, wenn auf Absatz gerechnet wird! Sie ist wie Wasser, das in einen Hohlraum drängt — vom Eindringen beim Menschen, ja, das ist ein anderes Kapitel.

gazine mit der liebreizenden, durch winterlichen Forst daherschreitenden weiblichen Figur, oder den Titel zu Prang's Easter-Publications an, so gewinnt man den Eindruck, als habe der geniale französisch-schweizerische Künstler hier mindestens Patenstelle vertreten. Bei anderen, z. B. den auf S. 215 und 216 wiedergegebenen Arbeiten Rheads für The Sun, fällt der Umstand weniger auf, schon der Farbenskala wegen, die im Sinne Grassets nicht fein genug angeschlagen erschiene.

Einen nicht zu unterschätzenden Einfluß haben Zeitungen und Zeitschriften ausgeübt. So wurde z. B. für die Zeitschrift The Sun eine ganze Reihe von Plakaten angefertigt, ebenso für den New-York Herald, Morning-Post, New-York Times, Sunday-Press u. a. Mehr noch aber als diese förderten illustrierte Zeitschriften die Sache, so Lippincott's, Harper's Monthly, Century Magazine, The Chapbook, Scribener's Magazine u. a. Diese geben jeder Monatsnummer einen neuen farbigen Umschlag, welcher in vergrößertem Maße als Plakat überall angeschlagen zu sehen ist. Die Zahl der illustrierten Journale ist bekanntermaßen in Amerika keine kleine, die Auflagen riesig, der Preis der Nummern äußerst gering, der Absatz sehr groß. Als nun eines dieser Journale infolge seiner farbigen Ankündigungen erhöhte Resultate erzielte, konnten die anderen natürlich nicht dagegen zurückstehen. So gab die Konkurrenz Anstoß zu einer höchst bedeutsamen Vorwärtsbewegung des künstlerischen Plakates. Die kurze Dauer der Entwickelung desselben hat immerhin schon, wenn auch vorerst kein vollständiges, so doch den Beginn eines Hinneigens nach eigenartiger Gestaltung angebahnt. Erinnert auch Rhead vielfach an Grasset, andere an diesen oder jenen bekannten Namen, so haben doch Künstler wie Edward Penfield, Ethel Reed, J. J. Gould, W. Dow, W. Carqueville, E. Bird, Ch. Woodbury, Wharton, der geniale Abbey, die Reminiscenzen an vergangene Vorbilder bereits stark mit eigener Anschauung untermischt und damit den Weg einer langsam sich vollziehenden Abzweigung und Selbständigmachung betreten. Sinn für originelle Einfälle haben sie alle, die Ausführung ihrer Entwürfe ist durchweg eine gute zu nennen, mithin sind alle Vorbedingungen zu einer eigenen Entwickelung vorhanden. Es mag allerdings der Einfluß des Japanismus, der z. B. im amerikanischen Kunstgewerbe eine hervorragende Rolle spielt — japanische Künstler sind sowohl bei Tiffany in New-York wie in der Rockwood Pottery zu Cincinnati u. s. w. thätig — hier auch wesentlich mitgewirkt haben.

Wohl kaum bewegt sich die populäre Kunst eines anderen Landes — es ist hier nur die Rede von gedruckten bildlichen Darstellungen — innerhalb bescheidener Grenzen der aufgewendeten Mittel in so ausgesprochenen Geschmacksäußerungen, wie die japanische es thut. Der japanische Künstler, dem mannigfache Mittel ebenso zu Gebote stünden wie irgend welchen anderen Männern seines Faches, versteht immer weise Maß zu halten. Dabei ist die Art des Druckes stets vorzüglich zu nennen; man muß wohl annehmen, daß Künstler und Drucker oft in einer Person vereinigt sind. Erscheinungen wie z. B. verlaufende, bez. anschwellende Farbtöne, innerhalb deren ein ornamentales Motiv entwickelt ist, pflegen, wie man das z. B. beim Druck von Radierungen häufig erleben kann, nur vom experimentierenden Künstler, der die Technik seines Materials de profundis kennt, herausgebracht zu werden. Darauf beruhen auch z. B. die wundervollen Blätter von Lunois, Maurin und anderen Pfadfindern der modernen farbigen Radierung und Lithographie. In der Zusammenstimmung der aufgewendeten Farben nun, in ihrer Verteilung über die gegebene Fläche, vor allem aber in der kompositionellen Disposition innerhalb des gegebenen Raumes sind die Japaner Meister, die in dieser Hinsicht — vom Detail, wie Köpfen und Händen ist natürlich nicht die Rede — selbst den besten europäischen Arbeiten die Spitze zu bieten vermögen. Man darf sogar sagen, daß sie vielem der modernen europäischen Kunst, die das geistige Moment oft stark vernachlässigt, dagegen in der Überwindung technischer Probleme ihre starke Seite zu bekunden versucht, den Begriff Schönheit, stellenweise aber absichtlich verneint, überlegen seien. Feinstes Gefühl ist diesen „schlitzäugigen Barbaren", die uns oft mit der Richtigkeit ihrer Anschauungen schlagen, gerade



Charles Woodbury (Amerika): Plakat für eine Nummer des »Century«.

in Sachen der Kunst nicht abzusprechen. Für das Plakat nun, gelte dieses auch für eine europäische Erfindung, ist die japanische Art der farbigen Flächendekoration das unbestritten beste Vorbild, das überhaupt in Betracht kommt. Wer weiß, ob wir überhaupt eine Plakatkunst im Sinne der jetzigen besäßen, hätten uns nicht die Werke der

Künstler des fernen Ostens schon vor Decennien gelehrt, wie mit ein paar kräftigen Farbflecken vorzügliche Wirkung erreicht werde. Daß diese Einsicht in Frankreich und England schon seit geraumer Zeit gewonnen wurde, weiß, wer die Geschichte der Sammlung Goncourt in Paris kennt, die Vorrede zu »Chérie« genau gelesen hat. Die Sammlung des Schriftsteller-Brüderpaares entstand zu einer Zeit, wo die wenigsten Europäer den Wert dieser Dinge asiatischer Kunst zu würdigen verstanden, und enthält das Schönste und Seltenste an Buntdrucken japanischer Herstellung. Zugänglich war sie jedem, der ein Interesse dafür hatte, und manch ein offener Kopf mag sich dort seine Anregung geholt haben, um sie in irgend einer Weise zu verarbeiten. Man braucht ja nicht immer gleich zu kopieren. In England war, wie Walter Crane selbst schreibt, das erste Bekanntwerden solcher Arbeiten ein Ereignis, das Wirkungen nach sich zog, die hier zu verfolgen nicht der Platz ist.

Noch kommt aber ein weiterer Umstand hinzu, der den Einfluß Japans und die Selbständigkeit europäischer Plakatzeichner in ein eigenes Licht stellt. Die illustrierte farbige Reklame — von anderen Farbendrucken ganz abgesehen — ist in Japan weit älter als irgendwo sonst in Europa. Tadamasa Hayashi giebt Proben davon in seiner kurzen Übersicht über das Wesen der Affiche in Japan, ja er reproduziert u. a. auch eine Zeichnung, welche die Bewunderung des Straßenpublikums für eine illustrierte Reklame vorführt. Kein europäisches Theater, gleichviel welcher Gattung es sei, hat die bis auf einen gewissen Grad maschinell reproduzierte farbige Darstellung der vom Publikum zu erwartenden Genüsse in so früher Zeit aufzuweisen, wie es in Japan der Fall ist. Will man diesen künstlerisch gearteten Blättern die ihnen gebührende Würdigung widerfahren lassen, so kommt man wohl oder übel zu dem Resultate, daß die Durchschnitts-Kunstäußerung, zieht man ihre Wirkung auf alle Volksklassen in Betracht, in Europa sicherlich keinen höheren Rang einnimmt als dort. Dort gilt die Kunst für alle, ohne Ausnahme. Uns ist sie mit der Zeit ein Gericht geworden, das der gemeine Mann sich nicht leisten, vielleicht auch nicht verstehen, öfters nicht schätzen kann. Wer weiß, was für Wandlungen gerade nach dieser Seite hin das künstlerisch geartete Plakat wach zu rufen im stande ist.

Emil du Bois-Reymond.

(1818 bis 1896.)

Von

S. S. Epstein.

———

Er hat den Besten seiner Zeit genügt,
Er hat gelebt für alle Zeiten.

Unter allen Regungen der menschlichen Seele giebt es eine, welche zweifellos ebenso alt ist wie das Menschengeschlecht selbst. Hat sie sich auch im Laufe der Jahrtausende verfeinert und differenziert; ist sie in den letzten Jahrhunderten einer immer größeren Anzahl von Individuen zum klaren Bewußtsein gekommen; hat sie im Laufe der Entwickelung des Geisteslebens mannigfaltige Phasen und Formen durchmachen müssen, so steht es fest, daß überall dort, wo wir auf die Anfänge des Denkens stoßen, auch sofort Spuren jenes metaphysischen Dranges zu entdecken sind, welcher danach strebt, das Rätsel des Lebens zu lösen oder zum mindesten zu deuten.

Dieser Drang, welcher bei Individuen von niedriger geistiger Entwickelung Formen des rohesten Aberglaubens anzunehmen pflegte, wurde für diejenigen, welche die Intelligenz ihres Milieu repräsentierten, zur Lebensaufgabe, zum Studium. Die anthropocentrische Weltauffassung, welche die ganze Natur als für den Menschen geschaffen ansah, brachte es mit sich, daß man vor allem den Blick nach innen kehrte und sich durch des Geistes Kraft mit dem Leben auseinanderzusetzen trachtete. Die Priester und Philosophen waren es, welche für sich das ausschließliche Privilegium in Anspruch nahmen, Erkenntnistheorie treiben zu dürfen und die letzten Ursachen des Alls in ihren dumpfen Studierstuben zu ergründen. Die spekulative Philosophie hat niemals gehalten, was sie in ihrer Selbstüberhebung zu versprechen für gut fand, und in regelmäßig wiederkehrenden Perioden wurde der Bankerott der Philosophie, die vanitas scientiarum et artium verkündet. Aber was konnte ein Agrippa von Nettesheim nützen, wenn er nur zerstörte, ohne im stande zu sein, irgend etwas Positives an die Stelle der Ruinen zu setzen; was hätte des großen Zermalmers Kant intuitives Genie genützt, wenn nicht spätere Ereignisse ihm recht gegeben hätten.

Das Jahr 1789 ist nicht nur denkwürdig dadurch, daß es einen Umschwung in der Weltgeschichte bezeichnet, sondern auch, weil die große Revolution auf geistigem Gebiete von Männern vorbereitet wurde, die zweifellos als Vorläufer unserer heutigen Weltanschauung anzusehen sind. Die Encyklopädisten waren es, denen das große Verdienst gebührt, den entscheidenden Schlag gegen den Glauben an eine anthropocentrische Weltanschauung geführt und den Blick nach außen gekehrt zu haben; sie waren es, welche zuerst die Lösung des Lebensrätsels nicht im Menschen suchten, sondern nur durch und mit der ganzen Natur für möglich hielten.

Und von da ab beginnt überall und ganz speciell in Deutschland der Kampf zwischen spekulativer Philosophie und Naturforschung, welcher sich immer mehr und mehr accentuierte und endlich mit dem Siege der naturwissenschaftlichen Weltanschauung auf der ganzen Linie endete. Das Gebäude der Erkenntnistheorie, aus der alle metaphysischen Anhängsel streng verbannt sind, steht jetzt herrlich da und wird wohl eine längere Dauer haben als alle anderen —ismen, die es schließlich berechtigt erscheinen lassen, daß man die Philosophie als „Geschichte menschlicher Irrtümer" zu bezeichnen versuchte.

Der Kampf um die Weltanschauung der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts wird stets an die Namen der großen Baumeister der naturwissenschaftlichen Erkenntnistheorie geknüpft sein; es sind dies Charles Darwin, Hermann von Helmholtz und Emil du Bois-Reymond. Allen dreien war Darwin im Jahre 1882 im Tode vorangegangen; ihm folgte in der Blüte der Schaffenskraft vor drei Jahren Helmholtz; am Schlusse des Jahres 1896 wurde uns auch der letzte der glänzenden Trias — Emil du Bois-Reymond — entrissen.

Will man eine Lebensgeschichte des großen Physiologen schreiben, so drängt sich unwillkürlich der Vergleich zwischen ihm und Helmholtz auf. Der Meister der Ton- und Farbenempfindungen war eine der unkompliziertesten Naturen, die man sich denken kann; er war das Prototyp des intuitiven Genies, welches schuf, weil es schaffen mußte, „sous l'influence d'une inexorable nécessité"; er war eins mit seinen Werken, er ging in ihnen auf, und wer Helmholtz' sämtliche Schriften gelesen, ist völlig der Mühe überhoben, sich noch in eine Biographie zu vertiefen; selten ließ er eine Gelegenheit vorübergehen, ohne irgend etwas Autobiographisches einzuflechten, und seine Tischreden und Ansprachen bieten das allerwertvollste Material für eine Lebensbeschreibung. — Ganz anders verhält es sich mit du Bois-Reymond. Zwei streng gesonderte Individualitäten repräsentieren seine exakt-wissenschaftliche und sonstige Thätigkeit. So sehr sich sein streng experimentelles Streben danach bewegte, einen, und nur einen ganz bestimmten Zweig der Physiologie, nämlich die Nerven- und Muskelphysik, auszugestalten, so stehen wir erstaunt und verblüfft vor der enormen Vielseitigkeit, welche Emil du Bois-Reymond als Redner entfaltete.

Durch das Milieu, in welchem er aufgewachsen war, durch seine Erziehung durchaus nicht zum Kämpfer bestimmt, war er, von Zeitumständen und wissenschaftlichen Strömungen gedrängt, zum mächtigen „Rufer im Streit" geworden, und wenn es gerade Helmholtz war, der die Burg der naturwissenschaftlichen Weltanschauung baute, so muß du Bois-Reymond als ihr tapferster Verteidiger gegen die Vitalisten, Metaphysiker, Materialisten und sonstige Gegner und Feinde angesehen werden.

Es ist zweifellos, daß du Bois-Reymonds Verdienste um die exakte Naturforschung sehr große sind. Man würde aber fehlgehen, wenn man annehmen wollte, das Jahr 1858, in welchem er an Stelle von Johannes Müller den Lehrstuhl der Physiologie an der Berliner Universität bestieg und, wie er sich selbst ausdrückte, seine Aufgabe um den Aufbau der Theorie von der tierischen Elektricität als abgeschlossen betrachtete, zugleich das Aufhören seiner rein wissenschaftlichen Thätigkeit bedeutete. Betrachtet man die Bedeutung eines großen Naturforschers nicht nur vom Gesichtspunkt der Menge der in seinem Laboratorium entdeckten Thatsachen oder konstruierten Instrumente, sondern wägt denjenigen Einfluß, den es ihm auf die Denkrichtung seiner Mitmenschen zu gewinnen gelang, dann wird man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß du Bois-Reymonds Thätigkeit erst dann extensiv zu werden begann, als er in sich den Beruf entdeckt hatte, der Führer aller naturwissenschaftlich Denkenden zu werden, als großer Programmredner auf erkenntnistheoretischem Gebiete zu gelten.

Und wahrlich! Auch dieses Terrain eroberte er ebenso rasch wie den engen Raum seiner Studierstube. Wenige Jahre waren vergangen, und man hatte sich daran gewöhnt, in jedem seiner akademischen Vorträge eine bedeutsame Kundgebung, eine „naturwissenschaftliche Thronrede" zu erblicken, welche lange Kontroversen hinter sich zu ziehen pflegte.

Du Bois-Reymonds Bedeutung wurde nach außen hin noch erhöht durch eine Universalität sondergleichen; daß er ein geradezu meisterhafter Redner und Stilist war, daß er neben der Physiologie nicht nur das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften, sondern auch Geschichte, Litteratur, Ästhetik, Malerei und Skulptur beherrschte — das mußten ihm selbst seine Feinde zugestehen. Und er hatte deren Legion! Aber es waren und sind dies durchweg Leute, denen die Zähigkeit fehlt, sich in eine fremde Individualität hineinzudenken und sie zu würdigen. Du Bois-Reymond war aber durch und durch Individualität; keine Lücke, kein Sprung ließ sich in diesem krystallklaren Naturell entdecken, und manchmal fühlte man sich an jene Renaissancenaturen erinnert, die sagten und thaten, was sie für gut fanden und vor sich verantworten konnten, ohne Rücksicht darauf, ob ihnen die Menge Beifall klatschen oder Mißfallen kundgeben würde.

Und von diesem Standpunkt aus betrachtet, hört Emil du Bois-Reymond auf, der „gestrenge Herr Geheimrat" zu sein, er wird zum interessanten Studium für den Psychologen, und es ist eine ungemein dankbare Aufgabe, der Entwickelung dieser Individualität zu folgen.

* * *

Emil du Bois-Reymond kam am 7. November 1818 in Berlin zur Welt. Sein Vater, Pierre du Bois-Reymond, stammte aus Neufchatel und war ursprünglich Uhrmacher gewesen. Seine Intelligenz jedoch, sowie seine Rechtlichkeit und eiserner Fleiß verhalfen ihm dazu, sich in der Bildung zu vervollkommnen, und so brachte er es in Berlin schließlich dazu, daß er Geheimrat und Vorstand der Abteilung für Neuenburgische Angelegenheiten im Ministerium des Inneren wurde. Seinen Söhnen Emil und dem um dreizehn Jahre jüngeren Paul, welcher 1889 als Professor der Mathematik an der technischen Hochschule zu Berlin starb, ließ er eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen und schärfte ihnen bei jeder Gelegenheit ein, jeder Mensch habe die Pflicht, seine Überzeugung zu verkünden, wo und wie er nur könne, unbekümmert um äußerliche Rücksichten. Daneben ging das Einflößen patriotischer Gesinnung, welche in späteren Jahren einer der Grundzüge des Wesens von Emil du Bois-Reymond wurde. Der Jüngling wurde auf das französische Gymnasium geschickt, welches er bis zum Jahre 1836 besuchte. Er zählte dort unter die besseren Schüler, ohne jedoch eine besondere Vorliebe für die Naturwissenschaften zu zeigen. Sein stilles, etwas grüblerisches Wesen schien ihn vielmehr für das Studium der Theologie zu prädisponieren, und thatsächlich sehen wir ihn im Jahre 1837 an der Berliner Universität als Studiosus der geistlichen Wissenschaften immatrikuliert. Sehr bald sah er aber ein, daß die Theologie seinem regen Geist keine Befriedigung gewähren könne, und so beschloß er denn, der Berliner Universität Valet zu sagen und sich in Bonn dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen. Mit dem damaligen Stand der Wissenschaft nicht vertraut, glaubte der Jüngling, die Geologie werde im stande sein, ihm die Rätsel der Natur, nach deren Lösung ihn das heißeste Verlangen trieb, zu enthüllen. Aber auch hierin mußte er sich getäuscht sehen; das thatsächliche Material, welches dem Geologen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zu Gebote stand, war viel zu gering, als daß es möglich gewesen wäre, daraus eine in sich geschlossene Theorie aufzubauen, und daher zog man es vor, dem Geiste der Zeit folgend, die vorhandenen Kluften durch naturphilosophische Spekulationen zu überbrücken. Daß diese aber niemals im stande sein werden, uns der Erkenntnis der Dinge näher zu bringen, fühlte der junge du Bois-Reymond viel mehr, als er es im stande gewesen wäre, zu begründen.

Unbefriedigt und mißmutig kehrte er nach Berlin zurück und besuchte hier durcheinander alle möglichen Kollegien, litterarische und ästhetische, naturwissenschaftliche und philosophische. Waren auch diese nicht im stande, dem wahrheitsdurstigen Jüngling dasjenige zu bieten, was er von der Wissenschaft verlangte, so wurden sie dennoch insofern für sein späteres Wesen entscheidend, als sie den Grund zu der geradezu erstaunlichen Universalität seiner Bildung legten.

Da geriet er eines Tages, es war im Jahre 1839, in den Hörsaal, in welchem der damals achtunddreißigjährige Johannes Müller Physiologie dozierte. Um zu begreifen, welchen Eindruck Johannes Müller notwendigerweise auf du Bois-Reymond machen mußte, ist es gut, sich in die Art und Weise zu versetzen, wie damals exakte Naturwissenschaft gelehrt wurde. Die Wogen des Hegelianismus hatten auch die exakten Disciplinen überschwemmt, und die Dialektik maßte sich an, Probleme lösen zu wollen, ohne die zur Induktion notwendigen Thatsachen zu kennen; die Naturphilosophie thronte über allen anderen Wissenschaften, und auf den experimentellen Physiker sah man mitleidig herab wie auf irgend einen Banausen; mußte doch du Bois-Reymond zu jener Zeit hören, wie ein Anthropologe, Henrik Steffens, behauptete, die feuchte menschliche Zunge sei eigentlich nichts anderes wie eine Sepia, denn beide hätten nur ein einziges Bein, das Zungenbein, beziehungsweise das Os Sepiæ. Wie erstaunt war nun du Bois-Reymond, als er zum erstenmal Müllers Vortrag über Blutdruck hörte; dieser geniale Gelehrte konnte sich zwar bis an sein Ende nicht von der Annahme einer Lebenskraft freimachen, er suchte jedoch soviel wie möglich der Naturphilosophie Terrain abzugewinnen, das experimentelle Studium einzuführen und der Physik und Chemie innerhalb der Lehre von den Lebensvorgängen den ihr gebührenden Raum anzuweisen.

Diese Art und Weise des Vortrages wurde für du Bois-Reymonds ganzes Leben entscheidend; er verließ das Müllersche Kolleg mit der felsenfesten Überzeugung, nur in der Medizin, beziehungsweise in der Physiologie könne er die Befriedigung seines Dranges, in die Rätsel des Lebens einzudringen, finden; er selbst pflegte oft zu sagen, dieser Tag sei für ihn so bedeutsam gewesen, daß dessen fünfzigjährige Wiederkehr viel mehr dazu geeignet sei, gefeiert zu werden, als etwa sein Doktor- oder Dozentenjubiläum. Von da ab widmete sich du Bois-Reymond dem Studium der „Königin der Wissenschaften“, der Physiologie, deren Ausgestaltung und Förderung er sich zur Lebensaufgabe machte, deren Lösung ihm in glänzender und unvergleichlicher Weise gelang. Johannes Müller hatte in dem Einundzwanzigjährigen ein nicht gewöhnliches Streben und eine geniale Veranlagung erkannt und beschlossen, ihn recht bald zu selbständigen Arbeiten heranzuziehen. Helmholtz und Brücke, mit denen er um jene Zeit bekannt wurde, eiferten einander zu physiologischen Forschungen an, und nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch rein menschliche Freundschaft verknüpfte diese drei Forscher ihr ganzes Leben lang.

Ein Jahr, welches mit eingehendem Studium der Physiologie und Physik ausgefüllt war, hatte genügt, um den jungen, erst zweiundzwanzigjährigen du Bois-Reymond auf eine Stufe zu bringen, die ihn zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit befähigte. Ein Jahr vorher hatte der italienische Physiker Carlo Matteucci sein Essai sur les Phénomènes électriques des Animaux (Paris 1840) veröffentlicht, in welchem er sich mit den Ursachen des von Nobili entdeckten Froschstromes beschäftigt. Diese Arbeit übergab nun im Frühling 1841 Johannes Müller seinem Schüler mit der Aufforderung, die in Matteuccis Arbeit enthaltenen Versuche zu wiederholen und womöglich fortzuführen. Sowie du Bois-Reymonds zufälliges Hineingeraten in Müllers Kolleg für sein Studium entscheidend wurde, so bezeichnete die Beschäftigung mit Matteuccis Schrift den ferneren Weg, den der junge Forscher sein ganzes Leben wanderte. Die tierische Elektricität, beziehungsweise die Nerven- und Muskelphysik waren nun das Terrain, an dessen Durchackerung und Ebnung er seine besten Kräfte setzte. „Bei geistigen Neigungen,“ schreibt du Bois-Reymond in der Vorrede zu seinen gesammelten Arbeiten über Muskel- und Nervenphysik (Berlin 1875), „welche mich sehr verschiedenen Richtungen der Naturerkenntnis mit fast gleicher Stärke zutrieben, ward mir das Los, meine bisherige Forscherarbeit beinahe ausschließlich einem einzigen, scheinbar ganz beschränkten Gegenstand zu widmen. Ich war erst zweiundzwanzig Jahre alt, als mich Johannes Müller vor die Frage nach dem Quell von Nobilis Froschstrom stellte, und jetzt, nach vierunddreißig Jahren, bin ich noch damit beschäftigt, die Antwort auf diese Frage zu suchen.“

Die Arbeit ging thatsächlich anfangs sehr langsam von statten. Man muß selbst experimentierender Naturforscher sein, um ermessen zu können, was es heißt, an die Begründung einer neuen Theorie zu gehen, deren ganze Vorarbeiten in einigen rohen, unbeholfenen Versuchen bestehen. Mit dem Suchen nach einer geeigneten Methode, mit der Konstruktion der notwendigen Vorrichtungen, mit dem Herrichten von zuträglichen Aufbewahrungsplätzen für die Versuchstiere und endlich mit dem Studium und der Kontrolle der Fehlerquellen verging beinah ein Jahr, und erst im April 1842 konnte du Bois-Reymond an die eigentliche Arbeit gehen. Rasch nacheinander kam er zu Resultaten, welche von denen Matteuccis nicht nur wesentlich abwichen, sondern ihnen geradezu diametral gegenüberstanden; er entdeckte den sogenannten Muskelstrom und dessen Gesetze, die „negative Stromschwankung“, das Aufhören des Muskelstromes bei Eintritt der Totenstarre, den Nervenstrom und seine Übereinstimmung mit den Muskelströmen.

Trotzdem nun du Bois-Reymond schon im Januar 1843 in „Poggendorffs Annalen“ seinen „Vorläufigen Abriß einer Untersuchung über den sogenannten Froschstrom und über die elektromotorischen Fische“ veröffentlichte, fand seine Schrift, in der die Grundlagen der modernen Elektrophysiologie niedergelegt sind, fast gar keine Beachtung, und dort, wo sie beachtet wurde, ist sie zumeist mißverstanden worden. „Die Schuld daran,“ meint du Bois-Reymond, „fällt freilich größtenteils der darin befolgten Darstellungsweise zur Last.“

Um nicht wieder in die Lage zu kommen, seine neuen Theorien bloß aphoristisch verkünden zu müssen, hatte du Bois nun beschlossen, erst dann wieder vor die Öffentlichkeit zu treten, wenn er der Mitwelt etwas Fertiges, in sich Abgeschlossenes zu bieten im stande sein werde. Leicht fiel ihm die freiwillig auferlegte, aber um so schwerer zu tragende Geduld freilich nicht. Denn wenn er auf der einen Seite sah, wie Matteucci sofort gegen seine „Vorläufige Mitteilung“ mit der „ihm eigenen Kühnheit“ aufgetreten war und sein Stillschweigen für das Bekenntnis einer Niederlage nahm, so mußte er auf der anderen Seite befürchten, seine Apparate und Versuchsanordnungen könnten durch irgend einen Zufall verraten werden, oder einer der vielen Forscher, die sich nunmehr mit der tierischen Elektricität beschäftigen, wäre der vom glücklichen Zufall Begünstigte und fände Thatsachen, die mit den von ihm gefundenen übereinstimmten.

In diesen Seelenkämpfen verharrte er unter rastloser, oft äußerst ermüdender Arbeit bis um die Mitte des Jahres 1848, welches auch für die Nerven- und Muskelphysiologie füglich als Revolutionsjahr angesehen werden kann. Denn um diese Zeit erschien in Berlin, im Verlage von G. Reimer, der erste Band von Emil du Bois-Reymonds „Untersuchungen über tierische Elektricität“, welchem schon ein Jahr darauf die erste Abteilung des zweiten Bandes folgte.

Eine zweifache Wichtigkeit besitzen für den Naturforscher diese „Untersuchungen“; erstens ist es der darin niedergelegte Schatz von Methoden, neuen Instrumenten und gefundenen Thatsachen, welche dieses Buch als ein monumentum ære perennius erscheinen lassen. Weit wichtiger für die ganze naturwissenschaftliche Denkweise der nachfolgenden Zeit ist aber die nicht weniger als sechsundfünfzig Seiten umfassende Vorrede, worin du Bois mit einer geradezu ciceronischen Beredsamkeit dem in der Naturwissenschaft noch mächtig drohenden Gespenst der „Lebenskraft“ den Garaus macht.

Allerdings stand er zu jener Zeit nicht mehr allein auf dem Kampfplatz. Aus einem Kolloquium beim Physiker Magnus war im Jahre 1846 die Physikalische Gesellschaft hervorgegangen, in welcher ein Jahr vorher Helmholtz seine „Abhandlung über die Erhaltung der Kraft“ vorgetragen hatte, deren Aufnahme in „Poggendorffs Annalen“ verweigert wurde.

Die Gründung der Physikalischen Gesellschaft, welcher neben Emil du Bois-Reymond und Hermann von Helmholtz noch Ernst Brücke, Rudolf Virchow, Gustav Karsten u. a. angehörten, wurde von der älteren Physiologie als offene Fehdeankündigung aufgefaßt. „Es steigt in mir die Erinnerung auf,“ sagte du Bois-Reymond in einer an Helmholtz anläßlich dessen Jubiläums gehaltenen

Ansprache, „an jene frühen Tage, wo wir — du, Brücke, Virchow und ich — zu den Füßen des Meisters saßen, wo wir aus der Physiologie nachher die Lebenskraft verscheuchten, wo wir sie ansahen als einen Zweig der Physik und Chemie, wo wir von den Physiologen damaliger Zeit spöttisch in den Bann gethan wurden, als physikalische Schule."

Es war aber auch keine leichte Arbeit, den Jahrhunderte alten Aberglauben an eine eigene, dem Menschen innewohnende Lebenskraft zu stürzen. Weil man nicht im stande war, alle Lebensvorgänge durch die auch in der unbelebten Natur herrschenden physikalischen und chemischen Gesetze zu erklären, so nahm man in früheren Jahrhunderten sogenannte Lebensgeister zu ihrer Erklärung zu Hilfe; in etwas modern aufgeputzter Gestalt lebten diese Lebensgeister in dem Begriffe der „Lebenskraft" wieder auf. Schon die Verrichtungen und Besorgungen, welche man diesem spiritus rector des Lebens zuschrieb, lassen es geradezu unbegreiflich erscheinen, wie es möglich sei, daß die Lebenskraft so lange im stande war, die Gemüter aller Gebildeten als Dogma zu beherrschen und gerade jetzt, am Ende des Jahrhunderts in der Lehre vom Neovitalismus ihre Auferstehung feiert.

Hören wir, wie du Bois-Reymond selbst sich über die Lebenskraft ausspricht, diese vermeintliche Ursache und Ordner aller Lebenserscheinungen.

„Diese Kraft bewohne den ganzen Körper, ihr unbewußt-bewußtes Wesen treibend auf dem geheimnisvollen, ja übersinnlichen Hintergrunde eines Schauplatzes, auf dessen äußerster Vorbühne allein das sinnlich Erreichbare, Erklärbare spielt. Sie sei im Innersten verschieden von allen physikalischen und chemischen Kräften, welche in der anorganischen Natur walten, und in Ewigkeit entzogen und unzugänglich den ohnmächtigen Methoden, die vermocht haben, die Wirkungsweise dieser Kräfte zu durchschauen. Vor ihr müssen diese Kräfte sich beugen. Es ist ihr gegeben, zu binden und zu lösen, wie es ihr gefällt. Sie bemächtigt sich der Nahrungsmittel, macht sie zu belebter Materie, verwendet sie eine Zeit lang zu ihren Zwecken und stößt dann das Untauglichgewordene wieder von sich. Bei der Fortpflanzung überträgt sie sich, ohne selbst etwas einzubüßen, auf den Keim des neuen Geschöpfes. Sie widersteht während des Lebens der feindlichen Gefräßigkeit des Sauerstoffes, der nach unserer Kohle lechzt. Sie verbietet der Fäulnis, Platz zu greifen, solange sie Herr im Hause ist. Nach dem Tode jedoch zieht sie sich bescheiden und ohne daß eine Spur von ihr übrig bliebe, hinter die Coulissen zurück. Diese Dienstmagd für alles besitzt übrigens sehr mannigfaltige Kenntnisse und Fertigkeiten. Denn sie organisiert, assimiliert, secerniert, reproduziert, sie leitet die Entwickelung; resorbiert und unterscheidet noch dazu das Heilsame vom Gifte, das Nützliche vom Unbrauchbaren; sie heilt Wunden und macht Krisen; sie ist der letzte Grund der tierischen Bewegungen, der sogenannten Seele hilft sie wenigstens beim Denken."

Es ist in der That schwer zu begreifen, wie es möglich war, daß eine Lehre, deren ganze Widersinnigkeit schon allein aus der von du Bois so meisterhaft gegebenen Schilderung hervorgeht, Leute zu ihren wärmsten Verfechtern zählen konnte von der wissenschaftlichen Bedeutung eines Justus von Liebig, der in seiner Schrift „Über die Bewegungserscheinungen im Tierorganismus" die Allmacht und Allgewalt der Lebenskraft verficht und daher nicht ganz mit Unrecht von du Bois-Reymond zur „Geißel Gottes, welche in unseren Tagen über die Physiologen verhängt ward", proklamiert wurde.

Hatten schon Vicq-d'Azyr, Humboldt, Schwann, Schleiden, Lotze gegen die Lebenskraft angekämpft, so war es jedoch erst Emil du Bois-Reymond gegönnt und vorbehalten, diese Fronburg, welche die Gemüter im Banne hielt und den Weg zur klaren Forschung versperrte, zu schleifen und dem Erdboden gleich zu machen. Allerdings hatte er hier eine gewaltige Stütze an Helmholtz, dem es inzwischen gelungen war, sein „Gesetz über die Erhaltung der Kraft" durch empirische Beweise auch dem größeren Kreise von Naturforschern klar zu machen. Mit diesem Gesetz, welches keiner der bisher bekannten Thatsachen der Naturwissenschaften widerspricht, von einer großen Zahl derselben aber in einer auffallenden Weise bestätigt

wird, steht die Lehre von der Lebenskraft in einem grellen Widerspruch. Denn sie soll z. B. bei der Fortpflanzung ohne Verlust übertragen und dergestalt ins Unbegrenzte vermehrt werden. Hingegen soll sie mit dem Moment des Todes des betreffenden Organismus ein unbedingtes Ende nehmen, um dann den physikalischen und chemischen Kräften freien Spielraum zu lassen.

Es ist leicht einzusehen, daß beide Annahmen gleich ungereimt sind, und man wird kaum begreifen, daß die Anhänger der Irrlehre nicht selbst auf diese Erwägungen geführt worden sind, was indessen seine Erklärung darin findet, daß sie überhaupt nicht zugestehen wollten, die Physiologie sei einer mathematischen und physikalischen Behandlung zugänglich. Es schwebte ihnen vielmehr die durch nichts zu erklärende vermeintliche Zweckmäßigkeit der Organismen vor, und sie sagten sich, daß, wenn in der organischen Natur Gebilde anzutreffen sind, die in der anorganischen fehlen, so müsse hier offenbar eine geheimnisvolle Kraft vorhanden sein, an der es dort mangelt.

Die Vorrede zu den „Untersuchungen über tierische Elektricität" hatte genügt, um der „Lebenskraft" das Licht auszublasen; ähnlich wie Gottsched zu Leipzig feierlich den Hanswurst von der deutschen Schaubühne vertrieb, ebenso hatte du Bois-Reymond im Verein mit Helmholtz die Lehren vom „Nervenprincip", von der „Lebenskraft", die allesamt nur eine Frucht des allbezwingenden „reinen Denkens" waren, dem verdienten Schicksal preisgegeben.

Und in der That! Gleichsam, wie nach dem Erscheinen von Cervantes' „Don Quichotte" kein Ritterroman mehr erschienen war, so wagte es nach du Bois-Reymonds wuchtigen Keulenschlägen niemand mehr, wenigstens nicht offen, die Lebenskraft zur Erklärung der Lebensphänomene heranzuziehen.

Aber noch eine wichtige fundamentale Folge hatten die „Untersuchungen"; sie zeigten zunächst, daß man thatsächlich so wichtige und verwickelte Vorgänge, wie die, welche sich in den Nerven und Muskeln abspielen, vermittelst physikalischer und chemischer, graphischer und mathematischer Methoden untersuchen kann, und dann gaben sie diese Methoden, beschrieben die notwendigen Instrumente und Vorrichtungen; mit einem Wort, sie waren eine Übersetzung ins Praktische von du Bois-Reymonds Wunsch, „die Physiologie als einen Zweig der Physik und Chemie anzusehen".

* * *

Welche sind nun die Ergebnisse der in den „Untersuchungen" niedergelegten Forschungen? Sie lassen sich vor allem in die thatsächlichen, durch Versuche erhärteten Gesetze, zweitens in die daraus gefolgerte Theorie der Nerven- und Muskelströme einteilen. Den Ruhm, die Gesetze selbst, sowie die zu deren Aufstellung notwendigen Methoden und Vorrichtungen gefunden zu haben, war niemand im stande, du Bois-Reymond streitig zu machen, seine Theorie selbst wurde zum Teil sehr unglücklich von Grünhagen, zum Teil von seinem Schüler, dem Königsberger Professor der Physiologie Ludimar Hermann, heftig angegriffen.

Wollen wir uns zuerst die thatsächlichen Ergebnisse derjenigen scharfsinnigen Forschungen ansehen, welche du Bois-Reymonds Lebensaufgabe ausmachten, um dann kurz seine Kontroverse mit Hermann zu beleuchten.

Die Gesetze des Muskel- und Nervenstroms lassen sich kurz folgendermaßen zusammenfassen: 1) Wird ein Muskel an die zwei, eigens von du Bois konstruierten „Zuleitungsgefäße" eines Multiplikators angelegt, so wird die Nadel, insofern der Muskel frisch und unversehrt ist, keine Ablenkung zeigen, was jedoch durchaus noch nicht auf ein Nichtvorhandensein von Strömen schließen läßt; 2) durchschneidet man hingegen den Muskel senkrecht zu seiner Längsachse und setzt den so gewonnenen Querschnitt mit dem einen, die Oberfläche mit dem anderen Zuleitungsgefäß in Verbindung, so wird im Muskel ein Strom entstehen, dessen Richtung von der Oberfläche zum Querschnitt verläuft und der um so stärker wird, je mehr die eine Stromableitungsstelle der Mitte des Querschnittes und die andere dem Äquator, d. h. derjenigen Linie genähert wird, welche die Muskelfasern genau halbiert; 3) werden zwei derartige Punkte des Muskels mit den Zuleitungsgefäßen des Multiplikators in

Verbindung gesetzt, welche auf der Oberfläche gleich weit vom Äquator oder am Querschnitt gleich weit von der Mitte ab liegen, so zeigt sich kein Strom; der ruhende Nerv verhält sich hinsichtlich dieser Gesetze genau wie der Muskel; 4) wird der Querschnitt nicht senkrecht, sondern schräg zur Achse angelegt, so entstehen sogenannte Neigungsströme, welche nicht mehr den oben aufgestellten Regeln folgen.

Die angeführten Gesetze gelten für den Fall, als sich der Muskel im Zustand der Ruhe befindet. Andere Erscheinungen werden jedoch zu Tage treten, wenn der Muskel durch Reizung seines motorischen Nerven in Starrkrampf (Tetanus) versetzt wird. Ist dies geschehen, so wird sich der im Muskel früher vorhandene Strom schwächen, ja es kann vorkommen, daß die Magnetnadel des Multiplikators völlig zu ihrem Ruhepunkt zurückkehrt. Man wird diese Erscheinung als „negative Stromschwankung" bezeichnen; diese braucht nicht nur als Antwort auf elektrische Reizungen zu erfolgen, sondern wird sich auch auf chemische, mechanische oder thermische Insulte hin einstellen. Legt man aber den Nerv an die Zuleitungsgefäße so an, daß ein Teil dieselben überragt, und schickt nun durch diesen Teil einen konstanten elektrischen Strom, welcher mit dem im Nerven herrschenden gleiche Richtung hat, so wird die Magnetnadel eine Zunahme des Nervenstromes zeigen; oder aber eine Abnahme, wenn der „polarisierende" Strom zu dem im Nervenstrom entgegengesetzt fließt. Aus dieser Erscheinung geht deutlich hervor, daß die im Nerven vor sich gegangene Veränderung sich nicht nur auf die vom konstanten Strom durchflossene Strecke beschränkt, sondern auch über diese hinaus wirkt, was durch die Zunahme oder Abnahme des Eigenstromes in dem vom polarisierenden Strom unberührten Abschnitt des Muskels oder Nerven bewiesen wird. Diesen Zustand veränderter Erregbarkeit nennt man „Elektrotonus", und zwar ist die Erregbarkeit am positiven Pole vermindert (Anelektrotonus) und am negativen Pole erhöht (Katelektrotonus).

Aus diesen Erscheinungen konstruierte du Bois-Reymond seine Theorie der Muskel- und Nervenströme, welche unter dem Namen „Molekular-Theorie" bekannt ist. Die Nerven- und Muskelfasern sollen reihenweise hintereinander angeordnete Molekel enthalten, welche elektromotorisch wirksam und von einer leitenden, indifferenten Flüssigkeit umgeben sind. Diese Molekel haben je eine positive Zone, welche der Oberfläche des Nerven, und zwei negative Flächen, welche gegen die Querschnitte zugewandt sind. Wird nun ein Querschnitt angelegt, so bekommen wir eine negative Fläche freigelegt, während jeder Längsschnitt eine positive Oberfläche zum Vorschein bringt. Die „negative Stromschwankung" erklärt sich einfach dadurch, daß die Thätigkeit des Nerven oder Muskels elektromotorische Kraft konsumiert, wodurch diese natürlich abnimmt und dadurch einen Rückgang der Magnetnadel veranlaßt. Der über die Pole sich erstreckende elektrotonische Zustand wird durch die drehende Wirkung des polarisierenden Stromes erklärt, welcher die Molekel richtet nach der Art einer Voltaschen Säule und sie dadurch leitend macht. Je weiter von den Polen, desto schwächer die richtende Kraft des polarisierenden Stromes und desto mehr verschwindet der elektrotonische Zustand.

Dieser Theorie setzte Ludimar Hermann eine in sich ebenso geschlossene „Differenzhypothese" entgegen, welche du Bois-Reymond in einer am 14. Oktober 1867 stattgehabten Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse der Akademie der Wissenschaften zu widerlegen versuchte. Hermann stützt sich in seiner Theorie auf die von ihm und dem Utrechter Physiologen Th. W. Engelmann gefundene Thatsache, daß absolut frische und unlädierte Muskeln, darunter beispielsweise das menschliche Herz, völlig stromlos sind. Nun erzeugen die Querschnitte an den Muskeln offenbar absterbende Substanz, welche negativ elektrisch wirkt im Vergleich zu der positiven intakten. Auf diese Weise erklärt sich nach Hermann der Strom von der Oberfläche nach dem Querschnitt, d. h. von der unversehrt gebliebenen Stelle zur lädierten. Die elektrotonischen Zustände erklärt Hermann als auf innerer Polarisation in den Nervenfasern zwischen dem leitenden Kern des Nerven und dessen Umhüllungsmassen beruhend. Schon Matteucci hatte an einem künstlichen Präparat gezeigt, daß man ähn-

liche Ströme wie die im Nerven herrschenden erzeugen kann; diese Mateucci-Hermannsche „Kernleiter-Theorie" hat gerade in neuester Zeit unter den jungen Physiologen viele Anhänger gefunden.

Welche von den beiden Theorien die stichhaltigere ist, ob die von du Bois-Reymond oder jene von Hermann, kann wohl nicht so leicht entschieden werden; diese wie jene zählt in den Reihen der Gelehrten viele Anhänger. Auf keinen Fall ist aber die Hermannsche Hypothese im stande, an du Bois-Reymonds Ruhm etwas zu schmälern; denn erstens kann man sich zwar — wie Professor J. Rosenthal in der am 22. Januar d. J. gehaltenen Gedächtnisrede auf du Bois-Reymond richtig bemerkte — das Wesen des Muskel- und Nervenstroms nach der „Differenztheorie" vorstellen, muß es aber nicht, da die eine Hypothese ebenso lückenlos vor dem Forum der Gelehrtenwelt dasteht wie die andere; wäre aber selbst die Annahme von du Bois-Reymond ein Irrtum, so blieben seine „Untersuchungen über tierische Elektricität" noch immer ein epochales Werk wegen des Schatzes der darin niedergelegten völlig neuen Thatsachen, wegen der genialen Methoden, wegen der fein erdachten Instrumente, der klaren präcisen Darstellung und nicht zum mindesten, weil sie auch der Elektrotherapie unschätzbare Dienste leisteten.

* *
*

Noch waren die „Untersuchungen über die tierische Elektricität" nicht vollendet, und schon hatte du Bois-Reymond die höchste Stufe jener Ehren erreicht, die einem Gelehrten beschieden sind. Im Jahre 1855 wurde er außerordentlicher Professor, und als Müller drei Jahre später starb, wußten Fakultät und Ministerium keinen würdigeren Nachfolger als ihn. Waren auch seine Untersuchungen über tierische Elektricität der Hauptsache nach abgeschlossen, so galt es doch noch viele Punkte zu vervollkommnen und weiter auszubauen; so war es das Problem der elektrischen Fische, welches du Bois-Reymond unausgesetzt beschäftigte, und im selben Jahr, in welchem er ordentlicher Professor wurde, hielt er in der Akademie einen Vortrag „über lebend nach Berlin gebrachte Zitterwelse", mit denen er ungemein interessante Versuche angestellt hatte, deren Ergebnis auf eine nahe Verwandtschaft des elektrischen Schlages des Fisches mit der Muskelzuckung beim Tier schließen ließ. Die Akademie der Wissenschaften wählte ihn 1867 zum beständigen Sekretär der mathematisch-physikalischen Klasse, und nun war für du Bois-Reymond im Alter von neunundvierzig Jahren nichts mehr zu erreichen, was ihm die geistige Hierarchie hätte verleihen können.

Und dennoch beschloß er, noch ein Andenken zu hinterlassen, welches stets an seinen Namen geknüpft bleiben wird. Er begann daran zu denken, für das physiologische Studium in Berlin ein würdiges Heim zu schaffen; nicht an ein physiologisches Laboratorium dachte er, sondern an ein mit allen Hilfsmitteln der neuen Technik ausgestattetes physiologisches Institut. Die Auspicien hierzu waren nicht sonderlich günstig. Als im Jahre 1831 der berühmte Breslauer Gelehrte Johannes Evangelista Purkinje den Antrag auf Erbauung eines eigenen physiologischen Laboratoriums stellte, wurde ihm von der vorgesetzten Behörde folgender Bescheid: „Selbst nicht die Universitäten Bonn und Berlin, ja keine einzige deutsche Universität besitzt ein derartiges Institut. Es ist ganz unausführbar, jedem Herrn Professor zum Vortrage jeder einzelnen medizinischen oder naturwissenschaftlichen Disciplin einen besonderen Apparat anzuschaffen; denn sonst müßten wenigstens ein halbes Dutzend Luftpumpen, Elektrisiermaschinen, galvanische Säulen u. s. f. angeschafft, es müßten neben den erforderlichen Hörsälen besondere Sammlungs- und Apparatzimmer eingerichtet, besondere artistische Gehilfen und gemeine Lohndiener für jeden Apparat angenommen werden."

Als aber Ludwig im Jahre 1869 sein noch heute mustergültiges Institut in Leipzig eröffnete, da betrachtete es du Bois-Reymond als point d'honneur, seine ganze Bedeutung und all seine Verbindungen in die Wagschale zu werfen, um dasselbe zu erreichen, was seinem Leipziger Kollegen gelungen war. Aber es mußten noch sieben Jahre verstreichen, bis er seine Pläne verwirklicht

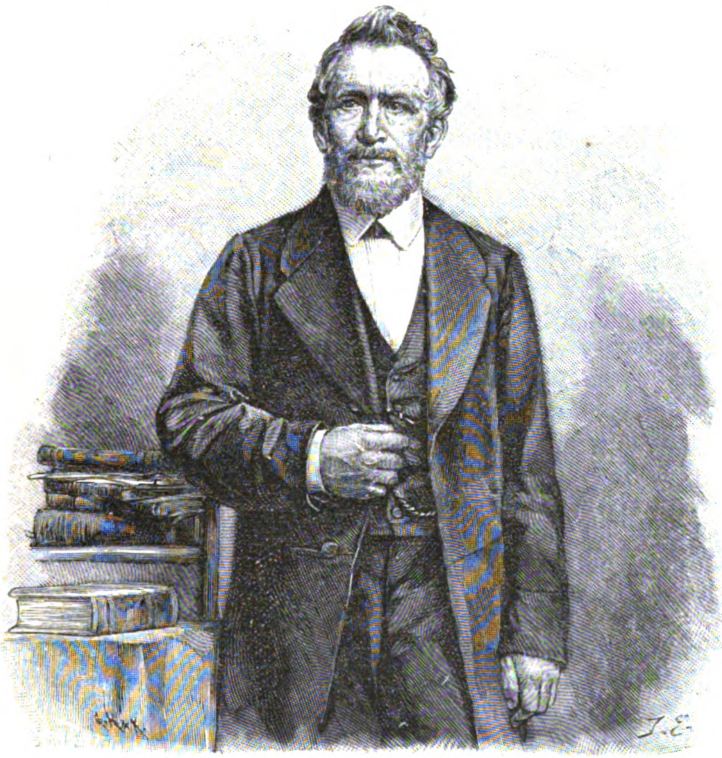
sah, und erst am 6. November 1877 wurde das Berliner physiologische Institut, du Bois' Stolz und Freude, eröffnet. Diesen Gefühlen gab du Bois-Reymond in seiner Eröffnungsrede unverhohlen Ausdruck, denn er war nun in der Lage, den Studierenden eine Einrichtung zu bieten, wie sie nirgend anderswo anzutreffen war. Vier selbständige Abteilungen, eine vivisektorische, eine chemische, eine biologische und eine physikalische, wurden von eigens zu diesem Zwecke ernannten Professoren verwaltet, um so dem Lernenden in jedem Zweige der Physiologie das Vollkommenste zur Verfügung stellen zu können. Zeigte auch die unerwartet rasch fortschreitende Specialisierung innerhalb der Physiologie diese von du Bois getroffene Organisation als etwas schwerfällig und für die Dauer unhaltbar, so steht es jedenfalls fest, daß es vor zwei Jahrzehnten ganz unmöglich war, diese rapide Entwickelung einer Wissenschaft vorauszusehen, und deshalb wird die Einrichtung des Berliner physiologischen Institutes immer dazu geeignet sein, du Bois-Reymonds großes Wollen und Können in ein richtiges Licht zu setzen.

Das Berliner physiologische Institut war diejenige Stätte, wo es den meisten der jüngeren Physiologen gegönnt war, den Meister der Physiologie kennen zu lernen, beziehungsweise mit ihm zu verkehren. Sein ganzes selbstbewußtes Wesen, seine unbeugsame Kampfnatur kam in seinem Äußeren zum Ausdruck. Seine Gestalt war mittelgroß, aber durch körperliche Übungen gestählt und abgehärtet; rasche und scharfe Bewegungen waren ihm eigentümlich, und seine Rede unterstützte er durch eine lebhafte Geste. Das Charakteristischste an ihm war sein Kopf; ein kurzer grau-melierter Vollbart umrahmte das gebräunte Antlitz, aus welchem zwei wundervolle braune Augen blickten; den Mund umspielte ein kaum merkliches ironisches Lächeln, welches ihn niemals zu verlassen pflegte, und die widerspenstige, nach oben strebende graue Stirnlocke verlieh der ganzen Physiognomie etwas unaussprechlich Trotziges, als wollte sie sagen: Nu, jetzt aber gerade!

Trat man zu du Bois-Reymond in nähere Beziehungen, so war man im ersten Augenblick darüber erstaunt, ihn so ausgesucht zuvorkommend und höflich zu finden. Niemals konnte man ihn auf Zerstreutheit ertappen, wenn man ihm etwas erzählte, und wenn er selbst von jemandem einen Dienst verlangte, mochte es sein, wer wolle, so pflegte er sein Verlangen stets mit den Worten: „Wenn Sie die große Güte haben wollten,“ einzuleiten. Das keltische Blut, welches unvermischt in seinen Adern cirkulierte, brachte es eben mit sich, daß er ausgesucht höfliche Umgangsformen besaß, die nur dann einer selbstbewußten und berechtigten Rücksichtslosigkeit Platz machten, wenn er in unpassender Weise angegriffen wurde oder wenn er der Wahrheit, welche den Grundzug seines Charakters bildete, einen Dienst zu leisten glaubte. Nahm er doch durchaus keinen Anstand, den damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Justus von Liebig eine „Geißel Gottes“, welche den Physiologen beschieden ward, zu nennen, und als Grünhagen in etwas unpassender Weise die Ergebnisse seiner elektrophysiologischen Forschungen angriff, schrieb du Bois-Reymond in der Vorrede zu seiner „Allgemeinen Muskel- und Nervenphysik“: „Mein ganzes wissenschaftliches Ansehen war wie auf eine Karte gestellt, ja ein Knabe, der meine Thatsachen nicht achtete, weil er selber keine fand, und der sich einbildete, den für ihn doch etwas zu festen Bau meiner Hypothesen umgeworfen zu haben, durfte fragen, was nach seinen Thaten denn von mir noch übrigbleibe.“

Überhaupt wird man du Bois-Reymonds oftmals durchbrechende Schroffheiten, den Ausdruck seines Selbstbewußtseins, der ihm so viele Feinde machte, nur dann richtig zu würdigen wissen, wenn man ihn vom Gesichtspunkt einer in sich völlig abgeschlossenen, lückenlosen, Konzessionen abholden Individualität betrachtet. Du Bois-Reymond gehörte eben zu den Naturen, die nicht liebenswürdig und konnivent im gewöhnlichen Sinne des Wortes waren. Er wußte ganz genau, daß er keine Schwächen besaß, und fühlte Mut genug in sich, das zu thun, was ihm recht schien, und das zu sagen, was er für recht hielt, ohne sich darum zu kümmern, ob seine Handlungen oder Reden Gefallen oder Mißfallen, eine Flut der Begeisterung oder einen Sturm der Entrüstung herauf-

beschwören würden. „Die Liebenswürdigkeit, welche wir Personen gegenüber zur Schau tragen, welche uns im Herzen ganz gleichgültig sind,“ pflegte er in seiner leicht ironisierenden Manier zu sagen, „ist eigentlich nichts anderes, als ein stillschweigendes Abkommen wegen Erduldung gegenseitiger kleiner Schwächen!“ Je mehr also irgend jemand instinktiv fühlt, daß er auf das Wohlwollen seiner Mitmenschen angewiesen geschichte vor sich zu haben. Die suggestive Wirkung seiner Individualität erhöhte sich noch, wenn man das Glück hatte, ihm näherzutreten oder ihn öfters beobachten zu dürfen. Merkte er oder wurde er darauf aufmerksam gemacht, daß einer seiner Institutspraktikanten besonderen Fleiß und Veranlagung zur Physiologie zeige, so hörte er nicht auf, das lebhafteste Interesse für diesen an den Tag zu legen. So mancher Prak-



Emil du Bois-Reymond.

ist, desto mehr wird er trachten, sich dieses Wohlwollen durch Konzessionen und liebenswürdigen Umgang zu gewinnen. Naturen aber, wie du Bois-Reymond, sind dieser gewöhnlichen Art von „Wohlwollen“ überhoben. Daher kommt es auch, daß man sich im ersten Augenblicke zu ihm durchaus nicht hingezogen fühlte, ja man hatte das Gefühl, einer kalten, verschlossenen, unzugänglichen Natur gegenüber zu stehen. Und dennoch konnte man sich des Zaubers, welchen diese mächtige Persönlichkeit ausübte, nicht entziehen; wenn man mit ihm sprach, hatte man das Gefühl, ein Stück Kultur-

tikant konnte nur dadurch in seinen Arbeiten weiterkommen, weil du Bois-Reymond sich dafür einsetzte, daß trotz überlastetem Etat — ein Etat ist nämlich immer überlastet — ein neues wertvolles Instrument angeschafft wurde; mehr wie ein Privatdozent an der medizinischen Fakultät hatte nur seiner Verwendung die venia legendi zu verdanken. Was diejenigen, welche du Bois-Reymonds Kälte und Unzugänglichkeit bekritteln, immer außer acht lassen, ist der Umstand, daß er sich stets gleich blieb nach unten wie nach oben, gegen Untergebene wie gegen Vorgesetzte; und wenn er im Jahre 1870 seine

flammenden patriotischen Reden hielt, so waren diese faktisch ein Ausfluß seiner vaterländischen Gesinnung, und es ist müßig, irgend etwas anderes dahinter zu suchen; denn acht Jahre später, als die Wogen des Chauvinismus Deutschland mächtig überfluteten, hatte derselbe Mann, der einer der begeistertsten Apostel eines einigen Deutschlands war, den Mut, in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften eine Rede gegen das Nationalgefühl zu halten, in welcher er jenen Chauvinismus verdammte und das Weltbürgertum pries. „Möge dem deutschen Weltbürgertume, wenn die Stürme der Zeit es denn anderswo nicht mehr dulden, unser Musentempel eine sichere Zuflucht bleiben.“ — Bei all diesen Eigenschaften, welche ihn den Studenten oft als Jupiter tonans erscheinen ließen, fehlte ihm durchaus nicht der Sinn für Humor. Seine Vorlesungen waren voll von geistreichen Aperçus, von drastischen Vergleichen, und wenn die Hörer über einen seiner Witze lachten, so konnte er vor Freude über das prompte Eintreffen der beabsichtigten Wirkung oft herzlich mitlachen. Einer der berühmten „du Bois-Witze“, welcher in akademischen Kreisen geradezu sprichwörtlich wurde, ist folgender; er trug gerade über die Zuchtwahl vor und sagte: „Bei den Vögeln ist das Männchen mit der Macht des Gesanges begabt und trägt auch den prächtigen Federschmuck, um vermöge dieser äußeren Vorzüge das Weibchen anzulocken und zu gewinnen. Sehen Sie, meine Herren, bei den Menschen ist dies auch nicht anders. Ein Lieutenant beispielsweise, der einen schönen Tenor hat, wird immer mehr Glück bei Damen haben, als etwa ein noch so gelehrter Professor, der gar nicht singen kann.“

War du Bois-Reymond aufgeräumt, so hörte er es nicht ungern, wenn ein Kandidat seinen Witz wiederholte; er entnahm daraus, daß der betreffende Examinand fleißig sein Kolleg besucht. Einmal jedoch passierte hierbei einem Studenten ein Unglück, welches leicht verhängnisvoll hätte werden können, wenn „der Gewaltige“ nicht in einer ausnehmend guten Stimmung gewesen wäre. Die Sache verhielt sich folgendermaßen. In seinem Vortrage über die Absonderungen der Tiere pflegte du Bois-Reymond etwa folgendes zu sagen: „Meine Herren! Gewisse Lebewesen sind vor den Angriffen größerer Raubtiere durch ihre übelriechenden Absonderungen geschützt. Frech kreuzt das Stinktier den Weg des Jaguars, vertrauend auf die Macht seiner Stinkdrüsen.“ Ein Student, der diese Vorlesungen speciell für Examinanden nachschrieb, unterstrich den letzten Satz und schrieb in Klammern: „wenn er gut gelaunt ist“, was soviel heißen sollte, man dürfte diesen Scherz beim Examen nur dann wiederholen, wenn der Herr Geheimrat sich in gnädiger Stimmung befinde. Das Vorlesungsheft wanderte nun von Hand zu Hand, bis es in den Besitz eines „Büfflers“ kam, der die Vorträge einfach auswendig lernte. Beim Examen hatte du Bois-Reymond diese Untugend bald herausgefühlt und nahm ihn in ein scharfes physiologisches Kreuzverhör, vor welchem die mühsam auswendig gelernte Wissenschaft jämmerlich Fiasko machte. Endlich wird der Kandidat nach den Absonderungen der Tiere gefragt; sein Gesicht klärt sich auf und unaufhaltsam sprudelt er hervor: „Gewisse Lebewesen sind vor den Angriffen größerer Raubtiere durch ihre übelriechenden Absonderungen geschützt. Frech kreuzt das Stinktier den Weg des Jaguars, wenn er gut gelaunt ist.“ Inmitten der allgemeinen Heiterkeit fragt nun der Gestrenge den verblüfften Kandidaten: „Bitte, meinen Sie den Jaguar, das Stinktier oder gar — mich?“

In ewiger Fehde lag du Bois-Reymond mit der orthodoxen Geistlichkeit, und besonders der damalige Hofprediger Stöcker unterließ es nicht, ihn heftig anzugreifen. Als nach seinem Nachruf nach Darwin Stöcker wieder sich gegen ihn wandte, schrieb du Bois-Reymond folgendes: „Ein bekannter geistlicher Agitator, der wie einst die Wiedertäufer Socialismus und Christentum zu verbinden weiß, und nebenher den Rassenhaß schürt, trug die Denunciation gegen mich bis vor das Haus der Abgeordneten, wo er erfuhr, daß in Preußen die Zeit für Einführung der Inquisition noch nicht gekommen sei.“ Und als er kurz darauf von den Augenbewegungen der Tiere sprach, meinte er: „Meine Herren! Alle Wirbeltiere haben

koordonierte Augenbewegungen, d. h. sie können mit beiden Augen nur einen Punkt fixieren. Eine Ausnahme davon macht erstens der Basilisk und dann gewisse Geistliche, die mit einem Auge nach dem Himmel und mit dem anderen nach den Gütern dieser Erde schauen."

* *
*

Du Bois-Reymonds steter Wunsch, auch jenen geistigen Neigungen huldigen zu dürfen, welche ihn „sehr verschiedenen Richtungen des Naturerkennens mit fast gleicher Stärke" zutrieben, sollte nun auch in Erfüllung gehen. Seine eigene experimentell-wissenschaftliche Thätigkeit war so gut wie abgeschlossen, und er verwendete seine Zeit zumeist dazu, um, neben seinen zahlreichen Amtsgeschäften als Direktor des physiologischen Instituts und ständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften, das Instrumentarium des Laboratoriums zu vermehren und Schüler heranzubilden.

War auch sein Institut nicht so zahlreich besucht wie dasjenige Ludwigs, welchem der Spitzname „Professorenfabrik" bis in die jüngste Zeit verblieb, so sah man immerhin eine große Anzahl von Fremden, besonders Russen und Amerikanern, seinen Unterweisungen lauschen. Neben alledem entfaltete du Bois-Reymond noch eine Thätigkeit, welche eigentlich seinen Ruhm beim großen Publikum begründete. Ich meine seine öffentlichen Vorlesungen, populären Vorträge und Reden in der Akademie. In England war es stets Sitte gewesen, daß die bedeutendsten Gelehrten in steter Fühlung mit dem gebildeten Laienpublikum blieben. Tyndall, Sir William Thomson, Thomas Huxley verschmähten es nicht, vor einem großen Publikum die Ergebnisse ihrer Forschungen in populärer Form darzulegen. Diese Einrichtung hatte doppelten Vorteil; sie machte nicht nur den Gelehrten, sondern auch die von ihm vertretene Wissenschaft populär, und so kommt es, daß in England die Naturwissenschaften bei der großen Menge von jeher größerem Verständnis und Interesse begegneten, als in Deutschland selbst bei den Gebildeten. Außerdem war der Vortragende gezwungen, seine Darlegungen in eine klare, leicht faßliche Form zu bringen, was auf den ganzen naturwissenschaftlichen Stil der englischen Gelehrten seine Wirkung nicht verfehlte.

Anders lagen die Dinge in Deutschland! Hier bewahrte die Naturwissenschaft ihren streng exklusiven, ja oft geheimniskrämerischen Charakter; es wurde als ein crimen læsæ majestatis scientiæ angesehen, wenn es jemand wagte, streng naturwissenschaftliche Dinge „vor die Laien zu bringen". Ist in diesem lichtscheuen Zurückweichen ins dumpfe Laboratorium nicht ein Fünkchen Berechtigung zu verkennen, insofern die durch die Naturphilosophie diskreditierte Naturwissenschaft im großen Publikum nur einer eisigen Gleichgültigkeit begegnete, so lag auf der anderen Seite dieser Obstruktion die Erkenntnis zu Grunde, mit Vorträgen über Naturwissenschaften an dem absoluten Unvermögen zu scheitern, wissenschaftliche Dinge in einer ansprechenden und leichtfaßlichen Form darstellen zu können. Die deutschen Professoren der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre schrieben und sprachen Hieroglyphen, und es war dem Publikum nicht übel zu nehmen, daß es sowohl in dem Naturforscher, als auch in der Naturwissenschaft eine Sphinx sah, deren Rätsel nicht zu lösen und vielleicht auch nicht lösenswert sind.

Auch hierin schuf du Bois-Reymond Wandel. Nicht nur seine öffentlichen Vorlesungen waren jedermann zugänglich, sondern auch seine akademischen Reden wurden dem Publikum dadurch zugänglich gemacht, daß er sie als Separatbroschüren drucken ließ; ja, er war sogar zum gelinden Entsetzen seiner Genossen von der gelehrten Zunft publizistisch thätig und zwar als ständiger Mitarbeiter der „Deutschen Rundschau".

Als öffentlicher und akademischer Redner betrachtet, eröffnet sich uns eine ganz neue Seite von du Bois-Reymonds Individualität. Dringen wir in seine „Reden" tiefer ein, so werden wir nicht nur ihre vollendete Form bewundern, sondern vor allem über den unermeßlichen Schatz des darin niedergelegten universellen Wissens staunen. Unwillkürlich werden wir uns der Frage nicht verschließen können, woher dieser Gelehrte, welcher mehr als die Hälfte seines Lebens

mit Erforschung der schwierigsten Lebensprobleme zubrachte, Zeit und Muße nahm, um so eingehend über Geschichte, Musik, Skulptur, Malerei, moderne und klassische Litteratur unterrichtet zu sein; lauter Kenntnisse, die man wohl aus der Zeit jugendlicher Begeisterung gegenwärtig behält, selten aber als gereifter Mann zu erwerben pflegt. Eine halbwegs befriedigende Antwort auf diese Frage erhalten wir, wenn wir uns in die Anfänge von du Bois-Reymonds Studienzeit versetzen, wo er, nirgend eine Befriedigung findend, rastlos von Disciplin zu Disciplin wanderte, um endlich in der Physiologie einen Ruhepunkt zu finden. Die Spuren jenes rein humanistischen Studiums ließen sich aber nicht verwischen, und inmitten seiner Versuche über Muskelstrom und elektrische Fische behielt er noch immer ein kleines Weilchen Zeit übrig, um seinen ästhetischen und künstlerischen Neigungen nachzugehen. Er selbst erzählt, daß er als Jüngling Goethes Haus besichtigte und dort Eckermann damit in Erstaunen versetzte, daß er den ganzen ersten Teil des „Faust“ wörtlich auswendig wußte.

Diese Universalität seiner Kenntnisse bedingte naturgemäß auch eine große Verschiedenheit in den Gegenständen und Vorwürfen, die er sich zum Vortrage wählte. Durchblicken wir die Titel seiner Reden, so stoßen wir durchaus nicht ausschließlich auf naturwissenschaftliche Themen. Bald ist es ein Nachruf auf einen großen Gelehrten, bald die Ehrenrettung eines verlästerten Encyklopädisten; dann ist es wieder ein kulturgeschichtliches Thema, welches ihn beschäftigt, um gleich darauf politischen Reden, wie „Aus den Tagen des Norddeutschen Bundes“, „Der deutsche Krieg“ oder „Das Kaiserreich und der Friede“ Platz zu machen. Immer und immer wieder kehrt er aber zu der ihm lieb gewordenen fridericianischen Zeit zurück, und für die Beleuchtung von Beziehungen Friedrichs des Großen zu verschiedenen Zeitgenossen wurde du Bois-Reymond in der Litteratur von ähnlicher Bedeutung, wie Adolf Menzel in der Malerei. Überhaupt läßt sich eine Verwandtschaft zwischen du Bois-Reymond und den Gelehrten der fridericianischen Epoche, den Encyklopädisten, nicht verkennen. Liegt auch zwischen seinem Tode und ihrer Blüte mehr als ein Jahrhundert, so war er doch Geist von ihrem Geist und Gedanke von ihrem Gedanken. Mochte er was immer in seinen stets mit Spannung erwarteten akademischen Reden bringen, eine Gedächtnisrede auf seinen verstorbenen Lehrer Johannes Müller oder eine Antwort auf die Antrittsrede eines neu aufgenommenen Mitgliedes — tausend Fäden zogen ihn immer und immer wieder zu den Encyklopädisten, mit denen er sich geistig eng verbunden fühlte. Bald hebt er Voltaires Verdienste um die Naturwissenschaften hervor, bald vollzieht er eine glänzende Ehrenrettung de La Mettries, um dann vom witzigen Abbé Galliani zu erzählen; bald schildert er uns den Salon Holbachs, in welchem Diderot und d'Alembert alle bisherige Weltweisheit zerpflückten; und gleich einem roten Faden, der überall durchschimmert, so gelangt seine Bewunderung immer und immer wieder zum größten Encyklopädisten, zu ihrem geistigen Schutz- und Schirmherrn — Friedrich dem Großen.

Aber noch andere Ähnlichkeitspunkte giebt es zwischen du Bois-Reymond und den Encyklopädisten; Ähnlichkeitspunkte, die eine weit deutlichere Sprache führen, als ein bloßes platonisches Interesse an den geistreichen Franzosen, welches nicht zum geringsten Teil auf Rassenverwandtschaften zurückzuführen sein dürfte. Wie die Encyklopädisten, so war auch du Bois-Reymond Kämpfer. Hier wie dort galt es mit althergebrachten Formen aufzuräumen, rücksichtslos die letzten Trümmer eines alten Gebäudes wegzuschaffen, welches den freien Ausblick nach den Höhen der Forschung verhinderte. Was aber für die Encyklopädisten religiöser Aberglaube, Kartesianismus oder gar die widersinnige Lehre von Geulinx und Mallebranche war, das schien du Bois-Reymond die Naturphilosophie im allgemeinen und die Lehre von der Lebenskraft im besonderen. Und die Verketzerung, welche La Mettrie nach Veröffentlichung seines Homme machine zwang, aus Frankreich zu fliehen und sich an den Hof und unter den Schutz Friedrichs des Großen zu begeben, ist wohl mit dem Sturm der Entrüstung zu vergleichen, welcher sich erhob, als du Bois-

Reymond in seiner Vorrede zu den „Untersuchungen über tierische Elektricität“ oder in seinem Nachruf nach Darwin dem Menschen die Anmaßung, betreffend eine exceptionelle Stellung in der Reihe der Lebewesen, gründlich nahm. Was Darwin für die Biologie, das bedeutet du Bois-Reymond für die Physiologie. Hier wie dort wurde der Mensch aus der selbstgeschaffenen anthropocentrischen Stellung herausgedrängt und in die Reihe der Lebewesen, wenn auch an deren Spitze gestellt. Ebenso wie die Encyklopädisten wurde du Bois-Reymond heftig angegriffen, und es gab so manchen, der es nur bedauerte, daß die Zeiten vorüber sind, wo wissenschaftlich gefundene Thatsachen nicht mehr in die Machtsphäre der Polizei und des Staatsanwalts fallen.

Auch du Bois-Reymonds Skepticismus hat mit demjenigen der Encyklopädisten viel Gemeinsames. Ebenso wie im L'homme machine die Gehirnthätigkeit nicht weiter erklärt, sondern als etwas Gegebenes, Unerklärbares angenommen wird, sagt auch du Bois: „Die Physiologie ist zwar die Wissenschaft von den näheren Bedingungen des Bewußtseins auf Erden; doch ist leicht zu zeigen, daß es nie gelingen kann, auch nur die ersten Stufen des Bewußtseins, Lust und Unlust, denkend zu begreifen.“ In einem gewissen, nicht allzu geringen Grad von Skepsis sah er geradezu eine Voraussetzung gedeihlicher Fortentwickelung naturwissenschaftlicher Forschung, und in diesem Punkte identifiziert er sich vollkommen mit den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts. „Neben vollkommener Sachkenntnis,“ sagt er, indem er von Maupertuis spricht, „herrscht in allen seinen Schriften derselbe skeptische, auf keine Autorität, nur auf eigenes Zusehen und Verstehen sich verlassende Sinn: der Sinn des modernen Naturforschers, der dabei nie zögert, seine Unwissenheit einzugestehen und die Grenze seines Witzes anzuerkennen.“

Ging seine Verehrung für die Encyklopädisten so weit, daß er nicht anstand zu behaupten, der philosophische Geist des achtzehnten Jahrhunderts sei derjenige, aus welchem Gewissensfreiheit, Achtung des Individuums und seiner Rechte ebenso natürlich flossen wie Pflege von Wissenschaft, Kunst und Litteratur, so verkörperte er selbst das so gezeichnete Bild.

Von der Universalität der von ihm gewählten Themen war schon die Rede; er verstand es aber auch, das, was er sagte, in eine geradezu glänzende, vollendete Form zu kleiden, so daß man ihn ruhig unter die besten deutschen Stilisten zählen darf. Er vertiefte sich in d'Alemberts unsterbliche Einleitung zur Encyklopädie, und da konnte er nicht umhin, eine Parallele zu ziehen zwischen den französischen Naturforschern und unseren deutschen Koryphäen der exakten Disciplinen. „Es ist bezeichnend,“ ruft er aus, „daß Pascal, welcher für den Schöpfer der neueren französischen Prosa gilt, zugleich bedeutender Mathematiker und Physiker war. Die Namen d'Alembert, Buffon, Condorcet, Cuvier, Arago werden mit den besten Namen der schönen Litteratur in einer Reihe genannt. Die stilistische Meisterschaft der französischen Gelehrten und die Empfänglichkeit der Franzosen für diese Art Verdienst halfen sehr der Wissenschaft in Frankreich unter allen Klassen der Bevölkerung die Teilnahme sichern, die wir in Deutschland so ungern vermissen.“

Mit der ihm eigenen Schärfe geißelt er die unbeholfene Schreibweise der Deutschen und schleudert ihnen den bekannten französischen Spruch „L'Allemand n'a pas le mot propre“ ins Gesicht. Er tritt für die Gründung einer Akademie deutscher Sprache ein, welche ein Gegenstück zur Académie française sein soll, und spricht schließlich die Überzeugung aus, eine wissenschaftliche Arbeit könne gerade so gut ein Kunstwerk sein wie eine Novelle.

In de La Mettries L'homme machine und Holbachs Système de la nature finden wir auch die Grundsteine zu du Bois-Reymonds Weltanschauung, und völlig in Leibniz sah er einen Vorläufer der modernen Erkenntnistheorie. Du Bois-Reymond ist, wie alle Naturforscher, Materialist, d. h. er denkt sich alle Körper unserer Welt und deren Bewegungen in Bewegungen von Atomen aufgelöst, die durch deren konstante Centralkräfte bewegt werden. Der Zustand der Welt in einem gegebenen Augenblick erscheint uns als unmittelbare Wirkung ihres Zustandes im vorigen, und als unmittelbare

Ursache ihres Zustandes während des folgenden Augenblicks. Nur diese Auffassung vermag das Paradoxon der Willensfreiheit unserem Verständnis näher zu rücken. Denn indem die Bewegung der Gehirnatome nach einer „prästabilierten Harmonie“ vor sich geht, indem diese unserem Bewußtsein als Ursache und Wirkung erscheint, glauben wir frei zu handeln, ohne es thatsächlich im stande zu sein. Und vom Standpunkte der mechanistischen Weltauffassung erscheint es uns erklärlich, daß das Weltall undenkbar wäre, wenn das Princip der Willensfreiheit darin Platz fände; daß aber andererseits jedes menschliche Handeln vereitelt würde, wenn die Fiktion der Willensfreiheit nicht in unserer Organisation läge, nicht jeden Augenblick unserem Bewußtsein gegenwärtig wäre. Aber diese mechanistische Weltauffassung wirkte ebenso berauschend, wie seiner Zeit das reine Denken, und man wähnte ein Mittel an der Hand zu haben, vermöge dessen man nicht nur alle Lebenserscheinungen erklären, sondern auch deren zureichenden Grund begreifen könnte. Man hatte völlig vergessen, daß man durch Acceptierung der mechanistischen Hypothese von vornherein auf das „Warum“ verzichtete, um wenigstens für das „Wie“ eine plausible, unser Kausalitätsbedürfnis befriedigende Lösung zu finden.

Und so müssen wir denn sehen, wie, während der große Physiker Gustav Kirchhoff sich damit bescheidet, die Aufgabe der Mechanik lediglich in der Beschreibung der Körperbewegungen zu sehen, Ludwig Büchner mit seinem Buche „Kraft und Stoff“ unheilvollen Einfluß auf die Gemüter gewinnt und der rohe Materialismus seinen Gipfelpunkt im Genfer Gelehrten Karl Vogt erreicht, der das Unbegreifliche dadurch zu begreifen sucht, daß er es durch triviale Vergleiche dem Verständnis näher zu bringen vermeint, wenn er sagt, „daß alle jene Fähigkeiten, die wir unter dem Namen Seelenthätigkeiten begreifen, nur Funktionen des Gehirns sind, oder, um einigermaßen grob auszudrücken, daß die Gedanken etwa im selben Verhältnis zum Gehirn stehen, wie die Galle zu der Leber oder der Urin zu den Nieren.“

Diesen Auswüchsen gegenüber hielt es du Bois-Reymond für angemessen, der selbstherrlichen Überhebung des menschlichen Geistes Zügel anzulegen. Seine beiden Reden „Über die Grenzen des Naturerkennens“ und „Die sieben Welträtsel“ lösten diese Aufgabe in einer geradezu glänzenden Weise. Wohl selten haben Reden in der ganzen civilisierten Welt ein derartiges Aufsehen erregt, derartige Stürme von Opposition und Begeisterung heraufbeschworen — das Wort „Ignorabimus“ ist förmlich zum Sprichwort geworden, und über fünfzehn Jahre wogte der Streit für und wider. Aber auch selten ist eine Rede in ihren Absichten so mißverstanden worden. Man war gewöhnt, in du Bois-Reymond den Verfechter der mechanistischen Weltanschauung zu sehen, welche ganz allgemein mit der materialistischen verwechselt wurde. Und trotzdem er in den „Grenzen des Naturerkennens“ haarscharf die Grenze zwischen beiden Arten der Erkenntnis zieht; trotzdem er des längeren zu beweisen sucht, daß selbst dann, wenn wir mit Hilfe eines hochentwickelten Intellekts im stande wären, genaue Einsicht in die Bewegung unserer Gehirnmolekel zu erhalten, deren vergangenen und zukünftigen Stand zu berechnen, all dies uns trotzdem keine Erklärung dafür böte, wie aus den in Natur allein herrschenden Bewegungen, also Quantitäten, diejenigen Qualitäten entstehen, welche wir als Sinnesempfindungen ansprechen; daß, wenn dieser hypothetische Geist bis in den Urzustand der Dinge zurückblicken könnte, wo die Materie noch im ruhenden Zustand sich befand, er niemals begreifen könnte, worin das Wesen der Kraft bestehe, welche den Molekeln innewohne. Trotzdem also du Bois-Reymond ganz deutlich sich darüber ausspricht, daß die nach dem heutigen Stande der Naturwissenschaften einzig zulässige Weltanschauung die mechanistische sei, trotzdem er dieser, sowie dem rastlos vorwärts strebenden, nach Erkenntnis dürstenden menschlichen Geist die Grenzen zieht, indem er feststellt, daß eine von einem überlegenen Geiste aufgestellte Weltformel uns dennoch keine Erklärung für das Wesen der Kraft, sowie für das Zustandekommen des Bewußtseins bieten könnte, hörte man dennoch nicht auf, in ihm den Apostel einer materialistischen Weltanschauung zu sehen,

obwohl gerade er es war, welcher niemals aufhörte, über die „Kraft- und Stoff"-Gemeinde ganze Ströme seines Sarkasmus auszugießen. Gerade die „Lehre von den specifischen Energien der Sinnesorgane", deren strikter Anhänger auch du Bois-Reymond war, läßt für einen rohen Materialismus keinen Raum, sondern verlangt eine Weltanschauung, welche ich an anderer Stelle* als „kritischer Idealismus" bezeichnet habe.

* *
*

Ich habe es versucht, dem Leser einen Begriff zu geben von du Bois-Reymonds Persönlichkeit und wissenschaftlichen Leistungen; ich bin der Entwickelung seiner Individualität gefolgt, vom Tage an, wo er das französische Gymnasium verließ, bis zum Moment, in welchem er sich als Führer der naturwissenschaftlichen Bewegung ansehen durfte. Die Natur hatte ihm ein hohes Alter beschieden, indem sie ihn achtundsiebzig Jahre alt werden ließ. Alle seine Freunde, Jugendgenossen und Mitkämpfer, Karsten, Brücke, Helmholtz, hatten vor ihm das Zeitliche gesegnet. Und so sah er sich denn einsam und verlassen, von einer jungen Generation umringt, die zwar mit Verehrung zu ihm emporblickte, deren Ziele und Ideale aber schon andere waren, als die seinigen es gewesen sind. Knapp bis an die Pforte des Todes begleiteten ihn Frische und Munterkeit, und er unterlag am 26. Dezember keiner tückischen Krankheit, sondern den durch nichts aufzuhaltenden, unerbittlichen Gesetzen: der Altersschwäche.

Mögen die Freunde über seine Person sich in überschwenglichen Lobeserhebungen ergangen haben; mögen seine Widersacher getrachtet haben, dieses Lob zu schmälern. Eines steht fest! Die Nachwelt wird seine Leistungen und seinen Einfluß auf dem Gebiete der Naturwissenschaften als ewig während und unvergeßlich ansehen. Es giebt wenige, auf welche das Xenion so sinngemäß Anwendung finden dürfte:

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du tot bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

* Hermann von Helmholtz als Mensch und Gelehrter. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1896.)



Der Rächer.

Novelle
von
H. Abt.

Den Oberkörper zurückgebogen, den Kopf zur Seite geneigt, die Augen blinzelnd halbgeschlossen, so fixiert Hermann Manders sein Bildwerk. Dann ein Aufrecken und Dehnen der geschmeidigen Gestalt, ein fanfarenartiger Pfiff, das Modellierholz fliegt in eine Ecke und gleichzeitig ruft der junge Bildhauer: „Mach Feierabend, Franz, 's ist Essenszeit, ich hab einen Bärenhunger."

„Geh nur allein, ich arbeite noch," klingt es aus dem Nebenatelier zurück, das durch eine, bis zu zwei Drittel der Deckenhöhe ansteigende Scheidewand zu einem Separatraum gestaltet worden war.

Hermann Manders hat sich nochmals in die Betrachtung seines Werkes vertieft; ein träumerisch weicher Blick ist dabei in seinen Augen, während um seinen Mund ein übermütig ausgelassenes Lächeln zu spielen beginnt. Dann lacht er auf.

„Quäl dich nicht weiter, Franzel, 's ist schade um den schönen Thon. Den Preis nehm ich dir ja doch vor der Nase weg."

Nur ein unverständliches Brummen antwortet aus dem Nebenatelier.

Manders beginnt schmelzend Santa Lucia zu pfeifen, schleudert dabei sehr jungenhaft die roten Filzpantoffeln in weitem Bogen von den Füßen, läßt sich den Strahl der Wasserleitung über die thonkleberigen Hände und Arme rauschen und beginnt Toilette zu machen, wobei die Schattenpartien eines eingerahmten Denkmalsentwurfs als Spiegel figurieren müssen. All seine Bewegungen sind dabei von geschmeidiger Nachlässigkeit, die nicht ganz frei von einem gewissen kokettierenden Selbstbewußtsein ist, das indes zu viel naive Frische hat, um irgend wie ans Geckenhafte zu streifen. Mitten im Ankleiden springt er wiederum mit einem sehr jungenhaften Satz nach der Wasserspritze und besprengt die überlebensgroße weibliche Figur, die bis auf vielleicht ein paar letzte, kleine Feinheiten vollendet vor ihrem Schöpfer steht, oder vielmehr schwebt, denn die Figur scheint aus einem als Sockel dienenden palmenartigen Schaft emporzustreben, die Fußspitzen scheinen kaum noch an dem Schaft zu haften. Nicht nur die leicht gehobenen, sanft gebreiteten Arme, deren eine Hand einen Ölzweig hält, während auf die Rückenfläche der anderen eine im Fluge

rastende Taube sich senkt, geben diesen Eindruck des Schwebenden, Fliegenden; mehr noch liegt derselbe in dem Faltenwurf der flatternden Gewandung, in den leicht gestreckten, knospend schlanken Formen der Gestalt. Eine bestechende Anmut ruht über dem ganzen Bildwerk, der nämliche Zug anmutiger Weiche, der aus all den im Atelier umherhängenden und stehenden Reliefs, Büsten und allerhand Entwürfen spricht.

Mit einem Lächeln, als stehe er einem leibhaftigen Wesen gegenüber, nickt Manders seiner Schöpfung zu; dann, während er das weißseidene Halstuch sich zu flotter Schleife bindet, lacht er wieder hell auf.

„Zehntausend Mark ist ein schöner Batzen, dafür läßt sich's brillant zwei Jahre in Rom hausen. Hurra, Franzel, Rom! Ich üb mich jetzt schon tüchtig auf das Italienische ein — Maccaroni, Salami, Strachino, Lacrimä Christi. Donnerwetter, was soll mir der an der Quelle schmecken! Und erst die Römerinnen und die Tarantella. Hupp, hupp, hupp — eins, zwei, drei — an der Bank vorbei —"

Irgend ein Gegenstand wird nebenan heftig zu Boden geworfen, während eine gereizte Stimme ruft: „Na, wenn's dir so außer allem Zweifel ist, daß du den Preis kriegst, brauch ich mich ja mit meinem Gestümper nicht weiter herumzuquälen."

„Nu, was lernen kannst du immer dabei, Franz Ludwig Schrötter," giebt Manders mit übermütiger Neckerei zurück. „Aber wie gesagt, so pressiert's nicht mehr, daß du darüber das Essen vergißt. So ist's recht," fährt er fort, als auch nebenan die Wasserleitung zu rauschen beginnt — „wasch dich, kämm dich, putz dich schön — aber möglichst schleunig, mein Magen ist zusammengeklappt wie 'n lecker Gummiball."

„Geh immer voran," brummt Franz Schrötter ziemlich unwirsch. „Ich komme gleich nach."

Manders stülpt sich einen kleinen weichen Filzhut auf, wirft noch einen letzten zärtlichen Blick auf sein Bildwerk und verläßt das Atelier, dasselbe hinter sich verschließend. Dann klopft er mit dem Schlüssel an Schrötters Thür.

„Na, Franz Ludwig Schrötter, allegro, presto, prestissimo, wie wir Italiener sagen."

Wütend stampft Schrötter mit dem Fuß. „Schwerebrett, mach, daß du endlich fortkommst."

Lachend ging Manders von dannen. Sein Weg führte durch den Tiergarten, der in üppigster Frühlingsherrlichkeit prangte. Auf der Löwenbrücke machte er Halt und schaute, über das Geländer gebogen, hinab auf das Wasser, wo ein junges Entenvolk sich lustig tummelte. Wenn er den, mit stark ausgreifenden Schritten näher kommenden Freund und Kunstgenossen bemerkte, so that er doch nicht dergleichen, wartete vielmehr, bis derselbe dicht hinter ihm stand, da schwenkte er sich herum.

„Ah, Francesco, amico mio!"

„Hör nu endlich auf mit dem Kaff," lautete die wenig verbindliche Antwort. „Ich bin nicht in der Stimmung."

Manders pfiff halblaut wiederum ein paar Töne von Santa Lucia und blinzelte dabei den Freund mit durchtriebener Neckerei an. „Was hat dir denn die Stimmung verdorben? Doch nicht etwa gar der Gedanke an meine italienische Reise? Eifersucht, scheeläugige Mißgunst, schwarzer Neid gegen den getreusten Busenfreund? Und — Franz heißt die Canaille?!"

Wie ein junger Panther sprang er gegen Schrötter an und hielt ihn an der Brust gepackt. Aber mit einer bäumenden Bewegung schüttelte ihn dieser von sich ab.

„Zum Teufel — gieb frei!"

In einem Tone war's gesagt und von einem Blick begleitet, daß Hermann Manders ein paar Sekunden ihn staunend ansah, dann schweigend sich abwandte und mit mäßiger Eile weiterschritt.

In kurzer Entfernung hinter ihm folgte Schrötter. Die Schritte der beiden klangen ineinander und es gab einen merkwürdigen Tonfall. Manders leichtfüßig federnd, dabei nicht eigentlich energisch, vielmehr selbst bei beschleunigtster Gangart noch ein gewisses Schlendern und beschauliches Bummeln. Schrötters Gang dagegen fest, hart, scharf dröhnend, kein Ineinandergleiten der Schritte, jeder einzelne Tritt gleichsam kurz abgehackt. Und doch hielten die beiden so ungleich Ausschreitenden guten Takt.

Guten Takt — den hielten ihre Schritte seit nun zehn Jahren. Zehn Jahre war's

her, daß sie, zwei blutjunge Burschen, selbander nach Berlin gekommen waren, ein Ränzel auf dem Rücken, geringe Barschaft im Beutel, aber reich an goldener Zukunftshoffnung, stark am Willen, zu erreichen, sich zu erringen, wonach ihnen die Begeisterung der jungen Seelen stand. Sie waren beide kleiner Leute Kind, beide Westfalen, Söhne der roten Erde, Franz Schrötter dem Handwerkerstand entsprossen, Hermann Manders auf einem Bauernhof geboren. In Düsseldorf hatten sie sich kennen gelernt, auf der Akademie, die sie beide zu fast gleicher Zeit bezogen. Manders siebzehnjährig, an Wuchs und Wesen noch ein Knabe, scheu in sich zurückgezogen, der echte Heideträumer; Schrötter neunzehn Jahr alt, schon männlich breit in den Schultern, kraftvoll von Muskeln und auf dem starken Halse einen Kopf, dem man's ansah, daß die westfälische zähe Starrsinnigkeit darin die oberste Herrschaft hielt. Sie fanden sich nicht sofort zueinander. Zunächst ging jeder abseits von dem übermütig ausgelassenen Künstlertreiben seinen einsamen Weg, dann aber ward es gerade dies Abseitsgehen, was sie zusammenführte. Und der Ernst des Strebens, die geradezu fieberhafte Energie zur Arbeit. Sie waren bei weitem die Jüngsten nicht auf der Akademie, aber sie waren die Ungeschultesten. Franz Schrötter zwar brachte eine Art grober Vorbereitung für seinen erwählten Künstlerberuf mit; er hatte als Steinmetz bei einem Fabrikanten von Grabdenkmalen gearbeitet. Manders hatte als künstlerische Vorbildung nur seine verschiedenen geheimen Versuche aufzuweisen, aus Lehm allerhand Menschen und Tiere zu formen. Bei ihm hatte es, im Gegensatz zu Schrötter, in dem erst als junger Mann ganz plötzlich mit gebieterischer Allgewalt der Künstler auferwachte, von Kindheit an unumstößlich festgestanden, daß er dereinst der Kunst dienen werde. Wenn er als Kind, als halbwüchsiger Junge halbe Tage lang in der altertümlichen Kirche vor den bunt bemalten Heiligen, der goldstrahlenden Mutter Gottes stand, oder vor dem bleichen, von blutigen Wundenmalen bedeckten Christus andächtig die Knie beugte, da sagte er sich, während er mit frommem Schauer alle Einzelheiten des Bildwerks in sich aufsog: So was werde auch ich dereinst machen können, gerade so schön, vielleicht schöner noch. Davon reden that er nie; wenn's erst richtig an der Zeit war, würde er schon damit herauskommen.

Doch wie er damit herauskam, begegnete er von seiten seiner Eltern heftigem Widerspruch. Namentlich seine Mutter, eine strenggläubige Katholikin, hatte in der offenbaren kirchlichen Hinneigung ihres Ältesten ein Widerspiel ihrer eigenen fast fanatischen Frömmigkeit gesehen und daran den Herzenswunsch großgezogen, ihr Sohn möge dereinst ein geistlicher Herr werden, und sie war nun ganz entsetzt bei dem Gedanken, daß dieser Sohn mit einemmal unter die leichtlebigen, leichtfertigen Künstler gehen wolle. Mit allen Kräften setzte sie sich dagegen zur Wehr. Der Vater hatte in seiner wortkargen Art nur kurz erklärt: „Ein Künstler, so ein Bummler und Tagedieb, wie sie im Sommer hier herumlungern — da wird's nichts draus. Ein Buer wirst und bleibst du, wie's die Manders seit allen Zeiten waren."

In scheinbarer Fügsamkeit hatte der Sohn über ein Jahr geschwiegen, dann aber war er eines Tages wieder vor die Eltern hingetreten: „Laßt mich gutwillig fort, sonst muß ich's heimlich thun, oder ich geh dran zu Grunde."

Und sie ließen ihn am Ende ziehen. Das „dran zu Grunde gehen" war es, was namentlich die Mutter nachgiebiger stimmte. Er war so schmächtig und zart, hatte oft so was Mattes in der Haltung und auf den blassen Wangen so einen seltsam durchsichtigen roten Hauch.

„Er ist nicht ganz taktfest auf der Lunge," hatte der Arzt, der ihn in einer Krankheit behandelt, gemeint.

Sie ließen ihn ziehen. Aber die Mutter hatte ihm das Fortgehen nicht leicht gemacht. Monate-, ja jahrelang schleppte er's mit sich herum als einen dumpfen Druck, der sich lähmend auf jedes frohere Aufbäumen der Lebensgeister legte, wie am Abend vor seinem Weggang die Mutter ihn schweigend an der Hand gefaßt und zur Kirche geführt hatte, wo sie vor der Mutter Gottes mit ihm niedergekniet war und laut zu beten anhub, mit einer ekstatischen Qual, um das Seelenheil ihres in die Welt hinausscheidenden Kindes.

Dem Franz Schrötter war das Fortgehen von daheim leichter gemacht worden. Als in ihm der mächtige Weckruf auferklungen war, der ihn auf die Künstlerlaufbahn drängte, da hatte er zunächst ein halbes Jahr lang in seinem Handwerk gearbeitet, fast Tag und Nacht, und als er sich an Tagelohn und Überstunden zweihundert Mark zusammengespart, hatte er, schon reisegerüstet, den Eltern gesagt: „Lebt wohl, ich geh nach Düsseldorf auf die Akademie, will ein richtiger Bildhauer werden.“

Der Vater hatte gleichmütig die Achseln gezuckt: „Meinetwegen, wenn du's Geld dazu hast. Ich kann dir nichts dazu geben.“

Die Mutter hatte ihm kurz und derb die Hand geschüttelt — „Na, laß dir's gut gehen —“ und war dann emsig wieder daran gegangen, der um den Tisch sitzenden ungeduldigen Kinderschar die dicke Morgensuppe aufzulöffeln.

„Und wenn's dir gut geht und du verdienst viel, so schick manchmal was heim,“ hatte sie ihm noch nachgerufen.

Was heimschicken! Lieber Gott, es wäre ihm oft genug bitter not gewesen, daß die von daheim mit irgend einer Liebessendung seiner gedacht hätten, und wenn's nichts weiter war als ein grobes schwarzes Brot. Wäre nicht Hermann Manders gewesen, dem's zwar selber knapp genug ging, doch dem die Mutter ab und zu ein Paket mit Pumpernickel und etwas Speck oder Käse schickte, Schrötter hätte noch häufiger des Mittagessens und des Nachtmahls dazu entbehren müssen. Manders war es auch, von dem zuerst der Vorschlag ausging, nach Berlin zu ziehen, und Schrötter hatte sofort beigestimmt.

„Mir ist's recht, ich hab auch schon daran gedacht. Ich mein, es muß dort leichter sein, sich durchzubringen.“

In einem kleinen, ärmlichen Stübchen mieteten sie sich in Berlin selbander ein, arbeiteten selbander, darbten, hungerten selbander. Denn das sich Durchbringen erwies sich nicht als leicht, zumal Manders den Unwillen des Vaters ob seines eigenmächtigen Übersiedelns nach Berlin mit fast gänzlicher Entziehung des geringen Barzuschusses von daheim zu büßen hatte. Und doch, sie brachten sich durch. Sie bissen die Zähne zusammen, wenn sie nach den Akademiestunden für ein paar Mark heimlich handwerksmäßige Arbeit thaten für einen Stuckateur, oder einen Fabrikanten ordinärster Dutzendware. Sie hielten die Köpfe hoch in ihrem jungen, himmelanstrebenden Künstlerstolz und hatten fast ein Gefühl mitleidiger Verachtung für jene Studiengenossen, die das Schicksal in sorglos glückliche Verhältnisse hineingesetzt und denen das Köstlichste versagt blieb, was die Kunst ihren getreusten Jüngern zu bieten vermochte: das Bewußtsein, um die Hehre zu ringen, sie zu erringen mit allen Kräften Leibes und der Seele.

Über Manders namentlich kam's gerade in jener Zeit materieller Bedrängnis wie ein frühlingstrunkenes Auferwachen; alle frohen Lebensgeister, die er so lange still im träumerischen Verschließen in sich gehalten, strebten plötzlich in ihm empor, hinauf, hinaus in daseinsfrohe Entfaltung. Die bäuerliche Scheu, in etwas gepaart mit dem bäuerlichen Hochmut, mit anderen zu verkehren, denen er vielleicht nicht recht gleich kam, sei es auch nur in Handhabung gewisser äußerlicher Formen, hielt ihn nicht länger gefangen; er fühlte sich jedem gleich in dem, was er schon jetzt sich galt, und in dem, was er dereinst erreichen wollte, erreichen würde. Unter den ausgelassen übermütigen Genossen war er jetzt manchmal der Übermütigsten einer, doch konnte es ihm geschehen, daß er mitten in einer Tollheit plötzlich ganz still ward, oder mit einem halb wehmütigen Lächeln um die Lippen und einem verwunderlichen Ausdruck in den Augen einen gelasseneren Ton anschlug. Wie der leise Flügelhauch eines vorüberflatternden Falters hatte an ihn die Erinnerung gerührt — die Mutter — was der wohl für ein Entsetzen kommen würde, wenn sie ihn so sähe und hörte!

Und doch war all dies übermütige Tollen unschuldig genug. Es lag in all dem scheinbar oft zügellosen Ungestüm, womit die jungen Künstler ihren Überschuß an Jugendfeuer auszuströmen suchten, so viel naive Frische, so viel oft geradezu kindliche Genügsamkeit dem gegenüber, was sie in ausbündigen Frohsinn zu bringen vermochte; ihre ästhetische Feinfühligkeit ließ sie auch nach der ethischen Seite hin vor Häßlichem und Gemeinem zurückscheuen.

Auch Schrötter hielt sich dem frohen Treiben der Kunstgenossen nicht mehr abseits, aber er war ein wortkarger Gesell, der es fertig brachte, beim lärmendsten, lachendsten Übermut der anderen mit einer starren Teilnahmlosigkeit dazusitzen, als rühre diese lachende Jugendlust so wenig an sein Wesen, wie das Geplätscher eines Bächleins an den Kern des Felsens, an dessen Fuß es dahinrieselt. Manchmal aber, während vielleicht die anderen in ruhigem Gespräch dasaßen, kam's wie ein plötzlicher Ruck über ihn, und er ließ die Faust gleich einem wuchtigen Eisenhammer auf den Tisch niederdröhnen: „Heut wollen wir einmal lustig sein — toll — Los!“

Aber es gab eine seltsame Art von toller Lustigkeit, wenn Franz Schrötter darin die Führung übernahm.

„Bring einer ein paar kräftig ausgewachsene Löwen daher, Franz Ludwig Schrötter will schäkern!“ rief einmal ein junger Maler dagegen, als Schrötter wieder den Kommandoruf „Los!“ erschallen ließ.

Es war in seinen Lustausbrüchen in der That etwas von der Art eines jungen Riesen, der, um die kraftstrotzenden Muskeln ein wenig spielen zu lassen, Eichen entwurzelt und Felsblöcke zu Thale rollt. Den anderen, wenn sie sich auch hin und her davon mitreißen ließen, war doch nicht wohl bei dieser Art von Lust, der der eigentliche Frohsinn fehlte. Sie streiften Schrötter oft mit Blicken verstohlenen Mißbehagens, wenn er mit einem jähen Ungestüm, das etwas von der hungrigen Gier eines wilden Tieres an sich hatte, auf und ab rannte, die breite Brust unter keuchenden Atemzügen geschwellt, den Kopf zurückgeworfen, daß an dem muskulösen Halse strotzend die Adern hervortraten.

Doch diese Ausbrüche wurden seltener, je mehr er künstlerisch vorwärtsschritt, es trat immer mehr ein verschlossenes, nicht gerade unfrohes, aber doch der Fröhlichkeit abgekehrtes Wesen bei ihm zu Tage, das ihn den Genossen nicht sympathischer machte.

„Der Schrötter ist brutal,“ sagten sie von ihm, mit einem Gefühl der Abneigung für den Menschen, während gleichzeitig der Künstler ihnen Achtung abzwang. Es fiel ihm nichts wie von selber zu, Schritt für Schritt, wie der Alpensteiger in steilen Fels, mußte er sich die Stufen schlagen zur Höhe hinan, die er erklimmen wollte. Und er that's mit nie versiegender Kraft, mit nie erlahmender Ausdauer, und jeder neue Schritt war ein Schritt empor und gab ihm festen, sicheren Untergrund.

„Alter Büffler,“ sagte ihm Manders zuweilen mit einem Lächeln, in dem nicht ein über den Freund Sichhinauserheben, aber doch eine leise, vergnügliche Selbstzufriedenheit lag. Nicht als ob er selber, nachdem er aus den Lehrlingsjahren herausgewachsen war, nachgelassen hätte an begeistertem Arbeitseifer, aber seine Art zu schaffen war eine leichtere als die Schrötters. Das Ringen mit den Stoffen, unter dem jener oft ächzte und sich stemmte mit allem Aufgebot physischer und psychischer Kraft, ihm war es ein weniger schwerer Kampf. Er besaß eine geniale Leichtigkeit der Auffassung und Ausführung, die, selbst wo er nicht an das ursprünglich Gewollte hinanzureichen vermochte, nicht ganz den strengen Kunstgesetzen Genüge gethan, doch eben durch die Leichtigkeit und die ihm eigentümliche, anmutig weiche Grazie fesselten und bestachen. In dieser Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Begabung lag wohl nicht zum geringsten auch die starke Fessel, die ihre Freundschaft all die Jahre hindurch zusammenhielt. Zwar gab es Zeiten, wo sie sich entfernter standen, wo künstlerische oder rein menschliche Differenzen sich für eine Weile verstimmend zwischen sie schoben, aber sie fanden sich stets wieder zueinander, und zwar war es zumeist Schrötter, der, ohne viel Worte oder ein sonderlich versöhnliches Wesen hervorzukehren, ihr Verhältnis wieder in die Bahnen guten Einvernehmens einlenkte.

Manders schaute ihn dann wohl eine Weile blinzelnd von der Seite an, trat schlendernd vor ihn hin und rüttelte ihn an den Schultern —

„Na, Franz Ludwig Schrötter — alter Bursche —“

Die gute Freundschaft war wieder in ihr gemütlichstes Stadium gerückt.

Es war ein großer Tag, als sie sich gemeinsam ein eigenes Atelier gemietet hatten. Zunächst diente ihnen dasselbe zugleich auch als Wohnraum; als aber Schrötter durch

Verkauf einer Löwengruppe, mit der er eine Ausstellung beschickt, und Manders durch freigiebige Honorierung einiger Porträtbüsten sich im Besitz für sie höchst ungewöhnlicher Reichtümer sahen, ward das Atelier ausschließlich Arbeitsraum, und jeder mietete sich noch ein Wohnzimmer. Manders wählte ein hübsches Gemach, dem er durch allerlei Anschaffungen einen künstlerisch gemütlichen Charakter gab, Schrötter bezog einen kleinen Raum, der kaum etwas anderes war als eine dürftige Schlafstelle.

Manders hatte bei seinem ersten Besuch verwunderte Augen gemacht.

„Na, ein bißchen behaglicher hättest du's dir schon aussuchen können."

Schrötter zog die grobe Wolldecke über dem eisernen Feldbett zurecht — neben einem gestrichenen Holzstuhl die einzige Sitzgelegenheit — und sagte kurz: „Mir genügt's."

Manders lachte. „Und wem's nicht genügt, der kann draußen bleiben. An Liebenswürdigkeit nimmst du nicht gerade zu mit den Jahren, Franz Ludwig Schrötter. Ich glaub beinah, du — übst dich auf den Geizhals ein, willst sparen —"

Ein kalt verächtliches Lachen zuckte um Schrötters Mund. „Sparen —"

Er schritt dröhnend ein paarmal durch den schmalen Raum und blieb dann vor Manders stehen, die zur Faust geballten Hände fest an den Körper gepreßt.

„Und wenn ich's wollte?! Sparen — um dereinst verschwenden zu können, ohne Beschränkung, aus vollem Reichtum heraus zu — leben!"

Manders ließ auf dem Freunde einen seiner stillen Blicke ruhen, wobei die von den Lidern tief überhangenen Augen seinem Gesicht etwas Schläfriges und zugleich verinnerlicht Beobachtendes gaben, und sagte ruhig: „Wenn du's thätest, du wärst ein Narr. Hungern — um dereinst bis zum Übermaß dich sattessen zu können — ja weißt du denn, ob dir darüber nicht die rechte Freude am Genießen, der wahre Genuß am Genuß abhanden kommt und nichts übrig bleibt als die sinnlose Gier, in sich hineinzuschlingen wie ein — Tier?!"

Schrötter lachte rauh auf. „Ein Tier — nun ja doch. Jeder eben nach seiner Art. Sei zufrieden, wenn bei dir die Bestie immer zahm einduckt — bequemer ist's ja jedenfalls."

Über Manders' Brauen lief ein Zucken, mit einer halben Bewegung kehrte er sich der Thür zu. Doch er wandte sich wieder zurück; langsam hob er die Arme, legte sie auf Schrötters Schultern und sah ihm dicht in die Augen.

„Sei kein Narr, Schrötter. — Und übrigens" — der ernste Druck seiner Hände ging in ein freundschaftliches Rütteln über, und in seinen Ton kam ein fröhliches Lachen — „ich hab auf heut abend die ganze Bande in unser Atelier zur Maibowle geladen. Den Wein hab ich schon besorgt, aber Waldmeister und Zucker fehlen noch, die wirst du spendieren. Zieh dich an und komm."

Schrötter gab keine Antwort. Schweigend starrte er durch das Fenster auf das Dach des gegenüberliegenden Hauses. Dann griff er langsam nach seinem Hute, öffnete die Thür und stieg mit Manders die Treppen hinab. Auf der Straße aber schob er, noch immer stumm, seinen Arm unter den des Freundes. In Manders' Augen kam ein durchtriebenes Blinzeln, und ohne auch seinerseits ein Wort zu sprechen, begann er die Melodie eines starken Gassenhauers zu pfeifen, dessen Tempo Schrötter alsbald seine Schritte anpaßte. Und so, Arm in Arm, marschierten die beiden stramm dahin.

Einige Zeit darauf war ein Preisausschreiben für eine symbolische Darstellung des Friedens erlassen worden. Das Bildwerk sollte im Treppenhause eines militärischen Staatsgebäudes Aufstellung erhalten und ein Pendant bilden zu einer von hervorragender Meisterhand geschaffenen Statue des Krieges. Man hatte einmal vorzugsweise jüngeren Künstlern Gelegenheit geben wollen, sich hervorzuthun, und die älteren, schon bewährten Meister von der Bewerbung zunächst fern gehalten.

„Na, wann fängst du denn mit deiner Friedensjungfer an, Franz Ludwig Schrötter?" fragte Manders eines Tages plötzlich.

Schweigend hatten sie beide im Atelier an ihrer Arbeit gestanden, aber es schien, als fehle ihnen heute dazu die rechte Stimmung, denn Spachtel und Modellierholz ruhten oft oder fielen aus den achtlosen Fingern zu Boden, und Manders gab durch öfteres

Wechseln des Platzes, durch ein Recken und Winden der Glieder, als suche er dieselben von einem umstrickenden Bande zu lösen, deutlichen Beweis seiner inneren Unrast und Erregtheit.

Schrötter wandte bei Manders' Worten die Augen mit raschem, scharfem Blick zu ihm. Er hatte mit über der Brust gekreuzten Armen bewegungslos gestanden und mit zusammengezogenen Brauen auf einen Fleck an der Wand gestarrt. Jetzt lachte er kurz auf. „Ei, so fang doch an, wenn's dir in allen Fingern danach juckt; ich genier dich doch nicht dabei."

Manders pfiff halblaut ein paar Töne vor sich hin, ritzte eine blattartige Arabeske in den Nacken eines weiblichen Studienkopfes, an dem er modellierte, strich wieder glättend über den feuchten Thon, warf mit einer gemurmelten Verwünschung das Modellierholz zu Boden, lief einmal durch das Atelier und blieb dann vor Schrötter stehen.

„Zum Kuckuck, ja — du genierst mich — gerad wie ich dich geniere. Wir haben beide Lust zu der Geschichte, wenn's auch noch keiner eingestanden hat. Aber hier — zusammen — jeder über der gleichen Aufgabe und einer dem anderen dabei auf die Finger guckend — das wird im Leben nichts!"

Schrötter sah ihn fest an. „So, darüber bist du dir also klar. Nun da — trennen wir uns eben. Schmeiß mich doch einfach raus — die letzte Monatsmiete hast du ja ohnehin allein bezahlt."

„Du bist ein Esel, Schrötter," sagte Manders kurz und grob. Dann trat er zum Tisch, nahm ein Stück Kreide und zog damit einen Strich durch die Mitte des Ateliers. „So, nun sieh mal gefälligst her, du — Schafskopf. Das ist die Mitte. Hier 'ne Wand durchgezogen, bleibt auf jeder Seite noch Raum genug, daß einer zur Not drei Friedensjungfern auf einmal kneten kann. Na?"

Schrötter blickte angelegentlichst auf den Kreidestrich, dann trat er rasch herzu. „Ja, das ginge. Eine doppelte Bretterwand mit Rohrzwischenlage — bis ganz zur Decke hinan wär's nicht mal nötig —"

„Nee," sagte Manders, breitbeinig, mit untergestemmten Armen auf dem Grenzstrich Stellung nehmend. „Dasselbe Oberlicht kann ja ungeteilt über Gerechte und Ungerechte leuchten. Und wenn ich den Preis kriege — denn natürlich krieg ich ihn — und ich reise selbstverständlich nach Italien — wenn du fein artig bist und sittsam, Franzel, da nehm ich dich mit."

„Du mich — oder ich dich — wir wollen's abwarten," sagte Schrötter trocken.

Manders begann eine Art Indianertanz aufzuführen. „Ich dich — ich dich! außer allem Zweifel! Und im übrigen, Franz Ludwig Schrötter, wenn du mir den Preis wegfingst, sollte dich der Teufel holen! Aber dabei gönnen — so gewissermaßen gönnen thät ich's dir doch."

Mit einem seltsam durchdringenden Blick sah Schrötter ihn an. „Gönnen — das Teufelholen — ja, das Natürlichste wär's jedenfalls."

Auch Manders' Blick begegnete fest dem des Gefährten. „Meinst du? Nun, wenn ich dächte, du könntest recht behalten — in deinem Sinne, da" — sein Fuß fuhr verwischend über den Kreidestrich — „braucht's keiner Scheidewand hier durch, da — könnt um den Preis konkurrieren wer mag. Mir wär um zehntausend Mark eine zehnjährige Freundschaft zu billig verkauft."

Mit kurzem Ruck wandte er sich, umhüllte seine Thonbüste mit nassen Lappen, wusch sich die Hände, ergriff den Hut und wollte das Atelier verlassen.

„So warte doch, wir gehen zusammen," vernahm er Schrötters Stimme hinter sich, und gleichzeitig fühlte er, wie dessen Arm erst langsam, gleichsam einem Zwange halb noch widerstrebend, dann aber mit plötzlichem festem Druck sich um seine Schultern schlang.

Acht Tage später war die Scheidewand durch das Atelier geführt, und jeder saß in seinem Abteil, voll fieberischen Eifers an dem Entwurf einer Personifikation des Friedens arbeitend. Oft wurden tagelang über die Wand hinweg kaum ein paar Worte zwischen ihnen gewechselt; dann wieder war ein gemütliches Hinüber und Herüber, ein Austausch von dem, was jeder auf seinem Spirituskocher zum Frühstück, das, um Zeit zu sparen, gleich als Mittagessen dienen mußte, kochte oder briet. Jeder schloß dabei stets mit geflissentlich übertriebener, ängstlicher

Hast die Thür hinter sich, wenn der andere bereits draußen auf dem Flur stand, seinen Anteil an dem gebratenen Speck, den Spiegeleiern oder dem Beefsteak in Empfang zu nehmen. Namentlich Manders ergötzte sich wie ein Kind an diesem gegenseitigen Versteckspielen, und wenn er auch getreulich an dem festhielt, was sie sich zugesagt, nie aneinander zu forschen, wie ihr Werk vorwärtsschreite, gelinge, welcher Art vielleicht die Auffassung sei, so erging er sich doch manchmal in übermütigen Neckereien enthusiastisch über das Kunstwerk, das seine Hände hervorzauberten, gab absurde Schilderungen über die Haltung seiner Friedensjungfer und erkundigte sich voll wehmütiger Teilnahme nach dem Befinden von Schrötters „Thonkloß".

Zunächst nahm Schrötter die Neckereien, wenn er auch nicht sonderlich darauf einging, gemütlich genug hin. Dann remonstrierte er ein paarmal, erst ungeduldig, dann grob: „Hör auf mit dem Quatsch, dabei kann keiner arbeiten!" — Und einmal, als Manders, besonders übermütig gestimmt durch das Gefühl, sein Entwurf schreite glücklich vorwärts, die Schönheit seiner „Jungfer" voll drolligster Exaltiertheit pries, scholl aus Schrötters Atelier plötzlich ein dröhnendes Stampfen, als stürme ein jählings wildgewordener Stier gegen ein Hindernis an, und dann ein mächtiger, krachender, klatschender Fall.

Manders sprang mit beiden Füßen vorwärts. „Bist du verrückt geworden, Schrötter? Was ist?"

Ein rauhes Auflachen maßloser Wut klang herüber. „Was ist? Meinem Kloß hab ich die letzte Gare gegeben, nun mag der Teufel sich daran den Magen verderben!"

Wortlos, langsam trat Manders wieder an seine Arbeit heran, aber ein kalter Schauer kroch dabei über ihn hin, ein Gefühl, als sei neben ihm ein Mord begangen worden.

Und doch war ein derartiger Ausbruch sinnloser Raserei ihm an Schrötter nichts völlig Neues. Ein paarmal, vor Jahren, war es geschehen, daß Schrötter wie ein Berserker plötzlich den schweren Eisenhammer, den er als ein Angedenken an seine Steinmetzzeit aufbewahrte, gepackt hatte und alle vollendete oder begonnene Arbeit zu Trümmern schlug.

„Schund! Erbärmliche Stümperei! Nichts — nichts Rechtes! Zum Teufel damit! Zum Teufel mit mir selber!"

Es war ein solcher Ausbruch stets ein Merkstein in seiner künstlerischen Entwickelung gewesen. Was er nach solch einem Selbstgericht schaffte, das ward stets ein vollgültig Gutes, war ein mächtiger Schritt vorwärts.

In den nächstfolgenden Wochen standen Manders und Schrötter sich wieder einmal völlig fern. Letzterer war stets schon im Atelier anwesend, wenn Manders kam, und verließ erst nach diesem dasselbe wieder, ja, es konnte den Anschein nehmen, als verbringe er auch die Nächte in demselben. Kein Wort wurde über die Scheidewand hinweg gewechselt. Eines Nachmittags aber verließen beide zu gleicher Zeit das Atelier. Sie tauschten einen flüchtigen Gruß, dann, nach kurzem Zögern, fragte Manders obenhin: „Kommst du mit?"

Schrötter nickte. „Ja, ich möcht ein Glas Bier trinken." Und dann, gleichsam als Antwort auf die verstohlene Frage, die in Manders' Blick lag, bog er plötzlich die breite Brust heraus und gab sich in den Schultern einen Ruck. „Ich glaub, ich hab's jetzt richtig gepackt."

Dann, ohne noch ein weiteres Wort über das zu verlieren, was ihnen doch beiden zumeist am Herzen lag, suchten sie selbander ein Bierlokal auf.

In freundschaftlicher Eintracht arbeiteten sie hinfort wieder nebeneinander, aber der Ernst der Arbeit ließ ihnen wenig Zeit für wortreiche Unterhaltung. Der neckende Übermut in Manders war verstummt, auch er rang mit seinem Stoffe, hatte Tage, wo die qualvolle Unzufriedenheit, so wenig in seinem Werke den eigentlichsten Ausdruck seiner Empfindung zu verkörpern, wie ein Fieber an ihm fraß. Doch wenn ihm dann mit ein paar glücklichen Griffen plötzlich gelang, wonach er Tage, oft Wochen vergeblich gesucht, da war es die Erinnerung an Schrötters letztes wildes Toben, was wie ein Nebel an ihm hinstrich und einen lauten lachenden Fröhlichkeitsausbruch zu stumm beglücktem Lächeln dämpfte, oder vielleicht zu einem leisen, sanft flötenden Pfeifen.

Heute nun aber hatte die frohe Ausgelas-

senheit ihn mit nicht mehr zurückzudämmender Gewalt gepackt gehabt. Die Arbeit war zu einem glücklichen Ende gediehen, und die langen Jahre engen Zusammenlebens hatten ihn sattsam in Schrötters Wesen lesen gelehrt, um zu wissen, daß auch dieser sein Werk als ein gelungenes betrachtete. In acht Tagen war der Einlieferungstermin für die Konkurrenz — da würde sich's ja erweisen, wer von beiden das Beste geschaffen, wem das größere Verdienst zufiel oder — das Glück.

Manders' Schritte verlangsamten sich wieder zu behaglichem Schlendern; die Hände hielt er auf dem Rücken gefaltet, den Kopf in den Nacken gebogen, und er schaute hinein in das sonnenflimmerige Laubdach, das über ihm sich wölbte. Ob wohl drunten in Italien der Windhauch noch ein ander Lied sang, wenn er durch die Pinienwipfel strich?

„Santa Lucia —" begann er schmelzend wieder zu pfeifen.

Wie ein mühsam unterdrücktes Stampfen klangen Schrötters Schritte in die Melodie hinein. Manders ließ sich nicht stören. Ohne nach dem Genossen zurückzuschauen, der gleich ihm die Schritte verlangsamt hatte, wanderte er pfeifend und still vor sich hinlächelnd weiter. Wenn jener sich in griesgrämigem Unmut gefiel oder womöglich gar noch vor der Entscheidung von mißgünstigem Neid sich überkommen ließ, um so schlimmer für jenen; er selber aber wollte sich seine erwartungsvolle Fröhlichkeit nicht trüben lassen.

„Wenn durch die Piazzetta
Die Abendluft weht —"

trillerte sein Pfeifen hell auf wie Tamburingeschmetter, und seine Finger schnalzten castagnettenartig den Text dazu.

„Glückliche Reise!" vernahm er Schrötters Zuruf in einem Tone, der mehr einen Fluch als freundschaftlichen Wunsch auszudrücken schien.

Mit spitzbübischem Lächeln drehte Manders sich um und sah, wie Schrötter sich gewandt hatte und seitwärts mit grimmiger Hast davonschritt.

„Grazie, grazie," rief er ihm lachend nach. „Laß dir's gleichfalls gut gehen. Und — kommst du heut abend zu Meinhards?"

„Ja," gab Schrötter, ohne den Kopf zu wenden, zurück. Es klang wie eine Drohung.

* * *

„Na, Kinder, aber heute wollen wir mal fidel sein!"

Mit diesen, von einem derben Händedruck und einem lautschallenden Lachen begleiteten Worten bewillkommnete Fräulein Johanna, des Hauses älteste Tochter, die jungen Künstler, denen die Pforten der Meinhardschen Häuslichkeit allvierzehntägig sich öffneten. Es war kein anspruchsvoller Jourfix, sondern ein gemütliches Zuhausesein und Sich-zu-Hause-fühlen. Auch die Bewirtung war völlig einfach gehalten, wenn auch in hinreichenden Mengen und mit liebevollem Verständnis für die oft durch ein sehr mangelhaftes Mittagessen äußerst leistungsfähigen Magen der jungen Künstler. Und gegen den Durst lächelte aus wohlbekannter Ecke ein Fäßlein Lagerbier.

Heute aber trug der Abend weit feierlicheres Gepräge. Statt der kalten Schüsseln, die sonst zu beliebigem Zulangen auf dem Büffett standen, schmeichelten sich aus der Küche lockende Bratendämpfe herein, und auf der sorgfältig gedeckten Tafel im Speisezimmer stand duftender Blumenschmuck und funkelten verheißungsvoll die grünen Römer.

Der Hausherr, eine prächtige Männergestalt, die auf den kraftvollen Schultern den Kopf mit dem schlohweißen Haupt- und Barthaar frei wie ein Jüngling trug, schien heute mit noch größerer Sorgfalt als gewöhnlich gekleidet; ja, selbst Fräulein Johanna, die im allgemeinen souveränste Verachtung gegen weiblichen Kleidertand bekundete, hatte ihre hohe, ein wenig männlich geartete, aber sonst schöngewachsene Figur mit einem hellen, modischen Gewand umhüllt und trug einen durch seine Größe humoristisch wirkenden Blumenstrauß am Gürtel.

„Ja, ja, verehrte Zunftgenossen," nickte sie den ein wenig verwundert sich umschauenden Künstlern zu, „heute geht's hoch her bei Meinhards. Maifeier — nicht wahr, du — oller Maikäfer?"

Die drollig grimmige Fratze, die sie der in den Kreis der jungen Leute tretenden Schwester schnitt, konnte doch nicht ganz

einen Ausdruck fast verzückter Zärtlichkeit verbergen.

Maria Meinhard lächelte und begrüßte mit kordialem Händedruck, der indes sehr verschieden war von Johannas kameradschaftlich derbem Schütteln, die Gäste des Abends.

Und in all den jungen, schönheitsfrohen Augen leuchtete es auf, und als habe plötzlich ein zu erhöhter Freudigkeit belebender Hauch über sie hingeweht, so schwirrte munteres Reden und von innerer Lust erwecktes Lachen umher.

„Iduna“ nannten die Künstler untereinander Maria Meinhard. Iduna, die Spenderin der goldenen Äpfel, deren Genuß jung und froh erhält. Jugend und Frohsinn, sie strömten in einem Maße von ihr aus, bildeten eine Atmosphäre um sie her, daß ihre Nähe auf jeden wirkte wie ein Trank aus quellfrischem Jungbronnen. Sie war keineswegs sprudelnd ausgelassen, nicht übermütig lustig: ihre Heiterkeit war die von schöner Ruhe durchsonnte, göttergleiche Art, die klare Spiegelung einer harmonisch hellen Seele. Und auch ihre Schönheit hatte die göttergleiche Art der nordischen Huldinnen: die hohe, in anmutvoller Kraft sprießende Gestalt, die Fülle des goldschimmernden Blondhaares, das als schlichte Flechtenkrone um den Kopf sich wand, die groß und frei blickenden blauen Augen und um die Lippen bei aller holden Weiche ein Zug jungfräulicher Herbheit.

Es war unter den jungen Künstlern nicht einer, der für Maria Meinhard nicht ein Gefühl schwärmender Bewunderung gehegt hätte; aber Marias unbefangene Sicherheit, die gleichmäßige Freundlichkeit, die sie allen entgegenbrachte und die durch diese Gleichmäßigkeit fast etwas Unpersönliches erhielt, ließen sie abstehen von feurigeren Huldigungen, deren Erfolg ihnen von vornherein mehr denn zweifelhaft erschien.

Einmal zwar war unter ihnen ein Fragen gegangen, ob nicht Hermann Manders in ernsthafterer Weise Maria den Hof mache. Es lag für eine solche Annahme zwar keinerlei sicht- oder greifbarer Grund vor, Manders verkehrte häufig im Meinhardschen Hause, doch nicht eben häufiger als die anderen auch, und er bemühte sich auch kaum bemerkbarer um Maria als die anderen. Ja, es konnte ihm geschehen, daß er in der träumend nach innen gerichteten Art, die noch immer trotz allem gelegentlich aufsprühenden Übermut den Grundzug seines Wesens bildete, ihr fast stumm einen ganzen Abend gegenüber saß. Aber wenn sie dann durch das Zimmer schritt, beim Herumreichen von Erfrischungen behilflich war oder an den Flügel ging, mit ihrer herrlichen Stimme ein Lied zu singen, folgten ihr Manders' Blicke mit einem heimlichen Leuchten, das zu denken gab.

Ein gewisser, zuweilen ziemlich intensiver Grad von Verliebtsein war ja allerdings bei Manders an der Tagesordnung, er selber gestand es mit einem geheimen Schmunzeln geschmeichelter Eitelkeit ob seiner Eindrucksfähigkeit auf Mädchenherzen offen ein und ließ als Nachsatz meist den Seufzer folgen, daß diese Gefühlsrhapsodien leider nie über eine Lebensdauer von sechs Wochen hinausreichten. Die Dreigliederung war dabei eine streng einheitliche; vierzehn Tage für das erwachende Wohlgefallen, das Anschwärmen und Umwerben, vierzehn Tage Hochdruckwonne, und wiederum vierzehn Tage des sich Glättens der aufgewühlten Seelenwogen, des Glutverkühlens und Verlöschens. Dann folgten gewöhnlich sechs Wochen eifriger, völlig konzentrierter Arbeit, und dann hob in seinem Herzen die dreigeteilte Melodie des alten Liebeslieds von vorne an.

Aber Maria Meinhard gegenüber ließen diese gewöhnlichen Symptome im Stich. Ob er einmal ordentlich ins Zeug zu gehen gedachte? Und ob er meinte, bei Maria Glück zu haben? Bemerkenswerte Bevorzugung hatte sie bisher noch kaum für ihn bekundet.

Indiskretes Nachforschen widerstrebte den Genossen, aber doch einmal hatten sie versucht, Manders ein wenig auszuhorchen, indem sie begeistert Marias Loblied sangen. Manders hatte mit stummem Lächeln zugehört und dann genickt: „Ja, sie ist wirklich schön, und ein nettes Mädchen ist sie auch. Man sollt's kaum glauben, daß sie und Johanna Schwestern sind — so ein Kerl!“

Die anderen lachten gutmütig. „Na ja, ein Kerl — aber ein ganzer —“

Schrötter, der bisher sich schweigend verhalten, lachte trocken auf.

„Ja, manch einer könnte sich ein Modell dran nehmen. Ich habe sie neulich im Aktsaal bei der Arbeit gesehen, im alten grauen Kittel, die Ärmel bis zu den Schultern aufgekrempelt, ein Paar Arme mit Muskeln — Donnerwetter! — und an einem kolossalen Thonklumpen herumknetend, als ging's um Leben oder Tod.“

„Sie wird sich schon durchdrängeln, Talent hat sie, Begas hat's selber gesagt,“ gab ein anderer etwas kurz angebunden dagegen. Der spöttelnde Ton in Schrötters Worten hatte ihn gereizt. Als Mädchen übte ja Johanna Meinhard kaum auf einen unter ihnen eine sonderliche Anziehungskraft aus, aber sie galt ihnen als guter Kamerad, der seine kameradschaftliche Freundschaft schon manchmal und dann stets in weiblich feinfühligster Weise bethätigt hatte. Und dann zwang die energische Tapferkeit, mit der sie an ihren Künstlerberuf heranging, ihnen Achtung ab. Sie hatte sich denselben zunächst weniger einem idealen Drange gehorchend gewählt, sondern mit dem praktischen Ausblick auf einstigen selbständigen Broterwerb.

Herr Meinhard hatte vordem den rheinischen Großindustriellen zugezählt, die Familie war in der mittelgroßen Stadt des Münsterlandes tonangebend gewesen. Eine jähe Reihenfolge unverschuldeter geschäftlicher Unglücksfälle bewirkte die Auflösung der Firma. Der Besitzer hatte sich mit allen Ehren und einem geringen Barvermögen aus demselben gerettet, das jetzt im Verein mit dem stattlichen Gehalt, das Herr Meinhard als derzeitiger Generalvertreter einer großen Versicherungsgesellschaft bezog, eine ziemlich behagliche Lebensführung gestattete. Zu Anfang der Katastrophe aber, als Herr Meinhard, deren endgültige Lösung selbst noch nicht übersehend, mit schwerem Kopfe und noch schwererem Herzen einherging, war Johanna zunächst seine thatkräftige Stütze gewesen und dann hatte sie ihm eines Tages erklärt: „Um mich mach dir keine Sorge. Ich such mir mein eigen Brot; irgendwo wird's schon wachsen.“

Während eines früheren Winteraufenthaltes in Düsseldorf war ihr einmal die Lust gekommen, sich ein wenig in der Plastik zu versuchen, und sie hatte ein Vierteljahr lang nach allen Regeln der Kunst allerhand architektonisches Blattwerk geknetet und ein ganz leidliches Geschick dafür bei sich bekundet. Nun ward ihr das zum Wegweiser in eine selbständige Zukunft hinein. Mit dem klaren Blick praktischen Wollens hatte sie ihre Studien zunächst nach der kunstgewerblichen Seite hin dirigiert, aber mählich, doch stetig zog die Kunst, die wahre echte Kunst ihren Bann um sie, und mit derselben tapferen Willenskraft, mit der sie vordem dem Vater erklärt: „Ich will mir mein eigen Brot suchen —“ sagte sie sich jetzt: „Ich will's zu was Rechtem bringen — ich will's und werd's!“

„Sie hat Talent — nu ja doch —“ hatte Manders die Bemerkung des Genossen bestätigt. „Aber wie weit es reichen wird? Eine bildhauernde Frau —“ mit einer ablehnenden Gebärde hatte er abgebrochen.

Schrötter hatte wieder kurz aufgelacht. „Na, sehr — verwandtschaftlich scheint's bei dir nach der Seite hin noch nicht zu liegen.“

Manders drehte sich jäh herum. Seine Augen, zwischen denen ihm eine scharfe Unmutsfalte stand, begegneten Schrötters lauernd auf ihn geheftetem Blick. Eine Sekunde hingen die Blicke der beiden ineinander, dann wandte sich Manders mit einem lässigen Achselzucken, als habe er die Meinung von Schrötters Worten nicht verstanden und halte es auch nicht der Mühe wert, derselben weiter nachzudenken, wieder ab.

„Bitte näher zu treten, meine Herrschaften!“ rief Johanna Meinhard mit Stentorstimme, die Thüren des Speisezimmers weit zurückschlagend. „Jedwedes Männlein suche sich seinen weiblichen Gefährten, der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.“

Neckische Scherzreden flogen hin und her, während die Herren, Johannas Aufforderung Folge leistend, unter den anwesenden jungen Damen, die zumeist gleichfalls auf irgend einem Kunstgebiete sich beschäftigten, ihre Tischnachbarinnen wählten.

Hermann Manders hatte sich ohne Hast Maria Meinhard genähert, den Blick mit lächelnder Bitte auf sie gerichtet; doch als er ansetzen wollte, dieser Bitte Worte zu geben, stand plötzlich Schrötter ihm zur

Seite, mit einer Verbeugung Maria den Arm bietend.

„Darf ich um die Ehre bitten?“

Er schien in diesem Augenblick erst eingetreten zu sein; sein Anzug war wenig sorgfältig, es ging wie ein heißer Hauch gewaltsam unterdrückten, keuchenden Atmens von ihm aus, lag über ihm wie die Spur eines langen, stürmischen Marsches, der ihm gleichwohl mehr Erregung als Ermattung geschaffen.

Mit lächelndem Zaudern schaute Maria von Manders auf Schrötter und von diesem wieder auf Manders zurück.

„Ich weiß nicht — ich glaube fast, ich muß danken, Herr Manders hat —“

Mit tiefer Verbeugung, die Muskeln bis zur Starrheit anstreckend, trat Schrötter sofort zur Seite, während Manders mit scherzhaft übertriebener, dankbarer Unterwürfigkeit Maria den Arm reichte. Sie nickte Schrötter liebenswürdig zu.

„Vielleicht können wir vis-a-vis sitzen.“

Seine Antwort war wiederum nur ein starres Verneigen.

Eine Hand legte sich von rückwärts auf seine Schulter, und Johannas tiefe Stimme sagte teilnahmvoll: „Armer Franzel. Ja, wer das Glück hat — Na, nehmen Sie mich als Ersatz, auf diese Weise bleibt's wenigstens in der Familie.“

Lachend schob sie ihre Hand unter Schrötters Arm.

Einen Augenblick war's, als zucke dieser zurück, der Unterkiefer schob sich ihm vor, als schwebe ein brutales Wort ihm auf den Lippen, dann aber stimmte er in Johannas jungenhaft unbefangenes Lachen mit übertriebener Lautheit ein und preßte ihren Arm fest unter den seinen.

„Jawohl — Name ist Schall und Rauch. Philippinchen, machen Sie die Augen zu und denken Sie, 's ist Karl. Hahaha!“

Johanna blieb jäh stehen. Ihr Lachen verstummte, ihr Arm zog sich mit kräftigem Ruck aus Schrötters Umklammerung los und ruhte nur noch mit den Fingerspitzen leicht auf seinem Ärmel. Auf ihr Gesicht trat kein Erröten, auch nichts von Beleidigtsein, nur mit einem ruhig verwunderten Blick, der Schrötter gleichsam zurückschob, betrachtete sie ihn und sagte trocken: „Poetische Citate lassen Sie mal lieber sein, Schrötter; dazu, scheint's, fehlt Ihnen die nötige Belesenheit.“

Dann schritt sie gelassen mit ihm in das Speisezimmer, wo sie als letztes Paar am unteren Ende der Tafel Platz nahmen. Schrötter hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt und die Brauen finster zusammengezogen; Johanna scherzte bereits wieder in derber Fröhlichkeit mit den Umsitzenden. Dabei zog sie die mächtige Bowlenterrine zu sich heran.

„So, Kinder, das Amt der Hebe werd ich verwalten; erstens ist das mein Genre, und zweitens bin ich auf die Art, solang nur noch ein Tropfen da ist, die anziehendste Person am Tische.“

Mit geschickter Behendigkeit begann sie die Gläser zu füllen.

„Einen Augenblick Geduld,“ sagte sie, Schrötters Arm zurückbiegend, als dieser sein Glas zu hastigem Trunk an die Lippen hob. „Für den ersten Schluck hab ich eine besondere Verwendung.“ Mit dem Bowlenlöffel gegen die Terrine läutend, das gefüllte Glas in der Hand, erhob sie sich und begann voll Pathos. „Hochverehrte Anwesende, teure Festgenossen! Der Mai ist eine schöne Jahreszeit. Und warum ist er eine schöne Jahreszeit? Weil's da Maibowle giebt, meinen Sie? Stimmt zwar, aber ich will mich augenblicklich weniger mit dem Zoologischen — es giebt nämlich auch Maikatzen und Maikater —, als vielmehr mit dem Botanischen beschäftigen. Der Mai ist eine schöne Jahreszeit, weil da das Grünzeug sproßt — sitzen bleiben, Alois Bartels, Sie sind nicht gemeint! — weil, wie Sie auf Ihren Tellern sehen, es frischen Spargel giebt und weil der Erde Jugendwonne aus tausend Blütenaugen lächelt. Da giebt's gar nichts zu lachen, das ist sehr schön gesagt und von mir selber. Der Geschmack in Blumen ist ja nun verschieden, der eine liebt Veilchen, der andere Rosen, der lobt sich die Narzisse und jener hält's mit der Päonie; ich hab so meinen aparten Geschmack, und auf den bitte ich jetzt die Gläser zur Hand zu nehmen und mit mir anzustoßen. Unter allen Pflanzen, die der Mai geboren, mir die liebste, die lang noch grünen, blühen, gedeihen und sich freuen möge — meine Schwester Maria, sie lebe hoch! hoch! und nochmals hoch!“

Und hoch! hoch! klang der jubelnde Chorus auf.

Johanna war die erste, die unter den eifrig das Geburtstagskind umdrängenden Gästen zuerst mit der Schwester anstieß. Dabei schlang sie den Arm um deren Nacken und drückte ihren Kopf sich fast gewaltsam gegen die Brust.

„O du — du — du!“

In einem stummen Austausch tiefer Zärtlichkeit tauchten die Blicke der Schwestern ineinander.

Dann ging Johanna zur Mutter.

„Prost, Mutting, du sollst auch leben! Und schön Dank sollst du haben, du altes Mummelchen.“

Frau Meinhard, eine feine, leidend aussehende Dame, die infolge steter Kränklichkeit fast nie an diesen geselligen Familienabenden teilnahm, streichelte sanft über der Tochter unschönes Gesicht. Was hinter diesen grobgeschnittenen Zügen, diesem derben Wesen an zartester Fürsorge, an unermüdlicher Hingabe verborgen lag, des war sie in trüben Tagen, in langen Leidensnächten wohl gewahr worden.

Auch Schrötter war mit gefülltem Glase Maria genaht, doch hatte er gewartet, bis die glückwünschenden anderen wieder ihre Plätze aufsuchten, dann trat er vollends zu ihr.

„Sie sollen lang leben und Glück geben.“

Es war ein seltsamer Ton, in dem er es sagte, kurz hervorgestoßen und gewaltsam verhalten. Sein Blick begegnete dabei nicht dem ihren, den sie freundlich zu ihm hob, sondern haftete starr auf einer Stelle ihres von dem leichten Taillenausschnitt ein wenig freigelassenen, herrlich geformten Nackens, wo ein tief angewachsenes blondes Löckchen sich zitternd kräuselte. Maria empfand den starrenden Blick plötzlich als ein in die Haut sich ihr Einbrennendes, dunkle Röte goß sich ihr von den Schläfen bis zum Halse, und mit einer hastigen Bewegung setzte sie ihr Glas, ohne es mit den Lippen berührt zu haben, auf den Tisch zurück.

Im gleichen Augenblick trat von der anderen Seite Manders zu ihr. Er hatte während des kurzen Zärtlichkeitsaustausches der Schwestern unauffällig sich von seinem Sitz erhoben und das Zimmer verlassen. Nun hielt er an langgestieltem Zweig zwei herrliche La France-Rosen, die er in fliegender Eile aus irgend einem nahen Blumengeschäft sich verschafft hatte, Maria entgegen. Seine halbgeöffneten Lippen, über die vom tollen Lauf leis keuchend der Atem kam, schwiegen, aber aus seinen Augen leuchtete ihr sein Glückwunsch entgegen.

Marias Hand, mit der sie die Blüten in Empfang nahm, schloß sich eine Sekunde um die seine. — „Haben Sie Dank.“ — Dann hob sie die Blumen, den köstlichen Duft einatmend, gegen das Gesicht, und eine tiefere, holde Farbe strahlte dabei auf ihrer Wangenmitte auf, als sei ein Kelchblatt der Rosen dahingeweht.

Manders' Blicke hingen mit fast naivem Entzücken an ihr. Er nahm wieder auf seinem Stuhle Platz, hob sein Glas, ließ es gegen Marias klingen und trank langsam, immer die frohglänzenden Augen auf sie geheftet. Dann wandte er sich zu Schrötter herum, der, um einen Schritt seitlich getreten, noch hinter Maria stand.

„Prost, Franz Ludwig Schrötter! Wir zwei beide können ja auch mal anstoßen. Auf die Zukunft und das gute Glück!“

„Jawohl, auf die Zukunft und auf das gute Glück,“ wiederholte Schrötter. „Prost!“

Es war ein rauher Klang in seiner Stimme, und seine Hand hielt das zarte Kelchglas mit einer Wucht umschlossen, daß der schlanke Fuß abbrach und leis klirrend auf den Teppich fiel. Er lachte kurz auf.

„Hui — da ist mein Glück schon in die Brüche gegangen.“

Maria wandte sich mit gelassener Freundlichkeit ihm wieder zu.

„Das ist im Gegenteil ein gutes Omen. Scherben bedeuten Glück.“

Jetzt fiel sein dunkler Blick tief in den ihren hinein.

„Meinen Sie wirklich, daß ich dran glauben soll?“

Sie neigte bejahend das Haupt, ihre Augen so von den seinen lösend.

„Gewiß. An sein Glück glauben, heißt es schon halb besitzen.“

Schrötters Brust bog sich heraus, sein brennender Blick bohrte sich wieder auf Marias Nacken fest.

„Ja, ich will dran glauben. Und das

Glück erringen wollen, heißt auch, es erringen können."

Mit einem Scherzlachen drehte sich ihm Manders wieder zu.

„Na, da verlaß dich doch nicht zu sicher drauf. Fortuna ist ein Frauenzimmer, und wenn ein Frauenzimmer sich nicht erwischen lassen will, läßt sich's eben nicht erwischen."

Schrötters Lippen zogen sich von den Zähnen zurück. Es war ein häßliches Lachen in seiner Stimme und ein noch häßlicherer Blick in seinen zusammengekniffenen Augen, mit denen er Manders streifte.

„Da freilich — kann ich nicht gegen reden. Mit — Frauenzimmern weißt du besser Bescheid."

Mit ruhiger Kälte sah ihm Maria Meinhard voll in das Gesicht.

„Man sollte Ihnen beinah glauben. Wenigstens lassen Sie Ihre Tischdame ungebührlich lange allein."

Bevor noch Manders, in dem Gereiztheit über Schrötters Ausfall mit einem Gefühl von Betroffenheit, fast Schrecken über die herbe Zurechtweisung, die jenem geworden, gegeneinander anstritten, ein Wort, vielleicht einen Scherz fand, der über das Peinliche der Situation hinweghalf, war Schrötter bereits zu seinem Platz neben Johanna zurückgekehrt.

Diese empfing ihn mit trockenem Lachen.

„Na, glücklich wieder angefunden? Ich wollte Sie eben als verlorenen Sohn ausklingeln lassen."

Er stieß ein kurzes Lachen verbissenen Grimmes aus, griff nach einem Glas, füllte es sich selbst und stürzte den Inhalt hinab. Dann langte er wieder nach dem Bowlenlöffel.

Johanna nahm ihm das Glas aus der Hand. „Halt da — das ist meine Angelegenheit. Nur keinen Eingriff in fremde Rechte."

Es zuckte um Schrötters Lippen, über sein ganzes Gesicht; noch suchte er sich zurückzuhalten, nur seine auf den Tisch gestemmte Hand ballte sich zur Faust, dann aber brach er los; kaum daß er mühsam noch die Stimme so weit dämpfte, daß sie nicht dröhnend über die ganze Tafel scholl. „Fremde Rechte — der Teufel soll sie holen! Fremde Rechte — was ein Narr sich gutwillig wegnehmen läßt, das sind fremde Rechte! Ich bin kein Narr, will kein Narr sein, ich — ich will —"

Johannas kräftige Hand legte sich fest um seine geballte Faust, die er emporgehoben hielt, als wolle er sie im nächsten Augenblick schmetternd auf den Tisch niedersausen lassen.

Er starrte sie wild an, da begegnete er ihrem Blick voll Güte und Mitleid. Die Zähne schlugen ihm hörbar knirschend übereinander, der Kopf bog sich ihm tief auf die Brust.

Johannas Hand, die immer noch zur Ruhe zwingend um seine zuckende Faust lag, löste etwas ihre feste Wucht, und ihre Finger umschlossen mit weicherem, wärmerem Druck eine Sekunde lang die seinen. Dann schob sie das neugefüllte Glas ihm hin und hielt das ihre dagegen. „Prost," sagte sie, „auf die Kunst, die doch das einzig Wahre bleibt für unsereinen."

Wieder starrte er sie an, und mechanisch hob er das Glas an die Lippen.

Am oberen Ende der Tafel gab Frau Meinhard das Zeichen zum Aufstehen. Im Salon und in dem anstoßenden Wohnzimmer bildeten sich scherzende, lachende und angeregt plaudernde Gruppen. In einer derselben, der auch Manders sich zugesellt hatte, wurde lebhaft debattiert über das mögliche Ergebnis der in acht Tagen stattfindenden „Friedenskonkurrenz", wie die jungen Künstler das Preisausschreiben getauft hatten. Es war so ziemlich bekannt, wer an der Konkurrenz sich beteiligen würde. Ein paar gute Namen waren darunter, aber bei den meisten war die höhere Künstlerschaft eine stark anzuzweifelnde. Manders zuckte die Achseln. „Jeder wird natürlich versucht haben, sein Bestes zu geben. Abwarten; 's wird sich ja zeigen, wem's geglückt ist."

„Ich wünsche Ihnen aufrichtig, daß Sie es sein mögen," sagte Maria. Sie hatte zuhörend außerhalb des Kreises gestanden und trat nun an Manders' Seite.

Er drehte sich rasch mit aufsteigender Wangenröte zu ihr hin. Seine Augen forschten in den ihren und begegneten da einer sanften, schönen Wärme. „Wirklich, würden Sie sich darüber freuen?" Es lag fast gesellschaftliche Ungehörigkeit darin, wie er sich dabei vor ihr hin und her bewegte, aber ein Lächeln kinderhaften Glücks war auf seinem Gesicht.

„Gewiß, von Herzen," gab Maria zurück und nahm von dem Tablett, mit dem ihre Schwester Johanna eine neue Auflage der Bowle herumreichte, ein Glas. „Sehen Sie, ich trinke auf Ihr Glück."

Er ließ die Augen nicht von ihr, und wie sie die Lippen von dem halbgeleerten Glase löste, streckte er mit einem zärtlichen Betteln im Blick die Hand danach aus, und sie, tief errötend, ließ es geschehen, daß er den Kelch nahm und an der Stelle, wo ihre Lippen geruht, die seinen ansetzte, ihn vollends zu leeren. Dann war sie plötzlich in lautloser Scheu ihm entwichen.

Manders that ein paar schlendernde, fast taumelnde Schritte, die Lider waren ihm wie einem Schlafwandelnden über die Augen gedeckt, ein wonniges Traumlächeln spielte um seinen Mund.

Da stieß er beinah gegen Schrötter an, der unter einem Wandbehang hervortrat, welcher in einer Zimmerecke ein tiefabfallendes Zeltdach bildete.

Manders sah den Freund und sah ihn doch nicht sogleich. Wie in wohliger Trunkenheit hob er die Arme und legte sie ihm auf die Schultern. „Na, Franz Ludwig Schrötter — alter Bursche?"

Schrötter wich nicht zurück, es zuckte auch keine Muskel an ihm, Manders von sich abzuwehren, und doch ließ dieser jählings die Arme sinken und starrte den Gefährten mit weitgeöffneten Augen an.

„Mensch, was hast du für ein Gesicht? Wenn ich mal einen Lucifer brauche, dich nehm ich als Modell."

Ein gelbliches Leuchten sprang aus Schrötters Augen. „Der Teufel steht zu deinen Diensten."

Dann schritt er von Manders hinweg.

* *
*

Früher, als es sonst seine Gewohnheit war, begab sich Manders am nächsten Morgen in sein Atelier. Es hatte ihn umklungen, wie er von seinem Lager sprang, war mit ihm gegangen auf seinem Weg durch den Tiergarten, aus dem Zwitschern der Vögel hatte er's trililierend vernommen und seine eigenen Lippen summten es leise wie ein selig noch zu bergendes Geheimnis, das Lied, das Maria Meinhard gestern abend schmetternd gesungen:

> Wenn goldig der Herbst von den Bergen steigt,
> Da schließt unsre Liebe den Bund.
> Da halt ich das Glück, da hab ich's erreicht,
> Da giebt's auf dem Erdenrund
> Kein seliger Paar als nur wir zwei.
> Im Herbst, im Herbst, da blüht unser Mai!

Er schob den Schlüssel in das Schloß, und die Hand bebte ihm dabei vor ungeduldiger Eile. Er hatte ja dies und das noch zu schaffen an seinem Bildwerk; nicht der geringste Fehl sollte daran sein, auch im Kleinsten, Nebensächlichsten ein tadellos fertiges. Tadellos wie sie selber, deren Züge er seiner Friedensgöttin gegeben und von der er seit gestern wußte, daß sie ihm die Berechtigung dafür zugestand.

Die Thür sprang auf, er trat in das Atelier, sein Lächeln, seine grüßenden Blicke hoben sich empor und — trafen ins Leere.

Starrend weit öffneten sich ihm die Augen. Schlief er — träumte er? Was — wo —?

Wie ein Tastender schob er die Schritte weiter in das Atelier hinein. Da — da! Hilfe — Hilfe!

Mit keuchendem Sprung stand er davor, mit emporgeworfenen Armen hielt er's umklammert, als wolle er es schützen, stützen — sein in sich zusammengebrochenes Bildwerk.

Schlaff sanken ihm die Arme herab. Taumelnd trat er zurück. Und immer die starrenden Augen auf die Trümmer gerichtet. Das — das war ja nicht — das konnte ja nicht sein!

Und wieder tasteten seine Hände an dem zerbröckelten Thon und schlossen sich um das einzig Unversehrte, was auf der Trümmermasse lag — das schöne Haupt, das heiter klare Gesicht Maria Meinhards.

Wie ein Eisesstrom durchlief es ihn. Todeskälte — ein Totenhaupt war's ja, was er da hielt.

In starrer Betäubung stand er, und wie ein dumpfes Bohren im Gehirn klang ihm unabläßig nur die eine Frage: Wie war es mögich?

War's überhaupt möglich gewesen? Und nicht nur einzelne Teile gebrochen — alles — alles! als habe eine brutale Gewalt es zum Sturze gebracht.

War er es sich bewußt, daß sein scheuer

Blick plötzlich hin zu der Wand ging, die das Atelier durchteilte, daß seine Augen in entsetzter Furcht daran emporkrochen?

Und dann griff er mit den Händen in die Luft, als wolle er etwas zurückwehren, von sich stoßen — etwas namenlos Gräßliches.

Dann stand er wieder, starrend — starrend — in dumpfer, stumpfer Ratlosigkeit.

Draußen klangen Schritte, eine Thür ward aufgeschlossen, Schrötter trat in sein Atelier. Auflauschend bog Manders den Kopf vor, der angstgequälte Ausdruck war wieder in seinem Gesicht. Keine leiseste Bewegung von drüben klang herüber. Es war, als sei Schrötter nach dem ersten Schritt in das Atelier hinein jählings stehen geblieben und verharre nun in regungsloser Starrheit.

„Komm herüber, Franz."

Mit thönerner, schleppender Stimme hatte es Manders gesprochen.

Ein plötzliches Geräusch, wie ein zuckendes Emporfahren, ward laut. Sich überstürzend und doch schwer, als hingen an jedem Worte Centnergewichte, klang Schrötters Gegenfrage: „Was — bist du schon da? Was — willst du?"

„Kommen, herüberkommen sollst du."

Manders' Stimme war auf einmal fest, ruhig. Mit aufgerichtetem Kopfe stand er da und blickte Schrötter entgegen.

Mit ein paar ungestümen Schritten trat dieser in das Atelier, nun stand er still, ein mächtiger Schauer durchrüttelte ihn, der starre Nacken, die breiten Schultern sanken ihm ein, als sei die Wucht des zerschmetterten Bildwerkes über ihm zusammengestürzt. Ein gurgelndes Wort drängte sich aus seiner Kehle: „Zusammengebrochen —"

„Vernichtet!"

Wie der metallisch schwingende Ton einer Glocke klang Manders' Stimme. Aber dann brach's mit jäher Plötzlichkeit über ihm zusammen. Mit ausgebreiteten Armen stürzte er über das in der Ecke stehende Feldbett, und ein wildes Weinen, ein schluchzendes, stöhnendes, ächzendes Schreien rang sich aus ihm hervor.

Schrötters Zähne waren aufeinandergebissen, die Hände gewaltsam eingeballt, als müsse er sich wappnen gegen diese ungeheure Qual. Er that einen Schritt auf Manders zu, wich wieder zurück, und dann schrie er auf wie ein bis zu unerträglichster Pein Gefolterter: „Schweig, schweig! Ich kann das nicht ertragen!"

Manders verstummte plötzlich. Ein paarmal durchzuckte es ihn noch wie Fiebergeschauer, dann erhob er sich langsam, mit müder Zerschlagenheit und trat an Schrötters Seite.

„Geht's dir wirklich so nah?"

Schrötters Augen waren auf die Trümmer gerichtet, sein Gesicht war fahler grau als der zermürbte Thon.

„Es — vielleicht läßt sich's doch wieder zusammen — und vielleicht, daß sie mit der Beschickung — einen Aufschub — ich —"

Seine in Fieberhast zitternden Hände streckten sich aus, als wolle er beginnen, das Zusammengebrochene wieder aufzubauen.

„Laß sein!" Wieder war es der metallisch schwingende Ton, mit dem Manders es rief. Dann kam ihm ein bitter höhnendes Lachen. „Wieder zusammenflicken — eine Schusterarbeit." Er machte eine Handbewegung, als schiebe er etwas von sich ab, hinein in das wesenlose Nichts. „Damit ist's eben aus. Aus."

Ein tiefer Atemzug hob ihm die Brust. Eine große Resignation, als trete er von einem Grabe zurück, wissend, daß nicht Sehnsucht, nicht Weh das Eingesargte wieder zu beleben vermöchten, breitete sich langsam über ihn.

Er hob seinen Hut vom Boden empor und stülpte ihn auf.

„Ich gehe. Aber zuvor — laß mich deine Arbeit sehen."

Stumm schritt Schrötter voran und ließ Manders in sein Atelier eintreten. Da stand die vollendete Statue.

Ein Jüngling, die Glieder noch knabenhaft zart und doch das leise Emporschwellen männlicher Kraft verratend, in der leicht erhobenen Rechten den Ölzweig, in der Haltung des Kopfes, in dem Ausdruck des klar schönen Gesichts kinderhaft frohe und doch bewußt sichere Ruhe.

Lange schaute Manders auf das Werk, dann wandte er sich zu Schrötter, der mit gesenkten Augen abseits stand.

„Hier hätte meine Arbeit nicht dagegen gekonnt. Der Preis war dir sicher."

Schrötter fuhr empor, sein Gesicht war verzerrt, die Wildheit keuchte aus ihm.

„Der Preis — meinst du, daß — der Preis — haha! um den Preis!“

Sein Arm fuhr mit packendem Griff durch die Luft, seine wie irrsinnig funkelnden Augen trafen den schweren Steinmetzhammer an der Wand.

Manders trat dicht zu ihm und bog ihm den Arm herab.

„Den Mord wirst du nicht vollführen.“

Schrötters Kopf sank plötzlich schwer auf die Brust.

„Ich vermöcht's auch nicht. Viel leichter — viel leichter mich selber,“ murmelte er.

„Dich selber? Um welchen Grund?“ fragte Manders. Seine Augen waren groß, in ernster Erwartung und doch mit einem Ausdruck trauriger Milde auf Schrötter gerichtet.

Der stand und starrte mit dumpfem Schweigen vor sich nieder.

Da wandte sich Manders zum Gehen.

„Leb wohl, Franz.“

Kein Gegengruß erklang. Langsam schritt er zur Thür.

Plötzlich stand Schrötter neben ihm.

„Ich — du — leb wohl —“

Es war ein Zucken in den Muskeln seines Armes, als wolle er Manders zurückhalten, die Hand ihm reichen —

Dieser hob die seine nicht. Aus seinem Blick sprach noch einmal die ernst erwartende, traurig milde Frage. Und als abermals nur ein Schweigen als Antwort folgte, schritt er hoch erhobenen Kopfes an dem Gefährten vorbei aus dem Atelier.

Zehn Tage später war das Ergebnis der Konkurrenz bekannt geworden. Franz Schrötter hatte unter auszeichnendster Anerkennung den Preis erhalten. Sein Werk war einer großen Erzgießerei zum Guß übergeben worden. Schrötter selber hatte von den Kunstgenossen keiner mehr gesehen. Ohne ein Wort, ohne eine Zeile des Abschieds war er fortgereist — nach Italien.

* *
*

Ein Jahr ist hingegangen.

Die offizielle Eröffnungsfeier der großen Landeskunstausstellung war vorüber, die Säle waren dem Besuch freigegeben. Mit geschärften Augen und Ohren eilten die Kunstkritiker der Tageszeitungen zwischen den Gemälden und Bildwerken hin und her, achtsam lugend und aufhorchend, wo ein berühmter Meister über diese oder jene Arbeit sein Urteil abgab. Die jungen Künstler schoben und drängten sich vor den Werken der neuen Richtung und gingen mit mitleidig überlegenem Lächeln an dem vorüber, was „ein Alter“ in überlebt idealistischer Manier geschaffen. Diejenigen, welche ausgestellt hatten, führten Freunde und Bekannte vor ihre Arbeiten hin, begierig eines Lobes, doch dabei meist gereizten Mißmut äußernd über die unvorteilhafte Art der Aufstellung, die schlechte Beleuchtung. Die Hängekommission wurde mit mancherlei wenig schmeichelhaften Adjektiven bedacht, das von der Jury zu fällende Preisgericht von vornherein mit einem Achselzucken abgethan. Hier und da war schon an einen der Rahmen einer der kleinen weißen Zettel geklebt, die das Bild als „verkauft“ bezeichneten, und mit leisem Neid oder spottendem Lachen ob der Urteilslosigkeit der Menge gingen die Jünger der Kunst, die ein gleiches Glück für diesmal sich kaum erhoffen durften, daran vorüber. Aber Staunen und völlige Verblüffung fanden kaum Worte, als es laut ward, daß eine von Hermann Manders ausgestellte Statue noch vor der Eröffnung von der Nationalgalerie angekauft worden sei. Welche heillose Schieberei, oder welches unverschämte Glück hatte da gewaltet?

Manders — ein rundes Jahr, seit er das kolossale Pech gehabt mit seiner zusammengebrochenen Friedensgöttin, hatte man nichts von ihm gesehen und gehört. Wie ein menschenscheuer Sonderling hatte er allen Verkehr geflohen und sich in seinem Atelier eingesponnen. Die Genossen hatten ihn in der ersten Zeit gewaltsam herausreißen wollen, ihn in seinem Atelier aufgesucht, er hatte ihnen den Eintritt verweigert.

„Laßt mich in Ruh. Wenn ich Verlangen nach euch habe, werde ich von selber kommen.“

Da ließen sie ihn denn mit sich allein.

Nun war's ja klar, warum er sich so vergraben, und doch blieb's unbegreiflich. Für die Nationalgalerie — Sie trauten ja alle

Hermann Manders etwas zu, aber er hatte noch viel zu lernen, bevor er im stande war, ein Meisterwerk zu schaffen, zu dem dieser Ankauf doch die Arbeit der Welt gegenüber stempelte. Welcher Art mochte es wohl sein? Sehen, vor allem erst es sehen.

Lachend, schwatzend, gestikulierend eilten sie nach den der Plastik vorbehaltenen Sälen, doch nun sie vor dem gesuchten Werk standen, kam über sie alle ein großes Schweigen. In hoheitsvoller Marmorschöne schaute das Bildwerk auf sie herab.

Marmor — in Marmor hatte er's ausgeführt. Wie — durch welche harten Entbehrungen hatte er sich das ermöglicht?

„Der Rächer," stand an dem Fußgestell zu lesen.

Eine in jeder Linie des kraftvollen Körpers edel schöne Männergestalt. Eherne Hoheit auf der Stirn, um die Lippen der strenge Zug unerbittlicher Gerechtigkeit, die erhobene Rechte ausgestreckt, als brenne ihr deutender Finger das Kainsmal auf die Stirn des Schuldigen. Und der Fuß ruhig schreitend — wie die unentrinnbar strafende Gottheit.

Die Augen der Kunstgenossen trafen sich in stummer, staunender Frage. Dieses Große — wie hatte er das zu schaffen vermocht?

Andere Gefährten traten herzu, einer wollte Manders in den hinteren Sälen erspäht haben, und nun drängte die aufgeregte Schar wieder davon, Manders zu sehen, zu beglückwünschen. Nichts von Neid regte sich dabei in all den hoffenden, strebenden jungen Seelen. Er, der dies geschaffen, der sich mit eins so hoch über sie hinausgehoben, er war ja doch der Ihren einer, gehörte ihnen zu, ihnen, den Jungen. Sie durften stolz auf ihn sein, auf ihn und auf die Zukunft, die aus ihnen herauswuchs.

In einem der Mittelsäle stieß der Trupp auf Maria und Johanna Meinhard, und sofort ging ein hastiges Fragen los:

„Haben Sie schon gesehen — Manders — großartig! Was sagen Sie dazu?"

Johanna nickte ernst. „Ja, ich hätt ihm so was nicht zugetraut. Er kann sich Glück wünschen zu seinem Unglück, wenn das die Frucht davon ist."

Die Künstler, immer in bewundernder Ekstase, huben an, sich in technischen Erörterungen über das Werk zu ergehen. Maria hörte eine Weile schweigend, mit stillem Gesicht zu, dann begann sie, ein wenig hinter den im Reden langsam Vorwärtsschreitenden zurückbleibend, die umhängenden Gemälde zu betrachten. Eines derselben fesselte ihren Blick, der meist mit einem abwesenden Ausdruck, als komme das Geschaute ihr gar nicht zum Bewußtsein, über die bunten Leinwandflächen hinstrich, zu tieferer Aufmerksamkeit. Sie verlor sich in träumerisches Beschauen. Als sie, von dem Bilde zurücktretend, nach ihrer Schwester Johanna sich umsah, war von dieser, sowie von den jungen Künstlern nichts mehr zu erspähen. Sie suchte nicht weiter nach ihrer Spur. Die Schwestern hingen nicht in klettenhafter Ängstlichkeit aneinander, namentlich hier in der Ausstellung. Draußen im Garten hatten sie ihren bestimmten Begegnungsort, wo sie sich stets wieder zusammenfanden.

Langsam schritt sie von Bild zu Bild. Plötzlich ging ein jäher Farbenwechsel über ihr Gesicht, dann eilte sie mit raschen Schritten nach der anderen Seite des Saales und streckte Hermann Manders beide Hände entgegen.

„Wie freue ich mich, Ihnen so Glück wünschen zu dürfen."

Er faßte nicht sofort die dargebotenen Hände. Es war, als ob Marias Anblick, die warme Herzlichkeit ihres Tones, ihre froh leuchtenden Augen ihn wie etwas verwirrend Seltsames berührten. Sein gemurmelter Gruß und Dank waren kaum verständlich, das Lächeln, das ihm um die Lippen ging, scheu verlegen. Und dabei in seinen Augen Schuldbewußtsein, eine ängstliche Frage: „Bist du wirklich so gut? Hast du keinen Groll?"

Hell lächelnd blickte sie ihn an und verstand doch die Frage seiner Augen, und in ihrem Herzen war ein wehes Zucken, das darauf die Antwort gab. Und auch sein Aussehen gab ihr einen Schmerz, seine Gestalt, die so hager geworden war, sein schmales, blasses Gesicht, seine eingesunkenen Augen, aus denen die Müdigkeit heißer, arbeitsschwerer, entbehrungsreicher Tage, langer, schlafloser Nächte sprach. Sie lächelte ihn an.

„Über ein Jahr ist's her, daß wir uns nicht gesehen haben! Sie haben sich so lange

fern von uns gehalten, und es war wohl zu begreifen. Aber nun hat's hoffentlich ein Ende mit Ihrer Menschenflucht."

Es war sichtbarlich, wie er nach Worten suchte und dann nur die abgerissene Frage hervorbrachte: „Begreiflich? Also wirlich — Sie hatten's begriffen?"

Maria wurde ernst: „Das begreift sich wohl leicht, daß einer, wenn er plötzlich eine große Hoffnung zu Grabe trägt, nicht Lust verspürt, seine Enttäuschung vor der Welt spazieren zu führen. Aber nun, nach einer solchen Auferstehungsthat, ich meine, da muß es Sie gewaltsam wieder hinaus ins Leben treiben, in den Sonnenschein und in alle Wetter."

Wie Verzückung leuchtete es plötzlich über sein Gesicht. Er schwieg, aber sein Schweigen redete zu ihr, und sie stand gesenkten Blickes vor ihm da, eine Rose, die mit wonnigem Erschauern ihren Kelch zu vollem Blühen öffnet.

„Die Ausstellung ist dies Jahr recht gut beschickt," sagte Manders unvermittelt. Seine Stimme, die bisher schwerfällig schleppend geklungen, wie die eines Menschen, der sich lange des Redens entwöhnt hat, war mit einemmal hell und leicht, und um die Lippen spielte ihm das spitzbübische Lächeln, mit dem er sich vordem manchmal an einer verübten Schelmerei ergötzt. Das Lächeln, es war wie das Bewußtsein eines köstlichen Spaßes: Wir reden Gleichgültiges miteinander und hätten uns doch so Wichtiges zu sagen, aber wir sagen's uns nicht, weil wir's ja beide wissen, wir beide.

„Es ist viel Schönes da. Die Sindinggruppe —"

Maria wehrte mit beiden Händen ab.

„Ja doch, ja. Aber Sie — Ihr Rächer — kommen Sie, lassen Sie uns zu dem gehen."

Er wandte den Blick nicht von ihr, wie sie, einen halben Schritt vorauf, mit ungeduldig vorwärtsstrebendem Fuß nach den Skulptursälen den Weg nahm. Und doch war bei aller erregten Eile nichts unschön Aufgeregtes an ihr, selbst in der drängenden Erwartung ihres Wesens, in der holden Unruhe ihres Gemüts noch ein harmonisch Schönes.

Sie traten in den rechtsseitigen Skulpturensaal, derselbe war fast leer von Beschauern. Nur dort, um einige Schritte zurück, daß er den vollen Blick frei hatte auf die Gestalt des Rächers, stand einer, regungslos, wie in Schauen versteint. Ein mächtiger Körper und doch kein Bild der Kraft. Oder ein Bild der Kraft, unter zu schwerer Last in sich zusammengebeugt.

Er rührte sich nicht, als Marias und Manders' Schritt hinter ihm auf den Steinfliesen hallten. Manders hemmte plötzlich den Fuß. Seine Augen weiteten sich. Er sah von dem Gesicht des Mannes nur den Profilansatz, eine breite Schläfe mit scharfgezeichneten Adern, eine massive Halslinie, aber er hatte erkannt, trotz der veränderten Art in Kleidung und Haltung, trotz der Bartwildnis in dem vormals glatten Gesicht.

„Schrötter," sagte er laut, ruhig, kalt.

Langsam drehte der Angeredete sich herum. Kein Emporschrecken, nichts von Überraschung. Auch kein grüßendes Wort. Mit stumpf abwartender Ruhe stand er da, als vermöge nichts mehr, ihn zu erschüttern.

Manders schaute ihn an, als schaue er in etwas Fremdes hinein, in eine öde, trostlose Fremde. Und plötzlich kam's ihm leis, ganz leis von den Lippen —

„Franz —"

Schrötter trat einen Schritt zurück und legte die Hände auf den Rücken.

„Erkennst du mich wirklich noch? Ja, mit dem Lucifermodell ist's jetzt aus. Aber so 'ne Art Ahasver, damit ließe sich vielleicht was machen." Seine Zähne blitzten zwischen dem mächtigen schwarzen Bart hervor, in seiner Stimme war genau die stumpfe Ruhe wie in seiner Haltung.

Manders' Blicke gingen von ihm ab und suchten auf dem Boden umher. „Wo — kommst du her?"

„Nun, aus Italien, so direkt wie möglich. Es kam mich plötzlich an, zur Eröffnung hier zu sein. Und es hat sich ja gelohnt." Er deutete mit einer Schulterbewegung auf Manders' Statue. „Du hast was fertig gebracht, was dir früher nicht gelungen wäre. Du bist über deine ursprüngliche Kraft hinausgewachsen."

Manders suchte unablässig mit den Augen den Boden ab. „Und du?" fragte er.

Schrötter riß den Schlapphut vom Kopfe,

fuhr sich einmal durch das wirre Haar, stülpte den Hut wieder auf und sagte dann: „Ich? Ich habe eben gelebt. Und wie! 's glaubt's keiner, was das vergnüglich sein kann, wenn der Beutel brav voll Gold ist."

Fröstelnd zog Manders die Schultern ein. Seine Stimme klang heiser gepreßt.

„Und nun, wirst du wieder arbeiten?"

Schrötter lachte auf, ein rauher, harter Ton.

„Arbeiten? Jawohl, so was recht absonderlich Apartes. Es juckt mir in allen Fingern danach. Übrigens versäume dich nicht mit mir; du bist ja in Gesellschaft."

Sein Kopf deutete nach Maria hin, die der seltsamen Begrüßung zwischen Manders und Schrötter tief betroffen gefolgt war und dann an Schrötter vorbei, der mit keiner Miene ihrer achtete, nach dem oberen Ende des Saales gegangen war, wo sie in die Betrachtung einer Kolossalgruppe vertieft schien.

Manders beachtete Schrötters letzte Worte nicht. An diesen herantretend, halblaut, stokkend, die Blicke unruhig über die ausgestellten Skulpturen hingehen lassend, sagte er: „Wenn du vielleicht — wenn's dir an was fehlt — ich hab's nicht vergessen können, daß wir uns Freunde nannten."

„Ich hab's auch nicht vergessen können," gab Schrötter zurück. Seine Stimme klang wie das gewaltige Dröhnen eines Hammers, dessen schmetternde Wucht zermürbt, zermalmt. Und zum erstenmal richtete sein Blick sich voll auf Manders. Der Blick Ahasvers.

Dann machte er eine gebieterische Handbewegung — „Geh."

Manders ging. Schleppend, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, schritt er langsam wieder auf Maria zu.

Sie trat ihm entgegen, forschte in seinem tiefblassen Gesicht, sah in seinen Augen, die er müde zu den ihren hob, bitterstes Gequältsein, und sie ließ die ganze warme weiche Zärtlichkeit ihres Herzens in ihren Blick strömen und lächelte ihn an: „Kommen Sie hinaus, in den Sonnenschein."

Und als Manders, ob er auch voll tiefer Dankbarkeit sie anschaute, doch zögernd stand, als dränge ihn etwas rückwärts, da schlang sie mit leidenschaftlicher Innigkeit beide Hände fest um seinen Arm. „Kommen sollst du, in den Sonnenschein hinein!"

Ein erstickter Ruf, wie eine Woge jubelnder Seligkeit, die alles andere in sich begräbt, brach aus ihm hervor — „Maria!"

Er riß ihre Hände an seine Lippen empor, dann schritten sie ins Freie hinaus, in den lachenden, rosenduftenden Sonnenglanz.

Franz Schrötter schaute ihnen nach, unbeweglich, ohne ein Muskelzucken. Dann stand er wieder, wie er zuvor gestanden, in erstarrtem Schauen vor Hermann Manders' Rächer.

Weiß, in unirdischem Glanze leuchtete die Gestalt auf ihn herab. Und der Marmor begann zu leben und begann Stimme zu gewinnen, eine Stimme, die es schmetternd rief wie die Trompete des Gerichtes: „Kain! Kain!"

Schweigen wandelte mit den beiden, die draußen unterm Sonnenleuchten im Gewoge der bunten Menschenmenge einherschritten, das über Worte reiche, jauchzende Schweigen tiefinneren Glücks. Ein Vers gaukelte wie ein verträumter Falter unablässig durch Manders' Gedanken:

> Hat dich die Liebe berührt,
> Still unterm lärmenden Volke
> Gehst du in goldener Wolke —

„auf goldener Wolke — goldener Wolke —" seine Lippen summten es leis, er preßte den weichen Arm, der unter dem seinen lag, fester an sich.

Und dann blieb er plötzlich stehen. Ein Frösteln hatte ihn durchschauert, ein Gedanke, der wie jähes Traumerwachen durch ihn hinfuhr: auf goldener Wolke er, und ein anderer in schauernder abgründiger Finsternis.

„Ich muß zurück zu ihm, warte hier auf mich." Die Worte sprangen überhastet von Manders' Lippen, der staunenden betroffenen Frage, die ihm aus Marias Augen entgegentrat, wehrte er durch ein rasches Kopfschütteln, ein aufgeregt bittendes Lächeln. Seine Hände drückten eine Sekunde lang fest die ihren, dann eilte er hinweg, geleitet von Marias weichem Blick.

„Du — Schrötter — du —"

Und dann, die zögernde, wortschwere Stimme plötzlich wie ein Jauchzen emporschwellend und beide Arme dem anderen um

die Schultern geschlungen: „Ich danke dir! Ich dank dir's, Franz!"

Ein dumpfer unverständlicher Ton gurgelte aus Schrötters Kehle, ein Blick, der in seiner grimmen Qual dem Hasse glich, strich über Manders hin, mit einer wilden Bewegung schüttelte er dessen umschlingende Arme von sich. „Laß, geh, ich mach die Rechnung schon alleine glatt, weiß mir's auch ohne Umweg zu sagen, daß ich —"

„Daß du ein Esel bist, Franz Ludwig Schrötter."

Der alte derbgemütliche Ateliertton, das alte blinzelnde Lächeln, dazu der Arm, der sich unter den des Genossen schob, des einstigen Genossen —

Ein Schwanken ging durch Schrötters mächtige Gestalt, und dann war er's, der mit starkem Griff Manders an den Schultern hielt und ihm mit flammendem Blick tief in die Augen sah: „Ist's denn wahr, daß du's so zu nehmen vermagst, daß du so einer bist, so ein ganz Rarer, Großer?"

Über Manders' Gesicht zog eine leise Röte, sein Blick ging zu seinem Bildwerk empor. „Ein Großer, damit hat's wohl noch seine Weile. Aber, wenn ich's je dazu bringe, ohne dich, Franz, wär's mir nie geglückt. Und darum mußt du's dir nun schon gefallen lassen, daß du mich nicht mehr los wirst."

Schrötter zog mit einem knirschenden Laut die Luft durch die Zähne; dann aber blitzte und wogte es aus ihm empor, Erlösung von unerträglicher Qual, neu erwachtes Leben und eine wild fanatische Zärtlichkeit. „Du, du, was bist du für ein Kerl, du!"

Mit fast zermalmendem Griff preßte er Manders' Hände. „Au," seufzte dieser, mit einer nur halb gespielten Schmerzgrimasse.

Schrötter lachte erregt auf. „Ja, ein Grober bin und bleib ich schon. Aber darum dich — dir —" Er vollendete die Worte nicht, aber aus seinem Blick lohte Manders wieder die schrankenlose Zärtlichkeit entgegen.

Dieser machte sein gemütlichstes Spitzbubengesicht. „Du, draußen wartet wer auf mich, und in der Osteria giebt's einen guten Tropfen. Komm, Franz Ludwig Schrötter, heut soll's ein Fest werden."

Bis an das Portal des Ausstellungsgebäudes ließ Schrötter sich mit fortziehen; da blieb er stehen. Er hatte die gewaltsame innere Erregung niedergezwungen und bot, äußerlich ruhig, Manders die Hand. „So, hier leb nun wohl. Ich geh noch heut nach Italien zurück."

Bestürzt starrte Manders ihn an. Und mit einemmal kam's über ihn wie eine Offenbarung, daß er volles Begreifen, volles Verzeihen fand, wofür er doch schon Verstehen und Verzeihen gegeben — Maria — Selbst wie ein Schuldbewußter stand er vor Schrötter. Aber der schaute ihm freien, klaren Blickes in die Augen.

„Das ist vorbei. Da hat der andere Sturm darüber hingehaucht, und es ist drunter eingesunken wie eine Rose, auf die ein Eichbaum schmettert. Sei ganz ruhig, heut gönn ich dir dein Glück."

Zaghaft forschte Manders in dem Gesicht des anderen, aber wie er da bei allem tiefen Ernst doch etwas von zuversichtlichem Frohmut fand, kam ihm der eigene frohe Ton zurück. Mit beiden Händen schüttelte er Schrötters Rechte.

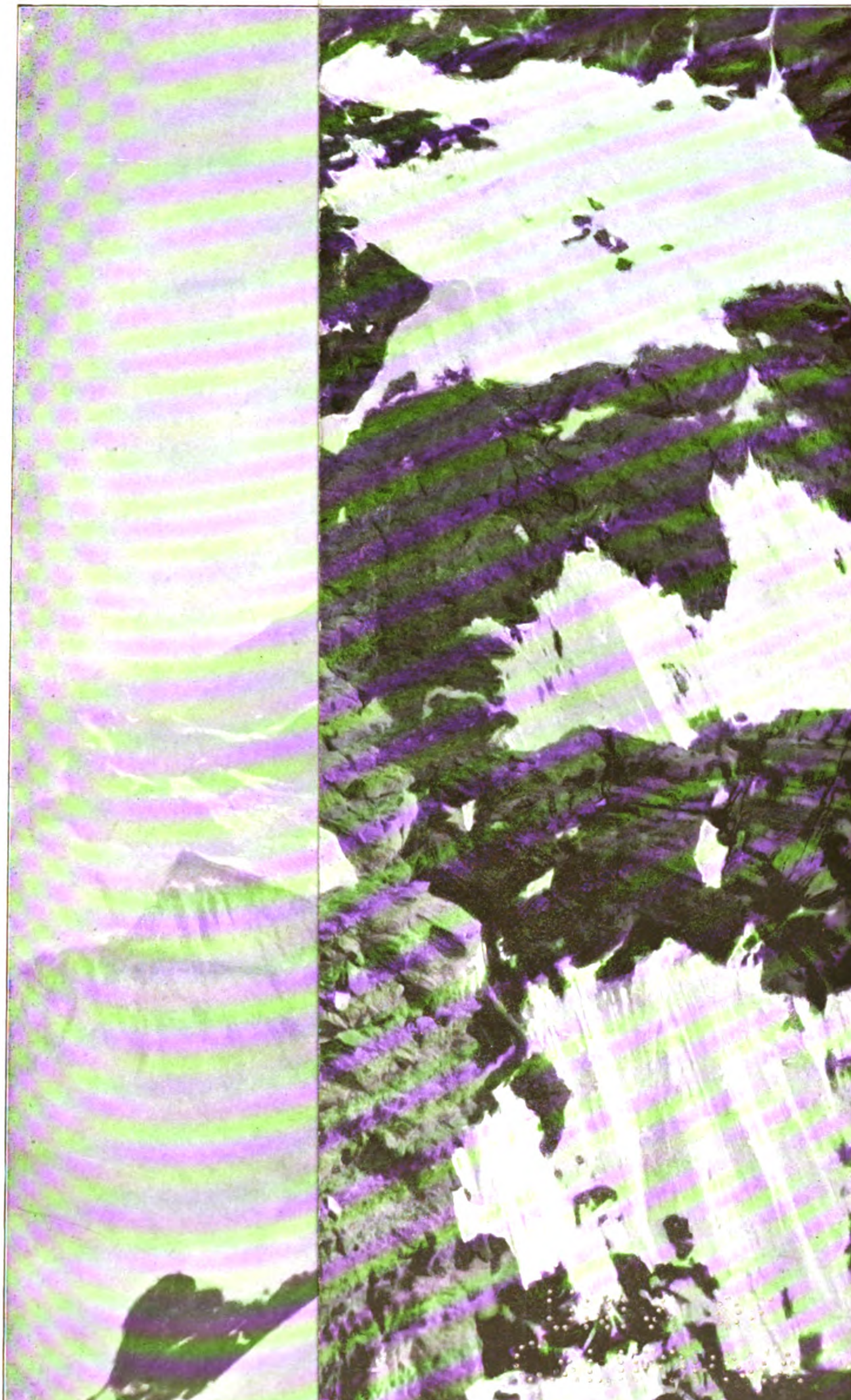
„Du mußt's ja wissen, was dir am besten taugt, und Italien ist 'ne schöne Gegend. Aber — geschenkt giebt's dort die Maccaroni auch nicht; drum, wenn du — ich — der reine Krösus!" mit aufgeblasenen Backen klopfte er auf seine Taschen.

Schrötter nickte mit einem seltsam weichen Lächeln. „Jawohl. Und warum sollt ich's nicht von dir nehmen. Aber bis Rom reicht's noch. Und dort" — er reckte die Arme aus, alle Muskeln seines Körpers schienen emporzuschwellen — „dort die Arbeit."

„So reise mit Gott!" sagte Manders. „Und auf baldig Wiedersehen!"

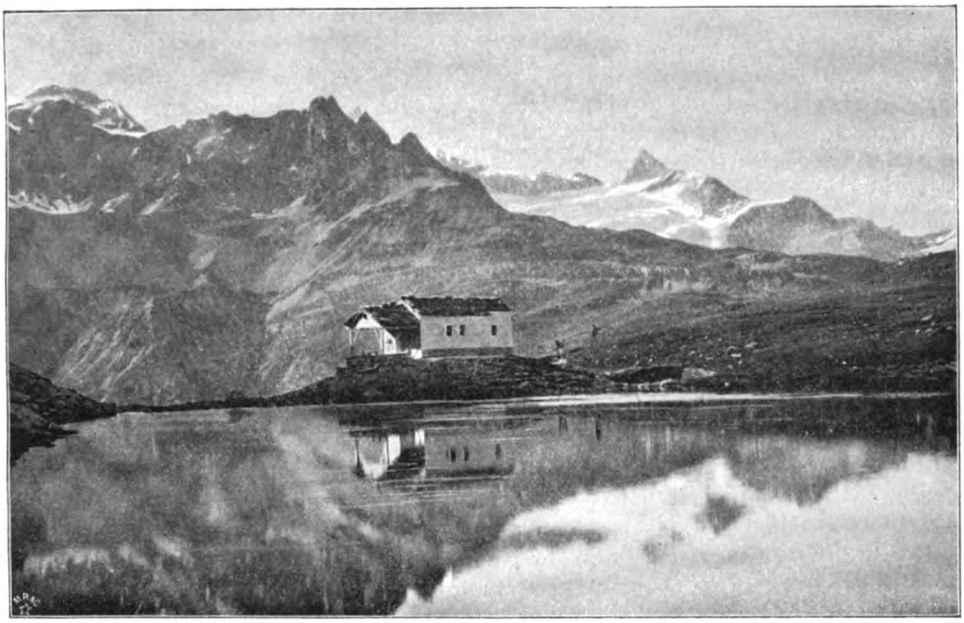
„Auf Wiedersehen," wiederholte Schrötter starken Tones. „In einem Jahr, oder in zehn Jahren, aber auf Wiedersehen!"

Ein großes Leuchten stand in seinem Blick, wie eine heilige Flamme.



Ill. D. Monatshefte. Juni 1897.

Zu Wundt: Das Matterhorn.



Kapelle am Schwarzsee.

Das Matterhorn.

Von

Theodor Wundt.

Wenn irgend ein Gipfel den Bergsteiger zu seinen Unternehmungen reizt, so ist es gewiß das Matterhorn. Übt doch die mächtige Gestalt des ungeheuren Felsens ihre fascinierende Anziehungskraft auf jeden aus, der in ihren Bannkreis tritt. Es ist das Gefühl des Außergewöhnlichen, das uns hier immer wieder fesselt, das Gefühl der Bewunderung vor der Pracht und Größe der Natur und des Staunens vor ihren Schrecken, die hier deutlicher als irgendwo sonst in die Erscheinung treten. Aber während die Mehrzahl sich damit begnügt, diese Eindrücke in sich aufzunehmen, fühlt sich der Bergsteiger, dessen Lust es ist, in dem Erhabenen zu schwelgen, unwiderstehlich angezogen, und die Schwierigkeiten, welche dort oben drohen, locken ihn nur. Liegt doch das Geheimnis seiner Leidenschaft gerade darin, dieselben zu besiegen, über die scheinbar übermächtigen Naturgewalten zu triumphieren.

Es ist bekannt, welcher Kampf einst um das Matterhorn stattgefunden hat. Der Alpinismus, der um die Mitte dieses Jahrhunderts in stolzem Siegeslaufe in das Gebirge eingedrungen war, um dessen Schönheiten dem menschlichen Herzen zu erschließen, hatte vor dem Berge Halt gemacht. Aber während selbst in den exklusivsten Bergsteigerkreisen die Überzeugung herrschte, daß menschliche Kraft und Kühnheit hier ihre Grenzen gefunden haben, während der Aberglaube der Bergbewohner in dem mächtigen Koloß die Zufluchtsstätte der Berggeister sah, die den Eindringling mit Gefahren aller Art bedrohten, so daß sie sich weigerten, als Führer zu dienen, hingen einige kühne Männer mit unwiderstehlicher Liebe an dem stolzen Berge, den zu überwinden ihr höchstes Ziel war.

War dies Vermessenheit? Nach jahrelangen unerhörten Anstrengungen winkte

endlich doch der Sieg, um mit jener furchtbaren Katastrophe zu endigen, welche vier tapferen Männern das Leben kostete. Aber der Bann war jetzt gebrochen, und wenn auch der schreckhafte Nimbus, welcher den Berg umgeben hatte, noch eine Zeit lang anhielt, so vermehrte sich doch bald die Zahl der Besteigungen in immer rascherer Weise, in einem Maße, daß er jetzt von manchem als eine Größe zweiten Ranges, als ein „Modeberg" geringgeschätzt wird. Ein verhängnisvoller Irrtum. Denn die Gefahren, welche der Berg auch jetzt noch in sich birgt, sind wahrlich groß genug. Die so häufig wiederkehrenden Unglücksfälle bestätigen dies in einer nur zu eindringlichen Weise.

Die äußere Gestalt des Matterhorns ist den meisten nur von Norden her in der für Zermatt und den Gornergrat charakteristischen Form eines riesenhaften Obelisken bekannt, der sich wie aus einem Gusse in die Lüfte erhebt. Es erklärt sich dies dadurch, daß, um die West- und Ostseite kennen zu lernen, zum Teil weite Gletscherwanderungen notwendig sind und das im Süden befindliche Valtournanche, wenigstens für den deutschen Touristen, sehr abgelegen ist. Dadurch geschieht dem Berge in gewissem Sinne unrecht, denn wenn auch sein gewohnter Anblick bei Zermatt wohl der grandioseste ist, so zeigt er doch, von verschiedenen Seiten betrachtet, eine Mannigfaltigkeit der Erscheinung, die man dort nicht vermutet.

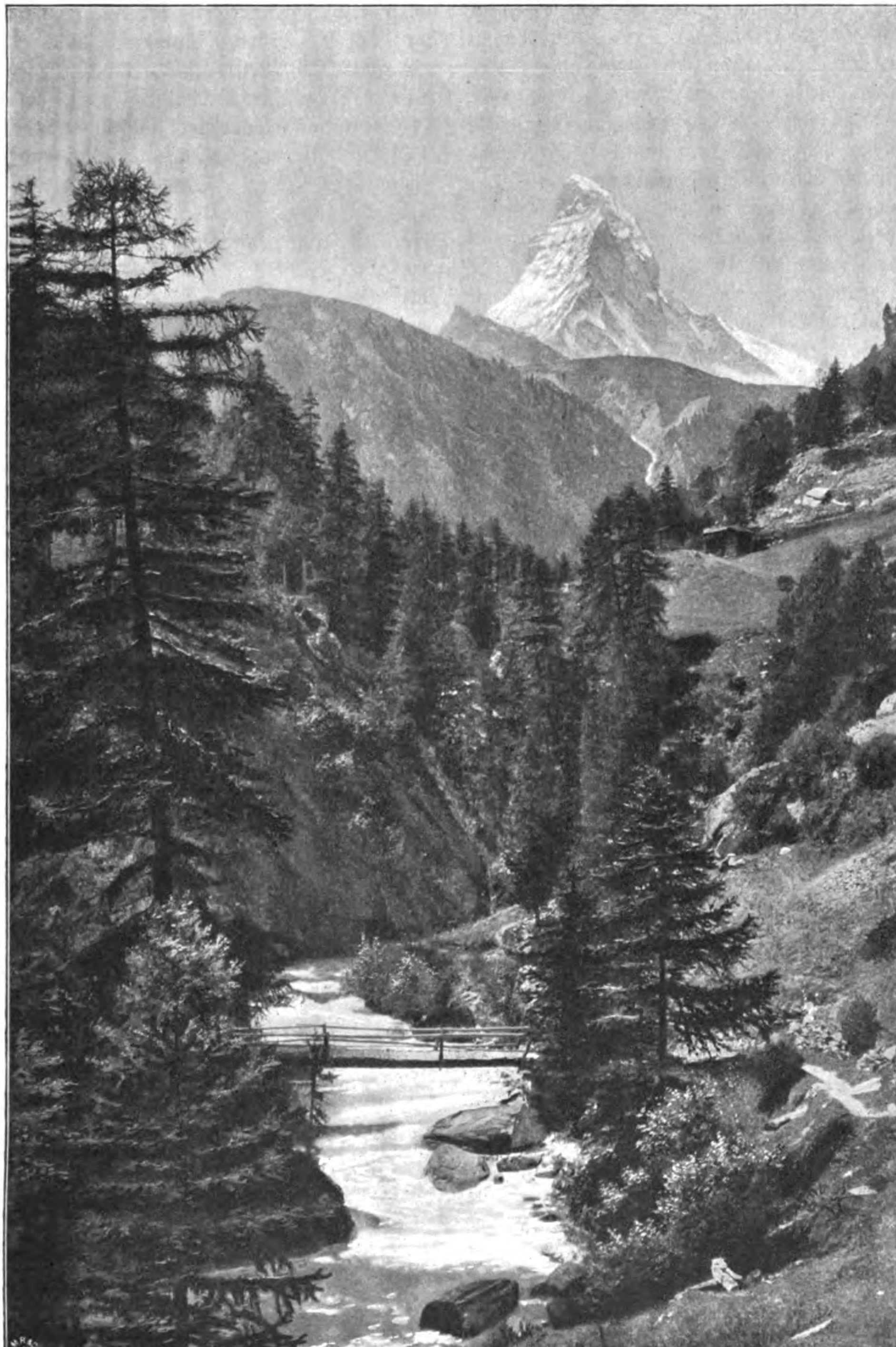
Im allgemeinen ist seine Grundform die einer vierseitigen Pyramide, deren Flächen in der Himmelsrichtung liegen und in vier scharf ausgeprägten Graten endigen. Zwei der letzteren, der Südwest- und der Südostgrat, sind Teile des Hauptkammes der Walliser Alpen und stellen einerseits die Verbindung mit der Dent d'Hérens, andererseits mit dem Breithorn und Lyskamm dar, während der Zermatt zugewendete Nordostgrat sowie der Nordwestgrat sich nach dem Zmuttthale hinabsenken.

Für die Besteigung kommen in der Hauptsache nur diese Grate, deren Neigungswinkel geringere sind als diejenigen der Seitenflächen, in Betracht. Sie sind sämtlich erstiegen worden, und zwar der Nordostgrat am 14. Juli 1865 von Whymper und seinen unglücklichen Genossen, der Südwestgrat am 17. Juli desselben Jahres von Whympers Rivalen, dem Valtournancher Bergführer Carrel, die beiden anderen von Mummery im Jahre 1879 und 1880, jedoch mit der Einschränkung, daß auf dem nach Südwesten gewendeten Furggengrate der Gipfel nicht direkt erreicht wurde, vielmehr zum Schluß auch hier der Nordostgrat benutzt werden mußte. Was die Frequenz dieser Besteigungen anlangt, so überwiegt entsprechend der Anziehungskraft Zermatts bei weitem diejenige auf dem Nordostgrat. Die Besteigung über den Südwestgrat, das heißt auf der italienischen Seite, wird seltener ausgeführt, sie ist aber in eigentlichen Bergsteigerkreisen, weil interessanter, beliebter. Sie giebt uns erst einen rechten Begriff von der Vielseitigkeit des Berges. Die von Mummery erschlossenen Routen dagegen gehören mehr in das Gebiet außergewöhnlicher Expeditionen.

Worin bestehen nun die charakteristischen Eigentümlichkeiten einer Matterhorn-Besteigung?

Wenn wir auch von dem erhabenen Gefühl absehen, welches unleugbar mit einer solchen, doch in gewissem Sinne großen Unternehmung an sich schon verbunden ist, so sind es vor allem die mächtigen Eindrücke, welche während der ganzen Dauer derselben unaufhörlich auf uns eindringen. Es liegt auf der Hand, daß die grandiose Gestaltung des Berges, welche wir schon aus der Ferne bewundern, sich in der Nähe noch weit mächtiger ausnimmt, und in der That liegt eine Welt von ungeheuerlicher Großartigkeit dort oben. Dazu tritt der geschichtliche Hauch, von welchem der Berg umwoben ist, ein Faktor, der den denkenden Bergsteiger besonders fesselt. Schritt für Schritt stößt er auf historisch bedeutsame Örtlichkeiten, die ihre besonderen Namen erhalten haben, von denen er gelesen und gehört hat, und die Kämpfe und Siege, welche dort ausgefochten wurden, steigen vor seiner Seele auf; eine lebendige Anregung, welche in solcher Natur von doppelter Bedeutung ist.

In rein „technischer" Beziehung, um dieses Wort zu gebrauchen, liegt die Eigenart des Matterhorns darin, daß es im Gegensatz zu den meisten großen Bergen der Schweiz ein sogenannter Kletterberg ist, und



Das Matterhorn vom Zermattthal aus gesehen.

zwar wohl der größten einer, welche die Alpen kennen. Es ist nicht ohne Interesse, dies etwas näher zu beleuchten, um so mehr, als wir dadurch zugleich auch einen Maß=

stab für die ungeheuren Größenverhältnisse des Berges erhalten. Den besten Anhalt gewähren in dieser Beziehung die Dolomiten, dieses Eldorado des Kletterers. Hier gestaltet sich z. B. die Besteigung des 3199 Meter hohen Monte Cristallo in der Weise, daß die eigentliche Kletterarbeit erst in Höhe des 2825 Meter hohen Cristallojoches beginnt, so daß nicht ganz 400 Meter kletternd zurückgelegt werden müssen. Eine ähnliche Höhendifferenz ergiebt sich bei der kleinen Zinne (2881 Meter), während dieselbe bei der großen Zinne (3003 Meter) sich auf etwa 550 Meter erhöht. Bei dem Cimone della Pala (3186 Meter) dagegen sind es auf dem gebräuchlichen Wege nur etwa 330 Meter. Man kann deshalb wohl sagen, daß sich in den Dolomiten die durch Klettern zu überwindende Höhendifferenz im allgemeinen nicht über 600 Meter erhebt und daß Unterschiede bis zu 800 Metern nur in außergewöhnlichen Fällen, wo es sich um besonders von den Gipfeln erreicht wird, und ist bis zu der 4482 Meter hohen Spitze eine Differenz von rund 1200 Metern zu überwinden, während man auf der italienischen Seite einen Höhenunterschied von etwa 1000 Metern hat.

Worin soll nun der besondere Reiz des Kletterns bestehen? Dies ist eine Frage, welche sich wohl manchem aufdrängt, der diese Verhältnisse nicht aus eigener Erfahrung kennt. Es ist aber eine Thatsache, daß das Klettern am Fels dem Überwinden von Eis- und Schneepassagen vielfach vorgezogen wird. Nicht allein gewährt es eine größere Mannigfaltigkeit der äußeren Eindrücke, indem der Fels im allgemeinen wechselvollere Formationen zeigt als das Eis, sondern es strengt auch durch die Inanspruchnahme der Arme den Körper verhältnismäßig weniger an, die Vorwärtsbewegung ist eine freiere und raschere, und die Entfaltung der Körpergewandtheit unter stets wechselnden Verhältnissen gewährt an sich



Die untere Schweizer Matterhornhütte.

ausgesuchte Routen handelt, vorkommen werden. Dem gegenüber beginnt bei dem Matterhorn die Kletterei bei der unteren 3270 Meter hohen Schweizerhütte, also in einer größeren Höhe, als sie in den Dolomiten schon, wie jede gymnastische Übung, ein besonderes Vergnügen. So kommt es, daß auch die Führer, ganz abgesehen von der größeren Belohnung, die Besteigung des Matterhorns, als verhältnismäßig inter-

essanter, den anderen großen Besteigungen durchweg vorziehen.

Auf der anderen Seite liegen die Gefahren einer Matterhornbesteigung weniger in der Schwierigkeit der damit verbundenen Kletterei, als gerade in dieser ungewohnten Länge. Dieselbe erhält außerdem durch den Umstand noch eine ganz besondere Bedeutung, daß der an der Wetterscheide liegende Berg, dessen von der Sonne beschienene Felsen erheblich größeren Temperaturschwankungen ausgesetzt sind als die weiten Eisfelder ringsum, mehr als irgend ein anderer von gefährlichen lokalen Unwettern und Stürmen heimgesucht wird. Es ist bekannt, wie häufig sich der Gipfel gegen Mittag in eine von Süden aufsteigende Wolkenkappe verhüllt, während das ganze übrige Gebirge frei ist. „Der König von Italien raucht," sagen dann die Zermatter — ein Scherzwort, das für den auf dem Berge Befindlichen eine ganz andere Bedeutung hat. Denn wenn auch dieser Nebel meist nur die Orientierung erschwert, so verlangsamt der häufig damit verbundene Schneefall das Vorwärtskommen schon in bedenklicher Weise. Bricht aber erst eines jener häufigen Unwetter los, so werden an den Bergsteiger die äußersten Anforderungen gestellt, welchen er nur zu leicht unterliegt. Ein wütender Sturm rast dann an den weiten Wänden entlang, Schnee, Hagel und Regen strömen herab, Sturzbäche bilden sich an den Felsen, teils einzelne Blöcke, teils ganze Steinschauer loslösend, und überall verglasen sich die Felsen mit trügerischem Eis.



Das Matterhorn vom Hörnli aus gesehen.

Sehen wir nun zu, welcher Art die Eindrücke sind, die wir bei einer Besteigung des Matterhorns auf der Schweizer Seite erhalten. — Wir gehen nach dem Verlassen Zermatts zunächst auf gewohnten Bahnen und genießen die bekannten Reize eines vielbetretenen Alpenpfades: herrlichen Blick auf die umgebenden Berge, welche sich mit jedem Schritte mehr entwickeln, und prächtigen Duft der üppig grünen Almen. Wir schreiten eine Zeit lang durch den schattenspendenden Wald und ergötzen uns an dem bunten Touristenvolk, das da auf und ab zieht. Aber auch perlende Schweißtropfen zeigen sich auf der Stirn, denn bald wird der Berghang kahl und die Sonne brennt mit unverminderter Kraft herab. Nach etwa drei Stunden erreichen wir die erste Etappe auf unserem Wege, das Schwarzsee-Hotel, einen jener weltbekannten Punkte, welche das Renommee der Alpen als des schönsten Gebirges der Erde mit begründen halfen. Das Matterhorn ist uns hier wesentlich näher gerückt, es ist noch höher und gewaltiger geworden, und seine ungeheuren Wände erscheinen so unersteigbar wie nur möglich. Einen prächtigen Kontrast zu dem düsteren Felskolosse bildet der Blick nach Osten über die weiten Eisgefilde hinweg, hinüber zu dem Breithorn, Lyskamm und Monte Rosa. Hier glitzert und strahlt das Eis in Milliarden

von Krystallen und hebt sich prächtig von den grünen Matten des zu unserer Linken befindlichen Gornergrates ab. Dort aber sehen wir hinunter nach der kleinen Kapelle am See, an dessen Ufern die Herden weiden. Deutlich spiegelt sie sich in dem klaren Wasser wieder — eine friedliche Idylle in dieser weiten Welt voll Pracht und Herrlichkeit.

Bei dem Weitermarsch wird die Gegend bald einsamer. Vor uns zur Rechten erhebt sich in steilen Wänden das Hörnli, das äußerste Ende des Matterhorngrates, der sich von dem Fuß der Pyramide eine Strecke weit wagerecht in das Land hineinzieht und in steilem Abfalle noch einmal die Form des großen Berges nachzuahmen sucht. Langsam ansteigend, erreichen wir eine weite Trümmerwüste, in der die abfließenden Gewässer des Furggengletschers zu Zeiten einen schmutzigen See bilden. Wir erklimmen die Höhe des Hörnligrates und eilen dann auf bequemem Pfade der Hütte zu, welche, am Fuße der Pyramide gelegen, nach einer kurzen Kletterei erreicht wird. Im ganzen sind wir etwa fünf Stunden gegangen.

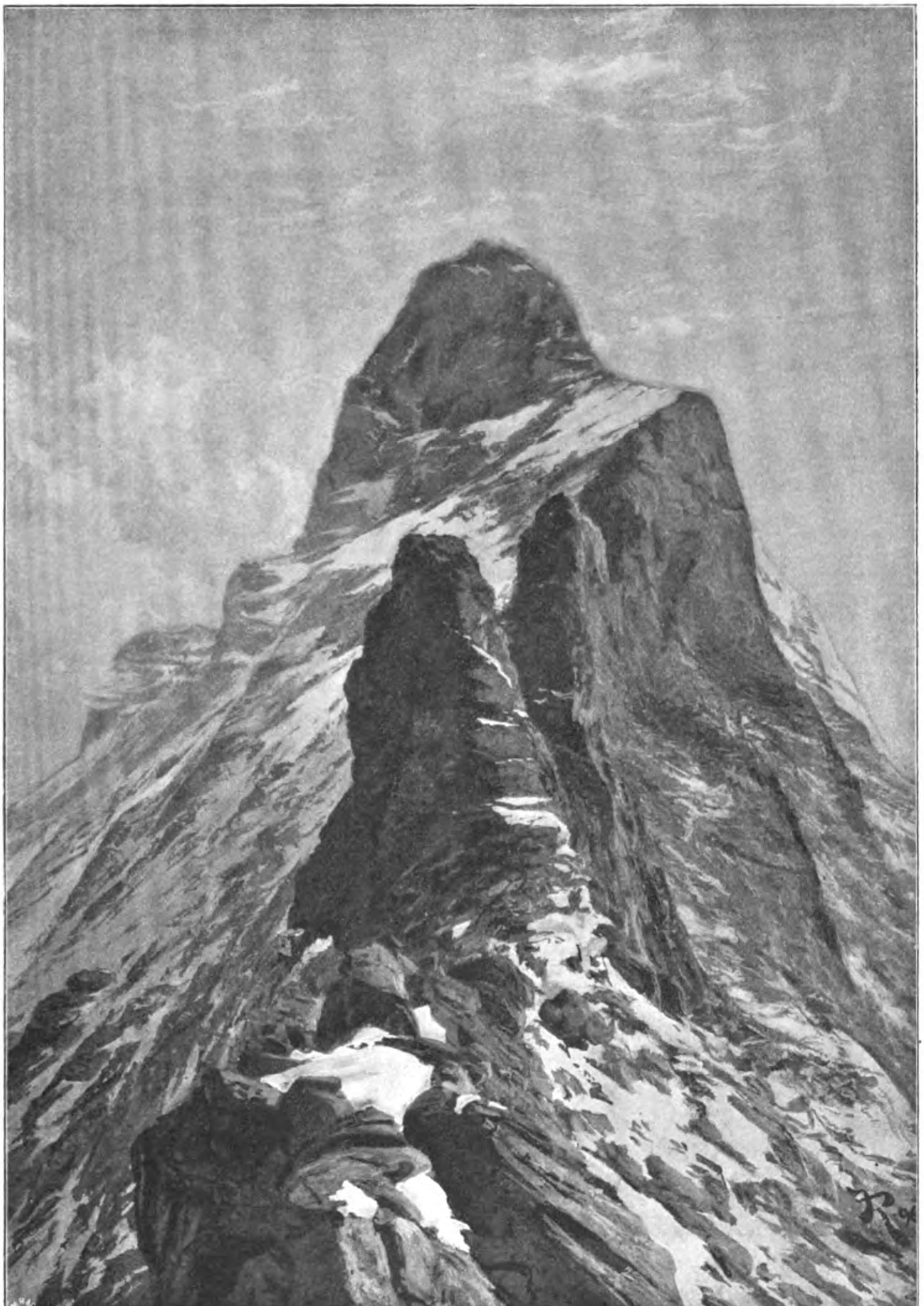
Wir machen jetzt Halt, um hier die Nacht zuzubringen. Denn wenn der Gipfel des Berges auch hin und wieder direkt von Zermatt aus erstiegen wird, so ist das doch ein Kraftstück, das den wenigsten zusagt und jedenfalls nicht die nötige Ruhe und Sammlung gewährt, um die grandiose Natur voll und ganz auf sich wirken zu lassen. Freilich entspricht die Hütte keineswegs jenem Ideal einer romantischen Unterkunft im Herzen des Hochgebirges, das wir infolge der ersprießlichen Thätigkeit des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in Tirol so vielfach verwirklicht sehen. Ein Bauwerk aus dicken Steinmauern, ist sie feucht und kalt, und die wenigen Gegenstände, welche sich in ihr befinden, sind in einer Weise verwahrlost, es herrscht ein derartiger Schmutz, daß in der That die Begeisterung eines Matterhornbesteigers dazu gehört, um hier eine Nacht zuzubringen.

Ohne großen Kummer und meist nach einer schlaflosen Nacht brechen wir deshalb am anderen Morgen in aller Frühe um zwei oder drei Uhr auf. Die Lebensgeister werden aber bald geweckt, denn die Eindrücke, welche man gleich zu Beginn der Besteigung erhält, sind die großartigsten, die man sich denken kann.

Betrachten wir zunächst den Berg, wie er sich von dem Hörnli ausnimmt. Wir haben ihn da in seiner ganzen Größe unmittelbar vor uns und erkennen deutlich den uns zugewendeten Nordostgrat. Es lassen sich an ihm drei Abschnitte erkennen, welche durch zwei nach rechts vorspringende Felsenecken gebildet werden. Die erste derselben, die sogenannte „untere Schulter“, liegt in halber Höhe der Pyramide, etwa 3800 Meter über dem Meeresspiegel. Bei ihr befindet sich die alte, obere Hütte. Die zweite, die eigentliche „Schulter“, ist in einer Höhe von rund 4250 Metern an dem Fuße des eigentlichen Gipfels gelegen, da, wo der letzte Block sich nach Art eines Daches aufbaut. Die untere Hütte, in welcher wir die Nacht zugebracht haben, liegt unmittelbar an dem Beginn des Grates.

Die Besteigung bietet nun deshalb gerade zu Anfang ein ganz besonderes Interesse, weil die mächtigen Felsen des Grates ein direktes Erklettern nicht möglich machen, es sich vielmehr zunächst darum handelt, auf schmalem Bande nach links auf die Ostwand des Berges hinüberzusteigen, welche „Traversierung“ bald durch tiefe Schluchten hindurch, bald um vorspringende Ecken herum führt. Mächtig erheben sich zur Rechten die steilen Wände, und tief geht es nach links auf den zerrissenen Gletscher hinab. Wie gewaltig erscheint das alles in der ersten Morgendämmerung! Irrlichtartig wandern die Laternen der Führer an den weiten Wänden hin und her, dann und wann wird die Stille der Nacht durch ein Poltern von Eisblöcken auf dem Gletscher unterbrochen, und das Unternehmen, dem einst so gefürchteten Riesen auf den Leib zu rücken, erfüllt die Seele mit einem gewissen Ernste.

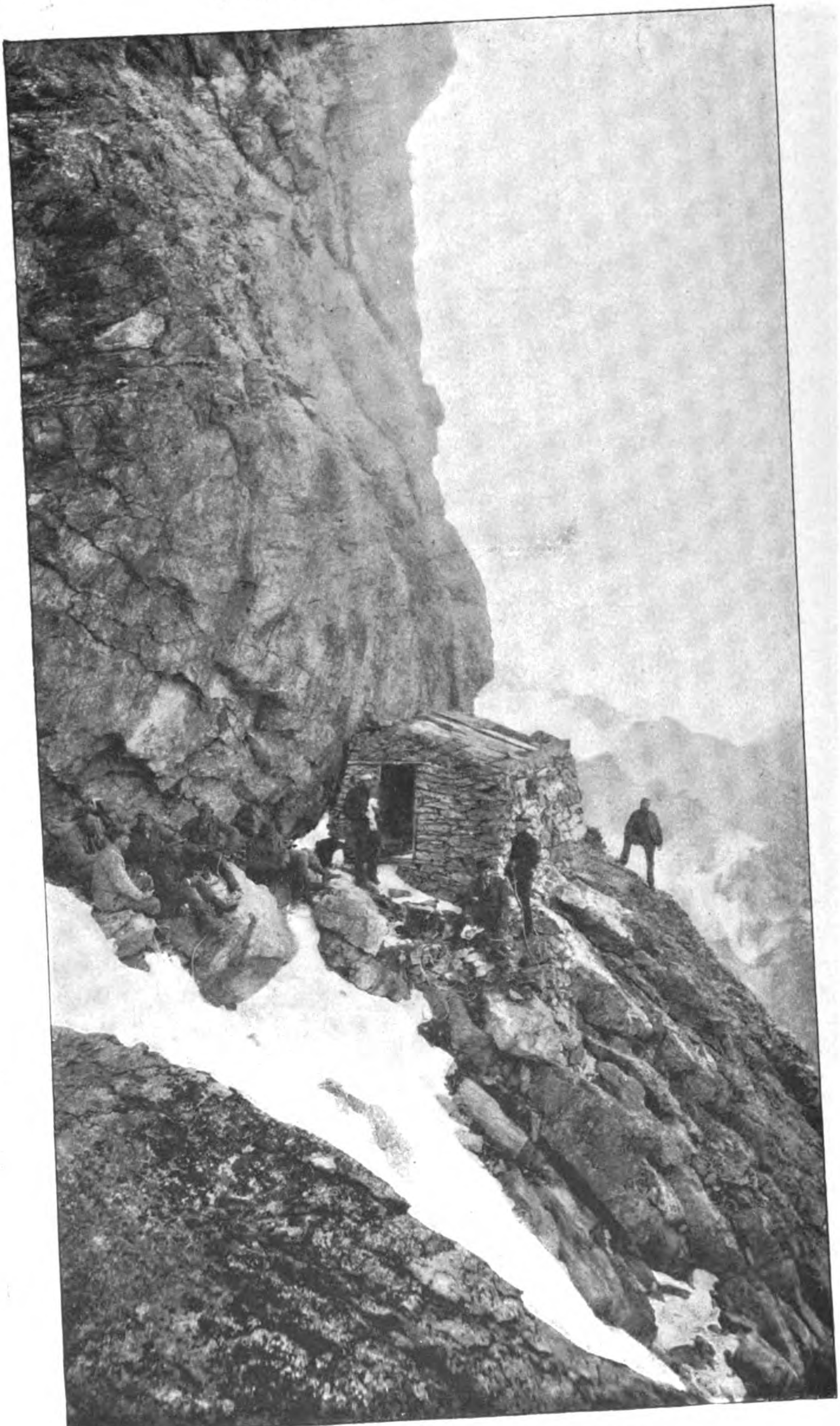
Nach etwa einer Stunde erreichen wir eine jener Zungen des Furggengletschers, die sich gefrorenen Wellen gleich an dem Berge in die Höhe ziehen, und es geht ein Stück weit steil auf dem Eise hinan. Dann werden die Felsen der weiten Ostwand betreten. Sie sind nicht besonders schwierig, jedenfalls lange nicht so schwierig, als es in der Ferne den Anschein hat, denn überall treffen



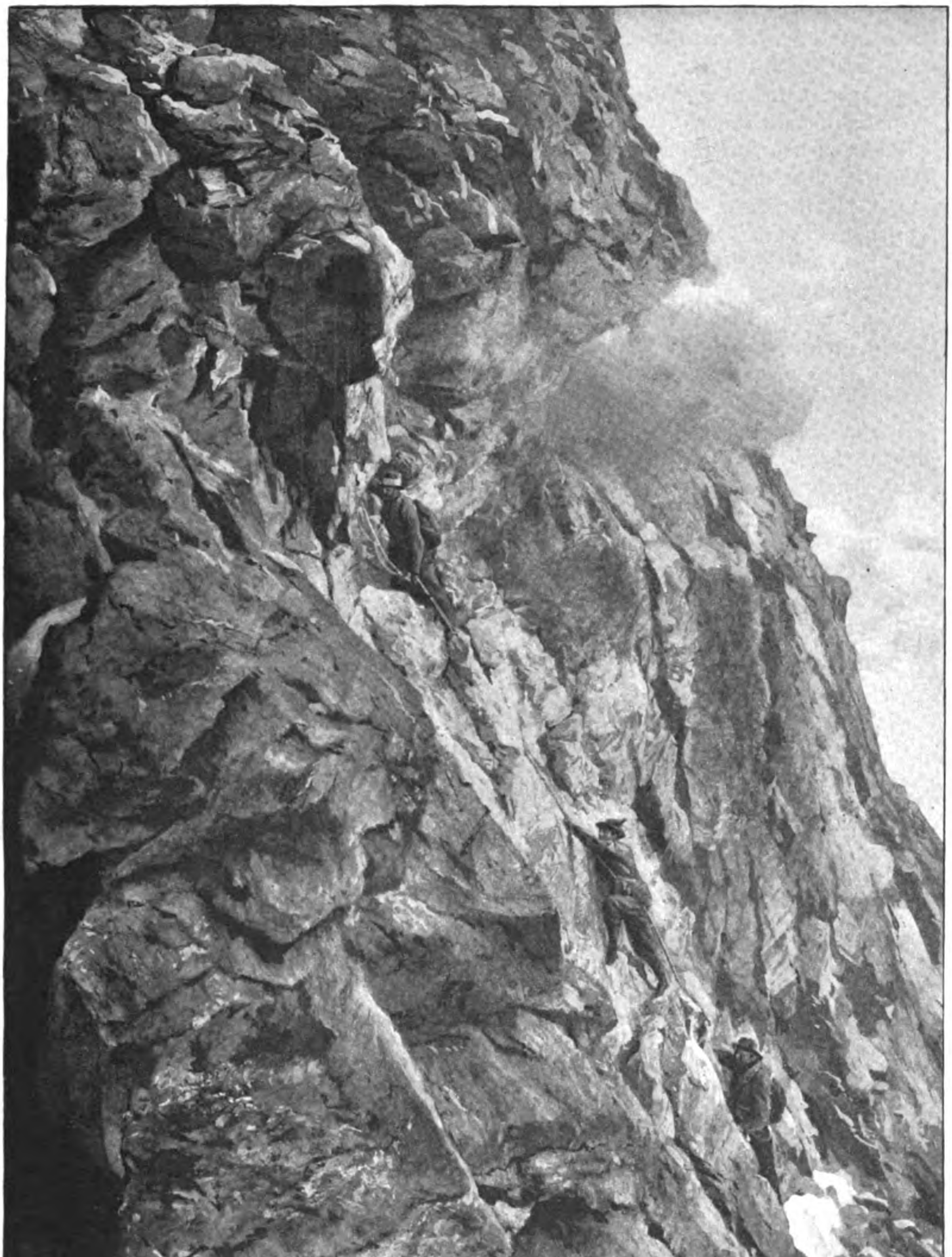
Der Nordostgrat des Matterhorns von der „unteren Schulter“ aus gesehen.
(Nach einer Photographie gezeichnet von Joh. Rummelspacher.)

wir auf natürliche Stufen in dem Gestein, auf denen der Fuß mehr als genügend Raum findet.

Es ist inzwischen Tag geworden und wir können uns umsehen. Scheinbar unermeß-lich dehnt sich der Hang des Berges über und um uns aus, eine ungeheure Trümmer-halde, soweit das Auge blickt. Dann stei-



Das Matterhorn: Die obere Schweizer Hütte.



Das Matterhorn: Die „Moseleyplatte".
(Nach einer Photographie gezeichnet von Joh. Rummelspacher.)

gen und steigen wir, und etwa zwei Stunden vergehen, bis wir den Grat bei der „unteren Schulter“ erreichen. Wir sehen jetzt zum erstenmal auch an den Nordwänden des Berges entlang, die sich zu unserer Rechten in ungeheurer Steilheit in die Tiefe stürzen. Vor uns haben wir den zackigen Grat, der sich Turm über Turm erhebt bis zu dem luftigen Gipfel. Sollte man es glauben, daß diese riesigen Blöcke sich vom Thale aus dem Auge völlig entziehen! Wir halten dann Rast bei den Ruinen der alten Hütte, einem malerischen verfallenen Bauwerke, dem ersten, welches auf dem Berge errichtet wurde. Demnächst steigen wir wieder ein Stück weit auf die Ostwand des Berges hinüber, die jetzt immer steiler wird, und haben während des ganzen Marsches die mächtigen Türme des Grates zu unserer Rechten. Dann wird die „Moseleyplatte“ passiert, ein vorspringender glatter Felsblock, an welchem der Amerikaner W. O. Moseley im Jahre 1879 sein Leben verlor. Moseley, ein sonst erprobter Bergsteiger, war von den Schwierigkeiten des Berges, dessen Gipfel er schon erklommen hatte, so wenig durchdrungen, daß er trotz der eindringlichen Ermahnungen seiner Führer auf dem Rückwege sich von dem Seile losband, um den Abstieg ohne diese Hilfe auszuführen. Unmittelbar darauf, an der erwähnten Platte angekommen, wollte der vorausgehende Führer ihn mit dem Eisbeil unterstützen, um ihm einen sicheren Halt für die Füße zu geben. Aber auch diese Hilfe lehnte der Unbesonnene ab, und bei dem Versuche, sich allein über den Felsen hinabzuschwingen, rutschte er aus, das Beil entflog seiner Hand und er fiel über den Felsen hinab. Auf dem, unter demselben befindlichen Schneeflecken angekommen, rutschte er auf dem Rücken weiter, und es gelang ihm beinahe, sich zum Halten zu bringen. Aber die Geschwindigkeit, mit der er fiel, war schon zu groß, und so rollte er von Fels zu Fels, bis er in die Tiefe verschwand.

Unmittelbar über der „Moseleyplatte“ befindet sich die Stelle, an welcher der Engländer Borckhardt, von einem Sturm überrascht, eine schreckliche Nacht verbrachte, um am folgenden Tage zu erfrieren — ein Ereignis, dessen nähere Umstände mit besonderer Deutlichkeit zeigen, welche Überlegenheit der geübte Bergsteiger über den ungeübten hat, wie sehr die Gefahren des Gebirges individueller Art sind. Was für den Ungeübten den Tod bedeuten kann, das ist für den Geübten, unter Umständen, mit keinerlei Gefahr verknüpft. Borckhardt hatte so gut wie keine Ahnung davon, was zu einem tüchtigen Bergsteiger gehört. Er war auf das Matterhorn gestiegen ohne jede Vorbereitung, „weil es einmal so der Brauch war, wenn man sich in Zermatt befand,“ und insbesondere hatte er sich auch bezüglich seiner Kleidung in keiner Weise vorgesehen. So befand er sich am 17. August 1886 in Begleitung seines Freundes Davies mit drei anderen Partien zwischen neun und zehn Uhr morgens bei schönstem Wetter auf dem Gipfel des Matterhorns. Bei dem Abstieg aber stellte sich bald ein furchtbarer Schneesturm ein, der rasch die Felsen mit tiefem Schnee bedeckte und das Vorwärtskommen außerordentlich erschwerte. Trotzdem gelang es dem Engländer Mercer, welcher sich mit Borckhardt auf dem Gipfel befunden hatte, noch an demselben Abend Zermatt zu erreichen, und auch zwei junge Holländer konnten unter der energischen Führung Peter Taugwalders bis zu der unteren Hütte gelangen, in welcher sie ein schützendes Obdach fanden. Borckhardt aber und sein Gefährte Davies, sowie eine weitere Partie waren genötigt, hoch in den Felsen des Matterhorns die Nacht im Schneesturm zuzubringen. Die Leiden, welche sie dabei ausstanden, waren furchtbar und spotten jeder Beschreibung. Wohl versuchten es die Führer, die Unglücklichen in beständiger Bewegung zu erhalten und sie durch Reiben ihrer Glieder vor Erstarren zu schützen. Als nach einer entsetzlichen Nacht der Morgen einbrach, war wohl die eine Partie im stande, den Weitermarsch fortzusetzen. Borckhardt aber lag hilflos da in dem Schnee, und alle Versuche, ihn zu dem Abstiege zu bewegen, waren vergeblich. So wurde er schließlich am Nachmittage auf seinen eigenen Wunsch von den Führern verlassen, und die bald darauf eintreffende Rettungspartie fand ihn nicht mehr lebend vor.

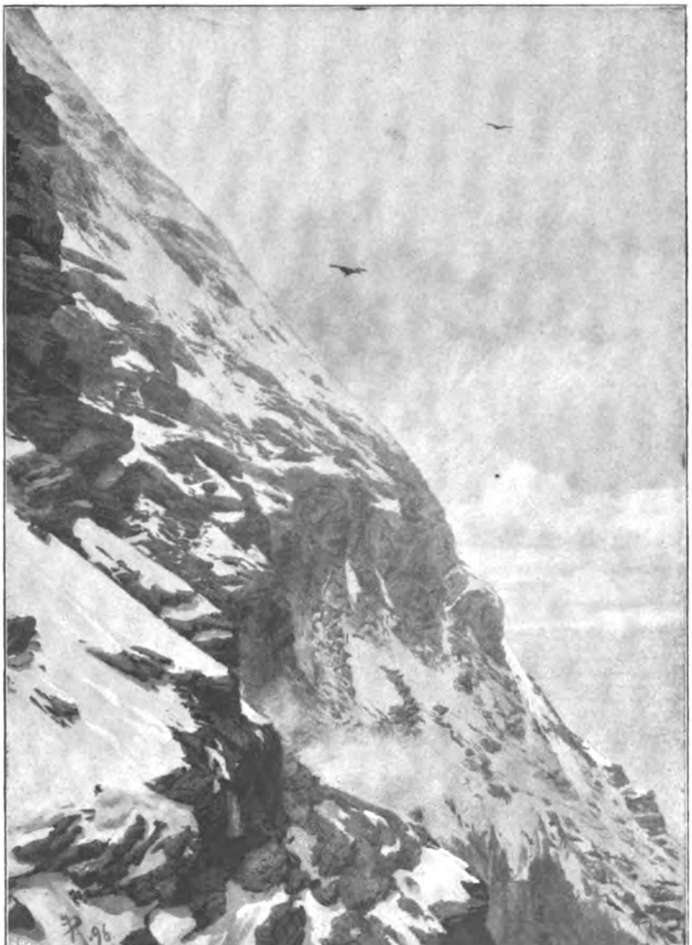
Noch höher oben an dem Berge sehen wir die Trümmer eines photographischen Appa-



Das Matterhorn: Unterhalb der „Schulter“.

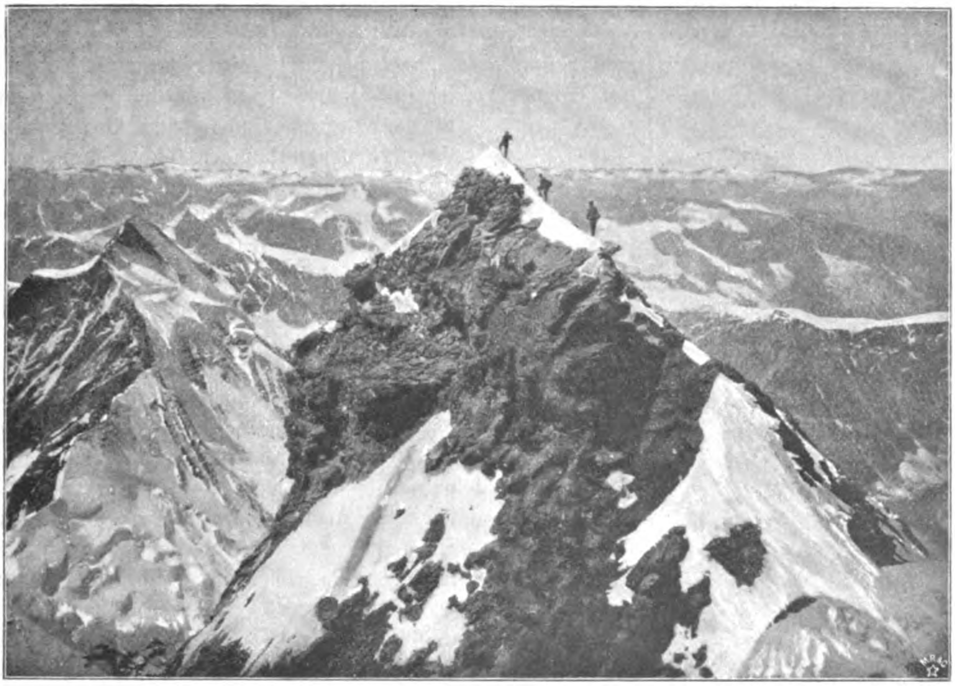
rates herumliegen, wiederum die Zeichen einer Katastrophe, welche dem Straßburger Göhrs und seinen beiden Führern an einem stürmischen Tage das Leben kostete. Wie sich dieses Unglück zugetragen hat, ist unaufgeklärt geblieben. Bald darauf kommt die „Schulter", ein scharfer, zackiger Grat, und wir stehen jetzt vor einer senkrechten Felskante, dem steilsten Teile des Weges. Es wäre ein schweres Stück Arbeit, hier ohne weiteres in die Höhe zu steigen, aber starke Seile und Ketten hängen herab, und so ist es für den einigermaßen gewandten Kletterer ein Vergnügen, an dieser luftigen Bastei emporzuklimmen, nahezu frei über den Abgründen schwebend. Allmählich verflacht sich dann wieder der Hang, es zeigt sich Schnee, und rasch eilen wir vorwärts, denn der Gipfel winkt in nächster Nähe.

Werfen wir zuvor noch einen Blick an der Nordwand des Berges entlang, wo sich eine kurze Strecke unterhalb des Gipfels jene Katastrophe bei der ersten Besteigung zutrug, in welcher Lord Douglas, Hudson und Hadow, sowie der tapfere Führer Croz ihr Leben verloren. Eine jähe Felswand senkt sich hier die ganze Höhe des Berges hinab bis auf den Matterhorn-Gletscher, während der mit Schnee und Geröll bedeckte Hang über ihr eine geringere Neigung zeigt. Wir sehen dort eine langgestreckte Felsplatte aus dem Schnee hervorragen, die Stelle, an welcher sich das Unglück zutrug.



Das Matterhorn: Die Absturzstelle der Engländer Douglas, Hudson und Hadow bei Edward Whympers Besteigung.

Es ist bekannt, daß die Teilnehmer an der ersten Matterhornbesteigung sich zufällig in Zermatt trafen. Sie waren sich gegenseitig unbekannt, und da man wußte, daß auf der anderen Seite des Berges ebenfalls eine Expedition geplant war, so hatte man sich nicht die Zeit genommen, um sich eingehender darüber zu informieren, ob auch jeder einzelne dem Unternehmen vollauf gewachsen sei. Es zeigte sich nun bald, daß bei Hadow dies nicht der Fall war. Während des ganzen Anstieges hatte man ihm beständig helfen müssen, und Croz gab oben auf dem Gipfel seinen Befürchtungen dahin Ausdruck, daß er zu Whymper sagte: „Ich würde lieber mit Ihnen und einem anderen Führer allein hinunter gehen, als zusammen mit den anderen." Wie so vielfach gerade bei dem Matterhorn, zeigte sich nun die Unfähigkeit Hadows bei dem Abstieg



Der italienische Gipfel des Matterhorns.

in noch größerem Maße als bei dem Anstieg, denn Schritt für Schritt mußte ihm der vorausgehende Croz den Fuß setzen, um sich dann wieder umzudrehen und selbst einige Schritte weiter zu thun. Bei einer solchen Gelegenheit nun, als Croz sich gerade umdrehte, verlor Hadow das Gleichgewicht, warf den nichts Ahnenden über den Haufen und brachte dadurch die furchtbare Lawine ins Rollen. Hudson, der dritte, konnte den Ruck nicht aushalten, und unmittelbar darauf wurden Lord Douglas die Füße unter dem Leibe weggerissen. Jetzt kam der alte Taugwalder an die Reihe. Ein Mann von riesiger Konstitution, hatte er rasch die Sachlage erfaßt und sich fest aufgepflanzt, was auch der hinter ihm stehende Whymper that. So erhielten beide den Ruck des Seiles wie ein Mann. Aber wie sich später herausstellte, war das Seil minderwertig. Einen Augenblick lang hielt es, dann aber riß es mitten in der Luft, die Enden flogen in die Höhe, und alles war vorüber. „Eine Sekunde lang," so schreibt Whymper, „sahen wir unsere unglücklichen Gefährten auf dem Rücken niedergleiten und mit ausgestreckten Armen nach einem Halt suchen. Noch unverletzt kamen sie uns aus dem Gesicht, verschwanden einer nach dem anderen und stürzten von Abgrund zu Abgrund auf den Matterhorngletscher, eine Höhe von über tausend Metern, hinab. Von dem Augenblicke, als das Seil riß, war ihnen nicht mehr zu helfen."

Wenn somit dieser Unglücksfall in erster Linie der mangelnden Fähigkeit Hadows zuzuschreiben ist, so war es andererseits ein Mißgriff, der sich aus den damaligen noch wenig entwickelten Anschauungen über den Gebrauch des Seiles erklärt, daß eine solch große Expedition von sieben Mann, bei welcher sich nur zwei vollkommen ausgebildete Führer befanden, an einem Seil verbunden wurde. Die Technik des Bergsteigens hat sich inzwischen dahin ausgebildet, daß nicht mehr als drei oder höchstens vier Personen mit einem Seil verbunden werden. Bei dem Matterhorn sollten außerdem auf jeden Touristen im allgemeinen zwei Führer kommen.

Betrachtet man von diesem Standpunkte aus die Matterhornkatastrophe, so muß man sagen, daß die Anwendung eines minderwertigen Seiles, welche bis heute unauf-

geklärt geblieben ist und einen Schatten auf den alten Peter Taugwalder geworfen hat, von dem er sich nie ganz frei machen konnte, geradezu ein Glück war. Denn Whymper



J. A. Carrel.

selbst giebt zu, daß, wenn das Seil zwischen Taugwalder und den vor ihm Abstürzenden nicht gerissen wäre, es unmöglich gewesen sein würde, den Sturz aufzuhalten, vielmehr in diesem Falle sämtliche Teilnehmer der Partie mit in die Katastrophe verwickelt worden wären. —

Wir betreten nunmehr den Gipfel. Er besteht aus einem von Osten nach Westen streichenden, etwa hundert Meter langen Grate, der durch einen Einschnitt in zwei Teile geteilt wird, den östlichen Schweizer und den westlichen italienischen Gipfel. Beide sind scharf gezackt. Immerhin bietet aber ein kleines Schneeplateau auf dem ersteren bequemen Raum für etwa ein Dutzend Personen.

Und nun zu der Aussicht. Der erste Eindruck, welchen wir von ihr erhalten, ist ein überwältigender. Die ganze Welt dehnt sich vor uns aus, weit, unendlich weit. Aber es fehlt dem Auge jeglicher Vordergrund. Nirgends findet es einen Halt und schweift ruhelos umher, bald hierhin, bald dorthin. Es dünkt uns, als haben wir keinen Boden mehr unter den Füßen, als seien wir der Erde entrückt.

Betrachten wir die gewaltige Rundsicht im einzelnen, so sehen wir im Westen jenes für den Blick von Hochgipfeln charakteristische Gewirre von unzähligen Zacken, Eisfeldern und Felswänden, in dem man sich nur schwer zurecht findet. Aber in prächtiger Ruhe und Erhabenheit tritt aus ihm das gewaltige Massiv des Montblanc hervor, sich über die Wolken erhebend. Im Norden haben wir den klassischen Boden des Alpinismus, die Zermatter Berge, unmittelbar vor uns, die herrlich geformte Pyramide der Dent Blanche, den finsteren Felsblock des Gabelhorns, das scharfgezackte Rothorn und das uns noch an Höhe überragende schneebedeckte Weißhorn. Wir blicken über all die weiten Eisfelder hinweg und in die mächtigen Trümmerhalden hinein, in denen so mancher tapfere Bergsteiger gekämpft hat, und die Geschichte des Alpinismus zieht unwillkürlich an unserem geistigen Auge vorüber. In der Ferne, hinter dem Vispertlhale erblicken wir die schneebedeckten Riesen des Berner Oberlandes, von denen sich der Aletschgletscher wie ein mächtiger Eisstrom in die Tiefe senkt. Zur Rechten des Vispertlhales erheben sich die zackigen Hörner der Mischabel-Gruppe, und im Osten thront der breite Koloß des Monte Rosa über den weiten Gefilden des ewigen Schnees. Dort aber blicken wir über kahle Berge hinweg in das grüne Land hinein, nach dem schönen Italien, dem sonnigen Süden. Wen sollte da nicht ein erhabenes Gefühl durchbeben, wenn er in reiner Freude die Herrlichkeit dieser Natur überblickt!

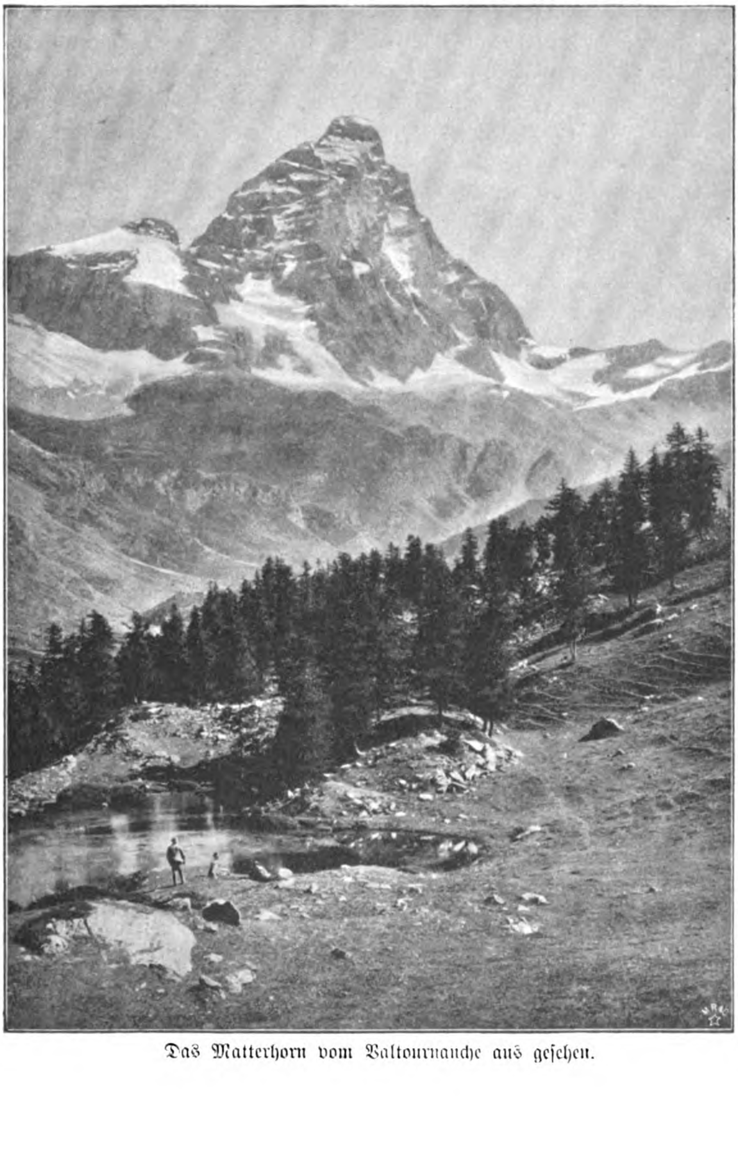
Doch nur eine kurze Frist ist uns vergönnt, denn die Führer mahnen zur Rückkehr. Und wie es uns bisher nach dem Gipfel gedrängt hat, so zieht es uns jetzt, nachdem der Höhepunkt des Unternehmens überschritten ist und wir scheiden müssen, auch wieder hinunter nach den bewohnten Regionen. Unmittelbar zu unseren Füßen liegt Zermatt, dessen Häuser wir während des ganzen Abstieges bequem unterscheiden können. Sind es doch in der Luftlinie von dem Gipfel kaum neun Kilometer da hinunter. In Wirklichkeit freilich ist der Weg unendlich länger, und wir begrüßen es schließ-

lich mit Freuden, wieder unter Menschen zu kommen. Liegt doch ein besonderer Reiz des Bergsteigens auch darin, daß es uns das Alltägliche wieder mit frischem, ungetrübtem Auge betrachten und liebgewinnen läßt.

Wenden wir uns nunmehr der Südseite des Berges zu.

Sein Anblick ist hier in dem lieblichen Valtournanche ein wesentlich anderer als bei Zermatt. Der steile Obelisk hat sich zu einer gewaltigen Felsenpyramide mit abgestumpfter Spitze verbreitert und zeigt ausgedehnte Wände mit weiten abschüssigen Halden. Zur Linken ist die Tête du Lion vorgelagert, welche durch einen tiefen Einschnitt, den Col du Lion, von dem Berge getrennt ist. Die Besteigung führt zunächst zu diesem Col und folgt dann im allgemeinen dem dort beginnenden Südwestgrat. Dieser letztere hat vom Thale aus ein weniger steiles Aussehen als der Nordostgrat, ein Umstand, welcher dazu geführt hat, daß die ersten Besteigungsversuche beinahe ausschließlich hier unternommen wurden. Dies war aber ein Irrtum, denn thatsächlich ist der Weg hier wesentlich schwieriger und länger als dort.

Welcher Art diese Schwierigkeiten sind, welch wilde Pracht uns aber auch dort oben erwartet, das zeigt sich bald bei der Besteigung, wenn nach einem mehrstündigen Anstiege anfänglich über grasige Matten, dann über Geröll, Fels und Eis der Grat zum erstenmal in der Nähe sichtbar wird. Er erhebt sich aus dem Col du Lion zunächst in einer glatten, kompakten Felsenmasse, die sich höher oben zu dem zackigen „Hahnenkamm" verengt, einem der grandiosesten Gebilde, welche die Alpen kennen. Wohl selten sieht man solch phantastisch wilde Felsengestalten, und man begreift, welche Kühnheit dazu gehörte, als erster in solche Regionen einzudringen, die dazu noch infolge des morschen Gesteins von häufigem Steinfall bedroht sind. Es waren harte Kämpfe, welche dort oben von den Whymper, Tyndall und Carrel ausgefochten wurden, und märchenhaft liest sich



Das Matterhorn vom Valtournanche aus gesehen.

beinahe ihre Schilderung. Es ist nicht ohne Interesse, wenn wir uns vergegenwärtigen, unter welchen Eindrücken und mit welchen Schwierigkeiten die ersten Besteigungsversuche seiner Zeit verbunden waren. So geben uns Tyndall und Hawkins von ihren im Jahre 1860 unternommenen Versuchen die nachstehende Schilderung:

„Bald," nach dem Verlassen des Col du Lion, so schreibt Hawkins,* „fangen die Schwierigkeiten an. Wir befinden uns in einer Wildnis von Felsblöcken und gehen herüber und hinüber. Oft scheint ein Weiterkommen unmöglich, aber Bennen, der Führer, ist stets voran und weiß einen Weg zu finden. Jetzt kommt eine merkwürdige Stelle: ein vollkommener Felsenschornstein, überall mit hartem, schwarzem Eis bekleidet. Es ist absolut nichts da, woran man sich halten kann, und bis auf diesen Tag ist es mir unbegreiflich, wie ein menschliches Wesen ohne Hilfe da hinaufgelangen konnte. Bennen aber kletterte wie eine Katze empor.

Nach einiger Zeit verlassen wir die Felsen und steigen an einem Eishang in die Höhe, den es entlang geht. Dann kommen wir an den Fuß eines mächtigen Felsblockes, unförmiger als irgend einer der früheren, zu dem ein kleiner Schneegrat, wie eine Zugbrücke, führte. Ich begann jetzt zu fürchten, daß wir im Eifer zu weit gehen würden, löste das Seil und ließ die anderen allein gehen.

Ihre Anstrengungen erschienen fabelhaft. Als sie zwischen den mächtigen Felsblöcken hindurchkrochen, sah es aus, als ob sie unsichtbare Warenballen statt ihres Körpergewichts fortschafften. Da erschien plötzlich ein unheimlicher Gast: ein Felsblock von Mannesgröße stürzte herunter und wirbelte den Schnee hoch auf."

„Die Schwierigkeiten," so schreibt Tyndall weiter, „häuften sich. Auf keinem anderen Berge giebt es deren so viele, und jede erweckt Gedanken, die das Blut in den Adern erstarren machen.

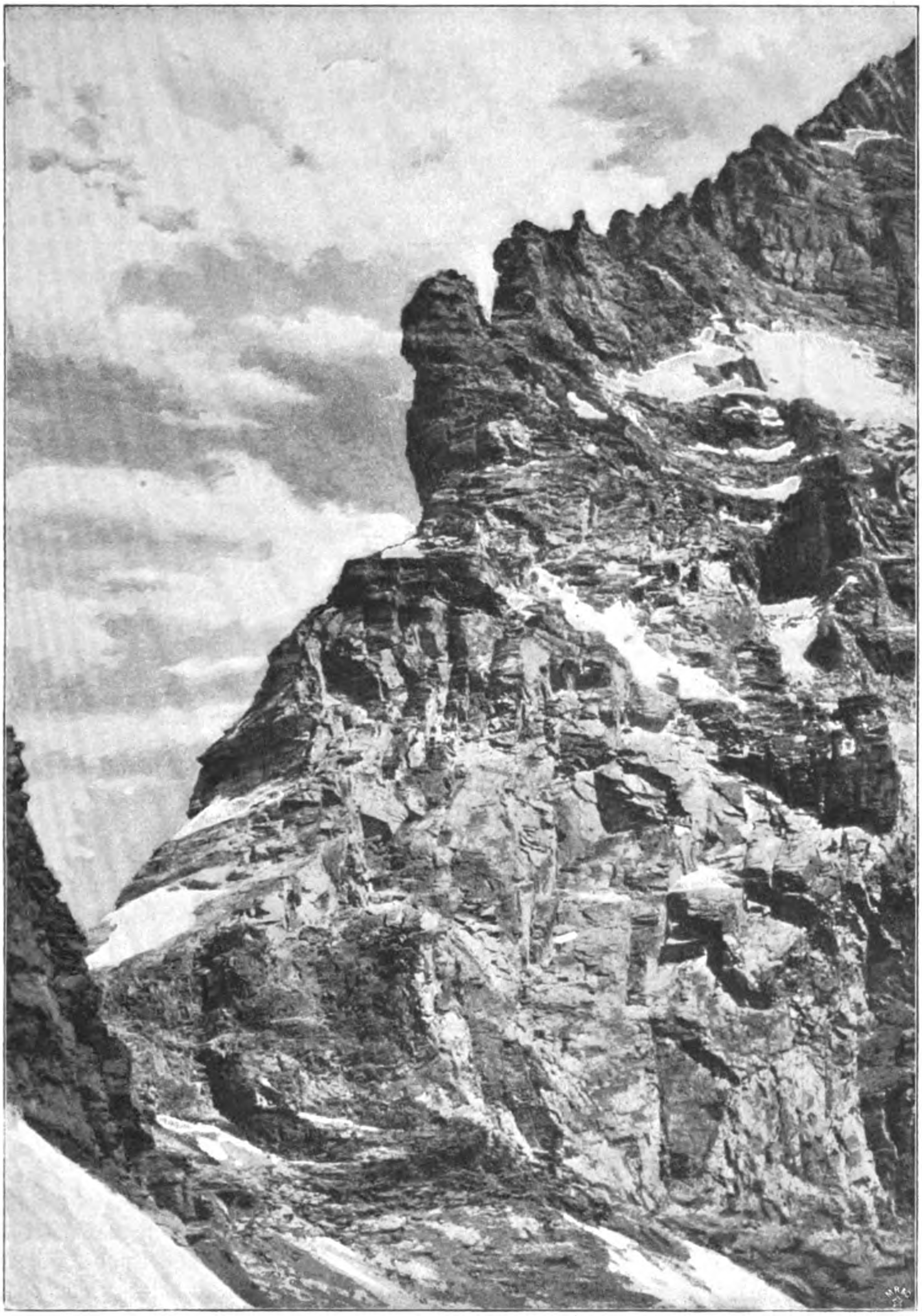
Von Breuil aus gesehen zieht sich eine Reihe mäßig hoher Erhebungen den Grat des Matterhorns entlang; aber näher gekommen, steigen sie wie furchtbare Befestigungen in die Lüfte, so wild und hoch, daß sie fast die Hoffnung vernichten, daß man sie ersteigen oder umgehen könne. Am Fuße dieser Schlösser blieb Bennen stehen und sah genau die furchtbare Masse an, er wischte sich den Schweiß von der Stirn und sagte zu mir gewendet: ‚Was denken Sie, Herr, sollen wir vorwärts gehen, oder sollen wir umkehren? Ich will thun, wie Sie wünschen.' ‚Ich habe keinen Wunsch, Bennen,' sagte ich, ‚wohin Ihr geht, folge ich Euch, sei es auf- oder abwärts.'

Wir griffen die Festung an und erreichten mit großer Anstrengung eine der mittleren Bastionen. Bennen hielt hier. Einer Minute Sprechens folgte eine Minute Schweigens, in der der Führer genau die Höhe musterte. Dann wandte er sich um, und schwer rangen sich die Worte von seinen Lippen: ‚Ich denke, die Zeit ist zu kurz.'"

Es wurde also umgekehrt, aber nur um zwei Jahre später dem Reize des großen Berges von neuem zu erliegen. Im Jahre 1862 machte Tyndall mit Bennen abermals einen Versuch, und es gelang ihm, eine beträchtlich größere Höhe zu erreichen. Aber trotzdem waren seine Anstrengungen auch diesmal vergeblich. Als er an der berüchtigten Kluft des Tyndallgrates angekommen war, erwies sich ein weiteres Vorwärtskommen wiederum als unmöglich, und die Eindrücke, welche der Bezwinger des mächtigen Weißhorns dort oben erhalten hatte, waren so gewaltige, daß er „mit vernichteter Hoffnung, besiegt von dem Gipfel" den Rückweg antrat und den im Thale wartenden Whymper auf das eindringlichste ermahnte, von dem unbesiegbaren Berg abzulassen. Dieser aber blieb seiner alten Liebe treu, und seine unermüdlichen, viele Jahre lang fortgesetzten Versuche, den mächtigen Riesen zu bezwingen, die schließlich auf der Schweizer Seite zum Ziel führten, gehören zu den schönsten Ruhmesblättern der alpinen Geschichte.

Der eigentliche Bezwinger des Berges auf der Südseite war der Valtournancher Bergführer Jean Antoine Carrel, ein Mann, der sich von Anfang an weit über seine Berufsgenossen erhoben hatte und wie Whymper von einer unbezähmbaren Liebe zu dem mächtigen Berge durchdrungen war, dessen Besteigung auf seiner heimatlichen Seite er sich als höchstes Lebensziel gesteckt hatte.

* Hours of exercise von Tyndall.



Das Matterhorn: Der „Hahnenkamm“ von unten aus gesehen.

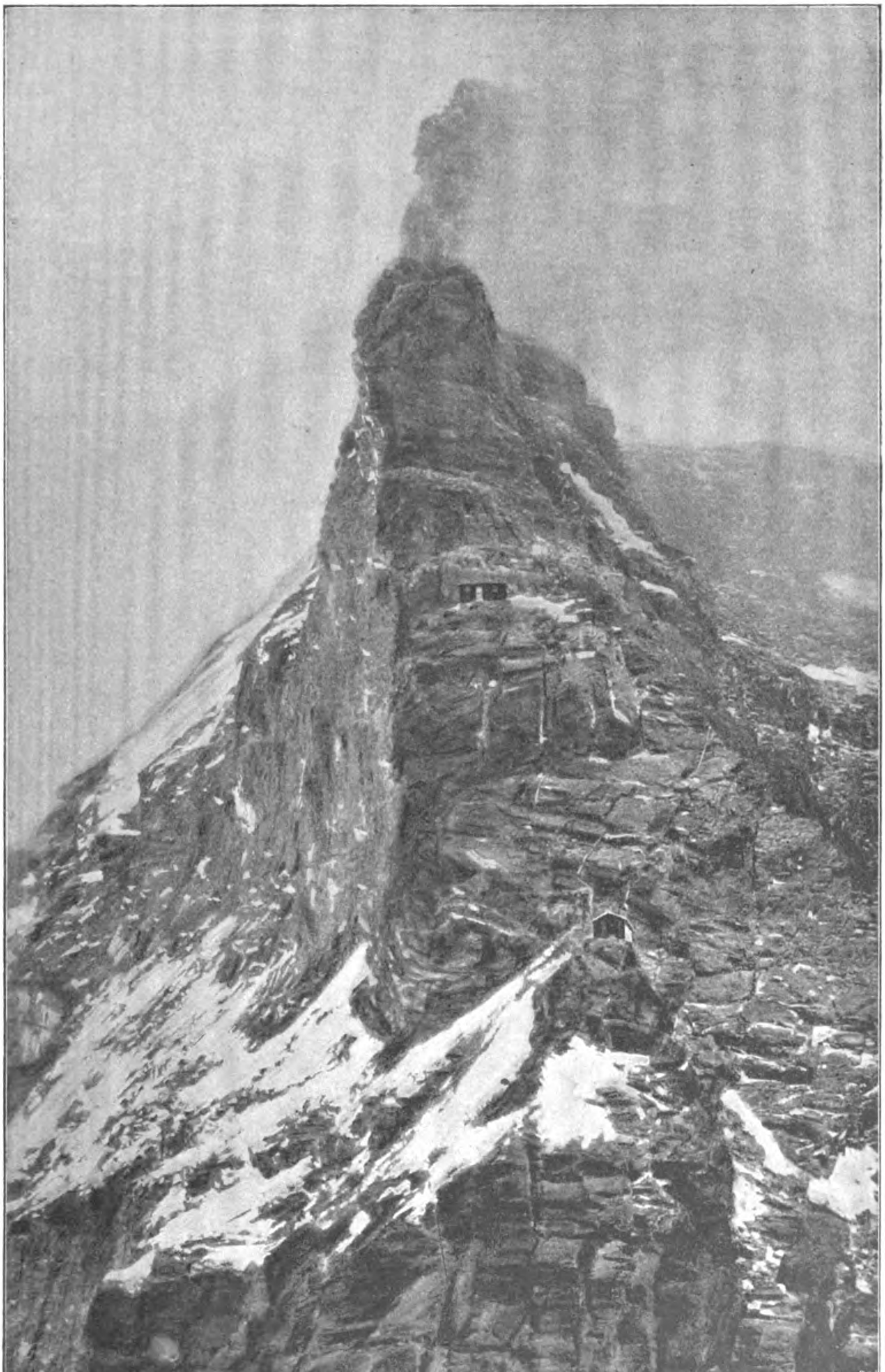
Der Ehrgeiz, der in ihm loderte, war so groß, daß er ihm selbst die höchste Demütigung überwinden half. Er mußte es bei dem entscheidenden Versuche erleben, die Fahne seines Rivalen Whymper auf dem ersehnten Gipfel wehen zu sehen. Aber während seine Genossen damit alle Hoffnung aufgaben, hielt er allein den Kopf hoch und setzte drei Tage nach Whymper auch auf dieser Seite die Besteigung durch.

Der Weg, welcher so erschlossen wurde, führt zunächst nach der ein Stück weit über dem Col befindlichen, rechtwinkelig in den Fels geschnittenen Nische des „Kamins“, dessen Ersteigung wegen der Steilheit seiner glatten Wände bedeutende Schwierigkeiten machte. Der darüber befindliche „große Turm“, dieser mächtige Eckpfeiler des Kammes, erwies sich zunächst als unersteigbar. Er wurde deshalb nach rechts umgangen und von hier aus erklommen. Aber auch weiterhin war ein direktes Vorwärtskommen auf dem Kamme nicht möglich, und eine abermalige Umgehung nach rechts über das von den Valtournancher Führern mit dem Namen „Leichentuch“ bezeichnete Schneefeld wurde notwendig. Man kam damit in eine nur mäßig ansteigende Bergnische, aus deren Tiefe der Kamm und damit auch die höheren Regionen des Berges erreicht wurden.

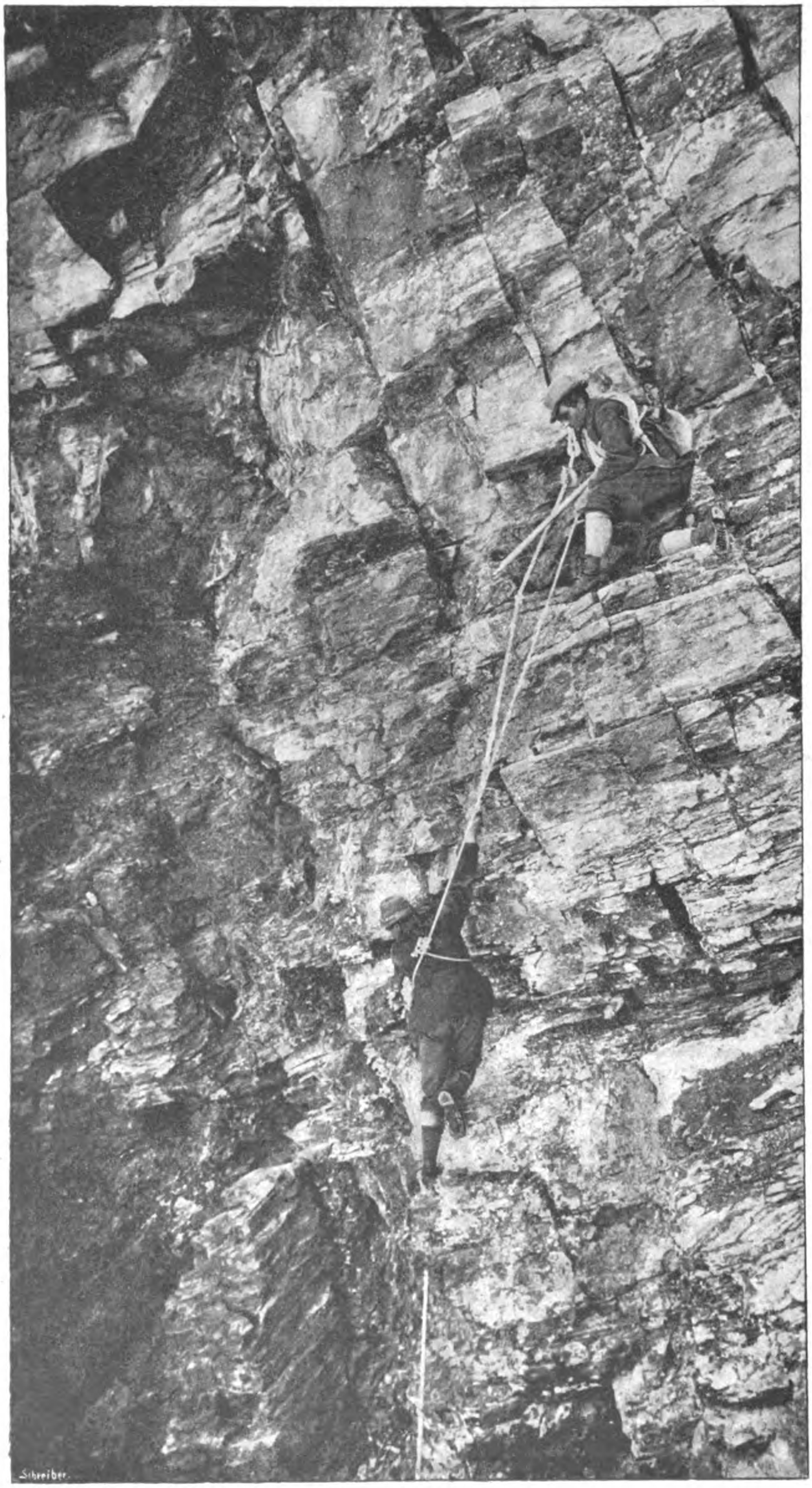
Die Schwierigkeiten dieses Weges sind nun allerdings im Laufe der Zeit wesentlich vermindert worden, indem wie auf der Nordseite, so auch hier zahreiche Seile in dem Fels verankert und außerdem mehrere Hütten erbaut wurden, welch letztere es ermöglichen, die lange Besteigung zu teilen. Hütten — man staunt in der That, in solch abgelegenen und schwer zugänglichen Regionen noch Bauwerke vorzufinden, und ihr Anblick in dieser starren Natur ist wahrlich eigenartig genug. Im ganzen sind es drei. Die älteste, die im Jahre 1867 erbaute Capanna alla Cravatta, befindet sich in einer Höhe von 4114 Metern und ist auf unserem Bilde nicht sichtbar. Die beiden anderen liegen am Fuße des „großen Turmes“ in einer Höhe von rund 3850 Metern und wurden im Jahre 1885, beziehungsweise die untere im Jahre 1893 erbaut. Nur diese letztere ist noch bewohnbar.

Der Leser gestatte mir, nunmehr meine eigenen Erlebnisse dort oben zu erzählen. Sie bilden für mich deshalb eine besonders schöne Erinnerung, weil es mir vergönnt war, die Tour in Gesellschaft von zwei Damen, meiner Frau und einer Freundin, der holländischen Bergsteigerin Jeanne Immink, auszuführen.

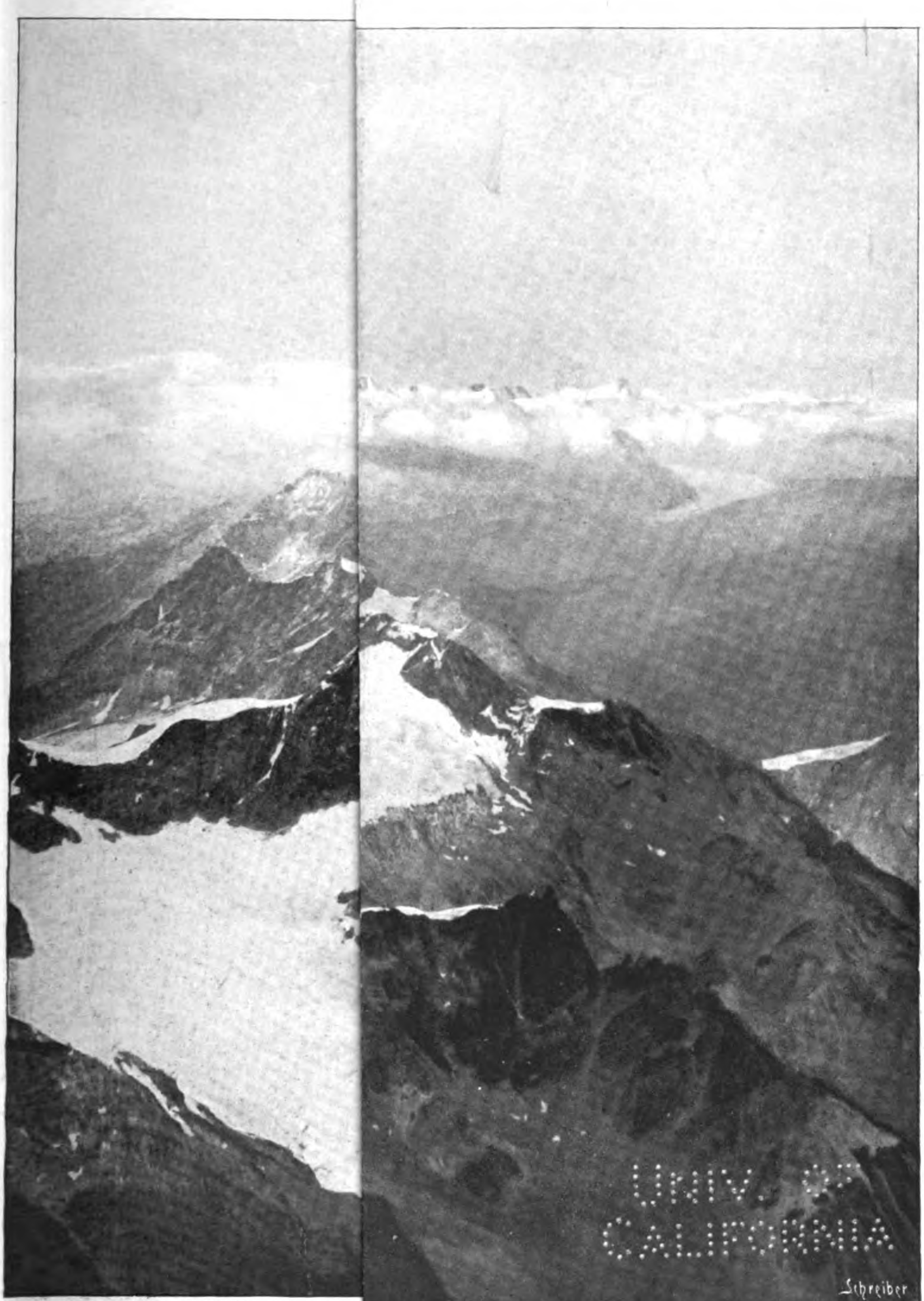
Da es nicht unsere Absicht war, die Besteigung in möglichst kurzer Zeit zu machen, es uns vielmehr darauf ankam, den Berg auch in seinen Einzelheiten genau kennen zu lernen, so hatten wir beschlossen, drei Tage auf das Unternehmen zu verwenden. Am ersten konnten wir bequem die Hütte erreichen, während der zweite für eine Besichtigung ihrer Umgebung bestimmt war. Am dritten Tage war eine „Traversierung“ des Berges, d. h. seine Überschreitung mit dem Abstieg über den Nordostgrat nach Zermatt beabsichtigt. Es wurde dabei allerdings dem auf dem Matterhorn so wechselvollen Wetter ein nicht unbedeutender Einfluß eingeräumt, und es hatte allen Anschein, als ob dasselbe uns durchaus unfreundlich gesinnt sei. Schon am Abend des ersten Tages begannen die Nebel um unser hochgelegenes Asyl zu huschen, und in der Nacht heulte der Sturm an den weiten Felswänden entlang. Zunächst freilich konnte er uns nichts anhaben. Im Gegenteil. Je mehr es draußen tobte, um so behaglicher fühlten wir uns in der warmen Stube bei dem selbstgemachten Grog, und die abenteuerlichen Geschichten aller Art, welche es naturgemäß zu erzählen gab, hielten uns bis lange in die Nacht hinein wach. Am anderen Morgen freilich, als wir genötigt waren, den langen Vormittag in der Hütte zuzubringen, nahm sich die Sache etwas weniger romantisch aus, und es wurde deshalb mit Freuden begrüßt, als das Wetter sich endlich etwas aufhellte und wir bei einer interessanten Kletterei auf dem Kamme Gelegenheit hatten, die Nah- und Fernsicht in einem ganz eigenen, beinahe magischen Glanze zu bewundern. Verleihen doch die huschenden Nebel und das Spiel der Wolken gerade einer solch wilden Landschaft mitunter ganz eigene Reize, indem sie da und dort die einzelnen Felsgestalten aus ihrer Umgebung herausheben, ihnen noch ein gewaltigeres Ansehen geben und durch stets wechselnde Lichteffekte dieser starren Natur Leben einhauchen. Von ganz besonderem Zauber war auch der Ausblick von der Hütte, welchen wir gegen Abend hatten. Man sah an den erschreckenden Abgründen des Matterhorns vorbei, hier hinüber in die Schnee- und Eisregionen der Zermatter Berge und dort hinab nach der freundlich grünen italienischen Landschaft. Die Nebel huschten dicht um die Hütte, und über den Thälern hing zum Teil ein dickes Wolkenmeer, das



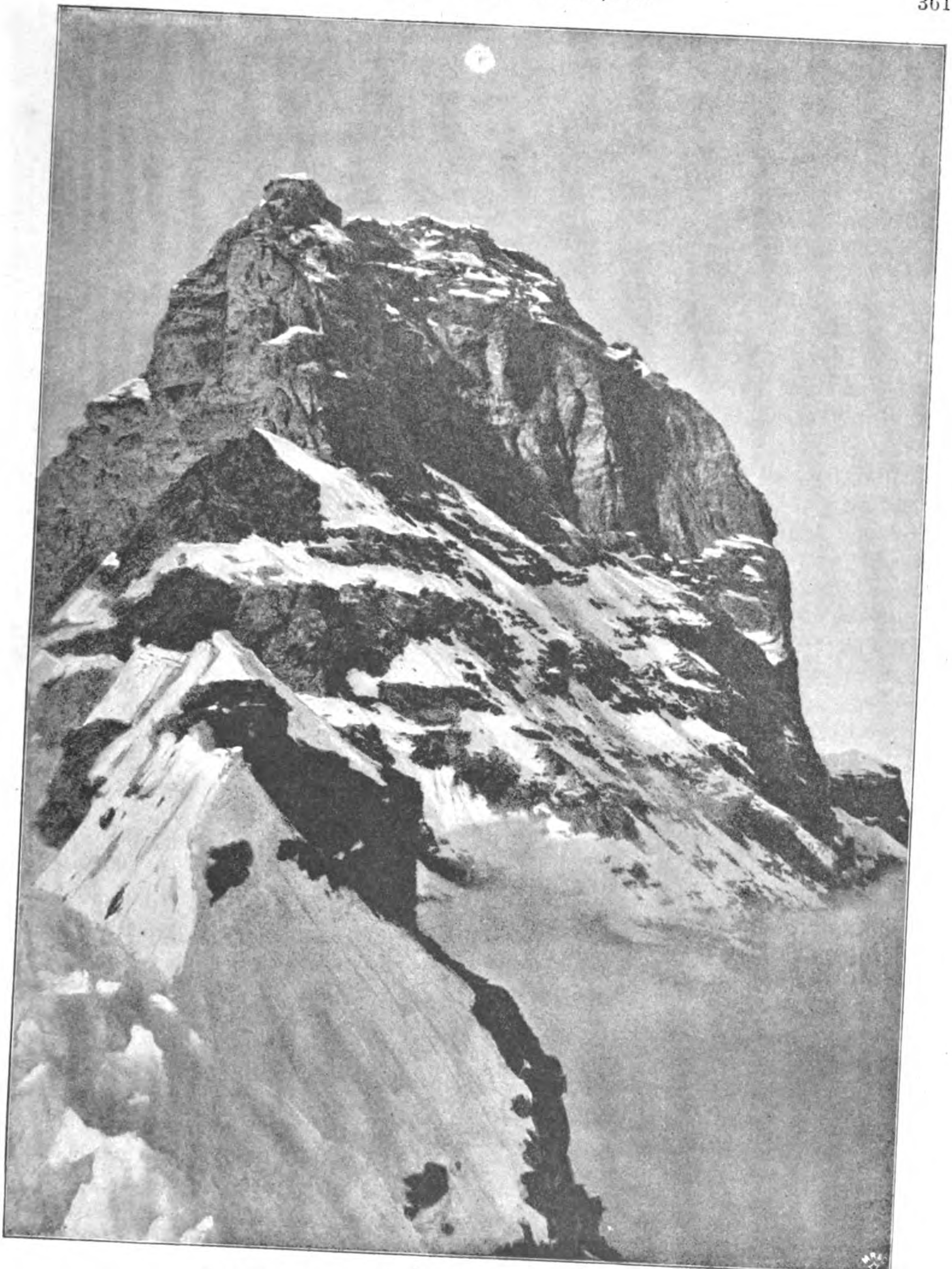
Das Matterhorn: Der „große Turm" mit den italienischen Hütten.



Das Matterhorn: Der „böse Tritt“.



Zu Wundt: Das Matterhorn.



Der Gipfel des Matterhorns vom Pic Tyndall aus gesehen.

auf- und abwogend die Berge in beständigem Wechsel zeigte.

Am folgenden Morgen hatte sich ein Wind erhoben, so daß die Führer einen Witterungsumschlag befürchteten und anfänglich eher zur Umkehr als zu der Besteigung geneigt waren. Doch unsere Unternehmungslust siegte, und um halb fünf Uhr traten wir die ereignisreiche Tour an.

Zunächst ging alles gut. Es war eine Lust, an diesen mächtigen Felsen in die Höhe zu klettern, welche sofort nach dem Verlassen

der Hütte die bedeutendsten Anforderungen an gymnastische Gewandtheit stellen. Besonders interessant in dieser Beziehung war der sogenannte „böse Tritt“, eine senkrechte Passage in halber Höhe des „großen Turmes“, an der es zum Teil schräg in die Höhe geht, so daß das herabhängende Seil verhältnismäßig wenig Nutzen gewährt. Interessant war es ferner, die Inschrift Whympers und seines Trägers, Luc Meynet, an den Felsen vorzufinden. Dann nach der Passierung des „Leichentuches“ kam die Erkletterung des „Hahnenkammes“ an dem sogenannten „Tyndallseil“. Tyndall, welcher als erster diesen Teil des Weges zurückgelegt hatte, war bei dem Abstiege genötigt gewesen, ein Seil hier zurückzulassen, welches, obgleich inzwischen durch ein neues ersetzt, noch heute seinen Namen trägt. Zwischen mächtigen Felsblöcken geht es da hinauf, und man kann sich kaum etwas Massiveres vorstellen als diese ungeheure Wand. Um so größer ist dann das Erstaunen, wenn man oben sieht, daß der Berg hier nur aus einer schmalen Mauer besteht, die, kaum einige Schritte breit, auf der anderen Seite ebenso steil in die Tiefe stürzt wie hier.

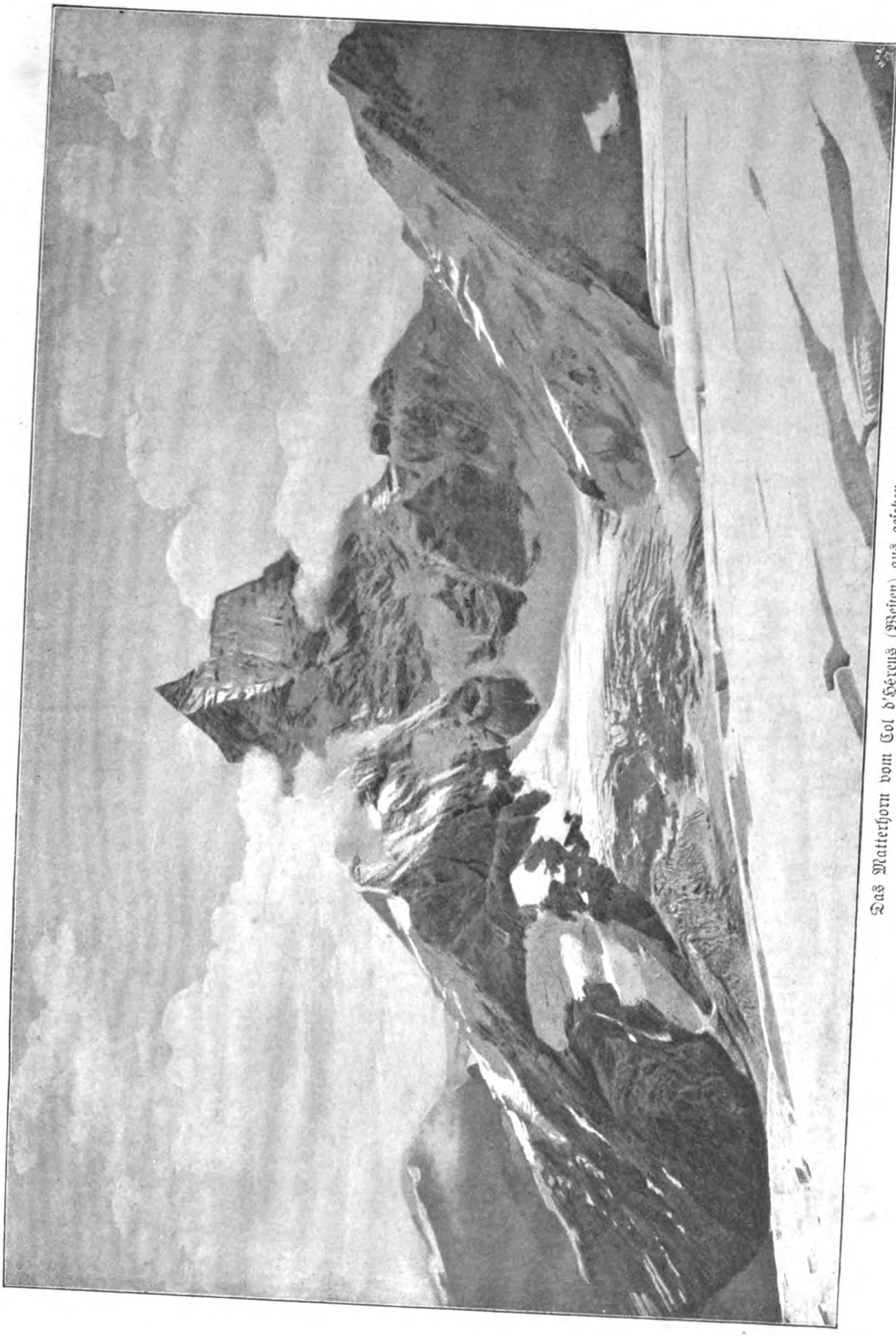
Der Ausblick hier oben ist wesentlich freier als bei der Hütte, und schon hat man den Eindruck, als neige die Dent d'Hérens, dieser graziöse Nachbarberg, ihr Haupt. Rasch ging es dann weiter auf dem Grat, der jetzt geringere Schwierigkeit bietet, an der etwas abseits liegenden Capanna alla Cravatta vorbei. Ein verfallenes Mauerwerk, steht sie dort drüben an der weiten Felswand, eine alpine Ruine, die eine traurige Geschichte erzählt. Groß waren einst die Hoffnungen gewesen, die man auf sie gesetzt, aber sie hatten sich nicht erfüllt. Sie war allmählich verfallen, und der tragische Tod des Führers Brantschen, der einsam sein Leben in ihr aushauchte, wirft einen düsteren Schatten auf ihre Vergangenheit.

Der Grat wurde jetzt allmählich vereist, und gespannt drängten wir vorwärts, dem Pic Tyndall zu, der den Ausblick vor uns versperrte. Nach der langen Besteigung hatten wir den Eindruck, daß dort oben der Gipfel in nächster Nähe winken müsse. Es war dies eine jener Täuschungen, welche in dem Gebirge vielfach vorkommen und so recht die ungeheuren Dimensionen vor Augen führen, mit denen man es zu thun hat.

Um die Eigenart des Ausblickes von dem Pic Tyndall ermessen zu können, ist es von Interesse, zunächst einen Blick auf die Gestalt des Berges zu werfen, wie sie sich im Westen vom Col d'Hérens ausnimmt. Wir sehen da eine prächtige Pyramide mit schlanker Spitze. Unterhalb der letzteren verläuft die Bergkante ein Stück wagerecht und bildet so den Tyndallgrat, dessen äußerstes Ende, welches sich von Breuil aus als einen Gipfel darstellt, den Pic Tyndall bildet. Er hat eine Höhe von 4240 Metern, und der lange Weg, welchen wir bis jetzt zurückgelegt haben, ist von dem Col du Lion ab durch die rechtsseitige Bergkante markiert.

Anders nimmt sich der Blick von dort oben aus. Entsprechend der Formation des von West nach Ost laufenden Gipfelgrates haben wir keine Spitze, sondern eine ungeheure breite Felswand vor uns, und die Höhe, zu welcher sich dieselbe erhebt, ist eine so bedeutende, daß es uns beinahe erscheint, als beginne die Besteigung jetzt erst. Befände sich dieser Gipfelblock in einem anderen weniger hohen Teile der Alpen, zum Beispiel in den Dolomiten, so würde er allein als ein ganz respektabler Berg angesehen werden. Und welch schmale Zugbrücke führt da hinüber zu seinem Fuße! Der Grat, dessen Länge mehrere hundert Meter beträgt, stürzt zu beiden Seiten mit außerordentlicher Steilheit in die Tiefe und ist auf seiner nur wenige Schritte breiten gezackten Kammlinie mit Schnee bedeckt, welcher sich oft bis zur Schärfe eines Messers zuspitzt. Diese Gestaltung des Grates ist ein weiterer Beweis dafür, in welch morschem Zustande der Berg sich befindet. Während man von unten überall den Anblick eines ungeheuer massiven Felskolosses hat, der Ewigkeiten zu trotzen scheint, sieht man von oben ein skelettartiges Gerippe von dünnen, ausgezackten Graten, zwischen denen sich weite, steile Trümmerhalden in zahlreichen Rinnen tief in den Berg einschneiden; sie bezeichnen die Wege, welche das Wasser da hinunter gebahnt, und zeigen die Macht seiner langsamen aber sicheren Zerstörungskraft, der auch ein Matterhorn auf die Dauer nicht standzuhalten vermag.

Das Wetter war nicht gerade schlecht, als



Das Matterhorn vom Col d'Hérens (Westen) aus gesehen.

wir dort oben anlangten, wenngleich in der Tiefe verdächtige Wolken hingen. Der Marsch wurde also nach dem üblichen kurzen Halt wieder fortgesetzt, bald auf der Schneide des Grates selbst, bald auf den Felsen zur Seite, soweit sie dem Fuße Raum boten.

An dem jenseitigen Ende des Grates kam dann jene berüchtigte Schlucht, an welcher einst Tyndall zur Umkehr genötigt worden war. Steil geht es in dieselbe hinab, und ist man auf dem Grunde angekommen, handelt es sich darum, über den hier stehenden Steinmann mit zwei mächtigen Schritten hinwegzusteigen, ein Kunststück, bei welchem man gewissermaßen frei in der Luft schwebt, denn gleichzeitig kann man zu beiden Seiten des Grates hinunter in die Tiefe blicken. Demnächst führt der Weg ein Stück weit ohne Schwierigkeiten bergan bis zu dem senkrecht aufsteigenden Eckpfeiler des Gipfels, dessen Bezwingung zu den schwierigsten Klettereien gehört, die es giebt. Etwa in halber Höhe dieses Turmes hängt eine Strickleiter an dem ausgebauchten, glatten Felsen herab, deren Stufen schon längst schief getreten sind. Sie bietet die einzige Möglichkeit, um hier hinaufzukommen. Wird sie halten? Nun, sie hat gehalten, und immer schneller ging es vorwärts, denn jetzt war der Gipfel wirklich in nächster Nähe. Da waren wir. Hurra! Doch unsere Freude währte nicht lange. In dem Eifer des Kletterns hatten wir nicht bemerkt, daß die tiefer liegenden Wolken sich immer mehr gehoben hatten. In dem Augenblicke, als wir den Gipfel betraten, hüllten sie uns ringsum ein, und ein leichter, körniger Schnee begann zu fallen. Was thun? Wir warteten eine ganze Stunde lang, um dann wohl oder übel den Abstieg anzutreten. Er gestaltete sich äußerst bewegt. Auf der „Schulter" angelangt, wurden wir von einem furchtbaren Unwetter überfallen, das mit schrecklichem Blitz, Donner, Hagel und Regen ein wildes Leben an den Felswänden entfesselte, so daß wir alle Mühe hatten, um vorwärts zu kommen. Erst bei der unteren Hütte erbarmte sich unser die Sonne wieder, die, durch ein Meer hin und her wogender Wolken sich drängend, die weiten Eisfelder zu unseren Füßen in magischer Pracht beleuchtete, ein beinahe übernatürlich prächtiger Anblick.



Ankunft auf dem Gipfel des Matterhorns.

Die Gasthäuser im klassischen Altertum.

Von

Ernst Eckstein.

Wenn ein deutscher Quartaner die „Kraniche des Ibykus“ deklamiert hat, pflegt es der Lehrer kaum zu versäumen, an die Stelle: „... Erkennt der Gastfreund in Korinth — die Züge, die ihm teuer sind ...“ eine kulturhistorische Betrachtung zu knüpfen. „Das Institut einer wechselseitigen Gastfreundschaft“ — so erklärt man der dankbar lauschenden Jugend — „ersetzte im klassischen Altertum unser Hotelwesen. Leute von einiger gesellschaftlicher Bedeutung hatten Gastfreunde in fast sämtlichen größeren Städten. Bei diesen wohnten sie wie Familienangehörige und fanden nicht nur volle Verpflegung, sondern auch Hilfe und Beistand in Rat und That. Kam der also Bewirtende später in die Stadt des Bewirteten, so vergalt man ihm dort Gleiches mit Gleichem.“

Durch diese oft wiederholte Erörterung wird bei den Schülern die Meinung erzeugt, als hätten die klassischen Römer und Griechen von dem, was wir heutzutage ein Gasthaus nennen, überhaupt nichts gewußt. Das Grandhotel mit seinen vornehm dreinschauenden Kellnern, seiner prunkenden Table d'hote und seinem bunt zusammengewürfelten Publikum hat für unser Gefühl ohnedies etwas so ausgesprochen Modernes, daß wir schon instinktiv dazu neigen, dem Altertum die Existenz einer ähnlichen Einrichtung abzusprechen. Wir stehen auf dem irrtümlichen Standpunkt, als gehöre das Institut des Hotels zu den Errungenschaften derselben Epoche, die das Eisenbahn- und Telegraphenwesen zur Blüte gebracht, die den Fernsprechapparat und die Weltpostkarte entwickelt hat. Und doch weiß der Kenner, daß nicht nur im Rom der Cäsaren, sondern sogar im heiligen Griechenland das Hotelwesen aus mehr als einem Gesichtspunkt entwickelter war als etwa auf deutschem Boden zur Zeit der Kreuzzüge.

Freilich, die sogenannte heroische Zeit ist noch ganz auf die Gastfreundschaft angewiesen, sogar auf die rein gelegentliche und zufällige. Man reiste nur selten. War die Reise jedoch unvermeidlich, so trat man sie in dem frohen Bewußtsein an, daß man überall, wo man vorüber kam, getrost anklopfen durfte. Gastfreundliche Gesinnung auch gegen Unbekannte und Wildfremde galt dem heroischen Zeitalter für ein Hauptgebot wahrhafter Sittlichkeit. Homer bezeichnet die Gastfreundlichkeit als das wichtigste Merkmal, das civilisierte Nationen von den barbarischen unterscheidet. Nur brutale, unkultivierte, sittlich tiefstehende Völker mißachten den Fremdling oder ermorden ihn gar, wie Polyphem die Genossen des Ithakerfürsten Odysseus. Im Gegensatz zu dieser schnöden kyklopischen Roheit erklärt der milde Phäakenkönig Alkinoos, jeder Einsichtsvolle betrachte den schutzsuchenden Fremdling grundsätzlich wie einen Bruder.

Auf hellenischem Boden war es also in grauer Vorzeit üblich, dem Wanderer, der an der Thür vorsprach und um Herberge bat, ohne weiteres den Einlaß zu gönnen. Die Sitte forderte dies von hoch und gering. Nicht nur die Großen und Wohlhabenden, auch der kleine Mann und der

Leibeigene gehorchten gern dieser Gepflogenheit. Allbekannt ist die musterhaft-liebenswürdige Art, wie bei Homer der unfreie Eumaios die Gastfreundschaft übt. Unwirsch gegen den Gast zu sein oder ihn gar von der Schwelle zu weisen, galt für schimpflich und schmachvoll; ja, man erblickte darin eine frevelnde Auflehnung gegen die oberste Gottheit, denn die Wanderer und Fremdlinge — Xenoi — standen unter dem ganz besonderen Schutze des Zeus, der von dieser Beschirmung den Beinamen Xenios führte. Leute von Takt kannten daher nichts Empfindlicheres, als wenn irgend wer oder was dem Ruf ihrer Gastfreundschaft in das Licht trat. Der spartanische König Menelaos kanzelte seinen Hausverwalter gehörig ab, als dieser ihm vorschlug, den jungen Telemach und seinen Begleiter anderswo unterzubringen, weil der Palast infolge einer daselbst gefeierten Hochzeit just überfüllt war. Lieber hätte der Fürst sich selbst ausquartiert, als daß er die unerwarteten Ankömmlinge nur wegen Platzmangels weiter geschickt hätte.

Auch sonst war das heroische Hellas in der Behandlung des Gastes von überraschendem Feingefühl. Es galt für unanständig, den Fremdling mit einer Frage nach Herkunft, Namen und Stand zu belästigen, eh er ein Bad genommen und sich durch Speise und Trank vollauf erquickt hatte. Dann erst erlaubte man sich eine diskrete Erörterung der Personalien. Die Frage der Weiterreise ward von dem Wirte niemals berührt; doch hielt man es auch für unzart, den Gast mit übertriebener Lebhaftigkeit zum Bleiben zu nötigen, wenn er Lust zeigte, weiterzureisen. Beim Weggang erhielt der Gast von seinem Wirt ein passendes Andenken, das Gastgeschenk (Xenion) — „gewissermaßen das äußere Zeichen eines von nun ab bestehenden Freundschaftsverhältnisses zwischen Wirt und Gast.“

Von der heroischen Urzeit also kann wohl behauptet werden, das Institut der Gasthäuser im neuzeitlichen Sinne sei ihr fremd gewesen. Die Methode der Gastfreundschaft hat hier zweifellos vorgeherrscht. Doch finden sich selbst in dieser entlegenen Epoche Spuren einer mehr hotelmäßigen Art des Unterkommens — wenigstens für die Leute geringerer Herkunft. Es wird uns berichtet, daß unbemittelte Fremdlinge häufig in der Gemeindehalle (Lesche) übernachteten, wo doch also wohl auch für eine primitive Art von Nachtlager gesorgt war.

Später in der historischen Zeit haben die Anschauungen der Griechen über die Pflichten gegen die Fremdlinge eine gewisse Wandlung erfahren. Der griechische Nationalstolz sperrte sich mehr und mehr gegen die Nicht-Griechen ab, die man insgemein als „Barbaren“ gering schätzte. Gleichzeitig aber galten selbst Vollblut-Griechen bei den Stammesgenossen außerhalb ihrer engeren Heimat für Fremdlinge und fanden als solche nicht ganz die gleiche sympathische Aufnahme wie die Inländer. Zwar währte das Institut der Gastfreunde noch jahrhundertelang fort: aber es reichte doch nicht mehr aus für die immer wachsenden Bedürfnisse des Reiseverkehrs. Athen zumal und Korinth wurden allmählich so stark besuchte Weltstädte, daß sich hier sehr bald Unternehmungen nach Art unserer modernen Gasthäuser heranbilden mußten. Im Anfang bot der Hotelwirt bloß das Logis: Zimmer, Bett und die nötigen Vorkehrungen, um Toilette zu machen. Später kam eine reichhaltige Speiseauswahl und ein wohlassortierter Keller hinzu. Auch andere Städte — berühmte Wallfahrtsorte wie Delphi und Knidos, vor allem aber der Schauplatz der weltberühmten griechischen Nationalspiele, Olympia — errichteten frühzeitig Hütten und Häuser, wo man gegen Entgelt volle Bewirtung und Obdach fand. Eines der größten altgriechischen Hotels ward von den Thebanern neben dem Heratempel von Platää errichtet. Dieses Gebäude nahm einen Raum von viertausend Quadratfuß ein und enthielt eine riesige Anzahl von kleinen Schlafzimmern mit eisernen Bettstellen. Verpflegt wurde man hier allerdings nicht. Anderwärts befanden sich unmittelbar neben den Logierhäusern große Restaurationen, wo man teils nach der Karte, teils Table d'hote speiste.

Interessante Hotelbekanntschaften waren auf griechischem Boden nichts Ungewöhnliches. So lernten zum Beispiel etliche Reisende in einem Fremdenzelt zu Olympia einen Gast kennen, der anfänglich seinen Namen ver-

schwieg, die ganze Gesellschaft aber durch seine geistreiche Unterhaltung so sehr entzückte, daß man ihn stürmisch bat, sein Inkognito lüften zu wollen. Die Zeltgenossen waren aufs freudigste überrascht, als sie erfuhren, der sprühende Plauderer sei der allverehrte Philosoph Platon. Etliche von den Herren machten ihm später — in Erinnerung an dies schöne Zusammentreffen — zu Athen ihre Aufwartung. Also zu lesen bei dem glaubhaften Schriftsteller Älian.

Im großen und ganzen war man in den altgriechischen Gasthäusern trefflich aufgehoben. Der Wirt und die Bedienung war aufmerksam; die Speisen hier und da vielleicht etwas einförmig, aber gesund und wohlschmeckend — besonders die Fische, auf die der Hellene großen Wert legte; der Wein vorzüglich; die Betten wenigstens leidlich. Es herrschte ein harmlos-fröhlicher Ton in den Hotels; jeder Gast machte es sich nach Möglichkeit bequem und behaglich.

Wenn man das altgriechische Gasthofswesen mit dem zusammenhält, was wir von den entsprechenden deutschen Zuständen z. B. im Zeitalter Martin Luthers wissen, so fällt der Vergleich stark zum Nachteil des sechzehnten Jahrhunderts aus. Auch hier hatte das Mittelalter die Fäden der Überlieferung vollständig abgerissen. Der Humanist Erasmus von Rotterdam giebt uns in seinen „Colloquia“ die packende Schilderung eines damaligen Gasthauses, die hier des Kontrastes wegen zum Teil eingereiht sei. Er schreibt:

„Bei der Ankunft grüßt niemand, damit es nicht scheine, als ob sie viel nach Gästen fragten, denn dies halten sie für schmutzig und niederträchtig und des deutschen Ernstes unwürdig. Nachdem du lange geschrien hast, steckt endlich irgend einer den Kopf durch das kleine Fensterchen der geheizten Stube heraus. Diesen Herausschauenden muß man nun fragen, ob man hier einkehren könne. Schlägt er es nicht ab, so ersiehst du daraus, daß du Platz haben kannst. Die Frage nach dem Stall wird mit einer Handbewegung beantwortet. Dort kannst du nach Belieben dein Pferd nach deiner Weise behandeln, denn kein Diener legt eine Hand an. Wenn du etwas tadelst oder irgend eine Ausstellung hast, hörst du gleich die Rede: ‚Ist dir es nicht recht, so suche dir ein anderes Gasthaus!‘ Heu wird in den Städten ungern und sparsam gereicht und fast ebenso teuer als der Hafer selbst verkauft. Ist das Pferd besorgt, so begiebst du dich, wie du bist, in die Stube, mit Stiefeln, Gepäck und Schmutz. Diese geheizte Stube ist allen Gästen gemeinsam. Daß man wie bei den Franzosen eigene Zimmer zum Umkleiden, Waschen, Wärmen oder Ausruhen anweist, kommt hier nicht vor: sondern in dieser Stube ziehst du die Stiefel aus, bequeme Schuhe an und kannst auch das Hemd wechseln. Die vom Regen durchnäßten Kleider hängst du am Ofen auf und gehst, dich zu trocknen, selbst an ihn hin. Auch Wasser zum Händewaschen ist bereit, aber es ist meist so unsauber, daß du dich nach einem anderen Wasser umsehen mußt, um die eben vorgenommene Waschung abzuspülen. Kommst du um vier Uhr nachmittags an, so wirst du doch nicht vor neun speisen, nicht selten erst um zehn Uhr, denn es wird nicht eher aufgetragen, als wenn sie alle beisammen sind, damit auch allen dieselbe Bedienung zu teil werde. So kommen in demselben geheizten Raume häufig achtzig oder neunzig Gäste zusammen, Fußreisende, Reiter, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Bauern, Knaben, Weiber, Gesunde und Kranke. Hier kämmt der eine sich das Haupthaar, dort wischt sich ein anderer den Schweiß ab, wieder ein anderer reinigt seine Schuhe oder Reitstiefel, kurz, es ist ein Wirrwarr der Sprachen und Personen, wie beim Turme zu Babel. Wenn es schon spät am Abend ist und keine Ankömmlinge mehr zu hoffen sind, tritt ein alter Diener mit grauem Bart, geschorenem Haupthaar, grämlicher Miene und schmutzigem Gewande herein, läßt seinen Blick, still zählend, nach der Zahl der Anwesenden umhergehen und den Ofen desto stärker heizen, je mehr er gegenwärtig sieht, wenngleich die Sonne durch ihre Hitze lästig wird. Der bärtige Ganymed legt auf so vielen Tischen, als er für die Zahl der Gäste hinreichend glaubt, die Tischtücher auf, grob wie Segeltuch. Dann setzt er vor jeden einzelnen einen hölzernen Teller, einen Holzlöffel und nachher ein Trinkglas. Wieder etwas später bringt er Brot, was sich jeder zum Zeitvertreib, während die Speisen kochen,

reinigen kann; so sitzt man nicht selten nahezu eine Stunde, ohne daß irgend wer das Essen begehrt. Endlich wird der Wein, von bedeutender Säure, aufgesetzt. Fällt es nun etwa einem Gast ein, für sein Geld um eine andere Weinsorte von anderswoher zu ersuchen, so thut man anfangs, als ob man es nicht hörte, aber mit einem Gesichte, als wollte man den ungebührlichen Begehrer umbringen. Wiederholt der Bittende sein Anliegen, so erhält er den Bescheid: ‚In diesem Gasthofe sind schon so viele Grafen und Markgrafen eingekehrt und keiner noch hat sich über meinen Wein beschwert; steht er dir nicht an, so suche dir ein anderes Gasthaus.‘ Endlich kommen die Schüsseln. Am Tische muß man bis zur vorgeschriebenen Zeit sitzen bleiben, und diese, glaube ich, wird nach der Wasseruhr bemessen. Wünscht ein von der Reise Ermüdeter gleich nach dem Essen zu Bett zu gehen, so heißt es, er solle warten, bis die übrigen sich niederlegen. Dann wird jedem sein Nest gezeigt, und das ist weiter nichts als ein Bett, denn es ist außer den Betten nichts, was man brauchen könnte, vorhanden. Die Leintücher sind vielleicht vor sechs Monaten zuletzt gewaschen worden.“ —

So weit Erasmus von Rotterdam. Wenn man sich neben diesem unsympathischen Fremdenkerker die blühende Ebene von Olympia mit ihren sauberen, oft prächtigen Zelten und den lustigen hohen Logierhäusern vorstellt, und den göttlichen Platon, mit seinen Gasthausgenossen kyprischen Wein trinkend, über Gott und die Welt und die Faustkämpfe und die Rennfahrten plaudernd, gut bedient, in froh strahlender Laune: dann möchte man in der That lieber im klassischen Hellas Knecht als im sechzehnten Jahrhundert Reisender von Beruf gewesen sein!

Ganz ähnlich wie in Alt-Griechenland hat sich auch in Alt-Rom das Hotelwesen frühzeitig entwickelt. Und zwar darf man behaupten, daß bei den Römern diese Entwickelung noch bei weitem notwendiger war als in Griechenland, weil der lateinische Nationalcharakter den Fremdlingen im großen und ganzen weit unfreundlicher gegenüberstand als der hellenische. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist die Thatsache, daß die lateinische Vokabel hostis, die ursprünglich nur „Ausländer“ bedeutete, sehr bald das übliche Wort für Feind wurde. Das Institut einer geregelten Gastfreundschaft (hospitium) war daher für die klassischen Römer der Urzeit noch unentbehrlicher als für den Griechen. Der Fremde, der als solcher in Rom durchaus rechtlos war, half diesem Übelstande durch Schließung förmlicher Gastverträge — „Bündnisse“ — ab. Zum äußeren Zeichen dieser Vereinbarungen tauschte man Gastmarken, sogenannte tesseræ, aus, die mitunter zur gegenseitigen Wiedererkennung dienten und besonders für die Nachkommen von Bedeutung waren, auf die der Vertrag sich bis zur förmlichen Aufkündigung vererbte. Dieses Gastbündnis bezog sich nicht nur auf die Gewährung von Kost und Logis, sondern es schloß die Verpflichtung ein, den Gastfreund in allen sonstigen Punkten zu fördern, vor allem auch, ihn vor Gericht zu vertreten. Es kam auch vor, daß Rom von Staatswegen an einzelne Fremdlinge das Gastrecht verlieh. So erhielt zum Beispiel der Liparenser Timasitheos um 400 vor Christi Geburt das hospitium zum Lohn dafür, daß er die römische Gesandtschaft auf ihrer Fahrt nach Delphi gegen die Angriffe der Seeräuber geschützt hatte. Als dann etwa 150 Jahre später die Insel Lipara in die Gewalt der Römer kam, wurden die Nachkommen des Timasitheos mit ganz besonderer Rücksicht behandelt: Rom betrachtete immer noch jenes hospitium als zu Recht bestehend. Auch später, unter den Kaisern, vergab der römische Staat häufig an ausländische Souveräne das Gastrecht. Kamen die also mit dem hospitium beehrten Fürsten nach Rom, so wurden sie offiziell bewillkommt und mit großer Aufmerksamkeit aus dem Ärar verpflegt.

Lange vor Christi Geburt gab es jedoch im römischen Reich schon Herbergen, wo man gegen Entgelt Unterkunft und Beköstigung fand. Anfangs waren diese wohl recht primitiv; doch schon im ersten Jahrhundert schwerlich so grundschlecht, wie Plinius behauptet; sonst hätte der alles bekrittelnde Spötter Horaz, der auf seiner Fahrt nach Brundisium mehrmals in Gasthöfen einkehrte, sich in wesentlich schärferen Wendungen darüber geäußert. Auch wird berichtet, daß sogar der Kaiser Vitellius, der zwar keine

sehr exklusive Natur, aber doch immerhin Kaiser war, ganz gewöhnliche Wirtshäuser zum Übernachten benutzte.

Es sei noch bemerkt, daß die altrömischen Gasthöfe, just wie die unseren, häufig nach Tieren benannt waren. Der „Schwarze Walfisch zu Askalon" mit seinen ziegelsteinschleppenden Kellnern berührt uns kaum noch als Anachronismus, wenn wir den pompejanischen „Elefanten" oder den „Hahn" zu Narbo kennen gelernt haben.

Wenn diese altrömischen Durchschnitts-Gasthäuser an die berühmten spanischen Fondas und Posadas erinnern, wo ein verwöhnter Geschmack vieles zu tadeln findet, so verhält sich dies wesentlich anders mit den großartigen Posthotels, die unter den Kaisern nach und nach an allen Heerstraßen errichtet wurden. Hier logierte man hervorragend gut und ward ebenso trefflich bewirtet. Schon Augustus hatte an den Chausseen, die bekanntlich in mustergültiger Ausführung das ganze Weltreich durchschnitten, sogenannte Stationen errichtet, die zur Vermittelung des Postverkehrs dienten. Hier standen jederzeit Kutschen für die Weiterbeförderung bereit. Diese Stationen wurden allmählich vergrößert und ausgebaut. Zu Anfang des zweiten Jahrhunderts finden wir überall — je eine Tagereise voneinander entfernt — sogenannte Mansiones, d. h. richtige Posthotels mit wohleingerichteten Zimmern, Bädern, Restaurationen und Stallungen. Und ähnlich wie auf unseren modernen Bahnhöfen, so gab es auch in den Mansionen Räume, die nur für den Kaiser und seine Familie bestimmt waren: sogenannte Palatia.

Leider hatte dies Institut einen sehr großen Fehler: es durfte nicht von dem großen Publikum, sondern lediglich von den Staatsbeamten benutzt werden. Diese aber verkehrten hier gratis. Zu ihrer Legitimierung führten sie sogenannte Diplome — Pässe — mit sich, die „im Namen des Kaisers" bis in das Einzelne angaben, wie der Gast zu verpflegen und zu behandeln war, insbesondere auch, wie viel Gänge seine Mahlzeit umfassen, welchen Wein man ihm vorsetzen und wie viel Pferde man ihm bei der Weiterfahrt überlassen solle. Die Pässe waren, wie unsere modernen Rundreisebillets, nicht übertragbar; ihr Verkauf war mit Strafe bedroht. Privatleute konnten derartige Postdiplome nur durch Erkaufung der ausstellenden kaiserlichen Beamten erlangen. Mit diesen Bestechungen ist namentlich in der späteren Kaiserzeit viel Mißbrauch getrieben. Selbst das Institut inkognito reisender Kontrolleure konnte dem Übel nicht abhelfen: denn auch sie ließen gegen bar mit sich reden.



Das zweite Fagott.

Skizze

von

Paul Oskar Höcker.

Er stammte noch aus der biederen alten Musikerzunft.

Als Lehrling war er zu Beginn der vierziger Jahre in des seligen Herrn Hannemann Stadtpfeiferkapelle eingetreten und hatte bei diesem ob seiner märchenhaften Grobheit berühmten Musikmeister die Geheimnisse des Geigen-, Horn- und Flötenspiels erlernt, daneben die Notenpulte, die Bässe und die beiden Pauken im Handwagen zu den Tanzmusiken gefahren und die Kinder des Herrn Stadtpfeifers spazieren geführt. Dann war er zum Gesellen emporgerückt, hatte den fürstlichen Gehalt von vierzehn Thalern monatlich bei freier Wohnung bezogen und für jede Hochzeitsmusik, die über Mitternacht dauerte, noch extra fünf Silbergroschen erhalten.

Seine Glanzzeit hatte er, nach Absolvierung seiner Dienstjahre als Militärmusiker, in den fünfziger und sechziger Jahren gesehen. Man mußte ihn selbst darüber reden hören.

„Ja, das war damals noch eine Zeit für das Waldhorn!“ sagte der dünne, kleine Mann, auf dessen Scheitel schon längst der Schnee gefallen war, und ein sinniges Lächeln verklärte die verwitterten, verrunzelten Züge. „Sie mögen sagen, meine Herren, was Sie wollen, aber das moderne chromatische F-Horn erreicht den Klang des Naturhorns nie, nie! Da lag doch noch Poesie drin. Man schrieb damals auch ganz anders für das Horn als heutzutage; man blieb in der Tonart und modulierte nicht immerzu. Und, meine Herren, das Waldhorn hielt innerlich das Orchester zusammen. Natürlich — Gänge gab es damals noch nicht auf dem Horn, auch keine Läufer und Passagen und Triller wie heutzutage, wo man das Horn behandelt wie eine Oboe oder gar wie eine Klarinette. Im Gegenteil, es gehörte ein wirklicher Künstler dazu, um auch nur eine einzige lumpige Tonleiter rein zu blasen; denn Sie müssen bedenken, außer den paar offenen Naturtönen hatte man damals doch nur die gestopften. Aber ein Kenner, der hörte damals aus einem einzigen Tone heraus, mit wem er es zu thun hatte. Schumann zum Beispiel — Robert Schumann meine ich — Sie wissen, als er die Neunte hier dirigierte, zwei Jahre vor seinem Tode!“

Öfters erging er sich in noch längeren, noch polemischeren und besonders gegen die moderne Technik aggressiv gehaltenen Leitartikeln. Denn er war verbittert und gallig geworden mit der Zeit, der alte Bernhard Rainer.

Auf seine Glanzperiode in Dresden, wo er in den Symphonie-Konzerten im Linkeschen Bad das erste Horn geblasen hatte, war nämlich eine Zeit voll Kummer und Thränen für sein Haus gefolgt.

Er hatte sich im Hinblick auf seine feste Anstellung verheiratet; nach dem ersten Wochenbett seiner Frau war aber die Krankheit nicht mehr aus dem Hause gewichen. Und nun war dem von materiellen Sorgen heimgesuchten Künstler, um zu größeren Einnahmen zu gelangen, nichts anderes übrig geblieben als das: nebenher wieder Tanzmusiken zu übernehmen.

Bei einer solchen Tanzmusik gelegentlich einer Tauffestlichkeit war dann das Unglück geschehen: ein paar Festgäste hatten sich gegen Morgen, des süßen Weines voll, mit Champagnerflaschen bombardiert, und ehe noch die entsetzten Gastgeber den Streit hatten schlichten können, war eines der Geschosse in die Kapelle gefahren — und mit einem jähen Aufschrei hatte Bernhard Rainer das Waldhorn, dessen Mundstück ihm die Vorderzähne eingestoßen, aus den blutenden Lippen herausgezogen.

Damit war der Unglückliche als Hornist unmöglich geworden. Denn wenn es auch künstlichen Ersatz giebt, der den echten Zähnen täuschend ähnlich sieht — der echte, wirkliche, poetische Hornklang wird nie von Lippen erreicht, hinter denen ein falsches Gebiß steht.

Und so gelangte der alte Musiker um drei Pulte weiter zurück — zum zweiten Fagott.

Was hätte er sonst auch beginnen sollen? Sein Geigenspiel reichte nicht aus, und er war zu alt, um dazuzulernen. Im Vortrag stellte er ja seinen Mann — aber mit der Technik war es eben so eine Sache.

Nun saß Bernhard Rainer bald einundzwanzig Jahre am Pult des zweiten Fagotts. Das Orchester, in dem er spielte, hatte ein paarmal seinen Namen gewechselt, aber der große, altmodische, doch akustisch vorzüglich gebaute Saal war noch immer derselbe.

Von diesem Pult des zweiten Fagotts aus sah sich Bernhard Rainer seine Welt an. Er sah die großen politischen Umwälzungen im Reiche, über die man mit den Kollegen debattierte — denn unter den Holzbläsern, die eine Gilde für sich bilden und die mit den Blechbläsern, das Horn ausgenommen, nichts zu thun haben wollen, befinden sich immer ernst angelegte, meditative Naturen; die Oboebläser sind ja geradezu geborene Philosophen.

Auch mit Lärm in Scene gesetzte musikalische Revolutionen erlebte er. Neue Zeitalter wurden von den jungen Violinisten, den Himmelsstürmern, oder den eitlen Trompetern, den Tenoristen unter den Bläsern, geweissagt. Aber die alten Musikanten behielten doch immer recht: was die Jungen ein neues Zeitalter nannten, das war gewöhnlich nur eine neue Mode.

An diesem Pulte hatte das zweite Fagott auch einmal eine lange, lange Generalpause gemacht — und es war in Kollegenkreisen schon über das Finale gesprochen worden, das man dem Alten draußen in der kleinen Hügelstadt blasen würde; aber dann stellte sich das zweite Fagott doch endlich wieder ein, hüstelnd zwar und manchmal verschleimt, auch ein wenig verbummelt in Bezug auf Rhythmus und Atem — immerhin freute man sich darüber, daß es noch nicht zum ewigen Tacet abberufen worden war.

Bernhard Rainer hatte in der langen Kunstpause Schweres daheim durchgemacht, und man wußte, daß er viel, viel Sorge und Kummer an das wurmstichige alte Pult mitbrachte.

Sein Sohn verursachte ihm solchen Jammer.

Gewiß, er besaß überraschendes Talent, der blondköpfige, aufgeweckte Bengel, der zu den Generalproben und den Aufführungen von seinem Vater immer durchs Stimmzimmer in den Orchesterraum hineingeschmuggelt worden war, wo er an der Saalthür mit heißen Wangen und glänzenden Augen regungslos verharrte, bis der letzte Ton verklang; aber es war doch hart für einen rechtschaffenen, pflichtgetreuen Mann, wie den alten Rainer, sein Kind so despektierlich über die väterliche Kunst reden zu hören.

Ja, das war der schreiende Mißklang der

modernen Zeit: kein Respekt vor den Alten war mehr da, nichts war den Jungen heilig, es gab keine Autorität mehr.

Es kam dazu, daß sie beide Trotzköpfe waren, der Vater sowohl als der Fritz, der hitzige Besserwisser; kein Einlenkungsversuch der Mutter fruchtete etwas. Fünfzehn Jahre erst war der Bursche alt — und er wagte es, über das Können des Vaters geringschätzige, beißende Bemerkungen zu machen, wenn der ihm befahl, die Sache so und nicht so zu spielen.

Ein paarmal brachte es die Mutter ja noch dahin, daß der Junge anderen Tages dem Vater abbat; es geschah freilich immer noch mit zusammengekniffenen Lippen und einer trotzigen Stirnfalte. Jenes eine Mal aber, als Bernhard Rainer gar, aufgehetzt durch die Kollegen, über die der Bursche ja gleichfalls seine despektierlichen — und leider Gottes zutreffenden — Bemerkungen gemacht hatte, in seiner blinden Wut die Violine auf dem trotzigen Schädel des Fünfzehnjährigen zertrümmerte, jenes letzte Mal war es zu keiner Versöhnung gekommen.

Fritz hatte das Haus verlassen, wie er ging und stand, mit heißem Kopf, blutender Stirn, zitternden Lippen und Thränen zorniger Scham.

Und den Vater Rainer packte ein Nervenfieber an, das ihm gar hart zusetzte.

Der Name des ungeratenen Sohnes wurde in den nächsten Monaten nicht mehr genannt. Durch einen Kollegen erfuhr Bernhard Rainer nur einmal zufällig, daß sein Sohn Fritz das Konservatorium in Leipzig besuche, daß er Stunden gebe und sich mit Freitischen, Stipendien, kleinen musikalischen Arbeiten, Arrangements u. s. w. kümmerlich durchringe.

Rainer hängte die zertrümmerte Geige, die zu einem brutalen Züchtigungsinstrument herabgesunken war, in einen Winkel. Und wenn er einmal zufällig in jene Ecke schaute, so sah er darunter das flammende Antlitz des fünfzehnjährigen blondlockigen Burschen, der mit zusammengepreßten Lippen und trotzig-finsteren Augen die Hände gegen den Vater ballte. Das Bild konnte und wollte er nicht los werden; und es machte ihn hart.

Die Jahre vergingen. Bernhard Rainer spielte an seinem Pult Beethoven und Mozart, dann mehr und immer mehr Wagner — dazwischen Liszt und d'Albert und Smetana — und plötzlich einmal auch Fritz Rainer.

Es war eine symphonische Dichtung, kraus und unbändig, aber glänzend, frappierend.

Noch immer saßen einige Kollegen in der Kapelle, die den Bengel seiner Zeit gekannt hatten, die beiden Bassisten, die Pauke, das fünfte Pult der zweiten Geige; die machten nun dem Alten Komplimente. Aber Bernhard Rainer, der des wilden Burschen nicht vergessen konnte, wie er droben im Giebelzimmer seinem unkindlichen Zorn und seiner maßlosen Erbitterung über die vermeintliche Tyrannei Luft machte, schüttelte wegwerfend den weißen Kopf.

„Kühl, verschroben, überwagnert!“ kritisierte er. „Das hascht nach dem Effekt. Kapellmeistermusik. Es ist kein Herz drin! Zum Kuckuck, wo sollte es auch herkommen bei den Herren Modernen!“

Und so wurde Bernhard Rainer ein alter Mann. Die einlenkenden, wärmer, dann wieder kühler gehaltenen Briefe seines Sohnes ließ er unbeantwortet.

Was ging es das zweite Fagott an, daß man den Herrn Fritz Rainer so hoch feierte, seine Kompositionen lobte und ihn als ersten Kapellmeister an die Hofoper berief! Wenn Herr Fritz Rainer damit sagen wollte, daß er das zweite Fagott zu seinem Glücksweg nicht gebraucht hatte, nun wohl, recht hatte er ja; aber er sollte sich doch nicht etwa einbilden, daß das zweite Fagott die so großmütig angebotene Unterstützung annehmen würde.

Gewiß, man hätte ja eine kleine Auffrischung brauchen können. Bernhard Rainer hätte seiner bescheidenen, gedrückten, arbeitsamen Frau auch gern hier und da einmal ein Vergnügen gegönnt — denn seitdem es der trüb werdenden Augen wegen mit dem Notenabschreiben nicht mehr so recht ging und die Schülerzahl immer mehr abnahm, mußte man sich ehrlich einschränken; ja, es war schließlich geradezu eine Kunst, auszukommen; — aber Bernhard Rainer brauchte nur einen Blick in die Ecke nach der zertrümmerten Geige zu werfen, um sofort zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervorzustoßen: „Es kommt mir nichts

über die Schwelle — von ihm!" — Und er sah im Geiste, wie das den blondlockigen Burschen mit den trotzigen Augen und den geballten Händen von neuem reizte und verdroß. Pah, er hatte geglaubt, sich als Wohlthäter aufspielen zu dürfen, der Tropf! Das zweite Fagott kam aber gottlob noch immer ohne fremdes Futter durch die Welt — wenn auch vielleicht in etwas wackeligem Rhythmus.

Da durchschwirrte eines Tages die überraschende Kunde die musikliebenden Kreise der Stadt: daß Fritz Rainer die Aufführung seiner neuesten Tonschöpfung, der Märchendichtung „Harun al Raschid" für großes Orchester und gemischten Chor, selbst leiten und schon zur Generalprobe herüberkommen werde.

Frau Rainer zitterte — vor Angst, aber auch wieder vor Freude. Sie hatte unzählige Nächte um ihren Jungen geweint, die arme Alte, immer wieder gehofft, daß der Trotzkopf doch endlich einmal kommen und sich dem Vater zu Füßen werfen werde. Sie wollte ihn noch immer nicht ganz verloren geben — den verlorenen Sohn. Jahre rücksichtslosen, herzlosen Schweigens von seiten des Jungen hatten das Mutterherz doch noch nicht stumm gemacht. Es regte sich in der traurigen Brust der mürrischen, vereinsamten Frau, es weinte vor Angst, daß auch diese Hoffnung, die letzte, allerletzte, zu Schanden werden könnte, aber zu schreien wagte es nicht, das alte, so oft gemaßregelte Mutterherz. Nur schüchtern formte es demütige Worte, die dann plötzlich einmal in eine lange, öde Stille hineinplatzten:

„Bernhard, sag nur, aber wie soll's denn nun werden? Wirst du ihn denn ... aufnehmen, wenn er kommt?"

Ein ernster, langer, trauriger Blick nach der Ecke. „Gut machen — kann er ja doch nichts mehr. Warum also einander erst quälen. Mag er links gehen, ich gehe rechts — wie bisher."

Dann begannen die Proben — im Chor allein, im Orchester allein — darauf gemeinsam; und allmählich schälte sich ein großartiges, durch und durch von modernem Geist getragenes und dabei doch wieder romantisch angelegtes, dichterisch empfundenes Werk aus dem Wust des Notendurcheinanders.

Ein kurzer Brief von Fritz Rainer an seine Eltern traf am Tage vor der Generalprobe ein.

Einen letzten Versuch wolle er machen zur Aussöhnung. Er sei inzwischen ein reifer Mann geworden und gebe zu, daß er sich im Ton — vielleicht auch in manchem seiner Annäherungsversuche — vergriffen habe; aber die Eltern sollten doch selbst die Hand aufs Herz legen und sich fragen: ob sie an ihm denn immer richtig gehandelt hätten. Er trage ihnen keinen Groll mehr nach; habe er doch gerade in der Qual und Not seiner freudeleeren Jugendjahre, während deren er sich allein habe durchringen müssen, zeigen können, daß sein revolutionärer Geist dem Gefühl fürs eigene Können entsprungen sei.

Das war nicht der Ton eines reuig heimkehrenden verlorenen Sohnes; und weil er die Richtigkeit der väterlichen Empörung so bestimmt, wenn auch maßvoll geißelte und verurteilte, verletzte er den selbstherrlich gewordenen Musikanten aufs neue.

Nur wenige Zeilen schrieb der alte Mann mit zitternder Hand dem Sohn zurück.

„Das zweite Fagott muß zwar blasen, wie der Herr Kapellmeister will. Aber im übrigen tanzt Bernhard Rainer nicht nach der Pfeife des Herrn Sohnes. Und wenn der nicht auf den Knien zu ihm heranrutscht, um ihm all die Infamien abzubitten, deren größte der letzte Brief gewesen, so will Bernhard Rainer auch von dem ‚reifen Mann' nichts wissen."

So war denn das Tischtuch endgültig zerschnitten. Fritz Rainer rutschte nicht auf den Knien vom Kapellmeisterpult zum zweiten Fagott hin.

Mit Tusch war der berühmte Mann von der Kapelle empfangen worden; die Damen und Herren vom Chor applaudierten. Und Bernhard Rainer, der finster und grämlich an seinem Pult saß, sah einen eleganten Herrn mit modisch zugestutztem Vollbart und vollem Haupthaar das Podium betreten, freundlich, etwas blasiert lächeln und sich leicht nach allen Seiten verbeugen.

Dann fuhr aber blitzschnell der schwarze Ärmel mit der weißen Manschette empor, aus der eine blasse Hand herausragte, die den Taktstock hielt. Und sofort ging's an die Arbeit.

Fritz Rainer war Künstler vom Wirbel bis zur Zehe. Wenn er die Battuta schwang, dann lebte und atmete er in und mit dem Kunstwerk. Es war also denkbar und erklärlich, daß er, von seiner Tonschöpfung mit fortgerissen, der Stadt vergaß, in der er heute sich befand, ja, auch nicht einmal des Saales sich erinnerte, in dem er heute der Mittelpunkt war, und an den sich doch die denkwürdigsten Beziehungen seiner Kindheit und Knabenzeit knüpften. Aber ebenso selbstverständlich war es, daß er nach jenem großen Tutti in der Einleitung, als er wegen eines Fehlers der Holzbläser abklopfte, über seine eigene Stimme erschrak, die die befehlend-scharfen Worte nach dem fünften Pult hinwarf: „Bitte doch das dritte Horn und das zweite Fagott den Einsatz bei Buchstabe C, sechs Takte zurück, schärfer zu bringen. Einschneidend, fortissimo — Sie sehen doch das Markierungszeichen!"

Der weiße Kopf des zweiten Fagottisten war in die Höhe gefahren — und ein drohender Blick aus den alten grauen Augen traf den Kapellmeister.

Jetzt erst gedachte Fritz Rainer seines Vaters wieder, dessen Brief ihn heute früh bei seiner Ankunft so schwer getroffen. Der Taktstock entsank seiner Hand — ganz unwillkürlich. Im Augenblick sah er sich fünf Pulte weiter drüben — Brust an Brust mit dem trotzigen Alten — doch da reichte ihm schon eine der jungen, ohne Zweifel für ihn schwärmenden Damen aus dem Sopran die ihm entfallene Battuta, er lächelte verbindlich — und der Schwindel, der ihn erfaßt hatte, war vorüber.

Er klopfte leicht aufs Pult — ein graziös in die Luft geschwungener Auftakt — und die Sache wurde repetiert.

Das zweite Fagott spielte zum Erbarmen. Der ständige Kapellmeister rutschte nervös hin und her und nagte zornig an den Lippen. Aber der gefeierte Gast, der sonst alles rügte und dessen Taktstock Wirkungen aus dem Orchester herausholte, die von ganz unnennbarem Zauber waren — er schien den jämmerlichen Trott des zweiten Fagotts nicht zu merken, die unreinen, asthmatischen Töne nicht zu hören.

Aber ein Wesen gab es noch im Saale — außer denen „vom Bau" —, das die miserable Spielerei des zweiten Fagotts mit Scham und Entsetzen hörte; das war Mutter Rainer.

Die alte Frau hätte keine Musikersgattin sein müssen, wenn sie nicht aus dem gewaltigen Tongebraus einzig und allein das Fagott herausgehört hätte. Mit welcher Andacht saß sie im Konzert, wenn die vierte Symphonie von Beethoven oder das Isolde-Vorspiel oder der Sommernachtstraum aufgeführt wurde. Das große Ereignis des Abends waren da für sie die beiden Takte, während deren das zweite Fagott Solo hatte. Nach Schluß des Konzerts vergaß sie nie, Bernhard ein paar Worte darüber zu sagen. Und wie fein ironisierte sie darüber, wenn dem *ersten* Fagott einmal eine kleine Solostelle mißglückt war, was ja bei diesem gefährlichen, so leicht tragikomischen Instrument häufig genug vorkam.

Die Misere des bürgerlichen Lebens hatte die „Künstlernatur" in ihr noch immer nicht ganz erdrückt. So hatte sie sich, gleich als sie vom Herkommen des Sohnes erfuhr, einem gar phantasievollen Traum hingegeben, der stets wiederkehrte, wenn sie schöne Musik hörte. Fritz — so träumte sie — würde von dem Spiel seines Vaters hingerissen werden. Wenn auch äußere Ehren ihn bis jetzt verblendet hatten, so würde die stille, schlichte Künstlerschaft des Vaters ihm doch imponieren, ihn ergreifen. Und sie sah im Geist, wie er nach Schluß der Probe vor dem ganzen Chor und dem Orchester sich tief vor dem zweiten Fagott beugen würde, um auszurufen: Ja, wahrlich, das ist wahres, heiliges Künstlertum! Und dann würden Vater und Sohn schluchzend einander in den Armen liegen, alles würde weinen oder jubeln, und die Kollegen — nun, die würden sich ärgern; besonders das erste Fagott!

Doch nichts von alledem geschah. Und Mutter Rainer, der die unreinen Töne des zweiten Fagotts ins Herz schnitten, ward blässer und blässer. Niemand im Saal ahnte, was für Qualen sie erduldete. Sie hörte nichts von den wunderbaren Klangwirkungen des Chors, vernahm nichts von dem Beifallsgemurmel der bevorzugten Kenner, die der Probe beiwohnen durften; erst als zum Schluß eine Ovation einsetzte, wie

sie der alte Saal seit Schumanns und Rubinsteins Gastspielen nicht mehr erlebt hatte, da schrak sie aus ihrer schmerzvollen Versunkenheit empor. Seltsamer Zwiespalt des Herzens! Gewiß, der Ruhm des Sohnes machte auch sie stolz — aber dennoch, dennoch bedrückte sie der Vergleich mit dem gedemütigten Gatten. Wenn ihr Junge unglücklich gewesen, wenn er, vom Schicksal zermürbt, zu ihr gekommen wäre und seinen blonden Lockenkopf in ihren Schoß gepreßt hätte — ach, wie innig hätte sie ihn umschlungen, ihn getröstet, ihm das Bild des rechtschaffenen, tüchtigen Vaters, der dann großmütig verziehen haben würde, vor Augen geführt. Aber so klein dazustehen vor dem berühmten Sohn — nein, das ertrug sie nicht!

Und Vater Rainer ertrug es ebensowenig.

Als das schüchterne alte Mütterchen mit verweinten Augen am Ausgang vom Stimmzimmer das zweite Fagott abholte — während drinnen im Saale noch der Jubel der begeisterten Menge, der applaudierenden Damen und Herren vom Chor brauste — da wechselte man kein Wort. Frau Rainer brachte die stereotyp gewordene lobende Kritik: „Dein Solo, Bernhardchen, wirklich meisterlich!" nicht über die Lippen; sie konnte nicht lügen.

Bernhard Rainer hatte selbst an sich verzweifelt. Finster und trotzig nahm er an der Seite seines Weibes den Weg nach Hause. In dem Giebelzimmer angekommen aber warf er sich in die Ecke des klapprigen alten Sofas — und weinte.

Das war ein gar trauriges Mittagessen. Der Alte rührte kaum Messer und Gabel an. Er fing ein paarmal an, über „Harun al Raschid" zu sprechen, wobei er versuchte, einen gönnerhaften Ton anzuschlagen. Aber immer wieder mußte er abbrechen, denn seine Stimme begann zu zittern.

Die Wahrheit war, daß ihn das Werk seines Sohnes mächtig ergriffen hatte. Es hatte ihn mit seinen tausend Reizen bezwungen, es hatte sein widerstrebendes Herz gefangen genommen — mochte er sich tausendmal eingeredet haben: die Instrumentation sei zu lärmend, dieser Übergang sei verschroben, diese Harmonisierung gesucht — Ach, das war ja alles Lüge, häßliche Verleumdung, Zunftneid, ja — Eifersucht!

Und da endlich polterte es aus seiner rauhen, trockenen Kehle: was es doch für ein Meisterwerk sei — und wie man doch dagegen ein Stümper sei!

Jawohl, das sagte er: ein Stümper! Und Frau Rainer begannen die Knie zu zittern, während sie den Gatten so ganz entsetzt anstarrte — entsetzt darüber, daß sie die Worte nicht fand, um dieser ungeheuerlichen Blasphemie zu begegnen! Ein Bernhard Rainer ein Stümper — und Fritz der Meister! Nein, das durfte sie sich nicht anhören — und doch, und doch — es war ja die furchtbare, grausame Wahrheit!

Allmählich fanden sich schwächliche, begütigende Worte auf den Lippen der Alten ein — aber man merkte ihnen an, wie qualvoll schwer sie geboren. Und Bernhard Rainer ward hitzig, geriet außer sich, schlug sich an die Brust und rief: So viel verstehe er doch wohl noch, als alter, grau gewordener Musikant, daß er ein Werk wie dieses beurteilen könne!

Noch ein paar laue Einwendungen — und dann ging ein begeisterter Dithyrambos los auf Fritz Rainers Opus 23. Der alte Handwerker fand Worte wie ein richtiger Künstler, ereiferte sich, schalt alle, die das Werk nicht ein Meisterwerk nennen wollten, Ignoranten — und mit heißen Wangen stürmte er endlich, nachdem er sein Weib eine herzlose Mutter, ein Geschöpf, bar jeder Gefühlserhebung, bar jeden Kunstverständnisses gescholten hatte, zur Thür hinaus, auf die Straße.

Da saß dann die herzlose Mutter allein in der traurig öden Wohnung und dachte an den kleinen Fritz zurück.

Nein, sie war ganz gewiß keine herzlose Mutter. Aber die Verhältnisse hatten es eben so mit sich gebracht, daß der Gatte die erste Stelle einnahm. Jahrelang hatte sie ein verschwiegenes armes Plätzchen in ihrem guten alten Herzen für den Ausreißer parat gehalten. Aber es war allmählich staubig geworden, das Plätzchen, nach dem so gar keine Nachfrage war.

Bernhard Rainer kam vor dem Konzert nicht zurück, das wußte seine Gattin. Die Alte rechnete damit, da sie einen wichtigen,

heimlichen Gang vorhatte. Sie zog ihr Staatskleid von schwarzem Kaschmir mit dem allen Konzertbesuchern des letzten Decenniums bekannten Jette-Besatz an und begab sich in die Wohnung des Orchesterdieners. Herr Vollmann konnte ihr aber leider nicht verraten, in welchem Hotel der Herr Hofkapellmeister abgestiegen war. Er wußte nur, daß der Herr Hofkapellmeister in den Erbschen Weinstuben mit verschiedenen Herrschaften „frühstückte". Auf zwei Uhr war das „Frühstück" bestellt gewesen.

Es war kurz vor sechs. Frau Rainer versuchte ihr Glück dennoch und verfügte sich zu Erb, dem ersten Traiteur der Stadt.

In einem kleinen Salon, in dem ein geschäftiger Kellner die elektrischen Birnen zum Glühen brachte, mußte sie warten. Da sie ihren Namen nicht nennen wollte, so war es schwer zu sagen, ob der Herr Hofkapellmeister sich stören lassen würden.

Frau Rainer hörte Gläserklingen und fröhliches Plaudern und Lachen; auch den glockenhellen Ton warmer Frauenstimmen vernahm sie. Als die Thür aufging, drang ein behaglicher Duft heraus nach gutem Essen und guten Cigarren.

Endlich kam der Herr Hofkapellmeister. Auf seinen Lippen schwebte noch das übermütige Lächeln, mit dem er sich von der Gesellschaft verabschiedet hatte, seine Wangen waren von dem Weingenuß und der lebhaften Unterhaltung leicht gerötet, seine Blicke aber ein wenig unruhig, nervös.

Fritz Rainer schrak zusammen, als er seine weißgewordene Mutter erkannte. Dann umarmte und küßte er sie aber, und am Knittern seines wundervoll geplätteten Chemisettes konnte die alte Frau wahrnehmen, wie tief ihn das Wiedersehen erschutterte.

„Und wenn ich auch wirklich einzig und allein die Schuld gehabt hätte — damals — Mutter, mußte es denn so kommen? Hat denn der Vater gar keinen Funken von Interesse mehr für mich? Wie oft hab ich ihm die Hand dargeboten — immer und immer wieder hat er mich zurückgestoßen, mich beleidigt — ach, Mutter, und daß du es fertig gebracht hattest —"

Nun kamen Vorwürfe, bittere Anklagen — und ein grämlicher Ton klang aus der forschen Kapellmeisterstimme heraus. Er schilderte der Mutter das grausame Elend, das hinter ihm lag, entrollte seine Vergangenheit vor der beschämten Mutter, und häufte Anklage auf Anklage gegen seinen trotzigen Vater.

„Glaube mir, Mutter, es dauert lang, bis ein Mensch endlich das heiligste Gefühl in sich absterben fühlt; aber ihr habt es mit eurem eisigen Schweigen ja ordentlich aus meiner Brust hinausgepeitscht! Wie oft habe ich aufgeschrien, gejammert — ich war doch so oft dem Untergang nahe — ihr habt nicht auf mich gehört! Und als mir's besser ging, da hatte ich nur das Gefühl, daß das den Vater ärgerte!"

In seinen Augen loderte wieder das trotzig-wilde Feuer seiner Knabenzeit auf — und die unglückliche Mutter preßte in stummer Verzweiflung das Taschentuch an die bleichen Lippen.

Sie war schwach und mürbe und fügsam. Jetzt, wo sie zum erstenmal den Sohn reden hörte, da erschien ihr die Schuld ihres Gatten viel, viel größer an dieser unseligen Entzweiung. Aber war denn jetzt noch etwas zu ändern?

Fritz schien durch das Wiedersehen mit der Mutter allerdings innerlich stark bewegt; aber daß er sich jetzt noch vor dem Vater beugen würde — daran verzagte sie.

Dennoch versuchte sie, ihn zu rühren. Sie verhehlte auch nicht, wie begeistert der Vater von „Harun al Raschid" sei; alles, was Bernhard Rainer heute gesagt hatte über das Werk, wiederholte sie. Fritz atmete wie erlöst auf; ein ganz seltsames Triumphgefühl schien ihn zu erfüllen.

Doch dann sprach er wieder in bitterem Ton über das ganz unglaubliche, harte und unversöhnliche Schreiben des Vaters vom heutigen Morgen.

„Ich kann nicht auf den Knien vom Kapellmeisterpult zum zweiten Fagott hinrutschen, Mutter. Ich werde ihm trotz aller Grausamkeit und Strenge und Ungerechtigkeit, die ich von ihm erfahren, nie die Ehrerbietung versagen — aber Menschenunmögliches darf er nicht von mir verlangen."

Frau Rainer blickte trübe vor sich hin. „Ihr nehmt ja verschiedene Stellungen ein, sprecht verschiedene Sprachen, möchte ich sagen, und die lange Trennung schließt ja

ein zärtliches, liebevolles Beisammensein aus, aber — aber ich meine — wäre es nicht möglich, daß du den Vater ein wenig aufrichtetest —"

„Unterstützen? Es geht euch schlecht? Aber Mutter, Mutter — die Hälfte meiner Einnahmen würde ich euch ja so gern geben, und mehr noch, wenn ihr nur etwas annehmen wolltet!"

„Nein, Fritz, davon rede ich nicht — aber sieh mal, künstlerisch müßtest du ihn jetzt aufrichten, denn —"

Und da brach sie in Schluchzen aus, warf sich dem Sohn in die Arme und offenbarte ihm das ganze qualvolle Leid des Vaters, der sich heute zum erstenmal in seinem Leben seines geringen Könnens geschämt habe — und zwar vor seinem Sohn!

Ja, da lag eine ganze Tragödie darin — das empfand der hübsche Kapellmeister, trotzdem er nur gutmütig lächelnd der alten Frau über den dünnen Scheitel strich. Aber was sollte er thun? Wie konnte er dem harten, trotzigen Alten als Tröster kommen? Würde das zweite Fagott dann nicht erst recht in seinem Künstlerstolz verletzt sein?

Sie sprachen hin und her — und Fritz Rainer empfand ein grenzenloses Mitleid mit dem unglücklichen alten Vater, während ihn heute morgen, als er die Schauertöne des zweiten Fagotts vernommen, ein spöttischer Stolz erfüllt hatte.

Doch dies Tete-a-tete mit der Mutter ward endlich gestört. Es war Zeit, zum Konzert aufzubrechen.

„Ich will also noch einen — den letzten, allerletzten Versuch machen, den Vater zu versöhnen. Sprich dann nach dem Konzert mit ihm. Aber wenn das, was ich jetzt thun werde, ihn nicht bezwingt — ja, Mutter, dann ist die Schuld nicht auf meiner Seite!"

„Und was — hast du vor?" fragte Mutter Rainer ängstlich gespannt.

Fritz gab keine genaue Auskunft. „Ich wohne im Hotel New-York, Mutter. Dorthin sende mir eine Zeile, ob ich kommen soll. Erhalte ich keine Nachricht, dann weiß ich — Nun, Mutter, dich habe ich immer in gutem Andenken gehalten. Vor mancher Thorheit hat mich die Erinnerung an dich geschützt. Hab dafür Dank, meine Mutter!"

Er beugte sich tief hernieder auf die zerarbeiteten, schlecht gepflegten Hände und küßte sie. „Und wenn der Vater noch immer unversöhnlich bleiben sollte — nun, Mutter, ich bin es nicht. Wenn du mich einmal brauchst, rufe mich. Ich hoffe, daß ich in deinen Augen nicht mehr der ‚verlorene Sohn' bin, wie?"

Frau Rainer hatte am heutigen Tag schon so viel zusammengeweint, daß ihr jetzt keine Thränen mehr übrig geblieben waren. Sie wünschte dem Sohne alles Beste, flehte ihn noch einmal an, des Vaters wegen — nun, er wisse ja — und dann ging sie.

Der Hofkapellmeister sah ihr mit trübem Lächeln nach; dann erhob er die Hände zu der Stirn und seufzte tief auf.

Die fröhlichen Stimmen der zum Aufbruch mahnenden Tischgesellschaft rissen ihn endlich aus seiner grämlichen Versunkenheit.

* * *

Was er wohl vorhatte, der Fritz?

Ob er wohl den richtigen Ton treffen würde, um die Harmonie mit dem unglücklichen alten Vater endlich wiederherzustellen?

Zitternd saß Mutter Rainer im Konzert. Ein Nachbar lieh ihr ein Opernglas, durch das sie ihren mürrisch am fünften Pult sitzenden Gatten beobachten konnte. Dann sah sie den Herrn Hofkapellmeister eintreten. Applaudieren im Publikum und im Chor — dann Tusch im Orchester. Die in hellen, eleganten Konzertroben steckenden Damen hatten sich erhoben, um den hübschen, interessanten Künstler besser sehen zu können.

Heute abend war Mutter Rainer dem zweiten Fagott untreu. Sie hörte zum erstenmal wieder das ganze Orchester, die Streicher sowohl als die Bläser, und hörte die saftigen Frauen- und markigen Männerstimmen des Ensembles. Sie war ganz überrascht von all den Schönheiten des Zusammenklangs.

Aber immer wieder riß sie die Angst aus dem künstlerischen Genuß: ob der Fritz denn auch nur das Richtige treffen würde?!

Unter stürmischem Beifall ging das Werk zu Ende. Hier oben auf der Galerie, wo die Musikstudierenden saßen, war der Jubel am größten. Die Ovation für den „neu-

deutschen jungen Meister" war eine Demonstration gegen die zopfige Akademie und deren Professoren.

Frau Rainer klatschte nicht mit. Sie blieb aber so lange auf ihrem Stuhl sitzen, bis der Beifall endlich völlig ruhte. Ihre Wangen glühten, ihre Augen thränten. Das war ein großer Moment, den Sohn so gefeiert zu sehen, und zu wissen, daß das Glück ihn nicht hartherzig gemacht hatte!

Zu ihrer Verwunderung hatte Bernhard sie nicht erwartet. Sie mußte also den Weg nach Hause allein zurücklegen — in ängstlicher Spannung.

Endlich war sie an der Giebelstube angelangt, sie riß die Thür auf — und da sah sie ihren Gatten am Tisch sitzen, auf dem ein eilig angebranntes qualmendes Lämpchen stand. Der alte Musiker hatte eine Partitur vor sich aufgeschlagen, und sein fiebernder Blick glitt über die Zeilen dahin. Man sah es dem durchgeistigten Antlitz des Alten an, daß sein inneres, geistiges Ohr Musik hörte.

Schüchtern trat sie näher. Bernhard Rainer runzelte die Stirn. Er wollte sich Mühe geben, ein überlegenes, abweisendes Gesicht zu machen — aber die helle Freude zitterte ja doch in jeder seiner Fibern.

Das erste Heft der Partitur hatte sich verschoben. Mutter Rainer las das Titelblatt.

„Harun al Raschid. Märchendichtung für gemischten Chor und großes Orchester von Fritz Rainer. Op. 23." Und darunter stand mit großen Zügen von der Hand des Komponisten geschrieben: „Meinem Vater Bernhard Rainer, dem langjährigen hochangesehenen Orchestermitglied, widme ich dieses mein reifstes Werk. Möge er, der mein erster Lehrer war, daraus keinen Grund zur Unzufriedenheit mit seinem allzeit dankbaren, wenn auch zeitweise ungehorsamen Schüler sammeln. Es ist das Beste, was ich geben kann. Möge nun auch der erfahrenere Meister das Höchste geben: Verzeihung!"

Diese schlichten Worte las die Mutter wieder und wieder, und endlich sah sie ihren Gatten scheu fragend an.

Bernhard Rainer war ein ganz anderer, seitdem die Partitur mit dieser Widmung in seinen Händen war. Stolz, Glück und Zuversicht leuchteten aus seinen Augen.

„Er — hält also noch ein wenig auf mich. Das — das — hm, das freut mich. Freilich, man ist ja ein bißchen hart gegen ihn gewesen. Hat's schließlich nicht einmal so schlimm gemeint; vielleicht. Hm, aber daß er jetzt, wo er doch so viel erreicht hat, gewissermaßen, einen alten Praktikus wie mich, der ja nicht die hohe Schule erlernt hat, anerkennt — siehst du, Mutterchen, das freut mich. Wirklich, das giebt mir neuen Lebensmut. Ich will dir nämlich sagen, ich wollte schon ins Wasser gehen. Jemine, schrei doch nicht gleich. Ja, siehst du, ich glaubte nämlich, mit mir sei's vorbei. Da hat man nun ein Menschenalter lang das zweite Fagott malträtiert — das ruiniert den Charakter, weißt du. Und als der Fritz heute da oben stand und das zweite Fagott rüffelte — Mutterchen, du weißt ja, daß ich meinen Künstlerstolz noch immer nicht verloren habe — aber ich will dir gestehen, da — da schämte ich mich!"

Sein Kopf sank in die Hände, und ein Zittern ging durch den alten Leib.

Mutter Rainer hatte ihre Arme um seinen Nacken geschlungen, und sie legte die eingefallene Wange zärtlich auf seinen dünnen Scheitel.

„Bernhardchen," flüsterte sie, „ein Mann wie du — wird verzagen! Die Erregung hatte dich ein wenig unsicher gemacht — das war alles. Aber du siehst doch aus seinen Zeilen, daß — daß er dich noch immer hochhält!" Ihre Stimme kam ihr selbst fremd vor — fremd und scheu. Sie hielt ihr Antlitz auch stets über ihm, damit sie ihm nicht ins Auge zu blicken brauchte.

Der Musiker atmete tief auf. „Mutter," sagte er unruhig, „aber ob das wohl auch ganz unumstößlich seine aufrichtige Meinung ist — oder ob er das nur gethan hat, wie man etwa — hm — ein Almosen —"

„Bernhard!" entfuhr es voll Angst der Alten, und sie fürchtete sich schon entdeckt, „ja, glaubst du denn, ein Trotzkopf wie der Fritz würde so etwas thun, wenn es ihn nicht von innen heraus dränge, ihn zwänge?!"

„Ach mein Gott, wie das doch stärkt, wie das wohlthut! Es ist ja wahr, wenn ich's nicht gewesen wäre, der ihn entdeckt, ihn auf den rechten Weg geleitet hätte — wer weiß, ob er heute da stände! Aber siehst

du, Alte, es kommt doch so gar selten vor, daß die Jugend es anerkennt!"

„Bernhardchen — und bist du jetzt zufrieden mit ihm? Möchtest du ihn — vielleicht — sehen?"

Der Musiker fuhr herum und sah ihr entsetzt ins Auge. „Du warst bei ihm?!" stieß er erregt hervor.

„Ich? Aber wie kommst du darauf? Weshalb — sollte ich bei ihm gewesen sein?"

Sie erstaunte über sich selbst, daß sie den Mut hatte, den zitternden alten Mann zu belügen. Aug in Aug stand sie ihm gegenüber, ohne mit einer Wimper zu zucken.

Allmählich nahm Rainers Antlitz wieder einen helleren Ausdruck an. „Nein, nein," sagte er kopfschüttelnd, „dann hätte es ja auch gar keinen Wert gehabt für mich — das da." Er schlug die Hände ineinander, erhob sie zur niedrigen Zimmerdecke und rief mit einem nur schwer zurückgehaltenen Jauchzen in der Stimme: „Aber daß er mich von selbst, so ganz von selbst, anerkennen mußte, der Bengel — daß er merkte: der Meister behält sich doch immer noch etwas zurück — hahahaha, ach, das söhnt mich ja mit meinem Schicksal wieder aus! — Siehst du, und was mich am meisten gerührt hat: er hat ein Herz fürs Waldhorn! Das hat er von mir! Keiner von den Modernen versteht das Horn richtig zu verwenden — aber mein Fritz — haha, der ist noch aus meiner Schule, jawohl!" Die hellen Freudenthränen purzelten ihm aus den Augen heraus, während er eifrig in der Partitur zurückblätterte. „Da — da — lies doch nur, Mutterchen, die Terzen und Quinten und Sexten, was, das ist Poesie? Deutscher Wald ist das — Kirche — Mondnacht — hahahaha!"

„Und du bist also zufrieden mit ihm, Alter?" fragte Frau Rainer in schüchternem, verschleiertem Ton.

„Er ist — mein Himmel, warum soll ich's nicht sagen, er hat's ja von mir, und er sieht's gottlob endlich ein! — er ist ein Tausendsassa, der Fritz; und wenn er heute herkäme — na —"

„Bernhardchen, wollen wir ihn holen?!"

Vater Rainer sinnt. „Nein!" ruft er dann entschlossen. „Wir würden uns vielleicht doch wieder zanken — er ist ja so ein Hitzkopf, du weißt — und das wäre ewig schade nach dieser schönen, wirklich schönen Versöhnung. Aber schreiben werde ich an ihn — morgen oder übermorgen — sobald ich mit der Partitur fertig bin."

„Und wirst du auch — lieb an ihn schreiben? Ich meine, auch über sein Werk?" Ihre Blicke hingen ängstlich an seinen Lippen.

„I — ich bin zwar sonst als scharfer Kritikaster bekannt — aber hier habe ich wirklich nichts auszusetzen. Das zweite Fagott kommt vielleicht ein bißchen spärlich fort — aber wie er das Horn verwendet und dann die vierfache Teilung der Geigen in der ersten Abteilung bei Buchstabe D — hm, das ist auch so ein Kniff, den ihm sein grober alter Lehrer beigebracht hat, damals — ja, das zeugt alles von einem ganzen Kerl. Denn das ist er doch — nicht wahr, der Ansicht bist du auch?"

„Aber gewiß, Alterchen!"

„Und überhaupt — vielleicht schreibe ich ihm ohne Umschweife: sein Vater bleibe ja immer sein Vater, und sein Lehrer sein Lehrer — aber — hm, wenn er so fortfahre, dann — na ja — dann werde er uns noch alle in die Tasche stecken!"

„Bernhardchen! Vater! — Das wolltest du ihm schreiben?"

„Na ja, so ein junges Talent, das — das muß man doch aufrichten. Und wenn man auch nur so — hm, so sagt, meine ich. Aber jetzt laß mich allein, Alte, bei meiner Partitur! — Ein Teufelskerl, der Fritz, was?"

Litterarisches.

Wenn es sich auch nicht leugnen läßt, daß augenblicklich die dramatische Muse gegenüber ihren Geschwistern, der Lyrik und dem Epos und dem Romane, dem bekannten Pseudobruder des Epos, bei den für Litteratur empfänglichen Kreisen sich wegen ihrer Erzeugnisse besonderer und auch berechtigter Bevorzugung erfreut, so darf doch nicht verkannt werden, daß gerade die deutsche Erzählerkunst, obwohl auch hier die vererbten Regeln der Tradition bedenklich ins Wanken, ja Absterben geraten sind, Leistungen aufzuzeigen hat, welche glänzend beweisen, daß man von einem Epigonentum, von Überlebtem nicht reden darf. Gerade der deutsche Roman hat sich bisher seine Eigenart bewahrt, wenn wir seine besten Vertreter ins Auge fassen. Unbeirrt durch die lockenden Vorbilder eines Tolstoi, Zola oder Daudet, denen nur gewisse unserer Jüngeren in unglücklichen Kopien nachgeeifert haben, blieben die besten und bewährtesten unserer Erzähler ihrer nationalen Eigenart getreu, wohl wissend, daß auf keinem Gebiete die Mode so vergänglich ist wie auf dem der erzählenden Darstellungskunst. Als Muster hierfür kann Friedrich Spielhagen gelten. In einem „kritischen Gange" aus verschollenen Tagen sollte er, mit den obengenannten ausländischen Größen gemessen, ganz und gar nichts bedeuten — er hat wohl darüber gelächelt, wie so viele Tausende mit ihm; er schafft noch heute wie in den Tagen seines besten Mannesalters; und wenn nicht jedes seiner neueren Werke ein untadelhaftes Meisterwerk ist neben den vielen, die er geschaffen hat, so darf nicht vergessen werden, daß auch Goethe nur einen „Faust", nur einen „Wilhelm Meister" u. s. w., Schiller nur einen „Wallenstein" geschrieben hat! Vor uns liegen drei neue Werke des gefeierten Meisters, der ohne Zweifel nach Gutzkow, Freytag und Auerbach unser erster Romancier genannt zu werden verdient: **Selbstgerecht** (Stuttgart, J. Engelhorn); **Zum Zeitvertreib** (Leipzig, L. Staackmann) und **Mesmerismus, Alles fließt**, Zwei Novellen (Leipzig, L. Staackmann). Über die letzten beiden Novellen können wir uns an dieser Stelle ein eingehenderes kritisches Urteil ersparen; sind sie doch in den „Monatsheften" zum erstenmal veröffentlicht worden. Es sei nur so viel noch bemerkt, daß die erste Novelle eine eigenartige Idee, eine höchst zeitgemäße zumal, in der unserem Dichter eigentümlichen und seine Poetenindividualität besonders scharf hervorhebenden Schreibweise zu plastischer Anschaulichkeit bringt. Die zweite zeigt uns, daß Spielhagen als echter moderner Mensch all die neuen und neuesten Kunstfragen und Litteraturskrupel, die mehr auf ein Suchen nach einer anderen, mehr äußerlich zu fassenden Form hinauslaufen, mit intimster Sachkenntnis sine ira et studio verfolgt. Daß er da ein wenig Humorist wird, wer kann es ihm verdenken? Er hat eben so manche neue Richtung rasch abwirtschaften sehen und mehr als einmal an sich selber die tröstliche Gewißheit erlebt, daß das „echte Schöne der Nachwelt unverloren bleibt". Namen, d. h. in diesem Falle, ästhetische Principien, Formeln ohne zureichenden Grund sind nur Schall und Rauch. Seid Naturalisten, Symbolisten, Impressionisten, Decadente u. s. w. — das alles ist gleichgültig — schafft nur, schafft, was Tausende begeistert, hinreißt und erhebt, und ihr seid Künstler und Poeten! Das lehrt in ziemlicher Unverhohlenheit voll schalkhaft feinen Humores seine Novelle „Alles fließt". Und „Zum Zeitvertreib"? werden seine sogenannten, leider beim ganzen großen Leserkreise unbekannten Gegner ausrufen? Wie bisweilen Homer soll geschlafen haben — sogar bei Abfassung seiner beiden Epen! —, ist auch der Dichter hier auf der Höhe seines Schaffens geblieben? Man muß zugeben — nein; aber erinnern an die oben genannten Meister Goethe und Schiller. „Zum Zeitvertreib" ist in der That ein sogenannter Unterhaltungsroman — zum Zeitvertreib, jedoch der besten und vorzüglichsten einer in seiner Art, welcher in Behandlung der Fabel, in Charakteristik und Sprache durchaus nicht seinen Schöpfer verleugnet, wenn wir auch manchmal nur zu oft und nichts weiter als die — Kralle des Löwen erblicken. Jedenfalls wird auch dieses fesselnde Bild aus unseren besseren und besten Gesellschaftskreisen immer noch mehr Anspruch auf Beachtung erheben dürfen als mancher ausländische Roman, der augenblicklich en vogue

ist, wie etwa der letzte eines Georges Ohnet. Seinen besten Vorgängern ebenbürtig reiht sich dagegen Spielhagens „Selbstgerecht“ an. Der Dichter hat sich ein eigenartiges Problem gestellt, das in einer Zeit, wo mit Nietzsches Schlagworten Herrenmoral und Sklavenmoral von mancher Seite schon ein bedenklich frevlerisches Spiel getrieben wird, einen modernen Dichter besonders reizen mußte: Giebt es Fälle, wo ein Mensch sich selber zum Richter machen darf, ohne an das öffentliche Recht oder den gesellschaftlichen Moralkodex zu appellieren? Der Dichter, ohne Nietzsches Philosophemen zu huldigen, beantwortet die Frage mit einem einschränkenden Ja: sein Held, ein würdiger, hochgebildeter Oberförster, erschießt ohne Gewissensskrupel den Don-Juan-ähnlichen Gatten einer von ihm heimlich leidenschaftlich verehrten Gräfin, nachdem er die Gewißheit gewonnen hat, daß der Graf mit seinem, des Oberförsters, Weibe ein sündiges Spiel treiben will. Kein Mensch hat diesen Akt der Selbstgerechtigkeit gesehen — nur ein verkommenes Subjekt, welches später, auf seine Mitwissenschaft pochend, Geld von dem Oberförster zu erpressen sucht. Der Oberförster trägt die Schuld, daß dieser Elende sein würdiges Ende findet; und da hört bei ihm das stolze Gefühl der Selbstgerechtigkeit auf: ohne daß die Welt die wirklichen Motive erfährt, erschießt er sich, muß er sich erschießen. Nur durch seinen Tod können seine Tochter und der Sohn des erschossenen Grafen ein Paar werden. Was die Technik des Werkes anlangt, so ist die Form des Tagebuches gewählt, das einer kurzen Geschichte — der Verlobungsfrage — eingefügt ist. Auch hier bewährt sich Spielhagen als Meister der Charakteristik und landschaftlichen Schilderung. Mit wenigen Strichen wird uns eine weibliche ländliche Delila, eine Vénus rustique, geschildert — aber wie plastisch sich der Anschauung einprägend: welche Worte und wieviel Seiten hätte wohl ein deutscher Zolaist gebraucht, um dies unsittliche Verhältnis in die gehörige Beleuchtung zu rücken! Und dem Grafen selber, der nicht Herr seiner Leidenschaft ist — etwas Dämonisches und doch wieder entschuldbar Gutmütiges haftet seinem Wesen an! Spielhagen hat in ihm einen Charakter gezeichnet, der zugleich und noch immer Typus genannt werden kann. Jedenfalls ist das Werk ein bedeutungsvoller und echter Roman, dem auch das — Romantische nicht fehlt, eben die Verlobung des Sohnes des Erschossenen mit der Tochter des Oberförsters, wodurch sich der Stoff zu einer Fortsetzung in durchaus tragischem Sinne böte. ... Zum Schlusse eine ganz kleine Bemerkung: Spielhagen braucht gelegentlich ein sogenanntes poetisches Bild und läßt da Kain, gequält von bösen Träumen, Kain, den bekannten Sohn Evas und Adams, im Paradiese verweilen. In der offiziellen Bibel steht nichts davon, daß Kain schon in Eden das Licht der Welt erblickt hat; ja, wäre er dort geboren worden, so lebten sicherlich Adam und Eva und wir ebenfalls mit ihnen noch heute darin: aber was will die althebräische Mythe besagen? Bei einer neuen Auflage dieser ergreifenden Romandichtung muß jedenfalls dieser neue Kain nachträglich aus dem echten Paradiese Jehovahs gejagt werden.

In ihrem Roman **Maximum** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) führt uns Ossip Schubin nach Monte Carlo; wir lernen hier ein gutmütiges Opfer des Spielteufels kennen und Kreise der höchsten Gesellschaft, welche das, was gewisse Volksschichten heute erstreben, schon längst für sich als wertvolles Eigentum besitzt: Internationalität, Erdbürgertum. Der eigentliche Held, ein verkommener Österreicher, hat eine Engländerin zur Frau, die aber bald nach der Ehe von dem unverbesserlichen Hans Leichtfuß getrennt lebt. Der edle, stille Sohn muß dafür büßen und auf seine erste Liebe verzichten: die höhere Gesellschaftsmoral leidet einmal nicht einen solchen Schwiegervater, mag er sich auch erschießen, um dem Glücke seines Sohnes nicht im Wege zu stehen. Auch dieses Werk weist alle Vorzüge der Schubinschen Darstellungskunst und ihrer scharfen, unerbittlich wahren Porträtierung gewisser, innerlich zum Teil angefaulter Schichten auf; indessen darf nicht verschwiegen werden, daß die Komposition straffer zusammengefaßt sein konnte.

Ninive nennt Marie Janitschek ein Werk, das im Verlage der „Kreisenden Ringe“ (Leipzig, Max Spohr) erschienen ist. Im voraus sei bemerkt, daß die in diesem Verlage veröffentlichten Werke sich schon äußerlich durch vornehme Ausstattung auszeichnen, die sie jedem Bücherfreunde empfehlenswert macht. Wie es scheint, wird eine ganz bestimmte moderne Richtung bevorzugt, die aber nicht dem Zolaismus angehört, sondern mehr das Symbolische bevorzugt in Verbindung mit einer vertieften Auffassung psychologischer Zustände. Als Repräsentantin dieser Richtung kann geradezu M. Janitschek gelten, die schon in lyrischen Sammlungen sich als eine originelle Persönlichkeit zeigte und in ihrem Lilienzauber Vortreffliches bot. Ninive, das Symbol für das unnatürliche Großstadtleben, führt uns die trüben Lebenserfahrungen einer kleinstädtischen Jungfrau vor, die, hoch und ideal angelegt, nach Berlin kommt und hier die von ihr verehrten Götter in nächster Nähe kennen lernt. Enttäuscht kehrt sie heim, um vielleicht glücklich zu werden, indem sie Voltaires Rezept am Schluß des „Candide“ als höchste Lebensweisheit befolgt. Die Verfasserin schildert offenbar nach eigenen Beobachtungen; ihrer Heldin wäre freilich zu erwidern, daß man ein großer Dichter und ein erbärmlicher Mensch zugleich sein kann, eine Thatsache, die sich nun einmal nicht ändern läßt. Villon ist der größte Lyriker des französischen Mittelalters, seine Verse entzücken noch heute; und dennoch sollte der arme escolier wegen Straßenraubes gehenkt werden, nachdem er schon mehr als einmal im Gefängnis gesessen hatte.

Frühling nennt Johannes Schlaf, der Mitverfasser der Familie Selicke, eine Sammlung

von hochpoetischen Stimmungsbildern, die im gleichen Verlage erschienen sind. Nur die paar „Streckverse“ konnten fehlen. Das Gebiet, welches der Verfasser bebaut, ist zwar klein, aber auch sein völliges Eigentum; freilich sei auch auf das Bedenkliche dieser Art von Seelenschilderungen, in denen das Landschaftliche zugleich eine besonders eingehende Kleinmalerei erfährt, hingewiesen; zuviel davon ermüdet, wirkt monoton. Rühmend sei noch bei diesen Werken die Thätigkeit des Malers Fidus hervorgehoben, welcher die Titeldecken der Bücher der „Kreisenden Ringe“ mit oft tiefsinnig aufgefaßten, symbolischen Bildern geschmückt hat.

Eigenartig modern, voll Humor, auch im Leben der Armen und Kleinen echte Poesie entdeckend, sind die Skizzen und Novelletten von H. Schliepmann in **Wir Gebildeten** (Berlin, Schuster u. Löffler). Das poetisch wirksame Werk scheint ein Erstling zu sein; aber diese Visitenkarte genügt, um den Verfasser in Apollos Salon auf dem Parnaß willkommen zu heißen und Größeres — dem Umfange nach — von ihm noch zu erwarten. L.

* *
*

Bedenklich nimmt bei den Jüngsten unserer lyrischen Jugend die Nachäffung alles Fremdländischen überhand; stoßen wir öfter auf Nachahmungen des rätselhaften Paul Verlaine, unter dessen Gedichten höchstens ein Dutzend von wirklich bezaubernder Eigenart sind, so wird in neuester Zeit selbst schon Maeterlinck als Vorbild gepriesen, dessen Lyrik jedenfalls nur auf Menschen mit vier oder allenfalls sechs Sinnen berechnet ist. Da berührt es doppelt angenehm, wenn wir wieder Sängern begegnen, die uns zu Gemüte führen, daß Deutschland auf diesem Gebiete keines Importes bedarf, sondern seine eigene, unnachahmliche Originalmarke besitzt. Zunächst sind es zwei Tote, ihrer Zeit gefeierte und auch heute noch wirksame Namen, die uns ihre Grüße aus dem Reiche des ewigen Lichtes herniedersenden: **Gedichte** von Emanuel Geibel. Aus dem Nachlaß — betitelt sich die erste Gabe, und die andere: **Von Tag zu Tage.** Dichtungen von Otto Roquette. Aus dem Nachlaß des Dichters herausgegeben von Ludwig Fulda. Beide Sammlungen sind im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhdlg. Nachf. erschienen. Wenn auch in beiden Büchern eigentlich neue Töne natürlicherweise nicht angeschlagen werden, so bieten sie doch so viel Herzerfreuendes und im Sinne einer alten, noch lange nicht veralteten Ästhetik Schönes, daß sie den zahlreichen Verehrern der beiden Dichter eine willkommene Ergänzung zu deren vorhandenen Werken bieten werden. Besonders hervorgehoben sei die Einleitung Ludwig Fuldas zu der zweiten Sammlung: der Herausgeber berichtet hier nicht als objektiver Litterarhistoriker, sondern als ein mitfühlender, warm empfindender Mensch, der in dem Heimgegangenen ein Vorbild, einen ihm ähnlichen Meister erkennt. Wenn nicht die Richtung unseres modernen Dramas von ganz bestimmten Tendenzen eingeengt wäre, so könnte man nur wünschen, daß mit dem in „Von Tag zu Tage“ mitgeteilten Drama „Lanzelot“ nachträglich ein Versuch der Aufführung gewagt würde.

Zahm, sehr zahm geworden, aber zu seinem Vorteil, ist der deutsche Dichter mit dem englischen Namen: John Henry Mackay. Seine neueste Musengabe: **Wiedergeburt** (Berlin, F. Fischer) wirkt deshalb doppelt erfreulich, da der Verfasser nur das poetisch zu bewältigen strebt, was die Lyrik wirklich zu erobern vermag, und allen rhetorischen Schlagworten vorsichtig aus dem Wege geht. Er giebt Lieder, wirkliche Lieder, darunter viele, welche unwillkürlich die musikalische Begleitung herausfordern, und selbst da, wo ihn die elegischen Stimmungen ergreifen, hat er seinen eigenen Ton und zeigt sich frei von Lenauschen oder Byronschen Einflüssen. Alles jugendlich Gärende, Unklare hat Mackay ausgeschlossen und uns so ein Büchlein geboten, das gegenüber so vielen nicht nennenswerten lyrischen Neuheiten einen besonders hohen Ehrenplatz beanspruchen darf.

Einen ähnlichen, wenn auch nicht ganz so vorteilhaften Eindruck macht die Gedichtsammlung von Adolf Wilhelm Ernst: **Empor.** (Hamburg, Conrad Kloß.) Gegenüber den anderthalb Milliarden von Menschen, die auch noch etwas wollen und sich von Mond und Sonne bescheinen lassen, hebt der Verfasser zu stark sein eigenes kampfeslustiges Ich hervor. Ist so neu, wofür er angeblich kämpft? Wollen nicht Tausende das Gleiche, das sie ebenso lärmvoll vortragen könnten wie er? Auch in den sonst wohlgelungenen Epigrammen stört bisweilen dieser Künstlerstolz, der nicht natürlich, sondern wie ein übergehängter Pelz erscheint. Solche Flecken wirken um so bedauerlicher, als in dem Büchlein in der That einige Gedichte vorhanden sind, welche einer jeden Anthologie zur Zierde gereichen würden.

Ein vielversprechendes Talent bezeigen die **Gedichte** von Karl von Arnswaldt. (Göttingen, Lüder Horstmann.) Der wohl noch jugendliche Poet weist trotz hier und da leicht erkenntlicher Vorbilder bestimmte eigenartige Züge auf, die besonders in den reinen Stimmungsgedichten klar zu Tage treten. Manches, wie in den Trioletts, streift freilich noch an Formspielerei; aber in Rücksicht auf gewisse Sprachverlotterungen in der allerneuesten Lyrik, zu denen sich eine nicht minder trübselige Geistesarmut und Gemütsleere gesellen, verdient es doch das höchste Lob, daß der Verfasser seine Heimatssprache handhabt, wie ein genialer Virtuose sein Instrument.

Wenn auch nicht für Mädchenpensionate empfehlenswert, so doch wegen ihres inneren Wertes, um ihrer schlichten und doch echt künstlerisch wirkenden Form willen sind zu nennen die Gedichte eines anderen Poeten, dessen Name bisher auf dem Parnaß unbekannt gewesen ist: **Erde** von **Emanuel von Bodmann.** (München,

A. Langen.) Einzelne seiner Lieder sind so musikalisch empfunden, daß man unwillkürlich nach der passenden Melodie sucht. Hin und wieder macht sich ein naturalistischer Zug bemerkbar, der aber in den meisten Fällen durch eine so zu sagen hellenistische Anmut gemildert wird.

Zum Schlusse seien noch genannt: **Balladen** von A. Brandes (Wolfenbüttel, Julius Zwißler), die bereits in zweiter Auflage vorliegen und dem Altmeister deutschen Humors, Wilhelm Raabe, zugeeignet sind. Es ist charakteristisch für die auflösenden Tendenzen, für die sich oft mit bloßer Pointierung einer Stimmung begnügenden Neigungen unserer modernsten Lyriker, daß sie sich von allem fernhalten, was ein objektives Bilden, ein Vertiefen in Leben und Seelenzustände anderer Menschen und Zeiten erfordert: das Gebiet der Romanze und zumal der Ballade erscheint wie ausgestorben. Der einzige Moderne, der sie vorzugsweise und mit seltenem Glücke gepflegt hat, ist Theodor Fontane — aber sein Bestes auf diesem Gebiete gehört bekanntlich vergangenen Jahrzehnten an. In diesem Sinne verdienen nun die vorliegenden Balladen eine besondere Anerkennung. Verraten sie in der Form der Behandlung die Subjektivität des Dichters, wie nicht anders zu erwarten, so zeigen sie in ihrem Inhalt eine Fülle von objektiv gehaltenen Bildern aus vielen Jahrhunderten. Der Balladenton ist sehr glücklich getroffen; in vielen ist auf ein paar Seiten so vieles erschöpfend gesagt, daß mancher Romanschriftsteller daraus einen umfangreichen historischen Roman machen könnte. Das Büchlein, höchst zierlich und vornehm ausgestattet, sei den Verehrern einer ernsteren Poesie, welche durch Darstellung poetischer Ideen noch etwas sagen will und vieles zu sagen hat, besonders warm empfohlen.

L.

* * *

Hausschatz moderner Kunst. (Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.) — Das vorliegende Sammelwerk von meisterhaft wiedergegebenen Radierungen zumeist nach Gemälden unserer besten modernen deutschen Maler dürfte nicht bloß bei den Kunstfreunden im engeren Sinne beifällige Aufnahme finden, sondern auch jenen vielen besonders willkommen sein, welche vom Erwerbe ähnlicher Erscheinungen durch einen für sie unerschwinglichen Preis abgeschreckt wurden. Das ganze Werk, von dem die erste Lieferung vorliegt, wird zwanzig Lieferungen mit je fünf Radierungen umfassen. Es ist nur lobend hervorzuheben, daß die Herausgeber auf einen meist überflüssigen Begleittext verzichtet haben. Wenn die folgenden Lieferungen sich auf der Höhe der ersten erhalten — und die Namen der Maler sowohl wie der Radierer geben dafür die beste Bürgschaft —, so dürfte dieser „Hausschatz moderner Kunst“ sicherlich manche moderne Kunstgeschichte entbehrlich machen. Das erste Heft enthält folgende Bilder: Villa am Meer von A. Böcklin; Verliebt von H. Kauffmann; Ein Maitag von F. A. von Kaulbach; Klosterschäfflerei von E. Grützner und Auf dem Heimweg von Fritz von Uhde. Diese Namen, gewissermaßen das künstlerische Programm bildend, zeigen schon, daß jede Einseitigkeit ausgeschlossen ist, daß ein erschöpfendes Bild aus dem reichen und so unendlich differenzierten Kunstschaffen der Gegenwart gegeben wird, das sich indessen meist auf die nationale Kunst beschränken will. So werden alle Richtungen und Darstellungsarten vertreten sein. Daß an Stelle der üblich gewordenen photomechanischen Verfahren wieder Stich und Radierung in ihre alten Herrschaftsrechte eingesetzt wurden, macht das Werk doppelt wertvoll, verleiht ihm einen eigenartig künstlerischen Charakter, um so mehr, als es den Meistern dieser edlen Künste — wir nennen nur Hecht, Bürkner, Halm, Unger u. s. w. — gelungen ist, das Individuelle jeder einzelnen Malererscheinung in kunstvollendeten Nach- und Neuschöpfungen getreu wiederzugeben. Wenn weitere Lieferungen vorliegen, werden wir auf das Werk zurückkommen müssen; jedenfalls verdient dieser praktische Führer durch die Schätze moderner deutscher Kunst wegen seiner Reichhaltigkeit und vornehmen Gediegenheit wärmste Empfehlung und weiteste Verbreitung: dieser „Hausschatz“ sollte in keinem guten Bürgerhause fehlen, zumal durch das Erscheinen in Lieferungen die Anschaffung auch jenen Kunstverehrern ermöglicht wird, die nicht zu den sogenannten oberen Zehntausend gehören.

L.

* * *

Geschichte der Philosophie im Umriß. Von Dr. Eduard Löwenthal. (Berlin, Hannemanns Buchhandlung.) — Das Buch will auf fünfundfünfzig ziemlich kleinen Seiten einen Umriß der Geschichte der Philosophie geben. Daß bei der Kleinheit des Umfanges alles nur ganz kurz behandelt sein kann, ist selbstverständlich. Von der Philosophie der Inder, Perser u. s. w. ausgehend, betrachtet der Verfasser alle hervorragenden Philosophen bis auf die heutige Zeit. Der letzte Philosoph der Neuzeit, den er bespricht, ist Friedrich Nietzsche, der allerletzte jedoch ist Dr. Eduard Löwenthal selbst, der eine „Philosophie der Zukunft“ geschrieben hat.

M.

* * *

Aus England. Bilder und Skizzen aus dem kirchlichen, kulturellen und socialen Leben von Immanuel Völter. (Heilbronn, E. Salzer.) — Was der Verfasser bieten will, ist in dem Titel des Buches ausgedrückt. Völter ist Generalsekretär des evangelisch-socialen Kongresses, und daraus erklärt es sich, daß er die socialen Verhältnisse ganz besonders berücksichtigt. Die Schilderungen des Verfassers sind frisch und lebendig, wenn auch vielleicht manchmal von etwas zu großer Schwärmerei für England beeinflußt.

M.

* * *

Kennst du das Land? Von Julius R. Haarhaus. Band I: Auf Goethes Spuren in Oberitalien. (Leipzig, C. G. Naumann.) — Der Verfasser beabsichtigt, das gesamte Gebiet in drei Teilen zu bearbeiten, deren erster heute vorliegt. Das Buch ist so geschrieben, daß es dem Besucher Italiens als Begleiter dienen und dabei über Goethes Erfahrungen in Italien Aufschluß erteilen kann. Diesen Zweck wird das Buch sicher erfüllen, soweit man es aus dem ersten Teil zu beurteilen vermag. Es enthält viele anregende Vergleiche zwischen dem Italien zu Goethes Zeiten und dem heutigen. M.

* *
*

Die Getreuen in Jever. Von einem Getreuen (Gymnasialoberlehrer Riemann). (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung.) — Einer der bekanntesten Orte ist wohl Jever. Als vor Jahren, so wird uns in dem Buche erzählt, ein Jeverscher Junge in Surabaja auf Java zum Telegraphenamte kam, um seinen Eltern in der alten Heimat seinen Neujahrsgruß zu entbieten, fand er den malayischen Telegraphenbeamten über die Lage Jevers wohl orientiert. Der Malaye fragte ihn nur, ob er das Jever meine, von wo die Getreuen Bismarck die Kiebitzeier schicken, und als dies bejaht wurde, ersparte der Junge 6,50 Mark für das Wort „Deutschland“, das er sonst hätte einschieben müssen. Da aber sonst nur wenige Genaueres über Jever wissen, können wir uns freuen, daß Riemann uns ein kleines Buch, das zwar gering an Umfang, aber bemerkenswert an Inhalt ist, darbietet. Wir werden hier in das Zimmer der Getreuen eingeführt. Es befindet sich in einem alten Patricierhaus, wo eine Wein- und Tabakhandlung unterhalten wird. Damit hat der frühere wie der jetzige Besitzer eine Wirtschaft verbunden, und in dieser findet sich in einem Zimmer der Stammtisch der Getreuen. Sie werden uns hier auch im Bilde vorgeführt. Die Verse, die die bekannte Kiebitzeiersendung stets begleiteten, sind gleichfalls in dem Buche enthalten, ebenso Dankschreiben Bismarcks. Woher übrigens diese regelmäßige Sendung der Kiebitzeier stammt, ist schon in Dunkel gehüllt. Als das Wahrscheinlichste wird aber angegeben, daß, als im Frühjahr 1871 Bismarck nach Berlin zurückgekehrt war, er am Büffett des Reichstags sein Frühstück einzunehmen pflegte. Es wurde erzählt, daß er Kiebitzeier allen übrigen Speisen vorzöge. Diese Nachricht drang nach Jever, und hier wurde angeregt, ihm zum Geburtstag eine Sendung Kiebitzeier zu schicken. M.

* *
*

Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß. Herausgegeben und erläutert von Eduard Zeller. (Bonn, Emil Strauß.) — Eduard Zeller, bereits als der Herausgeber von Strauß' gesammelten Schriften bekannt, bietet in dem vorliegenden Buche eine Auslese aus den sehr zahlreichen Briefen, die Strauß an seine näheren Freunde gerichtet hat. In einem Vorworte wird die Bedeutung solcher Privatschreiben und der einschränkende Grundsatz einer etwaigen Veröffentlichung besonnen erörtert; die abgedruckten sechshundert Briefe, die sich über die Jahre 1830 bis 1874 erstrecken, sind in sieben Abteilungen gegliedert, von denen jede eine kleine Einleitung durch den Herausgeber erhalten hat. An der Form der Darbietung ist also gewiß nichts auszusetzen — ob aber nicht zu gunsten breiterer und weiterer Wirkung manches hätte fortgelassen werden können, darf man vielleicht fragen. Und überhaupt besitzt David Friedrich Strauß innerhalb der jetzt in den Vordergrund rückenden Jugend bei weitem nicht mehr jene Bedeutung und Anziehungskraft, die er für seine Zeitgenossen gehabt hat. D.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Träume.

Von

Friedrich Spielhagen.

I.

Der Läufer von Marathon.

Sie sind ein guter Läufer?

Zu Befehl!

Erblich vom Vater, Excellenz. Der lief
Und sprang wie keiner. Auf der Hühnerjagd
— Ich hab's gesehn mit diesen meinen Augen —
Da kam ein Graben, mindestens zwölf Fuß —
In seinen schweren Stiefeln, hoch die Flinte —
Wir hatten damals nur erst Vorderlader —
Hinüber setzt' er —

Schön, Herr Lieutenant!

Sie laufen also recta nach Athen
Bis auf die Pnyx — Sie wissen, was das ist? —
Wir sind im Dienst: verbitte mir das Lachen! —
Und melden: nenikækamen! Sonst nichts.
Verstanden?

Zu Befehl! doch ganz gehorsamst
Möcht Excellenz ich zu erwägen geben,
Ob es nicht besser wäre — mehr verständlich —
Wenn ich auf gut deutsch meldete: Wir haben
Gesiegt.

Ich bitte, keine Widerrede!

Wir sind bei Marathon. Der Läufer von
Max Kruse, scheint's, ist Ihnen unbekannt?

Durchaus nicht, Excellenz. In meinem Zimmer
Steht eine reizende Kopie von Bronze,

Mein ganzer Liebling. Oft zur Abendzeit
Nach wohlvollbrachtem Tagewerke gehe —
Wie Heines wunderschöne Fürstentochter
Am Brunnen, wo die weißen Wasser plätschern —
Vor ihm ich auf und nieder, freuend mich
Des Heldenjünglings nackter Schönheit.
Nun,
Dann wissen Sie, daß Sie nicht ajüstiert,
Wie sich's gebührt dem Marathonschen Läufer.
Das ändern Sie zuvor! Ich danke Ihnen.
Es wendet sich der große Mann und nimmt
Das Fernrohr wieder vor das Aug'. Kein Zweifel:
Es ist der Feldherr, ist Miltiades;
Nur daß er völlig gleicht dem alten Moltke,
Wenn aus dem Reichstag durch die Leipz'ger Straße
Nach Haus er schritt. Auch wundert mich ein wenig,
Daß von dem Kampfgewühl ich gar nichts sehe,
Dem grausigen, auf Marathons Gefild;
Nur den Johannisplatz vor Erfurts Thor
Und die Rekruten, die seit Wochen schon
Mit „Stillgestanden! richt' euch! rechts um! links um!"
Ich täglich drille. Doch das bleibt sich gleich:
Befohlen ist es — von Miltiades,
Der ganz aussieht, wie Moltke. - Warum nicht?
War doch Miltiades der griech'sche Moltke!
So denn: marsch! marsch! Es ist ein weiter Weg:
Fünf Meilen, glaub ich, oder sechs — Holla!
Wo kommst du her in der Frankonenmütze?
Du glaubst, weil du, der einzige, ihn wagtest,
Mit mir den Wettlauf an dem Nachmittage
Zu Heisterbach bei Bonn — um eine Bowle,
Die schmählich du verlorst trotz deiner Beine,
Der endlos langen; und es jubilierte,
Die weiß=rot=goldnen Kappen schwingend, laut
Dem Sieger die Couleur und lachte weidlich
Dich aus — du glaubst, mich heut zu überholen,
Den besten Läufer in dem Griechenheer?
Wußt ich es doch! da bleibst du schon zurück!
Du eitler Thor! Dein Höhnen schreckt mich nicht:
Der Drachenfels? Unsinn! er sieht so aus,
Und doch ist's, glaub es! der Pentelikon;
Und dies ist Attika, so wahr ich lebe
Und laufe wie der Wind, gleicht auch das Wasser
Zur Linken nicht dem Meer, doch sehr beträchtlich
Dem Teich, dem großen, in der Knieper Vorstadt
Von Stralsund, auf dem Schlittschuh ich gelaufen
Und Boot gefahren bin unzähl'ge Mal
Mit Ännchen, Klärchen und Emilien
(Mit der weitaus am liebsten) — Herr des Himmels!
Wenn die da jetzt in dem Ressourcegarten
Beim Kaffee sitzen mit den würd'gen Müttern
Und Tanten, und ich muß daran vorbei,

So klassisch ajüstiert, so splitternackt —
Das giebt ein furchtbar Aufsehn! — Herr Professor,
Gut, daß Sie mir begegnen! Sie vor allen!
Sie werden mir bezeugen: um vierhundert
Und neunzig ante Christum natum war —
Ganz abgesehn vom Marathonschen Läufer —
Bei den olymp'schen Spielen — überall,
Wo es des Leibes Übung galt — den Griechen
Die Nacktheit de rigueur?

Jawohl, mein Lieber!
Indes Sie sind ein deutscher Jüngling, und —
Mit Ihrem Griechisch steht es zwar ganz leidlich; —
Jedennoch neulich im Thukydides —

Verzeihen, Herr Professor: nenikæ —
Des großen Wortes letzte beide Silben
Verwehte wohl der Wind, der durch die Zähne
Mir pfeift, als ich, der langen, schwarzen
Gestalt den Rücken wendend, weiter sause,
Jetzt nicht mehr in der Vorstadt, zwischen Gärten —
Nein, auf der Ebene von Marathon.
Sie ist es, Zeus sei Dank! Nun keine Pappeln
Am Wege mehr und keine schmucken Villen —
Staublos und baumlos dehnt sich weit der Plan,
Kakteen nur und niedre Myrtenbüsche
Entsprießen hier und da dem stein'gen Boden,
Von Felsgetrümmer überstreut, das weißlich
Im Glanz der Sonne schimmert, ohne Zweifel
Zur Wonne der Lacerten, die, den Hals
Gereckt, die Glut mit offnen Mäulern trinken,
Indes der Schweiß mir von den Gliedern trieft.
Wie hatte doch so recht der große Feldherr —
Es war gewiß Miltiades, nicht Moltke —
Ein solcher Unsinn in dem Augenblick,
Wo Griechenland, das tapfre, siegesstolze,
Auf mich herabschaut, wie das Parthenon,
Das eben jetzt sich aus der Eb'ne hebt
Mit seinen Zinnen, wenn ich in der Richtung
Mich nicht geirrt und etwa Syrakus —
Hab ich es doch gedacht! Der Ehrenmann,
Der mir so eilend da entgegenkommt,
Geschürzt den Chiton, in der Hand den Stab —
Beim großen Zeus! es ist Philostratus!
Da haben wir's! er hebt verzweiflungsvoll
Die Arme; ruft: „Zurück! Du rettest
Den Freund nicht mehr" —

Daß dich der Styx verschlinge!
Du irrst dich, Bester! bin der Möros nicht
Aus Schillers totgeleierter Ballade —
Von Marathon siehst du den schnellen Läufer;
Miltiades schickt mich zu den Geronten;
Halt mich nicht auf! Ich bitte dich, mein Freund!

Verschwunden ist der Lästige. Auf Flügeln

Des Meerwinds, der das steinig öde Blachfeld
Auf weitgespannten Flügeln überrauscht,
Die Stirn mir kühlend, stürze ich dahin.
Verschwunden ist das Parthenon; es hügelt
Sich das Terrain auf einmal. Sonderbar!
Wie man „Terrain" wohl griechisch sagen mag?
Und bin ein Grieche doch, bin ein Athener:
Agathokles, des alten Myron Sohn,
Des Waffenschmiedes in der langen Straße,
Die zum Piräus führt; und neben uns
Wohnt Agathon, der reiche Agathon,
Mit seinem Töchterlein Hermione,
Der schlanken, blondgelockten. — Heil'ge Nymphen,
Erbarmt euch mein! Ich komme um vor Durst.
Am Gaumen klebt die Zunge mir — He, Alter,
Es wollte Zeus, daß du am Wege hier
Die Herde weiden mußt. Zwar Ziegenmilch
Ist mir in Tod verhaßt; doch zwingt die Not.
Laß trinken mich! Es lohnen dir's die Götter!
  Es reicht der Alte mir die volle Schale,
Aus Buchsbaum roh geschnitzt. Ich trinke, trinke
Und trinke immerfort. Er aber fragt:
Woher des Wegs?
                    Von Marathon. Wir haben
Glorreich gesiegt. Es freut dich, guter Alter,
Daß du den Tag erlebt, den stolzen Tag!
  Er streicht den zotteligen grauen Bart:
Gesiegt! so, so! Was schert es mich, wer siegt!
Mir bringt es nicht Gewinn und nicht Verlust,
Dem von der Herde nicht des Zickleins Klaue
Zu eigen ist. O, grausam sind die Götter
Den armen Sklaven. Glaub mir, guter Jüngling —
Dein Name ist Agathokles, ich weiß —
Erbärmlich geht es uns zu jeder Zeit,
Wer auch der Herr ist. Mögen dir gewähren
Ein besser Los die Götter!
                    Dank dir, Alter!
Doch ich muß fort; zu lange weilt ich schon.
Wie weit noch bis zur Stadt?
                    Der Stadien achtzig.
Ich lief sie sonst in einer Stunde; jetzt —
  Nicht hör ich, was der Alte weiter sagt.
Ich laufe, laufe. Achtzig Stadien!
In einer Stunde sonst! Jetzt hat die Kraft
Ihm Pan geraubt. Mir nicht, mir wahrlich nicht!
Heiho! heiho! Wie leicht sind mir die Glieder!
Schnellfüßiger Achill! ich spotte dein!
Dein Ruhm, er wird zu schanden an dem meinen:
Schnell war Achill; Agathokles war schneller.
Doch, was ist das? Ein Reiter hinter mir!
Hat von dem Schlachtfeld ihn Miltiades
Mir nachgesandt? O, schimpflicher Verrat!

Es ist nicht anders: näher, immer näher
Ertönt der Hufschlag seines flücht'gen Rosses.
Da ist er schon! Ihr Götter! Solch ein Renner!
Milchweiß! Die Mähnen flatternd und der Schweif,
Wie er dahinsaust durch die blaue Luft!
Und Funken spritzen unter seinen Hufen
Aus dem Gestein! Du Schuft! Du feiger Hund!
Du schlechter als ein Hund! Hipposthenes,
Kallions Sohn, des alten Wucherers,
Und Wucherer du selbst! Hermione
Denkst du dir zu gewinnen, wenn du so
Als erster bringst die Botschaft nach Athen!
Herunter von dem Gaul! Im Wettlauf miß
Mit mir dich, wenn du's wagst!
Er wendet sich
Und lacht aus vollem Hals, daß seine Zähne
Hell schimmern. In die Weichen stößt die Fersen
Dem Renner er und schießt davon.
Daß dir
Den Hals die Götter brechen, die gerecht
Da droben walten! und nicht dulden werden
Den schnöden Frevel! Siehst du dort die Geier?
Im blauen Äther sind sie nur erst Punkte,
Wie schwarze Käferchen; dann wachsen sie
Mit wunderbarer Schnelle, niederschießend
Auf ihre Beute: eins, zwei, drei, vier, fünf —
Das sind genug; es kommen auch wohl mehr.
Laßt euch nicht stören! Ha, Hipposthenes!
Da liegst du nun, die Arme weit gestreckt,
Angrinsend mich mit deinem Wolfsgebiß,
Und neben dir dein Pferd. Um das ist's schad.
Was geht's mich an? Jetzt bin der erste ich,
Der nach Athen die große Kunde bringt.
Da kann der Alte mir Hermionen
Nicht weigern. Und sie liebt mich treu, das weiß ich;
Aus ihrem Munde weiß ich's. Gestern Nacht —
Am Himmel war kein Mond und dunkel lag
So Stadt wie Hafen. Von dem Meere nur,
Das draußen regungslos sich breitete,
Ein matter Schimmer kam durch der Cypressen
Hochragendes Gestämm, als Hand in Hand
Wir durch die Gänge schlüpften zu der Laube
Von Geißblatt und Syringen an dem Ende
Des Gartens — deines Gartens, Agathon!
Da hat sie Treue mir gelobt bei allem,
Was einem Griechenmädchen heilig ist;
Und küßte unter heißen Thränen mich.
Ich aber sprach: getrost sei, gutes Mädchen!
Die Götter sind mit uns. Sie werden schützen
Mich morgen in der Schlacht, daß heim ich kehre
Mit großen Ehren. O, Hermione,
Du siehst, ich halte Wort! Wär's nicht für dich,

Ich würfe jetzt mich zu der Erde nieder
Und ruhte mich, denn meine Kraft ist hin —
Der Füße nicht, die trügen schon noch weiter —
Nur fehlt der Atem mir, der qualvoll keuchend
Sich aus der Lunge drängt, zur Lunge kehrt.
Und ach! des Herzens fürchterliches Schlagen,
Als wollt es mir die starken Rippen sprengen!
Mir flimmert's vor den Augen; dunkel scheint
Der Tag mir; oder ist es schon die Nacht?
Nein, noch nicht Nacht! Ich sehe ja die Thore
Dort von Athen, die zinnenüberkrönten.
Und Menschen stehn darauf, so viele Menschen:
Weißköpf'ge Greise, Frauen, die, den Schleier
Zurückgeschlagen, angstvoll gierig spähen
Mit großen, grassen Blicken, ob nicht endlich
Ein schneller Bote naht, der Meldung bringt.
Jetzt sehn sie mich. Sie heben in den Armen
Die Kinder hoch: seht da! seht da! er ist's,
Der uns soll künden, ob wir freie Griechen,
Ob wir der Perser schnöde Sklaven sind!
Ich komm', ich komme! O, ihr ew'gen Götter,
Gebt mir die Kraft! Ihr seht, ich habe ja
Es beinah schon erreicht! Nur wen'ge Schritte
Sind noch zum Ziel! Jetzt bin ich an dem Thor.
Nur noch die Straße bis zur Pnyx! Sie weichen
Mir willig aus dem Weg: die Greise, Weiber,
Die Kinder. Alle starr'n mich an. Ich kann,
Ich kann's nicht rufen — rasend pocht das Herz,
Verschnürt ist mir die Kehle. Doch ihr seht
Den Lorbeerzweig in meiner Hand; ich brach
Ihn vor dem Thore noch. Da ist die Pnyx! —
Die würdigen Geronten! — Teurer Vater,
Ein großes Heil, du siehst, ward unserm Haus! —
Agathon auch! Jetzt giebst du mir die Tochter! —
Hermione, geliebtes, holdes Mädchen,
Ich that's für dich! für dich! Empor die Stufen!
Dir, dir zu Füßen lege ich den Lorbeer!
Dir, dir nur gilt das Wort, das eine Wort!
Ich will es rufen: nenikækamen!
Da breche ich zusammen, wie getroffen
Vom Pfeil des Persers mitten in das Herz.
Der Hand entfällt der Lorbeer, ihr zu Füßen,
Die über mich sich beugt. Ein Blutstrom färbt
Die Marmorfliesen und — — — ich bin erwacht
Mit wildem Herzensklopfen, schweißgebadet.
Durch's Fenster scheint die helle Morgensonne,
Und in dem Weinlaub priestern laut die Spatzen.



Josephinens Schicksale.

Roman
von
E. Eschricht.

I.

Die Jungfer legte Josephinens Sachen behutsam in den großen Theaterkorb; sie hatte die Schuhe abgezogen und bewegte sich lautlos.

Josephine in ihrer stolzen, majestätischen, herben und doch jugendlichen Schönheit stand in fester Haltung am runden Tisch in der Mitte der ungemütlich-schäbig-eleganten Mietsstube; sie stützte die linke, bewegte dann und wann ein wenig die rechte Hand, die Augen fest zur Decke gerichtet; sie memorierte noch immer die Lady Milfort — eingenommen und hingerissen von dieser Rolle, die sie zum erstenmal spielen sollte, vor einem ihr ganz neuen Publikum.

Sie, eine junge Künstlerin, ohne jene Vergangenheit, die fast notwendig erscheint, um diese Rolle in allen ihren leidenschaftlichen Nuancierungen wiedergeben zu können. Es waren ihr auf ihrer kurzen Laufbahn als Schauspielerin Männer genug begegnet, vornehme, reiche, kluge, schöne, geniale; sie hatte sie mit gewisser Neugier betrachtet; sie hatte sie verglichen mit ihrem heftigen, leidenschaftlichen, eigenwilligen Vater, mit einem Vater, den sie vergöttert hatte, und mit dem sie sich vollkommen überwarf, als sie, mündig geworden, nun doch den von ihr lang vorbereiteten, von ihm verachteten und beschimpften Beruf ergriff.

Die Männer ihrer Bekanntschaft aus dem besten Lebenskreise im Vaterhause, wie die Männer, die sie nun um sich sah, hatten oft an ihren Verstand gerührt, zuweilen sogar wie mit leichtem Rausch an ihre Sinne; an ihr Herz noch niemals. Und sie sprach immer noch vergeblich ihr letztes Wort an die Betrachtung des Mannes: „Aber kann er auch seinem Herzen befehlen, gegen ein großes und feuriges auch groß und feurig zu schlagen? Kann sein darbendes Gehirn auch ein einziges schönes Gefühl exequieren?“

Und sie dachte: „Arme Milfort, daß sie hinzusetzen mußte: Mein Herz hungert bei all dem Vollauf der Sinne — und was helfen mir tausend bessere Empfindungen, wo ich nur Wallungen löschen darf?“

Wie? Und dazu hatte sich eine Milfort hergegeben?

Waren alle diese Frauen denn toll, oder

waren sie nur blind, daß sie sich auf die Großmut des Mannes verließen? Warum sollte sich die Frau nicht selbst schützen können? Waren sie denn doch im Grunde alle nur feige Emilia Galottis, die im Zweifel an sich selbst sagen konnten: Ich habe Blut, mein Vater!

Sie — nein, sie brauchte das niemals zu sagen! so nahe kam ihr niemals ein Mann. In ihrer Schönheit lag wie in ihrer Natur eine Herbheit, eine ablehnende, feste Form, die ihr Freunde schuf und die Anbeter beschämte oder langweilte.

Draußen tönte der kurze, schrille Laut der Glocke. Die Jungfer erhob sich, nahm ihre Schuhe in die Hand und fragte leise: „Soll ich annehmen oder ablehnen?“

Josephine hörte nichts, sie sprach nur mit erhobener Stimme: „Gieb mir den Mann, den ich jetzt denke, den ich anbete — sterben, Sophie, oder besitzen muß! Laß mich aus seinem Munde es vernehmen.“

Rücksichtslos wurde die Thür geöffnet, und auf der Schwelle stand, Hut und Stock mit heftiger Gebärde nach rückwärts reichend, Josephinens Vater, der alte vornehme Kaufherr; er wendete sich rasch und schloß die Thür vor der Jungfer.

Mit einem jubelnden Aufschrei warf sich Josephine ihm entgegen, mit ihren Armen ihn umschlingend: „Du, du! Also du bleibst der einzige Mann, den ich denke, den ich anbete, sterben oder besitzen muß! Laß mich aus deinem Munde es vernehmen.“

Er schob sie zurück und betrachtete finster die nun Verstummende.

„Halt! in gewissem Sinne bist du nicht mehr meine Tochter. Zwei Jahre habe ich nicht dein stolzes, eigenwilliges, mir so ähnliches Angesicht gesehen, das einundzwanzig Jahre mein Glück und meine Hoffnung war! Du hast die Bande der Sitte, der Tradition, der fest mit uns verwachsenen Anschauungen und Überzeugungen zerrissen. Das Blut — man sagt, wo es nicht hinlaufen kann, da kriecht es hin! Widerwillig, langsam, immer mit Abneigungen ringend, bin ich doch also hergekrochen! nicht um dich — nein, um uns! — Heute nachmittag erst, nach dem Mittagsschlaf erst — wie man einem Genesenden rücksichtsvoll die letzten bitteren Pillen versüßt hinreicht — erscheinen deine Mutter und Tante Elvire vor mir. Sie teilten mir in gewundener Rede so nach und nach mit, daß die gefeierte Schauspielerin, die auf der Gastreise hier heute abend auftritt, du bist! Du? Du hier? Was hilft mir und uns der fremde Name — du bist du! Und hörst du: ich will es nicht dulden, ich dulde es nicht, daß du hier, schamlos und ehrlos, mein eigen Fleisch und Blut an diesen Pranger der Öffentlichkeit stellst!“

Sie sprang weit von ihm zurück, hob flehend die Hände empor und bat: „Vater, Vater! schlag einen anderen Ton an, wenn du zu mir sprichst! Wer riß die Brücke nieder zwischen euch und mir: ich nicht!“

„Nein, du nicht, thatsächlich nicht! Aber die Pfeiler und Stützen hast du unterhöhlt, hast Balken zerschmettert und die Hochflut meines Zornes sich über das schöne Thal, unseres Hauses Frieden, unserer Herzen Hoffnungen, unserer Ehre Symbole vernichtend ergießen lassen; und wie die Würfel unwiderruflich gefallen waren, da war die Brücke fort, die von dir zu uns führt! — Sieh mich nicht so an mit den Augen voll funkelnden Zornes, und schürze nicht so hoch die Lippen — ich kam nicht um dich — ich kam um uns!“

Er schwieg, er mochte eine Ablenkung verlangen für den großen Zorn, der in seinem überreizten Gehirn einen Augenblick alle Gedanken und Sinne anhielt; er blickte umher, und da er neben sich den Korb mit unverkennbarem Handwerkszeug für den ihm verhaßten Beruf ersah, warf er mit einem Fluch den Deckel darüber.

Sie fühlte in diesem Augenblick, daß sie ihren Vater ganz verloren hatte; ihre eben noch flammenden Augen senkten sich, und mit veränderter Stimme sagte sie: „Du erlaubst wohl nicht, daß Mama mich besucht? Tante Elvire, die mich auch heute auf die Bühne begleiten will, hat es mich hoffen lassen.“

„Sprich mir nicht jetzt von dieser überspannten Person. Von dem Moment ab, wo die Brücke, von der du redest, nicht mehr vorhanden, hat sie Position gewechselt — sie hält zu dir! Sie hält zu dir und doch zu uns; charakterlos und schöngeistig, eine richtige alte Jungfer! — Nein! Deine Mutter wird nicht kommen! Gott sei Dank, der

Einfluß der alten Brömses beherrscht wenigstens noch alle ihre Handlungen — Gedanken mag sie frei spazieren führen! — und schließlich die Rücksicht des Gehorsams, die das Weib dem Manne schuldig ist!"

„Vater — und wohin hast du ihre Mutterliebe verbannt mit deinem despotischen Willen? Es taucht wohl alles, Gefühl, Mitleid, Rücksicht, Rückerinnerung, alles taucht unter in dieser sklavischen Abhängigkeit von den alten Excellenzen und deren versprochener Erbschaft! Vater — laß mich nie dahin kommen, daß ich deinen Zorn nicht mehr wie ein persönliches Teil von dir, wie eine stolze, wenn auch irrende Überzeugung, achten kann! Nenn nicht diese Namen, stütz dich nicht mir gegenüber auf diese alten, hohlen, verknöcherten Menschen, die ohne ihren vornehmen Namen, die ohne ihre hohe Stellung und ihr Geld nichts wären als widerliche Krämerseelen! Und nun führen sie euch — auch dich, meinen vornehm und edel denkenden Vater — am Gängelbande ihrer Erbschaftsversprechungen! Und alles um des Kapitals willen — ein Gerstenkorn aus ihrem gefüllten Scheffel, das sie dir wie ein Heiligtum, wie einen Stein aus Mekka, lastend auf dein einst so stolzes Haupt legten, damit du das drohende Unheil von deinem Geschäfte wenden konntest! O Vater! hättest du doch alles verloren und nur dich gerettet! Um ein Linsengericht hast du dein Erstgeburtsrecht verkauft!"

Ein Zittern überlief seinen Körper; ohne Zorn, mit sicherer Stimme, und ohne seine Tochter anzublicken, sagte er noch einmal: „Hörst du, ich dulde nicht, ich will nicht, daß du heute, daß du hier in der Residenz spielst!"

„Wohl, Vater! ich vernehme deinen Befehl; mir ist er nichts als ein neuer Beweis, daß ein jeder Mensch seinem Schicksal angehört und verfallen ist. Etwas in uns scheint uns das Stärkste von allem, Wahrnehmbarem und Unwahrnehmbarem, aber etwas außer uns, das zu uns in unsichtbarem Kontakt steht, leitet uns oft gegen diese stärkste innerste Überzeugung! So stehst du vor mir, vom Bogen der Brömses ein abgeschossener Pfeil, nichts in dir ist in diesem Augenblick du selbst! Aber um so härter zwingt dich dein Schicksal zur erlogenen Härte! Ich aber, Vater, ich gehöre mit Leib und Seele — wie du selbst es bestimmt hast, Vater — nun mir allein an; und ich weihe mich mit reinem Herzen und redlichem Willen — laß mich stolz hinzufügen: auch mit wachsendem Können — meiner heiligen Kunst! Sie ist mir nun Heimat, Vater und Mutter! Wenn ich ihre Lorbeeren zu meinen Füßen sehe, denke ich an Tante Elvires so naive Freude darüber, und wenn ich die goldenen Batzen zähle, denke ich an die schattenhaften alten Brömses, von denen ich, die Enterbte, nun das Erbteil vorwegnehme! Pecunia non olet — sonst müßte das Geld der Brömses einen Leichengeruch verbreiten: sie ließen ihre Nächsten in Sorgen und Kummer vergehen, hatten nie eine offene Hand, weil sie ein verschlossenes Herz haben — und dich lassen sie Zinsen zahlen, wie die klassischen Wucherer dereinst in den jüdischen Tempeln. — Verzeih, Vater, ich rede von Dingen, die nun jenseit der Brücke liegen."

Er hatte abgewendet dagestanden, nun drehte er sich wieder zu ihr um; sein Gesicht, dem das ihre doch Zug um Zug glich, sah verfallen und alt aus, als ob sie mit ihren Worten die künstliche Sicherheit und alles Selbstbewußtsein heruntergerissen hätte.

„Ich gehe nun, Josephine. Gott gebe, daß wir uns niemals wiedersehen!" und sie flehte mit leiser, bebender Stimme: „Vater, mein Vater! geh nicht so — geh nicht so von mir!"

Er wehrte ihr mit beiden Händen zurück, verließ das Zimmer und ging mit unsicheren, leisen Schritten davon.

Mit klopfendem Herzen blieb sie stehen und lauschte den verhallenden Tritten; dann weinte sie laut auf, rang die Hände und lief hin und her.

So fand sie gleich darauf das Fräulein Elvire von Katt, setzte sich stumm nieder und ließ Josephine sich ausweinen; sie war ihrem Schwager begegnet, und seine wenigen abgebrochenen Worte hatten ihr genug gesagt.

Tante Elvire, in der Familie zumeist Virchen genannt, war hoch und schlank wie ihre Nichte, mit einem aristokratischen, sehr feinen Gesicht, das von beiden Seiten mit dem schon damals nicht mehr ganz modernen Lockengebündel eingerahmt war. Über

der hohen Stirn schwebte ein Kapotthütchen mit wallenden weißen hochragenden Federn. Sie öffnete die Schleife unterm Kinn und ließ die Locken frei ausfallen. Im tadellosen grauen Seidenkleid mit grauen Handschuhen auf den langen schmalen Händen sah sie aus wie ein vornehmes Gemälde, in ihrer fast bewegungslosen Ruhe.

Endlich sagte sie: „Sei nun ruhig — du mußt dich erquicken, ich habe mir einen Imbiß von Borchers geben lassen!“ Und sie entnahm dem perlengestickten Ridiküle, das sie am linken Arme trug, ein sorgfältig emballiertes Päckchen, ließ von der Jungfer servieren und befahl nun ganz kurz: „Komm jetzt sofort und iß, in zwölf Minuten holt dich der Wagen des Intendanten ab!“

Diesen Wagen hatte Elvire mit ungeheuerster Genugthuung in diesen Tagen bei allen Gesprächen mit den rasend erbosten Brömses, mit Josephinens Eltern, mit der ganzen Verwandtschaftsclique, vorfahren lassen, obwohl sie das Gegenteil damit von dem erreichte, was sie beabsichtigt hatte; denn daß es Josephine geglückt war, gegen den Willen und ohne den Segen der alten eigensinnigen Leute emporzukommen, das reizte sie noch viel mehr, als wenn ein obskures Los für sie aus der Lebensurne gefallen wäre.

Der Wagen kam, nahm die beiden Damen auf, in der Droschke folgte die Jungfer mit dem Korbe. Josephine weinte noch immer; so unglücklich und zerrissen fühlte sie ihr Herz, daß sie ganz Lady Milfort wurde; stumm machte sie ihre Toilette in dem engen Raume, der für sie abgeschlagen war. Tante Elvire setzte sich dann zu ihr, nahm sie zärtlich in den Arm und ließ Josephinens Kopf an ihrer Schulter ruhen, und da später der Inspicient klopfte und eintrat, fuhr Lady Milfort erschreckt empor; sie hatte eine halbe Stunde fest geschlafen. Ohne mit jemand ein Wort zu wechseln, verließ sie ihr Toilettenzimmer und trat in die Scene.

Tante Elvire war zurückgeblieben; sie neigte den Kopf gegen den Spalt der nicht ganz geschlossenen Thür und lauschte mit verhaltenem Atem; dann und wann huschte jemand von den Angestellten vorüber; es standen hier und da Menschen, einzeln oder in kleinen Gruppen; dann und wann kam ein Anruf, mit heller Stimme gegeben; alles in lautloser Bewegung, gedämpft und wartend. Tante Elvires Herz schlug hörbar, ihre Wangen röteten sich, und sie bewegte die Lippen; begierig, von den deutlich skandierten Worten auf der Bühne auch nur ein einziges zu verstehen, erkannte sie doch die volle, tönende Stimme Josephinens dann und wann deutlich heraus.

Und unerwartet, plötzlich, mit einer schwankenden Bewegung erschien Josephine, sich so ungestüm ihr entgegenwerfend, daß Birchen fast umfiel; wie das ferne Donnern am Gefels der Meeresküsten scholl der stürmische Beifall hierher. Josephine warf sich auf die Couchette und drückte das Gesicht in ihre Kleider, die dort über der Lehne lagen, schnell den Kopf umhüllend. Schon erschien auch der Inspicient: „Rasch, rasch, Fräulein — man verlangt Sie — hören Sie! Rasch, rasch!“

Aber sie regte sich nicht und antwortete auch nicht; jetzt erschien der Direktor: „Ich muß bitten, Fräulein, ein zögerndes Herauskommen ist hier durchaus nicht am Platze — man darf das Publikum nicht haranguieren! Ich als Direktor —“

Mit einem Satz sprang sie auf. Ihre Augen sprühten in Thränen und flammten nun auf in ihm völlig unerwarteten Zorn.

„Gehen Sie doch zum Kuckuck, Herr, mit Ihrem Publikum — ich habe meine Pflicht gethan, und herausrufen lasse ich mich überhaupt nicht!“

Erschrocken zogen sich die Herren sofort zurück. In den Wandelgängen herrschte eine ungeheure Aufregung; noch einmal gab es einen Sturm vom Zuschauerraum her. Der Intendant hatte seine Loge verlassen und erschien mit einigen Herren hinter der Scene. Es gab ein ernsthaftes Fragen hin und her, in der Besorgnis, die Diva sei erkrankt; wie der Direktor, fast beleidigt, die kleine Scene zum besten gab, brach die nachfolgende verlegene Kunstpause mit einem frischen, belustigten Lachen, das sofort erlösend alle übrigen ansteckte, ein auffallend schöner großer Herr, ein Mann, der gewohnheitsmäßig der „Überlegene“ überall sein mußte; es lag so deutlich in seiner ganzen Haltung ausgeprägt.

Die Zeit drängte, und der Intendant riet dem Direktor: „Machen Sie vor dem vierten Akt noch einen Versuch, das Fräulein um-

zustimmen, die Menschen brechen mir ja das Haus ein, wenn sie so abzieht, wie sie gekommen ist. Einzig, eine Leistung ohnegleichen, ein Geschöpf, das die Vollendung des Weibes genannt werden muß, etwas nie Dagewesenes!“

Allen voraus in der Aufregung aber war Elvirchen; es war ihr im Grunde ihrer aristokratischen Gesinnung eigentlich lieb, daß Josephine sich nicht umstimmen ließ — aber auf der anderen Seite wollte sie Rücksichtslosigkeiten gegen die herrschende Sitte vorbeugen, am schlimmsten aber fand sie Josephinens Verhalten gegen den Direktor, und sie erging sich in den widersprechendsten Bemerkungen, ganz wie ihr zu Mute war! Hieran ergötzte sich Josephine und mußte, wenn auch noch immer unter Thränen, laut lachen, während sie sich hin und her wendete, die Arme hob, sich neigte, um Elvire und der Jungfer beim Anlegen ihrer kostbaren Gewänder behilflich zu sein; von ihrem Schwanenhals rieselte funkelndes Gestein auf die marmorweiße und glatte Büste hernieder.

„Alles Theaterplunder, mein gutes Tantchen; zum wirklichen Plunder reicht es noch nicht!“

„Schließ einen Augenblick die Augen!“ bat Elvire und nestelte dann vorn am offenen Kleiderausschnitt Josephinens. „So, nun öffne die Augen, aber weit — ganz weit, mein Herzkindchen!“

Und da stak an ihrer Brust Tantchens Familienkleinod, eine Agraffe mit Ausstrahlungen wie Reiherfedern, eine kostbare alte Fassung großer schöner Rosetten.

„Um Gottes willen! Deine Diamanten — nein, nein, Tantchen!“

Und sie umhalsten sich und küßten sich innig wie Mutter und Kind.

Die Versuche des Direktors vor dem vierten Akt fielen vollständig ins Wasser. Kühl und ruhig lehnte Josephine ab, Ehrenbezeigungen einheimsen zu müssen; und Luise Millerin, die in ihrem bescheidenen Bürgerkleide zur Seite stand, sagte ganz ungeniert zu Wurm, der ihr sehr attachiert zu sein schien: „Da sollte doch nachher lieber statt meiner die Milfort sagen: Ich verachte das Urteil der Menge!“

Josephine erwiderte ihr nichts, sie zuckte nicht einmal mit der Schulter.

Die Komödie war nun aus, Josephine in ihrem hübschen Hausanzuge wurde sorgfältig in Mäntel und Tücher gehüllt, aber schon im Wandelgang stehend, empfing sie noch freundliche Worte und ehrendes Lob von den Kommilitonen. Nun trat der Intendant zu ihr heran und bat sie, mit einigen Damen der Gesellschaft und einigen Herren unter seinem Schutz einen Nachtimbiß bei Borchers einnehmen zu wollen.

„Ich danke herzlichst,“ lehnte Josephine freundlich ab, „ich gehe niemals nach dem Theater in die Geselligkeit — verargen Sie es mir nicht, ich habe heute außerdem schmerzliche und schwere Stunden hinter mir!“

Tante Elvirchen sah sich genötigt, hier einzusprechen — die Schroffheit Josephinens schien ihr gefährlich diesen Machthabern gegenüber.

„Nein, Josephinchen, gerade darum solltest du einmal eine Ausnahme machen. Du hast heute genug abgelehnt, hast auch so gut wie nichts genossen, nimm die gütige Ladung an!“

„Fräulein von Katt, ich danke Ihnen — es ist außerdem selbstverständlich, daß Sie uns begleiten!“

Entsetzt fuhr Elvirchen ein wenig zurück, und Josephine sagte, sich verneigend: „So will ich eine Ausnahme machen; man sollte freilich nie gegen seine Überzeugungen handeln — aber ich glaube wirklich, mich treibt die beste Überredung, ein ordentlicher, ganz gewöhnlicher Hunger.“

Fräulein von Katt befahl noch einmal die Nichte dem Schutze des Herrn Intendanten, und Josephine verschwand in den blauen Atlaskissen seiner Kalesche; stolz, mit klopfendem Herzen, und doch, wie bei allen größeren Ereignissen ihres sonst so stillen Lebens, thränenfeucht, blickte Elvirchen ihr nach.

Josephine fuhr in eine kleine, aber auserlesene Gesellschaft. Zwei Banquiers mit ihren Frauen, zwei Künstlerpaare, die Männer Maler, die eine Frau eine berühmte Bildhauerin, die andere Schriftstellerin; vier Herren, darunter der große Blonde, den Josephine schon hinter der Scene bemerkt hatte, Intendant und Direktor. Die Ehepaare blieben zusammen, aber der launige Intendant, dessen Frau verreist war, verteilte die ledigen Herren, je einen zur Rechten

jeder Dame; zu Josephinens Rechten wies er den blonden Herrn: Doktor Hermann Bärenburg.

Wie anzunehmen war, wendete sich das Gespräch sofort auf Josephinens Ablehnung, vor der Rampe zu erscheinen, eine Eigenheit, die alle beklagten. Nur Doktor Bärenburg begriff und billigte ganz und gar Josephinens Idee. Er hatte ihr, der einzige der Gesellschaft, nicht ein einziges Kompliment gemacht, und machte ihr nun doch das allergrößeste, indem er sagte: „Wer das Verdienst hat, eine selbsterworbene Krone zu tragen, der darf auch Gesetzgeber sein.“

Seine linke Hand lag auf dem Tische in lässiger Ruhe. Josephine hatte ihren schönen Partner doch nur flüchtig betrachtet, sie sah ihn auch jetzt nicht an, innerlich erschrocken über seine Worte; aber ihre Blicke ruhten auf seiner Hand, einer Hand, so merkwürdig ähnlich ihrer eigenen, groß und schlank, mit einem langen Daumen und schönen glänzenden Nägeln; dieselbe Hand hatte auch ihr Vater. Plötzlich fiel ihr wieder die gräßliche Unterredung von heute nachmittag ein, ihr Herz schnürte sich zusammen und so traurig wurde der eben noch strahlende Ausdruck ihres Gesichtes, daß Doktor Bärenburg sich bewogen fand, sie zu fragen. Es geschah voll Ehrerbietung und im Tone eines so unverkennbaren Mitempfindens, daß Josephine, die seit Jahren wie eine Mimose vor jeder Berührung sich in sich verschlossen hatte, einem treibenden Impuls nachgab und alle die Kümmernisse ihres Familiendramas diesem fremden Manne preisgab; er hatte so viel Verständnis für alles, begriff die Kraft, mit der sie sich ihrem teuren Vaterhause entzogen hatte, um einer geliebten Kunst sich zu widmen, begriff aber auch die Abneigung des Vaters gegen diesen Stand, und beklagte die Eltern mehr als sie selbst, die alle Tröstungen in ihrer Kunst finden konnte.

Josephinens ganze Seele war heute aus den tiefsten Tiefen aufgerissen, die reichlich vergossenen Thränen, die große Erregung durch die Vorstellung, eine heiße Sehnsucht nach Vater und Mutter, nach einem großen Herzen, das ihr nicht nur in duldender Sympathie treu anhing, sondern mitfühlend sie auch ganz begriff, das alles machte die stolze Unnahbare heute weich bis zur Hingebung.

Mitternacht war längst vorüber, als die Gäste sich erhoben; draußen lag ein lockender Vollmondschein; es war gegen Ende März, und der junge Lenz zitterte mit weichem Hauch durch die sanfte warmfeuchte Luft.

Wieder stand der Wagen des Intendanten da; auch die meisten Ehepaare hatten eigenes Gefährt, rasch wurde eine Spazierfahrt durch den Tiergarten beschlossen. „Gern schlösse ich mich Ihnen an,“ meinte der Intendant, „aber ich muß noch zu Dressel und dort ein notwendiges Geschäft mit ein paar Herren abschließen; ich möchte nur meine Schutzbefohlene erst pflichtschuldigst geleiten, aber wenn Sie, lieber Doktor Bärenburg, mich vertreten wollen und mir geloben bei allen Heiligen, dies teure Haupt zu schützen, so überlasse ich Ihnen meinen Wagen; wenn auch dem Fräulein eine Fahrt erwünscht ist, gut würde sie ihr sicher thun — solche herrliche Nacht befreit von allen Erregungen!“

Und so kam es, daß Josephine in der nun zurückgeschlagenen Kalesche eine Stunde lang neben Bärenburg sitzend, mit ihm Gedanken und Gefühle austauschend und anregend, die erste heiße und aufrichtige Freundschaft mit dem fremden Manne schloß. Sie erfuhr von ihm, daß er verheiratet sei, mit einer liebenswürdigen, aber kränklichen Frau: „Unsere kinderlose Ehe rinnt so im Sande der Alltäglichkeit dahin; nebeneinander ist nicht miteinander; sie ist kühl und korrekt! Der warme Ton meines Herzens findet mehr Nachhall in dem oft leidenschaftlichen Geschäftsgange meiner Advokatur als in ihrem Herzen; ich bin so recht mitten im Leben doch nur ein einsamer Mensch geblieben! Man sagt aber, daß ein jeder Mensch eines Tages, sei es zu früh, sei es zu spät, sei es im seltensten Falle zu rechter Zeit, seinem entsprechenden Ideal, seiner verlorenen Hälfte, begegnen müsse, und dann gebe es eine flammende Glut am Himmelsbogen oder einen Absturz in äonentiefe Abgründe — seit dieser Stunde fühle ich, daß auch mein Schicksal mich vor eine Wahl stellen wird.“

Er schwieg und sie erschauerte.

Sie schieden bald darauf stumm voneinander.

Aber sie sahen sich wieder, flüchtig und verlegen, sie mieden sich, während sie sich leidenschaftlich nacheinander sehnten.

Das Gastspiel war nun beendet. Josephine, die jede neue Vorstellung zu größerer Kunstleistung zu gestalten wußte, wurde vergöttert. Mit einem bedeutenden Engagement schloß sie ab.

Es waren gerade vier Wochen nach ihrem ersten Gastspiel, als Tante Elvire morgens in der Frühe einen Brief von Josephine erhielt.

„Bemühe dich heute nicht zu mir, du findest doch nur meine für dich zurückgelassenen Schlüssel — vielteure und getreue Seele, mich findest du nicht mehr in den schmalen vier Wänden meines Heims.

Ich reise nun fort, meine liebe sanfte Schwärmerin! Ach, wie soll ich dir alles sagen?!

Ich weiß nun, daß es etwas außer uns giebt, stärker und bezwingender als die mahnende Stimme in uns. Diese Stimme hat mich wochenlang in ihrem Bann gehalten, sie redete von Opfer und Entsagung — auch von Gesetz und Sitte! in den langen Stunden meiner Einsamkeit ließ ich sie reden, und mit einem Lächeln um die Lippen hörte ich ihr zu — ach, denke dir, du Gute! ich glaubte ihr nicht — ich kann nur sagen: Ich wußte es besser! Fanny Lewald, ehe sich Adolf Stahr aus unbeglückter Ehe von seiner Frau trennte, überredete diese Frau mit der Vorstellung: Nun sind drei Menschen unglücklich — warum sollen nicht wenigstens zwei den Versuch machen, das verlorene Paradies zu retten — ist denn ein Elend nicht genug?

Ich will gar nicht, daß Bärenburg sich von seiner Gattin scheidet, ich nehme nur, was sie niemals besessen: sein großes, edles, leidenschaftliches Herz.

Er aber stellt diese Trennung als selbstverständlich hin; solche Fragen schmettern wie Steinwürfe in meinen Glaspalast, der schwebt auf einem Regenbogen dicht unter heißer Sonnenglut! Weltfern und weltentrückt, lausch ich der Harmonie der Sphären, ein willenlos Geschöpf in eines Höheren Hand!

Im Herbst, du Liebe, wenn die Traube mit goldenen Beeren die Fenster deines Schlafgemaches wie alljährlich umzieht, wenn die Rosen nicht mehr blühen, aber Reseda und Astern deinen kleinen Garten zieren, dann kehr ich wieder, dann geb ich mich meiner Kunst zurück; denk nicht, daß ich ihr untreu werde: sie ist ewiger als alles.

Dies für dich, für alle anderen bin ich einfach in die Sommerferien gereist. Küß meine arme, schwache Mutter, und an Vaters Geburtstag steck ein Lorbeerzweiglein aus den vielen Triumphkränzen, die ich dir alle hier zurücklasse, an sein Bild; das wird er mir gestatten!

Für die alten Brömses hab ich nichts, nicht einmal Verachtung kann ich in meinem Glaspalast finden, er kennt nur Größe und Güte an seinen Gästen!

> Drum, Seele, lieb! o Seele, liebe ganz!
> Die Liebe rüstet dich zum ew'gen Tage,
> Daß, wenn er plötzlich naht, dein Aug ertrage
> Der Himmelsmorgenröte vollen Glanz!"

Ja doch! Fräulein von Katt war eine Schwärmerin, und Josephinens Brief schlug sie nicht wie ein Blitz aus heiterem Himmel zu Boden. Sie las ihn zweimal, dreimal, fast mit einem zujauchzenden Lächeln; sie schloß ihn vorsichtig ein; dann fuhr sie in Josephinens Wohnung.

Sie fand die Kisten und Kasten wohl verpackt, die Wirtin übergab ihr die Schlüssel — das Fräulein und die Jungfer seien mit dem Morgenzuge abgereist.

„Ja wohl, nach Paris!" sagte Elvire, die erste Lüge, die ihrer Verlegenheit entsprang. Und bei dieser Lüge mußte sie nun bleiben! so beschloß sie auf dem Heimwege; und dann erst, jetzt erst begann sie mit zitterndem Herzen die schrecklichen Fäden zu entwirren, in die Josephine nun ihr ganzes Schicksal verstrickt hatte.

Mit dieser Lüge war der täuschende Bann gebrochen, die furchtbare, die entehrende Wahrheit ließ keine Blendung zu, in demütiger Zerknirschtheit, in dem marternden Gefühl tiefster Scham brach sie vollkommen zusammen; sie blieb wochenlang so elend, daß sie ihre Wohnung nicht verließ; es waren Briefe von Josephine eingelaufen, sie fühlte sich außer stande, sie auch nur zu öffnen. In der Familie hatte niemand eine Ahnung von allen diesen Vorgängen; es wurde natürlich gefunden, daß Josephine verreiste; Gott sei Dank, daß sie nun fort war! wehe, daß sie zum Winter wiederkommen mußte!

Eine fast abergläubische Furcht flößte dieser herannahende Winter dem alten Fräulein

ein. Es kam kein Brief mehr von Josephine, noch wurde ihr Name genannt.

Es war gegen Ende September, in stiller Abendstunde; Tante Elvire saß vor ihrem Nähtischchen am Fenster, das auf den kleinen Garten ging; goldene Trauben hingen zwischen dem grünen Blattgeranke, das sich schon gelichtet hatte; die Rosen blühten nicht mehr, Astern und Reseda da unten waren ihr keine Freude.

Ihre alte Dienerin brachte eine Karte — „der Herr wartet," — und bis ins Mark erschüttert las Elvire: Doktor Hermann Bärenburg.

Sie war nicht im stande, sich zu erheben, zitternd sagte sie leise: „Ich lasse bitten!"

Mit dem Übergewicht seiner stolzen, sicheren Haltung, mit der Frohheit eines glücklichen Menschen, der alle Dinge sich zum Besten zu ordnen verstand, so trat er ein. Er gewahrte weder die hochmütige Ablehnung in ihrem Gesicht, noch bemerkte er es, als sie seine Hand nicht zu sehen schien, die er ihr entgegenstreckte und im selben Augenblick die Stuhllehne geschickt ergriff; er war nicht gekommen, Klagen oder Verwünschungen zu hören, er war gekommen auf Josephinens Wunsch; er wollte diese unschlüssige, schwankende und doch so treue und mütterliche, einzig ihr gebliebene Verwandte seiner Geliebten erhalten und ihr zuführen; er wollte so, und er wußte, daß es ihm gelingen mußte.

„Josephine hat der Kunst entsagt, meine Gnädigste, und das wird den Ihrigen ein höchster Trost sein; sie lebt weiter unter ihrem angenommenen Namen, einem Namen, den hier Tausende haben; sie lebt ihrer würdig in einer Häuslichkeit, die ich ihr geschaffen habe, und da sie leidend ist, sind wir schon heute hierher zurückgekehrt, und Josephine erbittet sich nichts mehr vom Schicksal, als Sie sehen und haben zu können! Und um alle Wenn und Aber zu ersticken, ehe Sie Zeit haben, uns solche entgegenzuwerfen, bitte ich Sie, mir sogleich zu folgen; Josephinens Coupé steht draußen!"

Sie wollte ja durchaus nicht mit, es war das letzte in der Welt, das sie zu thun beabsichtigte, es war ja gräßlich! aber schon schloß sie unterm Kinn die Bänder ihres federgeschmückten Kapotthütchens, und schon führte er sie ritterlich an den Wagen, während sie immer noch sich einbildete: „Nein, nein, das nicht, das ist ja für mich unmöglich!"

Und sie hielt sich tapfer in diesen schwankenden und ablehnenden Empfindungen, durch alle die Jahre des nun sich entwickelnden Dramas, das sie „Josephinens Schicksale" nannte; über die Geburt von Josephinens Knaben hinweg, über den Tod von Josephinens beiden Eltern, immer unwandelbar treu mit ihrem weichen, edlen Herzen bei Josephine; und mit allen Gesinnungen für Recht und Wahrheit, von Tradition und Sitte, bei den anderen, bei den Ihrigen!

* *
*

Tante Virchen löste die Bänder von ihrem feinen Italiener Kapotthut, der mit drei hochwallenden, weißen Federn geschmückt war; dann half sie mit den schön beringten, schlanken Fingern dem Häuflein Korkenziehergelock zu beiden Seiten ihres glatten, vornehmen, etwas sentimental angelegten Gesichtes zu voller Geltung aus der Haft heraus; Fräulein Elvire von Katt war eine ziemlich üppige und volle Dame, aber doch noch jugendlich, trotz ihrer fünfundfünfzig Jahre. Sie öffnete nun das perlengestickte Ridiküle, das am linken Arme hing, und nahm behutsam ein Päckchen Hildebrandscher Lebkuchen heraus.

Die Hände auf dem Rücken, stand auf einem Fußkissen, sich weit vorbeugend, Walther Wolfgang; er verfolgte wortlos die Bewegungen der Tante, deren unverbrüchlich genaue Wiederholung bei ihren Besuchen einen Tag um den anderen er ebenso genau kannte. Sie sagte auch jetzt wieder wie immer: „So, mein Waltherchen — voilà quelque chose de fort plaisant — gesund und empfehlenswert für Kinder!"

Das Kind nahm mit einer reizenden Bewegung die Kuchen in Empfang und sagte mit einer tiefen Verbeugung: „J'en suis passionné — merci! baise la main, chère tante!"

Und er wendete sein Gesicht mit den großen, nun bittenden Augen der Mutter zu: „Erlaubt chère maman?"

Er hatte das Gesicht eines Cherubs, ein Gesicht voll unaussprechlicher Anmut und

Schönheit, voll Freimut im Ausdruck und in den klugen Mienen; dabei wie mit einer Strahlenglorie von goldblonden Locken umsponnen.

Die Mutter hatte den Kopf in die Hand gestützt, lehnte mit dem Ellenbogen bis fast auf die Mitte des runden Tisches, den Oberkörper ganz vorgebeugt. Ihr Peignoir war zurückgefallen, der nackte Arm und die weiße Hand kräftig, groß angelegt und entwickelt; so war auch das Gesicht; wundervolle, schmale und sehr hochgewölbte Lippen; eine kühne Nase; die Augen mehr lang als groß, von einem fast nüchternen Farbenton in Grau und Braun, mit auffallend kleinen Pupillen; das dunkelblonde Haar, natürlich gelockt, war aufgewühlt von den darin vergrabenen Fingern und hing gelöst um ihre Schultern. Um den reizvollen Mund stand ein starres Lächeln, als redeten die stummen Lippen von einer längst vergangenen Herrlichkeit. Sie blickte auf die Gruppe vor ihr und sie sah doch nichts; das ganze stolze und hochmütige Gesicht war zerfahren und glücklos. Sie sprach nicht, und die Ihrigen schienen auch keine Worte zu erwarten und die stumme Reglosigkeit gewöhnt zu sein; in dieser Frau rasten seit Wochen und Monaten alle Stürme einer ungeheuren Leidenschaft; und nach außen sichtbar waren diese Erregungen an den sich beständig bewegenden, beiden kleinen Backenknochen an den Wangen; rastlos biß sie die Zähne aufeinander.

„Chère maman erlaubt," sagte Elvirchen, „Waltherchen darf essen."

Er jauchzte laut auf mit hellem, hohem Ton.

„Schick das Kind fort; ich will nicht, daß er lacht!"

Die Mutter stieß es mit lauter, mächtiger, erschütternder Stimme heraus, wie ein Marmorbild in ihrer Stellung verharrend.

Die Alte erhob sich zu ihrer stattlichen Höhe, nahm das Kind an der Hand und führte es durch den zweiten Salon in eine Art Wartezimmer, wo die Jungfer an einem Schneidertisch saß und arbeitete. Die Französin hockte am Fenster und versteckte rasch ein Buch, während sie geschmeidig der alten Dame auf das „Prenez l'enfant" entgegenging.

Nun kehrte Tante Elvire zu ihrer Nichte zurück.

Um doch etwas zu sagen, bemerkte sie: „Die Jungfer näht, Mademoiselle hat den Knaben genommen," und die andere murmelte mehrmals hintereinander: „Französische Wirtschaft, französische Wirtschaft!"

„Es ist hoher Nachmittag, Josephine; willst du dich nicht ankleiden? Hast du in diesem Negligee gespeist?"

Und da die andere schwieg und nur mit einem gezischten Laut antwortete, fuhr sie fort: „Du solltest der Leute wegen dich doch lieber ankleiden; man redet doch natürlich über das Verhältnis hier im Hause, und du solltest aus Rücksicht —"

Da schlug sie plötzlich mit der geballten Faust auf den Tisch und sprang auf, und indem sie hastig auf und nieder ging, sprach sie mit lauter, dröhnender Stimme: „Sprich das verfluchte Wort nicht aus! Rücksicht, Rücksicht! Verlogenheit, Täuschung, Kaltherzigkeit, Niedertracht — sag alles, was du willst, das landläufige Wort deckt sie alle! Was geht mich dies bezahlte Gesindel an? Ich verlange von ihm, daß es sich putzt und anständig beträgt, dafür bezahl ich es und verköstige es; was leistet es mir? was nutzt es mir? was ist es mir? Ich sage dir: französische Wirtschaft!"

„Ist Bärenburg noch immer nicht hier gewesen, Josephine? Es kann doch so nicht bleiben!"

Josephine blieb mitten im Zimmer stehen, und die vollen Arme hebend, rief sie laut: „Nein, nein! es kann so nicht bleiben! Es giebt einen Gott und es giebt einen Rächer! Auch seine Stunde kommt, auch seine Stunde kommt, wie die meine gekommen ist. Übrigens — schlag die Mappe auf; du sitzest ja am Schreibtisch. Lies unsere letzten Briefe, lies den von mir an ihn, und seine Antwort darauf. Ich hatte dir beides schon vor Tagen zurecht gelegt; ich vergaß es nur dir zu sagen."

Etwas umständlich nahm die alte Dame Platz; sie suchte aus dem inhaltreichen Ridikül ein kleines zierliches Lederinstrument mit Stickerei heraus, putzte mit diesem ihr goldenes Lorgnon, indem sie es mehrmals gegen das Licht hielt, bis es die notwendige Tadellosigkeit erwies.

Josephine seufzte tief auf; in ihr war keine Spur von dieser ererbten Vorsicht, kein Schimmer von der Mutter der Weisheit! Sie warf sich auf ihr Fauteuil zurück und starrte wiederum mit aufgestütztem Kopf ins Leere.

Endlich war Elvirchen in der richtigen Position; sie hatte die Handschuhe abgelegt und ergriff mit den schön beringten Händen die Manuskripte; zuerst, wie ihr geheißen, die Abschrift von Josephinens Brief:

Mein Geliebter!

Vergeblich suche ich seit Wochen nach der ruhigen Stunde, um mit dir sprechen zu können; ich fühle es — und du weißt es — du entziehst dich mir!

Scheinbar ist nichts verändert in unserer beiderseitigen Lage; es ist äußerlich, wie es nun schon seit acht Jahren war.

Du dort in deinem vornehmen Hause, an der Seite deiner kinderlosen, ungeliebten — wie du sagst: herzlosen Gattin.

Ich hier in einer vornehmen Mietswohnung — auf Kündigung. Ich klammere mich an dieses Wort — ich habe seit langer, langer Zeit das demütigende Gefühl: es ist alles auf Kündigung! Die Wohnung, das reiche Mobiliar und Silberzeug, obwohl zum größten Teil mein einstiger Besitz, die Dienstboten, die Juwelen und Kostbarkeiten, die Equipage — ich, ich selbst! Nur das Kind nicht — hörst du? Nur das Kind nicht; großer Gott, das Kind ist mein!

Du wolltest deine Ehe lösen, schon damals, wie das Kind geboren werden sollte. Ich war großmütig, ich verschenkte alle kleinlichen Rücksichten des Lebens! um mich das uferlose, unergründliche, wonnerauschende Meer deiner heiligen Liebe!

Wieder und wieder sprachst du von der Notwendigkeit, deine Ehe lösen zu müssen; unerträglich und qualvoll das Zusammenleben mit einer ungeliebten Frau, das Entbehren deines Kindes; meiner nicht zu denken, zu der du kamst im Rausch des immer neuen Entzückens, von der du schiedest wie in den Tod gebannt!

Ich lehnte mich nicht mehr gegen diesen Willen auf; ich fing an für meinen Knaben diesen Willen als eine Notwendigkeit zu erachten.

Inzwischen ist es anders geworden, ganz, ganz allmählich — wie an Sommers Ende die Stürme des Herbstes kommen und reißen die Blätter vom zitternden Ast — die Sonne ihr lebenschaffendes Licht entzieht, die Tage kürzt und die Nächte lang hindehnt! es nutzt nichts der blütentreibenden Pflanze, daß sie sich müht, ihre Knospen dem heißen Sonnenkuß zu bieten, sie müssen alle verwelken, verdorren, verwehen, kein Kelch erschließt sich mehr! Die Luft weht kalt, es ist vorbei!

Aber hörst du, höre mir zu — ich will nicht, ich will nicht! Nun gieb mir, was du mir versprachst, nun halte, was du mir schwurst, aus freiem, vollem, edlem Herzen, nun löse den Bund, der dich ein Frevel dünkt, der dir Druck und Tyrannei ist! Gieb meinem Kinde seinen Namen, reiß mich zurück von diesem Abgrund der einsamen Verzweiflung, zu der du mich verdammt hast! Ich will nicht — ich nicht! ich nicht „auf Kündigung“ — hörst du — ich nicht!

Wenn die Gesellschaft Verhältnisse mit dem Stempel der Unehre entwürdigt, Verhältnisse wie das meine zu dir — wenn diese selbe Gesellschaft Verhältnisse sanktioniert, mit dem Stempel der Ehre heiligt, wie das deine zu einer ungeliebten, von dir mißachteten, verurteilten Frau, die du in deinem Hause duldest wie eine oberste Sklavin; wenn die Gesellschaft alles gut heißt, sobald es durch die Ehe gefestigt ist, alles in den Staub wirft, was sich dem eigenen Urteil unterworfen und ihrem Zwang entzogen; wenn es so ist und so war und noch über uns hinaus so sein wird, dann thue Gerechtigkeit an mir, gieb mir den mir gebührenden Platz in dieser Gesellschaft, als dein Weib, als die Mutter unseres Kindes! Ich verlange es, ich erbitte es; nie, noch nie hab ich jemals eine Bitte an dich ausgesprochen. Heute, heute zum erstenmal will ich, daß du mir giebst, was du mir versprachst, daß du thust, was du seit langen Jahren zu thun erstrebtest — — — ja, ja! — ich sehe es ein! ich hatte unrecht — du hattest recht — um des Kindes willen mußt du lösen und binden. Sage deiner Frau, auch die Menschenrechte hätten ihre Grenzen, wie alles in dieser Zeitlichkeit!

Sage ihr: Acht Jahre habe ich ihr groß-

mütig geschenkt! acht Jahre sie als Herrin deines Hauses belassen, sie einen Platz einnehmen lassen, der mein war, auf einen Wink meines Fingers! Acht Jahre hat sie an deiner Seite deine Freunde empfangen, zu Häupten deiner glänzenden Tafel figuriert, deinen Namen getragen, deinen Ruhm geteilt, den Neid und die Freundschaft der Weiber eurer Gesellschaft genossen, umbuhlt von allen den Sykophanten eines vornehmen Hauses, verehrt, auf Händen getragen — geachtet — um nichts, als darum, weil sie deine rechtmäßige, gesetzliche Frau war! Und in diesen acht Jahren habe ich die Sonne deiner Liebe um meine Stirn wie die entsühnende Glorie einer Heiligen gefühlt! Denn — und das sage ihr — mein unbeschützter Fuß strauchelte an all den Klötzen, die das Leben den Frauen entgegenwirft, die ehrlich und ohne Lug und Trug ihrem Herzen folgten! Acht Jahre habe ich — hörst du! ich, die stolze, hochmütige Josephine, gezittert, wenn ein Dienstbotenwechsel war, wenn der Hausvermieter kam, wenn der Steuerbote sich meine Abgaben holte, wenn der lächelnde Kommis von der Bank meine Unterschrift heischte, denn da war Madame Josephine plötzlich schwarz auf weiß Fräulein Josephine. Anfänglich da lachte ich dessen! aber der Ernst der Sache wuchs mit dem Kinde, wuchs längst über dasselbe hinweg, hinweg über Menschen und Dinge, und ungeheuer seine Schatten werfend über Erd und Himmel!

Und nun sage ihr: Jetzt, jetzt — nach acht langen Jahren stummen Ertragens einer gräßlichen Nichtachtung rings um mich her, jetzt erwarte ich von dir Ehre und Ruhe für uns alle!

Josephine.

Elvire legte den Briefbogen zurück, strich ihn glatt und sagte, da sie der Meinung war, ihre Nichte erwarte ein Wort der Billigung ihrerseits: „Sehr gut! sehr schön! Du hättest ihm noch sagen sollen, daß er dich mitten aus deinem Beruf herausgerissen hat, daß unsere Familie, von altem brandenburgischem Adel, nie so was erlebt hat, daß du gegen unseren Willen zwar ans Theater gegangen, aber daß du doch ein aufsteigender Stern“ — und sie hob pathetisch das goldene Falzbein empor — „am Theaterhimmel warst —“

„Krämerseelen!“ schrie Josephine — „wie ihr doch herrlich alle zueinander paßt!“

Erschrocken legte Tante Elvire das Falzbein auf den Brief zurück und nahm rasch den anderen, die Antwort, zur Hand:

Meine teure Josephine!

Wie erkenne ich „in lodernden Flammen“ deine Feuerseele! Das ist ein echtes Bild meiner Josephine! Nur ist die ganze schöne Glut umsonst entzündet. Liebling, Liebling! du siehst Gespenster am hellen Tag!

Wo nahen denn die Stürme, die das Laub vom zitternden Ast entführen — wo fehlt der tagdehnende Sonnenschein?

Liebling — meine öffentliche Stellung fordert mehr denn je eine rastlose Thätigkeit von mir. Der Ruhm lockt wahrlich nicht heißer als die Liebe, aber er ist auch nicht unerschöpflich und freigebig gleich ihr! Er beschränkt seine Menschen und knechtet sie! Ich sage dir, oft erliege ich fast der Arbeitslast!

Geliebte — das viele Alleinsein macht dich nervös — ich sehe es mit Kummer — warte nur noch ein paar Wochen, dann gehen wir nach Nizza oder ein wenig später an irgend einen stillen Strand der ewigen Thalatta! Du mein, ich dein dann Tag und Stunde!

Geliebte — ich wollte es dir längst sagen — laß uns kürzester Hand die Zukunft des Kindes, um die du dich sorgst, völlig sichern: laß es mich adoptieren, das ist in wenigen Tagen geordnet, und dann können wir beide beruhigt sterben! Willst du unser Kind mir ganz schenken, du Großmütige, du Einzige?

Du Einzige — ja — das bist du! — Aber eins noch: du denkst zu hoch von meiner Ehe, zu gering von unserem Verhältnis! Kehre um die Form: sprich von dem Verhältnis, welches sanktioniert ist, von der Ehe vor Gott, welche geheiligt ist durch die erlösende Liebe!

Möchtest du, daß die Sykophanten eines vornehmen Hauses deinen Herrscherthron in meinem Herzen umbuhlen? Soll ich dir ein Dutzend — zwei, drei Dutzend zum Niederknien und Anbeten mitbringen?

Willst du das stille, geheiligte Tuskulum

unserer Liebe dem breiten Strom der Gastlichkeit öffnen? Willst du ein Dutzend — zwei, drei Dutzend Parasiten haben?

Wäge die Menschen, wie du mußt! Wer unter ihnen ist mehr als du bist, mehr als ich bin? Ist das nicht ein stolzes Wort, Liebling? Unbegreiflich, daß auch du zu Trugschlüssen kommst, in Anbetracht des Glanzes und der Ehre meines Hauses und seiner Repräsentation!

Komm mit, mein Kind, und siehe.

Da leg ich meiner Frau eine Liste auf den Tisch mit den Namen der Einzuladenden: Menschen, denen ich verpflichtet bin, oder sein möchte, weil ich sie gebrauchen will; irgend ein neu aufgetauchter Name, eine plötzliche Börsengröße; ein Zeitungsredacteur, dessen letzter Aufsatz ein ungeheures Aufsehen erregte, gleichviel ob berechtigt oder durch Aufbauscherei; ein Maler, dessen letztes Bild auf der Ausstellung bewundert und gepriesen wurde — frag nicht wie lange, noch von wem; ein Diplomat, der ein großes Wort gelassen ausgesprochen hat, das zündend um die Erde rollt mit dem elektrischen Funken; dazu der Haufe jener „Zugehörigen“, die man eigentlich nie gerufen hat und doch niemals los wird; es sind vielleicht deine Sykophanten und meine Parasiten, Leute, die eigentlich nichts zu thun haben und doch überall mit anfassen; sie heben mit, wenn die entgleiste Stadtbahn zurechtgerückt wird, und schlecken zuerst, wenn irgendwo ein Sirupstopf umfällt!

Zu der meinigen fügt dann meine Frau ihre eigenen Ladungen. Leute von tadelloser Distinktion oder schweigsamster Einfachheit, bürgerlich einwandsfrei beleumdet und ihr, ich weiß nicht im wievielten Grade, verwandt. Als ich sie heiratete, war sie das einzige Kind einer einsamen Witwe; wie eine Lawine ist im Laufe der Jahre die Sippschaft dieser einsamen Witwe und des früh verstorbenen Vaters angewachsen; in den Bureaus meines Hauses, in den Comptoirs meiner Freunde, als unbesoldete Referendare am Gericht, überall habe ich die ungezählte Heerschar dieser Angehörigen untergebracht. Noch ehe sie ihre Namen nennen, erkenne ich sie: es weht etwas um sie her, wie von der Eisluft meiner Frau, etwas Drohendes und Feindliches, das mich zwingt, nicht weil ich mich fürchte, nicht weil ich im geringsten von ihr abhängig bin! nein, ausschließlich, weil sie mir mit einem mir unbequemen und unsympathischen Habitus entgegenkommen; fort mit ihnen, und zwar möglichst nach ihrem eigenen Wunsch! Ach, und dann das große Fest selbst! Ich bin nie hungriger von der Tafel gekommen als bei solcher Eßgelegenheit im eigenen Hause! Das Sprechen mit vielen Menschen erfordert einen Wörterschatz banaler Phrasen, die um Gottes willen nie einen Gedanken anregen dürfen und eine Unterhaltung nach sich ziehen könnten! Mir wird es immer gehen wie jenem Südfranzosen, der in einer großen Pariser Gesellschaft sich fremd umhertrieb, bis er sich endlich in die Fensternische zu einem einsamen Beobachter zurückzog, mit dem er ein paar klagende Worte wechselte, die er mit der Bemerkung abschloß: „Ich kann es hier nicht länger aushalten; ich gehe still ab und trinke noch ein Glas Wein im Restaurant. Möchten Sie nicht mit mir kommen?“ „Homme de bonne fortune — partez donc — moi je ne peux pas!“ „Pourquoi non, Monsieur?“ „Oh diable — je suis l'hôte!“

Kind, Kind, ich verplaudere mich. Versäume nicht, am Dienstag im Auditorium zu erscheinen, ich muß sprechen, und ich fürchte, daß ich nicht früher zu dir kommen kann; dort will ich dich wenigstens sehen, um zu wissen, daß ich nicht umsonst meine Perlen vor die Säue werfe. Küsse unser Kind; bedenke wohl, schenk es mir ganz, Geliebte! Grüße herzlichst die Tante. Dich umarmt mit ganzer Seele dein eigenstes Herz

Hermann.

„Ach,“ sagte die Tante, „wie freundlich er immer ist! Selbst in diesem Briefe läßt er mich grüßen. Hast es mir nicht einmal erzählt, Josephinchen!“

„Und wie er die Menschen kennt. Du armer alter Schwachkopf, auch dich kennt er bis ins blutlose Herz!“

„Und welche Antwort hast du ihm gegeben? Es ist doch ein wichtiger Brief, und von der geschickten Antwort kann unendlich viel für dich und, was wichtiger noch ist, für das Kind abhängen!“

„Wichtiges! Als ob es sich um das Kind handelt. Um mich; verstehst du denn das nicht? ich will, daß es sich um mich handelt, denn was geht dem Kinde verloren, was entbehrt es?“

„Ich wollte doch, Josephine, du ließest es so rasch wie möglich adoptieren!“

„Ich? O du heilige Einfalt! Umgehend hab ich ihm geantwortet, noch in derselben Stunde, aber weder eine Entgegnung, noch sein qualvoll erhoffter Besuch schafft mir Linderung meiner Pein! Nie, nie soll er den Knaben haben! Denn dann hätten sie alles! Eine musterhafte, vom Priester eingesegnete Ehe, ein Kind — schön wie ein Engel, lieblich wie ein Frühlingstag, mein Kind, das Kind, das Schande über seine Mutter gebracht hat — ihnen sollte es ein Stolz und ein Glück werden? Nie, hörst du, nie! Und so deutlich habe ich es ihm gesagt; damit kommt er mir nie wieder! Du also, du, spare dir jedes Wort darüber, es wäre immer nur ein dummes und dabei herzloses gegen mich!“

„Josephine — Josephine! wie du nur redest! Aber ich nehme es dir nicht übel, ich weiß ja, daß du aufgeregt und verbittert bist. Freilich, freilich, liebes Kind, du hast es dir alles selbst zuzuschreiben!“

Und da Josephine immer noch reglos starrte und nur einen Zischlaut zur Antwort gab, entwickelte Elvire ihre Ansichten weiter.

„Du wußtest ja, daß er ein verheirateter Mann war, warum verlangtest du nicht die Scheidung, die er dir später ja auch selbst anbot? Nun haben wir den ganzen Skandal, der deine gute Mutter ins Grab gebracht und der deines Vaters letzte Lebensjahre verkümmert hat, ja doch hinter uns, und niemand löscht ihn aus der Erinnerung der Menschheit. Nun solltest du dem Kinde die vorenthaltenen Rechte zurückgeben, indem du es von Bärenburg adoptieren läßt! Wir ziehen hier fort — na, ja! sieh mich nicht so niederschmetternd an, ich weiß sehr wohl, was ich sage — dann hat das Kind einen anderen Namen, und als Fräulein Josephine nimmst du wieder alle Rechte und Ehren ein, wie sie meiner Nichte vor der Welt gebühren! Der Knabe wird alsdann reich und angesehen werden und auch seine gesicherte Stellung im Leben ausfüllen können!“

Sie schwieg nun, sichtlich befriedigt, so viel gesagt zu haben, ohne unterbrochen oder angehalten worden zu sein. Es war unverkennbare Wahrheit in ihren Worten, aber sie ging von dem Gesichtspunkte aus, daß es sich allein um Glück und Zukunft des Kindes handle. Sie wurde rasch anders belehrt.

„Das Kind? Habe ich um des Kindes willen Ehre und Ruhe hingegeben? Das, was mich in einer großen Leidenschaft über Sitte und Gesetz hinausgehoben hat, hat nichts mit dem Kinde zu thun! Eine große, gewaltige, alles vor sich niederwerfende Liebe hat mich an den Mann gefesselt, hat mich in seine Arme geworfen und mich ihm mit Leib und Seele zu eigen gemacht — vielleicht wirft sie mich eines Tages unter seine Füße, zermalmend und vernichtend, aber unabweisbar!

Das Kind? Lebt es nicht von Glanz und Liebe umgeben wie ein Fürstensohn? Aber ich, ich, meinst du, soll fortgehen, verschwinden in irgend einem Winkel der Erde, von da niemals ein Ton hierher in die große Welt dringt, noch je eine Stimme dorthin von hier erschallt. Ja, das möchtet ihr, das wäre eine bequeme Lösung, ein ethischer Schluß der morallosen Posse! Ein Drama zum Passionsspiel verarbeitet! Ich sage dir: Nein! ‚Ich komme von der Quelle und dürste doch so sehr, die Augen sind mir helle, und doch von Thränen schwer!‘ Ich höre dich sagen: ‚Geh, geh in ein Kloster; ich bitte dich, geh in ein Kloster!‘ Ich dürste nach Liebe, nach Leben, nach Wonne und Rausch, nach allen Quellen des Lebens; ich, ich, ich will leben! Und dazu bedarf ich ihn, der mich das Leben lehrte!

Ach, das Kind! Es ist geworden und geboren, ein Mensch für sich, ein Leben für sich. Mit ihm und mir, mit der weltstürmenden Liebe seiner Eltern hat es nichts gemein, die ist nicht weniger noch mehr geworden, seit das Kind vorhanden. Ich sage dir, ich will meinen Geliebten behalten, ganz und gar behalten, wie er dereinst mein war, und darum, nur darum will ich sein rechtmäßiges Weib werden und an die Stelle jener anderen treten, die kein Recht und keine Beziehungen zu dem Manne hat, dessen Namen sie führt!“

„So — und bist du dessen so sicher?“

Da warf Josephine mit einer verächtlichen Bewegung den Kopf zurück: „Was er ihr ist, das sei ihr gegönnt, Brosamen von der Tafel des Reichen. Ich bin nicht kleinlich, nicht eifersüchtig in deinem Sinne. Zwei so gewaltige Seelen wie die unserigen können nicht mit deinem landesüblichen Maß gemessen werden!“

Die Tante sah durch die Lorgnette schon längst nicht mehr auf die Briefe, sondern auf die Nichte, mit einem ungeheuchelten Staunen in ihren klaren Mienen. Ganz langsam und ruhig sagte sie:

„Ich will dir nur bemerken, daß du dich durchaus täuschest, über deine Stellung nicht sowohl, als besonders über die Menschen!

Wirf mir nicht ein, daß ich erfahrungslos sei; auch nicht, daß ich ohne den höheren Seelenflug, auf den du dich berufst, das Gewordene deiner Angelegenheit nicht beurteilen kann! Sei überzeugt, ich beurteile dich vollkommen milde, so streng auch meine Ansichten an sich sind!

Männer, mein liebes Kind, sind, wie schon das Beispiel von Abraham und Hagar zeigt, stets bereit gewesen, Frauen ins Unglück zu stürzen, sich alsdann zurückzuziehen und dem geschädigten Teil die Wüste zu überlassen. Für diese Geschädigte einzutreten, müßte den Mann in die unangenehme Position drängen, in seiner Häuslichkeit Veränderungen vorzunehmen, mit Thatsachen an Thatsachen zu rütteln, womit er das Urteil der Welt herausfordern würde, die zu allen unoffiziellen Geschehnissen sich schweigend verhält. Schwärmer, Poeten, unpraktische Leute sind im stande, Stellung, Leben und Ehre auf die eine Karte, das Weib, zu setzen. Praktische Leute, Geldmenschen, sogenannte kluge Köpfe, Leute, die den eigenen Wert, wenn auch mit Berechtigung, soviel höher anschlagen als den der anderen, wie es zum Beispiel Herr Bärenburg in seinem Schreiben thut — solche Leute meiden den Skandal, der das Gesetz herbeizieht. Alles, was du von Wert, von Seelengröße, von Harmonie und von Unverbrüchlichkeit einer großen Leidenschaft dir vorspiegelst, sieh, das ist Frauenarbeit, vorläufig noch eine unbezahlte Anstrengung.

Ein weniger bedeutender Mann, ein einfacher, sagen wir Kavalier, hätte von vornherein nicht wie Doktor Bärenburg an dir und gleichzeitig an seiner Frau gehandelt; er hat den Mut und zugleich die katzenhafte Falschheit des Löwen gezeigt. Ich sage dir: wahre dich! Laß das Kind adoptieren, so ist ihm wenigstens das Fortkommen in der Welt nicht verlegt. Du, du mit deinem himmelanstürmenden Anspruch an das Glück, du wirst auf dem Grunde deines Bechers Bitternis finden und Tod!“

Alles, was das alte Fräulein sagte, war nicht in ihrem eigenen Gehirn entsprungen. Der alte General Brömse und seine Frau, ihre Vetterschaft, hatten diese Betrachtung für Josephine von ihrem, dem Schauplatz fernen Beobachtungsposten gegeben und im Laufe der Jahre auf Tante Elvire übertragen.

Josephine war weniger erstaunt über die praktische Weisheit der alten Frau, die sich zum erstenmal so ungeniert aussprach, als tief niedergeschmettert durch die einfache Wahrheit, vor der sie längst, gleich dem Vogel Strauß, ihren Kopf in den Sand gesteckt hatte; sie parlamentierte noch mit ihrem Glauben an Bärenburgs Ehre, an die Macht ihrer Liebe, an die denkbare Möglichkeit des Fortbestehens eines Verhältnisses, wie es durch lange Zeit sich zufriedenstellend abgespielt hatte, bis vor etwa zwei Jahren.

Damals — ja, da tagte es zum erstenmal furchtbar! Es war in Nizza; die ganze Gesellschaft, seine Gesellschaft, früher auch ihre Gesellschaft, war da, und auch sie hatte hingewollt, freilich, sie sah es, gegen seinen Willen. Sie durfte zum erstenmal nicht mit ihm an der öffentlichen Tafel speisen; sie durfte nicht in Begleitung des Kindes ausgehen; es ging mit seiner Bonne und Zofe, oder mit seinem „Onkel“. Sie selbst — spät abends im Dunkel ging sie an des Geliebten Arm durch die einsamsten Wege der Orangenhaine, ganz allein, ungesehen, versteckt, geächtet! Sie litt namenlos und sagte doch nichts. Er — er hatte es ihr vorausgesagt, wie es kommen würde und kommen mußte! Seit jener Zeit hatte ihr Glück ein neues Gesicht gezeigt; immer wieder versuchte sie, und immer gleich vergeblich, an seiner Seite Stellung zu gewinnen. In Rücksicht auf sie, wie er sagte, mied er jede Begegnung

mit Bekannten in ihrer Gegenwart; die idyllischen Stunden in stiller Einsamkeit hatte sie selbst abgelehnt. So lernten sie sich gerade dann meiden und entbehren, wenn sie miteinander fortgereist waren, um sich ganz genießen zu können!

Seit Monaten waren sie von ihrem letzten gemeinschaftlichen Ausflug zurückgekehrt, mit lächelnder Höflichkeit, das Herz voll Gram und Unwillen.

Und seitdem war Josephine in einer sinnlosen Erregung, Bärenburg beleidigt und kühl. — —

Im Korridor ertönte die elektrische Glocke. Mit einem Schrei fuhr Josephine auf. „Er kommt, o mein Gott, er kommt!"

Es klopfte, und der junge Diener reichte diskret eine Karte auf der Platte durch die Thürspalte: „Otto Bärenburg." „Der Herr wartet im Salon."

Wie vernichtet sank Josephine auf ihr niedriges Polster zurück, indes Tante Elvire ihre Hutbänder unterm Kinn schloß und sich zum Gehen bereitete.

„Wirf wenigstens ein Morgenkleid über," riet sie mit dem letzten Versuch, immer den Anstand zu retten.

„Sein Bruder," sagte Josephine, indem sie sich langsam erhob und der Zofe klingelte, „der hat noch nie etwas Gutes gebracht; es ist auch gleich, mag der Kampf entbrennen, ich kann dies ohnmächtige Warten nicht länger ertragen."

Sie kleidete sich rasch und gut an, verabschiedete sich von Elvire, die mit dem Knaben ausging, und trat ruhig und gemessen ihrem Besuch gegenüber.

Er war der Typ des Juden. Klein, beweglich, schlecht auf den Füßen; der Kopf geistvoll, scharf und unerbittlich;. in allem das Widerspiel seines großen, prachtvollen, außerordentlichen Bruders.

Mit einer nachlässigen, königlichen Gebärde lud Josephine den Gast zum Sitzen, während sie stehen blieb.

Er ging sans phrase auf ihre Anordnung ein, setzte den Cylinder auf ein Fauteuil neben sich, öffnete bedächtig seinen Rock und entnahm der Brusttasche ein Portefeuille, warf es auf dem intarsierten kostbaren Tisch auseinander und sagte: „Ich möchte Ihnen im Auftrage meines Bruders die Rate für den kommenden Monat überreichen; mein Bruder ist nicht wohl und weiß nicht, ob er in diesen Tagen noch selbst erscheinen kann."

Sie verschmähte eine Nachfrage, trotz der sie erschütternden Nachricht.

„Es ist gut, Herr Konsul, ich danke Ihnen."

„Ich möchte Sie bitten, die Quittung zu zeichnen."

„Quittung — eine Quittung zeichnen — das hab ich noch niemals gethan."

Der fatale Schatten eines Lächelns glitt um seine Lippen, als er erwiderte: „Fortan aber wird es geschehen müssen. Ich habe zu dem Zweck ein Buch angelegt. Wollen Sie die Freundlichkeit haben?"

„Nein," sagte sie scharf, „ich unterschreibe nicht; ich wüßte nicht, seit wann und inwiefern ich in Geschäftsbeziehungen zu Ihrem Hause stehe; sagen Sie Ihrem Herrn Bruder meine Antwort."

Mit unerschütterlicher Ruhe erwiderte der andere: „Es sind 200000 Mark für Sie angelegt und sollen auf Sie geschrieben werden; aber es ist nötig, daß Sie selbst unterzeichnen und selbst quittieren."

Sie konnte ihre grenzenlose Erregung nicht länger maskieren, und indem sie sich wie erschlagen auf eine Couchette niederließ, sagte sie: „Ich bitte um Ihre deutliche Erklärung."

Im selben Augenblick erhob er sich. „Ich sagte Ihnen ja, daß mein Bruder leidend ist; er hat seine Angelegenheiten ordnen müssen, auf mein Verlangen hin, auf den Wunsch meiner Schwägerin, seiner Frau, und auf Anraten des Arztes."

Sie sah in seinen Worten immer nur das Geschäft, die Abmachung und Abfertigung ihrer Ansprüche für sich und das Kind, unter dem Einfluß seiner Familie.

„Nehmen Sie alles wieder zurück, es muß ein Irrtum vorliegen; mein Sohn ist der Sohn und Erbe Ihres Bruders. Die Summe, von der Sie sprachen, sie ist mir bei der Geburt des Kindes als Geschenk bereits übergeben. Ich habe darüber die Aufzeichnung Ihres Bruders in Händen."

„Ich weiß um diese Aufzeichnung, Madame, die übrigens ohne gerichtlichen Wert ist; aber da ich um dieselbe weiß, so erkenne ich sie an."

Sie nahm sich zusammen mit aller Kraft:

„Ich bitte Sie, mein Herr, mich zu verlassen, ich möchte und will nicht mit Ihnen unterhandeln."

Er schlug sein Portefeuille zusammen, und die Hände auf den Tisch stützend, sagte er langsam und eindringlich: „Wie Sie wollen! nur seien Sie immer dessen eingedenk, daß Sie so gewollt. Ich lehne jede Verantwortung ab."

Sich verbeugend, das Portefeuille noch immer in der Hand, verließ er langsam das Zimmer. Er sah deutlich und wußte, ihr ganzes Herz, ihre Gedanken brannten in der Frage: Was geht vor mit ihm und mir? Aber sie zuckte nicht mit der Wimper, das hochmütige Gesicht und die kalt blickenden Augen ihm zugewendet.

Sie that ihm leid, obwohl er sie haßte und ihre Demütigung mit veranlaßt hatte. Leise und langsam schloß er die Thür hinter sich.

Sie hörte, wie er in absichtlicher Zögerung Philipps nach dem Kinde fragte.

„Es sei wohl und mit der gnädigen Fräulein Tante ausspaziert."

Endlich ging er. In Gedanken ging sie mit ihm die Treppen nieder, folgte ihm, wie er ein wenig unbeholfen in die Halbchaise stieg, die Kleiststraße entlang fahren ließ, „nicht zu rasch, Kutscher, ich liebe das nicht," über den Nollendorfplatz, Motzstraße, Genthiner, und nun aufatmete unter den noch unbelaubten Bäumen des Schöneberger Ufers bis in die Viktoriastraße; oder doch nicht, vielleicht weiter bis zum Börsenplatz, wo die Geschäftszimmer lagen? Nein! Wenn Hermann krank war, wirklich krank, dann fuhr dieser schweigsame, verhaßte Bruder durch den Thorbogen in den Hofraum und ging die Hintertreppe hinauf in die drei Privatzimmer seines Bruders; im letzten schlief er, dort lag er nun wirklich vielleicht krank!

Sie grübelte und suchte mit scharfen Gedanken zwischen all den Worten umher, die dort vielleicht gesprochen wurden! Was wollte man mit ihr, was ging vor in dem Herzen des Mannes, dem sie sich unzertrennlich zugehörig und geeint auf ewig glaubte?

Sie rührte sich nicht von ihrem Platz und ließ die Dämmerung sich allmählich um sie breiten, die Konturen ihrer Umgebung verwischen und mit grauen Schleiern umziehen. Immer noch starrte sie vor sich hin. Sie hörte das Kind plaudernd und lachend mit seinem Gefolge heimkehren; da lächelte auch sie, aber es war ein hartes und bitteres Lächeln.

Philipps erschien nun leise und vorsichtig und sagte mit der ihm eigentümlichen Wortversetzung: „Fräulein Gnädigste sind zurückgekommen, und ob nun Frau Gnädigste wohl noch Wünsche hätten."

„Nichts, nichts! Ich lasse Gute Nacht sagen und erwarte sie übermorgen nachmittag wie immer!"

Gott sei Dank! sie hätte den halb vorwurfs-, halb mitleidsvollen Ton nicht ertragen können. Gott sei Dank, daß sie ging, ohne zu ihr zu kommen!

Es war nun ganz dunkel. Ihre Leute durften nur auf Geheiß Beleuchtung bringen. Sie liebte diese stillen Stunden aus der Vergangenheit, in denen sie vom Fenster aus auf die Vorübergehenden blickte und sich mühte, die Geschichte der Passanten zu erraten, die regelmäßig um diese Zeit kamen und gingen. Und um diese Zeit kam auch ihr Geliebter; dann sah sie die hohe Gestalt mit raschen Schritten sich nahen und ins Haus treten. O, wie ihr das Herz in seliger Freude klopfte, wenn sie leicht die Thür öffnete und ihn zu sich ins Zimmer zog, mit heißen Grüßen und Küssen ihn empfangend. Dann nahmen sie zusammen am Fenster Platz, und dann traf das Licht der Laternen von unten herauf gerade auf sein schönes Gesicht, das sie mit beiden Händen der Helle zuwendete, es betrachtend und liebkosend, es ganz und gar mit Küssen bedeckend, trunken von Glück und Liebe!

Was hatte sie gethan, daß diese Stunden, nach denen auch er schmachtete, zu denen er aus dem Geräusch der Arbeit, des Geschäftes und Lebens floh wie in die seligste Befreiung, daß diese Stunden seltener und seltener von ihm gesucht wurden? War es die alte Geschichte vom plötzlichen Tod der Liebe, vom Ende aller irdischen Leidenschaft?

War es denn nicht anderes zwischen ihm und ihr, nicht mehr als Liebe und Leidenschaft? War sie nicht sein treuester und bester Kamerad, mit der er alle seine Angelegenheiten besprach, die Arbeiten der

Bank, die Prozesse seiner Klienten, die öffentlichen Reden und Verteidigungen, die Sorgen seines Hauses, das Glück über ihr Kind, seinen Sohn, seinen Erben und Nachfolger! War hier nicht seine eigentliche Heimat, der häusliche Herd mit den Lieblingsgerichten, die Ruhe und doch Beweglichkeit der Kinderstube, die Froheit und unantastbare Glückseligkeit einer ganzen hierher geretteten Jugend!

Warum, warum kam er nun nicht mehr, was hatte sie gethan, was mißfiel ihm so plötzlich — und so wortlos?

Aber morgen, morgen war die Verhandlung im Schwurgerichte, da sollte sie ihn sehen! Aus ihren Blicken wollte er sich Kraft und Freudigkeit nehmen, das feurige Wort aufflammen lassen, das Herzen und Meinungen zu ihm und seiner Auffassung hinriß, unwiderstehlich und begeistert.

Früh schon am folgenden Tage nahm sie ihren Platz ein; sie trug sein Lieblingskleid, dazu den kleinen Filzhut mit schwarzem Schleier, den er selbst ihr in Wien ausgesucht und aufgesetzt hatte; mein Gott, es war kaum ein Jahr her, und die Verkäuferin hatte lächelnd, mit einer wehmütigen Freude teil an dem strahlenden Glücke nehmend, gesagt: „Ach, man sieht wohl, die gnädigen Herrschaften sind auf der Hochzeitsreise!“ Wie hatten sie sich dieses Wortes gefreut und sich lange Zeit damit geneckt, waren sie doch ein so altes Ehepaar, das den siebenjährigen Krieg soeben beendet hatte!

Sie saß nun im Auditorium auf der ersten Stuhlreihe und wartete; der Schließer schob ihr ein Fußkissen hin und verneigte sich ehrerbietig.

„Es ist noch früh, Heuenfeldt, beinah zu früh?!“

„Viel besser als zu spät, gnädigste Frau; nachher ist auch das Gedränge so unangenehm.

Vereinzelt kamen Menschen. Die Schreiber legten Aktenbündel auf die Plätze der Richter, unterhielten sich miteinander und benahmen sich herrenmäßig. Ganz plötzlich veränderte sich das Bild und die Stimmung; wie ein Strom quoll die Menge durch die drei Thüren ins Auditorium; unten verschwanden die Schreiber bescheiden mit großen Schritten; Gruppen von Advokaten standen gestikulierend im abgeteilten Raume des Gerichts. Alle nahmen ihre Plätze ein; die Richter erschienen in ihrer feierlichen Robe, einige langsam und bedächtig, andere, jung, rasch die letzten Knöpfe schließend, das lange Gewand unterm Arm aufgerafft.

Sie beugte sich weit vor, mit einem Blick alle Eingänge umfassend. Die Klingel des Präsidenten ertönte, die Sitzung begann. Auf dem Platz Bärenburgs saß ein junger, fremder Mensch, sehr ernsthaft und gewissenhaft — sicher ein Neuling.

Plötzlich hatte irgend einer der Freunde ihres Geliebten sie erkannt; und plötzlich, fast in derselben Sekunde fühlte sie die Blicke der schwarzen Roben auf sich gerichtet; auch im Auditorium bemerkte man sie. Sie empfand, daß man von ihr sprach und von ihm, denn deutlich vernahm sie die Worte: „Vielleicht weiß sie es gar nicht.“

Es rauschte und sauste vor ihren Ohren, sie wollte sich erheben und den Ort verlassen, aber man rief: „Ruhe, sitzen bleiben!“

Und so blieb sie länger als zwei Stunden wie auf die Folter gespannt. Mit der Pause kam Bewegung in die schweigende Menge. Sie stürzte hinaus ins Foyer.

Wen fragen — wie die Wahrheit erfahren? Sie sah die Blicke auf sich gerichtet, man flüsterte in Gruppen, Vorübereilende wendeten sich und betrachteten sie, denn freilich, hier war sie die unbekannte Bekannte. Saßen doch um sie her im Auditorium seit Jahren fast immer dieselben Menschen, Angehörige der leitenden Persönlichkeiten in diesem Hause!

Einer Ohnmacht nahe floh sie ins Treppenhaus. Hier trat ihr Joseph von Linken entgegen, ein intimer Freund Bärenburgs, den sie sogar zuweilen draußen, wenn sie auf Reisen waren, an ihrem Theetisch gesehen hatte.

Er strebte an ihr vorüber, um einige Worte an seine Schwester Ina zu richten, die dicht hinter Josephine herausgetreten war; aber Josephinens Scheu war geringer als ihre Angst, sie wendete sich und ergriff seine Robe: „Um Gottes willen, Doktor, wo ist Hermann?“

„Wissen Sie es denn nicht, Gnädigste, er hat gestern abend einen Unfall erlitten,

eine Art Schlaganfall oder dem Ähnliches. Wir sind alle im höchsten Grade besorgt und aufgeregt um ihn!“

Sie lachte nervös auf, mit einem scharfen Klang, drehte sich rund um und schlug wie leblos nieder.

Die Geschwister Linken bemühten sich um sie, man umdrängte die Gruppe. Worte des Mitleids, traurige Blicke, herzlose Bemerkungen der triumphierenden Moral. Es war, als verfolgten sie die Unglückliche bis in die Bewußtlosigkeit, denn sie kam fast ebenso übergangslos wieder zu sich, wie sie sich verloren. Sie wußte, daß sie kein Recht auf öffentliche Duldung und Menschenfreundlichkeit hatte; sie floh nun auf die Treppe nieder.

Doktor von Linken winkte seiner Schwester und beide eilten ihr nach. Ihr Coupé wartete und war rasch herbeigeholt. Die Geschwister halfen der leise Zitternden, Todbleichen in den Wagen. Auf einen bittenden Blick ihres Bruders stieg auch Ina zu ihr hinein und geleitete Josephine. Sie ergriff die Hände der ihr sonst ganz Fremden, ihrem Gefühl nach unsympathischen Feindin des Hauses Bärenburg, in dem sie ein fast täglicher Gast war, und von dessen Standpunkt aus sie die Verhältnisse beurteilte.

„Verlieren Sie nicht Mut und Hoffnung. Er ist ein so starker und anscheinend so gesunder Mann, es wird vorübergehen — es wird gewiß bald überwunden sein!“

Da brach die andere in ein leises Weinen aus, ihre geächtete Stellung hatte sie so völlig aus dem Geleise der alltäglichen Beziehungen gedrängt, daß der Klang dieser gütigen, mitleidsvollen Stimme bewegend an ihr Herz schlug.

„Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen! O, wenn ich nur wüßte, wenn ich nur wüßte, was geschehen ist, und woher dies Unglück kommt — o, wüßt ich nur, wüßt ich nur!“

Ina kämpfte mit ihrem Mitleid und mit der Abneigung, gerade hier über die Angelegenheit zu sprechen, vor der Urheberin so vieler Sorgen im Hause ihrer Freundschaft. Schließlich, erfahren würde sie es doch, und das Schicksal hatte so urplötzlich diese Josephine ihr entgegengeworfen, als sollte es so sein, und darum, nach einer Pause, während welcher die andere immer noch weinte und lautlos die Hände rang, entschloß sie sich zum Sprechen.

„Die Konflikte im Hause Bärenburg haben sich seit dem letzten Herbst auf die Spitze gedrängt. Frau Melanie hatte noch einmal bündig erklärt, daß sie niemals und unter keinen Umständen in die Scheidung willigen werde.“

Einen Augenblick pausierte Ina vor der vernichtenden Wahrheit, die sie sich anschickte auszusprechen, aber sie fuhr sogleich fort, als Josephine sagte: „Ich bitte, weiter, ich kann alles hören und muß alles hinnehmen!“

„Wenn eine Frau wie Melanie solchen Willen erklärt, da darf man überzeugt sein, daß nicht nur ihre ungeschwächte Neigung für den Gatten, ihre Einsicht in die obwaltenden Verhältnisse, sondern mehr als alles die geheime Gewißheit sie beeinflußt hat, daß sie mit dem Widerspruch sich in Übereinstimmung befindet mit ihres Gatten innerster Genugthuung. Und darum widersprach sie dem Ansinnen Bärenburgs mit unwiderruflicher Bestimmtheit.

Und nun das Kind! Niemand kann es Ihnen verargen, daß Sie es nicht so leicht hergeben; dennoch: Wohl und Wehe der Zukunft des Knaben hängt mehr oder weniger von seiner Stellung in der Welt ab, und um die Härte ihrer Scheidungsablehnung zu mildern, hat Melanie eingewilligt, dieses Kind zu adoptieren und als ihren Sohn im Hause zu erziehen, Mutterrechte sich zu erwerben, wo ihr Mann, überglücklich schon im Besitze seiner natürlichen Rechte, sich nun ein vollkommenes Familienleben schaffen könnte und würde.

Ich glaube, dieser Plan blieb immer noch unausgeführt, weil er an Ihrem Starrsinn scheiterte. Ich bin nicht berechtigt, Ihnen meine Meinung zu sagen, ich belehre Sie nur über eine Sachlage, die lange klar ist, aber deren Erkennung Sie sich entziehen.“

Josephine sagte: „Sprechen Sie, ich bitte darum, geben Sie auch Ihre Meinung ab.“

„Meine Meinung geht dahin, daß Sie an sich und dem Kinde sühnen, wenn Sie es dem Vater überlassen. Melanie ist eine tadellose, kluge und auch gütige Frau; gütig nicht im allgemein verständlichen Sinne, sie ist auch sehr, sehr strenge, und Hermann Bärenburg leidet nicht wenig unter den Vor=

würfen, die sie dem Gatten Ihretwegen macht; denn das ist klar, er hat Ihr Leben in eine falsche Bahn geschoben! Aber auch Sie erwürben sich eine gewisse Ruhe, wenn Sie zurücktreten würden und die jetzt so haltlosen Mißverhältnisse sich abklären ließen. Und nun zur Sache.

Ich glaube, Sie haben einen Brief Bärenburgs, den er Ihnen vor acht Tagen schrieb, recht unfreundlich beantwortet. Sie verwahrten sich dagegen, den Sohn seinem Vater zur Adoption zu überlassen. Es gab in seinem Hause nun eine Reihe der schmerzlichsten Scenen.

Bärenburg ist schon längere Zeit leidend; von plötzlich eintretenden Kopfschmerzen geplagt, wurde er oft grenzenlos nervös durch die gespannten und ungesunden Verhältnisse seiner Familienangelegenheit.

Von ihm und meinem Bruder wurde der Entwurf eines Testamentes ausgearbeitet, freilich in der Adoption des Kindes gipfelnd — Sie wurden mit einer Summe von 200000 Mark bedacht.

Konsul Otto Bärenburg war gestern nachmittag beauftragt, die Sache mit Ihnen zu ordnen, noch einmal im Interesse des Kindes auf Sie zu wirken. Er hat Sie völlig unnahbar gefunden, sogar rücksichtslos in betreff des Bruders, von dessen Unwohlsein Sie gar keine Notiz nahmen; er verließ Sie rascher, als er gedacht und gewollt, und mit der Überzeugung, daß Sie, niemals Ihren Willen der Notwendigkeit beugend, keinen Schritt thun würden, um die verwirrten, schmerzlichen Dinge abzuklären und abzuwickeln!"

Hastig erhob Josephine das so lange gesenkt gehaltene Haupt; ihre Thränen waren versiegt, und die vorhin so haltlos zitternden Hände hob sie nun drohend empor.

„Er hatte ganz recht geurteilt: nie, nein niemals! Ich verkaufe meinen Sohn nicht, noch lasse ich mich abkaufen! Wie eine Erinnye will ich mich in die Speichen seines Triumphwagens werfen —"

„Halten Sie ein, Unglückliche, die Hand des Schicksals griff Ihnen vor! Beständige Vorwürfe der Seinen, Vorwürfe von Ihnen, eigenes Schuldbewußtsein, die Unmöglichkeit, aus diesem Konflikt alle Teile ungeschädigt lösen zu können, haben an der Kraft dieses starken Geistes nicht vergeblich gerüttelt! Ihre ablehnende Antwort, die jede Hoffnung auf eine endliche, wenn auch schmerzliche Lösung vernichtete, erschütterte ihn vollständig! Melanie, die am Theetisch seiner vergeblich harrte, wurde endlich eilig auf sein Zimmer berufen; er lag in einer tiefen Ohnmacht! aus dieser ist er freilich erwacht, aber nicht mit klarem Bewußtsein. Seine Vorstellungen sind getrübt, es ist gekommen, wie sein Arzt längst befürchtete; die Krankheit des Jahrhunderts, das die Kräfte der Zeitgenossen so überstürzend, mit seinem Verkehr und seinen Ansprüchen durch alle Erfindungen ins Unmaß gesteigert, rasch verbraucht, hat auch ihn ergriffen, und der Arzt giebt nicht großen Hoffnungen Raum, daß die langsam eingeleitete Katastrophe noch abwendbar sei."

Josephine hatte schon bei den ersten Worten ihre stolze Haltung rasch wieder aufgegeben; sie weinte schmerzlich und still vor sich hin.

Da nun Ina schwieg, sagte sie leise: „Ich will jetzt zu ihm hin; der Mutter seines Sohnes wird man unter diesen Umständen den Zutritt nicht wehren!"

Und indem sie wiederum, als wollte sie die Härte ihrer Worte mildern, die Hand Josephinens ergriff, sagte Ina: „Ich fürchte, man wird es doch! Jede Erregung muß von ihm ferngehalten werden. Der Platz an der Seite des Kranken ist von Melanie eingenommen, sie wird nicht weichen!"

„Nein, Sie haben recht, sie wird nicht weichen; sie wich nie, sie ließ sich dulden seit acht Jahren, sie wich nie, wie unerwünscht auch ihre Nähe war!"

„Wissen Sie denn das so genau? Die Beziehungen zwischen dem Ehepaar sind niemals beleidigend für Melanie gewesen, die, kränklich und leidend, sich genügen ließ, ihres Mannes treueste Freundin, seines Hauses würdige Repräsentantin zu sein. Ihre Leidenschaft macht Sie ungerecht, vielleicht weil sie Sie blind macht! Haben Sie denn nie an die Möglichkeit gedacht, daß — Nein! ich habe kein Recht, Ihnen Dinge zu sagen, die heute wie ein Messer in Ihrer offenen Wunde wühlen müssen!"

„Ich kann alles hören — sprechen Sie! Das Übermaß meines Unglücks spült über

das Gefäß hinaus. Es giebt Stadien der Empfindungsspannung, in denen sie nicht mehr gesteigert werden kann. Reden Sie nur weiter!"

„Nun denn, es sei! Haben Sie nie die Möglichkeit erwogen, daß Bärenburg selbst die Leidenschaft, die ihn zu Ihnen trieb, als eine — als eine Abirrung betrachten könnte; und daß die schonende Duldung, welche Melanie seit den langen Jahren zeigte, ihn zu besonderer Dankbarkeit auch ihr verpflichtet hat? Ich sage Ihnen, Melanie hat diesen Mann unverändert geliebt, mit Treue, mit herzzerreißender Eifersucht, mit zehrendem Neide, als eine andere ihm den Sohn schenkte, den das Schicksal ihr versagt hatte! Unsagbar hat diese Frau gelitten, als der Mann sein Herz an eine andere hängte, und die bis dahin von ihr Mißachtete plötzlich durch die Mutterschaft über sie selbst hinaus gehoben wurde! Sie sagten vorhin: Sie wich nie, sie ließ sich dulden! Ja, Fräulein, die Liebe duldet alles, sie vergiebt alles, und sie verteidigt jeden Zoll ihres Reiches mit Blut und Leben. Sie haben gesagt, wie es in der That ist: Sie wird nicht weichen!"

Josephine schlug nervös die Hände ineinander; sie starrte vor sich hin, nur der Wangenmuskel bebte in regelmäßiger Bewegung.

Das Coupé hielt, sie waren zur Stelle. Ina öffnete die Thür und trat auf das Trottoir hinaus, reichte ihre Hand zum Abschied Josephine und sagte mit ihrer sanften freundlichen Stimme: „Leben Sie wohl! Gott schenke Ihnen Kraft, den rechten Weg zu wählen; er liegt öde und schwer vor Ihnen, aber Sie haben zu Ihrem Troste das Kind."

Sie wendete sich zum Gehen, blickte noch einmal um und sah, daß Josephine noch immer nicht den Wagen verließ; da ging sie die paar Schritte zurück und bat: „Gehen Sie nun zu Ihrem Kinde, das Schicksal hat sein Machtwort gesprochen; es ist gleich, ob Sie trotzen oder sich unterwerfen, es ändert nichts am Gang der Dinge! Aber um des Kindes willen tragen Sie Ihr Geschick mit Mut und Würde! Wenn Sie einmal den Wunsch empfinden sollten, mich zu sprechen, verfügen Sie über mich!"

Und sich achtungsvoll verneigend, ging sie nun.

Josephine hätte gewünscht, das Coupé schlösse sich und führe sie in seinem engen Käfig weit weit von hier, irgend wohin, wo sie unbekannt und einsam der Gegenwart sich entziehen könne. Aber sie mußte bald genug empfinden, daß es keine Barmherzigkeit in der Weltordnung giebt, hier vollzieht sich alles ohne Rücksicht und ohne Schonung, und über den, der am Boden liegen bleibt, rollt das Rad hinweg. Langsam, schwerfällig, irgendwo innerlich und äußerlich erschlagen, erstieg sie mühsam und zögernd die Treppe, vermißte den Schlüssel in ihrer Tasche und klingelte wie eine Fremde.

Wie sie schon manchmal, freilich mehr ironisch als aus innerster Überzeugung, gesagt hatte — nun waren die flatternden häßlichen Gedanken eine greifbare Gewißheit: es war „alles auf Kündigung", und diese war erfolgt! Freilich auf eine andere Weise, als sie vermuten konnte und darum auf die leichte Achsel genommen hatte: Nicht er, der scheinbare Herr ihres Schicksals, mit dem sie hätte paktieren können, nicht von seiner Seite kam die Kündigung; das Schicksal selbst, ein unseliger Zufall, ihr Eigensinn zu unrechter Zeit, der endliche Ausbruch einer Überreizung seines Gehirns, an dessen Nervenstränge sie sich mit der ganzen Wucht ihrer persönlichen Tragödie gehängt hatte, oder — oder: stand hinter allen Intriguen, hinter allen Zufällen und Machinationen ein einziger Wille? Gab es doch eine bewußte Kraft, eine feste Hand, die plötzlich ins Steuer griff?

Vor ihrer eigenen Thür kamen ihr überwältigend diese Gedanken, man gab ihr Zeit zu langen Meditationen, sie hörte das Jauchzen des Knaben und große Unruhe, Stühleschieben, Händeklatschen, das Kind tobte mit dem versammelten Gesinde, man vermutete nicht ihre Rückkehr um diese frühe Stunde.

Von oben kam die junge Tochter des Portiers, sie machte einen artigen Knix, halb noch wie ein Kind. Bei ihrem Anblick lächelte Josephine; Alwine trug immer irgend ein abgetragenes Kleidungsstück von ihr, diesmal war es ein leichtes Sommerkleid, wie Josephine zu tragen liebte, ein weicher Stoff, ganz ohne Besatz und ohne eigentliche Taille, vom Halse herabfallend, mit breitem Gürtel geschlossen. Alwine hatte es

in ihrer Weise verschönert: kleine Aufsäume, denn es war viel zu lang, und ringsum eine gehäkelte Spitze. „Alwinchen häkelte auch zu schön," nach ihrer Mutter Urteil, und die Familie besaß kaum ein Stück, das nicht irgendwo einen Fetzen der berühmten Kunst an sich hatte.

„Du machst frühen Sommer, Alwinchen; und wie niedlich dir das Kleid sitzt!"

„Ach ja," sagte Alwinchen wiederum mit einem Knix, „ich habe auch eine Spitze daran gehäkelt, jetzt sieht es ganz gut aus."

Nun lachte Josephine ganz laut und belustigt. Dann sagte sie: „Bitt einmal Vater um den Hauptschlüssel, ich glaube, die spielen bei mir Ohrenzuhalten."

„Sie haben sich Wein aus dem Keller genommen und Philipps hat eine Torte geholt, Minettchen hat Geburtstag."

Endlich öffnete mit einer feierlichen Amtsmiene der Portier; er trug grüne Morgenschuhe mit Rosenknospen darauf, eine gehäkelte Mütze mit langschwingender Trobbel, eine Uhrkette mit hängendem Petschaft auf seinem ebenfalls hängenden Bierbäuchlein.

„Na, nu gehn Se man rin, die Deibels werden aber springen!"

Sie trat geräuschlos durch den Korridor und öffnete die Thür in das sogenannte Berlinerzimmer, wo Walther seinen Spielplatz hatte; mit einem Freudenschrei sprang das Kind ihr aus einer tanzenden und tosenden Gruppe entgegen, das kleine Gesicht hochrot, die Augen funkelnd; es taumelte und lachte wie unsinnig.

Die Französin lag auf der Kindercouchette und rauchte; Minette, das eigentliche Kammermädchen, das in seiner Bescheidenheit buchstäblich nie die Augen aufschlug, wurde Portechaise von Philipps und dem kleinen Reitknecht getragen; die Köchin und das Hausmädchen führten eine Art Indianertanz auf; angetrunken waren sie jedenfalls alle — schrecklich, sogar das Kind war betrunken! Cigarrenqualm, Weindunst, Unordnung! In einem Augenblick begriff Josephine: dies war nicht das erste Mal; sie erinnerte sich, daß fast immer nach den Tagen, wo sie ins Schwurgericht fuhr und das Kind bis nachmittags um vier Uhr, um welche Zeit die Tante kam, mit den Dienstboten allein zurückblieb, am nächsten Tag der Knabe, blaß und über Kopfschmerzen klagend, gedrückt und unfreundlich umherstand. Oft schon hatte der Gedanke ihr einen Stich gegeben: Wenn er ohne Aufsicht ist, lassen alle diese bezahlten Kreaturen den wilden Jungen nach Belieben toben! Aber an die Möglichkeit einer solchen Ausschreitung hätte sie niemals geglaubt!

Der Zufall warf ihr günstige Chancen zu — was sie sicherlich über kurz oder lang notgedrungen thun mußte, und zwar unter den peinlichsten Voraussetzungen — jetzt konnte sie es mit der ganzen Verve der Entrüstung sofort in Scene setzen.

„Kommt einer nach dem anderen zu mir an den Schreibtisch, daß ich mit euch abrechne — ihr seid sämtlich sofort entlassen! — Gott sei Dank! — Gott sei Dank! Diese Horde von Neugierigen, Spionen, Boshaften, Dieben und Lügnern bin ich wenigstens los, diese untäuschbaren, frohlockenden Zeugen all der Sorgen und Kümmernisse, die nun über mich kommen werden!"

Das Kind hielt sie noch immer fest umklammert; sie warf ihren kleinen Filzhut vom Kopfe und setzte sich; glühend, die Augen immer noch wild funkelnd, suchte das Kind mit seinen Lippen in ihrem Gesichte herum, sie küssend und kosend und unter Lachen und Jauchzen sie mit den Händen betastend.

Wie ein häßliches Gewürm schüttelte sie den aufgeregten Knaben von sich, ihn heftig auf die Erde setzend, und mit einem Schrei vergrub sie ihr Gesicht in die Sofakissen.

„Schrecklich, schrecklich! all das erträumte Glück! alles erlogen! ‚nun ist es worden Sünde, was sonst in Ehren stünde' — o, daß wir alle tot wären, verlöscht, verweht, vergessen, wie die Verfluchten und Ausgestoßenen!"

* *
*

Alle Sorgen und Kümmernisse!

Ja, sie kamen nun! Wie eine gespenstische Flut hatten sie draußen gewartet und gelauert; nun brachen sie ein durch Thüren und Fenster, hoben sich aus parkettierten und teppichbelegten Fußböden, beschmutzend, schädigend, ruinierend! Jede Frechheit, jede Niedrigkeit, jede gedankenlose Albernheit wetzte den Schnabel an ihrer Thür, die sie noch dazu selbst öffnete und schloß!

„Es ist gekommen, wie Brömses immer sagten, daß es kommen müßte," kommentierte Tante Elvire, während sie mit den gelösten Hutbändern dasaß und die Hildebrandschen Lebkuchen für den Knaben aus ihrem Ridikule zog; „es ist aber ein neues Unglück zu dem alten gekommen, daß du die Geldfrage nicht geregelt hast! Tante Brömse sagt: ‚Geld ist Dreck, aber leider ist Dreck nicht Geld!' Was willst du nur anfangen, wenn die paar tausend Mark zu Ende sind, die Pferde- und Wagenverkauf dir eingebracht haben! Auf ein Jahr ist die Miete hier bezahlt — aber mein Gott, du mußt doch Dienstboten haben, um eine solche Zimmerreihe in Ordnung halten zu können!"

Sie stand auf und ging musternd umher; die drei Stuben waren tadellos gehalten, die übrigen Räume verschlossen. In der Küche räumte Alwinchen die Mittagsunruhen beiseite und unterhielt den Knaben. Josephine saß teilnahmlos da, den Kopf in die Hand gestützt, den Ellenbogen fast mitten auf dem Tisch ruhend; wie Elvire von ihrer Inspektionstour zurückkehrte, auf der sie in der Küche den Knaben mit Kuchen gespeist hatte, sagte sie in ihrem etwas näselnden, langsamen, etwas furchtsamen und doch eindringenden Tone weiter: „Es ist alles soweit in guter Ordnung, ich sehe, daß du von der alten Tüchtigkeit nichts eingebüßt hast; wir sind von thätiger ordentlicher Familie, Faulheit lag nie im Blute, bei dir war sie in diesen Jahren nur ein Ausdruck innerer Unbefriedigtheit; mochtest reden, was du wolltest, an dir fraß das Elend dieser Scheinwirtschaft und hielt dich gewissermaßen in Bann! Nur mit dem Gelde, Josephinchen, mit dem Gelde —"

Sie sah nun, wie an der Reglosen wiederum die kleinen Backenknochen sich leise bewegten, und sie hielt an mit dem einseitigen Dialog; es war auch die höchste Zeit, Josephinens Augen funkelten drohend.

„Ich gehe also nun mit dem Kinde aus, um sieben Uhr bin ich zurück! Auf der Pfaueninsel giebt es schon Leberblümchen und Hyacinthen; der warme Regen heute früh hat alle Knospen gesprengt, und das durchscheinende hellgrüne Laub duftet. Wie wird sich Waltherchen freuen — vorgestern war ja noch alles tot!"

Josephine antwortete nicht; sie hörte die plaudernde Stimme des Knaben und sein frohes Drängen dem Ausgang zu. Die Thüren gingen und schlossen sich. Leise klopfte Alwinchen an und sagte fröhlich hinter der Thür: „Bin fertig, Gnädigste; wir gehen auch alle aus!"

Die Thüren gingen und schlossen sich, die Schritte verhallten, und sie war nun ganz allein. So ging es nun drei Wochen lang schon; Josephine verstummt, hastig arbeitend und den Haushalt ordnend, das Kind aus- und ankleidend, an den Mahlzeiten sich dann und wann beteiligend, dann aber stark essend und trinkend.

Sie war noch immer nicht fertig mit sich, sie konnte den wilden Durst nach der Gemeinschaft mit dem Manne, dem sie sich für alle Zeitlichkeit zugehörig geglaubt, noch immer nicht töten; sie wühlte in dem Elend ihrer Existenz mit unfruchtbarer Beharrlichkeit, Handhaben, Stützen, Anknüpfungspunkte suchend, das Herz geschwellt von Zorn und Rache, noch immer ohne Erbarmen seinem Leiden gegenüber, an das sie nicht einmal glaubte!

Die Schritte waren verhallt, und sie blieb allein inmitten ihrer reichen, prunkenden Umgebung, so arm und verlassen wie eine Ausgestoßene.

Und eine Ausgestoßene war sie; mit einem wütenden Hohn sagte sie es sich selbst an jedem neuen Morgen, der sie aus wüsten, angstvollen Träumen in die noch schrecklichere Gewißheit zurückriß.

Draußen also duftete der Lenz; die Knospen sprangen, und die Vogelstimmen riefen es sich jubelnd zu von Ast zu Ast! Ja, das Leben ging weiter, die Erde schmückte sich aufs neue, hinweg über alle Gräber und alles Herzeleid, für die Natur giebt es nicht Leid noch Freude! Welch ein Trost für die Verzweiflung, daß alles eitel ist, daß alles nur seine Zeit währt, und daß es ebenso gleich für uns ist, was nach uns wird, wie was vor uns war! Keine Kunst, keine Kultur ist von Bedeutung für den Einzelnen, darum auch nicht für das All. Wäre sie nicht, wäre ein anderes an ihrer Stelle; die Menschheit muß dieselbe bleiben! Nackt geboren, ist sie bestimmt für den Kampf ums Dasein, gleichviel, ob eine Eisenbahn

die Entfernungen aufgehoben hat, oder ob der Weg zu Fuß auf der Lebensbahn gemacht werden muß! Es sind doch immer dieselben Menschen geblieben, Hagar in der Wüste, Josephine in einem einsamen Palast! Ist nicht dieser reich vergoldete Käfig recht mitten im Herzen der Menschheit entsetzlicher als jene weite Öde, die doch fern den Menschen lag, mitten im weiten Reich der Schöpfung, in der gigantischen Einsamkeit, wo der Mensch nicht mehr gilt als das Sandkorn!

Und plötzlich ergriff sie eine heiße, brennende Sehnsucht, diesen neuen Frühling zu sehen, der sich triumphierend aus der Vernichtung erhebt. In wenigen Minuten war sie angekleidet und schritt die Treppe nieder, vorbei an der Loge des Portiers. Die Hausthür war nur angelehnt, und der Cerberus stand draußen. Er rückte ein wenig an der gehäkelten Kappe und kratzte eine Art Verbeugung mit den Rosenpantoffeln zurecht.

„Na ja, jehn die Jnädigste man bischen aus, det hilft doch allens nich, so wat muß durchjeholt werden; un denn — ick möchte die Jnädigste mal wat vorschlagen — soll ick?"

Sie stand wie auf Nadeln, die mitleidige Freundschaft dieses Menschen schnürte ihr die Kehle zu; statt der Antwort blieb sie stehen; halb abgewendet, bohrte sie mit der Spitze ihres Schirmes gegen den Söller.

„Jnädigste könnten all zum ersten April die ganze Wohnung vermieten, un vielleicht in det Gartenhaus hinten übern Hof ziehen; da steht die Oberwohnung leer. Det is'n Unterschied von viertausend Mark, un die Jnädigste hat allens viel gemütlicher, Alwine meint det auch. Unten wohnt auch ne Witwe mit ihren einzigen Sohn, grad so alt als unser Kleener, sonst kein Mensch, un die hier det Vorderhaus haben möchten, is wat von die fremde amerikansche Gesandtschaft, aber die Jnädigste muß sich morgen entscheiden!"

Es war ihr keinen Augenblick schwer, es war ihr wie eine Erlösung; fort, nur fort aus jenen Räumen, in denen die Schatten der Vergangenheit in jedem Lichtstrahl wohnten! Und sie sagte mit ihrer lauten, festen Stimme: „Das ist mir sehr angenehm, Ullmann; machen Sie den Handel nur mit dem Wirt ab, und den Umzug will ich sofort machen lassen, ich bin ganz einverstanden!"

„Herrjes, wat is die Jnädigste doch für 'ne vernünftige Person, wie ne Art Mannsbild. Ick hab 't aber immer gesagt: det hilft doch allens nich, sowat muß durchjeholt werden. Det freut uns ja sehr, un wat Alwine sich wohl freuen wird; nu is doch Aussicht, daß Sie immer bei uns bleiben!"

Sie winkte ihm mit der Hand und ging. Wohin? Ja, wohin?

Sie sah den Frühling schon hier; in den kleinen Vorgärten schimmerte er durch die Gitter, sah er aus den Thorwegen im Hintergrund mit knospenden Büschen hervor, und hinter den geöffneten Balkonthüren lachten und plauderten die Menschen.

Sie ging durch dieselben Straßen, auf denen Bärenburg zu ihr gelangt war, sie hatte den Mut, an seinem Hause vorüberzugehen und scheu hinzublicken; die Fenster waren mit Kreide von innen geweißt, im Souterrain hörte sie die Dienstboten den urewigen Kanon singen: „Wenn zur Ruh die Glocken läuten, Glocken läuten, Glocken läuten —"

Es war klar, die Herrschaft war fort.

Sie blieb stehen und stützte sich einen Augenblick gegen die schön verzierte schmiedeeiserne Gitterpforte; aus der angstvollen Lethargie in ihrer Brust formte sich endlich ein brennender Wunsch nach einem Menschen, nach einem Herzen oder einem starken klugen Geist, wär's auch nur, wie sie sich mit höhnender Deutlichkeit sagte: „Um noch genauer zu erfahren, wie hilflos verlassen ich bin!"

Sie dachte an Ina von Linken, es war ein kurzer Weg zu ihr, den sie förmlich lief; sie war ganz atemlos, als sie die Klingel zog.

Eine ältliche, unfreundliche Person übernahm die Meldung; fett und rund, in einem grauen Kleide mit steifem Leinenkragen, das dünne Haar sauber und glatt gescheitelt, eine große, schwarze Schürze übergebunden, in deren tiefer Tasche ihre Linke ein halb heraushängendes Strickzeug hielt, sah sie fast aus wie eine barmherzige Schwester; aber sie kannte sicher kein Erbarmen; vielleicht aber kannte sie diese Josephine, von der oftmals bei den Geschwistern in der ungenierten Gleichgültigkeit vor den Dienstboten gesprochen war unter der unrichtigen Annahme: da sie nicht bei uns verkehrt, ist sie diesen Leuten unbekannt und gleichgültig.

Ina saß am Fenster und las; Doktor von Linken spazierte im Nebenzimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken gekreuzt; es war eine gemeinschaftliche Ruhestunde der Geschwister, in der ein jedes seinem Habitus folgte, schlief oder las, rauchte oder nichts that; aber sprechen mochten sie nicht gern um diese Zeit; Linken war weniger nachgiebig als die allezeit bereite Ina, und darum trat nach kurzem Ankratzen die alte Johanna bei ihm ein und trug vor mit halblauter Stimme: „Diese Josephine is da! Habe ihr gesagt, vielleicht, aber wahrscheinlich nicht; denn wozu?“

„Diese Josephine? Welche Josephine?“

„Na, die mit die Heed up'n Kopp,“ und sie türmte mit den Händen wüste Figuren um ihren kahlen Scheitel.

Linken verstand sie augenblicklich; er war mehr unangenehm als angenehm überrascht, doch hatte er sie erwartet, freilich nicht hier, sondern in seinem Bureau. Indem er sich der Thür des Zimmers näherte, in welchem Ina verweilte, schloß er mit leisem Griff dieselbe und sagte dann ruhig und höflich: „Ich lasse bitten.“

Mit schlecht verhehltem Unwillen zog sich Johanna zurück. Linken war so amüsiert über die Art und die Worte der Alten, daß er eigentlich mit dem Lachen kämpfte, als „die mit die Heed up'n Kopp“ eintrat, die doch offenbar eine so tragische Figur war.

Ihre aschfarbigen, blonden Haare erinnerten allerdings an die Farbe der Heede; wild gelockt, nicht sorgsam frisiert, krönten sie ihr Stirn und Haupt derart, daß sie das kleine Hütchen kaum zur Erscheinung kommen ließen — Dinge, die Linken gewiß nicht ohne die Bemerkung Johannas wahrgenommen hätte; die ihm aber nun die rasche Anerkennung abnötigten: „Die Alte malt mit breitem, sicherem Pinsel, ähnlich und charakteristisch“; laut aber sagte er: „Ich heiße Sie willkommen, Gnädigste; ich hoffe, Sie sind gänzlich wieder hergestellt von dem Unfall, der Sie im Gerichtssaal betroffen!“

„Sie sind geschickt, Herr Doktor, Sie fassen den Stier bei den Hörnern an! Dieser unselige Unfall, ach, ein Unfall, von dem man nie wieder gesund erstehen kann! Meine Seele ist zerschlagen, was soll ich mit diesen heilen Gliedern!“ Und das Haupt zurückbeugend, schob sie die Arme weit vor — ein prachtvolles Weib!

„In ihnen wiederum gefunden! Die Weisheit stammt aus Aquinum und sie half dem Sohn eines Freigelassenen mit, die Ritterwürde zu erlangen: mens sana in corpore sano! Nun aber setzen Sie sich, und betrachten wir in Ruhe Ihren Fall. Ich hatte Sie erwartet, eigentlich schon viel früher!“

„Ach ja — und Sie mögen staunen über das, was mich hinaustrieb! Ich habe das Haus nicht verlassen seit jenem Schreckenstage, und kein Ton aus Ihrer Welt ist zu mir gedrungen! Was sollt es auch, sie ist ja tot für mich! Fräulein von Katt entführte den Knaben wie gewöhnlich, doch mit dem Zusatz: er soll den Frühling sehen, der Frühling ist da! Und als das Haus leer und still war, wie auch sonst in dieser Zeit, packte mich nun plötzlich eine unverständliche Sehnsucht, auch den Frühling sehen zu müssen! Aber andere Instinkte in mir sind doch stärker als dieser Trieb in die Natur; der Lenz hat mir gar keinen Eindruck machen können, ich lief zum Hause Bärenburg, ‚wie Knaben von der Schul'‘, es hat tote Augen und sah mich doch vernichtend an, und ich folgte blitzschnell dem nächsten Instinkt, und der führte mich hierher, wenn ich aufrichtig sein soll, eigentlich zu Fräulein Ina.“

„Das hab ich mir gedacht, aber ich habe ein wenig Vorsehung gespielt und meine gute Schwester von uns abgetrennt; ich möchte erst allein mit Ihnen sprechen.“

Sein Gesicht war nun sehr ernst und geschäftsmäßig, er setzte sich auf ein Fauteuil, Josephine dicht zur Seite; dann, mit ganz leiser Stimme, fragte er: „Haben Sie das volle Vertrauen zu mir, daß ich ein ehrlicher Freund auch Ihnen sein kann, wie ich es von ganzem Herzen dem Hause Bärenburg bin?“

Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann sagte sie, die Stimme gleichfalls dämpfend: „Diese Frage kann ich gar nicht beantworten! Ich glaube, daß Sie unmöglich konsequent beides bleiben können! Sie, geleitet von dem Princip, daß die klarste, hellste und unverrückbare Lauterkeit und Rechtschaffenheit zugleich die höchste Weisheit und Klugheit ist, haben in Ihrer

geschäftsmäßigen Hand die Wage der Gerechtigkeit für alle Impulse des Lebens bereit; meine Schale wird oft in die Höhe fliegen, viel zu oft für Ihre Geduld; Sie werden mich doch auch verlassen!"

„Versuchen Sie denn, Gnädigste, bis zu diesem Moment, den Sie also annehmen, noch für Sie so viel Nutzen wie irgend möglich aus mir herauszuziehen — und darum lassen Sie uns mit dem Kinde anfangen und lassen Sie mich unumwunden die Gründe wissen: Weshalb wollen Sie den Knaben nicht adoptieren lassen?"

„Es handelt sich nicht um den Knaben, Herr von Linken, es handelt sich in erster Linie um mich! Es ist gerade so von den Ihrigen aufgefaßt, als handelte es sich bei der ganzen Leid- und Liebesgeschichte zwischen Bärenburg und mir überhaupt um den Knaben! Denken denn zwei Liebende, zwei von einer heißen Leidenschaft Ergriffene überhaupt bei ihrem Bunde an Kinder?"

„Nein, Gnädigste, leider nicht! Rationell wäre es ja das einzig Richtige; aber man kann getrost in Ihrem idealen Sinne sagen: Gott sei Dank: nein! Denn die Zeit steht nicht still, und kein Prozeß kann sich halten, weder in seiner Bildung noch auf der Höhe seines Gewordenen! Denken Sie nur einmal logisch: Vor der Entstehung des Kindes handelte es sich einzig und allein um Ihre eigene Leidenschaft; Sie hatten keinem Rechenschaft zu geben, Sie brauchten keine Rücksicht zu nehmen, wenn Sie — nun ja — wenn Sie über die Frau des Mannes hinweggingen!"

Heftig rief sie: „Was wollen Sie, ich kannte die Frau nicht und hatte sie niemals gesehen — diese Rücksicht war seine Sache!"

Ruhig sprach er weiter: „Sie kannten die Verhältnisse, wußten, der Mann war verheiratet. Sie hatten das Recht, Ihrer eigenen Leidenschaft zu folgen? Nein, das hatten Sie nicht! Sie hatten aber den Mut, und Sie kränkten tödlich diese andere Frau; von dem Moment an war ein Konflikt unvermeidlich. Wäre die Ungerechtigkeit ganz Siegerin geblieben, wäre die Frau eine Geschiedene geworden und Sie würden jetzt voraussichtlich ihren Platz einnehmen. Aber die strenge Themis verließ sich auf die Unverläßlichkeit Bärenburgs, und so blieb sie die Siegerin!"

„Und ich, o mein Gott, betrogen und belogen, geächtet und verlassen bin ich zu Boden geworfen!"

„Nein, das sind Sie nicht, Sie werfen sich selbst systematisch zu Boden! Überschätzen Sie auch nicht Ihre Beweggründe, die Sie alle mit dem Wort Liebe und Leidenschaft zu decken versuchen! Erstens: Sie verachteten das Gesetz und huldigten der freien Liebe — nun rufen Sie wieder nach diesem selben Gesetz, verlangen dort die Scheidung, hier den nachträglichen Ehebund! Sie sagen: ‚Es handelte sich bei unserer großen Liebe doch nicht um Kinder?!' Nehmen wir an also: Nein! — Nun? warum beanspruchen Sie aber das Kind für sich allein — ein Kind, um das es sich niemals gehandelt hat? Ich will Ihnen sagen, wie es ist: das Kind ist zur Peitsche in Ihrer Hand geworden, mit der Sie jenen Unglücklichen züchtigten!"

Sie zitterte in einer zornigen Erregung, als sie, obwohl gleichfalls mit heller Stimme, rief: „Zum Lügner und Verräter ist er an mir geworden! Sollte ich ihn königlich belohnen — ihn, den ich oft bis zur Vernichtung gehaßt habe — ihm sollte ich das Kind hingeben zur Belohnung für alle die Schändlichkeit!"

„Sehen Sie, Gnädigste — gehaßt! nun haben Sie es ausgesprochen — gehaßt — gewiß, bis zu vernichtendem Haß sind Sie gekommen! nicht die Liebe, nicht die ganze persönliche Hingabe und Aufgabe trieb Sie zu dieser unseligen Ablehnung — der blindmachende, stumpfe, der dumme Haß hat Sie Ihnen diktiert! Werfen wir die Geldfrage ganz beiseite — ihre Rolle wird noch kommen, und dann kann ich Ihnen hoffentlich nützlich sein; ich weiß, das ist im Sinne Bärenburgs, den ich trotz seiner Leichtfertigkeit von Jugend auf innigst geliebt habe! Aber es handelt sich nur um die Zukunft des Kindes, das noch dazu leider ein Knabe ist! Haben Sie übersehen, wie traurig und erschwert einem Knaben die ganze Laufbahn ist, wenn er — nun ja, wenn er keinen ehrlichen Namen hat?! Ich gedenke eines letzten Gespräches, das wir in dem kleinen Badeort an der Ostsee hatten: Sie begeisterten sich für die Idee, Ihren Knaben Marineoffizier werden zu lassen — wissen Sie auch, daß er das nicht werden kann? Als ich an

jenem Abend mit Bärenburg von Ihnen fortging, da war ich es, der ihn ermahnte, den Knaben so rasch wie möglich zu adoptieren, um den Fluch seiner unehelichen Geburt von ihm zu nehmen! — Armer Freund! die unseligen, schweren Zerwürfnisse mit Ihnen, die Sie, den Mann anbetend, zu den Göttern erhoben, um ihn in der nächsten Sekunde voll Verachtung unter die Lügner und Betrüger zu werfen — dazu die wachsende Sorge um die Zukunft dieses Knaben, den er abgöttisch liebt — das Maß war längst überfüllt — nun ist es ein gesprungenes Glas!"

Sie rang die Hände; mit so gramvoller Angst verzog sich ihr Gesicht und blickten ihre Augen zu ihm hin, daß augenblicklich die Ahnung in seiner Seele aufzitterte von einem so ungeheuren Leid, für das er keine Rubrik in seiner schematisch geordneten Gefühls- und Geschäftswelt bereit hatte. Er war nicht ohne Verwirrung, als er nach kurzer Pause fortfuhr: „Ich muß fürchten, Sie haben den Kampf um das Kind bestanden, die Frage der Adoption ist durch die geistige Umnachtung Bärenburgs ein für allemal ausgeschlossen!"

Nein, sie paßte in der That nicht in den allgemeinen Typ. Er sah sie fast bewundernd an, als sie nun ausrief:

„Gott sei Dank, Gott sei Dank! Wenn wir kein Brot haben, wollen wir arbeiten — ich will sein sein, und er bleibt mein! mein ehrliches und unter allen Flüchen des Lebens erworbenes Eigentum! Meine Gedanken, meinen Willen, meine rücksichtslose Liebe will ich in ihn pflanzen! er soll meinen Namen achten, er soll mich lieben! Und wenn er dereinst ein Mann ist und ich eine gebeugte Greisin, soll er die Narben meiner Seele mit seiner heißen Ehrung lösen! — Geld — ich verachte es, und das soll auch er von mir lernen! Man kann arbeiten, um zu leben! Geld? — nichts ist es als ein schnöder Tauschartikel in den Tagen gedankenlosen, taumelnden Glückes. Ein Elend wie das unserige macht wünschelos! — um Geld kein Jota von meinem Princip! auch in der Armut kann man reich sein! Ich will meinen Sohn durch seine dornenumflochtene Jugend auf meinen Händen und meinem Herzen tragen, daß er sagen soll: Es war recht, Mutter, wenn mein Vater uns nicht beiden seinen Namen geben wollte, tragen wir mit Stolz deinen Namen!"

Sie schlug die Hände zusammen und bewegte den Oberkörper unruhevoll hin und her — wie aufgepeitscht von den Qualen ihrer Seele.

Er aber blieb an ihrer letzten Bemerkung hängen und erfand sich in ihr die Gelegenheit, einen neuen gesellschaftlichen Beleuchtungspunkt vor Josephine zu enthüllen.

„Sie haben gerade in dieser Auffassung einen ungemeinen Scharfsinn entwickelt! Eine so kluge Frau wie Sie dürfte sich nie verhehlen, daß eine — sagen wir verspätete Ehe in der Gesellschaft eine gänzlich verfehlte Wirkung erzielen müßte, denn die Gesellschaft macht offiziell niemals ein Zugeständnis! Das notable Haus Bärenburgs wäre in dieser zweiten Ehe doch nur — wie soll ich sagen — eine gefallene Größe — das ist nicht ganz bezeichnend — es wäre doch nie für voll erachtet — es wäre angekrittelt —"

„Bemühen Sie sich nicht weiter, Herr Doktor," unterbrach ihn Josephine, indem sie aufstand, „ich verstehe Sie vollkommen — diese Dinge liegen nun weit ab von dem Wege, der sich vor mir dehnt — ich habe zur Stunde nur mit meinem Herzen und seinem Verlust zu schaffen! Ich soll Hermann vielleicht niemals wiedersehen, den mir das Leben nun zweimal genommen hat, ehe der Tod sein letztes Recht an ihm geübt! Ach, ich liebe ihn immer, wie er auch an mir gehandelt haben mag — schließlich sind die Verhältnisse stärker als wir — und er war schwach wie ein Mensch! Die Liebe hat nichts zu thun mit meinem Hader und meinem Zorn — ihn elend zu wissen — und ihn doch nicht sehen zu dürfen! seine Nächsten auf der Welt sind doch wir — sein Sohn und dessen Mutter — o schnöde, schnöde Welt!"

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte laut auf.

Er erhob sich rasch und wendete sich der Thür zu, in der Absicht, seine Schwester zu rufen.

Josephine wehrte ihn mit rascher Hand.

„Ich danke Ihnen, ich danke, aber nun ist es genug! ich habe Ihnen mehr zu dan-

ken, als Sie übersehen können! Es ist nun klar in mir, ich weiß nun, daß ich nichts, nichts mehr zu hoffen habe. Sie haben mir bewiesen, daß ich nur mein Kind habe und nur mein Kind haben durfte, jeder Schritt weiter wäre doch nur ein falscher gewesen! Ich bin diesem Kinde Genugthuung schuldig, ich habe es bis jetzt in zweiter Linie geliebt — nun will ich es entschädigen! es soll den Vater nicht vermissen! Ihnen danke ich herzlich, Sie waren aufrichtig über das gewöhnliche Maß und es war so das Richtige für mich!"

Sie neigte sich tief mit ihrer königlichen Gebärde und verließ rasch das Zimmer.

* *
*

Josephine wohnte seit Jahren im Hinterhause, das den stolzen Namen „Gartenhaus" führte, ohne einen Grashalm an seinen vier Mauerseiten züchten zu können; denn es lag eingeklemmt zwischen die Flügel des Vorderhauses, hatte den asphaltierten Hof vor sich und lehnte mit dem Rücken an den Rücken des Gartenhauses der Parallelstraße — auch so ein utopisches Gartenhaus wie dieses! Und in diesem sahen sie den Lenz kommen und gehen, vom Dach aus konnte Waltherchen dies Kommen und Gehen sich nach Herzenslust betrachten, und das that er! Wenn dann die Hundstage brütend auf dem asphaltierten Hof lagen, mußte er sich, wenn er mittags ihn durchquerte, um vom Portier aus dem Vorderhause die gemeinschaftlich gehaltene Zeitung abzuholen, den Abdruck seiner kleinen Schuhsohlen recht deutlich in das breiartig gelöste Hofparkett zu markieren. Die Zeitung zu holen und nach einer Stunde zu weiterer Verbreitung dem Herausgeber zurückzuerstatten, war die einzige Konzession einer selbständigen Handlung, die ihm Josephine gemacht hatte. Einen Tag um den anderen führte ihn nach wie vor Elvirchen in den Tiergarten.

„Er ist so verstaubt, Mammy, und so häßlich — aber er ist doch so schön!"

Dann sagte sie: „Ja, ja, er muß sehr schön sein — und wie gut er dir bekommt — in drei Monaten bist du wieder um fast zwei Pfund schwerer geworden!"

Er war nun ganz und gar der einzige Sohn, das einzige Kind einer vereinsamten Mutter; er hatte rasch gelernt, diese Einsamkeit lieb zu gewinnen, mit der Wichtigkeit, die Kinder ihrer kleinen Leistungsfähigkeit beilegen. Den Staub wischen, die Blumen begießen, beim Auf- und Abdecken die Küchen- und Eßzimmerpromenaden Alwinchens zu begleiten mit irgend einem nötigen Zubehör in seinen kleinen Händen, das war sein Stolz und seine Unterhaltung. Am schönsten aber war „Schiff spielen" auf dem flachen Dache über dem kleinen Hängeboden in der Küche. Eine alte Kopierpresse von starkem Mahagoniholz, ein Erbschaftsstück irgend eines Urgroßonkels, die mit einer quietschenden Schraube versehen war, repräsentierte die Ankerwinde, oder im Falle der Segler zum Dampfer umgetakelt wurde, die Dampfschraube. Man schleppte alle Besen an Deck, beflaggte sie mit Handtüchern und verband sie mit Wäscheleinen.

Alwinchen war groß in der Erfindung seemännischer Gebrauchsartikel; aus einem schwarzen Hosenbein des Portiers und seiner alten weißen Piquéweste arrangierte sie eine selbständige Flagge, die sie ringsumher mit einer handbreiten Spitze behäkelte. Walther Wolfgang fand diese großartige Verschönerung instinktiv nicht sachgemäß und machte einige Einwände; sie wurden aber fast zornig von Alwinchen zurückgewiesen, nach deren Princip die Spitze mit dem tunesischen Häkelstich überall, jede Sache ehrend, am Platze war.

Josephine ahnte nichts von diesen Vorgängen über ihr. Sie saß und studierte, Sprachen und Handelswissenschaften, doppelte Buchführung, Rechte, Zollwesen. Sie unterrichtete früh morgens und spät am Abend in allen diesen Branchen, von denen sie im Hause des Vaters unwillkürlich mitgelernt hatte; jetzt aber unterzog sie alles einer ernsten Selbstbelehrung und machte es unermüdlich zu ihrem geistigen Eigentum.

Der Kreis ihrer Schüler rekrutierte sich nicht aus den oberen Zehntausend: arme Kommis, Lehrlinge, Söhne von Handwerkern oder kleinen Beamten, schöpften am Born ihrer Weisheit. Diese jungen Leute waren ihr zumeist durch den Portier zugeführt. Josephine war trotz ihrer persönlichen, herb erscheinenden Selbständigkeit und

ihrer theoretischen Sachkenntnis doch durchaus unpraktisch und von Natur unverwendbar, um Vorteile für sich zu erringen und sich zur Herrscherin der Situation machen zu können.

Sie war eine vortreffliche, aber unerbittliche Lehrerin. Beschränkte oder ihr sonst unsympathische Menschen lernten unter dem Druck erschütternder Drohungen, furchtbarer, fast thätlicher Beschimpfungen, mit Angst und Grauen, fast niemals ganz bei ihr aus; eines Tages entflohen sie unter irgend welchen Vorwänden, und Josephine, zu stolz, Geld von denen zu nehmen, deren dicke Schädel dem Anprall der Wissenschaft glorreich widerstanden, warf oft die klingende Münze den Enteilenden wieder verächtlich zurück, die nie versäumten, sie auch aufzulesen; denen aber, die geschickt und fleißig, pflichttreu und ehrlich arbeiteten, erließ sie am Schlusse der Lehrzeit mit strahlenden Augen, Dank und Freundlichkeit auf den Lippen, für die ihr bereitete Genugthuung mindestens die Hälfte des an sich schon geringen Lohnes.

Aber auch damit war sie nicht zu Ende, sie steuerte die ärmlich Gekleideten anständig aus, und denen, die dem winkenden Glück über Land und Meer nachjagten, verstand sie, die Wege zu überbrücken.

Ihrer schöpferischen, intelligenten, stets leidenschaftlich mitempfindenden Natur wäre es unmöglich gewesen, gleichgültig die Menschen von sich scheiden zu lassen, die zum Kampf des Lebens ein Stück Rüstzeug von ihr entnommen hatten. Aber wie sie es verstand, die Thatkraft zu spornen, verborgene Seelenschätze zu heben und zu fördern, so zerriß und zerstörte sie auch unwillkürlich das bißchen täuschenden Firnis hohler Köpfe oder defekter Seelen; die Unwerten sanken für den Markt des Lebens zu Schleuderpreisen herab, wenn Josephine sie eine Zeit lang bearbeitet hatte.

Sie selbst besaß nur Freunde oder Feinde, mit ihr gleichgültigen Menschen hielt sie sich gar nicht auf; jene nie aussterbende Sorte, die wie courantes Kleingeld gelegentlich unvermeidlich durch Haus und Familie läuft, deren Lebensberuf systematisch aus einer Sofaecke in die andere, von Stockwerk zu Stockwerk, von Haus zu Haus, von Straße zu Straße sich hinrollt, mit jedem neuen Hut und jeder frischen Toilette einen pikanten Strauß von neuen Familientragödien umhertragend, jene sich aus beiden Geschlechtern auslösende Sorte schlich an ihrer Thür vorüber, ohne anzuklopfen oder anzuhalten. Von diesen Leuten war sie gefürchtet.

Bis er sein neuntes Jahr erreicht hatte, unterrichtete sie auch ihren Knaben selbst. Um diese Zeit verminderte sich der Umkreis ihrer geringen Beziehungen zu den Menschen und zog sich noch mehr zusammen. Es starben rasch nacheinander die alten Brömseschen Eheleute. Engherzig, beschränkt und fast kindisch, hatten sie Josephine gänzlich von der reichlichen Hinterlassenschaft ausgeschlossen. Einmal, bald nach der unheilvollen Katastrophe im Bärenburgschen Hause und der Niederlassung Josephinens im Gartenhause, hatte sich nach langen Familiendebatten die alte Excellenz entschlossen, Josephine aufzusuchen, „um dem armen, bei lebendigem Leibe gerupften Huhn ein paar Körner ihrer Weisheit zur Nachachtung hinzustreuen“.

Tante Elvirchen hatte schon mehrmals weitschweifig die Möglichkeit erwogen, Tante Excellenz schiene wirklich die Absicht zu haben, Josephine aufzusuchen. „Sie ist natürlich jetzt dazu bereit, wo du selbständig wohnst; in jenem Hause war zu viel fremdes Element, dessen Sphäre Tantchen schon wegen ihrer Stellung doch nicht zusagen konnte!“

„Gott sei Dank!“ erwiderte Josephine ohne Rückhalt.

„Aber Josephinchen, Tante meinte es doch immer so gut mit dir; du hörst nie ordentlich zu, wenn ich dir von dem spreche, wie sie die Angelegenheit beurteilt und was sie dir rät!“

„Laß das! Ich habe meine Zeit nicht gestohlen, und doch ist sie mein einziges Kapital. Wie kann ich nach solchen Albernheiten hinhören! Du meinst es gut, von ganzem Herzen, das weiß ich, und wenn wir auch oft verschiedener Ansicht sind. Du bist wahr und treu und rührend in deiner Fürsorge, nur krank in dem Punkt von Brömse! Diese Leute, weil sie reich sind, weil sie Excellenz sind, weil sie korrekt wie Pferde in der Tretmühle ihr Lebenspensum ablaufen, sind sie deine Ideale; mich locken sie nicht vom Schreibstuhl runter. Alte muffige, eng-

herzige Menschen sind sie für mich, denen ich als Kind mit Behagen die Zunge reckte. Leider mag ich das jetzt nicht mehr — sonst — sie verdienten es — und nun genug von ihnen."

Eines Tages aber war es nicht genug; mit fliegenden Hutbändern, hochrot im Gesicht stürzte Elvirchen in die Stube: „Kinder, Kinder, Excellenz von Brömse ist da, sie ist schon auf der Treppe, schnell einen Stuhl, Waltherchen! Denk dir! welche Ehre!"

Waltherchen rannte hin und her, er wußte nicht, was los werden sollte, aber mindestens erwartete er eine Tüte mit Kuchen. Da nahte sich schon die Hohe. Zuerst erschien von ihr ein Krückstock, den sie sondierend vorschob, als wolle sie einen alten Coakshaufen umrühren, dann stieß Elvirchen hinter der Excellenz die Thür völlig auf und ließ den hohen Gast gravitätisch eintreten.

Josephine fühlte sich unwillkürlich befangen, das war eine Gewohnheit noch aus den Kindertagen her, denn Excellenzens waren schon lange ahnherrliche Spukgestalten in der Familie. Sie ging dem Besuch nun aber doch artig entgegen und führte wie immer die Hand der alten Dame an ihre Lippen — doch blieb der gewohnheitsmäßige frühere Gegenkuß auf ihre Stirn jetzt aus.

Die Excellenz nahm das Lorgnon, das wie immer an einer dünnen, schwarzen Schnur verzwickelt war, riß es, ungeduldig und zum sorgsamen Ausknötern nicht aufgelegt, vor die Augen und mußte dazu den Kopf ganz niederbeugen — dann sah ihr langer, magerer Hals immer wie ein verbogener alter Löffelstiel aus.

Beim Anblick dieser unveränderten kleinen Dinge konnte Josephine ein leises Lachen nicht unterdrücken.

„Nun, heiter scheinen wir ja noch immer zu sein, und das ist allerdings viel wert. Wohl dem, der das in solchen Situationen kann. Unsereins könnte es nicht!"

„Nein," erwiderte gelassen Josephine, „das ist richtig!"

Hiernach konnte der Zweikampf also sofort beginnen; doch Elvira, in tadelloser altjungferlicher Korpulenz, mit wallenden Pfropfenzieherlocken unter den gelösten Hutbändern, zwischen Tante und Nichte stehend, schob diesmal noch ein neues Aufenthaltsmittel vor, obgleich es an und für sich schon durch sein bloßes Dasein ein neues Streitobjekt war, nämlich Walther Wolfgang, die vierte Generation in diesem Verein.

„Fais ton compliment à Madame, chéri."

„Cheri" war damals ein wundervolles Kind, groß für sein Alter von acht Jahren und stattlich. Seine wallenden Locken hatten noch nicht dem Schulzwang zu fallen brauchen, seine Zähne waren noch nicht im Wechseln. Er war reizend wie ein Mädchen, mit Grübchen in den Wangen und einem tieferen im Kinn, und doch war er stark und freimütig wie ein echter Junge.

Die Excellenz strich Segel. „Charmantes Kind!" sagte sie, überrascht von der Schönheit; und sofort war Josephine erweicht.

Elvira strahlte nun in Freude und Genugthuung. Walther Wolfgang machte den Fußkratz, nahm mit unvergleichlicher Anmut die herabhängende Linke der Excellenz und drückte seine Lippen auf den alten, braunen Lederhandschuh.

Leider aber war Excellenz zu sehr gerührt, sie hob mit der geküßten Linken des Kindes Kinn empor und küßte ihn auf den Mund. Und zurückspringend rief er sogleich: „Oh, madame a la barbe mal rasée!"

Josephine lachte amüsiert und laut, Elvirchen wurde fast ohnmächtig, und die Excellenz war sofort auf den Kriegsfuß zurückgeschnellt.

„Das plappert französisch, liebe Josephine, aber c'est sans éducation réelle — faute de naissance!"

Es ergab sich nun ein Dialog Auge um Auge, Zahn um Zahn! Das bürgerliche Recht, die einfache bare Vernunft und auch eine ehrliche und achtbare Pietät waren auf Seite der alten Dame, das war unleugbar. Aber bitter und herbe, kalt und rücksichtslos handhabte sie ihr vielschneidiges Schwert; die gekränkte Familienehre und was sie nach dieser Richtung hin seit Jahren sich zusammengedacht hatte, kam zum härtesten Ausdruck.

Josephine setzte dieser unverhüllten Wahrheit und Richtigkeit den ganzen Strom ihrer innerlichen und äußerlichen Leidenschaftlichkeit entgegen; sie trat mit heißen Thränen hier noch einmal für ihre glühende, noch immer still hoffende Liebe ein, und mit

lauten Worten und gebieterischen Gebärden verteidigte sie ihr auf freien Bahnen gewonnenes Lebensglück, dessen Scheitern sie der Macht des Schicksals in die rauhe Hand legte, das hier durch die plötzliche Erkrankung Bärenburgs alle sanften Lösungen vereitelt hatte, wenigstens hinausgeschoben.

Elvirchen rang die Hände zwischen zwei Feuern. Sie achtete die Excellenz und mußte ihr in allem beistimmen. Nur hätte sie die vernichtende Härte gern gemildert, oder Josephine minder fühlbar gemacht, denn sie liebte Josephine, und ein romantisch-poetischer Zug in ihrer Seele ließ sie die Unglückliche, vom größesten Affekt ihrer mächtigen Leidenschaft förmlich mit hingerissen, im höchsten Grade bewundern.

Schließlich kam es sogar zu den Geldfragen. Die alte Excellenz fand das Verhalten aller Beteiligten in Rücksicht auf den Knaben und dessen Zukunft mehr als leichtsinnig, von Bärenburg geradezu schlecht.

Josephine, die selbst in ihren Gedanken nicht an den Geldpunkt rühren mochte, sie empfand nur undeutlich, daß der Mann ihre Uneigennützigkeit allerdings nicht so hätte annehmen dürfen, aber sie wollte von dieser Frau auch in dieser Beziehung keine Vorwürfe gegen Bärenburg dulden.

„Erst sprichst du von Ehre und Familienstolz. Euch also gestattet dieses alte Rüstzeug der Vornehmheit und Ehrbarkeit des ‚von Geschlecht zu Geschlecht‘ doch Geld anzunehmen. Geld natürlich immer, Geld stinkt nicht. Und doch sagst du immer, gerade du: Geld ist Dreck!“

Da flog die Alte auf. „Ja, ja, dessen solltest du immer eingedenk sein: Geld ist Dreck; aber leider: Dreck ist kein Geld, und du, du sitzest tief in diesem drin!“

Seit jenem denkwürdigen Besuch, von dem die alte Brömse an ihrem Krückstock zitternd und fliegend vor Zorn zu ihrem Gatten zurückkehrte, wurde Josephinens Name nie mehr genannt; nur Jahr und Tag später im Testament der boshaften alten Leute fand sich die Erwähnung, Josephine habe ja erklärt, Geld sei Dreck, und selbstverständlich könne man ihr davon nichts anbieten.

Elvirchen machte traurig diese Mitteilung an Josephine, die niemals auf Geld rechnete. In diesem Falle wurde sie ernsthaft. „Es thut mir leid, daß diese alten Leute, die schon meine Jugend vergiftet haben, und dich dein lebelang zu knechten verstanden, nicht aus Pietät für meine Mutter mich Miterbin sein ließen. Ich habe sie doch für innerlich vornehme Menschen gehalten, und sie sind also nichts gewesen als boshafte, hohle Affen!“

Und damit war die Sache abgethan. Aber die Sorgen wuchsen mit dem schönen Knaben um die Wette. Und von der Seite derer, die es in der Hand hatten und denen es Pflicht war, für den Knaben zu sorgen, von den Bärenburgs, sah und hörte man nie, und nie mehr wurde der Name genannt.

Walther ging nun schon lange zur Schule. Seine Mutter gab ihn ungern fort, aber es hemmte sie, ihn stundenlang zu unterrichten. Sie mußte immer ihre Zeit in Geld umsetzen, immer nachstudieren und Stunden geben. Schon hatte sie festen Boden unter den Füßen, einen guten Ruf als Lehrerin und reichlichen Zuspruch. Aber bei aller Arbeit konnte sie doch nichts erübrigen, und die kleine Wirtschaft lebte noch immer aus der Hand in den Mund. Oft recht knapp, wenn Neuanschaffungen erforderlich waren, und der große Walther verbrauchte ein ganzes Kapital für Kleidung und Nahrung, die immer gleich schön und gut sein mußten. Wie sorgte Josephine für sein Wohlergehen!

Die Lebkuchen und Schokoladen von Hildebrand setzte Tante Elvire allgemach in kräftigere Dinge um: Wurst, geräucherte Fischchen, Gänsebrust, Schinken. Der große Junge war mit herrlichem Appetit gesegnet, und die beiden Frauen saßen um die Vesperzeit oftmals hinter dem Eßtisch und legten dem verzogenen Liebling von beiden Seiten gute Bissen auf den Teller.

Alwinchen deckte zu dieser Mahlzeit den Tisch besonders reizend — die Oberserviette mit Fliedermuster in den Brüchen eingefaltet, und stets im Kelchglas ein paar Blumen neben dem Brotteller; um diese Zeit schmeckte es ja dem Jungen am besten, es war gleich nach der Turn- oder Schwimmstunde, und diese Labung war eigens für Walther in den regelmäßigen Gang des Tages eingeschoben; dann saß Josephine wohl wie früher,

den Ellbogen weit auf den Tisch geschoben, den Kopf in die Hand gestützt, die Augen groß geöffnet, die Blicke starr und ziellos, während die Großtante mit dem Neffen plauderte, der viel aß und doch auch gern erzählte.

Heute war er wortkarg und ganz anders wie sonst, sein Freimut wie eingeengt, und oft blickte er scheu nach der Mutter hin, deren statuenhafte Ruhepose ihn förmlich ungeduldig zu machen schien.

Tante Elvire ahnte irgend ein unliebsames Vorkommnis in der Schule, denn allzu fleißig war ihr Waltherchen nicht, aber darum fragte sie ihn jetzt nicht, in Josephinens Gegenwart, sondern beschloß, einen günstigen Moment für die Ausholung abzuwarten.

Allmählich verstummten sie fast. Josephine merkte gar nichts; ihre Gedanken waren bei ihrem Unglück, die schön geschwungenen Lippen geschlossen, aber an den Wangen bewegten sich regelmäßig die kleinen, runden Knochen, immer ein Zeichen der innerlichen, schmerzlichen Arbeit.

Aus der Küche klang nur unterscheidbar für die Eingeweihten der hohe Sopran Alwinchens mit: „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet —"

Plötzlich tönte schrill die Klingel an der Vordertreppe.

Josephine fuhr zusammen, und während Alwine vorbeiging, um nachzusehen, plauderte sie heiter über den späten Besuch. „Doch wahrscheinlich ein neuer Schüler!"

„Eine Dame, Madame, wartet im Salon."

Josephine ging, und auf dem Wege zum Salon las sie auf der Karte: Ina v. Linken. Im Augenblick tauchten verworrene und vielseitige Möglichkeiten für den Grund von Inas Besuch in Josephinens Seele auf, aus denen sich alsbald der bestimmte Gedanke erhob: Bärenburg ist tot! Und während Josephine den Sessel hinschob, sagte sie mit halber Stimme: „Nicht wahr, Bärenburg ist erlöst?"

Sie war bei dieser Frage tödlich erblaßt, und sank auch sofort auf einem Stuhl zusammen, während Ina sie mit beiden Armen umfing.

„Ja, er ist erlöst! und wir wollten nicht, daß Sie es durch die Blätter erfuhren. Wir wußten, daß es Sie mehr erschüttern mußte als uns alle!"

Wie eine barmherzige Schwester hatte sie den Kopf der ihr fremden und kaum sympathischen Frau an ihre Brust gelehnt.

„Die Ruhe sei ihm gegönnt! Die lange Leidensgeschichte ist in Ihren Worten klar ausgedrückt — er ist erlöst! Seine Umnachtung ist nie mehr völlig von ihm gewichen, und die entsetzlichsten Lähmungserscheinungen machten ihn in den letzten Jahren zu einer unbeschreiblichen Last für ihn selbst und die anderen!"

„Und wenn er nichts gewesen wäre am Ende seines reichen Lebens, wie der unbeholfene, beständige Sorge und Aufmerksamkeit erfordernde Anfang des Menschenlebens, ich hätte ihn pflegen und hüten wollen wie eine Mutter ihr krankes, junges Kind! Und mich hätte er verstanden, denn ich verstand ihn! O, die Welt hat schreckliches Gericht über uns gehalten. Wie man mich verurteilt und gestraft hat durch diese Trennung, so hat man auch ihn gestraft! Seine irrende Seele suchte mich in den stillen Stunden der Nacht, da ich horchend und lauschend die Finsternis durchdrang mit spähenden Blicken, alle Gedanken und allen Willen auf ihn gerichtet! Ach, und hatten beide nicht Ruhe noch Rast! Ja, ja — er ist erlöst!"

Der Versuch, sie einer anderen Auffassung von dem durch die unnormale Körperlichkeit bedingten Seelenleben des Verschiedenen zuzuführen, wäre vergeblich und überflüssig gewesen, und Ina war feinfühlig genug, solchen Versuch gänzlich zu unterdrücken. Sie gönnte der armen Josephine diese ideale Ansicht und Täuschung, die so weit ablag von den Qualen und peinvollen Bildern einer jahrelangen Tragik, unter der sie alle gelitten hatten. Sie sagte darum nur: „Und weil er nie wieder genesen konnte, ist sein Tod für alle eine Erlösung, und aus den grauenvollen Nebeln und Umhüllungen dieser langen Jahre tritt siegreich der große, kraftvolle, schöne und strahlende Bärenburg wieder auf das verlassene Postament zurück, von dem aus er mit weitem Blick und klugem Wort die Menge beherrschte, und die Freunde bewundernd zu sich aufblicken ließ! In ihm war eine elementare Kraft, wie in

Lassalle. Das sind die seltenen Menschen, denen es gegeben ist, aus der Masse, die ihnen blindlings zuschwört, auch die herauszuheben und über sich selbst zu führen, die zu den besten zählen! Er lieh von dem eigenen Elan unwillkürlich an die anderen und durchleuchtete sie mit seinem Enthusiasmus! Mit Bärenburgs Sturz sind viele gefallen; würde das Licht der Sonne erlöschen, könnte doch auch der Mond nicht mehr scheinen! Ja, ja, er war ein Auserwählter, ein außerordentlicher Mensch, er war es wert, daß ihm viele Augen nachweinen!"

Und ihre Thränen strömten auf das blasse, kalte Gesicht nieder, das mit geschlossenen Augen noch immer an ihrer Brust ruhte.

Da wußte Josephine: Auch diese hat ihn geliebt, glücklos und treu!

Sie zog die schmale Hand Inas an ihre Lippen und küßte sie ehrfurchtsvoll: „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen. Erst in diesem Augenblick erkenne ich ganz den Wert Ihrer Freundschaft, und wie gut Sie sind, wie wahrhaft edel!"

Sie schwiegen ein paar Augenblicke und verharrten in ihrer Stellung.

Dann erhob sich Josephine langsam und schwerfällig, indem sie den Gast bat, sich nun zu setzen. Sie versuchte, indem sie auf und ab schritt, ihre Gedanken zu sammeln und die aufgewühlte Flut der schmerzvollsten Empfindungen zurückzudrängen, um endlich fragen zu können: „So ist also wohl nichts in der Situation von vor acht Jahren geändert, und sein Sohn bleibt arm und unbeschützt zurück?"

Ina Linken weinte noch immer; sie sagte leise: „Mein Bruder wird zu Ihnen kommen, um über die Zukunft zu sprechen."

Dann war es wieder still zwischen ihnen.

Endlich warf Josephine die Frage hin, die sie doch allein schon seit Jahren in der Seele trug. Aber indem sie dieselbe aussprach, erschien auf der Schwelle des Eßzimmers Walther, und er hörte seine Mutter fragen: „Hat Bärenburg nie nach seinem Sohn verlangt?"

Der Knabe verbeugte sich leicht vor der fremden Dame, die neben seiner Mutter saß und weinte. Seine Mutter, bleich wie der Tod und doch mit fieberhaft glühenden Augen, und wieder dieser Name „Bärenburg", den er heute in der Turnstunde so oft hatte nennen gehört! Mit dem trotzigen Willen, sich geltend zu machen, von Unwillen getrieben, trat er dicht zu seiner Mutter hin.

„Warum fragst du nach ihm? warum hast du mir gesagt, Onkel Bärenburg lebe seit Jahren im Süden? Immer ist er hier gewesen, ja! immer! Und nun ist er tot! Und welche Redensarten haben die Jungen mir in der Schule gemacht! Des einen Vater hatte dies, des anderen jenes gesagt. Was ist denn los, sein und dein Name zusammen, und ich? Erst, da ich klein war und er immer mit uns zusammen und alles so reich und glänzend bei uns, da nannte ich ihn Papa! und dann kam eine Zeit mit Zank und Streit und Thränen, und dann durfte ich nur noch Onkel zu ihm sagen, und jetzt — nun jetzt?"

Er brach ab und weinte plötzlich mit der ganzen Leidenschaft seines Temperamentes.

Wie Keulenschläge fielen die Worte des Knaben auf Josephinens Herz! In raschem Gedankenfluge durcheilte sie alle Glieder der unseligen Kette, an die sie die Zukunft dieses stolzen, selbstbewußten, klugen und schönen Kindes geschmiedet hatte! Ja, ja, wie deutlich sah sie diese Jahre berauschenden Glückes, und dann plötzlich, da war es wie ein rauher Herbstwind gekommen, erschütternd und verwüstend, und mit der Kraft der Wahrheit hatte die Seele des Kindes erfaßt und festgehalten: „Er darf mich nicht Vater nennen, er muß nicht Papa sagen!"

Und von daher kam das Elend und wich niemals wieder! Der Stachel bohrte sich tief und tiefer in ihr Herz und zerriß jede Spur jenes atemlosen Glückes, das wie Sommerglut sie so lange umfangen hatte. Verrat und Lüge — die heilige Opferung profaniert und durch den ganzen Schmutz elender Beweggründe gezogen, von denen allen ein Teil an ihr haften blieb — von der Ehefrage bis zum Geldbedürfnis — „ein Name für ihren Sohn, seines Vaters Vermögen für die Zukunft!" wie sie ihn gehaßt hatte, diesen egoistischen Mann, der die Schwäche des Weibes, die ihn gleichwohl damals eine königliche Gabe dünkte, ohne einen einzigen Gedanken an ehrliche Dankbarkeit hingenommen hatte! wie sie ihn ge-

haßt, verwünscht und verflucht hatte! und das Gesetz — ein Gesetz von Männern erdacht — sie hatten es beide in blinder Leidenschaft verachtet — nun kam es und marterte sie langsam mit seiner Rachedrohung, mit gräßlichen Vorstellungen, die dennoch immer sich nicht bewahrheiten mußten für alle Zeiten; denn noch lebte der unselige Mann, gefangen in den Banden einer umnachtenden Krankheit! Solange noch Leben da ist, senkte die Hoffnung ihre Fackel nicht ganz! — Nun war es aus! Sie konnte es ertragen, aber die Rache des Gesetzes hatte die Hand auf das blonde herrliche Haupt ihres Knaben gelegt und schlug ihn zum Knechte, und peitschte in ihr alle Furien der Reue und des Entsetzens auf!

Wie gebannt blickte Ina auf die gemarterten Züge Josephinens — und las die grausame Schrift des furchtbaren Schicksals, das mene mene tekel ufarsin! Minutenlang ein bewegungsloses Schweigen, nur Walther schluchzte zuweilen hörbar; dann sagte Ina: „Schrecklich, schrecklich — und so ist das Ende!“

„Sagen Sie: so ist der Anfang!“ rief Josephine, indem sie aufstand und vor der anderen die erhobenen Hände schüttelte, „ja, ja, der Anfang! Nichts, nichts kann wieder gut gemacht werden, was an diesem Kinde verbrochen ist! Nun treten Sie hin in Ihrer Engelssanftmut und philosophischen Milde, und zeigen jener standhaft treuen Frau die Kehrseite der Medaille! Was hat sie nun von ihrer ehrenfesten Stellung gerettet? Den Witwenschleier, der lang und schwarz herabwallend das stumme Grab decken soll! Aber es schreit heraus aus diesem Grabe: Du — du — du hast mein Kind vernichtet, du hast meinen Sohn des Vaters beraubt und ihn hinausgestoßen in die Wüste — wie einst das Weib Abrahams der Hagar gethan! und daran ist er zu Grunde gegangen und daran ist er gestorben — denn er — er wußte: auf dieses Kindes unseliges geliebtes Haupt mußten nun alle Schatten, alle Verkümmerungen, alle Demütigungen einer ungesetzlichen Geburt fallen! So lange, bis heute war alles still! Ich habe dies Kind geschützt und behütet, von seiner Unwissenheit hing ja allein seine Ruhe und sein Glück ab! Verwöhnt, verhätschelt, mit allem Luxus und in allem Überfluß hab ich ihn bis zu dieser Stunde auf meinem Herzen und meinen Händen getragen — immer, immer in der geheimen Hoffnung, es könnte so bleiben — eines Tages würde sein Vater kommen und holen mich und ihn — retten ihn hinüber in euer gesetzliches Asyl — um ihn — ihn vor den Steinen und den Beschimpfungen jener Pharisäer zu retten, die an ihre Brust schlagen und ausrufen können: Gott sei Dank, daß wir nicht sind wie jene! Denn sie sind ja gesetzlich! sie lügen und trügen, sie schänden und vernichten, aber sie hüten eine ehrbare Treue, und in ihren Tempeln brennt hell die Kerze der Gastfreundschaft und Menschenliebe, der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit! Ja, wenn es einen Gott giebt, dessen Namen ihr so gern auf den Lippen tragt wie Honigseim, wenn er herabsieht und wägt: Ehre um Ehre, Liebe um Liebe, Treue um Treue, da fliegt in dieser Stunde eure Schale federleicht empor; und die unserige, schwer wie unser Unglück, schwer wie die Last der nun unvermeidlich kommenden Sorgen, sinkt sie mit uns nieder, denn wir sind doch besser als ihr, wir die Verfemten, die Ungesetzlichen, die Betrogenen!“

In Inas Seele regte sich nicht einmal der Wunsch, Josephine widersprechen zu wollen und ihre teilweise so ungerechten und unrichtigen Beschuldigungen zurückzuweisen.

Sie kannte die jähzornige und leidenschaftliche Natur dieses Weibes zur Genüge; war die einsichtslose Heftigkeit doch der Unglücklichen und ihrem Kinde zum Verhängnis geworden! Sie gönnte Josephine die Genugthuung, einer Repräsentantin der Gegenpartei alle Kränkungen und Beleidigungen zurückgeben zu können, die sie glaubte erhalten zu haben.

Vielleicht war Ina mit der geheimen Absicht hergekommen, noch jetzt einen Annäherungsversuch zwischen den beiden Frauen zu vermitteln, einzig und allein zu gunsten des Knaben. In diesem Augenblick höchster Ekstase glaubte sie als die Schwester eines geschickten Advokaten auch das äußerste wagen zu dürfen, und darum sagte sie mit ihrer „engelhaften“ Ruhe: „Darum eben — und weil es so ist — sollten Sie mir den Knaben mitgeben — ich möchte, daß jene Frau, von der Sie das Ärgste denken, weil sie

nicht aus dem Rahmen ihres Bildes herauszutreten im stande war, daß sie nun das Bild des Mannes sieht, um den sie so bittere Thränen weint. Ich wiederhole Ihnen noch einmal: ich kam in vermittelnder Absicht zu Ihnen; ich möchte noch einmal, und zwar jetzt, ohne Aufenthalt, die Frage der Adoption anregen."

Wie vom Blitz getroffen, sank Josephine bei diesen Worten in sich zusammen; der Knabe aber war aufgesprungen, und unfähig, länger teilnahmlos dem Streit der Frauen zuzuhören, als dessen Ursache er sich nun wußte, fragte er mit bebenden Lippen: „Wer — ich — ich soll adoptiert werden — ich? und von wem?"

„Nun," sagte jetzt Josephine in einem kalten, wegwerfenden Tone, „von der Frau jenes Mannes, der dein Vater war und der dir und mir den rechtmäßigen, den tausendmal versprochenen Namen nicht geben konnte, weil sie nicht zurücktreten wollte!"

Er zitterte, und seine mächtige Stimme klang rauh und heiser, als er nun rief: „Mutter, komm her! Mutter, ich bin kein Kind mehr, ich bin dein Sohn und werde deine Stütze sein! Ich weiß nun alles, ich wußte manches, aber es ging mir nicht tief. Nun ist das anders mit diesem einen Schlage! Thue nichts, Mutter, nichts, wozu nicht dein Herz jetzt triebe — nichts, womit du mir ein Opfer zu bringen meinen könntest, sieh her auf meine gesunden Arme, ich schlag uns schon durch, durch das Leben — und wir gebrauchen keine Hilfe, und ich, sollt ich Steine klopfen!"

Er war in diesem knabenhaften Enthusiasmus, in seiner Unkenntnis des Lebens mit seiner Not und Gefahr, so rührend und so großartig, daß er die beiden Frauen sofort in Fesseln schlug.

Ina stand auch auf und nahm kurzen Abschied: „Ich sehe, ich lasse Sie in den besten, in vortrefflichen Händen zurück — dieser Sohn wird Ihnen tausendfach ersetzen, was Sie um ihn gelitten!"

Josephine strahlte in einer unwiderstehlichen Mutterglorie, und in ihrem lebhaften Temperament erloschen Kummer, Haß und Zorn unter dem aufwallenden Stolz über den schönen Knaben, der ihr nie so herrlich, so intelligent und zukunftsreich erschienen war wie in diesem Augenblick.

Und statt, wie Ina gefürchtet hatte, eine tief Niedergeschmetterte hinter sich zurücklassen zu müssen, stieg sie selbst nun wie beschämt von diesem Triumphfelde höchster Gefühle in den bescheidenen Hof mit dem Asphaltboden zurück und wanderte langsam ihrer Wohnung zu, wo sie dem Bruder sofort Vortrag über das Erlebte hielt.

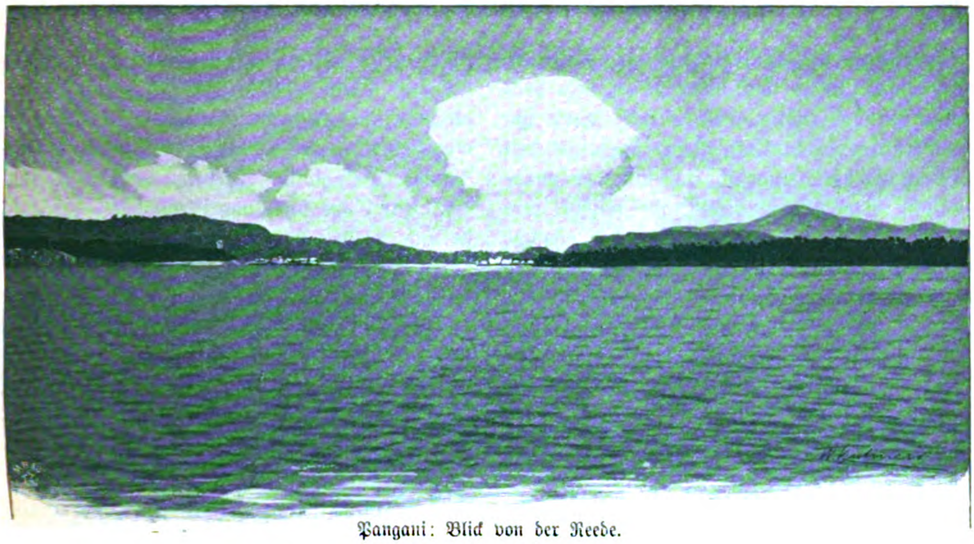
„Ist doch ein Jammer," meinte Linken, wie er Ina bis zum Ende angehört hatte, „sie ist schon eine famose Person, aber unbrauchbar fürs praktische Leben! Was sie sich wohl denkt, was mit dem Jungen werden soll? überall wird man Anstoß an seiner Geburt nehmen, und dann — kein Geld!"

„Ich denke doch, Melanie wird aus freien Stücken ihm eine Summe bewilligen, und ebenso Otto Bärenburg."

„Ich will dir etwas sagen, liebes Kind: solche gewissenhafte Leute, solche egoistische Leute, wie zum Beispiel Melanie, die sich hinter Gesetz und Eherecht verschanzen — du weißt, ich habe ihr zur Josephine das Wort geredet, weil Melanie im bürgerlichen Recht war; aber lieben könnte ich solche besonnene Frau niemals, und darauf verlaß dich, sie giebt freiwillig keinen roten Heller! Ebensowenig Otto. Bärenburg ist tot, sie haben das Geld — was kümmern sie die beiden Verstoßenen! Bis jetzt war Bärenburg noch dem Namen nach Vormund; mich interessiert diese Josephine, da steckt was drin. Jetzt melde ich mich als Vormund, wenn sie es mir gestattet, und dann kauf ich mir die Gesellschaft, erst vergeblich in Güte, wie ich deutlich voraussehe, nachher machen wir Ernst!"

Und damit ging er in seine Arbeitsstube, Ina in grenzenlosem Erstaunen zurücklassend.

(Fortsetzung folgt.)



Pangani: Blick von der Reede.

Ostafrikanische Städtebilder.

Von

Gustav Meinecke.

II. Pangani.

Die Stadt Pangani wird man auf einer der älteren Karten von der ostafrikanischen Küste vergeblich suchen. Ich habe mir die größte Mühe gegeben, in den mir erreichbaren historischen Werken über Ostafrika über diese neuerdings in unseren Gesichtskreis gerückte Stadt Näheres zu erfahren, aber alles ist vergeblich gewesen. Das benachbarte Tanga hat seine Geschichte und Ruinen, aber Pangani ist eine durchaus moderne Stadt. Die Gründe dafür sind leicht anzugeben, sie liegen in der Beschränkung des zur Bebauung geeigneten Raumes, in der Erschließung neuer Handelswege und der Unbrauchbarkeit des größten Teiles des Panganiflusses für Schiffahrtszwecke.

Sansibar war nämlich nach dem Sturze von Quiloa als handelspolitische Macht bedeutend emporgeblüht und wurde das große Handelsemporium des östlichen Afrika, in dem sich auch die rührigen und geschickten Inder zusammendrängten. Die Handelswege nach dem elfenbeinreichen Inneren sind ohne Zweifel noch nicht sehr alt, sie begannen für die Abenteurer am bequemsten auf der Sansibar gegenüber gelegenen Küste, welche selbst bei niedrigen, die Schiffahrt der Araber sehr erschwerenden Winden immerhin in einigen Stunden zu erreichen war. Die Hauptroute nach dem Tanganyika reichte aber bald nicht mehr aus, um den Handel Sansibars zu alimentieren, welcher sich von allen Seiten des afrikanischen Kontinents neue Zufuhren verschaffte und von seinem Mittelpunkte aus die Produkte Indiens und Europas in die fernsten Gegenden des centralen Afrika schickte. So entstand die südliche Route, welche nach dem Nyassasee zu führte, und die Nordroute, die nach dem Massailand und bis nach dem Viktoria-Nyanza die Händler anlockte. Aber diese letztere Route hatte niemals eine größere Bedeutung erlangen können, da die Massai die Karawanen der reichen Küstensuahelis mit Vorliebe ausplünderten und auch andere Potentaten übermäßigen Wegezoll von den Handeltreibenden erhoben. Wenn es gewiß richtig ist, daß das Reisen in Centralafrika dadurch sehr erleichtert wird, daß zwischen den einzelnen Ortschaften Verbindungen be-

stehen und die Handelswege in ganz bestimmten Linien verlaufen, so ist es doch nicht minder richtig, daß überall dort, wo ein kräftiger Häuptling steht, er sofort den Hongo fordert, ungefähr so, wie der europäische Staat oder die Stadt früher ihre Schlagbäume errichtet hatten. Die menschliche Natur ist eben überall dieselbe. Es gab sogar noch Unterabstufungen, und der Hongo wurde zweimal gefordert, einmal für den Unterhäuptling und dann für den Oberhäuptling; ja, es kam vor, daß der Häuptling nach Erlangung des Wegegeldes den Reisenden später noch brandschatzte. Die deutsche Herrschaft hat mit diesen Tributzahlungen dort, wo sie Einfluß auszuüben in der Lage ist, vollkommen aufgeräumt, natürlich sehr zum Mißvergnügen der Häuptlinge, welche durch den Gebrauch geheiligte Rechte zu haben behaupten. Ich will hier diese Materie nicht weiter verfolgen, obwohl eine Untersuchung manches Interessante böte.

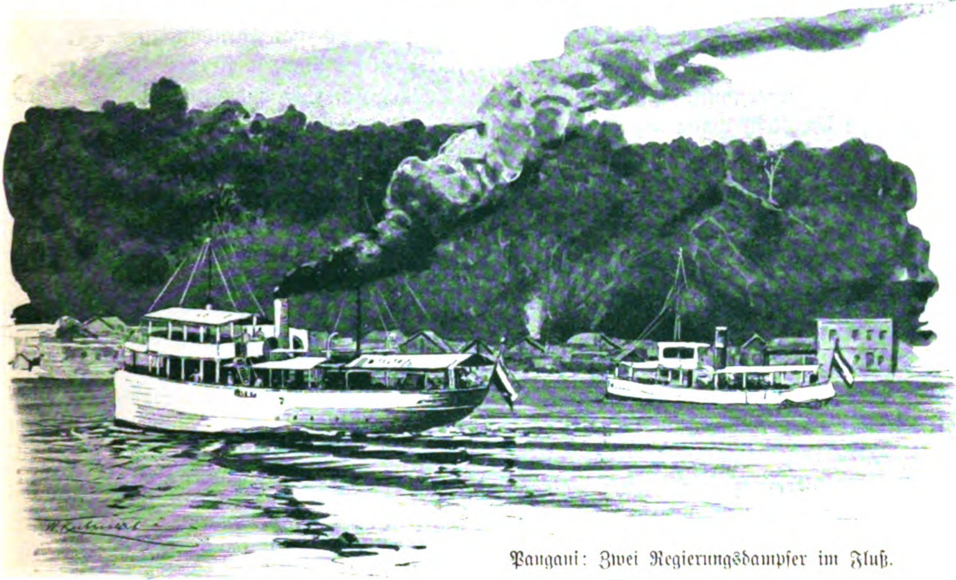
Ansiedelungen von einiger Bedeutung konnten erst entstehen, als die Macht der Araber an der Küste so stark geworden war, daß sie nicht mehr die Einfälle der wilden Völkerstämme des Inneren zu fürchten hatten. Die erste Ansiedelung lag auf dem rechten Ufer des Flusses unmittelbar am brandenden Meer, welches wie ein gefräßiges Ungeheuer einige Buchten in den Korallenfels des Ufers ausgehöhlt hatte, wo aber die leichten arabischen Fahrzeuge etwas Schutz vor den Winden fanden. Die Ruinen sind aber heute kaum noch sehenswert, in einigen Jahren werden sie kaum noch zu erkennen sein. Einige tiefe Brunnen, Reste arabischer Gräber und eines runden Wartturmes, hart an hervorspringender Klippe, alles überwuchert von dichter tropischer Vegetation und beschattet von mächtigen Affenbrotbäumen, ist das einzige, was von der namenlosen Ansiedelung übrig geblieben ist.

Unsere ostafrikanische Küste verläuft im allgemeinen ziemlich flach, desto größer ist daher die Überraschung für den Beschauer, wenn er auf das Ras Kikogwe tritt und unter sich das Meer gegen den Korallenfels branden sieht und der weiße Gischt zu ihm heraufspritzt. Die gierige Woge wird hier, immer weiter fressend, auch bald die letzten Reste der Ruinen verschlungen haben, wie sie jetzt schon große Korallenfelsen ausgespült hat, die, zur Ebbe trocken daliegend, durch ihr phantastisches Aussehen auffallen. Der Lokalwitz hat einer der mächtigsten Bildungen den Namen „Helgoland" gegeben. Dieser Felsen wird zur Ebbe öfter von Liebhabern besucht, da sich in den Klüften die gewaltigen Muscheln der schaumgeborenen Venus vorfinden.

In der Nähe dieser Ruinen auf dem Hochplateau befindet sich auch die Plantage Kikogwe der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche früher Baumwolle baute, bis sich der Anbau als zu unsicher und kostspielig herausstellte, so daß er wieder aufgegeben wurde. Man hat es dann mit Sesam und Hirse versucht, aber auch diese Produkte „geben keine Rechnung", und die Leitung ist in Verlegenheit, was nun weiter zu beginnen sei. Für Kaffee ist der sandige, sehr verschiedenartige Boden offenbar zu dünnschalig, da die Wurzel des Kaffeebaumes eine Tiefe von über fünf Metern erreicht, und für andere Tropenkulturen ist der Savannenboden nicht gut genug. Die ganze Küste wird eben in landwirtschaftlicher Beziehung mit Ausnahme der Alluvial-Flußthäler niemals eine große Bedeutung erlangen, und es wäre gut, wenn man sich darüber nicht allzu großen Illusionen hingeben würde.

Dieser historische Rückblick ist aber nur die Einleitung zu unserem Besuche der Stadt Pangani. Vorläufig liegen wir noch auf der Reede, denn der Küstendampfer will erst die Flut abwarten, ehe er über die zu Zeiten gefährliche Barre fährt. Das Wrack eines der alten Wißmanndampfer zeigt eine solche gefährliche Stelle an. Die afrikanische Küste liegt in einem feinen Nebel vor uns, aber wir unterscheiden doch schon links Ras Kikogwe mit seinen Klippen und Affenbrotbäumen, dicht daneben, weiter nach der Flußmündung zu, das Ras Muhesa mit einem weißgetünchten Wartturm, auf dem eine Fahne weht, einen bewaldeten Höhenzug und eine in der Sonne glitzernde Flußmündung mit Bergen im Hintergrund. Beim näheren Hinsehen erblickt man am linken Ufer des Flusses, also rechts vom Beschauer, zum Teil versteckt in einem Palmenwald liegend, einen weißen Fleck, die Stadt Pangani. Das Auge gleitet dann an dem ge-

waltigen Palmenwalde weiter, welcher eine prächtige Bucht umsäumt, hinter der in weiter, blauumsäumter Entfernung der 670 Meter hohe Tongwe-Berg und die malerischen Bergspitzen des Usambara-Gebirges aufragen. Es ist wahrlich ein prächtiger Anblick, und daher ist auch Pangani für eine der landschaftlich am schönsten gelegenen Städte Ostafrikas zu erklären. Es könnte ihm nur noch Lindi den Rang streitig machen, aber dort ist das Bild nicht so konzentriert wie hier und fehlt das bewegte Leben auf einem schönen breiten und schnellfließenden Flusse.



Pangani: Zwei Regierungsdampfer im Fluß.

Mit größter Vorsicht gleitet das Schiff über die Barre hinweg, die den Kriegsschiffen der Engländer, welche auf die Sklavendhaus Jagd machten, so oft den Zugang verwehrte. Es mag dies auch mit ein Grund für das Aufblühen der Stadt in diesem Jahrhundert gewesen sein; denn Pangani war ein beliebter Verschiffungshafen für die lebende Ware, die flachgehenden arabischen Dhaus konnten bequem ihre Ware über den Sansibar-Kanal nach Pemba und Sansibar schaffen, und wenn der Südost-Monsun weht, nach Arabien und den Hafenplätzen am Roten Meer. Das ist nun aber bald anders geworden, nachdem die Küste unter die Herrschaft der Deutschen gekommen ist, die kleinen Regierungsdampfer bequem über die Barre in den Fluß hineinfahren können und die Zollkreuzer sogar noch etwa zwanzig Seemeilen flußaufwärts bis Chogwe gelangen. Aber von der Gefährlichkeit der Barre zeugt das Wrack des „Vulkan", welcher bei der Einfahrt aus Anlaß der Erstürmung der Stadt im Jahre 1890 zu nahe an Ras Kikogwe getrieben wurde und strandete. Die letzten Überreste des Wracks dienen heute als Marken für die Einsteuerung der Dampfer.

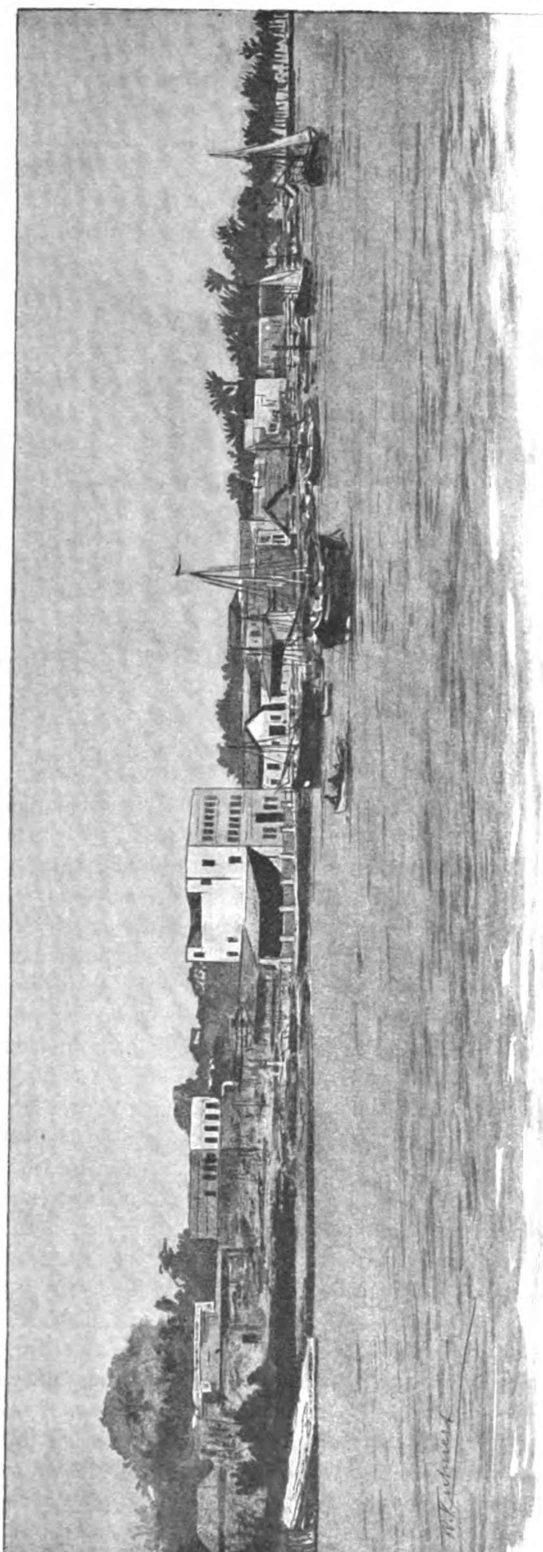
Die Einfahrt verengt sich etwas, der Höhenzug oder vielmehr Steilabfall auf dem rechten Ufer des Flusses ist in allen Einzelheiten genau zu erkennen, das Schiff dreht sich ein wenig, und nach einigen Minuten rasseln die Anker herunter, wir liegen mitten in dem hier etwa 315 Meter breiten stattlichen Flusse, der Stadt Pangani gegenüber, welches in der Suahelisprache „im Graben gelegen" bedeutet.

Der Panganifluß ist einer unserer bedeutendsten ostafrikanischen Flüsse; er entspringt am Kilimandscharo, durchfließt das Nordende des Jipesees und tritt unterhalb der Aruschafurt in seinen Steppenlauf, während welchem er wahrscheinlich für kleinere Dampfer schiffbar ist. Aber dann wird er wieder von Stromschnellen durchsetzt, bis er den oberen Rand des Plateauabfalles gegen das Küstengebiet erreicht. Diese überwindet er in den etwa vierzig Kilometer in der Luftlinie von der Küste aus gelegenen Panganifällen, wo der mächtige Fluß, in drei große und mehrere kleinere Arme geteilt, über turmhohe

dunkle Felsmassen in einen schäumenden Kessel herabstürzt. Dieses Schauspiel sucht an Großartigkeit seinesgleichen und wird einst von den Touristen mit Leichtigkeit bewundert werden können. Denn unterhalb der Fälle ist der Fluß bis zu seiner Mündung (etwa fünfundsiebzig Kilometer auf dem Flusse) für kleinere Dampfer schiffbar, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann die Dampfschiffahrt hier eröffnet werden und man die kolossale Kraft, welche sich hier erschöpft, für elektrische Anlagen nutzbar machen wird. Man wird vielleicht geneigt sein, dies für Zukunftsmusik zu halten, und in einer gewissen Beziehung hat man auch ohne Zweifel recht, wenn man eine Übertragung der Ergebnisse der modernen Technik, die uns eben erst in Fleisch und Blut übergeht, auf afrikanische Verhältnisse für unstatthaft erklärt. Aber man muß mit dem gewaltigen Fortschritt unserer Zeit rechnen. Tausende von Jahren waren die Nil-Katarakte weiter nichts als Hindernisse der Schiffahrt, bis eine neue Generation, ausgerüstet mit der Wissenschaft eines technischen Zeitalters, ihre große Kraft auszunützen versuchen wird. Die Untersuchungen der Engländer haben ergeben, daß die Kraft der Katarakte nützlich angewendet werden kann, um so und so viel Zuckermühlen, Bewässerungsmaschinen und Baumwollen-Gins zu versorgen, und was die Engländer am Nil erreichen, wird uns auch einmal am Pangani, wenn auch in einem kleineren Maßstabe, möglich sein.

Wie überall sehen wir erstens das Fort, dann ein hervorragendes Haus, welches der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gehört, und eine Gruppe von festen Steinhütten, an die sich die leichtgebauten Häuser der Eingeborenen anschließen. Von drüben ist schon ein Boot angekommen, welches sich längseits des Schiffes gelegt hat, und wir fahren nach dem alten Zollschuppen. Das Landen ist, wie überall, sehr primitiv, ein paar kräftige Neger heben den Passagier aus dem Boot heraus und tragen ihn fein säuberlich an das Ufer, wo der Zollbeamte die Revision vornimmt.

Die Frage nach der Wohnung ist leicht zu lösen, wenigstens für den respektablen Deutschen, welcher mit Empfehlungsbriefen reist; entweder bietet man ihm in der Boma eine Unterkunft an oder in dem Usagara-Haus, dem Gebäude der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Es ist ein schönes mehrstöckiges Haus, welches wahrscheinlich seiner Zeit einem Araber abgekauft und ausgebaut worden, also noch ganz arabisch ist. Der Charakter dieser Bauten ist von denen unserer Berliner Kasernen mit ihrem dumpfen, engen Schacht, welcher Hof genannt wird, nicht allzusehr verschieden, mit der Ausnahme allerdings, daß ein solches arabisches Haus gewöhnlich freisteht und nach allen Seiten hin Fensteröffnungen hat. Der mit einer schönen geschnitzten Thür verzierte Eingang führt in unserem besonderen Falle an dem Comptoir vorbei auf einen engen Hof, in dessen Mitte ein Brunnen sich befindet, an dem gewöhnlich ein Neger sitzt und die Wäsche zu reinigen vorgiebt, indem er sie auf einem flachen Stein klopft. Das ist nun einmal des Landes Brauch; man würde diese Leute in die größte Verlegenheit setzen, wenn eine Behandlung der Wäsche verlangt würde, wie sie in Europa beliebt wird. Der dobi, der Wäscher, ist, sofern er Goanese, allerdings zuverlässig, und, abgesehen davon, daß er alle Wäsche feucht bringt, mit der Benutzung von Seife und Chlor vollkommen und bisweilen zu sehr vertraut. Diese ganze Partie des Hauses ist ziemlich dunkel, denn die die Stockwerke umgebenden Veranden nehmen viel Licht weg. Wir steigen deshalb auf einer sehr primitiven Treppe das erste Stockwerk empor auf die erste schöne und breite Veranda. Es münden darauf die Thüren der Zimmer, in denen die Faktoristen untergebracht sind. Dann geht es noch zwei knarrende, primitive Holztreppen aufwärts, um schließlich auf das flache, zinnengekrönte Dach zu gelangen, von dem man einen entzückenden Überblick über die ganze Stadt hat. Wenn es dem Schüler von Salamanka mit Hilfe des Dämonen gelang, durch die Dächer in die Häuser zu blicken und das Treiben der Bewohner zu beobachten, so sind wir von vornherein in einer glücklicheren Lage, als ein großer Teil des Lebens sich auf den flachen Dächern abspielt. Es reiht sich Dach an Dach, man könnte fast sagen schachbrettförmig, aneinander; dazwischen Höfe und Ruinen, welche noch von der Beschießung durch die deutsche Marine aus



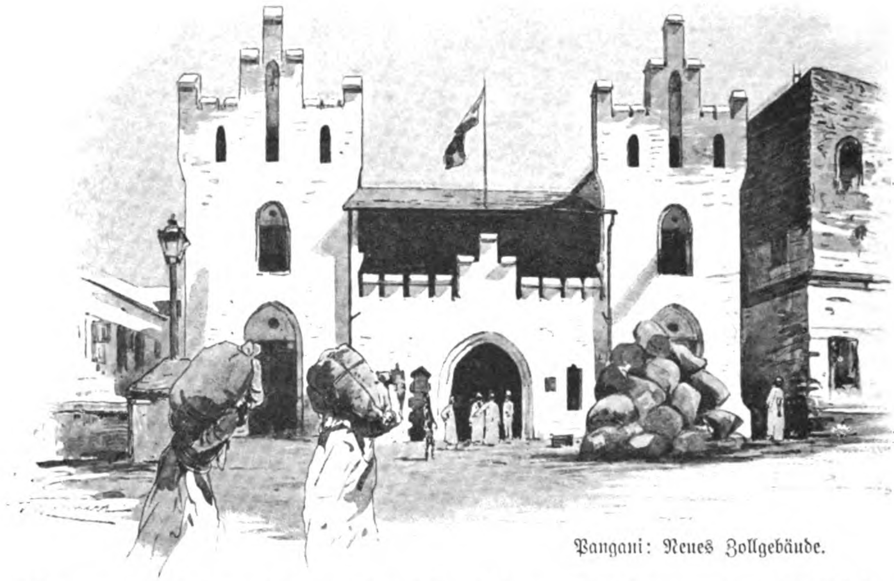
Pangani vom Flusse aus gesehen.

Anlaß des Araberaufstandes herrühren. In jeder arabischen Stadt giebt es auch sonst Ruinen, welche sich oft in aufdringlicher Weise breit machen, da mit dem Tode der Bewohner der Bau stockt und der Erbe gewöhnlich nicht weiterbaut. Alles grau und weiß — aus grauem Korallenfels sind die Häuser erbaut, die entweder mit rotem Lehm verputzt oder mit Tünche weiß angestrichen sind, die aber auch bereits eine graue Färbung angenommen hat. Die Inderstraße, der wir noch einen Besuch abzustatten haben werden, läuft parallel mit dem Fluß durch die Stadt bis dorthin, wo die Makutidächer den Stadtteil anzeigen, in dem die Schwarzen leben. Von der äußersten Landspitze, welche in die Bucht hinausragt, steigt dicker Qualm auf, dort wird Korallenkalk gebrannt. Darüber hinaus schimmert das blaue Meer.

Hier oben ist es herrlich. Eine kräftige Seebrise weht direkt den Fluß hinauf, fegt fast alle Miasmen weg und macht uns in dem leichten Tropenanzug frösteln, so daß eine wollene Decke heraufgeholt wird. Eine wollene Decke in den Tropen am Mittage!

Da drüben jenseit des Flusses liegt Bueni, unter dem bewaldeten Abhang wie unter einer Klippe geborgen, früher der Hauptsitz berüchtigter Sklavenhändler. Der Verkehr zwischen den beiden Ufern des Flusses wird durch schmale, unbequeme aber schnellsegelnde Auslegerboote vermittelt, welche die Person in einigen Minuten für einen Pesa übersetzen. Alles ist da unten in Bewegung in der kräftigen Brise, ganz im Gegensatz zu der etwas schläfrigen Physiognomie der anderen ostafrikanischen Häfen, deren stille Gewässer selten ein Segel durchfurcht. Flußaufwärts schauen wir an dem Fort vorbei auf die weite Fläche

des Flusses, in der Ferne von Hügeln begrenzt, und wenn wir uns umdrehen, scheinen die Wipfel der Palmen, welche die ganze Stadt umgeben, die Peripherie wie mit einer grünen Mauer einfassen, fast greifbar nahe.



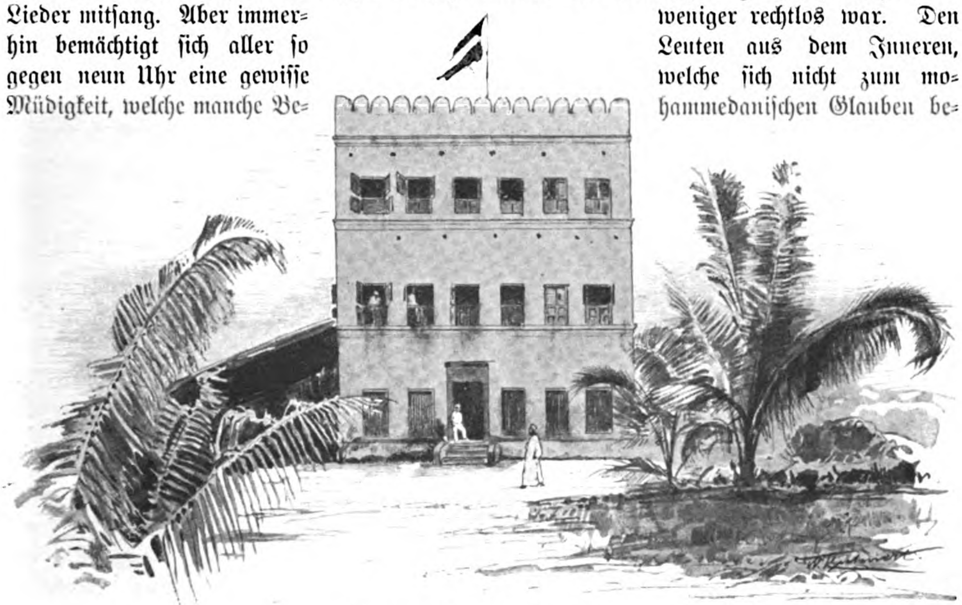
Pangani: Neues Zollgebäude.

Aber nun nach dem Fort, um den dortigen Herren einen Höflichkeitsbesuch abzustatten, der sehr gern gesehen wird. Am alten Zoll vorbei, welcher unter einem Schuppen untergebracht ist, bringen uns wenige Schritte nach dem Hotel und Kaufladen Pereiras (eines Goanesen) und nach einem etwas ernsthaft aussehenden weißschimmernden Gebäude. Von den Bastionen der niedrigen Umfassungsmauer drohen Kanonen, auf die einst so unruhige, jetzt friedliche Stadt gerichtet. Am Eingang präsentiert die Wache vor dem Europäer, obwohl er keine Dienstabzeichen trägt. Aber der brave Jüngling ist in der Achselklappologie noch nicht erfahren genug, für ihn ist jeder Europäer, welcher eine hellere Gesichtsfarbe hat, immer noch ein höheres Wesen, wenn er auch schon im geheimen darüber spotten mag, daß die dunkel gefärbten Europäer, Levantiner, Griechen und Italiener, Europäer zweiter Klasse (die „Wilden von Europa“) sind. Vorläufig steht er vor dem Europäer mit einer ganz eigentümlichen linkischen Haltung, gespannt und doch lustig dreinblickend, wie wenn er sagen wollte: Ich verstehe zwar nicht recht, weshalb ich hier stehen soll, denn das Fort kann doch niemand wegtragen; aber da ihr weiser seid als ich, so werdet ihr es wohl wissen. Die Sudanesen, an deren Kasernen wir beim Betreten des Forts vorbeikommen, sehen martialischer aus und sind bekanntlich auch kräftige Burschen. Die Post ist in einem kleinen Anbau untergebracht, daneben steht inmitten des großen Hofes das Centrum der Europäer, ihre Zwingburg: ein früheres arabisches Haus — wenn ich nicht irre, seiner Zeit dem Buschiri gehörig —, in dem die Offiziere und Beamten wohnen. Es enthält nichts Merkwürdiges, sondern ist recht prosaisch. Das Schönste an diesen arabischen Häusern mit ihren staubigen Korridoren, den kahlen Wänden, winkeligen, engen, dunklen Treppen, schlecht schließbaren Thüren und Fenstern, dem einfachen Meublement und dem Mangel an Komfort, ist immer das flache Dach. In Tanga hatten wir seine Reize nicht genießen können, denn dort sind die wenigen Häuser von Bedeutung mit Wellblech gedeckt, dem häßlichen, aber praktischen Ersatzmittel, aber in dieser arabischen Stadt ist diese europäische Neuerung kaum noch eingeführt worden. Und man hat sehr wohl daran gethan, denn kein Balkon kann das flache Dach ersetzen, wenn des Abends die Seebrise sich wieder aufmacht und nach dem Lande zu weht und der Europäer

ebensogut wie der Araber nach oben steigt, um zu genießen. Im Osten leuchtet alles noch blutrot in tiefen, satten Farben; aber von Westen her zieht bereits die Dunkelheit herauf. Es wird stiller überall, die Dunkelheit fällt wie ein dichter Mantel über das Land; es naht die hora triste, wie die Mexikaner sagen, bis nach kurzer Zeit der Sternenhimmel sich entschleiernd seine geheimnisvollen Reize entfaltet. Dann verträumt man gern ein Stündchen in der lauen Luft und denkt an seine Lieben zu Hause, die vielleicht von den schlimmen Winternebeln bedräut werden oder in Frühlingsstürmen erzittern, — bis der Boy sich langsam nähert und sein chakula tajari! (das Essen ist fertig) ruft. Aber auch nach dem Abendessen ist das flache Dach der Rendezvousplatz der Europäer, und ich erinnere mich mit Vergnügen daran, als einst der Generalkonsul Hardinge aus Anlaß einer Untersuchung der englischen Ostküste auch Pangani mit seinem Besuch beehrte und stundenlang mit uns auf dem Dach der Boma in dem schweren pasteurisierten Bier kneipte und tapfer deutsche Lieder mitsang. Aber immerhin bemächtigt sich aller so gegen neun Uhr eine gewisse Müdigkeit, welche manche Beobachter als Tropenstumpfsinnigkeit auszulegen sich erdreisten.

Das charakteristische Anhängsel einer jeden Boma, die Schauri-Hütte, fehlt natürlich hier auch nicht, sie ist das Symbol der Gerichtsbarkeit. In einem hübschen Garten am Flusse gelegen, in dem munteren Stil eines Gartenpavillons erbaut, läßt diese Hütte nicht vermuten, daß in ihr der Bezirksamtmann seines richterlichen Amtes mit Ernst und Würde waltet. In offener Gerichtssitzung wird das Recht gesprochen, so gut es eben geht, und der Gerichtsschreiber läßt eifrig seine Feder über das Papier hinfliegen. Das Leben hier vollzieht sich noch in so einfachen Formen, daß der Verwaltungsbeamte, der sich einigermaßen mit den Sitten der Eingeborenen befaßt und gelegentlich den Rat des arabischen Wali, des Beisitzers, nicht verschmäht, sich leicht zurechtfinden kann. In den entwickelteren Gegenden giebt es Bezirksrichter, vor welche verzwickte Fälle, die natürlich bei dem Vorhandensein des Inderelementes nicht fehlen, gebracht werden können.

Die Wohlthat einer unparteiischen Rechtsprechung wird ohne jeden Zweifel von dem größeren Teil der Bevölkerung voll empfunden, da die Mehrheit der Küstenbevölkerung unter der arabischen Herrschaft mehr oder weniger rechtlos war. Den Leuten aus dem Inneren, welche sich nicht zum mohammedanischen Glauben bekannten, erging es noch schlimmer. Wer die Inderstraße entlang geht, die parallel mit dem Flusse verläuft und in ihrer Enge und Unsauberkeit den Typus einer orientalischen Straße darstellt, kann diese schlauen Kauf-



Pangani: Das Usagara-Haus.

leute, in deren Beutel unfehlbar das Kleingeld der schwarzen Bevölkerung verschwindet, vor ihren Läden hocken sehen. Im allgemeinen gehören sie den ärmeren Klassen an und sind nur Kommissionäre der reichen Inder in Sansibar und Bombay, aber ein gewisser Wohlstand macht sich doch auch schon geltend, wie das Wohnhaus eines wohlhabenderen Inders zeigt, welches im Gegensatz zu den arabischen Wohnhäusern die Veranda außen hat. Diese Inder gehören verschiedenen niederen Kasten an, da ein hochkastiger Inder seine Heimat nicht verläßt. Es giebt darunter Sekten wie die Kodschas, deren Mitglieder der schiitischen oder sunnitischen Glaubensform angehören und in einer so kleinen Stadt wie Pangani verschiedene Moscheen haben. Das religiöse Gefühl ist eben bei den Indern sehr lebendig, aber der Sinn für das Erwerbsleben nicht minder ausgebildet. Sie sind nicht allein kleine Krämer, sondern auch weitsichtige und spekulative Kaufleute, welche den Arabern große Summen vorstrecken, um den Elfenbeinhandel im Inneren treiben zu können. Auch die Karawane, welche soeben ankommt und von der Boma nach dem Zoll marschiert, wird schon lange von den Indern erwartet, welche, seitdem die Küstenstationen durch den Telegraphen mit Dar-es-Salam verbunden sind, das wieder Anschluß an das unterseeische Kabel nach Sansibar hat, über den Weltmarktpreis stets genau informiert sind. Die Pangani-Karawanen gehen bis nach dem Viktoria-See und sind zuerst in die Massaisteppen unter bekannten und geschickten Suaheli-Führern auf der Suche nach Elfenbein vorgedrungen, oft unter großen Entbehrungen und Gefahren. Denn die Massaikrieger, welche damals noch im Vollbesitz ihrer Kraft waren, suchten, wie schon vorher bemerkt, gelegentlich einen Streit zu provozieren, um die Karawane zu überfallen und abzuschlachten. Seitdem die Viehseuche die Herden decimiert und ihre Kraft gebrochen hat, ist weniger zu befürchten, aber die Karawanen haben nicht mehr die Subsistenzmittel wie früher und suchen daher vielfach neue Gebiete auf.

Das Hauptgeschäft Panganis, der Zuckerhandel, liegt in Inderhänden, denn wenige



Pangani: Aussicht von dem Usagara-Haus.

Meilen flußaufwärts, oberhalb der Mangrovewälder, befinden sich die Zuckerrohrplantagen der Araber und Belutschen, welche einen begehrten Ausfuhrartikel, Sirup und festen Rohzucker, liefern. Diese Zuckerindu-

strie, welche die bedeutendste einheimische Industrie an der ganzen ostafrikanischen Küste vom Kap Guardafui bis nach Natal ist, bedem eine Gartenanlage von den Herren des Forts geschaffen ist, bis die mit Palmblättern gedeckten Hütten der Eingeborenen die Stadt



Pangani: Die Boma.

abschließen. Wenige Schritte führen uns zu der prachtvollen Bucht mit einem schönen Seestrande, dem beliebten Bade- und Vergnügungsort der Europäer. Auf dem festen Seestrande kann man in einer guten halben Stunde um die Bucht herumgehen oder reiten, Strandvögel jagen oder, wenn man Tauben schießen will, in den Palmenwald abbiegen. Ich möchte hieran noch eine Prophezeiung knüpfen, obwohl vielleicht manche darüber lachen werden. Aber man lacht ja soviel über die Kolonialfreunde in dem soliden und in seiner Sicherheit so wohl bewahrten Deutschland, daß mich dies weiter kaum berühren kann. Diese Bucht von Pangani wird nämlich einst ein Seebad werden! Es giebt an der ganzen ostafrikanischen Küste, soweit ich sie gesehen habe, in der unmittelbaren Nähe einer bedeutenderen Stadt keine günstigere Stelle für ein Seebad als Pangani, und ich sehe bereits die Zeit kommen, wo anstatt der paar Europäer von heute sich Hunderte in die vielfarbigen Fluten stürzen. Ich habe manche Subtropen- und Tropenländer gesehen und kann mir deshalb ein Urteil erlauben, aber wenn ich bedenke, in welcher Weise Galveston, welches ich vor beinahe fünfundzwanzig Jahren noch als ein primitives Seebad verlassen habe, sich in der Zeit entwickelt hat, wie das Seebad bei Honolulu sich herausgemacht hat, so muß ich doch sagen, daß, wenn erst die Kolonisation

steht erst seit etwa dreißig Jahren, als die Araber die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des tiefgründigen Alluvialbodens am Flusse kennen gelernt hatten, aber sie hat sich, trotzdem die Araber das Rohr in etwa dreißig Mühlen vermahlen und sogar Dampfmühlen besitzen, doch nicht in dem Maße, wie angenommen werden konnte, entwickelt. Der Araber ist eben in der Technik ganz gewaltig zurückgeblieben, und die Inder, welche fünfundzwanzig Prozent Zinsen nehmen, zehren an seinem Mark. Dazu kommt noch die Harems- und Sklavenwirtschaft, um den unerfreulichen Zustand zu perpetuieren. Erst wenn deutsches Kapital und deutsche Intelligenz diese fruchtbaren und zukunftsreichen Gebiete zu entwickeln beginnt, wird es anders werden.

Der Araber der Flußniederung läßt sich am ehesten mit einem auf afrikanische Verhältnisse übertragenen Grandseigneur vergleichen. Auf seiner Plantage waltet und schaltet er mit seinen Sklaven in patriarchalischer Weise, aber daneben muß er, wenn es seine Mittel irgend gestatten, noch ein großes, massives Steinhaus in der Stadt besitzen. Der größte Teil der arabischen Häuser gehört auch diesen Aristokraten.

Je weiter wir nach der See zu schreiten, desto breiter wird die Inderstraße, welche sich sogar zu einem kleinen Platz ausweitet, auf



Pangani: Exerzieren der Schutztruppe.

in dem Hinterlande dieser ganzen Küste recht eingesetzt hat, die Bucht von Pangani das große health resort der Küste werden wird.

Dieser Palmenwald, der größte an der ostafrikanischen Küste, da er etwa einen Flächenraum von neun Quadratkilometern umfaßt, liegt auf demselben Niveau wie die Stadt Pangani und wird begrenzt durch den nördlichen Steilabfall eines Plateaus, dessen südliches Gegenstück die Klippe von Bueni bildet. Der Fluß nahm jedenfalls früher seinen Lauf längs des nördlichen Steilabfalls, wurde aber durch Dünenbildung und durch seine eigenen Alluvialmassen gezwungen, immer mehr gegen Süden auszubiegen. Auf dem Terrain zwischen dem Plateau und dem Fluß wurden nun diese bedeutenden Kokosplantagen, welche zum größten Teil dem Sultan von Sansibar angehören, angelegt. Die majestätische Kokospalme, welche freistehend so graziös und zart aussieht, wirkt, in Masse gesehen, für den Europäer etwas ernüchternd. Man vermißt das zarte Spiel des Laubes, das Halbdunkel des deutschen Waldes, denn in einem des Nutzens wegen angelegten Palmenwalde, dessen Bäume in regelmäßigen Abständen voneinander stehen, ist alles hell und sonnig.

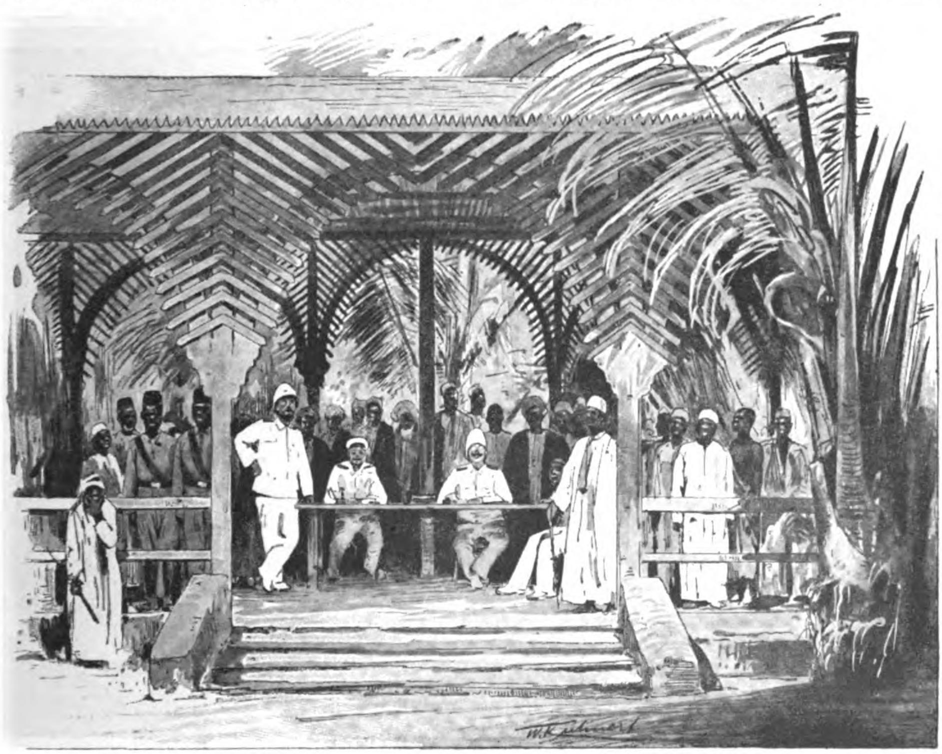
Wir gehen durch den im Winde seltsam hart und trocken rauschenden Wald an den niedrigen Häusern der Eingeborenen, die zerstreut hier wohnen und ein ärmliches Dasein führen, nach dem nördlichen Steilplateau, — aus der Tiefe des Flußthales auf die Savanne. Da weitet sich das Herz, wenn das blaue Meer zu Füßen liegt und drüben die wohlbekannten Usambaraberge herüberwinken. Aus dem hohen Gras, welches noch frisch und grün ist, ragen wie Säulen die großen Ficusbäume hervor, und die sperrigen häßlichen Dumpalmen geben der Landschaft den eigentümlichen Charakter. Ruhe und Einsamkeit und afrikanische Sonne! Die Stadt versteckt im Palmenwald und unsichtbar. — Nur in der Ferne ein einsames Segel.

Eine Reise flußaufwärts geht zwar über den Rahmen dieses Städtebildes hinaus, aber wer Pangani gesehen hat, ohne den Fluß hinaufgefahren zu sein, macht sich doch nur wenig einen Begriff von dem eigentümlichen „Hinterland" dieser Stadt und von der Zukunft, welche ihr noch blühen wird. Zu einer solchen Reise flußaufwärts standen mir zwei Boote zur Verfügung, das der Boma und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche von kräftigen und geschulten Ruderern bemannt und in ihrer Art vortrefflich sind. Da die Ruderer gegen den Strom sehr schwer ankämpfen können, so pflegt man mit der Flut den Fluß hinaufzufahren, nachdem vorher alle notwendige Fürsorge zur Verpflegung des inneren Menschen getroffen wird und auf dem Heck des Bootes das Sonnsegel angebracht ist. Darunter pflegt man einige Matratzen zu legen, auf denen es sich bei der stundenlangen Fahrt

bequem ruhen läßt. Nachdem wir am Fort vorbeigefahren sind, umfängt uns bald das Schweigen eines wilden afrikanischen Flusses. Rechts und links dehnen sich große, dunkelgrüne Wälder der Brakwasser liebenden Mangrove aus, der typischen Pflanze der Überschwemmungszone in allen Tropenländern. Bei Flut steht der ganze Wald unter Wasser, und an besonders günstigen Stellen kann man in dieses grüne Waldesdickicht mit den Booten hineinfahren, während bei Ebbe der schwarze Schlamm ein unfreundliches und düsteres Bild darbietet. Die Mangrovewälder sind durchaus nicht lustig, aber der Araber und Europäer schätzt sie sehr, da sie einen unverwüstlichen Vorrat von Bau- und Brennholz bergen. Aus dem schweren, roten Holze werden die Treppen und Dielen der arabischen Häuser hergestellt und große Mengen davon nicht nur nach Sansibar, sondern sogar nach Arabien gehende Berühmtheit erlangt hat. Mit kurzem Busch bewaldete Hügelrücken, die unten am Fuße von Palmen umsäumt sind, ziehen sich in dies wüste Mangrovengewirr. Der stattliche Fluß behält seine Breite noch meilenweit, und die Fahrt beginnt etwas monoton zu werden, bis plötzlich ein bewaldeter Bergabhang die Weiterfahrt zu hemmen scheint. Es ist ein von den Eingeborenen Teufelsfelsen genannter Waldberg, an dessen Ufer die gierige Woge spült, als das Schiff mit einemmal eine große Biegung macht.

Die abergläubischen Eingeborenen werfen, um den Papo, den bösen Geist, zu versöhnen, auf der Bergfahrt kleine Münzen oder leere Konservenbüchsen in den Fluß, während sie auf der Thalfahrt gewöhnlich, wie ich gleich einschalten will, sich mit einer Stange Zuckerrohr begnügen.

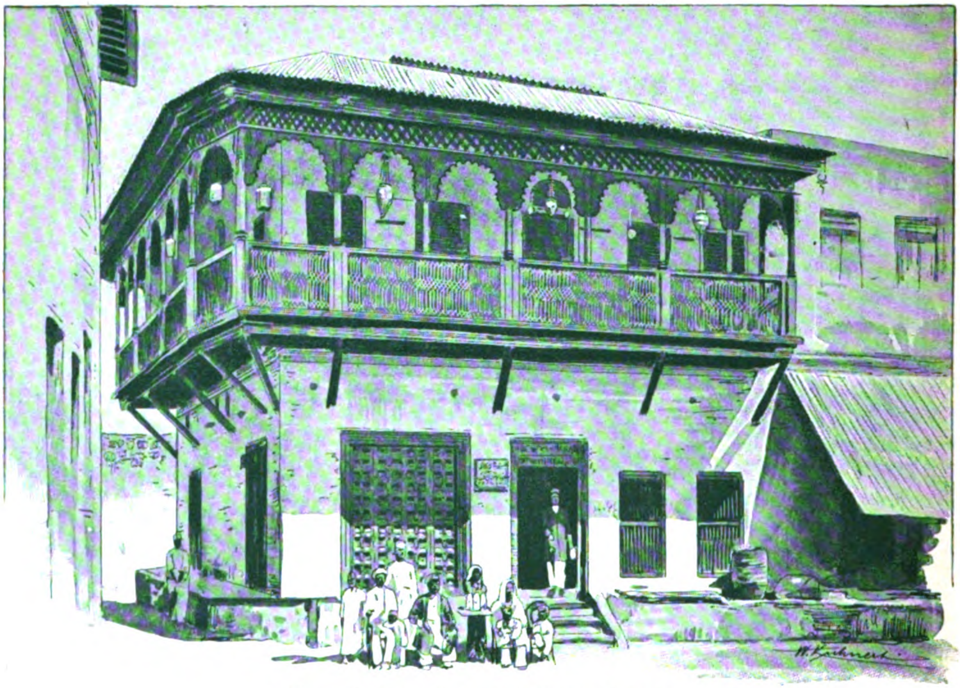
Jetzt dehnt sich vor uns eine im hellen Grün des Zuckerrohrs leuchtende Ebene aus:



Pangani: Schauri-Hütte.

ausgeführt. Die größten Mangrovewälder befinden sich aber nicht hier in Pangani, sondern in dem Delta des Rufidji, welches dadurch eine weit über Ostafrika hinaus- das fruchtbare Alluvialgebiet des Flusses. Links und rechts stehen in den Zuckerrohrfeldern, von dem Hochwasser des Flusses fast berührt, auf kleinen künstlichen Erhöhun-

gen oder auf den das Flußthal umsäumenden Hügeln die in ihrer Unordentlichkeit und Unregelmäßigkeit ganz malerisch aussehenden Zuckermühlen der Araber. An den Uferrändern nicken prachtvolle Lilienarten, und in dem Zuckerrohr erhebt sich die stolze Kokospalme oder die graziöse Arekapalme, deren Nüsse einen Ausfuhrartikel Panganis bilden und von den Eingeborenen und Arabern, mit Betelpfeffer und Kalk vermischt, gekaut werden. Dieses Genußmittel ist an der ganzen ostafrikanischen Küste überall bei den Eingeborenen verbreitet, doch hat meines Wissens noch kein Europäer diesem Kauen, welches die Zähne schwarz färbt, Geschmack abgewinnen können. Die wasserliebende Reghiapalme taucht ihre Wedel in die Flut, und gewaltige üppige Büsche, in welche die aufgeschreckten Affen behende schlüpfen, verwehren hier den Ausblick auf die Felder. Der Fluß, welcher in großen Serpentinen dahinfließt, ist auf beiden Seiten von

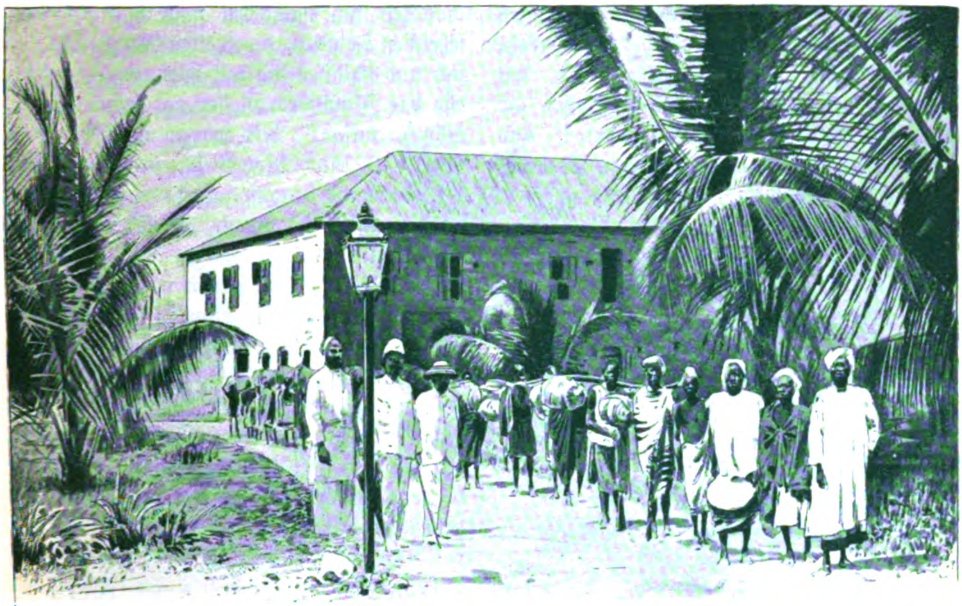


Pangani: Haus eines wohlhabenden Inders.

Höhenzügen umsäumt, auf denen im Kontrast zu der üppigen Flußvegetation die sperrige Dumpalme und der abenteuerlich aussehende Baobab und baumartige Kandelabereuphorbien den Savannentypus kennzeichnen. Der Pangani ist ein Nil im kleinen. Wenn dort die kahle Wüste unmittelbar an die fruchtbaren, durch den Schlamm gedüngten Felder herantritt, so trägt die Vegetation der Kalkberge den Savannen- oder in besonders trokkenen Gebieten einen ausgesprochenen Steppencharakter, und der Gegensatz zwischen dem grünen Flußthal und der sonnverbrannten Steppe wirkt ebenso malerisch hier wie dort.

Aus den Hütten lugen die Schwarzen hervor und winken freundlich, während die kühleren Araber sich in ihrer Beschäftigung, die meistenteils im Nichtsthun besteht, wenig stören lassen. Die Sonne brennt auf den breiten Fluß unbarmherzig hernieder, so daß wir beschließen, einen Augenblick auszusteigen und uns zu erfrischen.

Das Boot legt bei einer primitiven Landungsstelle an, und wir betreten die arabische Schamba. Der Eigentümer, jetzt aus seiner Ruhe aufgerüttelt, erhebt sich von dem Sitze auf der Barasa und begrüßt uns mit echt arabischer Höflichkeit und kräftigem Händedruck. Dann läßt er sofort, ehe noch ein Wunsch geäußert wird, von den niedrigen Pemba-Kokospalmen einige Früchte abnehmen und befiehlt, Kaffee zu kochen.



Pangani: Ankunft einer Karawane.

Manche Europäer halten die Milch der Kokospalme auf Reisen für einen Genuß, und allerdings ist auf Märschen ein kühler Trunk aus diesem Naturbecher nicht zu verachten, wenn nämlich die Nuß zur rechten Zeit gepflückt wird. Man pflegt beim Öffnen einen Kreisschnitt auf dem oberen Ende zu machen und dann mit einem kräftigen Messer dieses Segment abzuschlagen. Nicht alle Eingeborenen öffnen die Kokosnuß so geschickt und verstehen es, mit Grazie die Nuß dem Europäer zu reichen; aber der Araber, welcher auf äußere Formen etwas giebt, betraut gewöhnlich mit diesem Geschäft den Geschicktesten seiner Leute. Die frische Kokosmilch, welche angenehm kühl ist und etwa zwei Drittel einer Nuß füllt, hat einen süßlichen Geschmack, der, um mundgerecht zu werden, häufig noch einen kleinen Zusatz von gebranntem Wasser nötig hat.

Wir besichtigen die Plantage, welche ziemlich liederlich gehalten ist, und die etwas primitive Zuckermühle, in der das Zuckerrohr durch eiserne Mühlen gequetscht wird, welche immerhin einen Fortschritt repräsentieren, den man schließlich hier nicht erwartet hat. Denn in Indien und manchen amerikanischen Ländern wird das Zuckerrohr noch nach der Urväter Methode auf eine primitivere Weise gepreßt, und es ist ein Zeichen für den Fortschritt der Araber, daß sie die alte Wirtschaftsmethode zu gunsten einer besseren aufgegeben haben. Aber im großen und ganzen verstehen sie doch nicht recht, mit diesen Mühlen, welche aus England kommen, fertig zu werden, zumal sie wenig mechanisches Geschick haben, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis ein europäisch geleitetes Fabrikunternehmen dieser ganz unzeitgemäßen Wirtschaft ein Ende machen wird.

Nachdem wir den stark gesüßten Kaffee eingenommen, der nach bekannter arabischer Manier in kleinen Täßchen serviert wird, und unserem Gastgeber als Gegengeschenk eine Flasche Cognak „als Medizin gegen Magenbeschwerden zu nehmen“ überreicht haben — mit dieser Bedingung weist kein Araber Cognak zurück —, besteigen wir wieder das Boot, um bei einer Biegung des Flusses auf großartige Zuckeranlagen, deren Mühlen von Arabern bereits mit Dampfmaschinen betrieben werden, zu stoßen. Aber vorher fehlt es nicht an dem Jagdabenteuer, welches die Nimrode der Expedition mit so viel Eifer herbeisehnten. Der Fluß ist in seinem unteren Teile von allerlei Wasservögeln belebt, hin und wieder zieht auch ein großer blauer Reiher durch die Lüfte und bäumt auf einem abgestorbenen Baume auf,

welcher gespensterhaft zwischen dem grünen Waldesdickicht hervorlugt; aber das große Wild ließ sich noch nicht sehen. Da, mit einemmal ein Ruf von dem Aufpasser am Bug des Schiffes: „Kiboko! Kiboko!" und links sehen wir in einer größeren Einbuchtung eine Anzahl Flußpferde mit größtem Vergnügen und ohne sich um die Boote weiter zu kümmern, im Wasser sich herumjagen.



Pangani: Dumpalmen in der Savanne.

Die Flußpferdherde erging sich in dem feuchten Elemente mit möglichster Unbefangenheit. Die dicken Köpfe mit den dummen Augen wandten sich nach den noch harmlos aussehenden Feinden, die weiten Rachen öffneten sich und schlossen sich mit hörbarem Geräusch, ehe das Flußpferd wieder auf seinen Weideplatz zurücksank. Wir waren mit Gewehren, Modell 88 und Modell 71, bewaffnet, und die Kanonade begann sofort, wie mir schien, aus einer für sie sowohl als für uns etwas ungefährlichen Entfernung. Die Flußpferde ließen sich im Anfang auch nicht im geringsten stören. Der vorsichtige Führer des Bootes wünschte nicht ein Näherheranfahren, da die Tiere, wenn sie aufgeregt oder wütend werden, in dem zur Zeit der Hochflut tiefen Wasser leicht ein Boot umstürzen können. Wir mußten uns daher begnügen, aus sicherer Entfernung auf die sich hin und wieder erhebenden, schließlich scheuer werdenden Tiere, von denen man nur den Kopf und endlich nur die Nasenlöcher und Augen ganz flüchtig sehen konnte, zu schießen. Obgleich mehrere behaupteten, ganz sicher ein Nilpferd geschossen zu haben, das nun unfehlbar mit dem Strom weggeschwemmt und bei Pangani angetrieben werden müßte, so glaube ich doch nicht, daß wir mit unseren Gewehren den Tieren viel Schaden zugefügt haben. Jedenfalls wurde bei Pangani kein Kiboko angeschwemmt. Zur Nilpferdjagd ist ein kleinkalibriges Gewehr übrigens nur dann zu gebrauchen, wenn man, in unmittelbarer Nähe des Tieres stehend, die tödliche Stelle treffen kann. Die Nilpferde halten sich im unteren Teile des Flusses nur noch in vereinzelten Exemplaren auf, da das Geräusch und der Lärm auf dem Flusse sie verscheucht; aber in dem oberen sollen sie noch sehr zahlreich sein. Die Araber kümmern sich wenig um sie, obwohl ihre Pflanzungen unter Umständen sehr beschädigt werden, wie über-

haupt der Araber der Küste wenig jagdliebend ist und kaum versteht, weshalb der Europäer beständig mit dem Schießprügel auf dem Rücken herumläuft.

Neben dem Nilpferd sonnt sich auf den Sandbänken oder in dem hohen Ried noch das Krokodil, welches aber verhältnismäßig scheu ist und sich bei irgend welchem Lärm sofort in den Schlamm zurückzieht. Es kommen ja Fälle vor, daß ein Krokodil Leute ins Wasser hinabzieht, die am Ufer stehen und sich überraschen lassen, aber im allgemeinen tragen die Ruderer kein Bedenken, wenn das Boot über eine flache Stelle geschoben werden muß, ins Wasser zu springen und das Boot zu befördern. Sie behaupten, daß das Krokodil es nicht wagen würde, in die Nähe des Bootes zu kommen; doch thut man gut, in solchen Fällen mit der Büchse in der Hand einen scharfen Auslug zu halten.

Nachdem wir des Nachmittags bei einem uns befreundeten Araber ausgestiegen waren und für die Nacht seine Gastfreundschaft in Anspruch genommen hatten, fuhren wir am nächsten Morgen den Fluß weiter hinauf bis Chogwe. Doch das Bild verändert sich wenig, nur daß der Fluß schmäler wird.

Eine Rückfahrt mit der Ebbe ist ein ganz herrliches Vergnügen. Die Bootsmannschaft, welche sich nach ihrer Arbeit gestärkt hat, singt ununterbrochen ihre eigentümlichen Ruderlieder, welche, an eine der charakteristischen Erscheinungen des Tages anknüpfend, gewöhnlich mit der Bitte um eine entsprechende Belohnung enden. Stundenlang ertönt der Gesang, und das Boot fliegt mit großer Schnelligkeit in dem breiten „Graben" dahin. Denn mit der Ebbe sinkt der Fluß um zehn bis fünfzehn Fuß. Das Wasser aus den Bewässerungsgräben rieselt in den Fluß zurück, und schließlich, wenn er am tiefsten steht, glaubt man in einem breiten Kanal zu fahren, dessen beide Wände durch die steilen schwarzen Alluvialufer gebildet werden. Allmählich beginnt die Sonne zu sinken; die Schatten in den Bäumen, unter den Bäumen — und was für Schatten! — werden immer tiefer und schwärzer, die auch die Tausende von leuchtenden Glühwürmchen nicht erhellen, bis schließlich das Boot unter den den Fluß überhängenden Bäumen im tiefen Dunkel dahinfährt, während der Widerschein der untergehenden Sonne noch auf der Mitte des Flusses liegt. Endlich noch eine Biegung, und wir atmen wieder Seeluft, die Lichter der Stadt Pangani tauchen links vor uns auf — wir sind wieder am Ziel.



Pangani: Lichter Palmenwald.

Lebenserinnerungen.

Von

Fanny Lewald.

Die bekannte Autobiographie Fanny Lewalds „Meine Lebensgeschichte", welche im Jahre 1862 erschienen ist, führt die Erzählung bis zum Herbst 1845, in welchem die Verfasserin ihre erste Reise nach Italien antritt, und bricht hier ab.

Fanny Lewald hat in einem völlig druckfertigen Manuskript unter dem Titel „Neues Leben, Neues Lieben, Das Buch Adolf" einen weiteren Band ihrer Lebensgeschichte hinterlassen, welcher die Schilderung ihres römischen Aufenthaltes im Winter 1845/46 und den Beginn ihrer Beziehungen zu ihrem späteren Gatten, Adolf Stahr, schildert.

Die Publikation des ganzen Bandes wird nicht beabsichtigt. Wir sind aber in den Stand gesetzt, nachfolgend den Beginn des Werkes unseren Lesern mitzuteilen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß späterhin noch einige ausgewählte Bruchstücke der Öffentlichkeit übergeben werden.

Die Redaktion.

* * *

I.

Der Herbst des Jahres 1845 war außerordentlich schön und warm, und ich genoß ihn in dem fremden Lande, in der mir neuen südlichen Natur mit täglich neuer Freude. Noch heute, nachdem volle zwanzig Jahre seit jenem meinem ersten Eintritt in Italien hingegangen sind, kann ich mir die Eindrücke, welche ich damals empfangen habe, mit einer solchen Deutlichkeit in das Gedächtnis zurückrufen, daß ich alle die Lust und Wonne in der That noch einmal zu erleben meine.

Jeder Morgen brachte mir neue Freude, an jedem Abend legte ich mich mit dem Gefühl zur Ruh, daß ich glücklich sei. Wenn dann auch dazwischen immer wieder Stunden kamen, in denen die Erinnerung, wie ich doch mit aller meiner Liebe keine Gegenliebe gefunden hätte und wie ich verschmäht worden sei, mich traurig machen wollte, so scheuchte das strahlende Sonnenlicht, das mich umfunkelte, die trüben Schatten bald wieder von meiner Seele fort, und die reiche und frohe Lebensfülle, die mich in dieser üppigen Natur umgab, gewann schnell wieder ihre Herrschaft über mich.

Es war mir, als wären mir Flügel gewachsen, und so unglaublich kam es mir oft vor, daß ich, meiner Eltern Kind, daß ich, die Kaufmannstochter aus der Kneiphöfischen Langgasse in Königsberg in Preußen, jetzt aus eigener Machtvollkommenheit so weit, so weit von der Heimat, am Lago Maggiore umherging, daß mir im Grunde nun gar nichts mehr wunderbar erschienen sein würde, was mir jetzt noch hätte begegnen können. Ohne daß ich es mir eben aussprach, belebte mich der Gedanke: wenn das geschehen konnte, kann ja auch noch viel mehr geschehen, und ich hatte das ganze Herz voll Hoffnung, ohne daß ich im stande gewesen wäre, es anzugeben, worauf ich denn so freudig hoffte.

Ich betraf mich zuweilen darauf, daß ich still für mich lachte, wenn mir unsere Königsberger Nachbarschaft, meine Bekannten in

der Heimat und meine Jugendgenossen und Schulfreundinnen einfielen, von denen manche mir einst sehr beneidenswert erschienen waren. Nun saßen die alle zu Hause in ihren Stuben an den Fenstern und sahen, wie um elf Uhr die Soldaten zur Wachparade zogen, wie die Studenten durch die Straßen schlenderten und die Kaufleute zur Börse wanderten. Und sie betrachteten einander, von einem Hause zu dem anderen hinüber, und beurteilten einander und kümmerten sich um einander, wie sie sich einst um mich gekümmert hatten; aber das alles, alles ging mich nun auf der Welt nichts mehr an und ich konnte thun und machen, was ich wollte, und sie thun und reden lassen, was sie wollten. Denn ich war frei! Ich war in Italien, hatte nach niemand zu fragen als nach meinem Vater, der mir mein Glück und meine Freude von ganzem Herzen gönnte.

Und wenn das Jahr nun vorwärts ging, wenn es bei ihnen in Königsberg regnete und schneite und sie sich in die engen Stuben sperren und ans Heizen denken mußten, dann ging für mich die rechte Herrlichkeit erst an. Dann war ich in Rom, dann lagen Neapel und Palermo und der ganze Süden und das ganze Leben vor mir ausgebreitet, und die guten alten Bekannten, die mich oft genug gequält hatten, kamen mir nicht nach! Denn Königsberg war in jenen Tagen von Italien viel weiter ab als jetzt; man mußte wochenlang reisen, um es zu erreichen, und sie hatten sich kein Reisegeld verdient wie ich, denn sie hatten ja kein Talent wie ich.

Es war geradezu ein Gefühl von übermütiger Lebenslust. Hätte ich damals meinen Goethe schon so gut im Kopf gehabt wie jetzt, ich würde meine Empfindung und meine Stimmung am besten in die Worte eingekleidet haben: „Schon bin ich heraus, ich mach mir nichts draus! Ade!"

Auch fügte sich alles für mich auf das beste, auf das freundlichste. Wir fanden überall angenehme Reisegesellschaft, und es mochten wohl die Heiterkeit und das Glücksgefühl sein, die man mir von dem Gesichte ablesen konnte, welche mir die Neigung der Menschen gewannen, mit denen wir in Berührung kamen.

Goethe läßt im Epilog zum Essex die Königin Elisabeth die Worte sprechen:

> Der Mensch erlebt, er sei auch, wer er mag,
> Ein letztes Glück und einen letzten Tag!

Und ganz mit demselben Rechte kann man sagen, daß ein jeder, in den verschiedenen Bereichen der Erkenntnis und der Empfindung, ein erstes und unvergeßliches Glück erlebt. Für mich war, nach einer bestimmten Richtung hin, dieser Eintritt in Italien ein solches erstes, nie zu vergessendes Glück.

Wenn ich zurückdenke an den Morgen, an welchem ich von Baveno aus, in kleinem, überschattetem Boote nach der Isola Bella hinüberfuhr, kommt es noch heute mit solcher Glücksfülle der Erinnerung über mich, daß es mir die Thränen in die Augen treibt.

Mir war ganz feierlich zu Mute, als wir, aus dem Kahne aussteigend, uns von einer mir fremden Pflanzenwelt umgeben fanden. Die dunkelgrünen, architektonischen Cypressen, der glänzende, fest emporsteigende Lorbeer, die Oleanderbüsche, deren weidenartige Zweige sich mit ihren roten Blumenbündeln tief herniederneigten und ihren süßen Duft mit dem der blühenden Citronen- und Orangenbäume mischten, die üppigen Gräser und Kräuter und Moose, welche überall den Stein bedeckten, hatten etwas Märchenhaftes für mich, und als wir dann aus dem blendenden Tageslicht in das Schloß geführt wurden, als die weiten, kühlen Säle mit ihren Mosaikfußböden, mit den hochgewölbten Decken sich vor mir aufthaten, als ich die Ölgemälde und die Statuen erblickte, mit denen die Borromäer ihren Palast ausgeschmückt haben, da erst verstand ich Goethes sehnsuchtsvolle Frage: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?" — da erst erfaßte ich sie vollkommen, die Worte: „die Myrte still und hoch der Lorbeer steht"; und es ergriffen mich wahrhaft heilige Schauer, als ich es mir in Italien sagen durfte: „und Marmorbilder stehn und sehn mich an!" Es war mir wieder einmal eine Offenbarung zu teil, eine langgehegte Sehnsucht befriedigt worden, und diese Befriedigung erneuerte und steigerte sich mit jedem Tage.

Es ist hier nicht der Ort, eine Reisebeschreibung durch Italien zu geben, oder jene Schilderungen der schönen Halbinsel und ihrer Bewohner zu wiederholen, die ich nach meiner Heimkehr in dem skizzenhaften „Italienischen Bilderbuche" zu geben ver-

suchte. Es kommt in diesen Blättern mir nur darauf an, den Einfluß darzuthun, welchen das damals Erlebte auf mein Schicksal und auf meine Entwickelung gehabt hat, und es genügt also, nur in großen Umrissen anzudeuten, auf welchen Wegen ich gegangen, was mir auf denselben fördernd oder hindernd entgegengetreten ist, bis all mein Erleben sich gleichsam in einem Brennpunkte zusammenfaßte und abschloß. Nur hier und da, wo ich den Ausdruck in meiner Erinnerung nicht besser zu finden weiß, als ich ihn damals gegeben, werde ich zu jenen meinen Schilderungen zurückgreifen müssen.

Wir hatten schon von der Schweiz aus zwei Dänen, einen jungen, achtzehnjährigen Edelmann und seinen Mentor, welche dieselbe Straße mit uns zogen, in den Posten u. s. w. zu beständigen Reisegefährten gehabt. In Mailand, als ich, meine Begleiterin erwartend, in der Thür von Reichmanns Hotel stand, hörte ich plötzlich deutsche Worte mit dem mir sehr vertrauten Dialekte der russischen Ostseeprovinzen an mein Ohr schlagen, und selbst die Stimmen schienen mir bekannt zu sein. Ich wendete mich um, und der Staatsrat Ernst von Baer, der berühmte Petersburger Zoologe, stand neben mir. Unsere Überraschung war gegenseitig und angenehm.

Ich hatte Herrn von Baer kennen gelernt, als er Professor an der Universität in meiner Vaterstadt gewesen war. Wir hatten uns in jener Zeit an dritten Orten öfters in Gesellschaften gesehen, er war der Lehrer meines jüngeren Bruders gewesen, und die Entfernung, in welcher jeder von uns sich von der Heimat und von seiner Familie befand, machte, daß wir einander als alte Freunde erschienen.

Herr von Baer, der inzwischen Mitglied der Petersburger Akademie geworden war, hatte eine wissenschaftliche Reise vor, die ihn zunächst nach Genua führte, da er am Mittelländischen Meere Untersuchungen über irgend welche Seegeschöpfe anzustellen beabsichtigte, und schon am ersten Tage unseres Beisammenseins kamen wir überein, daß wir, solange unsere Straße dieselbe bliebe, auch zusammenzubleiben trachten wollten.

Das war eine gar angenehme Aussicht für mich. Denn wenn ich auch sehr weit davon entfernt war, die Gelehrsamkeit eines Mannes wie Herr von Baer auch nur annähernd ermessen zu können, so war ich doch sehr wohl im stande, seinen liebenswürdigen Charakter und seinen feinen Geist zu würdigen und es dankbar zu genießen, wie bereit er in jedem Augenblicke war, mir aus der Fülle seines Wissens mit höchster Anspruchslosigkeit darzubieten, was ich nur irgend begehren konnte und aufzunehmen fähig schien. Dazu hatte sein schlichtes Wesen oft einen wahrhaft kindlichen Anstrich. Wenn man im Verkehr mit ihm eben noch erstaunt gewesen war über das Große, das er dachte und in sich bewegte, denn Herr von Baer ist kein auf sein Fach sich beschränkender Gelehrter, sondern einer jener Geister, die sich an die Erforschung der höchsten und letzten Fragen der Menschheit wagen, so erschien die Harmlosigkeit, mit welcher er sich den Eindrücken des Augenblickes hinzugeben vermochte, doppelt liebenswürdig. Alles unterhielt ihn, alles reizte seine Wißbegier, und da er des Italienischen nur wenig mächtig war, beschäftigten ihn die Anschläge an den Häusern und Straßenecken immer auf das lebhafteste, besonders diejenigen, welche sich oftmals wiederholten. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er, eines Mittags nach Hause kommend, sich darüber beklagte, daß es doch in einem fremden Lande ohne die rechte Kenntnis der Sprache sehr unbehaglich sei. „Ich habe mir heute mitten im Gehen auf der Straße ein Diktionär kaufen wollen," sagte er, „bloß um es herauszubringen, was das verwünschte da affittarsi bedeutet, das ich an allen Ecken und Enden angeschlagen finde. Wissen Sie denn, was das heißt?" Es hieß einfach: zu vermieten!

Unsere dänischen Reisegefährten trennten sich von uns, als wir Mailand verließen. Sie wollten ihre Straße nach Florenz östlich nehmen, wir beabsichtigten über Genua zu gehen, und es wurde ein Wiedersehen mit ihnen in Florenz verabredet. Wir aber, Herr von Baer und ich mit meiner Begleiterin, setzten, mit einem Vetturin fahrend, über die Certosa, über Pavia, Voghera und Novi in kleinen Tagestouren unsere Reise bis Genua fort, und es war ein wundervoller Anblick, als wir gegen den Abend des

dritten Tages, von der Höhe der Seealpen herniederfahrend, plötzlich die funkelnde Bläue des Mittelmeeres, weit leuchtend, gleichsam in üppiger Lebenslust aufatmend, sich vor unseren entzückten und doch geblendeten Augen ausbreiten sahen.

„Und darüber hinzuschweben gleich dem königlichen Tag!" rief es in mir mit den Worten Fiescos; und wieder einmal, wie bei dem ersten Besuche der Isola Bella, wurde es mir deutlich, welch einen Besitz unsere Dichter und Denker uns mit dem von ihnen geschaffenen fertigen Ausdruck für die Gegenstände, welche stark auf unsere Empfindung wirken, und für diese Empfindung selbst erschaffen haben. Denn es ist ein hoher Vorzug, das Bedeutende mit dem Auge eines bedeutenden Menschen sehen zu können, sein eigenes Fühlen und Denken an und zu dem Fühlen und Denken eines großen Geistes erheben zu können; und das, was man selbst zum erstenmal in sich aufnimmt, von der schöpferischen Kraft des Genius schon ergriffen und für immer bezeichnet zu finden. Wieviel Hunderttausende von Deutschen auch nach den Tagen Schillers und nach dem ersten Erscheinen seines Fiesco von den Höhen, welche Genua beherrschen, zu der Stadt und zu dem Meere herniedergeschaut haben mögen, sie werden, sofern sie überhaupt das Werk des Dichters kannten, das stolze Genua in dem Lichte gesehen haben und es mit den Worten des Dichters begrüßt haben, dessen leibliches Auge diese Herrlichkeit nie geschaut hat, und der sie doch mit der erratenden Kraft des Genius so unvergleichlich zutreffend geschildert.

Der Palast Doria, der Palast der Fieschi, die Darsena, das Thomasthor, das alles war mir nur eine Versinnlichung dessen, was seit meiner frühesten Kindheit in mir lebendig geworden war, und wenn die Menge des Neuen und Ungeahnten mich bisweilen fast zu überwältigen drohte, so brauchte ich mich mit meinen Gedanken nur in die Dichtung Schillers zu vertiefen, um mich in der fremden Welt und Natur und dem fremden Volke wie in einer altvertrauten Heimat schnell wieder zu sammeln und zurechtzufinden.

Wir hatten unsere Wohnung in dem auf das Meer hinaussehenden Gasthof zu den vier Nationen genommen. Als wir am ersten Mittage nach unserer Ankunft zu der allgemeinen Speisetafel kamen, hatte sich die Gesellschaft schon zum Essen versammelt, denn wir waren, der Wege in der Stadt noch unkundig, etwas später, als wir beabsichtigt, in den Gasthof zurückgekehrt. Während meine Begleiterin und ich, nun unschlüssig um uns schauend, am Eingange des großen Zimmers stehen blieben, bemerkte ich, daß am oberen Ende des Tisches ein paar Männer, zwischen denen eine Dame saß, auf uns aufmerksam geworden waren, und einer derselben erhob sich, um mir anzudeuten, daß neben ihm noch zwei Plätze offen wären. Der Oberkellner, der uns inzwischen auch gewahr geworden war, erklärte, daß dies eben unsere Plätze sein sollten, und daß er sie eigens für uns ausgewählt habe, weil der eine der beiden Herren und die Dame ebenfalls Deutsche wären. Sie sprachen mich denn auch beide freundlich an, und da meine Reisebegleiterin mich im Laufe der Unterhaltung mit meinem Familiennamen nannte, sah ich mit Vergnügen, daß ich unseren neuen Tischnachbarn als Schriftstellerin nicht fremd war. Indes die Genugthuung, welche sie an den Tag legten, als sie meinen Namen erfuhren, mußte offenbar eine andere Ursache haben, als die bloße Begegnung mit einem Mädchen, das ein paar Romane geschrieben hatte, sie in ihnen hervorrufen konnte, und der ältere der beiden Männer ließ mich darüber auch nicht lange im Ungewissen.

„Sie haben unserem Freunde," sagte er, indem er auf seinen Gefährten, einen Franzosen, zeigte, „eben einen großen Triumph bereitet. Unser Freund ist nicht nur ein Kunstkenner und Kunstforscher, er ist auch Phrenologe; als er Sie in das Zimmer treten sah und Sie einen Augenblick betrachtet hatte, äußerte er: C'est une femme qui compose! Je ne sais pas quoi, mais elle est compositeur."

Ich sah mich denn nun von den Fremden nicht nur gekannt, sondern auch freundlich aufgenommen, und als ich, von dem Rechte der Gegenseitigkeit Gebrauch machend, sie um ihren Namen fragte, erfuhr ich, daß ich den in unserer Kunstlitteratur berühmten Geheimrat Karl Schnaase aus Düsseldorf vor mir hatte, der mit seiner Frau und

einem Freunde wie wir einen Aufenthalt in Genua zu machen und sich dann gleichfalls nach Florenz zu begeben gedachte. Noch an demselben Mittage ward die Bekanntschaft zwischen diesen Personen und dem Staatsrat von Baer vermittelt, und schon am nächsten Tage kamen wir zu einer Einrichtung, welche uns in dem Gasthof der fremden italienischen Stadt zu einer Art von gemeinsamer Häuslichkeit verhalf. Wir entschlossen uns, um miteinander zu sein, samt und sonders eine Treppe höher hinaufzuziehen, wo wir natürlich an frischer Luft und an Weite des Blickes gewannen. Ein großer Saal ward uns als gemeinsames Zimmer überwiesen, und vier Seitenzimmer dienten den verschiedenen Parten zu Schlafstuben. Man frühstückte getrennt, aber wir speisten zusammen und früher, als es in dem Gasthof üblich war, um bei den kürzer werdenden Tagen nicht unnötig lange an der Wirtstafel zu verweilen, und ich wüßte kaum irgend eine Zeit, welche mir auf Reisen heiterer und förderlicher als eben diese geworden wäre.

Morgens in aller Frühe schlenderte ich mit Herrn von Baer auf dem Fischmarkt herum. Er hatte, da die genuesischen Fischer es gewohnt sind, Naturforscher aller Nationen zu bedienen, schon eine Menge von Bekanntschaften unter denselben gemacht und hatte seine Freude an ihrem Verständnis und ihrer Anstelligkeit. Dann holten wir die übrige Gesellschaft aus dem Gasthof ab und fuhren zum Seebade hinaus; und wenn die Septembersonne heiß herniederschien, wanderten wir unter des kunstgelehrten Landsmannes freundlicher Führung durch die kühlen Marmorsäle des Palast Doria, des königlichen Schlosses, des Palazzo Rosso, oder wir saßen unter den hochgespannten Bogen und Wölbungen der Kirchen, hier wie dort die Meisterwerke der Kunst betrachtend, deren Schönheit der Geheimrat Schnaase uns durch sein Verständnis und seine Erklärungen noch deutlicher fühlbar machte.

Ich verstand damals noch recht wenig von der Kunst. Ich wußte kaum, wie man in Ölfarben malt. Ich kannte freilich die verschiedenen Malerschulen in jenen großen, weiten, unbestimmten Umrissen, mit deren Namen der Laie blindlings um sich wirft, wenn er in Bausch und Bogen von den deutschen, von den niederländischen und von den italienischen Schulen spricht. Ich kannte auch die Namen der hervorragendsten Meister und hatte deren Werke in mehr oder weniger guten Stichen frühzeitig gesehen. Wenn ich in Berlin verweilte, war ich öfter ins Museum gegangen, hatte zerstreuten Sinnes und anderweit beschäftigten Herzens die Bilder angeguckt, so daß ich wohl wußte, was auf der Leinwand zu sehen war; auch hatte ich gelegentlich von den Malern in der Gesellschaft verschiedene technische Ausdrücke mir angeeignet, deren ich mich vorkommenden Falles in Rede und Schrift mit jener bedenklichen Selbstgefälligkeit bediente, mit welcher der Ungebildete die Worte einer ihm fremden Sprache zu benutzen liebt. Indes war ich weit davon entfernt, es zu begreifen, welch eine Befriedigung in dem Studium der Kunstgeschichte liegen, welch einen Genuß uns die eingehende und Verständnis erzeugende Betrachtung eines Kunstwerkes gewähren könne.

Jetzt, da nichts mich drückte, da meine Seele frei war, kam es mir, wenn ich so vor den Bildern dasaß, oftmals vor, als hätte ich überhaupt noch gar kein Bild gesehen; als erführe ich es unter dem Lichte dieses Himmels, was Formen und was Farben seien, und welche Fülle des Gedankens, der Liebe und der Schönheit uns von einer Leinwand entgegenstrahlen können. Glück und Freude lassen gute Naturen immer liebenswürdig erscheinen, und ich meine, es muß die Freude gewesen sein, welche ich im Anschauen der Kunstwerke empfand, welche den trefflichen Schnaase so geneigt machte, sich mit mir eingehend zu beschäftigen, während ich ihm doch nichts entgegenbrachte als ein gutes Auge, einen offenen Sinn und eine mit jedem schwachen Strahle neu gewonnenen Verständnisses wachsende Begeisterung für das Schöne und für die Kunst.

Die Tage in Genua gingen bald vorüber, und unsere Gesellschaft mußte sich, sehr gegen ihre Wünsche, trennen. Geheimrat Schnaase mit seinen Gefährten wollte sich nach Siena begeben, Herr von Baer die russische Großfürstin Helene erwarten, deren Geistes- und Herzensvorzüge er höchlich rühmte und die

ihm ihre bevorstehende Ankunft verkündet hatte. Wir aber wollten die Riviera di Levante kennen lernen und die Steinbrüche von Carrara sehen, und nachdem wir verabredet hatten, mit Geheimrat Schnaase in Florenz wieder zusammenzutreffen, trennten wir uns mit Bedauern von Herrn von Baer und zogen mit der sardinischen Courierpost unsere Straße weiter.

* * *

In Florenz trafen wir denn mit unseren Genossen aus Genua abermals zusammen, auch die beiden Dänen, welche an den Seen und in Mailand viel mit uns gewesen waren, gesellten sich aufs neue zu uns, und der Jüngere von ihnen schloß sich mit einer Wärme an mich an, die mir seit der ersten Stunde unseres Begegnens auffallend gewesen war.

Er war ein hoch aufgeschossener, etwa achtzehnjähriger Jüngling, blond, blauäugig, fast immer träumerisch zerstreut, ohne irgend eine Teilnahme für irgend etwas, ohne irgend welche gründliche Kenntnisse, ja weit weniger unterrichtet, als junge Männer seines Standes (er gehörte einer alten Adelsfamilie an und war, da seine Eltern nicht mehr lebten, Besitzer eines reichen Majorates) es sonst zu sein pflegen. Niemand konnte daher schlechter für die großen Reisen vorbereitet sein, die man ihn unter dem Schutze eines älteren Kavaliers machen ließ, und niemand konnte weniger wirkliche Befriedigung oder wirklichen Genuß von denselben haben als eben er. Er wußte oft gar nicht, was er eigentlich sah. Ihm fehlte oft jeder Zusammenhang mit den historischen Monumenten und mit den Kunstwerken, an denen man ihn vorüberführte; und dabei hatte er doch Verstand genug, es zu empfinden, daß er nicht an seinem Platze sei, daß ihm etwas fehle, und Empfindung genug, sich darüber unglücklich zu fühlen. Weil er entschieden stolz und nicht ohne Eitelkeit war, merkte er es sofort, wenn seine Unbildung die anderen lächeln oder erstaunen machte, und zog sich dann so scheu und finster in sich selbst zurück, daß er Mitleid erregen mußte. Dabei hatte er, soweit seine Einsicht reichte, die unbeirrte Gradheit und Einfachheit der Kinder, und mit dem Instinkt eines Kindes hatte er sich von Anfang an mir zugewendet, weil er merkte, daß ich ihn nicht belächelte, sondern daß er mich dauerte, und daß ich ihn nahm und gelten ließ, so wie er eben war.

Dies ganz instinktive Vertrauen, das er in mich setzte, rührte mich, abgesehen davon, daß die Erscheinung dieses Jünglings mir ein anziehendes Seelenrätsel war, und daß es mich freute, jemand neben mir zu haben, dem ich fortwährend helfen konnte, ohne daß ich Mühe davon hatte. Da ich sechzehn Jahre älter war als er, kam ich ihm ganz alt vor, und ich hatte es sehr bald zu bemerken, wie er völlig ohne Zutrauen neben seinem Mentor herging, und wie man diesem an sich ausgezeichneten Manne mit der Führung eines so knabenhaften Zöglings eine Aufgabe gestellt hatte, die ihm unglaublich wenig zupassend sein mußte, denn der junge Baron war für die leitende Hand eines feinen, an sich und seine Interessen denkenden Weltmannes noch in keiner Weise reif. Der Kammerherr wäre der Mann gewesen, einem gut gebildeten und erzogenen jungen Menschen die letzte Politur und den Schliff für die Welt zu geben; aber er war völlig ungeeignet, in dem ihm anvertrauten Jünglinge so zu sagen die ersten Begriffe von dem Leben unter den Menschen und in der Welt hervorzurufen und zu entwickeln.

Julian bedurfte damals noch, wie ein Kind, ganz entschieden der nachgiebig eingehenden Geduld einer Frau, die in jedem Augenblick zu erraten versteht, was in der Seele eines solchen werdenden Menschen vorgeht, und die erfinderisch genug ist, ihm die Dinge und Gegenstände so zurecht zu legen, wie sie dieselben von ihm aufgefaßt und ergriffen zu sehen wünscht. Wo der Mentor Julians nur ein verächtliches Achselzucken für ihn hatte, konnte ich in der Regel dem Gedankengange nachkommen, auf welchem der Jüngling zu der Äußerung gelangt war, deren Absonderlichkeit, wenn man sie aus dem Zusammenhange herausnahm oder sie mit den üblichen Ansichten und Aussprüchen verglich, wirklich oft geradezu unbegreiflich erscheinen mußten, während ich doch zu bemerken glaubte, daß gerade solchen Äußerungen bei ihm oft etwas ganz richtig Ge-

fühltes zum Grunde lag. Ich hatte eben von meiner frühesten Jugend an mit Kindern, mit Werdenden verkehrt, und obschon mir, wie ich es seiner Zeit meinen Geschwistern gegenüber mit Bedauern wahrgenommen, die Gabe, in bestimmten Gegenständen zusammenhängend zu unterrichten, durchaus fehlte, besaß ich dagegen ebensoviel Neigung als Geschick, entwickelnd und erziehend auf Kinder und jüngere Personen einzuwirken. Im ersteren Falle machte meine eigene schnelle Fassungsgabe mich leicht ungerecht gegen diejenigen, die nicht, wie ich es wünschte, dem Unterrichte folgen konnten; in dem letzteren Falle aber war meine Geduld nicht zu ermüden, was dann später, als mir die Erziehung meiner Stiefkinder zur Pflicht ward, mir und ihnen gelegentlich wohl zu statten gekommen ist.

Ich hatte also wirklich eine Freude, als es an einem der ersten Morgen, die wir in Florenz, nachdem wir den Gasthof verlassen hatten, in unserer Wohnung zubrachten, an meine Thür klopfte und Julian hereintrat.

„Ich habe alle Tage im Fremdenanzeiger nachgesehen, meine liebe Lewald!“ (so nannte er mich wunderlich genug von Anfang an) „ob Sie noch nicht angekommen wären!“ sagte er, und es verstand sich für ihn nun ganz von selbst, daß er, da ich nun angekommen war, mir wie ein Schatten folgte, wenn ich ihn nicht eben fortgehen hieß. Manchmal, wenn er in den Galerien mich mit seinen kindischen Fragen störte, mußte ich über mich selber lachen, denn ich kam mir dann bisweilen wie die Prinzessin in Immermanns reizendem Märchen, im Tulifäntchen vor, die den jungen Riesen zu bilden unternimmt, ohne damit sonderliche Ehre einzulegen; und die sich täglich wiederholende Bemerkung meiner Begleiterin, daß der junge Fremde doch gar zu einfältig sei, war auch nicht sehr ermutigend. Ich brauchte dann aber auch nur zu sehen, mit welcher Zuversicht er sich an mich wendete, wie zufrieden er war, wenn er mir in einer Stunde des Ausruhens von seiner Heimat, von seinen Gütern, von seinen Vettern erzählen durfte, die er nicht liebte, und von seiner Cousine Stina, die er sehr liebte und zu heiraten dachte, wenn er majorenn sein würde und sie ihn haben wollte, um ihm auf seine allabendliche Frage: ob er morgen wiederkommen dürfe, so lange bejahend zu antworten, bis sein Wiederkommen sich ganz von selbst verstand und bis es mir gleichfalls fast zur Gewohnheit geworden war, ihn wie ein Kind immer neben mir zu sehen und zu haben.

Ich hatte dabei gar kein Verdienst, sondern vielmehr eine Art von unverdienter Genugthuung. Wie heiter ich gerade damals auch war, blutete doch die alte Wunde in meinem Herzen noch fort, und mit allen den Erfolgen, die ich seitdem errungen hatte, bei all dem herzlichen Wohlwollen, welches mir eben jetzt von all unseren Reisebekannten entgegengebracht worden war, wurde ich doch das Gefühl nicht los, daß ich eigentlich zu keines Menschen Glück unentbehrlich sei, und mich verlangte nach dieser Unentbehrlichkeit.

Manchmal nannte ich dies eine Thorheit, aber ich konnte mich mit einer solchen Beschwichtigung nicht über ein ganz berechtigtes Empfinden fortheben. Es liegt in der Frauennatur, die auf Hingebung angelegt ist, das unabweisliche Verlangen nach dem Besitze eines Menschen, dem man ein Höchstes ist, dem man alles gewähren kann, was er bedarf, und der dabei doch unser eigen ist; und ich habe nie ein Mädchen gekannt, das nicht, wenn es der Hoffnung auf Liebesglück und Ehe, wie ich in jenen Tagen, zu entsagen begonnen hat, einen oft unbewußten Trost und einen, wenn auch nur vorübergehenden Anhalt in der Zuneigung jüngerer Personen, einer Schwestertochter, eines Neffen, oder auch eines ihr zufällig in den Weg gekommenen jungen Menschen zu finden getrachtet hätte.

Wie aber Bildung immer duldsam macht, so hatte niemand mehr Geduld und Freundlichkeit für den armen jungen Dänen, als Geheimrat Schnaase. Weil er selbst eine dichterisch angelegte Natur und viel mit schöpferischen Geistern, namentlich im engsten Verkehr mit Immermann gelebt hatte, begriff er auch vollkommen, welch eine Anziehungskraft eine Gestalt wie Julian für einen jeden haben mußte, der in einem Menschen mehr als nur seine äußere Erscheinung zu sehen vermochte, und Julian wurde es denn auch nicht müde, zu versichern, daß er die Deutschen liebe, und daß er gern in

Deutschland leben möchte, wenn alle Deutschen so gut wären wie der Geheimerat und ich.

Florenz brachte im ersten Augenblick einen sehr ernsten, fast finsteren Eindruck auf mich hervor. Der stolze Palazzo Vecchio, dem sein kühn emporstrebender Turm so verwegen zu Gesicht steht, wie einem vierschrötigen Kämpen der mächtige Helmbusch an seinem Hute, hatte in seiner Gewaltigkeit etwas Überwältigendes für mich. Der Palazzo Strozzi, der sich finster drohend mitten in den Straßen der Stadt wie eine Burg auftürmt, erschreckte mich. Or San Michele, mit seiner geheimnisvollen Fassade, das Barghello — das war alles so befremdend; und wenn durch die enge Straße, in welcher das Geburtshaus des unsterblichen Dichters, des Dante Alighieri, gelegen ist, zufällig einmal verhüllten Angesichts und in ihre Kapuzenmäntel gehüllt eine jener Brüderschaften vorüberzog, die, während der Kämpfe der Welfen und der Ghibellinen gestiftet, heute noch bestehen und heute noch das gleiche Werk barmherziger, parteiloser Bruderliebe üben, zu welchem sie sich dazumal verbunden, so fragte ich mich anfangs immer mit Erstaunen: wie kommst du denn hierher?

Das Mittelalter in seiner gewaltthätigen Größe war mir nie zuvor so lebendig geworden als hier, wo die alten Paläste einander noch bis auf diese Stunde wie Festungen inmitten des Stadtbezirks zu trotzen schienen. Aber je öfter ich vor ihnen vorübergegangen war, um so häufiger hatte ich mein Auge von ihnen ab- und zu dem fröhlichen Leben hinübergewendet, das sich in dem Corso degli Adhimari, das sich auf der Piazza Granducale, auf der Brücke der Goldschmiede, am Dom und an den Ufern des Arno überall bewegte, bis das ganze Florenz mit seinen mittelalterlichen Bauten, mit seinem erhabenen Dom und dem schönen schlanken Campanile, mit seinen Blumenverkäuferinnen und seinen unzähligen Sträußen von blühenden Blumen mir nur noch wie ein einziges mittelalterliches Bauwerk erschien, um dessen wohlerhaltene Mauern frisches Grün seine belebenden und verschönenden Kränze windet.

Die Stunden gingen mir wie im Fluge hin. Ich hatte die Freude gehabt, in Florenz einen Bekannten wiederzufinden, den als Schriftsteller bekannten Doktor Tomaso Gar, mit dem ich ein paar Jahre vorher, als er einen Aufenthalt in Berlin gemacht, häufig in Gesellschaft zusammengewesen war; und Empfehlungen meiner Berliner Freunde hatten mich in den gastlichen Kreis der Familie Sabatier eingeführt.

Franz Sabatier, ein im südlichen Frankreich heimischer und dort reichbegüterter Franzose, hatte sich früh mit deutscher Litteratur und Musik beschäftigt, war viel in Deutschland umhergereist und hatte auf einer dieser Reisen die damals in voller Blüte ihrer Kraft stehende Sängerin Karoline Unger gesehen, gehört und nach längerer Werbung geheiratet; denn da Karoline bedeutend älter als der junge Franzose war, hatte sie ein immerhin gerechtes Bedenken getragen, seinen Wünschen und ihrer Neigung nachzugeben.

Als ich Sabatier und Karoline kennen lernte, hatte ihre Ehe schon mehrere Jahre bestanden. Karoline mochte vierzig Jahre alt sein, sah aber jünger aus, und die Altersverschiedenheit der Gatten fiel nicht störend auf, da die große Lebhaftigkeit, mit welcher beide an allem Geistigen teilnahmen, zu einem ausgleichenden Element zwischen ihnen wurde.

Ich fand sie nicht in der Stadt, sondern in einer Karolinen gehörenden Villa, die, wenn ich mich recht entsinne, auf der Straße nach Fiesole gelegen war. Man kam mir freundlich und wie einer alten Bekannten entgegen.

„Das ist ein gar Schönes an der Kunst,“ sagte Karoline, „daß sie zu einer Art Freimaurerei zwischen denen führt, die sie üben und lieben. Man hat, wenn man einen Künstler kennen lernt, gar nicht nötig, nach dem Woher und Wohin zu fragen, mit dem man sich in dem Leben anderer Leute erst zurechtfinden muß, um zu wissen, was man an ihnen etwa besitzen wird, und wir wissen doch wenigstens ungefähr, was jeder im wesentlichen will; da kann man gleich miteinander ruhig darauf losverkehren und das Gelegentliche der Enthüllung, dem Zufall überlassen.“

Ich mußte von unseren zahlreichen gemeinsamen Bekannten in Berlin erzählen,

sie sprach von einer großen Reise nach Griechenland und dem Orient, die sie in Begleitung ihres Mannes und eines ihm befreundeten Malers unternommen hatte, sprach mit Vorliebe von ihrer früheren ruhm- und erfolgreichen Künstlerlaufbahn und mit noch weit mehr Liebe von ihrem Gatten, und wie sie dann immer seines Lobes voll war, sagte sie einmal zu mir: „Seine große Natur und seine Bedeutung waren es auch, die mich endlich zu der Ehe mit ihm bestimmten und diese den Jahren nach so ungleiche Verbindung erklärlich machen oder entschuldigen — wie man es nehmen will!"

Es lag ein fester, selbstgewisser Freimut in ihrem ganzen Behaben, und doch war alles, was sie that und sprach und wie sie es that und sprach, durchaus formvoll und weiblich. Unwillkürlich mußte ich an die Schröder-Devrient denken, obgleich Karoline mit der Devrient nicht zu vergleichen war, aber sie hatte wie diese einen großen Stil in der Haltung und im Ausdruck und eine herzgewinnende einfache Güte. Ich möchte nicht sagen: sie mußte gefallen, sondern sie war gefällig, d. h. für alle diejenigen zum Gefallen geschaffen, welche für diese in sich selbst bestimmte Weise des Verständnisses nicht entbehrten.

Mir, die ich nun schon seit Wochen und Wochen wie in einem Feenreiche ein fremdes und erhöhtes Dasein lebte, waren auch diese Besuche in Villa Concepcione, denn ich kehrte noch ein paarmal dahin zurück, nachdem ich einmal dort gewesen war, wie neue Blicke in die lang geahnte und ersehnte Welt. Das schöne Haus mit seinen weiten, kühlen, durch Vorhänge beschatteten Gemächern, aus denen man auf die breiten Terrassen des blumenreichen, in Wohlgeruch schwimmenden Gartens hinaustrat; die Aussicht, die man von dieser milden Höhe auf das schöne Thal genoß, erschienen mir des Nachts noch in meinen heiteren Träumen. Ich wurde nicht müde, mir die inhaltreichen Gespräche zu durchdenken, die Franz Sabatier, dessen Sinn beständig auf Großes und Bedeutendes gerichtet war, eben dadurch unwillkürlich anregte. Von den Theorien Fouriers war viel die Rede, die damals Sabatiers große Teilnahme erregten; viel wurde auch von Malerei und Skulptur in ihrer Anwendung bei der Architektur gesprochen, denn meine neuen Bekannten ließen eben in jener Zeit ein palastartiges Haus in Florenz erbauen, in dessen einem Saale Scenen aus den klassischen deutschen Dramen und Opern gemalt und an dessen Marmorkaminen in den Kindergestalten, welche die Brüstungen stützten, Fouriers Gedanken über die Geschlechter ausgedrückt werden sollten. Dazwischen hatte man Musik gemacht; Frau Karoline hatte selbstkomponierte Lieder gesungen, und das alles war vorgegangen in einem Lichte und in einer Luft und unter einem Himmel, dessen sanfte Herrlichkeit für mich noch immer etwas Berauschendes hatte.

Wenn ein junger Baum Bewußtsein hätte, der lange in einem dürftigen, ihn zurückhaltenden Erdreich gestanden und urplötzlich in den ihm zusagenden Boden verpflanzt würde, so müßte ihm so zu Mute sein wie mir in jenen Tagen. Ich fühlte mich förmlich wachsen. Ich empfand es, wie ich in jeder Stunde Neues, Schönes in mich aufnahm, wie es mir zu eigen ward, wie meine Seele sich aufschloß, sich erweiterte und befreite.

Ich stand vor der Madonna della Sedia, vor den Tizianschen Venusgestalten; ich sah den Sichelschleifer, die Niobiden, ich ging in der Loggia dei Lanzi umher; die schattigen Gänge des Giardino Boboli, die breiten Wege der Cascinen eröffneten sich mir. Ich hielt die lieblichen Sträuße von weißen Tuberosen, in deren Mitte die feuerroten Nelken brannten und die rings von den feinen Zweigen der Citronenmelisse umgeben waren, alltäglich in meinen Händen, und ich genoß das alles in Gesellschaft von Menschen, deren feiner Sinn mich belehrte und die mich liebgewonnen hatten um meiner selbst willen. Ich war sehr glücklich.

Manchmal, wenn ich noch im Dämmerlichte durch die Straßen ging, kam mir all diese Wirklichkeit ganz plötzlich wie ein Traum vor, und von dem geheimnisvollen Zauber des abendlichen Glockengeläutes umfangen, pflegte ich dann, den Gläubigen folgend, bisweilen in die Hallen der Kirchen einzutreten.

Die Stille, der Duft des Weihrauchs, das Dunkel selbst thaten mir wohl und hatten für meine Aufregung etwas Beschwichtigen-

des. Halbe Stunden lang konnte ich dort sitzen ohne einen bestimmten Gedanken, in einem Hinträumen, wie ich es nie zuvor gekannt hatte; aber neben der Ruhe, welche ich dort fand, lernte ich es auch erkennen, was die alltäglich geöffnete Kirche, was ein paar Minuten Einsamkeit dem Menschen unter gegebenen Verhältnissen zu sein vermögen, und ich beklagte dann von Herzen, daß in unserem protestantischen Norden dem Gläubigen diese Möglichkeit der Sammlung, diese unmittelbare Befriedigung eines religiösen Gemütsbedürfnisses nicht gewährt werden. Kaum ein solcher Abend verging mir in den Kirchen, ohne daß ich Frauen und Männer einsam eintreten, vor einem der entlegenen Altäre niederknien und, kaum erkenntlich bei dem matten Scheine der silbernen Lampe, in stillem Beten ihre Thränen weinen und trocknen sah. Ich wurde jedesmal davon ergriffen und erschüttert, und nicht mich allein rührte dieses stille Beten.

Eines Abends kamen wir in größerer Gesellschaft von der Höhe zurück, auf welcher die schöne Kirche von San Miniato steht, und da die Sonne schon zeitiger sank, denn wir waren bereits über die Tag- und Nachtgleiche hinaus, hatte der Abend uns überrascht und wir hatten uns in der Straße getrennt, um noch einmal in unsere verschiedenen Wohnungen zurückzukehren und dann im Teatro Cocomero wieder zusammenzutreffen. Ich hatte, um nicht in dem Dämmerlichte allein zu gehen, Julian bei mir behalten, und teils aus Neigung, teils weil ich ihm sein blindes und eben deshalb fanatisches Vorurteil gegen den Katholicismus abgewöhnen wollte, das er, ohne ein Bewußtsein davon zu haben, zeitig eingesogen, trat ich in eine der Kirchen ein. Er folgte mir offenbar mit Widerstreben, ja er sagte endlich, er finde es heidnisch und abscheulich, im Finstern zu beten und sich bei Nachtzeit, wie ein Dieb, in eine Kirche einzuschleichen.

Das waren Aussprüche, wie ich sie von ihm gewohnt war. Ich achtete aber nicht darauf, sondern ging in die Kirche hinein, es ihm überlassend, ob er mir folgen wolle oder nicht. Weil ich nicht lange verweilen konnte, blieb ich, an einen der Beichtstühle gelehnt, nicht allzufern vom Eingang stehen. Julian stand neben mir. Fernab brannte die ewige Lampe am Altare, langsam ging ein alter Geistlicher an uns vorüber. Es war ganz still in der Kirche, die starken Ledervorhänge vor den Thüren hielten den Lärm des Straßengewühles und des alltäglichen Lebens von diesem, der Sammlung geweihten, geheiligten Raume fern. Hier und da lag ein Betender vor einem der Altäre, oder kniete, in sich und sein persönliches Leid versunken, auf nichts sonst achtend, mitten in dem Schiff der Kirche. Mit einemmal schlug Julian die Hände vor sein Gesicht und ging hinaus. Ich sah, daß er weinte. Als ich dann nach einer Weile ebenfalls die Kirche verließ und wir uns schon wieder auf der Straße befanden, sagte er plötzlich gepreßt und hastig: „Ich konnte nicht bleiben! Es kam über mich, ich weiß nicht wie! Ich hätte mich auf die Knie geworfen, wenn ich geblieben wäre!“

An diesen Abend und an dieses Erlebnis habe ich sehr oft zurückgedacht, wenn ich später in der Heimat an unseren verschlossenen protestantischen Kirchen vorübergegangen bin, die sich nur an Sonntagen mit einer gewissen kalten Feierlichkeit, die sich nur bei jenen Ereignissen des Lebens und in jenen Stunden für den Menschen öffnen, auf welche der Staat und die protestantische Kirche ihr Siegel gedrückt haben. Freilich steht geschrieben: „Wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein!“ Aber es ist ein eigen Ding um das Kämmerlein des Armen, des Notleidenden, in dem kein stiller Winkel für ihn frei ist, in dem aus jeder Ecke ihn das Elend anstiert, aus dem er Rettung ersehnt. Und selbst aus dem Hause des Reichen und aus dem säulengetragenen Palast kann man sich hinaussehnen in eine feierliche Stille, um ungesehen und ungestört die Thränen eines schwerbeladenen Herzens auszuweinen.

In seiner Herzensangst zu jeder Stunde vor dem Altar Gottes, dem man Allmacht und die höchste Vaterliebe zutraut, niederknien und zu ihm in verschwiegener Einsamkeit um Hilfe flehen zu können; von dem Sterbebette eines Geliebtesten hinzufliehen in das Gotteshaus und im Aufschrei der Herzzerrissenheit sich zu den Füßen eines Allliebenden hinzuwerfen, das muß für viele Naturen eine unsagbare Erquickung sein. — Mit seinen Leiden, mit seiner Verzweif-

lung vom Sonntag bis zum nächsten Sonntag ganz allein zu sein, sich dann feierlich zu kleiden und in der Gemeinschaft mit einigen Hunderten anderer einem gleichgültiger Menschen eine oft recht nüchterne Predigt anzuhören, während man in sich zerschlagen und der Erhebung bedürftig am Boden liegt, darin kann unter solchen Verhältnissen kein Mensch eine Befriedigung finden. Der sonntägliche protestantische Gottesdienst ist eine Art von Staatsaktion, und die während der ganzen Woche verschlossene, kahle und schmucklose protestantische Kirche ist nicht der Zufluchtsort, dessen der Mensch benötigt ist, der sich mühselig und beladen fühlt.

Ich weiß sehr wohl, welche Entstellungen die katholische Hierarchie in das Christentum hineingebracht hat, das ursprünglich wirklich eine Erlösung der Menschheit durch die Liebe war, und ich weiß auch, daß jene Hierarchie vor keinem Mittel zurückschreckt, um ihre bewundernswert organisierte Herrschaft durch die Jahrhunderte aufrecht zu erhalten; aber ebensowenig kann ich mich der Überzeugung verschließen, daß in dem katholischen Kultus auch heute noch erhabene Elemente vorhanden sind, welche dem Bedürfnis der Leidenden und der Gedrückten entsprechender entgegenkommen, als — nach meiner Erfahrung — der Protestantismus es zu thun vermag.

Es wird unter den Menschen immer Organisationen geben, deren Vorstellungskraft für das Erfassen von abstrakten Gedanken nicht ausreichend ist, sondern die es nötig haben, sich die Gedanken zu verkörpern, damit sie ihnen erfaßbar werden, und diese Art von Menschen wird immer sehr bestimmter Kultusformen bedürfen, unter welchen diejenigen den Vorzug verdienen werden, welche dem Herzensbedürfnis, dem Gemütsleben und den sinnlichen Anschauungen jener Naturen am meisten entgegenkommen, welche sich Trost und Anhalt innerhalb einer solchen Religion und Religionsgemeinschaft zu suchen nötig finden.

Ich für mein Teil bekenne, daß ich dieses Bedürfnis nicht fühle. Ich habe mich frühzeitig dahin beschieden, nichts zu sein als ein verschwindendes Atom in dem rätselvollen All, das wir die Welt nennen, und mit der uns möglichen bedingten Freiheit, innerhalb ihrer geheimnisvollen und undurchbrechbaren Gesetze, unter ihren folgerechten Notwendigkeiten mitzuschaffen, mitzuwirken, mitzuleiden. Aber ich finde, daß man dazu einer großen Resignation bedarf, und ich vermag es vollständig nachzufühlen, daß diese Resignation nicht jedes Menschen Sache ist, daß es Menschen giebt, welche den Gedanken an eine solche Welt nicht zu ertragen vermögen.

Ich habe hochentwickelte Gemütsmenschen gekannt und verehrt, welche sich weder der Entsagung noch der Verantwortlichkeit fähig fühlten, die uns auferlegt werden, wenn wir nicht mehr an eine göttliche Vorsehung glauben, und ich bin im Gegensatze Personen von sehr hervorragender Kraft begegnet, deren Phantasie es nicht genügte, nur ein wieder verschwindender, unendlich kleiner Bruchteil in dem ewigen Ganzen zu sein, sondern die über ihr Erdendasein hinaus noch fortzubestehen und eine selbständige Dauer zu bewahren verlangen. Jene Schwachen und jene in ihrem Kraftgefühl und ihrer Stärke doch ungenügsamen Geister würden sich bald eine neue positive Religion erschaffen müssen, welche ihren Anforderungen entspräche, ihnen ihre Verlangnisse gewährleistete, wenn irgend welche Ereignisse die Kenntnis von den vorhandenen positiven Religionen in der Welt zerstörten.

Wer aber einmal eine solche Ansicht von der Notwendigkeit positiver Religionen gewonnen hat, wird es, wie ich glaube, schwer in Abrede stellen können, daß der Katholicismus, der in seinen Kultus so viel von der verschiedenen Kultur aufgenommen hat, die vor ihm bestanden und vor ihm sich wirksam erwiesen hat, dem menschlichen Bedürfnis nach einem sichtbaren Anhalt während des Erdenlebens freundlicher zu Hilfe kommt, als der Protestantismus es thun kann.

Ursprünglich eine Auflehnung, ein Kampf gegen die Mißbräuche und Auswüchse innerhalb der katholischen Kirche, war er notwendigerweise zerstörend, ohne deshalb gleichzeitig schöpferisch zu sein, und statt sich als die fortdauernde freie Kritik und freie Bewegung zu erklären, machte er auf halbem Wege Halt, während die Wissenschaft rastlos neben ihm vorwärtsschritt. In dem Augen-

blicke aber, in welchem er vor irgend einer Folgerung des freien Forschens stillestand, war er von sich selber abgefallen, hatte er sich selbst gerichtet. Denn der Fortschritt bedingt die nicht ablassende Bewegung, und eine Treppe ist für die Dauer nimmermehr als ein fester Standpunkt anzusehen. Man kann nicht dauernd auf ihr verweilen, man muß sie empor- oder hinuntersteigen, und eine religiöse Gemeinschaft, die, von der Kritik ausgehend, dieser ihrer Kritik bestimmte Schranken setzt, in welcher die Kritik aufzuhören und statt des Urteils der Glaube zu beginnen hat, ist ein Widerspruch in sich selbst.

So aber ist es dem Protestantismus ergangen. Schwankend zwischen dem Glaubensbedürfnis der einen und dem Forschungstrieb der anderen, dem er an einer bestimmten Schranke sein Halt zuruft, wird er diese letzteren der Wissenschaft überlassen müssen und jene anderen an die katholische Kirche verlieren, und unzähligemal habe ich mich in Italien an einen Ausspruch erinnert, den Macaulay in seiner Kritik über Rankes Geschichte der Päpste gethan hat. Er sagt, nachdem er von der unvergleichlichen Organisation der katholischen Kirchengewalt gesprochen hat: „Vielleicht besteht die römische Kirche noch in ungeschwächter Kraft, wenn dereinst ein Reisender aus Neuseeland inmitten einer unermeßlichen Wüstenei auf einem zertrümmerten Pfeiler der Londoner Brücke seinen Standpunkt nimmt, um die Ruinen der Paulskirche zu zeichnen.“ Und später, nachdem er die nach vielen Seiten hin förderude Kraft des Protestantismus anerkannt und an dem Fortschreiten der nordisch-germanischen Staaten im Vergleich zu den südlich-katholischen dargethan hat, kommt er trotzdem zu dem Schlusse: „Es ist gewiß eine bemerkenswerte Erscheinung, daß weder die moralische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts, noch die moralische Gegenrevolution des neunzehnten das Gebiet des Protestantismus auf eine bemerkenswerte Weise vergrößert haben. Während der ersteren Periode ging alles, was der Katholicismus einbüßte, zugleich für das Christentum verloren; in dem letzteren Zeitraum war alles, was das Christentum in katholischen Ländern zurückeroberte, ein Gewinn für den Katholicismus — und es ist eine höchst merkwürdige Thatsache, daß sich kein christliches Volk zum Protestantismus bekehrt hat, die Nationen ausgenommen, welche die Grundsätze der Reformation vor dem Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts angenommen haben. Seit jener Zeit haben katholische Genossenschaften dem Unglauben gehuldigt und darauf wieder den Katholicismus angenommen, aber protestantisch ist nicht eine geworden!“

Ich habe in Italien unzähligemal dem eigentlichen Schaugepränge der katholischen Kirchenfeste mit Gleichgültigkeit und oft sogar mit Widerwillen zugesehen. Aber ebenso oft bin ich gerührt worden durch das Lämpchen, das in tiefer Einsamkeit vor dem Muttergottesbilde im stillen Walde brannte, den Wanderer von seinem zerstreuten Denken für einen Augenblick zur Sammlung in sich selber zu bewegen — gerührt von der Hingegebenheit der Beichtenden, die unter Thränen ihr schweres Herz vor dem Ohre des Priesters ihres Gottes entlasteten. Es hat mir das Herz erschüttert, als von der Galerie der Peterskirche am Ostertage die silbernen Posaunen niederschallten, und wir haben uns der Thränen nicht erwehren können, als der Papst darauf von dem Balkon über dem großen Portal den Segen ausgesprochen hat über die Stadt und die Welt!

* *
*

Wie wir uns bei der Abreise von Genua von dem Geheimrat von Baer zu trennen gehabt hatten, so mußten wir, als wir unsere Reise gen Süden fortzusetzen dachten, der uns so wert gewordenen Schnaaseschen Familie lebewohl sagen, von der das Scheiden mir schwerer ward, als ich es erwartet hatte. Man wird das Gute so schnell gewohnt, und es war mir ein solcher Genuß gewesen, bei allem Neuen und Schönen, das mir entgegenkam, mich an das Urteil eines Mannes wenden und lehnen zu können, dem die Feinsinnigkeit aus jeder Miene strahlte und dessen scharfe Auffassungsgabe bei den Kunstwerken, die wir zusammen betrachteten, überall die tiefsten Absichten des Meisters erkannte, während sein großes kunsthistorisches Wissen es Schnaase immer möglich

und natürlich machte, jeden Meister im Zusammenhange mit den Schulen vor ihm und nach ihm zu beurteilen und so über dem Einzelnen das Ganze niemals aus dem Auge zu verlieren.

Aber es waren nicht ausschließlich Kunstbetrachtungen und Gespräche über die Kunst gewesen, die uns einander wert gemacht hatten. Wir waren uns menschlich sehr nahe getreten, obschon wir in den wesentlichsten Überzeugungen sehr weit voneinander geschieden waren. Geheimrat Schnaase war nicht nur Monarchist von der strengsten absolutistischen Observanz, er war auch sehr streng kirchlich und den Freiheitsbewegungen, welche sich in Kirche und Staat seit dem Anfang der vierziger Jahre geltend gemacht hatten, nichts weniger als geneigt. In mancher eingehenden Unterredung hatte er versucht, mir es darzuthun, wo ich nach seiner Überzeugung irrte, oder mich einsehen zu machen, daß der Weg, auf dem ich ginge, mich nicht zu einem befriedigenden Abschluß führen könne. Indes, sein Vorhaben war ihm nicht gelungen, und ohne dadurch in seinem Anteil an mir wankend zu werden, beschied er sich dahin, meine damaligen Überzeugungen als meinen Bedürfnissen entsprechend zu bezeichnen und eine Wandlung meines Sinnes, die er als gewiß voraussetzte, weil er sie zu meinem Heile für unerläßlich hielt, der Hand der Vorsehung und der Zukunft ruhig anzuvertrauen.

Es war an dem letzten Abend, den ich damals in Florenz verlebte, als er mir dieses aussprach. Wir waren noch einmal auf der Höhe von San Miniato angekommen, hatten noch einmal die Kirche in Augenschein genommen und lange in feiernder Versunkenheit auf die Stadt herniedergeblickt, die, in leichte aufsteigende Nebel gehüllt, zu unseren Füßen lag. Der Abend sank schon hernieder, als wir von dem Hügel abwärts stiegen. Ich ging an Schnaases Arm eine Strecke hinter den anderen her. Seine sanfte Stimme klang mild und eindringlich an mein Ohr. Er schilderte mir, wie seine Lebensführung und seine Lebensanschauungen in vergangenen Tagen sehr weltlich und sehr auf ein festes Beruhen in sich gegründet gewesen wären; wie dies Selbstvertrauen erschüttert worden, wie glücklich er gewesen sei, als er dann in der Hinwendung zu einer höheren Kraft und Einsicht den Halt und den Hort gewonnen, den er in sich dauernd zu finden nicht im stande gewesen sei; und wie er sich des Glaubens, ja der Zuversicht nicht entschlagen könne, daß eine das Gute und das Wahre so redlich suchende Seele wie die meine einmal aus gleichen Ursachen zu gleichen Resultaten wie er gelangen werde.

Was der treffliche Mann mir sagte, überraschte mich ebensowenig, als daß er es mir sagte. Alle seine Reden, sein ganzer Verkehr mit mir, hatten mich darauf vorbereitet, und ich hatte es bei jedem Anlaß fühlen können, wie ernst es ihm mit seinem gegenwärtigen Glauben und wie warm und tief der Anteil sei, den er an mir nehme. Ich war auch, wie wir so nebeneinander hergingen, gerührt und bewegt von der Neigung, welche solch ein Anteil kundgab, aber ich konnte auch in dieser Stunde und selbst diesem mir in tausend Beziehungen überlegenen und in jedem Betrachte mir als wahrhaft erschienenen Manne gegenüber meinen Verstand nicht zu dem Bekenntnisse eines Bedürfnisses zwingen, das ich nicht empfand; ja, ich vermochte nicht einmal zuzugeben, daß es mir denkbar sei, ich könne jemals ein solches Verlangen fühlen. Ich hätte ihn fragen mögen, weshalb er denn nicht lieber katholisch werde, wenn er des gläubigen Anlehnens an ein festgegebenes Allgemeines nötig habe? Alles, was ich thun konnte, war, ihn zu versichern, daß ich von seiner Wahrhaftigkeit, von seinem Streben nach Selbstvollendung, von seinem sittlichen Idealismus ebenso überzeugt sei als von seinem Wohlwollen für mich, für das ich ihm von Grund des Herzens dankbar war und immer geblieben bin.

Wir trennten uns dennoch als Freunde, und obschon die folgenden Jahre, in denen ich die beiden Eheleute in Deutschland noch öfter aufgesucht und immer mit Vergnügen und Förderung wiedergesehen habe, unsere verschiedenen Überzeugungen einander nicht näher brachten, so daß endlich der persönliche Verkehr zwischen uns kein freier mehr sein konnte, so weiß ich doch, daß sie meiner mit derselben Zuneigung gedenken, die ich ihnen stets bewahre.

Um große Eindrücke, um schöne Erinnerungen reicher, sah ich die wechselnden Scenen auf dem Wege nach Rom an mir vorüberziehen.

Wir saßen zu vieren in dem Wagen des Vetturins: meine Gefährtin und ich, ein junger Tiroler, der sich trotz Armut und niederer Geburt zu einem tüchtigen Bildhauer herangebildet hatte, und ein junger Franziskanermönch, ein geborener Sicilianer, den man, da er kränklich war, während der heißen Monate von Rom fort und zur Villeggiatur in ein kühler und hoch gelegenes Kloster gesendet hatte.

Der Tiroler, Joseph Gasser, war ein frischer, mutiger Mensch und noch ein wahres Naturkind. Er konnte sich mit seiner Lebenslust gar nicht darein finden, wenn Pater Salvatore uns erzählte, wie er ganz gegen den Wunsch seiner begüterten Eltern in den Franziskanerorden getreten sei, weil er ein melancholisches Gemüt besitze und sich nach dem sanften, abgeschiedenen Dasein in einem Kloster von Kindheit an gesehnt habe. Beide junge Männer waren aber bescheiden und gescheit, und ich habe auch später, solange wir in Rom verweilten, mit beiden noch angenehm verkehrt.

Wir übernachteten zuerst in Arezzo, fuhren dann, dem Laufe der Apenninen folgend, durch den Kirchenstaat nach Perugia. In dem an einem großen See gelegenen Flecken Passignano, in dem wir zu Mittag rasteten, belehrte uns eine pomphafte Inschrift, die auf einer Holztafel über dem Kamin angebracht war, daß dies der Trasimenische See sei, an dessen Ufern Hannibal den Konsul Flaminius besiegte. Mir, die ich an das Pathos der italienischen Sprache noch wenig gewöhnt war, klang die Inschrift seltsam, und doch ergriffen mich die Worte: „der Trasimenische See, Hannibal, der Konsul Flaminius" ganz gewaltig.

Nie im Leben war mir ein Zweifel an der Wahrheit der Thatsachen, an der Wirklichkeit der Personen gekommen, mit denen wir in der römischen Geschichte bekannt geworden und die mir in einem bestimmten Zeitpunkt meiner Kindheit fraglos vertrauter gewesen waren als die historischen Ereignisse der Welt, in welcher ich selber lebte. Trotzdem stand ich wie betroffen vor den bewegten Wassern dieses Sees und fragte mich: Also es ist wahr! Hannibal hat gelebt, hier ist er gewandelt, hier hat er die Schlacht geschlagen! — und alles kam mir verbürgter, deutlicher, wirklicher vor als bis zu jener Stunde; denn große Menschen und große Ereignisse lassen den Schatten ihres Daseins an der Stätte zurück, auf der sie gewandelt haben und geschehen sind — einen Schatten, der noch in fernster Zeit unter dem Auge des Nachlebenden sich immer wieder verdichtet, sich gleichsam verkörpert und das Zeugnis belebt, das aus der Vergangenheit zu uns herübergetragen worden ist.

Wir verweilten in Perugia, in Assisi, in Spoleto, in Foligno und sahen über einem grünbewachsenen Felsenvorsprunge, an der Quelle des klaren Clitumnus, den ersten kleinen, ganz wohlerhaltenen römischen Tempel vor uns liegen. Auf der Somma spannte man weiße, breitgestirnte Stiere vor unseren Wagen, um uns auf die Höhe der Apenninen hinaufzubringen. Auf der vor Alter schwarzgrauen Porta del Annibale war eine uralte lateinische Inschrift noch ganz so deutlich lesbar als jene andere auf dem Clitumnus-Tempel.

In Terni übernachteten wir zum letztenmal außerhalb der Mauern Roms. Auf antiken, mit großen Steinen gepflasterten Straßen, auf der Via Cassia und Via Flaminia fuhren wir durch das Sabinerland. Hirten in Hosen und Mänteln von Ziegenfellen, mit großen ledernen Kamaschen und durchlöcherten Spitzhütchen, trieben große Ziegen- und Schafherden, von mächtigen Wolfshunden zusammengehalten, an uns vorüber. Hier und da führte man eine kleine Herde von jenen weißen Stieren mit hochgeschwungenen Hörnern durch das Land. Alles war mir aus Bildern längst vertraut und doch in der Wirklichkeit so fremd. Jeder Schritt vorwärts erhöhte meine Spannung.

Der Morgen des elften Oktober war kühl und trüb, aber die geistige Erregung, welche sich meiner bei dem Gedanken bemächtigte, daß wir im Laufe eben dieses Tages Rom erreichen würden, machte, daß ich es, innerlich fröstelnd, kaum ertragen konnte, ruhig im Wagen zu bleiben. Auch schlug ich, als der Vetturin am Mittage in einer einsam

gelegenen Locanda Halt machte, dem jungen Bildhauer vor, mit mir eine Strecke vorauszugehen, um so den Frost und meine Erregung gleichmäßig zu bekämpfen.

Als wir nun so hinzogen, der Tiroler Bauernsohn, der sich zum Künstler gemacht hatte, und ich, das aus dem engen Familienkreise in das weite Leben und in die Welt hinausgetretene Mädchen, beide einander fremd und für den Augenblick doch aufeinander hingewiesen, kam mir jedes Menschenleben recht wie ein selbständiges, durch seine innere Notwendigkeit bedingtes Kunstwerk vor, bis ich des Bodens gedachte, auf dem wir wanderten, und das Leben des einzelnen mir gering erschien in dem großen Zusammenhange der Zeiten.

Wir waren mitten in der römischen Campagna. Kein Baum, kein Kornfeld, kein Strauch, soweit das Auge reichte. Die Sonnenglut hatte den Rasen verbrannt, der im Winter und Frühjahr dies wellenförmige Land so üppig bekleidet. Aus dem rötlich braunen Grunde wuchsen vereinzelte großblätterige Disteln empor. Keine Wohnung, keine Herde war jetzt weit umher zu sehen, kein Laut zu hören. Als wolle selbst die Natur Rom von allem sonst Gewohnten und Gesehenen trennen, um es dadurch noch einziger, noch hervorragender erscheinen zu lassen, so legt sich diese ernste Landschaft mit ihrem schwermütigen Schweigen um die ewige Stadt, und unaufhörlich mußte ich der Scharen von Gläubigen gedenken, welche als Pilger diesen Boden betreten hatten, und der Ereignisse und der Kämpfe, deren Zeuge dieser Erdstrich gewesen war.

Als wir von unserem Wagen eingeholt wurden und ihn wieder bestiegen hatten, fand ich die gezwungene Ruhe in demselben von Augenblick zu Augenblick immer quälender. Der Vetturin rief uns zu, daß wir uns am Grabmal des Nero befänden. Ich blickte neugierig nach dem Platze hin, auf welchem dicht am Wege zur Rechten sich ein verwitterter Marmorsarkophag auf hohem Fußgestell erhob. Wie wenig ahnte ich es, daß ich sechs Monate später hier eine der bittersten Stunden meines Lebens erleben, daß ich, herzzerrissen und hoffnungslos in meinen Thränen, an derselben Stelle stehen und von dem Manne Abschied nehmen würde, dem ich mich für die Zukunft, wie sie sich auch gestalten möge, innerlich verbunden und zu eigen gegeben hatte für alle Zeit!

Noch eine kleine Strecke weiter, und über dem welligen Flachlande, das der gelbe Tiber langsam durchströmt, tauchte allmählich das ewige Rom mit seinen Türmen und Kirchen vor meinen Augen empor, überragt von der Riesenkuppel von St. Peter, deren Kreuz im vollen Lichte der eben aus den Wolken hervorgetretenen Sonne leuchtete — mir ein Zeichen der Verkündigung und Erfüllung.

Die Thränen stürzten mir aus den Augen — ich war am Ziele! Aber mit meiner Freude darüber kam jenes Gefühl der Leere über mich, das man immer empfindet, wenn die Notwendigkeit eines langen Strebens plötzlich aufhört, und in meine Freude mischte sich eine lebhafte Sehnsucht nach den Meinen. Zum erstenmal ward mir das Alleingenießen schwer. Ich war in einer sehr bewegten, gehobenen Stimmung, voll Dank gegen mein Geschick und voll willenskräftiger Zuversicht zu mir selber.

So kamen wir bis an das Weichbild Roms, bis zu den beiden auf ihren altersgrauen Sockeln noch immer dort Wache haltenden steinernen Aposteln, und mit hochklopfendem Herzen fuhr ich ein durch die Porta del Popolo in die tausendjährige Beherrscherin der Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Aufklärungen über Irrtümer
im

Wesen und Wandel einheimischer populärer Tiercharaktere.

Von

Gebrüder Adolf und Karl Müller.

Unser Fuchs.

Da sind sie, die roten Freibeuter, auf der Schaubühne ihres Raubwesens. Harte Winterbedrängnis hat den sonst sehr ausdauernden Reineke zur Wanderung getrieben, und nun trabt er vom unwirtlichen Gebirg herab in die Vorberge und milderen Thäler. Da trifft der Eingewanderte zuweilen einen Genossen, der mit ihm vereint das Eldorado wohlgepflegter Wildhege jagend durchstreift. Aber wie erfahrungsmäßig schon bei der ersten Beute die Gesellen in Streit geraten, so wird auch der auf dem Bilde dargestellte, wahrscheinlich zum Vollzug kommende Raub an dem ausgespürten und sich im Lager „drückenden Lampe", durch einen meisterlichen Satz des alten „Rüden" (Männchen) gepackt, die Ursache werden, daß die lose Verbrüderung der ungesellig Lebenden durch einen Zwist sich auflöst. „Kein Wunder" — um unsere eigene Apostrophierung anzuführen —, „wenn die Sonne des Nachwinters oder Frühjahrs manchen vielgewanderten Fuchs-Odysseus in der Glorie seiner Meisterschaft bescheint, den, vielleicht um ein Glied seines Laufes ärmer, aber an Erfahrung und Vorsicht um so reicher, kein ‚Eisen' (Falle) mehr berückt, der, durch den Hagel des vorstehenden Schützen gewitzigt, hier dem lärmenden Treibjagen rechtzeitig entgeht, dort lange vor Ankunft des Vogelstellers diesem die ‚Krammetsvögel' aus den ‚Schleifen' (Schlingen) der ‚Dohnensteige' (Fangplätze) raubt."

Im Herbst sehen wir in der beigegebenen anderen Illustration einen solchen alten geriebenen Rüden vor einem Raubproblem. Er hat den frisch angelegen Dohnensteig der Försterei ausgekundschaftet und den Erstickungsschrei der soeben in der Schleife der Dohne sich gefangenen Drossel, sowie die Schrecktöne ihrer Schwestern vernommen und ist nun auf dem Felsgerölle gerade gegenüber dem Fangapparate angeschlichen, worin der Vogel in den letzten Zuckungen seines vom Vogelschutzgesetze unbegreiflicherweise noch gebilligten Henkertodes begriffen ist. Doch die nächsten Augenblicke werden den Fuchskopf zu der Überlegung lenken, daß hier zum Raube des Leckerbissens alles vergeblich, ja der Sprung nach dem Vogel über dem Abgrunde des Felshanges zum Verderben führen würde. Deshalb wird nach zurückgedrängter Lüsternheit der Denker im Räuber wach werden, wonach er mit dem Troste seines weiland in der Fabel verherrlichten Vetters, dem bei vergeblichen Sprungversuchen nach Trauben dieselben zu sauer schienen, gewiß den nahen Braten der Drossel hängen läßt, weil ihm die kleine Beute — nicht der Mühe lohnt.

Wir müßten ein kleines Buch schreiben, wollten wir alle Züge dieses vielseitigen Tiercharakters zeichnen; doch dazu fehlt der Raum. Wir stellen heute uns eine andere Aufgabe. Wir erachten es als sehr geboten, wiederholt Aufklärung zu geben über das auf vieljährigen Erfahrungen fußende Wahr-

heitsgetreue im Lebensgange des Tieres, und es von allem, was Fabelhaftes, Erdichtetes und Irrtümliches an und um es verschwendet ist, zu befreien, um ein wirkliches Abbild seines Thuns und Treibens zu erhalten. Ja, kaum sollte man es glauben, daß ein so populäres heimisches Tier vorab den meisten Zoologen, ein so ausgeprägter Tiercharakter wie unser Meister Reineke unseren Weid- und Forstmännern in allen seinen Lebensbethätigungen nicht längst schon besser bekannt sei. Es könnte also eine Erörterung über Unrichtigkeiten und sogar Fabeln in der Lebensgeschichte eines als allbekannt angesehenen Tieres überflüssig bedünken. Aber in der That ist eine Aufdeckung so mancher Irrtümer und falscher, entstellender Behauptungen am Platze, um so mehr, als diese sich immer wiederholen.

Wir finden es bei Jagdschriftstellern des vorigen und des ersten Viertels dieses Jahrhunderts, wie Winkell, Wildungen, Jester, G. L. Hartig, K. von Train u. a. noch einigermaßen verzeihlich, wenn sie ein Eineheleben des Fuchses als etwas Selbstverständliches, Abgemachtes annahmen, infolgedessen Fuchs und Füchsin während der Säugezeit und später das „Geheck“ (Nachkommenschaft) mit Nahrung versorgen. Wenn uns jedoch bis in die Neuzeit in der Zoologie dasselbe gleichsam als aufgewärmtes Gericht ohne jede beweisenden Thatsachen aufgetischt wird, so deckt dies nach unseren früher schon bei Behandlung dieses Themas gethanen Ausspruch gewissermaßen einen wunden Fleck unserer modernen Naturbeschreibung auf, die in Handhabung des Mikroskops, des Seziermessers und der Sonde, bei den Skeletten und Bälgen zu einem guten Teile fast mehr zu Hause zu sein scheint, als in der freien Natur bei der Erforschung des Tierlebens. So sagt Blasius: „Alle Raubtiere, die nicht von Menschen zu Haustieren gewöhnt sind, leben paarweise in Monogamie.“ Der sonst so verdienstvolle und präcise von Tschudi läßt sich in seinem Werke über das „Tierleben der Alpenwelt“ in dieser Richtung nicht minder vag aus. Er sagt vom Fuchse, daß er wie der Wolf in strenger Monogamie lebe.

Der aufmerksame und sichere Brehm Vater behauptete, auf Erfahrungen gestützt, schon in den fünfziger Jahren, daß bei allen Tieren, mit Ausnahme der meisten Vögel, keine geschlossenen Ehen, sondern die Venus vulgivaga herrsche. Sein Sohn A. Brehm aber steckt in seinem, in vieler Hände befindlichen „Illustrierten Tierleben“ S. 422 noch ganz im alten Dogma, denn „der Fuchs“, heißt es da, „lebt paarweise und am liebsten allein“, und S. 425: „Die Füchsin verläßt nun (nach dem Werfen) den Bau fast gar nicht mehr, und wird anfangs durch den Fuchs mit Nahrung versehen und auch später bei den Jagden zu gunsten ihrer Jungen von ihm unterstützt. Schon einen Monat nach ihrer Geburt wagen sich die netten, mit rötlichgrauer Wolle bedeckten Raubjunker in stiller Stunde heraus vor den Bau, um sich zu sonnen und untereinander oder mit der gefälligen Alten“ (warum nicht auch mit dem Alten?) „zu spielen. Beide Eltern tragen ihnen Nahrung in Menge zu, und von allem Anfang an auch lebendiges Wildbret: Mäuse, Vögelchen, Frösche und Käfer; die Mutter“ (warum wieder nur sie allein?) „lehrt die hoffnungsvollen Sprößlinge diese Tiere zu fangen, zu quälen und zu verzehren“. Und weiter ist wiederum „die Alte es nur, welche, sobald sie eine Nachstellung merkt, die Jungen im Maule nach einem anderen Baue, oft ziemlich weit weg“ trägt. Schon im Juli begleitet das Gewölfe „die jagende Alte“ u. s. w.

Wider alles Erwarten bleibt bei diesen Mitteilungen der anfänglich so sorglich geschilderte Vater Fuchs ganz unbeteiligt. Kurz, wir treffen hier richtig wieder auf den Glaubenssatz, der sich merkwürdigerweise bei vielen neueren Naturforschern, welche ihn in ihre Werke aufgenommen, in schroffen Gegensatz mit ihren späteren Angaben setzt.

Man betrachte doch einmal die Füchse beiderlei Geschlechts nur sorgfältig nach Aussehen und Wandel um die Zeit der Jungenpflege! Der Balg der Füchsin — wie abgenutzt, stellenweise entblößt von Haaren, wie mager der Leib infolge der Sorge, dem Suchen und Jagen nach Nahrung für die Jungen! Der Fuchs — wie spaziert er im geschonten, sauberen, wohlerhaltenen Rock und gepflegten Leibe einher! Wahrlich! das spricht schon von vornherein deutlich genug dafür, wer der Versorger der Jungen ist.



Reineke am Dohnenstieg.

Zugegeben und berücksichtigt auch, daß der Pelz der Füchsin durch das Werfen und die aufreibende Jungenpflege dem des Fuchses gegenüber stärkerer Abnutzung unterworfen sein mag, so weist doch des letzteren vollkommenes Aussehen kein nur einigermaßen sichtbares Zeichen auf für eine nennenswerte Fürsorge und Pflege des Gehecks durch Umherschweifen auf Fang und Raub. Und wer hat um diese Zeit denn den Fuchs in Gesell=

schaft der Füchsin gesehen? Unseres Wissens niemand. Einmal aber sah der eine von uns (Adolf) eines Abends auf einem mit Geheck bewohnten Bau einen männlichen Fuchs, wie er sich über den kurz zuvor von der Füchsin auf den Bau geschleppten Raub hermachte und denselben stahl. Ein Forstwart bemerkte den Fuchs auf demselben Bau noch einigemal als Dieb der von der Mutter zugebrachten Nahrung für die Jungen. In diesem Gaunerstück des alten Rüden manifestiert sich gewiß natürlicher der Fuchscharakter als in den Fällen, von welchen Diezel in seinen „Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd" berichtet, daß er den männlichen Fuchs Junge fütternd gesehen habe. Diese Beobachtung des glaubhaften, erfahrenen Jagdautors nicht bezweifelnd, glauben wir doch auf Grund aller unserer und uns befreundeter zuverlässiger Beobachter Erfahrungen mit großem Rechte und lebhafter Sicherheit behaupten zu können, daß solche Begebenheiten zu den seltenen Ausnahmen gehören und wahrscheinlich verursacht wurden durch das Verunglücken der Fuchsmutter. Giebt es doch im Leben der Vögel analoge Fälle. Der im allgemeinen nichts weniger als aufopferungsfähige Fuchs kann sich durch das solchenfalls notorisch einstellende Bellen der hungernden Füchschen denn doch in einem Naturtrieb angeregt fühlen, das ausnahmsweise zu thun, was er in seiner Eigentümlichkeit sonst meidet.

Dahingegen geschieht bei allen Beispielen von Fuchselternliebe immer nur der Füchsin Erwähnung. Sie ist es, die nicht nur in dem auch von A. Brehm citierten und seiner Zeit von Lenz erzählten Beispiele auf dem Bau bei den Jungen das Bravourstück aufopfernder Mutterliebe an den Tag legte, — nein! sie allein war es stets und ständig in allen uns bekannten Fällen, so oft nur überhaupt auf einem vereinzelten, nicht zu ausgedehnten Bau bei den Jungen ein altes Exemplar unserer Fuchsart ausgegraben wurde.

Wie der Fuchs abhold aller wesentlichen Vaterpflichten, so auch ist er ein Vagabund in der Minne. In dieser gilt das Recht des Stärkeren. Das haben wir in so manchen Fällen direkt beobachtet, und es ist ebenso unumstößlich gewiß, daß der schwächere dem stärkeren Nebenbuhler weicht, daß aber der letztere wieder, namentlich in der Erschöpfung unmittelbar nach einer Begattung von tapferen, bissigeren Rüden oder auch inzwischen von einem geringeren verdrängt oder vielmehr ersetzt zu werden pflegt. Das geschieht gewiß nicht selten auf Bauen in der Fuchszeit, auf welchen wir und uns bekannte gewiegte Weidmänner mehrere Rüden bei einer Füchsin in der Erde angetroffen und welche, vom Dächsel zum Springen gebracht, erlegt wurden. Die „hitzige" Füchsin nimmt notorisch jeden beliebigen Fuchs an. Jene aber nun wählt sich ganz insgeheim einen Bau, sei es im Walde, sei es im Felde, sei es in einem Reiserhaufen, auf einem Steingerölle oder ein sonst entlegener und sicherer Schlupfwinkel. Sollte man so naiv sein, in solchen Fällen anzunehmen, daß der Fuchs immer die Geburtsstätte wüßte? Er müßte dann durch tägliche Besuche oder immerwährendes Verweilen bei der Füchsin bis zur Zeit des Werfens ein wahrhaftes Musterbild ehelicher Vorsorglichkeit und Treue an den Tag legen, oder gar zoologische Kenntnis von der Länge der Tragzeit haben, um sich zur Wartung der Wöchnerin hebammenmäßig rechtzeitig zu stellen. Und was das Bemerkenswerteste: er weiß ja in den weitaus häufigsten Fällen gar nicht, von welchem Geheck er der Vater ist!

Nach dem Angeführten ist der Schluß gerechtfertigt: der Fuchs lebt regelmäßig in Polygamie, er bekümmert sich um die Pflege und Erziehung des Gehecks nur höchst selten und zufällig.

Eine andere von Feder zu vielen Federn gewanderte und noch wandernde Fabel ist die, daß der Fuchs (d. i. die Füchsin) niemals in der Nähe des Baues raube.

Das Gegenteil fanden wir in unserer langen Jagd- und Beobachtungspraxis. Ein Freund von uns schoß in unserem Beisein auf dem Ansitze eine hart hinter einem halbwüchsigen Häschen jagende, am angesogenen Gesäuge kenntliche Füchsin ganz in der Nähe ihres Baues mit Geheck, das des anderen Tags vor den Röhren, aus welchen sie der Hunger trieb, teils geschossen, teils herausgegraben werden mußte, um die Tierchen nicht dem Hungertode preiszugeben. Bei dem Waldorte Dernbach im ehemaligen hessi-

schen Hinterlande raubte vor unseren Augen eine Füchsin auf einer an den Wald grenzenden Wiese am Tage Hühner. Wir fanden, aufmerksam auf das Gebaren des Tieres, das in kurzen Pausen immer wieder am Waldsaume auf Beute lauerte, nach kurzem Suchen das ganze Geheck in einem alten Reiserstoße hart am Rande des an die Wiese grenzenden Buchenstangenortes. Sowohl das Bellen und Kreisen der Fuchsmutter um uns her, als auch der Anblick von zwei geraubten Hühnern am Verstecke verriet uns den Schlupfwinkel.



Der Dachs beim „Stechen" (Graben nach Würmern und Insekten).

Die säugende Füchsin hält sich in der Zeit kurz nach dem Werfen sehr geheim in ihrer verborgenen Heimstätte; wenige Zeit danach, sobald nur dem Geheck außer dem Gesäuge andere Nahrung geboten wird, verrät sich sofort das besorgte Gebaren der Alten durch Umkreisen und Bellen bei Annäherung von Gefahr am Baue. Ja, die Füchsin wird sogar dann nach unseren Erfahrungen tolldreist. Mehrmals hatten wir die Überraschung, daß unser so tapferer Dachshund, von einer Füchsin in der Nähe ihres Baues mit Geheck förmlich angegriffen, dadurch verblüfft retirierte und von der Füchsin eine Strecke verfolgt wurde — ein sprechender Beweis, daß die sonst so sehr schlaue Mutter um der Sicherheit der Jungen willen alle Vorsicht und Furcht verliert.

Noch ist die Kardinalfabel über unseren Freibeuter zu besprechen. Wir thun es mit Anführung der Bemerkungen, die wir bei dem Auftauchen der alten Erfindungen und Ungereimtheiten in den neueren Naturgeschichten gewahrten. Reineke — so sagen wir — werden zu seinen angeborenen Raub- und Diebseigenschaften allerlei Schelmstreiche und Gaunereien aufgebürdet, dem Tiere, welches wie Sir John Falstaff kraft seines Witzes auch andere witzig gemacht, durch seine Aufgewecktheit vielleicht ursprünglich einen verborgenen schriftstellernden oder erzählenden Schalk veranlaßt haben konnte, das Märchen zu erfinden: Meister Reineke vertreibe Grimmbart dadurch aus seiner Feste, daß er seine „Losung" (Kot) und seinen übelduftenden Harn vor oder in dessen Wohnung setze, ja, daß er sogar den wehrhaften Gnomen „hinausbeiße". In vielen zoologischen Büchern bis zum Brehmschen „Illustrierten Tierleben" figuriert noch u. a. diese Kunde: „Wenn es irgend angeht," referiert A. Brehm, „gräbt er (der Fuchs) sich diese Baue nicht selbst, sondern bezieht alte, verlassene Dachsbaue oder zwingt Grimmbart, den mürrischen Einsiedler, seine Wohnung zu räumen, sei es, daß er ihn hinaus-

beißt oder durch seinen abscheulich riechenden Unrat austreibt, indem er denselben dem reinlichen Gesellen vor die Thür setzt." Das erstere sowohl, als das seiner Zeit schon von Klein behauptete letztere ist grundfalsch und entbehrt geradezu allen thatsächlichen Grundes. Fürs erste müßte doch durch unmittelbare Beobachtung bewiesen sein, daß den Dachs die Witterung und die Exkremente des Fuchses in einem solchen Grade anwiderten, daß der so sehr an Ort und Gemächlichkeit Hängende veranlaßt werden könnte, diesen „süßen Gewohnheiten seines Daseins" zu entsagen, und fürs zweite müßte der Fuchs seinen Unrat dem Dachse mitten in das Haus, statt „vor die Thür" setzen, wenn er seinen Zweck erreichen sollte, den Insassen des Baues zu vertreiben. Dies scheint wohl auch Brehm gefühlt zu haben, denn er präcisiert oder korrigiert das beim Kapitel Fuchs mitgeteilte Absetzen des Kotes durch den Fuchs vor die Thür der Dachswohnung in der Abhandlung über den Dachs (Illustr. Tierleben, Band I, S. 499) dahin, daß er sich heimtückisch „in den Dachsbau schleiche" (zu welcher Zeit? ist nicht gesagt, noch weniger, wie das Absetzen des Kotes in den Bau beobachtet werden kann oder beobachtet worden ist), „um dort seine stinkende Losung absetzen."

Es bedarf nur der Begründung, daß den Dachs die Witterung des Fuchses und seine Losung nicht anficht, um die ganze Behauptung als eine märchenhafte Erfindung zu entkräften. Und daß dem wirklich so ist, geht ganz einfach daraus hervor, daß in einer Menge von Fällen der Dachs gerade „gangbare" (besuchte) Fuchsbaue im Herbste aufsucht und darin sich's wohnlich macht, indem er sie erweitert oder „ausführt"; — daß ferner umgekehrt kaum ein Hauptdachsbau zu finden sein wird, in welchem nicht zu Zeiten der allem sich bequemende Lumpaci-Vagabundus Fuchs mit den oberen Stockwerken vorlieb nähme, und dem behäbigen und fröstelnden Philister Dachs das Souterrain zum Winterlungern verbliebe.

Ja, unangefochten behauptet der Schläfer sein Faulbett. Wie sollte sich auch der viel schwächere Fuchs mit diesem kräftigen Kobolde messen können! Wahrlich, wer die verwüstende Wirkung des stufigen, groben Gebisses mit den derben Gelenkköpfen in den äußerst festschließenden Pfannen der Kinnladen des Dachses, wer seine scharfen langen „Nägel" an den Pfoten („Branken") und deren Gebrauch als Waffe im Kampf mit Hunden je kennen gelernt hat: der wird im Ernste nicht mehr reden von einem gewaltsamen Vertriebenwerden dieses Tieres von seiten des Fuchses. Dieser meidet offenbar echt reinekisch den Kampf und bequemt sich den Umständen nach bestem Ermessen.

Unser Dachs.

Der Dachs soll nach vieler Meinung Eicheln und Bucheln fressen. Seine breiten höckerigen Backzähne, die sprechend tierkundlichen Zeichen, daß bei dem Tiere die Raubnatur der ausgeprägten reißenden Fleischfresser wenigstens nicht vorwiegt und wodurch es neben seinen Lebensbethätigungen in die Reihe der Insektenfresser tritt, vermögen wohl weiche Kerbtiere, Obst, das Fleisch von Mäusen, Vögeln und anderer kleiner Tiere zu zerknirschen, nicht aber harte Waldsamen zu zermalmen oder zu zernagen. Die fest in den Pfannen sitzenden Kinnladen können nicht wie bei den Nagern nach vorn oder hinten ausweichen. Zudem haben uns die Untersuchungen von vielen Dutzenden Magen erbeuteter Dachse bewiesen, welcher Ernährung sich das Tier vorzugsweise hingiebt. Große kloßartig zusammengerollte Massen von Regenwürmern, Gliedertieren jeglicher Gestalt, wie Puppen, Larven, auch zuweilen Käfer und Ameisen, ferner in Menge Schnecken, manchmal Eidechsen- und Schlangenreste von Ringelnatter und Kreuzotter (deren Bissen er widersteht), im Herbste halbzerknirschtes Obst, wie Zwetschen und Wildbirnen, auch Strauch- und Baumbeeren, in Weingegenden Trauben und in einigen Fällen auch die Reste unreifer zarter Kolben des Welschkorns bildeten den Inhalt der Magen, welche übrigens alsbald nach dem Tode des Tieres zu untersuchen sind, da nach dem Ableben die Verdauung oder Zersetzung der Stoffe noch fortwährt; niemals fanden wir aber Buchecker, Eicheln, Wurzeln, auch keine Rüben vor, obschon letztere der Dachs im Gefangenleben annimmt. Auch plündert er die Waben der Hummeln und Wespen.



Große Wiesel beim Vogelnestraube.

Seine oft beschriebenen Erdbaue sind bekannt. Aber wie verfährt der Dachs beim Anfertigen derselben? Davon berichten die Schriftsteller entweder gar nichts oder nur dürftig. Unsere Beobachtungen aus unseren „Tierwohnungen“ mögen hier Platz finden. Der Dachs gräbt mit seinen stämmigen Beinen die Erde kreuzweis aus und wirft dieselbe mit den Hinterbeinen weit nach hinten. Kommt er mit dem Grabgeschäfte tiefer, dann nimmt er neben den Hinterläufen seinen nach hinten breit zulaufenden Körper als Mittel zu Hilfe, die Erde nach oben zu schieben. Die geräumigste Stelle im Bau, den Kessel, polstert er mit Moos, dürrem Laube, Halmen und Farnkräutern aus. Ge=

wöhnlich bringt er auf ebener Fläche die Stoffe in der Nähe seines Baues mit den Vordertatzen unter den Bauch und die Hinterbeine und geht so beladen rückwärts nach der ersten Röhre. Hier angekommen, dreht er sich um und drängt die Stoffe mit Kopf und Schultern die Röhre bis zum Kessel hinab. An Abhängen packt er aber das Material zwischen die wie Arme zusammengelegten Vorderläufe und rutscht damit rückwärts dem Eingange zu. Er arbeitet, besonders wenn er den Baustoff nicht in unmittelbarer Nähe des Baues findet, an seinem Faulbette mehrere Nachmittage.

Eine andere, fast allgemein herrschende Annahme ist die, daß das Tier auf seinem „eingemoosten" Bette hund- oder fuchsartig zur Seite zusammengekrümmt schlafe, seine Nase in dem „Saug- oder Fettloche" (unter der Rute befindliche Drüse, auch „Tasche" genannt), um daraus an seinem eigenen Fette zu zehren. Diese sich fortpflanzende nimrodische Fabel entstand gewiß bei dem Anblick der im Herbst anschwellenden und durch schmierige Ausscheidung kenntlichen Drüse, welche Sekrete eine seichte Beobachtung für den Ernährungsstoff des einem (öfters aussetzenden) Schlafe ergebenen Tieres hielt, welche aber nichts anderes sind als Aussonderungen (Öl und Stinkstoff), die sich durch Druck beim „Lösen" (Kotentleerung), sowie infolge Reibens an Wurzeln und Steinen ansetzen und offenbar zur Anreizung der Geschlechter dienen. Dies Reiben gewahrten wir mehrmals an Dächsinnen, welches an das bekannte „Schlittenfahren" der Hunde (Rutschen auf dem Hinterteile) erinnerte und gewiß ein Gereiztsein der betreffenden Teile bedeutet. Ganz anders, wie in der obigen Annahme gesagt ist, verharrt der Dachs in seiner Ruhe. Indem er das Hinterteil vorschiebt und den Kopf zwischen den Vorderläufen unter die Brust bringt, kommt er auf die Stirn zu liegen, so daß er in dieser Stellung nach unten zusammengerollt hockt, ganz ähnlich wie die Schlafmäuse.

Von Jester herüber bis zur Neuzeit tauchen immer wieder die Behauptungen auf, die Begattung des Dachses finde Ende November oder gar im Dezember statt. Nun ist aber der Oktober gerade diejenige Zeit, in welcher man den Dachs in seiner höchsten körperlichen Ausstattung, in der Fettzeit, erblickt. Er keucht dann wahrhaft unter der Last seines gemästeten Leibes. Jetzt treten auch die oben erwähnten Ausscheidungen der Drüse, sowie der auffallende Geruch der Feuchtigkeit auf, wie sich dies bei vielen Raubtieren und, was die Ausdünstung betrifft, auch beim Wilde in der Brunft zeigt. Im November stellt sich hingegen starke Trägheit, Abmagerung und Schlaf ein, welcher das Tier oft geraume Zeit im Bau verweilen läßt. Kurzsichtige Beobachtung kann das zeitweilige Ausgehen des Dachses nach Wasser und Nahrung bei Schnee für ein Anzeichen betrachten, daß dann die Ranzzeit im Gange sei.

Wir hatten Gelegenheit, das Tier zweimal in seinen erotischen Erregungen in der Natur Mitte Oktober zu beobachten. Ein ähnliches Treiben zwischen Dachs und Dächsin wie wir gewahrte ein tüchtiger Beobachter, Kammerrat Brodrück in Büdingen, und der Maler Beckmann in Düsseldorf hat an gefangen gehaltenen Dachsen die untrüglichen Zeichen der Brunft zur selben Zeit nachgewiesen.

Weiter spricht man ziemlich allgemein von einem „Stechen" des Tieres und versteht darunter die alte weidmännische Annahme für sein Bohren und Wühlen nach Nahrung im Boden mittels der Schnauze. Dies ist grundfalsch. Das Tier gebraucht dazu gar nicht die Schnauze, es höhlt vielmehr beim Erbeuten der Regenwürmer und Kerbtiere die bekannten, drei bis vier Centimeter breiten trichterförmigen Löcher in den Rasen der Wiesen und Triften stoßweise mit den langen Nägeln seiner Vorderpfoten, damit aus den Gängen die Würmer und Larven kurzweg hervorzuholen oder mittels einer tremulierenden Bewegung der Läufe an die Oberfläche zu treiben und da zu erhaschen. Wohl bedient der Dachs sich beim Aufwühlen weichen Geländes von Zeit zu Zeit der Schnauze, aber weniger um damit den Boden entschieden aufzubohren, sondern als eines seiner untrüglichsten Organe, des Geruchsinnes, zur Ausspürung der Larven und Wapen von Wespen und Hummeln, nach welch beiden letzteren er oft tiefe Löcher mit seinen Nägeln ausgräbt.

Wie oft belauschten wir im Sommer das Familienleben unseres Waldtieres. Sobald die „Fähe“ (Mutter) mit dem halbwüchsig gewordenen Geheck weiter vom Bau ausgehen will, vernimmt man vorher in den Röhren ein Gepolter: — die Alte schüttelt den Staub von ihrer Schwarte. Vorsichtig streckt sie gleich darauf die weiße Bläße aus einer der „befahrensten“ (gangbarsten) Röhren, um gewöhnlich im nächsten Augenblicke wieder zu verschwinden. Aber über eine kleine Weile taucht der Kopf der Alten wieder aus der Röhre, um mit dem scharfen Geruchs- und Gehörsinn die Umgebung zu „sichern“. Bisweilen taucht der Kopf nochmals unter, worauf dann gewöhnlich das ganze Vorderteil der Fähe aus der Röhre sich langsam hervorhebt, um nochmals gründlich nach allen Seiten zu sichern. Durch einen murksenden Ton lockt die vorsichtig dem Bau Entstiegene das Geheck herauf, von welchem eines nach dem anderen, gleich Koboldchen, die weißen Köpfchen hervorstreckend, den Bau verläßt und der bedächtig vorantrollenden Mutter, meist in beträchtlichen Zwischenräumen, folgt. Diese führt die junge Schar auf einem der breit und tief vom Bau aus getretenen Pfädchen oder „Steige“ zur Weide. Nun wird ein behagliches Knurren oder Gegrunze unter den Wandernden vernehmbar. Ungeteilt sind die Tiere ihrem Ernährungsgeschäfte hingegeben. Die Blätterschichte des Waldbodens wird von der Alten mit der muskulösen Schnauze eifrig herumgestoßen, mittels der Vorderpfoten zuweilen gewendet und nach Kerbtieren und ihren Larven, sowie nach Regenwürmern und Schnecken durchsucht. Sehr bezeichnend und unseres Wissens noch von keinem Schriftsteller beobachtet ist die Art und Weise der Erbeutung und der Nahrungsverteilung an die Jungen von seiten der Mutter. Diese setzt sich nämlich ab und zu aufrecht auf die Hintersohlen und Keulen, um ein erhaschtes Kerbtier oder einen sonstigen Leckerbissen einem und dem anderen der um sie versammelten Kleinen mit den Pfoten zu reichen. Das emsige Treiben, der feine Witterungssinn, welcher den Aufenthalt der Kerbtiere und Würmer beim Aufstoßen und Wenden der Bodendecke sicher und schnell entdeckt, das hastige Zufahren mit Schnauze und Pfote bei den harmlosen Waldbewohnern ist sehr unterhaltend, und die ersprießliche Ausbeute an Kerfen, Würmern und Schnecken, welche eine solche Familie an den von ihnen allabendlich besuchten Plätzen macht, zeugt von ihrem entschiedenen Nutzen. Das Geheck wird auf die beschriebene Weise von der Fähe bis gegen den Herbst hin geführt. Indessen lebt der alte Dachsvater vereinsamt in einem abgesonderten Bau oder in einem Steingerölle, unbekümmert um Mutter und Junge.

Wie beim Fuchse, begegnet man auch in der Lebensgeschichte des Dachses derselben überkommenen Fabel von der strengen Monogamie, welche uns die Jagdschriftsteller wiederholt auftischen.

Schließlich können wir im Hinblick auf seine geschilderte Ernährung unser Mahnwort einschärfen: Erlösung des Dachses aus dem Forst- und Jagdbanne!

Das große Wiesel oder Hermelin.

Es erübrigt hier vorzugsweise die Aufklärung zweier noch kursierenden Unrichtigkeiten in dem Thun und Treiben, sowie in der äußeren Wandlung des Tierchens. Es sind dies die irrtümlichen Annahmen über seinen Raub an Eiern des Geflügels und die Härung oder Färbung seines Pelzes. A. Brehm hauptsächlich hat die Fabel verbreitet, das Tierchen trage das geraubte Hühner- oder ein sonstiges Vogelei zwischen Unterkiefer und Brust zu seinen Verstecken. Wir Brüder sind dieser naturwidrigen Behauptung seiner Zeit auf Grund direkter Wahrnehmungen an dem Eierraube des Wiesels und damit verbundenen Untersuchungen geraubter, ausgesogener Eier auf den Ablagerungsplätzen (das Wiesel trägt die Eier wie der Hausmarder, sowie auch Mäuse und anderen Raub in Winkeln und sonstigen verborgenen Orten zusammen) aufklärend entgegengetreten. Die bewundernswerte Eigentümlichkeit des Wieselrachens, zufolge deren das Tier den Unterkiefer rechtwinklig zu der Oberkinnlade zu öffnen vermag, sollte schon a priori zu der Überzeugung geführt haben, daß das Tier mit Anwendung seiner spitzen Zähne Hühner- und Enteneier im Rachen davontragen könne. Aber wie an-

gedeutet, haben wir in zwei Fällen deutlich gesehen, wie das Hermelin das Hühnerei im weiten tiefen Rachen davontrug. Eine gründliche mikroskopische Untersuchung der vom Wiesel zusammengetragenen Eier in den uns wohlbekannten Verstecken zeigte uns stets die deutlichen Eindrücke der Schneide- und Fangzähne des Wiesels in den Eierschalen.

Den Haarwechsel anlangend, so war wiederum unser verstorbener Freund A. Brehm lange nicht zugänglich unseren mündlichen und schriftlichen Mitteilungen über den thatsächlichen Sachverhalt dieser Erscheinung. Er beharrte bei der Ansicht, der Haarwechsel ginge das ganze Jahr kontinuierlich vor sich, und das Sommerhaar verwandle sich urplötzlich neben neuen Gebilden durch Bleichung in die Winterfärbung.

Die Sache verhält sich thatsächlich so: die Winterfärbung zeigt sich bei einem gehörigen Abgrenzen der Jahreszeiten in der Regel in normalem Verlauf, das heißt, sie geht allmählich mit dem Haarwechsel vor sich und trägt umgekehrt auch wieder die Kennzeichen oder Folgen eines mehr unbeständigen und unentschiedenen Überganges und Auftretens der Herbst- (scheckiges Aussehen) und der Winterzeit (weiße Färbung). Weiterhin führte uns die Untersuchung mit Lupe und Mikroskop zur gänzlichen Sicherstellung, daß die Winterfärbung im Spätjahre auf Grund vollständigen Haarwechsels vor sich gehe: denn die alten (Sommer-) Haare stecken um diese Zeit nur lose mit ihren Wurzeln in der Haut (könnten deshalb auch den Winterdienst dauernd nicht versehen), während die neuen Haare ausweislich des Mikroskops schon in der Haut weiß erscheinen und in dieser Farbe auch herausbrechen. Zudem zeigt der Winterpelz eine ganz intensiv andere Beschaffenheit und Ausprägung als das Sommerkleid: er ist von sehr dichter Grundwolle und mit viel stärkeren und längeren Grannen- oder Überhaaren versehen, und auch der Balg nimmt an der allgemeinen Fülle des Körpers im Spätjahre teil: er wird derber, massiger und bietet der ungleich dichteren und stärkeren Winterbekleidung einesteils durch seine größere Geschmeidigkeit und Stärke die Grundlage zu einer festeren Bewurzelung und Haftung, anderenteils durch seine Fettigkeit in und unter ihm eine fortwährende Quelle für seine Dauer, Fülle und seinen Glanz.

Und so löst sich diese Hypothese denn in ähnlicher Weise auf, wie die vereinzelt aufgetretene Meinung (so auch bei Wood in dem Werke Homes without hands), die große Kälte der Polarkreise bleiche die Haare des Eisfuchses, von welchem in erwärmten Zimmern gehaltene Exemplare um die bestimmte Zeit sich — weiß verfärbten.



Jll. D. Monatshefte. Juli 1897. Zu Gebr. Müller: Populäre Tiercharaktere.

Jagende Füchse.



Großmutters Haus.

Novelle

von

Luise Schenck.

Dafür, daß der Treulose der Alten keinen Tag aus dem Sinne kam, hatte er selber gesorgt, als er ihr einst im übermütigen Trotz ein Freskogemälde auf die frischgekalkte Hauptwand ihrer Wohnung warf, nachdem sie ihm zu verstehen gegeben, daß ein tüchtiger Anstreicher ihr lieber sei als so ein Kunstmaler, der am Ende doch nichts Rechtes könne. Bis an die Decke streckte sich der blaue, von einem tiefgrünen Cypressenhain scharf durchschnittene Grund, von dem sich zwei phantastische Gestalten, Griechinnen oder Halbgöttinnen abhoben, die dort auf einem sonnigen Pfade wandelten, das Ganze über dem Ansatz des Haartuchsofas mit einem Säulengitter, einer Sphinx und einem Pfau abschließend. Ihre Bekannten hatten es sehr bewundert; ihr aber, die nie etwas lobte, blieb es ein heidnischer Greuel. Daß die Figuren die schmalen braunen Köpfe ihrer Töchter zeigten, ärgerte sie noch besonders.

Gar so fröhlich waren die beiden Zwillingsschwestern miteinander gewesen, so einig und einander so ähnlich, daß Heinrich Weber oft gesagt hatte, man wisse gar nicht, welche von beiden die Beste und welche die Schönste sei. Ja, sie waren wie eine Seele — und das taugte nicht, weil uns allen im Leben doch Trennung beschieden! — Wie der flotte Kunstmaler nur zu ihnen gekommen? Die Alte erklärte es sich kaum. Auf der Suche nach einem Modell, dem alten trunksüchtigen Spielmann Schwarz im fünften Stock, über dessen Taubenzucht die Alte schon damals erbittert war, hatte er sich sehr artig und unbegreiflich schnell an sie heran gemacht. Die Alte trug es noch heute den Schwarzens nach; sie trug es sogar den Tauben nach.

Es war etwas so Sieghaftes in seinen lebenslustigen Augen, in seiner freimütigen und doch so einschmeichelnden Rede, daß ihm schwerlich ein Mädchen widerstand. Doch hing er beiden Schwestern an. Erst als der reiche Brauer aus der Hafenstraße, dem die auf ihrem Hause lastende Hypothek gehörte, um ihre Tochter Anna geworben, hatte Heinrich Weber, den Biedermann arg verspottend, dieser plötzlich seine Liebe erklärt und sie vier Wochen später geheiratet. Es war, als ob er alles aus Trotz thäte!

Nicht nur in Hütten wohnt das Glück;

die winzige Etage thut's auch und ist dem Himmel näher; auch auf die Länge kommt es nicht an, wenn's nur ein schöner Traum war. Ein Jahr später hatte die holdselige junge Frau ihn ausgeträumt; der neugeborene Junge aber, dessen Schrei sie nicht mehr weckte, sah mit des Vaters sieghaften Augen in die Welt. Und ein Antlitz, so gleich dem der Mutter, als ob ihre fliehende Seele zu ihm zurückkehre, begegnete seinem Blick. Seine Tante Fanny neigte sich über ihn.

Fanny hatte eine Taubengalle; sie ärgerte sich über nichts. Ja, eine Taubengalle hatte sie, das sagte ihre Mutter, die es wissen mußte, und das wiederholten deren Freundinnen, die Klatschbasen des Dovengangs. Wenn sie auch sonst weder Neid noch Streit kannte, hätte sie sich doch ärgern müssen, als ihr Schwager, Heinrich Weber, gleich nach dem Tode ihrer Zwillingsschwester ihnen seinen Jungen samt der Wiege in das Haus packte und heimlich auf und davon ging in die weite Welt. Aber nein, sie ärgerte sich nicht! War es zu glauben, daß Heinrich Weber nie wieder von sich hören ließ? Jeder bestätigte der Alten die Schändlichkeit dieses Benehmens, nur Fanny sagte kein Wort. Es machte die Alte oft bitterböse.

Schon nach Annas Hochzeit war Fanny still und blaß geworden, als ob das Leben, das sie bis in die Einzelheit jedes Kleides, jeder Arbeit und jedes Spieles miteinander geteilt hatten, ihr plötzlich wertlos erschienen. Daß sie dann in der Trauer keine Thränen gefunden, hielten alle für ein großes Unglück, denn die Starrheit, mit der sie sich oft, wie die Verlorene suchend, umschaute, war sicher nichts Gutes; sie hätte sich wohl tot nach der anderen gesehnt, wenn nicht gleich danach ihr Blick auf die Wiege gefallen und das Kind ihr ein Band an die Erde gewesen wäre.

Großmutter — so hieß die Alte seit der Ankunft des Eindringlings — hatte es selbst nicht reichlich, denn eine beträchtliche Hypothek drückte ihr das Erbe im Dovengang, auf dessen Besitz sie trotzdem sehr stolz war. Aber verstoßen konnte sie das eigene Tochterkind nicht. Sie mußte es eben leiden, daß Fanny es still aus dem Groben pflegte. —

Der Dovengang war eine der breitesten Straßen des engen verwickelten Knäuels von Gassen und Gäßchen, die sich, von dem schlanken grünen Kirchturm überragt, zwischen dem dunklen Schimmer zweier Fleete in der Nähe des Hafens hinzogen. Doch schien die Sonne dort nur ausnahmsweise. Seine schönsten Augenblicke hatte der Dovengang, wenn einmal ein kräftiger Sturm von der Elbe her durch ihn hinstieß. Gewöhnlich aber regnete es im Dovengang, oder stäubte es, oder der Ruß — echter Hamburger Ruß — schneite dort in großen düsteren Flocken, oder der Nebel lagerte sich dicht und feucht an den schwarz-grauen Häusern ab. Man mußte in dieser Sphäre geboren sein, um sie schön zu finden, oder um sich mit Großmutter wegen des Abbruchplanes zu sorgen, der wie ein kommendes Verhängnis über dem Dovengang schwebte.

Wie sonderbar aber Großmutters Haus sich in den Winkel der Gasse schob, gerade da, wo sie eine scharfe Krümmung machte, das gab es nur einmal. Es stand in der Reihe und schien doch ein Eckhaus; es hatte durch den engen Spalt der Gasse hinunter, wie durch ein Fernrohr, einen Blick auf den Hafen. Das merkwürdigste aber war Großmutters eigentliches Haus, ein niedriges Parterre, das ohne alle Scheidewände, Flur und Wohnstube zugleich, im Hintergrunde noch den Kochherd barg, neben dem man durch eine Thür auf einen eng eingeschlossenen, schwarzen Hof und über eine schmale Stiege nach den beiden Schlafkammern im oberen Stock gelangte. Mit dem altmodischen, gut erhaltenen Mahagonimobiliar, dessen Hauptstücke einige Schränke und eine große Wanduhr von der Hausthür links, und außer dem Haartuchsofa an der gegenüberliegenden Hauptwand ein geradlehniger Armstuhl hinter dem Mitteltisch, wirkte es fast wie ein grotesker Rahmen zu dem Freskogemälde auf dieser Wand, dessen leuchtende Schönheit sich in einem leisen Mißklang aus der bürgerlich wöhnlichen Umgebung hervorhob. Das wunderliche Universalparterre bildete nur den Kern ihres Erbes, mit dessen fünf fensterreichen, laternenartigen kleinen Etagen es in gar keiner Verbindung stand; denn zu diesen führte, den zahlreich dort hausenden Mietern dienend, neben ihrer eigenen Hausthür, unmittelbar von der

Straße aufwärts, eine steile sogenannte Sahltreppe. Alle Räume des Hauses zogen sich schief in verschiedenen Verkürzungen bis an den schwarzen Hof, dem vom fünften Stock her der der Großmutter so verhaßte, auf eisernen Klammern ruhende Taubenschlag die letzten Lichtstrahlen streitig machte. So tauchte dort an dem winzigen Streifchen blauen Himmels manch glänzendes weißes Flügelpaar auf, sich gegen das schwarze Mauerwerk hinlenkend, wie einst die Hoffnungsverkünderin zur Arche Noah.

Wirklich, die Alte hatte es nicht reichlich. Darum nähte Fanny sich die Finger ab, den Jungen groß zu machen; und nähte am Tage bei fremden Leuten — zweimal wöchentlich „bei Senators", worauf die Alte sich viel zu gute that — und nähte außerdem meist noch morgens und abends im eigenen Hause. Es war ein Wunder, daß ihre zarte Schönheit nicht darüber verblich, und daß ihre dunklen Augensterne sich nicht darüber trübten, sondern eher noch an Glanz gewannen und durch den bläulichen Rand, der sich allmählich um die unteren Lider zusammenzog, einen fast überirdischen Ausdruck annahmen.

Aber sie schien auch sonderbar gleichgültig. Auf Großmutters Klagen und Sorgen um die Zukunft antwortete sie nur mit den „dummsten Redensarten", wie: Wir wollen uns nicht eher quälen, als nötig ist; oder: wir kriegen wohl soviel; oder: keiner kann mehr als sich satt essen und keiner kann etwas mitnehmen. — O, die Alte hatte ihren Ärger daran!

Fanny schaffte zuviel, um eigene Wünsche zu haben, aber als Heinrich Webers Sohn, der kleine Heine, drei Jahre alt geworden war, bat sie der Mutter das Versprechen ab, den Namen des Vaters nicht mehr im Bösen zu nennen, und das war soviel wie ihn verschweigen. Die Alte hätte es wohl mit dem Versprechen nicht so genau genommen, wäre die Sache nicht über anderen Skandalen oder aus Gleichgültigkeit von der Welt vergessen worden. Was kümmerten sich am Ende die anderen um ihren Ärger?

Fanny gab der Alten ihren ganzen Erwerb. Gutes Essen mußte sie haben, so war sie's gewohnt, und sauber mußte sie es haben, und ihren Willen mußte sie haben; so war sie's gewohnt im eigenen Hause und seit der Zeit her, daß ihr braver seliger Mann als ein Schiffszimmermeister gut verdiente. So ging alles hin, außer der kleinen Rente, die das Haus aufbrachte. Fanny hatte auch nichts dagegen; sie hätte nur gern die Alte einmal zufrieden gesehen, aber ihre böse Laune mußte die Alte haben; so war sie's gewohnt.

Heine, der früh zu allerlei häuslichen Arbeiten herangezogen wurde, übte wachsend seine Kräfte gegen ihre nie erschlaffende strenge Zucht. Nur wenn ihm Gefahr drohte, verriet ihr schnelles Herzukommen oder die wechselnde Farbe das verwandte Blut. Es hatte oft den Schein, als haßte sie den kräftigen, treuherzigen Jungen, der ihr sein Inneres ganz verschloß. Erst wenn Fanny nach Hause kam, belebte sich das Kind, stürzte der durch das Hausthürfenster Erspähten mit leuchtenden Augen und offenen Armen entgegen und hängte sich laut jubelnd an sie. Da war der Freude auf beiden Seiten kein Ende, und Großmutter fühlte sich gekränkt durch das einfache „Guten Abend", das ihr inmitten der Zärtlichkeiten zu teil wurde. Ja, sie hatte nur Undank und Lieblosigkeit in der Familie! Wie früher bei dem innigen Verhältnis unter den Schwestern war sie wieder ausgeschlossen! Und Fanny flogen alle Herzen ohne Mühe zu! Obgleich sie sich von der Welt zurückzog, war wohl niemand beliebter als sie, besonders bei den Kindern, die ein unbegrenztes Vertrauen in sie hatten — sie that doch weiter nichts dazu als still sein und schön.

Es war einer von den seltenen Sonntagen, an denen im Dovengang die Sonne schien. Mit Heine von einem gemeinschaftlichen Spaziergange zurückkehrend, trat Fanny in das Haus ein. Wie sie der verstorbenen Schwester glich! Nicht nur der dort anwesende Besucher äußerte es mit einem Ausruf des Erstaunens, die Alte fand es selbst; schien sie doch, seit der inzwischen verheiratete und wieder verwitwete Brauer aus der Hafenstraße vor acht Jahren zum letztenmal dagewesen, kaum um einen Tag älter geworden. Ihm eine freie Aussprache zu gewähren, schickte die Alte Heine mit einem Auftrage fort.

Leicht erblassend, hatte Fanny sich ihres

Hutes entledigt und zu den anderen gesetzt. Wie gut der Mann sprach! Seine Frau hatte er auf Händen getragen. O, man glaubte es ihm! Doch die drei Kinder konnten der mütterlichen Obhut nicht entbehren. Fannys Verdienste um ihren Neffen erwähnte er. Wie treuherzig er das sagte! Aber sie konnte das Loben nicht vertragen. Über dem Haartuchsofa, auf dem der Besucher Platz genommen hatte, zeichneten sich im hellsten Lichte, das sie je getroffen, die göttlichen Gestalten des Wandgemäldes ab. Zaghaft und verstört lauschte sie, wie der Mann ihr in warmen Worten seine Bewunderung aussprach, damit schließend, daß sie sich nicht länger um des Erwerbes willen so anstrengen dürfe.

„O," seufzte Fanny, nach Worten suchend, und brachte doch endlich nichts anderes hervor als: „Ich bin zufrieden!"

„Aber Sie verdienen ein besseres Los, Fräulein Fanny. Wenn ich für Sie sorgen dürfte, würde ich alle Ihre Wünsche zu erfüllen suchen."

„Keiner kann mehr als sich satt essen," erwiderte sie mit einem ängstlichen Seitenblick auf ihre Mutter, deren bleiches Gesicht in fast wirrer Spannung an dem ihrigen hing. „Keiner kann etwas mitnehmen."

„Das ist wahr," erwiderte der Mann befremdet. „Aber die Kraft einer Frau reicht oft nicht so weit wie ihr Mut."

„Wir wollen uns nicht eher quälen, als nötig ist," klang es schwach zurück. Da legte sich die Alte mit zitternder Stimme ins Mittel: „Nehmen Sie es ihr nicht übel. Es sind so ihre dummen Redensarten, die sie sich angewöhnt hat, seit das Unglück über uns gekommen, weil sie sich niemals ausspricht! Das Leben hat ihr ja nicht mehr dasselbe geschienen."

„Nein, nein!" hauchte Fanny.

„In Wahrheit aber fühlt sie sich sehr geehrt ..."

„Das thu ich," unterbrach Fanny die Alte, „und danke Ihnen für das Vertrauen. Aber," und des Mannes Hand ergreifend und ihn so tief traurig ansehend, daß ihm selber weh ums Herz wurde, „verzeihen Sie mir, ich kann nicht, kann nicht von den Meinen fort — nicht aus dem Hause." —

Der Brauer war gegangen. Fanny saß noch still und bleich dem Bilde gegenüber, während die Alte verzweiflungsvoll umherraste. Ihre Kinder stießen das Glück mit Füßen von sich, ihre eigenen Kinder brachten sie um alles, um die Ehre, um das Haus, das wohl zur Hälfte dem Brauer gehöre. Sie brauchten nur die Hand auszustrecken, um sich das eigene Haus zu wahren, aber nein! Nie sollte das Unglück enden, das durch den elenden, treulosen Maler über sie gekommen.

„Still, still!" rief Fanny, erschreckt auf Heine deutend, der die Straße heraufgelaufen kam. „Wir dürfen ihm nicht die Achtung vor dem Vater nehmen."

„Meinst, du könntest mit Schweigen gerade machen, was krumm ist in der Welt, oder Schwarz zu Weiß? Der Jung wird's doch erfahren."

„O Mutter, laß es nicht in die harmlose Kinderseele fallen!" flehte Fanny so inständig, daß die Alte abbrach; doch was ihr Mund verschwieg, das funkelte ihr aus den zornigen Augen. —

„Aber Fanny, Fanny, was wird aus dir?" Die Alte fragte es oft mit einer Stimme, in der die ganze heimliche Angst des Mutterherzens zitterte, mit ihren großen, getrübten schwarzen Augen, die so unruhig geworden waren wie ihr verstörtes Seelenleben; sie fragte es, wenn Fanny jede Annäherung von außen hartnäckig abwies — dann wieder fuhr sie aus tiefem Sinnen auf: „Lauerst doch nicht gar auf den windigen Maler, der sich nicht weit genug vor uns verstecken konnte?" — Und ob auch Fanny tief errötend den Kopf schüttelte, „Gott weiß, ihr mußtet ja all das Gleiche haben, dieselben Kleider und Schürzen und Hüte, dieselben Puppen und Bücher und Rechentafeln! Euer Vater suchte euch sogar in seiner thörichten Zärtlichkeit zwei ganz egale rotbackige Äpfel aus! Nun steh ich vor den Folgen. Du bist ja nur wie 'n Schatten von der anderen, wie 'n Schatten, der für ihr Kind sorgt und für sich selber nicht. Bedenk dich recht, das Korbausteilen ist bald vorbei, und dann kommt die Reue."

Aber von Reue trat nichts zu Tage. Mitunter schnitt es der Alten in das Herz, die Tochter so geduldig über der Arbeit weiter leben zu sehen. Wenn sie mit ihren klaren

Augen und der wunderbar ruhigen Stirn von ihrem Tagewerke zurückkehrte, sah sie wie der Friede selber aus. Kam sie sogar singend in die Thür und warf die Mutter ihr den Leichtsinn vor, so erwiderte sie, wie über sich selbst verwundert: „Ich weiß nicht, warum ich so vergnügt bin; — es ist nicht anders."

„Herrgott! so 'ne Taubengalle!" dachte die Alte.

Ja, so war es gekommen! Statt daß sie hätte Freude haben und das Haus wieder ihr eigen nennen können, erneuerten die Zeitungen ihr bald alte Sorgen.

„Weißt du schon? Es steht eine lange Geschichte im Blatt über den Dovengang, wie eng und dunkel und dunstig er ist!" Die Alte rief Fanny diese Worte mit spöttischer Betonung entgegen, als ob jedes eine ungerechte persönliche Beleidigung enthielte, und diese antwortete bekümmert: „Gott weiß, was die Leute mit der Luft haben; ich habe genug davon. Na, und wenn es dunkel ist, steckt man die Lampe an."

„Das mein ich auch! Sünde ist es, wenn sie's abreißen."

„Wer weiß, ob's wirklich geschieht. Wir wollen uns nicht eher quälen . . ."

„Als bis uns das Haus über dem Kopf zusammenbricht," fiel ihr die Alte heftig in die Rede. „Dich ficht nichts an, aber ich überlebe es nicht. Das Haus, in dem wir jede Nacht unseres Lebens geschlafen haben! Mich kriegen sie nicht lebendig hinaus."

Seufzend sah Fanny der Alten in die wild aufflackernden Augen, deren tiefschwarze Pupillen sich sonderbar zu erweitern schienen, in das abgezehrte, verhärtete Gesicht, und wußte nicht, ob sie sich mehr um die Alte betrüben, oder mehr deren Sorge teilen sollte. —

Die Jahre gingen hin. Großmutter hatte weitergezankt und Fanny hatte weitergenäht; während Heine, bei dem das Talent des Vaters sich glänzend offenbarte, der beste Schüler der Zeichenklasse geworden war. Sich eines Abends dem Hause nähernd, sah Fanny den Jungen über die Schwelle poltern und eilig nach der entgegengesetzten Richtung laufen; in der Thür kam die Alte ihr mit einem erhobenen Stock entgegen. Was gab es denn? Die alten Klagen, schlecht gehacktes Holz und stumpfe Messer und unartige Antworten! — „Und was denkst du? In zwei Jahren soll's hier abgerissen werden, aber mein Haus nicht, meines nicht!"

Der Zusatz erklärte Fanny die Scene am besten. Mit Mühe gelang es ihr, die Alte zu beruhigen und zum Schlafengehen zu bewegen. Eine Stunde später trat Heine mit einem etwas verlegenen Lächeln ein; die langen Wimpern über die Augen gesenkt, nahm er sein Zeichenbrett und setzte sich ihr gegenüber an den Tisch vor dem Sofa, über dem in der schwachen Beleuchtung, wie eine Vision wirkend, die unsicheren Umrisse des Gemäldes in gedämpften Farbentönen schimmerten. Fanny sah freundlich von der Arbeit auf; dann knirschte die Nadel weiter durch den starren Seidenstoff; die Lampe knisterte leise. Aus der kleinen Oberetage drangen regelmäßige, schwere Atemzüge herzu.

„Großmutter schläft," sagte der Junge mit gedämpfter Stimme. „Sie war so grimmig heute, aber sie kann mich nicht mehr kriegen. Hier ist leicht 'raus zu kommen; alles so schön beieinander."

„Sehr schön."

„Martha Lohse sagt, einer im Hause muß schelten; bei ihnen ist es der Vater, bei Schwarzens ist es die Mutter. Na, und hier ist es denn Großmutter."

„Habt ihr das heute abend besprochen?"

„Ja, wir waren mit Gottlieb oben bei Schwarzens, um die Tauben zu sehen; so viele Junge in den Nestern! Der Alte war allein zu Hause und gar nicht betrunken; er hat uns erzählt von seinem Streit mit Großmutter über den Taubenschlag, und wie mein Vater ihn gemalt hat. — Ich weiß auch so wenig von ihm, Tante Fanny. Du sprichst nur immer von meiner Mutter."

„Das ist natürlich, mein Heine, weil ich ihn nur kurz gekannt habe, und er nun schon so lange auf Reisen ist."

„Der alte Schwarz sagt, er wär 'n fixer, schmucker Kerl gewesen. Hör, hör! Da kommt 'n Dampfer die Elbe 'rauf. Wie der brüllt! Ist einer von den großen. Du, ich glaube, mein Vater kommt mal mit einem von den großen an — was sagst du?"

Sie sagte nichts. Die tiefe Sehnsucht, die in dem Ton seiner Stimme lag, bewegte ihr

das Herz. Erst als er die Frage trotzig wiederholte, erwiderte sie leise: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Wir können nicht wissen, ob ihm nicht etwas zugestoßen ist, weil er gar niemals geschrieben hat. Aber — möglich ist es.“

„Es hat mir oft geträumt,“ sagte Heine. Das rötliche Licht der Petroleumlampe, das sich in den auf dem Tische umherliegenden Seidenstreifen spiegelte und in den Falten der weißen Musselingardinen verflüchtigte, ließ die Wand und das Zimmer fast unerhellt. Aber der kühne und doch so träumerische Blick des Knaben heftete sich auf die unsicheren Umrisse der dort in gedämpften Farbentönen fast visionär erscheinenden Figuren.

„Das Bild hat er fein gemalt, nicht wahr?“

„Ja,“ erwiderte Fanny in zerstreuter Bewunderung, „was seine Augen sahen, das konnten seine Hände machen.“

„Wenn er aus der Fremde zurückkommt — o ja, es hat mir oft geträumt — und hat in der langen Zeit unsere Nummer vergessen, dann guckt er in das Thürfenster und findet uns an dem Bilde.“

„Ja, ja!“

„Manchmal abends, wenn einer so recht forsch den Dovengang 'rauf kommt und da an der Gardine der Schatten vorübergleitet, und wenn die Hausthür so 'n bißchen schüttelt, dann denke ich, er wär's —“

Fanny erbebte leise. „Es müßte bald sein,“ sagte sie, die Nadel schneller aufziehend, „bevor der Dovengang abgebrochen wird und unser Haus dazu.“

„O, Großmutter giebt das Haus nicht her!“

Beide waren ernst geworden. Fanny mahnte den Jungen an das Bett, aber er bat, noch aufzubleiben, und sie ließ ihn gewähren, indem sie seinem inständigen Bitten, ihm von dem Vater zu erzählen, zögernd nachgab.

Der stattliche Maler mit den großen blauen Augen — o, es waren Heines Augen, genau dieselben langen Wimpern — war im Grunde viel zu fein gewesen für „ihre Art Bürgersleute“, aber so voll guter Späße, daß sie es kaum bemerkten. Sogar Großmutter mußte lachen, wenn er es darauf anlegte. Einen Schlapphut trug er auf den krausen blonden Haaren — ganz wie Heines Haare, genau dieselben — er konnte nicht in die Hausthür treten, ohne sich zu bücken, und er lachte so laut und lustig, daß das ganze Haus dröhnte. Und warmherzig war er wie ein Kind; wenn er's nur hatte, warf er das Geld mit vollen Händen weg. Was er den Schwestern an den Augen absehen konnte, das that er. — Dies und viel anderes erzählte Fanny dem horchenden Kinde, das sich nicht satt fragen konnte nach dem Vater, den es oft im Traume sah. — Ja, das Bild malte er in wenigen Tagen, Großmutter zum Trotz. Hei, wie das ging! Wie hingezaubert stand es da; es gehörte ja nicht dahin, nein — aber es war doch so ganz mit ihnen verwachsen. Das Haus war gar nicht zu denken ohne das Bild; selbst Großmutter, die bei jeder Gelegenheit darüber schalt, wußte innerlich zu schätzen, daß es im ganzen Dovengang nichts so Merkwürdiges gab wie das Bild. Wenn sie einmal länger vom Hause fort waren, begrüßten sie bei ihrer Heimkehr das Bild. Wenn sie etwas zu überlegen hatten, so schauten sie gedankenvoll darauf hin, und gedachten sie der alten Zeit, so stand sie vor ihnen auf dem Bilde.

So schwatzten sie weiter, sich in ihrer Einfalt nur halb bewußt, daß das Bild, durch seine stete Gegenwart sich mit all ihren täglichen Erlebnissen verknüpfend und der Phantasie des Knaben unerschöpfliche Nahrung bietend, auch ihre Zukunft beherrschte; daß all sein Hoffen und Streben sich an das Bild klammerte — erzählten doch der Cypressenhain und der blaue Himmel über dem sonnigen Pfade und das fremdartige Mauerwerk von fernen Ländern, die sein Vater bereist hatte und nach denen er wandern wollte, wenn er groß geworden und es ihm gelungen war, als Dekorationsmaler vorwärts zu kommen — sich nur halb bewußt, daß das Bild in seinem wunderbaren Einfluß auf ihr Leben eine ideale Macht geworden war, deren dämonischen Gehalt nicht nur Großmutter fluchend erkannte, sondern auch Fanny andeutete, indem sie lächelnd sagte: „Ich denke manchmal, es wäre Hexerei in dem Bilde.“

Und die Figuren an der Wand schienen

sich zu beleben und das wunderliche Universalparterre mit der kleinen Oberetage, von der das Schnarchen des Alters heruntertönte, schien sich der vergangenen Zeiten zu freuen, wie Fanny und der Junge bei mancher Erinnerung an den lustigen Maler nun selber lachten. Auch ihnen lag ja die Lustigkeit in der Natur; und wie Fanny, dem Kinde ein glänzendes Bild von ihrem Schwager entwerfend, sich immer mehr in die Vergangenheit vertiefte, kam ein seliges Empfinden über sie, als sei das alles erst gestern gewesen und könne morgen wieder sein, als sei keines von ihren Lieben fort und gestorben und sie selber unendlich glücklich wie damals, als sie alle jung waren und das Leben voll Sonnenschein.

„O, du siehst der einen Frau auf dem Bilde ähnlich — nein, der anderen!“ rief der Knabe, plötzlich voll Staunen entdeckend, was ihm nie gesagt worden war.

„Wir sind es beide, deine Mutter und ich,“ sagte Fanny leise, „auf dem Bilde blieben wir beisammen.“

Sie hatten nicht bemerkt, daß es oben stiller und stiller geworden war, und fuhren erschrocken zusammen, als sie einen Stoß und ein dumpfes Schurren über sich hörten. Der Junge drängte sich an seine Tante, indem er das Gesicht nach der Treppenöffnung wandte, wo gleich darauf Großmutters weißhaariger Kopf erschien und ihre hohle schrille Stimme laut wurde.

„Könnt ihr nichts Besseres thun, als mich aus dem Schlaf wecken mit eurem Geplapper? Mach, daß du ins Bett kommst, Heine, und wenn du mehr von deinem Vater wissen willst, so sag ich dir's: ein Taugenichts war er, der uns alle ins Unglück gebracht hat.“

„O, o!“ jammerte Fanny, von ihrem Stuhl aufspringend.

„Wollte Gott, es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, den alten Saufaus von oben abzumalen und wir hätten ihn nie gesehen! Erst hat er deiner Mutter den Kopf verdreht, daß sie lieber mit ihm hungern wollt, als 'ne ordentliche Bürgersfrau werden, und nachher hat er uns die Last mit dir aufgeladen und ist weggelaufen wie 'n Spitzbub.“

„Das laß ich nicht auf meinem Vater sitzen!“ rief der Junge funkelnden Auges. „Sprich du, Tante Fanny, sprich du!“

„Wir können nicht wissen, wie es gekommen ist und wie es zusammenhängt,“ stammelte diese tonlos. „Er kann umgekommen sein, oder verarmt — er kann noch wiederkommen.“

„O, du hast recht!“

„Was weiß Fanny davon, wie schlecht die Welt ist? Fanny hat 'ne Taubengalle. — Ich seh ihn noch, wie er das letzte Mal da in die Thür kam mit seinem häßlichen großen Hut. ‚Ich wollt mal einsehen,‘ sagt' er zu Fanny, die an deiner Wiege saß, ‚ich geh auf acht Tage nach Berlin —‘ und gab ihr die Hand und lachte, so wie es seine Art war und wie ich's nicht ausstehen konnte. Ich ging ihm schon aus dem Weg und hörte nur von oben, wie er sagte: ‚Vergiß mich nicht, Fanny!‘ Und es dauerte nicht lang, da war er weg! — Die geht denn auch daran zu Grund; blieb hier im Hause sitzen, näht sich die Finger für dich ab.“

Fanny, die, wie betäubt dastehend, keine Kraft zum Widerstand gefunden hatte, faßte sich endlich: „Mutter, Mutter, kein Wort mehr!“

„Laß die Stiefel unten, Jung,“ rief die Alte sonderbar gefühllos, „und leg die Bürsten für morgen früh zurecht. Ist zu arg, daß du noch auf bist.“ Dann verschwand der scharf umrissene weiße Kopf in der Treppenöffnung. —

„Alte Leute sind verdrießlich,“ flüsterte Fanny, dem Jungen über die glühenden Wangen und das krause Haar streichend. Er nickte stumm, doch sahen sie sich sonderbar trostlos an, während Fanny, wie geistesabwesend, weiter sprach: „Das Gerücht vom Abbruch des Dovenganges ist ihr zu Kopf gestiegen; sie nimmt es sich zu nahe, wenn sie das Haus abbrechen. Uns geht's ja auch ans Herz, mein Heine, das Haus — und die Wand, die Wand!“

Wie sie die starren Augen auf das Bild wandte, brachen Thränen ihren Blick; die Linien verschoben sich ihr, die Farben flossen ineinander. Die schönen Griechinnen und der Pfau und die Sphinx stürzten übereinander, die Wand wankte schon, die leuchtende Vergangenheit auf immer unter ihren Trümmern begrabend. Sie mußte sich

setzen. Da war wieder alles auf dem alten Platze.

„Großmutter meint es nicht schlimm; sie weiß nicht, wie weh böse Worte thun. Er kann ganz schuldlos sein, dein Vater — ach, er kann noch zurückkommen!“

„Es hat mir oft geträumt,“ sagte der Junge, aber was vorhin so sehnsüchtig, zuverlässig ausgesprochen worden, hatte jetzt einen so heiseren gesprungenen Klang, daß er über die eigenen Worte in ein Schluchzen ausbrach und rasche heiße Thränen ihm über das Gesicht stürzten.

„Still, still!“ flüsterte Fanny mechanisch. „Wir wollen uns nicht quälen. Gute Nacht!“

Der Junge zog seine Stiefel aus und glitt auf den Strumpfsohlen geräuschlos über die Stiege nach oben, Fanny allein lassend mit den Gestalten des Bildes, auf die sie hinstarrte, bis sie die schmalen durchsichtigen Hände über beide Augen legte, um nicht mehr zu sehen, nicht mehr zu denken, was ihr das Herz zerriß.

Während die anderen die peinliche Scene jenes Abends bald vergessen zu haben schienen, blieb der Alten das nagende Bewußtsein daran wie ein Gewissensbiß zurück. Wie argwöhnisch sie auch die Ihrigen beobachtete, keines verriet einen Groll gegen sie, doch ein verändertes Wesen that sich allmählich im Hause auf. Heine war sonderbar artig geworden; er lief nicht mehr weg, wenn sie zankte, und widersetzte sich nicht mehr, er war wie ein fremdes Kind zu ihr. Die Alte ärgerte sich beinahe darüber, wie er im Hause schaffte, ihr die Arbeit aus der Hand nehmend. Mit Fanny war kein Streit zu haben, und sie wußte gar nicht mehr, an wen sich zu halten, wenn sie die böse Laune überkam, oder wenn jenes verhaßte Gerücht auftauchte, von dem sie nichts mehr hören wollte. Seit sie, sich den lang genährten Haß von der Seele sprechend, sich an Heinrich Weber gerächt hatte, war es sonderbar still in ihr und um sie geworden, denn Heine, der nicht mehr wie sonst zum Spielen ging, sondern alle seine freie Zeit bei dem Zeichenbrett oder bei den Büchern verbrachte, sprach kaum ein überflüssiges Wort. Ob ihre Reden ihn so hart getroffen, oder ob plötzlich in ihm der Ehrgeiz wach geworden — der Fleiß, der ihn wie eine Wut ergriffen, verfehlte nicht, seine Früchte zu tragen. Bei der nächsten Prüfung erhielt Heine für seine Zeichnung den ersten Preis. Um den rasch wachsenden, mager gewordenen Knaben nicht zu viel sich anstrengen zu lassen, ging Fanny mit ihm an freien Tagen und Abenden spazieren, in die Kirche oder zu den Vorlesungen in der Kunsthalle. Die Alte, die sie niemals begleitete, blieb viel sich selber überlassen. Sie fühlte, es war alles anders wie sonst; es war eine Kluft zwischen ihr und Heine, die sich nicht mehr schloß, und nun erst wußte sie, daß sie ihn liebte, den Sohn ihrer Tochter, ihr eigenes Fleisch und Blut; sie hätte ihm gern das Unrecht abgebeten, aber sie brachte es nicht über die Lippen. Von einem krankhaften Starrsinn beherrscht, klammerte sie sich fester an eine und dieselbe Idee; hatte das Leben ihr alles geraubt, so wollte sie nicht auch noch das Haus in die Schanze schlagen. Den Vertretern der Behörde, die mit ihr zu unterhandeln kamen, gab sie kurzen Bescheid, daß es um keinen Preis zu haben sei; und als sie die Leute mit Staunen das Wandgemälde betrachten sah, fiel es ihr ein, den großen Wert dieses Kunstwerkes geltend zu machen. Dann sprach sie nicht mehr davon, aber ihr starrer Blick sagte mehr als tausend Worte.

Fanny und der Junge fanden keine Antwort auf die bange Frage, was nur werden sollte in der nächsten Zukunft. Würden sie wie taub und blind umhergehen und wie jetzt mit keinem Worte nennen, was sie alle tief bewegte; würden sie noch immer schweigen, wenn man erst am entgegengesetzten Ende des Viertels mit dem Niederreißen der Mauern begonnen, die Axtschläge herüberdröhnen, das Trümmerfeld wachsen und um sich greifen würde, wie eine Flut, die sich dem Hause näherte und die das Haus verschlingen mußte?

Von dem Vater war es ganz still zwischen ihnen geworden. Doch wenn mitunter das Nebelhorn so sonderbar verheißungsvoll von der Elbe her tönte, oder wenn sich ein schneller Schritt dem Hause näherte und ein Schatten an den weißen Gardinen vorüberschwankte, dann schien es wie ein Schauder durch das kleine Haus zu gehen, und sie sahen sich in ängstlicher Spannung an und schwiegen.

Auch in das einförmigste Dasein kommt ein Tag, an dem das Schicksal sich seiner Vergeßlichkeit zu erinnern scheint. Tief bewegt erhielt Fanny die Mitteilung, daß ihre älteste Kundin, „Frau Senator", von der sie seit fünfzehn Jahren immer die gleiche Güte erfahren, ihrer auch im Tode gedacht und ihr sechshundert Mark und eine goldene Taschenuhr vermacht habe. — Wozu waren nun Großmutters Sorgen gewesen und ihre eigene, die eine geheime um Heines Ausstattung? Sie konnte, nun er bald die Schule verließ, alles Notwendige anschaffen, um ihn während der Lehrzeit ordentlich zu halten. Aber Großmutter trat mit vielen Ansprüchen hervor: Leinenzeug mußte sie haben, Gardinen und anderes; das Haus mußte gründlich gesäubert und dann von oben bis unten getüncht werden. Eine Schande war es, ein eigenes Haus verkommen zu lassen!

„Aber der Abbruch, der Abbruch!" riefen Fanny und Heine wie aus einem Munde.

„Gerade deswegen! Wenn es ordentlich im stande ist, werden sie sich hüten, es anzugreifen. Ich geh nicht lebendig hinaus, will doch sehen, wer mich hinausbringt!" Das klang so hart und bestimmt, und die dunklen Augen rollten so unheimlich, daß an keinen Widerstand zu denken war.

Nun es an ein Auffrischen und Anschaffen ging, waren die sechshundert Mark bald verausgabt. Fanny war am Ende noch gezwungen, die Uhr zu versetzen, um Kleidungsstücke für Heine zu kaufen. Es währte nicht lange, da stand das Haus mit seinen weiß getünchten Fensterrahmen und der grünen Hausthür wie eine geschminkte alte Kokette zwischen seinen Altersgenossen, die sich in ihren dürftigen verfärbten Kleidern über die verspätete Eitelkeit lustig machten. Und Großmutter, die zu schönerer Wirkung an jedem Morgen den kleinen wackeligen Messinggriff an der Hausthür blitzblank putzte, schien sich mit ihm verjüngt zu haben, so stark und thatkräftig zeigte sie sich.

Nun ihr Haus so schön gemalt war, mochte es zwischen den neuen Gebäuden stehen bleiben. Die amtlichen Erlasse, welche in der letzten Zeit an sie gekommen waren, hatte sie uneröffnet in ihrem Cylinderschrank verborgen, ohne sich um die Anzeige von der Niederlegung des Dovenganges oder um die Aufforderung, einen Preis für ihr Grundstück zu stellen, weiter zu bekümmern. — Als ob es einen Preis für ihr Haus gebe? Das Haus, das sie von ihren Eltern ererbt, in dem sie mit ihrem Manne ein paar glückliche Jahre verlebt und in dem sie nach und nach verarmt und verbittert war, das Haus, das einen schier unheimlichen Schatz in dem von ihr gehaßten Gemälde barg! Das Haus, außer dem es keine Welt für sie gab!

Großmutter, welche die Papiere noch immer nicht ansah, polierte an jedem Morgen mit unveränderter Energie den kleinen wackeligen Griff an der frischgrünen Hausthür.

„Mir ist bange, meine Tauben kennen das Haus nicht wieder," rief die Schwiegertochter des alten Musikanten Schwarz ihr zu, die in nachlässiger Kleidung, mit ungekämmten Haaren vom Bäcker kommend, über den Reinlichkeitsluxus in Neid entflammte.

„Soll mir recht sein," lautete die scharfe Antwort. „Ich habe ihnen kein Quartier vermietet und ist 'ne Schmutzerei im Haus."

„Oho, Vögel bringen Glück; das können wir alle brauchen, wie hoch wir auch die Nase tragen."

„Von euch ist uns nichts Gutes gekommen."

Fanny, die im Hut und Mantel zum Ausgehen aus dem Hause trat, hielt die Thür weit hinter sich offen und drängte die Alte sanft nach innen. Der Morgennebel wogte zwischen ihr und der Nachbarin.

„Bei euch ist's mächtig fein geworden," sprach diese in verändertem Tone weiter. „Ihr habt wohl Geld gekriegt von Heine seinem Vater?"

„Adele, weißt du was von ihm?" stammelte Fanny, zu der anderen hinschreitend.

„Sieh, kommst mir nach? Weißt du noch, wie wir manchmal mit meinem Bruder Jakob spielten? Jakob schiffert nach Amerika 'rüber und da hören sie ja allerlei. Jakob mochte dich schon damals leiden, und ich glaube, es ist noch so. Was braucht er sich sonst um Heinrich Weber zu kümmern, wo wir mit deiner Alten seit Jahr und Tag spinnefeind sind?" Adele, die in die dunkle Treppenöffnung getreten war, lachte spöttisch auf. „Komm nur herauf, Fanny! Bist lange nicht oben gewesen!"

„Ich habe zu viel zu thun, um auf Nachbarschaft zu gehen," sagte Fanny, ihr in angstvoller Spannung folgend. „Wenn du mir ein Teil sagst, Adele, sag mir das Ganze."

„Oben, oben! Da sollst du's wissen."

Sie waren schon auf der dritten Treppe und in völliger Finsternis, als Adele ihren Sinn änderte.

„Kannst 'n andermal kommen, Fanny. Kriegst am Ende gar 'n Schreck vor dem Alten; er kam heute nacht ganz betrunken nach Haus und liegt noch auf der Bank, wo er hingefallen ist. Und die Luft oben schlägt auch manchem auf; die Tauben wohnen meist mit uns in der Stube. Sieh, hier wird's schon hell. Nachbarin Kreienfelden hat immer die Thür offen, weil da nichts zu stehlen ist, und neugierig" — die Vorangehende bog sich gegen Fanny zurück — „neugierig ist sie auch. Jakob wollte, ich sollte es dir heimlich sagen."

Fanny, deren Herz immer heftiger klopfte, zögerte unwillkürlich einen Augenblick in dem Lichte, das aus einer offenen Thür herunterfiel.

„Komm," flüsterte Adele. „Die Kreienfelden ist neugierig."

Und wieder folgte Fanny der anderen auf die vierte Treppe.

„Sieh, so kann es kommen. Jakob ist mal in New-York im Theater gewesen, da hat er einen feinen Herrn gesehen, auf dem ersten Platz natürlich, und hat ihn immer wieder angesehen; er wußte selbst nicht warum, bis er zuletzt herauskriegte, daß es Heinrich Weber war. Als das Stück aus war, hat er unten in der Halle auf ihn gewartet und ihn wieder angeguckt, als er mit einer ganzen Gesellschaft herausgekommen ist; aber da war er's doch nicht recht. Sonst hätte Jakob ihm tüchtig die Wahrheit gesagt, und gesagt, wie bittersauer du dir's um seinen Jungen werden läßt und was für 'n Halunke —"

„Wann war das?" fragte Fanny.

„Sind wohl zwei, drei Jahre her."

„Weißt du sonst noch was?"

„Ja — und habe auch was für dich. Vor vier Wochen ist Jakob auf der Rücktour von der Westküste wieder in New-York und sieht zufällig in einem Ladenfenster ein großes Bild von demselben Mann und ein paar Häuser wieder eins und so fort, einige mit Flor und einige mit Ewigkeitsblumen und einige mit nichts. Zuletzt geht er in einen Kunstladen, wo verschiedene große Bilder waren, und fragt, wer es ist. Webster, und ob er den berühmten Maler nicht kennt, der gestern gestorben ist. Jakob sagt, ich glaub, ich kannt ihn schon in Hamburg, als er noch Weber hieß. Da lachten sie ihn aus. Webster wäre kein pauvrer Deutscher gewesen; wie ein Prinz hätte er gelebt, so vornehm und in Saus und Braus dazu. Wie viel er auch verdient hätte, es wär doch alles wieder ausgegeben, obgleich er allein gestanden hätte; sein Haus wäre nicht leer geworden von Theaterleuten und Künstlern. Genug, Jakob hat 'ne Photographie davon gekauft, und die soll ich dir von ihm schenken, damit du siehst, ob er es ist oder nicht."

Adele verschwand nach oben. Fanny, die sich, während jene gesprochen, an das Tau geklammert hatte, das die Stelle des Treppengeländers vertrat, ging dem schwachen Lichte nach, das aus Kreienfeldens inzwischen halbgeschlossener Thür die erdrückende Dunkelheit brach. Nach wenigen Minuten stand die andere wieder neben ihr, ein großes Couvert in der linken Hand, mit der rechten Fanny eine Photographie vor die Augen haltend.

„Heimlich soll ich's dir zeigen, sagt Jakob, und nun sieh!"

Fanny hätte fast aufgeschrien, als sie ihren Schwager zu erkennen glaubte, aber im nächsten Augenblicke war die Ähnlichkeit verschwunden. Mit einem Blick erfaßte sie das Bild, und — nein! Dieser vornehme Künstler, der in seinem reich dekorierten Atelier vor der Staffelei stand, die Palette über dem linken Daumen, das Gesicht wie auf einen Augenblick von der Arbeit ab, dem Beschauer voll zuwendend, konnte Heinrich Weber nicht sein. Ein freudloses Sinnen lag auf dieser breiten Stirn, von der das ergrauende Lockenhaar schon zurückzuweichen begann. Diese schmalen Wangen, dieser herrische Mund waren zu verschieden von den übermütigen Lippen, von der weichen Rundung seines Gesichtes, und diese Augen — Fanny bog den Kopf weit zurück.

„Nein, Adele,“ sagte sie, tief Atem holend, „das ist Heinrich Weber nicht.“

„Hab ich auch gesagt,“ stimmte Adele bei, „aber Jakob sagt, du allein könntest es entscheiden.“

„Grüße Jakob, ich laß ihm danken. Wenn's auch Heinrich Weber nicht wäre, so interessiert es mich doch wegen der großen Ähnlichkeit. Und nicht wahr, Adele, es bleibt unter uns?“

„Natürlich. Die Alte thut doch weiter nichts als schimpfen, und fordern kann Jakob ja doch nichts für dich. Tröste dich, Fanny, du hast den Jungen nun groß und alle Leute loben dich in den Himmel hinein. Mein Mann ist ehrlich gestorben, und dafür, daß ich nun bei dem alten Trinker hausen muß, zeigen die Leute mit Fingern auf mich. Glaube mir, du hast es besser als ich.“

Fanny stammelte einige tröstliche Worte, ihren nochmaligen Dank und trat ihren Rückweg über die Treppen an.

Der Umschlag mit dem Bilde brannte ihr in der zitternden Hand. Jene Augen, die sie plötzlich so bekannt angesehen, schwebten ihr in sonderbarer Deutlichkeit vor und verließen sie nicht und leuchteten ihr durch das Dunkel, bis sie der Erde näher kam und das Licht von der Straße her dämmerte. Dann sah sie sich verstohlen um und zog die Photographie aus dem Umschlag; sie weit und weiter von sich abhaltend, betrachtete sie den scharf ausgeprägten Kopf darauf mit dem Blick einer Hellsehenden. Da fingen die stolzen siegesbewußten Augen zu sprechen an, und es waren Heinrich Webers Augen. Nur anders, ganz anders im Ausdruck, aber sie waren es, und wenn dieser Mund sich öffnen könnte, müßte es auch sein Mund sein. Freilich nicht die übermütigen Lippen von einst, nicht mehr die Lippen, die ihr zugerufen hatten: „Fanny, vergiß mich nicht!“ die sich dann im nächsten Augenblick heimlich und heiß auf die ihrigen gepreßt und ganz leise wiederholt hatten: „Vergiß mich nicht, bis ich wiederkomme!“

Wieder erglühte sie in Scham wie damals auch, als es ihr eine Untreue an der kaum verschiedenen Schwester geschienen und doch wie ein Feuerstrom durch sie hingegangen war. Hatte sie ihn seit dem Augenblicke im Herzen getragen oder schon früher, als er, noch zwischen den Schwestern schwankend, ihr der Herrlichste, der Unwiderstehlichste der Menschen geschienen, als nach der Heirat die geliebte Schwester ihr wie ein Glied ihrer selbst gefehlt und eine unsagbare Leere und Sehnsucht über sie gekommen war? Sie wußte es nicht, aber es wäre vielleicht nur wie ein wundersamer Traum durch ihre Seele gezogen, ohne das unselige: „Fanny, vergiß mich nicht! Vergiß mich nicht, bis ich wiederkomme!“

Die Lippen blieben stumm, aber die Augen sprachen weiter: „Was habe ich mit dir zu schaffen? Vergiß, vergiß! Du hast kein Recht, die Flut von Vorwürfen an mich zu richten, die dir das Herz zu ersticken droht. Was weiß ich denn noch davon, daß ich mich einmal wegen eines schönen Mädchens nach dem Dovengang verirrte? Dieses Mädchen war deine Schwester, ihr war ich Treue schuldig — nicht dir! Was weiß ich davon, daß ich mit einem Kusse von dir schied? Ihr sahet einander so gleich. Doch galt es nur der Schwester — Was weiß ich von dir?“

Und sie gab ihm recht, diesem Mann, der, wie ein Herrscher inmitten der phantastischen Pracht seines Ateliers dastehend, Vergessen von ihr forderte, Vergessen! Sie schämte sich fast, daß sie diesen Befehl nicht verstanden, als er ausblieb, immer länger ausblieb. Mußte er noch im Bilde kommen, sie von der Thorheit zu lösen? Wieder schaute sie sich um, horchte gespannt die enge Treppe hinauf, hinunter, die Luft schien ihr zum Ersticken eng, aber da alles still blieb, säumte sie noch. Gierig verschlang ihr Auge den auf dem unteren weißen Rande in goldenen Lettern gedruckten Namen „Henry Webster“, und dann entdeckte sie links auf der Photographie ein kleines winziges Zeichen, die verschlungenen Anfangsbuchstaben dieses Namens. Und das Zeichen gab ihr Gewißheit. Dasselbe Zeichen fand sich am Fuße ihres Wandgemäldes in dem Ballen wildverwachsener trockener Baumwurzeln, links am Ende des Cypressenhaines, sich kaum von ihnen unterscheidend und nur ihr bekannt. Sie sah wieder auf die Photographie, und ihre Lippen bewegten sich leise: Es wird alles abgebrochen, die Wand mit dem Bilde und das Haus, über dem noch etwas von dem

Glanze schwebt, der einst mit dir dort einzog, und der Dovengang — und der kleine Namenszug, der dich verraten könnte. Alles fällt in eine große Trümmerstätte, ach, und die Trümmerstätte gleicht meinem Herzen! — Noch immer sah er sie so kalt und fremd an. Und in ihr flüsterte es leise: Fragst du nicht nach dem Kinde? O, o, wie durftest du dein Kind verlassen und verleugnen? Dann erst erinnerte sie sich daran, daß er tot war — tot! Und sie weinte nicht einmal; ihr Schmerz war wohl zu alt! Adelens kunstlose Worte über seine Bilder zogen ihr wie fernes Grabgeläute durch den Sinn: „Und einige waren mit Flor und einige mit Ewigkeitsblumen und einige mit nichts."

Mit nichts! wie das Bild in ihrer Hand. Die Luft wurde gar zu eng, sie mußte sich das Kleid ein wenig aufmachen, um nicht zu ersticken, da — es kamen schwere dumpfe Schritte von oben her — verbarg sie es schnell an ihrer Brust. Der alte Spielmann Schwarz taumelte die Treppen herunter, regelmäßig über zwei Stufen zugleich, langsam, langsam hinter Fanny her, die seiner Annäherung schwebend entglitt. Die Trauermelodie klang leise fort in ihr: „Und einige waren mit Flor und einige mit Ewigkeitsblumen und einige mit nichts!" —

„Ich muß heute zu Hause bleiben," sagte Fanny, zu der Alten zurückkehrend. „Die Sache hat mich aufgehalten und mir ist auch nicht so recht gut."

„Ja, ja! Das Gesindel von oben! — Hast dich endlich auch geärgert?"

„Ich weiß nicht. Es wird schon vorübergehen."

„Ruh dich nur 'ne Weile," sagte die Alte, die, Gewürze zerstoßend, am Herde saß.

„Wie hast du's so eilig," hauchte Fanny, auf den Armstuhl hinter dem Tische niedersinkend. Es waren ihre letzten Worte, bevor sie ihre Sinne schwinden fühlte; sie hörte es nicht mehr, wie die Alte rüstig erwiderte: „Soll ich wohl! Die paar Wochen bis zu Heines Konfirmation vergehen schnell. Es muß alles ordentlich sein, wenn Verwandte und Bekannte zum Gratulieren kommen; drum bereite ich mich rechtzeitig aufs Kuchenbacken vor." Großmutter, die über der Geschäftigkeit des Abbruches gänzlich vergessen zu haben schien, hantierte mit dem Schlägel in der messingenen Form, daß es ihre Rede fast übertönte.

„Die sollen sich wundern, wie fein es hier geworden ist, nicht wahr — nicht wahr?"

Fanny antwortete nicht, sie lag bewußtlos und bleich in dem großen Lehnstuhl, die schmalen durchsichtigen Hände über der Brust gekreuzt. Und die Alte rief sie mit zärtlichen Namen: „Fanny, mein' Fanny! Mein' einzige gute Fanny!" Wie sie ihr den stark duftenden Essig an die Nasenlöcher hielt und die Schläfen damit wusch, schlug Fanny bald die Augen auf. Ein mattes Lächeln irrte über ihr Gesicht. Es schien so tröstlich, die Alte einmal weich und liebevoll zu sehen.

„Gott, deine Haare," sagte sie, der Tochter über den braunen Kopf streichend, und diese drückte die dürre Hand zwischen den ihrigen, „kriegst wohl nie kein weißes nicht, so dick und glänzend, wie sie sind — und nicht die kleinste Falte auf der Stirn. Siehst du, das kommt von der Taubengalle. Es giebt niemand wie dich, um immer jung zu bleiben."

„Still, Mutter, ich kann das Loben nicht vertragen," sagte Fanny, sich langsam aufrichtend. „Weil ich heute nicht ausgehe und doch alles ein bißchen anders ist, will ich dir helfen."

„Ja, ja! Hör nur erst, was Großmutter zu sagen hat," sprach die Alte, sie wieder in den Stuhl niederdrückend. „Eine rechte Sünde ist es gewesen, wie ich euch oft gekränkt hab. — Was konntest du denn Besseres thun, als Annas verwaistes Kind aufziehen? Und Heine wird was Großes, das glaube mir. Die Augen und die Hände hat er von seinem Vater, aber im Herzen gleicht er dir und Anna; sein gottloses Lachen hat er nicht. O, ich habe euch lieb," schluchzte die Alte, „sag ihm das, wenn ich fort bin, und denkt auch mal an mich, mein' Fanny!" Wieder strich sie der Tochter über die vollen Haare. „Und nicht wahr, du gehst nicht aus dem Hause? Du verkaufst es nicht? Das versprichst du mir?"

Fanny nickte still. Wie hätte sie es übers Herz bringen sollen, der armen Alten zu widersprechen? „Ich bleibe im Hause, solang ich kann, und nun laß mich dir helfen, Mutter!"

Fanny war bald in der Küche thätig, ein

wenig still, ein wenig blaß, aber doch nicht krank. So konnte die Alte ruhig gegen Mittag auf dem Sofa einnicken, nachdem sie ihr die Unterhaltung des Feuers dringend empfohlen. Fanny ließ auch den Herd nicht außer acht, doch einmal, als es dort so hell aufleuchtete, schien ihr eine Anwandlung des Unwohlseins zurückzukommen. Von der Hausthürglocke geweckt, sah die Alte das todbleiche Gesicht der Tochter in ängstlicher Spannung über die offene Glut gebeugt, wie in plötzlicher Starrheit das Verbrennen eines Papieres überwachend. Ein leichter Brandgeruch zog Heine entgegen, dem Fanny stumm die Thür öffnete.

„Hier sengt etwas," sagte er, von dem Ausdruck ihres Gesichtes betroffen.

„Es ward schon Asche," erwiderte Fanny.

Die Dinge standen nicht still. Was sie lange gefürchtet, war eingetreten. Man hatte an zwei Seiten des Viertels mit den Abbruchsarbeiten begonnen, einzelne Häuser im Dovengang begannen sich zu leeren; sie hörten mitunter ein dumpfes Pochen und Rollen, sie erwarteten die Flut, die das Haus verschlingen mußte, es graute sie davor, und sie nannten es nicht. So herrschte eine dumpfe Stimmung im Hause zu der Zeit, daß Heines Konfirmation ganz nahe heranrückte. Sogar Fanny hatte allen Gleichmut eingebüßt. Wenn sie abends beim Nähen Bibelsprüche mit Heine wiederholte, seufzte sie plötzlich und ermahnte ihn gar eindringlich. Treu müsse er sein und wahr, vor allen Dingen ganz wahr! Heine sah sie erstaunt an. Er log nicht, niemals; er wäre durchs Feuer für sie gegangen; er hielt den ganzen Tag tapfer mit Großmutter aus. Was meinte sie nur? Und wie bleich sie in der letzten Zeit geworden war!

Großmutter, die fleißig putzte und polierte, verschloß sich gegen alles, was um sie her vorging. Sie hätte wohl am liebsten Thüren und Fenster verrammelt und sich die Ohren mit Wachs verstopft.

Aber der verhaßte Gerichtsbote kam wieder mit einem Schreiben, gleich denen, die sie in ihrem Cylinderschrank aufgestapelt hatte. Sie wollte auch dieses zu den übrigen legen und ärgerte sich, daß der Bote sich an Fanny wandte, die zufällig zugegen war. Es sei notwendig, versicherte er, daß die Mitbewohner des Hauses Einsicht von den Erlassen nähmen, die bis dahin alle unbeantwortet geblieben, er habe heute eine Empfangsbescheinigung beizubringen. Nachdem Fanny unterschrieben, ging der Mann von dannen.

„So kann's nicht fortgehen, Mutter," klang Fannys sanfte mahnende Stimme. „Einer muß den Brief lesen."

„Nun, so lies!" Fanny öffnete das Schreiben, das die dritte Anzeige von der Expropriation und einen Räumungsbefehl enthielt. Innerhalb zwölf Tagen hatten die Bewohner das Haus zu verlassen, für das die Stadt der Besitzerin, mit Rücksicht auf ein dort befindliches Wandgemälde von künstlerischem Werte, die Summe von dreißigtausend Mark zahlte. Fanny, erstaunt über die kurze Frist, über den Preis, der die Hypothek um zwei Drittel überstieg, begann leise und deutlich zu lesen; aber die Alte, die mit zusammengekniffenen Lippen und rollenden Augen an ihre Seite getreten war, schien den Ton ihrer Stimme nicht zu erfassen. Als Fanny geendet, ergriff sie das Schreiben. Es weit von sich haltend, las sie langsam und mühevoll, so gut sie es ohne Brille vermochte, näherte sich dem Fenster, wie um durch ein helleres Licht ihr Verständnis zu schärfen, und trat dann wieder in das Zimmer zurück bis an den Lehnstuhl, an den sich stützend, sie weiter las. Begriff sie es denn noch immer nicht? Plötzlich entfiel ihr das Papier. Mit beiden Händen in die Luft greifend, tastete sie, wie eine Blinde, eilig vorwärts und erreichte die Hofthür, ehe Fanny ihr zu Hilfe kommen konnte. Wie einer Stütze bedürftig, oder nach Luft ringend, stieß sie die nur angelehnte Thür mit den Händen zurück und fiel in den Hof. Fannys heller Schrei hallte an den Wänden hinauf; eine Schar Tauben flog schwirrend in die Luft.

Die Alte war unverletzt, aber sonderbar starr aufgehoben; eine Lähmung kroch langsam über sie; sie hatte einen schweren Schlag erlitten, der sich am nächsten Tage wiederholte, ohne daß sie die Sprache wiedererlangt hätte. Durch stummes Heranwinken der Ihrigen und Streicheln ihrer Hände verriet sie, daß sie sie kannte; doch trat der Tod schon an demselben Abend ein. Die Alte

war an Ärger gestorben, wie sie von Ärger gelebt hatte.

So trafen Begräbnis und Konfirmation nahe zusammen in Großmutters Hause, das unheimlich still geworden war auf seine letzten Tage, und der weihevolle Tag der Konfirmation war der allerletzte im Hause.

Fanny und der Junge saßen bis in die Nacht am Tische unter dem Gemälde. Der Wind fuhr wie in Seufzern durch den Dovengang, und an den Fensterscheiben draußen rannen lange, laue Frühlingsregentropfen wie Abschiedsthränen hernieder. Da hörten sie den Ruf eines Nebelhorns, erst aus der Ferne und nach einer Weile wieder, bis es näher und näher kam und der dumpfe Klang durch die stille feuchte Nachtluft vom Wasser her im Hause nachtönte und dröhnte, als wollte es alle Erinnerungen aus allen Ecken wachrufen. Und der Junge rief leidenschaftlich, daß es wie ein Schrei klang: „O Tante, Tante! Ich habe mir als ein kleiner dummer Junge oft vorgestellt, daß mein Vater da in die Thür käme und uns an dem Bilde wiedererkennte. Nun glaube ich es nicht mehr. Mit dem Bilde geht meine letzte Hoffnung hin."

„Es ist für uns beide das letzte Stück von ihm auf Erden," sagte Fanny, das geisterbleiche Gesicht tief in die Hände vergrabend, „wir können uns nicht mehr verhehlen, daß er tot ist."

„Und warum gerade jetzt?" fragte Heine fast vorwurfsvoll.

„Fünfzehn Jahre sind eine lange Zeit. Wenn er lebte, hätte er deiner jetzt gedacht, wäre zu deiner Einsegnung gekommen und hätte uns alles aufgeklärt, und wenn auch andere Schuld an ihm gefunden, wir hätten ihm nicht gezürnt. Wenn er arm gewesen wäre, hätten wir mit ihm geteilt — und wenn er etwa — reich und vornehm gewesen wäre und hoch angesehen seit langer Zeit —"

Die Augen des Knaben, die sich während der langsam gesprochenen Worte seltsam verdunkelt hatten, flammten heiß auf; Fanny zuckte zusammen vor diesem Blick. Das waren Heinrich Webers sieghafte Künstleraugen, aber ernster, tiefer, leidensfähiger; sie umflorten sich, nun er grollend sprach: „So hätte ich ihm nicht vergeben."

„Still, still! Du hättest ihm vergeben. Er war dein Vater. Sein Talent hat er dir hinterlassen, ein großes Erbteil, und seinem Gemälde danken wir, daß wir es ausbilden können. Solche Menschen, wie dein Vater, große mächtige Menschen mit einem leichten Sinn und einem weichen Herzen, irren eher als andere Menschen. Aber, ob arm oder reich, heute wäre er gewiß gekommen, und weil er nicht da ist, ist er tot!" Die Feierlichkeit ihres Tones machte Heine erbeben.

„Hätte ich ihn nur einmal gesehen!" sagte er, seiner alten Sehnsucht verfallend. „Wenn der Tag anfängt zu grauen, will ich dir das Bild abzeichnen," begann Heine nach einer Pause. „Wie sonderbar, daß es uns nicht eher einfiel."

Aber Fanny schüttelte wehmütig den Kopf. „Laß das! Es wäre nicht dasselbe, und wir standen lange unter dem Bann. Das Schicksal hat gewollt, daß alles hinter uns abgebrochen wird; vielleicht ist es gut, daß es so kam. Die kleinen sonnigen Zimmer vor dem Holstenthor haben nichts von der Vergangenheit an sich. Da werden wir besser lernen, uns der Hoffnung auf ein irdisches Wiedersehen zu entwöhnen. Wir wollen noch für ihn beten. Sonst aber heißt es jetzt: vergessen und weiterstreben."

„O, ich arbeite bald allein für uns beide; ich vergelte dir alles, alles. Es ist nur schade, daß Großmutter es nicht erlebt; sie sollte auch ihren Verdruß vergessen, wenn sie mich arbeiten sähe."

„Die Toten erwarten uns im Himmel," sagte Fanny in tiefen Gedanken, „darum dürfen wir unser Herz nicht zu sehr an irdische Dinge hängen." — Da stöhnte das Nebelhorn noch einmal auf, und ein letzter Schauder lief durch das Haus. „Aber siehst du, mein Heine, wir haben doch gar nicht gewußt, wie schwer es uns wird, von dem Bilde zu scheiden!"

Und sie weinten heiße Thränen.



Notre=Dame.

Aus dem neuen und alten Paris.

Von

Paul Lindenberg.

I.

Eine geheimnisvolle Anziehungskraft ist es, welche die lockende und glänzende Stadt an der Seine auf die ganze civilisierte Welt und nicht zum mindesten auf uns Deutsche ausübt, ein eigentümlicher Zauber geht von ihr aus, dem wir uns nur schwer entziehen können; immer wieder richten wir unsere Blicke dorthin und immer wieder suchen wir sie auf, falls uns dies möglich ist; was einst für viele Künstler und Schriftsteller Rom und Italien war, ist heute Paris für sie, und der geistige Einfluß der Stadt auf die wichtigsten Zweige unseres künstlerischen und dichterischen Schaffens ist gerade während der letzten Jahrzehnte ein bedeutender und wachsender gewesen. Aber das ist es doch nur im geringsten Teile, was uns die gewaltige Hauptstadt in so verführerischem Licht erscheinen läßt, was uns mit innigem Behagen erfüllt, sobald wir einige Stunden auf ihrem Pflaster verbracht, nachdem wir die ersten verwirrenden Eindrücke überwunden, und was uns mit Sehnsucht ihrer gedenken läßt, wenn wir fern von ihrem Banne weilen, uns doch immer noch in demselben fühlend. Auch das äußere Bild der Stadt allein bewirkt nicht diesen seltsamen Reiz, Berlin und Wien sind in baulicher Beziehung prächtiger und moderner, das Leben ist dort für uns behaglicher und zuthunlicher, und doch, und doch ist ihre Wirkung trotz vieler und freudig anerkannter Vorzüge nicht eine solche wie die ihrer mächtigen welschen Kollegin. Etwas ungemein Anmutiges und Liebenswürdiges umgiebt jene, vermischt mit Eleganz und Reichtum, mit Macht und Größe, mit Verbindlichkeit der Formen und Leichtigkeit der Lebensauffassung seitens ihrer Bewohner, mit hohen geistigen und kultu=

rellen Interessen, die hier vereinigt sind, und mit einem Fremdenzusammenfluß, wie ihn in dieser Auserlesenheit doch keine an-



Blick auf die Seine und Cité vom Louvre aus.

dere Stadt der Erde aufzuweisen hat. Zu all dem aber kommen noch die großen geschichtlichen Erinnerungen, die an diesem Häusermeer haften, und die tiefgehenden historischen Umwälzungen, welche von ihm ausgingen. Hier darf man von einer Sprache der Steine, der Straßen, der Plätze sprechen! Eine rätselhafte Verbindung besteht zwischen dem Einst und Jetzt, die Spuren einer machtvollen Vergangenheit treten uns zahlreich entgegen, und in den Erinnerungen, die so eng mit dieser Stadt verbunden sind und die uns oft so fest umfangen, vereinigt sich Erhabenes mit Banalem, Ruhmreiches mit Lächerlichem, Freiheit mit Knechtung, Freude mit Schrecken, Tanz mit Blut, Aufklärung mit Tyrannei, und je mehr wir uns mit dem Vergangenen wie mit dem Gegenwärtigen beschäftigen, desto verständlicher wird uns das Wort Victor Hugos, daß Paris eine Art von unergründlichem Brunnen sei! Aber auch einen anderen Ausspruch lernen wir verstehen, jenen Karls V., der bei einem Besuche der Stadt im Januar 1540 bewundernd ausgerufen: „Die anderen Städte sind Städte, Paris ist eine Welt!“ Damals, wo jener Kaiser in seinen Mauern weilte, zählte Paris 400000 Einwohner, und „das Rad der Geschichte hatte sich schon mehrfach um seine Achse gewendet“, Berlin aber war ein märkisches Städtchen mit einigen Tausend Bewohnern, welches sogar seine Gerichtsgewalt dem Landesherrn abgetreten hatte; wir erwähnen dies nur, um den immensen Vorsprung hervorzuheben, den die ältere Städteschwester an der Seine vor der an der Spree hatte, und um zu zeigen, wie thatkräftig und erfolgreich sich letztere emporgearbeitet und wie rasch sie in vielen Beziehungen die erstere einzuholen und wohl gar zu übertreffen wußte.

Mischen wir uns nun aber hinein in das buntwechselnde Pariser Leben und Treiben, sehen wir uns um in der verwirrenden Stadt, was sie an Schönem, Eigenartigem und Erinnerungsvollem bietet, durchwandern wir ihre weiten steinernen Glieder, hier und da Halt machend, um aus all dem Bemerkenswerten das Bemerkenswerteste hervorzusuchen. Nicht schwer kann es für uns sein, wo wir anzufangen haben; Paris ist trotz aller revolutionären Gelüste seiner Bewohner in seinem eigentlichen Inneren konservativ geblieben: dort, auf der „Insel“, der „Cité“, wo sich die erste gallische Ansiedelung befand und von wo sich der Ort immer weiter und weiter ausbreitete und ausstreckte, ist auch noch heute der eigentliche Mittelpunkt der Stadt, empfindet man ihren Herzschlag am stärksten, geht von früh bis spät der tosende Verkehr hinüber und herüber vom einen zum anderen Ufer, und ragen als Wahrzeichen der weltlichen und kirchlichen Macht hier die Mauern und Kuppeln des Justizpalastes, dort die Türme von Notre-Dame in die Höhe.

Mit dieser Insel sind auf das dichteste

die Geschicke der großen Stadt verknüpft. Begleitet mich dorthin nach jenem kleinen Gartenfleck, welcher sich in den Schatten der riesigen Quadern von Notre-Dame schmiegt und wohin nur verhalten das Echo des nimmermüden Lärmens dringt; einige Kastanien und Buchen breiten dort ihre schattenspendenden Kronen aus, in den Hecken blühender Gebüsche zirpen Finken und Meisen, und auf dem schmalen Rasenplatze halten Spatzenfamilien ihre erregten Beratungen ab, aus dem lauschigen Grün aber steigt massig ein ehernes Reiterstandbild empor, das Karls des Großen im römischen Kaiserornate, des Herrschers, den die Franzosen so gern als einen der Ihrigen bezeichnen. Aber wenn dies auch mit Unrecht geschieht, mit der Wucht seines Namens und der Gewalt seiner Regierung ist Paris verbunden, er hat hier, wenn auch nur vorübergehend, während seiner Kriegszüge geweilt und hat hierher deutsche Gelehrte und italienische Künstler berufen, die an der von seinem Ratgeber und Lehrer Alcuin gegründeten hohen Schule unterrichteten. So brachte er den Franken Achtung vor deutschem Wissen bei. Aber lange vor ihm hatten andere römische Herrscher den Boden der Insel betreten und sich des damaligen Lutetias bemächtigt, Julius Cäsar hatte die gallischen Befestigungen überrannt und die siegreichen Adler Roms hier aufgepflanzt, die sich fast fünf Jahrhunderte hindurch hier an der Seine ihr Heimatsrecht bewahrt. Die noch heute erhaltenen Überreste der römischen Kaiserpaläste finden wir später, am linken Ufer; hier sei nur erwähnt, daß gewissermaßen den ersten Stein zur Notre-Dame-Kathedrale Tiberius gelegt, denn auf seine Veranlassung hatten die in Lutetia ansässigen Seine-Schiffer dem Jupiter an derselben Stelle, wo sich Notre-Dame erhebt, einen Tempel errichtet, und unter dem Altar der Kathedrale fand man einen mit Reliefs geschmückten Widmungsstein jener Schiffer, die „Jupiter, dem besten und größten der Götter", gehuldigt.



Palais de Justice (Justizpalast) und St. Chapelle.

Viele Stürme sind im Laufe der Jahrhunderte über das ehrwürdige Gotteshaus dahingebraust, welches 1182 geweiht, aber erst in nachkommenden Zeiten vollendet und vielfach verändert wurde, denn die wirkungsreiche Vorderseite mit ihren drei Portalen und ihrem graziösen bildhauerischen Schmuck, der leider von vandalischen Händen während der Revolutionszeit mehrfache Zerstörungen erlitt, stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert, während der Bau der nichtvollendeten Türme erst später erfolgte. Überaus reizvoll sind die unzähligen Verzierungen der oberen Galerien bis hinauf zum Dach und die zierliche Gestaltung der vielen Seitenkapellen mit ihrem steinernen Blätter- und Rankenwerk, das so luftig und duftig erscheint, als wäre es aus Holz geschnitzt, und dem die graue Färbung des Alters nichts von seiner ursprünglichen Anmut rauben konnte. Das Innere macht dafür einen recht düsteren Eindruck; durch die Glasmalereien der

Spitzbogenfenster fällt das Licht gar zu gedämpft herein, und auch das Mittelschiff mit seinen säulengetragenen Seitenteilen vermag zunächst nicht jene tiefe Stimmung hervorzubringen, wie sie uns jedesmal von neuem beim Betreten des Kölner Domes umfängt. Desto intimer mutet der Chor und das Sanktuarium an mit dem hochragenden Altar vorn und den schönen Reliefschnitzereien dahinter, die neuen Ursprungs sind und die zur vollsten Geltung gelangen, wenn sich flimmernd der Schein der schweren Wachskerzen verbreitet und in leisen Wölkchen der Weihrauchduft aus den von Chorknaben geschwungenen Becken aufsteigt, während die Orgel ihre feierlichen Klänge erschallen läßt.

Orgelklang und Chorgesang aber waren zur Zeit der Revolution verstummt, die Marseillaise ertönte statt dessen, und die Nationalgardisten tanzten mit ihren leichtgeschürzten Gefährtinnen in den Seitengängen. Das Marmorbild der heiligen Jungfrau war durch die Figur der Göttin der Vernunft ersetzt worden, und auf dem Altar loderte die Fackel der Wahrheit, deren Glut die Büsten Voltaires und Rousseaus beschien. Dann aber kam ein anderer Tag, der 2. Dezember 1804, ganz Paris hallte von begeistertem Jubel wieder, kostbar geschmückt war das Innere der Kathedrale, herrliche Blumenguirlanden umwanden den Altar, vor welchem inmitten der Kardinäle und Erzbischöfe Papst Pius VII. der Ankunft des Kaisers harrte. Schmetternde Fanfaren verkündeten sein Nahen, von der Garde zu Pferde begleitet hielt vor dem weitgeöffneten Hauptportal der von acht Schimmeln gezogene, oben mit einer juwelenbesetzten Krone geschmückte, von Meisterhand bemalte Galawagen, dem Napoleon mit seiner Gemahlin Josephine entstieg. Den kaiserlichen Mantel mit den goldgestickten Adlern und Bienen hatte der Herrscher umgelegt, die juwelenblitzende Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, so nahm er auf dem in der Kirche errichteten Throne Platz, um später vor dem Altar gesalbt und als Kaiser geweiht zu werden. Wappenherolde verkündeten in und vor der Kathedrale: „Der allerruhmreichste und allererhabenste Kaiser der Franzosen ist gekrönt und eingesetzt! Es lebe der Kaiser!“ und in das Glockengeläute und in den Geschützdonner mischten sich die Jubelrufe Hunderttausender, welche an diesem und den folgenden Tagen in rauschenden Festen das „glückbringende“ Ereignis feierten. Zehn Jahre später aber verschwanden über Nacht die kaiserlichen Adler, und die bourbonischen Lilien tauchten kurz danach an den Altardecken wieder auf, bis auch sie von den Stürmen neuer Revolutionen hinweggeweht wurden, und dann — dann kam wieder ein Januartag, man schrieb das Jahr 1853, an welchem die Kathedrale von zwanzigtausend Wachskerzen erleuchtet war, alle Glocken von Paris ließen ihre ehernen Stimmen erschallen, vor der Kirche standen die alten Garden des ersten Napoleon, auf den Straßen konnte man keinen Schritt vorwärts machen, so dicht harrten die Volksmengen — und nun erschien eine von sechs Pferden gezogene Galaequipage, und neben einem bleichen Manne in goldgestickter, besternter Uniform saß ein schlankes, blondhaariges Mädchen in einem weißen Sammetkleide, über welches ein zarter Spitzenüberwurf mit eingewebten Veilchen fiel, ein Diamantgürtel schlang sich um die Taille, und ein Diamantdiadem, an welchem ein Spitzenschleier und ein Kranz von Orangenblüten befestigt waren, krönten das Haupt — Kaiser Napoleon III. geleitete seine Braut Eugenie Montijo zum Traualtar in Notre-Dame! Achtzehn Jahre später wieder, da lagerten an derselben Stelle, wo unter einem rotsammetnen, hermelinverbrämten Thronhimmel das Kaiserpaar die Huldigungen der höchsten Hofbeamten und Geistlichen entgegengenommen, die Communards, Holzstöße schwelten auf den Marmorplatten, und Proviantsäcke füllten die Kapellen aus, nur durch einen Zufall entging die Kathedrale der Zerstörung durch Feuer — aber nach dem Vorangegangenen fragt man sich doch beklommen: was wird dereinst noch ihr Schicksal sein? — —

Bisher haben sich ja die Mauern als fest und widerstandsfähig erwiesen und haben ihre nächste Umgebung zu überdauern gewußt, denn wo sind sie hin, die altertümlichen Häuser und Häuschen der engverzweigten Nachbarschaft, von denen uns noch Victor Hugo in seinem einst heiß verschlungenen Roman „Notre-Dame von Paris“

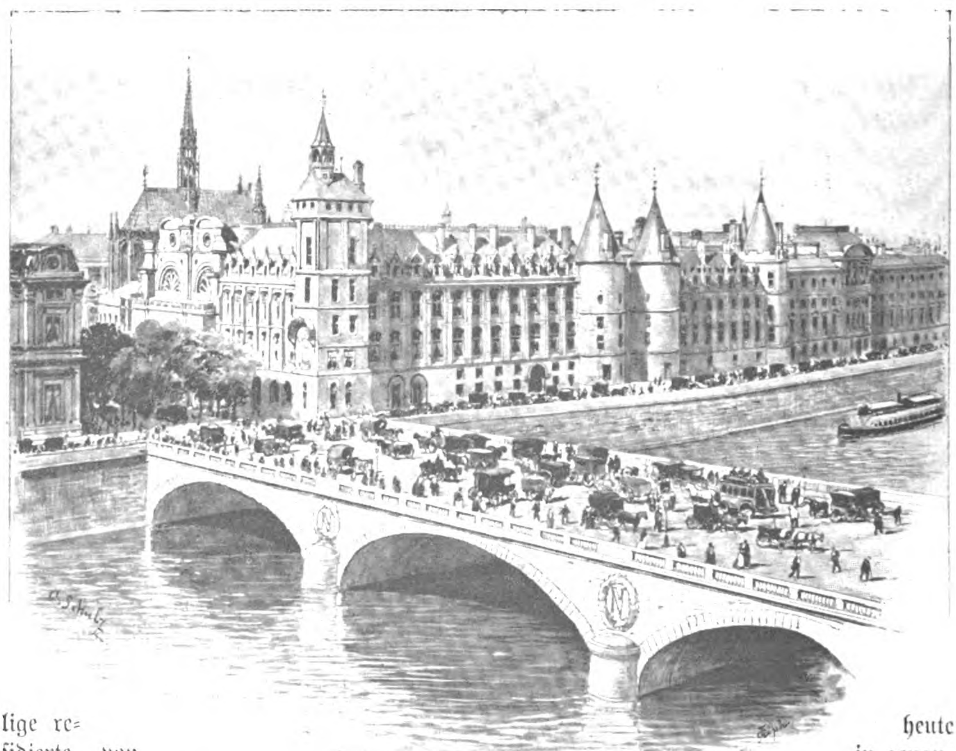
erzählt. Sie sind längst zerbröckelt und zerfallen, und dasselbe Schicksal traf die Gebäude des früher noch näherstehenden Krankenhauses, des Hotel Dieu, das schon unter Chlodwig II., 660, gegründet wurde und das mannigfache Wandlungen erlebte, bis es sein jetziges Heim erhielt, zu dem Napoleon 1864 den Grundstein gelegt, das aber, nachdem man vierzig Millionen Franken dafür verausgabt, erst 1876 eingeweiht wurde. Man darf dieses Hospital wohl als das älteste von Europa betrachten; während es aber früher mehr ein Zufluchtsort für Kranke, Greise, Bettler, Obdachlose war, denn es wurde, soweit nur der Platz reichte, jeder eingelassen, beköstigt und beherbergt, so daß zuweilen auf ein Bett zehn Personen gekommen sein sollen, ist es heute ein vortrefflich eingerichtetes Krankenhaus mit über achthundert Betten und verschiedenen sehr bewährten Kliniken, welches von der Pariser Bevölkerung, die sonst eine Abneigung gegen öffentliche Krankenanstalten hegt, ohne Widerstreben aufgesucht wird.

Ist es ein liebenswürdiger Zufall oder eine anmutige Absicht, daß dicht bei diesem Hospital mit seinem gefälligen Namen an zwei Tagen der Woche, dem Mittwoch und Sonnabend, der große Pariser Blumenmarkt stattfindet? Wenn die Fenster geöffnet werden, flutet ein Strom süßen Duftes in die Krankenzimmer hinein und erfüllt auch der Verzagtesten Herzen mit neuer Hoffnung auf Genesung und Heilung. O, dieser Blumenmarkt, wenn die ersten linden Lüfte wehen und der Frühling seinen Einzug halten will, wenn sich gleich einem blauen See hier weite Veilchenbeete ausbreiten, dort in allen Farben die Hyacinthen schimmern, da Maiglöckchen und Krokusse und gar die ersten Rosen uns holde Kunde vom Nahen des Lenzes bringen, und an jener Seite uns ganze Palmenwälder ein Stück ersehnten Südens verkörpern, dann ist hier die Poesie von Paris zu finden, und man kann sich nicht trennen von diesem blühenden, duftenden Idyll mit seinem heiter-buntfarbigen Zauber und man versteht, daß immer wieder und wieder die Maler hierher pilgern, um das frohsinnige Bild im Skizzenbuche und auf der Leinwand festzuhalten. Oder sollte sie nicht allein das Blumenparadies reizen, sollten ihre betrachtenden Blicke auch anderen Blumen gelten, jenen graziösen Pariserinnen, die so zierlich die schmalen Wege inmitten des Blütenmeeres durchkreuzen, das helle Kostüm sorgsam aufnehmend, daß man auch gar die kleinen Füßchen bemerkt, und hier und da Halt machend, um immer neue Sträuße einzukaufen, bis ihr rechter Arm dieselben kaum noch zu fassen vermag? Denn die Vorliebe für Blumen findet man in Paris überall, und die Napoleoniden wußten sehr wohl, was sie thaten, als sie das Veilchen zu ihrer Lieblingsblume erkoren; im höchsten Mansardenzimmerchen und in der dunkelsten Portierloge — und an steilster Höhe und tiefster Dunkelheit fehlt es da nicht! — wird man einigen sorgsam gepflegten Blumentöpfen begegnen und wird man das Schnurren einer Katze oder den Sang eines Vogels vernehmen, denn gleich groß wie die Neigung zu Blumen ist diejenige zu Tieren. Das zeigt uns derselbe Platz, an welchem die zarten Kinder Floras sonst ausgebreitet sind, an anderen Wochentagen: dann girrt und schwirrt und schmettert und singt und zirpt und flötet es hier tausendfach durcheinander, der Vogelmarkt ist hier aufgeschlagen, und was nur fleucht unter Gottes weitem Himmel, ist hier in Käfigen vereint, die buntgefiederten Sänger der Wälder und Felder unserer Heimat, wie die winzigen grellbunten Boten südlicher Länder, reizende Tigerfinken und kluge Papageien, lustige Zeisige und behäbige Dompfaffen, grüne Wellensittiche und weißhalsige Amseln, schmetternde Kanarienvögel und haubengekrönte Goldhähnchen, und nun seht, da pustet ein Star sein Gefieder auf, und trotz des Spektakels ringsherum hört man die Melodie des: „Heute lustig, morgen lustig, ja, so ist das Leben schön!“

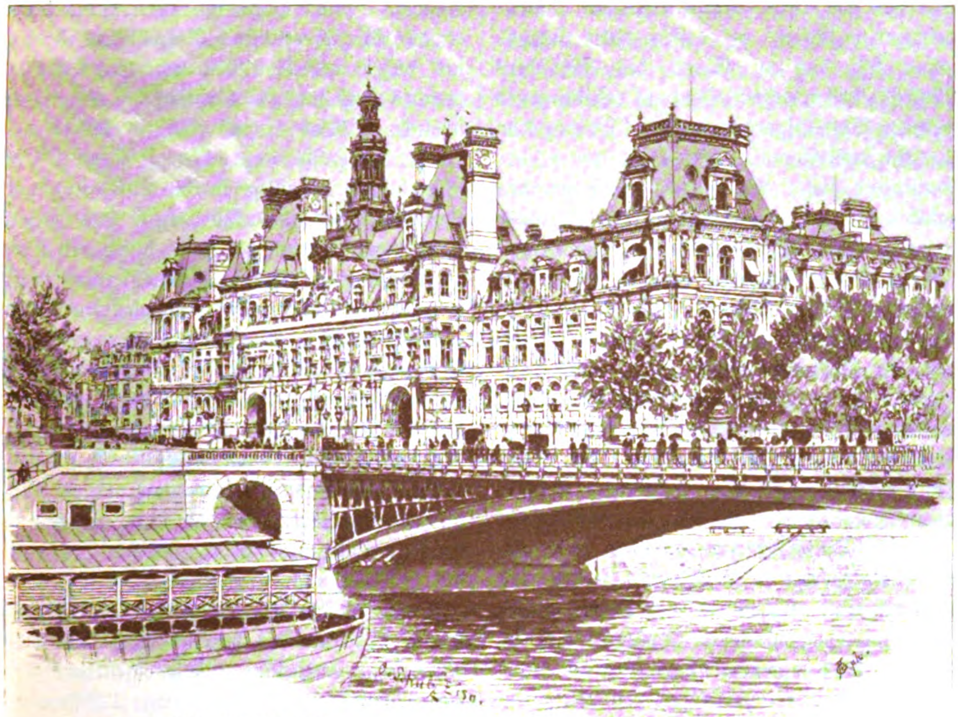
Mit welchen Empfindungen mag die lebenslustigen Töne jener arme Teufel vernehmen, der dort am Quai so zögernden Schrittes entlanggeht, als hingen Bleigewichte an seinen Füßen, und nun bleibt er stehen und zieht aus der Rocktasche ein großes amtliches Schreiben hervor und liest es durch, um dann nach der Uhr zu greifen und jetzt beschleunigter seinen Marsch fortzusetzen, denn gleich wird die zwölfte Stunde schlagen, zu welcher er da drüben im Justiz-

palast vor dem Richter erscheinen muß. Auch wir haben dasselbe Ziel, wenn uns glücklicherweise auch nicht ein Richter erwartet, und in Ruhe können wir uns deshalb diese Stätte der Justiz betrachten, das heißt, das „in Ruhe“ ist nicht wörtlich zu nehmen, denn hier, auf dem Boulevard du Palais, der die Insel durchschneidet, rauscht der Verkehr unermüdlich vorüber und wird einem das rastlose Hasten der gewaltigen Stadt eindringlich vor Augen geführt.

Und mit diesem Ort, wenn wir die Pfade der Geschichte verfolgen, verbindet sich gleichzeitig wieder ein Stück denkwürdiger Vergangenheit, denn wo sich jetzt der Justizpalast erhebt, befand sich die alte Königsburg der französischen Herrscher aus dem Geschlechte der Capetinger, in welcher Ludwig der Heilige residierte, von dem uns noch die wunderbare kleine Kapelle — la Sainte-Chapelle — erzählt, deren vergoldete schlanke Turmspitze dort so keck und zart in die Lüfte ragt. Später wählten die Könige das Louvrepalais zu ihrem fürstlichen Heim; Karl V. war der letzte Herrscher, welcher diese uralte, von Wasser, Wällen und Mauern umgebene Burg bewohnte, die fernerhin dem Parlament, dann dem obersten Gerichtshof eingeräumt wurde. Wenig ist freilich aus jenen alten Zeiten erhalten geblieben, verschiedene unterirdische Gewölbe und mehrere, aus riesigen behauenen Felsblöcken gebildete Galerien im Inneren, welche von den mehrfachen Feuersbrünsten verschont blieben und auch bei den wiederholten Um- und Neubauten sorgfältigste Berücksichtigung fanden, schließlich einzelne wetterfeste Türme, die sich noch heute trutzig erheben, wie da unmittelbar an der Straße der kernige Uhrenturm, an dem, beschirmt von den Gestalten der Kraft und Gerechtigkeit, 1370 die von einem Deutschen gefertigte erste öffentliche Uhr in Frankreich angebracht wurde, welche man heute in genauer Nachbildung sieht. Die Glocken dieses Turmes, die sonst nur ertönten, wenn ein freudiges oder trauriges Ereignis in der Königsfamilie stattgefunden, läuteten mit die Bartholomäusnacht ein, und die Erinnerung an diese furcht-



Palais de Justice (la Conciergerie) und Pont au Change.



Hôtel de Ville (Stadthaus.)

bare, durch ein heimtückisches Königswort herbeigeführte Blutthat war noch Ende des verflossenen Jahrhunderts so stark, daß während der ersten Revolutionszeit empörte Volksmassen die Glocken zertrümmerten. Während dieser Revolution spielte der Justizpalast eine große Rolle, hier tagte ja das Revolutionstribunal, und seine Schreckensbefehle wurden in diesen Räumen gefaßt, hier aber wurde auch, um über dem Schatten das Licht nicht zu vergessen, die französische Gerichtspflege, die bis dahin reich an Grausamkeiten gewesen und den Armen wie Bedrängten keinerlei Schutz gewährte, im Geiste einer neuen Zeit umgewandelt und diente später den anderen europäischen Staaten zum Muster. Während der Commune im Mai 1871 hatten hier mehrere Gewalthaber ihre Bureaus aufgeschlagen, was die Aufrührer nicht verhinderte, diesen Palast und die gegenüberstehende Polizeipräfektur in Brand zu stecken, nachdem sie zweihundert hier gefangen gehaltene Verbrecher befreit hatten, damit diese gegen die vorrückenden Versailler Truppen kämpften; als sich aber jene weigerten, wurden sie von den Vorkämpfern der Gleichheit wie wilde Tiere niedergeschossen oder in die Flammen zurückgetrieben!

Das Feuer hat der vorderen Front dieses Justizpalastes, dessen letzter wesentlicher Umbau 1839 begonnen worden war, nichts geschadet, das prächtige hohe vergoldete Gitter, an dessen Haupteingange uns noch die Krone mit Kreuz und Schwert entgegenleuchtet, trennt den sogenannten Ehrenhof vom Boulevard; ein weißbärtiger, uniformierter und medaillengeschmückter Aufseher hält die Wache am Thor, aber die Gerichtsbehörden beanspruchen seine Thätigkeit nur, wenn irgend eine große Verhandlung das allgemeine Interesse erregt und dann viele Hunderte und Tausende Einlaß begehren. Der Vorbau des Palais, zu dem wir auf einer breiten Freitreppe gelangen, wird von dorischen Säulen gestützt, über denen wir unterhalb der Kuppel die Figuren der Stärke und des Überflusses, der Gerechtigkeit und Klugheit erblicken. Treten wir ein, so befinden wir uns auf dem langen Korridor, von dem links der große Schwurgerichtssaal, rechts eine Art Wartehalle, die Salle des

Pas Perdus, liegt, dies ein stolzer, säulengetragener Raum, an dessen einer Längswand sich das zu Ehren des Ministers Malesherbes errichtete Denkmal erhebt, jenes mutigen Verteidigers Ludwigs XVI. vor dem Revolutionstribunal, der 1794 unter der Guillotine fiel. Auf diesen Saal münden zahllose Zimmer, die den einzelnen Gerichtshöfen zu ihren Tagungen dienen, eine Treppe leitet zu den Assisenhöfen hinauf. In diesem mächtigen Raum herrscht während der Gerichtsstunden ein reges und fesselndes Treiben, die Präsidenten und ersten Räte wandeln in ihren bauschigen roten Roben gemessenen Schrittes einher, Rechtsanwälte in schwarzen flatternden Talaren eilen hier- und dorthin, auf den steinernen Bänken sitzen Vorgeladene, die sich noch eifrig mit ihren Rechtsbeiständen unterhalten, und auch viele Neugierige und Fremde stellen sich hier ein und suchen zu erforschen, hinter welcher der geschlossenen Thüren, die sich aber geräuschlos jedem öffnen, irgend etwas „Interessantes" verhandelt wird. Auch elegante Damen, deren kleine Ohren merkwürdig vieles ertragen können, gehören zu den Besuchern, und sie scheuen sich nicht, mit ihren knitternden, stark parfümierten Seidentoiletten neben anrüchigen Kriminalstudenten Platz zu nehmen, die hier ihre Betrachtungen machen, wie sie es anzustellen haben, um in ähnlichen Fällen nicht gefaßt zu werden. In diesen einzelnen Zimmern und Sälen, die weit gediegener wie unsere deutschen Gerichtsstätten ausgestattet sind und denen sogar ein behaglicher Komfort nicht abzusprechen ist, spielt sich Tag für Tag ein gut Stück des wechselvollen Pariser Lebens ab, die düsteren Schattenseiten der Weltstadt wie ihre lustigen Scenen erscheinen hier in heller Beleuchtung, und den ruhelosen, von allen Leidenschaften durchtobten Giganten Paris, man kann ihn nirgend besser kennen lernen wie an dieser Stelle, wo namenlose Verworfenheit, tiefstes Elend, unglaublicher Leichtsinn ihr grelles Echo finden.

Unmittelbar an den Justizpalast, leider in seinen unteren Teilen durch andere Gebäude verdeckt, schmiegt sich das zierlichste Gebilde aus Stein, ein Schmuckstück der gotischen Kunst, die bereits vorhin erwähnte heilige Kapelle. Man kann sich thatsächlich kaum etwas Graziöseres und Reizvolleres denken als dieses aus Sandstein geformte Gebilde, welches uns wie ein Gedicht aus Stein erscheint. Als ob er aus edelstem Metall geformt wäre, so ragt der größere Turm schlank und anmutig in die Luft, und vor ihm blickt von der Vorderseite des spitzen Daches grüßend ein goldener, durch ein Uhrwerk nach allen Seiten hin drehbarer Engel hernieder. Nicht minder schönheitsvoll und feierlich berührt uns das Innere, überall Farben und Gold, überall schlanke Säulen und prächtige Ornamente, von höchster Kunst sind die Figuren der Apostel und von wunderbarer Schönheit die buntschillernden Glasfenster mit ihren Darstellungen aus der biblischen Geschichte, sie allein repräsentieren einen unschätzbaren Wert, da sie noch aus der Zeit Ludwigs des Heiligen, dem dreizehnten Jahrhundert, stammen, denn diesem König verdankt das herrliche kleine Gotteshaus seine Entstehung. Die eigentliche Ursache seines Baues ist eigenartig; 1237 suchte und fand Baudruin II., Kaiser von Byzanz, neue Hilfsquellen zur Weiterführung seiner Kriege gegen die Griechen in Frankreich, zum Danke dafür und zum Pfand der Rückzahlung überließ er Ludwig dem Heiligen mehrere, bis dahin in Byzanz aufbewahrte Reliquien: die Dornenkrone Christi, den Schwamm, mit welchem man sein Blut aufgefangen, und die Lanze, mit welcher man dem Heiland die Seite durchbohrt. Der König und sein Bruder, der Graf von Artois, trugen in feierlicher Prozession diese Reliquien durch Paris nach dem Königspalast, und Ludwig gelobte, ihnen eine Kapelle zu bauen, die ihrer würdig sei. Er selbst legte 1245 den ersten Stein, und schon nach drei Jahren, am 25. April, wurde die Kapelle eingeweiht — nur drei Jahre also brauchte man damals zum Bau dieses berückenden Werkes der edelsten Baukunst, und in unserem Jahrhundert waren dreißig Jahre nötig, um es zu restaurieren! Denn die Revolutionszeit hatte dem Inneren arg mitgespielt, nachdem schon vorher wiederholte Brände viele Kostbarkeiten, darunter auch die Reliquien, zerstört hatten. Unter der Oberkirche befindet sich eine zweite Kapelle, deren spitzbogige, besternte Decke von bunt-

bemalten Säulen getragen wird; sie diente der Dienerschaft der Könige zur Andacht.

Wir haben schon weiter oben erzählt, daß von dem einstigen Königspalaste noch mehrere Türme außer dem bereits angeführten Uhrenturm erhalten geblieben sind, wir finden sie an der der Seine zu gelegenen Seite des Justizpalastes, wo sie sich finster und trotzig erheben als Zeichen einer ebenso finsteren und trotzigen Zeit. Nahe diesen Türmen liegt der kellerartige Eingang zur Conciergerie, die teilweise noch in den halb unterirdischen Räumen der Herrscherburg untergebracht ist und die uns viel von den Schrecken der Revolution erzählt. Haben sich vor uns die von einem Militärposten bewachten schweren, eisenbeschlagenen Bohlenthüren geöffnet, so treten wir zunächst auf einen schmalen, von Kerkermauern eingesäumten Hof hinaus — derselbe Hof ist es, der an jenem furchtbaren 2. September 1792 in Blut geschwommen. Man hatte die im Gefängnis befindlichen Schweizer, welche bekanntlich den Sturm der Volksmassen auf die Tuilerien abgewehrt, in diesen Hof hinuntergeführt, unter dem Vorgeben, sie in die Abtei zu bringen, wo sie besser aufgehoben wären. Hier unten nun metzelte man die Wehrlosen nieder, dann kamen die anderen Gefangenen an die Reihe; fünf- und sechsfach lagen schließlich die Leichen der Hingemordeten übereinander.

Durch eine vielfach verrammelte Thür gelangen wir von dem Hofe in den rechten Seitenflügel und zwar in einen großen, ziemlich niedrigen saalartigen Raum, dessen spitzbogige Decke und Mauern aus riesigen Steinquadern zusammengefügt sind; nicht weniger wie acht Jahrhunderte haben sie schon ausgehalten, und sie scheinen für die Ewigkeit errichtet. Der „Saal der Garden“ heißt dieser Raum, der einstmals der königlichen Leibwache zum Aufenthalt diente, während ein benachbarter, noch etwas tiefer liegender Saal unter dem heiligen Ludwig zu festlichen Gelagen benutzt wurde; die daran anstoßenden enormen Küchen sind gleichfalls noch erhalten.

Von dem ersteren Raume zweigen sich verschiedene Gänge ab, die völlig dunkel, eng und modrig sind und an deren Seiten man die winzigen Thüren der Zellen bemerkt, in welch letzteren die Opfer der Revolution saßen, zu vier, fünf, sechs, acht oft zusammengepfercht, und die sie meist nur verließen, um abgeurteilt und noch am selben Tage oder wenige Tage darauf zur Guillotine geführt zu werden; der offene Karren harrte ihrer auf dem eben bezeichneten Hofe. Fast dreitausend Gefangene, die sämtlich der Guillotine zum Opfer fielen, saßen in jenen mit Blut in die Geschichte eingeschriebenen Jahren in dieser Conciergerie. Durch einen niedrigen, von spärlichen Gasflämmchen beleuchteten Gang führt uns unser schlüsselklirrender Begleiter und öffnet die Thür zu einer Zelle — zum Kerker Marie Antoinettes. Acht Schritt tief und sechzehn Schritt breit, kaum drei Meter hoch, ganz oben an der einen Schmalseite ein kleines vergittertes Fenster, kaum zu sehen von unten wegen der meterstarken Mauern, das war das letzte Heim der glücksverwöhnten, einst so übermütig-lebensfrohen schönen Königin! Ein von ihr benutztes winziges Tischchen steht noch in dem engen Loch und auf ihm ein eiserner Leuchter, der die Kerze gehalten, bei deren Schein sie am Abend ihrer Verurteilung ihre letzten, an ihre Schwägerin, Madame Elisabeth, gerichteten Zeilen geschrieben: „Mein Gott, wie zerreißt es mein Herz, daß ich Sie alle verlassen muß! Leben Sie wohl! Ich habe jetzt nichts mehr auf Erden zu thun, als mein ewiges Heil zu beschicken!“

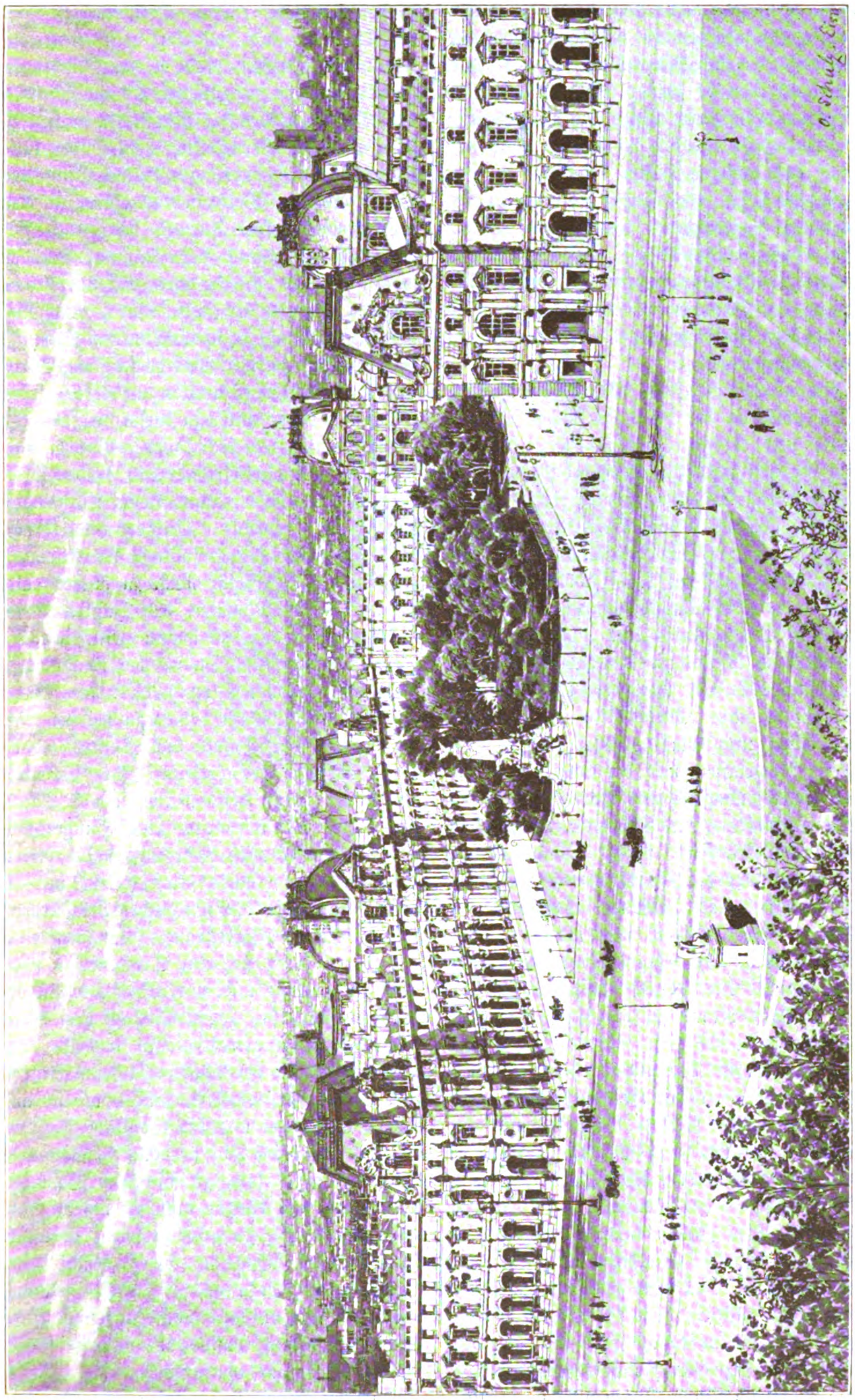
Am 11. September 1793 war Maria Theresias Tochter in dieses Verließ gebracht worden, das sie noch mit zwei Gendarmen teilen mußte, denen man die durch einen halbhohen Bretterverschlag abgetrennte linke Hälfte der Zelle überwiesen. Rechts stand das niedrige und schmale Bett mit einem Bettschirm, so daß die unglückliche Fürstin wenigstens ihre Toilette den Augen der Späher verbergen konnte, ein Taburett, zwei Gefängnisstühle und der erwähnte Tisch, in dessen Schubfach die Königin ihre wenigen Andenken aufbewahrte. Sie trug stets ein schwarzes Kleid aus schlechtem Stoff, ein Witwenhäubchen bedeckte die einst goldblonden, nun vor Kummer weiß gewordenen Haare, es fehlte ihr an den nötigsten warmen Sachen, und nicht einmal einen Spiegel hatte man ihr zugestanden; die Speisen wur-

den ihr auf Zinntellern gereicht, und oft widerte die schlechte Nahrung die „Witwe Capets“ an. Sechsunddreißig Tage brachte die Königin in dieser unheimlichen Zelle zu, am 16. Oktober bestand sie im Justizpalast ihr letztes Verhör, welches mit ihrer Verurteilung zur Guillotine endete. Am Vormittage des nächsten Tages, des 17. Oktobers, führte man Marie Antoinette zum Tode; sie hatte ihr Trauergewand abgelegt und ein Kleid aus weißem Piqué angezogen, um ihre Schultern hatte sie ein Tuch aus Musselin geschlagen, das Haar war ihr auf ihr Ersuchen von der Dienerin des Kastellans, damit es nicht der Scharfrichter thue, abgeschnitten worden; man band ihr dann die Hände auf den Rücken — so fuhr man sie auf dem Bretterkarren zum Richtplatze inmitten einer sich wie wahnsinnig gebärdenden Volksmenge.

Doch genug der unheilvollen Erinnerungen, von denen das Paris unserer Zeit nichts mehr wissen will, und wieder hinaus ins Freie: wie tief atmet man auf, wenn man die festen Mauern hinter sich hat, wie froh schweifen die Augen über das schöne Bild vor uns, die rauschende Seine dicht zu unseren Füßen, über deren plaudernden Wellen die Schwalben zwitschernd hin und her schießen, die baumgeschmückten breiten Quais da drüben, die weiten menschenüberfüllten Plätze mit ihren prächtigen Palästen, die Brücken rechts und links, über welche sich unaufhörlich und stets wechselnd die Verkehrswogen ergießen.

In wenigen Minuten haben wir eine der schönsten und interessantesten dieser Brücken erreicht, den Pont Neuf, der in einer Länge von nahe dreihundert und einer Breite von mehr wie zwanzig Metern über beide Arme der Seine geht. In einer seiner mit Ruhebänken versehenen vielen Ausbuchtungen stehend, können wir die herrliche Scenerie, die uns beide Ufer darbieten, voll auf uns einwirken lassen, dort rechts die langgestreckten Seitenfassaden des Louvre mit ihren Kuppeln und bildhauerischen Verzierungen, da links die ruhmvolle Akademie inmitten eines Gewirrs altertümlicher Häuser, und weiter unten das schönheitsreiche Rathaus mit seinen im Sonnenlicht funkelnden vergoldeten Rittergestalten auf seinem Giebel, vor allem aber auch längs der Ufer dichtkronige Bäume, in deren Zweigen ein übermütiges Spatzenheer lärmt und zwitschert. Seit guten drei Jahrhunderten führt diese Brücke den Namen der „neuen“, denn König Heinrich III. legte im Beisein seiner Mutter, der kluggesinnten Katharina von Medici, am letzten Maitage 1578 den ersten Stein zu ihrer Erbauung, aber erst seinem Nachfolger, Heinrich IV., war es vorbehalten, über die endlich 1603 vollendete Brücke zu schreiten. Unruhen aller Art und auch der Mangel an Geld hatten die Arbeiten derart verzögert. Aber was lange währt, wird gut, das Wort darf man mit vollem Recht auf diese Brücke anwenden, die bis heutigen Tags nur wenigen Verbesserungen unterlag, so fest sind ihre Pfeiler und zwölf Bogen gefügt. Was aber den Naturkräften nicht gelang, das brachten Menschenhände zu stande. Am 11. August 1792 wurde das erzene Reiterdenkmal Heinrichs IV., das man seinem Andenken 1635 hier errichtet, von den Revolutionsmännern zerstört und seine Bronze zum Gießen von Geschützen verwendet. 1818 wurde das Monument in getreuer Nachbildung mittels einer öffentlichen Geldsammlung neu aufgestellt, nachdem Ludwig XVIII. als Vergeltung für jenen Wutakt die Napoleonstatue der Vendomesäule hatte einschmelzen lassen. Wie einstmals alle Pariser Brücken, war auch diese zu beiden Seiten von Häusern besetzt, deren Keller sich in den Brückenpfeilern befanden, bis Heinrich IV. die Häuser abbrechen ließ, damit man von den Galerien den freien Blick über die von ihm gebauten Teile des Louvre hätte. Später, unter Ludwig XV., entstanden neue Baracken, welche den königlichen Bedienten gehörten und mit Vorliebe von Quacksalbern, Taschenspielern, wandernden Komödianten und vor allem Zucker- und Pastetenbäckern, die den Passanten ihre über knisterndem Feuer bereiteten Leckerbissen anboten, bezogen wurden. Diese Krambuden verschwanden erst Anfang der fünfziger Jahre.

Der Verkehr auf dem Pont Neuf ist ein ungeheurer und ruht auch nicht während der Nacht, da dann vom linken Ufer her lange Reihen von zweirädrigen Karren und anderen Gefährten den nahen Markthallen zustreben, die nur wenige Minuten vom



Der neue Louvre.

Pont Neuf sich ausbreiten. Diese „Hallen", wie sie kurzweg genannt werden, wieviel des Interessanten und Malerischen bieten sie dar, wie kann man sie immer wieder und wieder durchwandern, stets Neues und Anziehendes wahrnehmend und sich an diesem eifervollen Fleiß und emsigen Hasten erfreuend — was Arbeiten heißt, hier lernt man es zu bestimmten Tagesstunden kennen und bewundert diese unermüdliche Bienenmäßigkeit, welche Kraftanstrengungen und ein Ausnutzen der Minuten erfordert, wie man es in solchem Umfange kaum zum zweitenmal wo anders findet.

Eine Stadt für sich bilden diese Hallen, ihrer zwölf an der Zahl, die einen Flächenraum von 50000 Quadratmetern bedecken und die von mehreren fünfzehn Meter breiten Neben- und einer über dreißig Meter breiten, sehr belebten Hauptstraße durchschnitten werden; für die Anfahrt der Wagen sind rings um diese zwölf Pavillons (von denen jeder achtundzwanzig Meter lang, zwanzig Meter breit und fünfundzwanzig Meter hoch ist und zweihundertfünfzig Verkaufsstände enthält, und deren untere Wände aus Stein, ihre oberen Teile dagegen nur aus Eisen und Glas gebildet sind) 22000 Meter freigelassen, und der Grund und Boden dieses „Magens von Paris" kostete der Stadtverwaltung das Sümmchen von sechzig Millionen Franken! Wohl befand sich von alters her hier der Markt, aber er war doch nur von kleinerem Umfange, ebenso wie die späteren festen Hallen, und als man 1851 an den Bau der jetzigen ging, da mußte man ganze Straßenzüge niederreißen, um den nötigen Raum zu gewinnen, und der Magistrat mußte tief, tief in die Tasche greifen. Dafür bezieht er aber jetzt auch aus der Miete dieser Hallen jährlich mehr wie eine runde Million Franken, und von sämtlichen Hallen und Märkten, denn es sind auch noch andere über Paris verstreut, das Achtfache dieser Summe.

Selbst diese Hallen veranschaulichen uns ein Stück Pariser Geschichte und nicht ihr unwichtigstes. Seit dem zwölften Jahrhundert befand sich an dieser Stelle der Markt, der zum Teil überdacht war und sich allmählich so vergrößerte, daß er den hier liegenden Kirchhof des Innocents mehr und mehr umschloß. Das Temperament der Marktfrauen und -männer war stets ein unruhiges gewesen, und es war nicht ein Zufall, daß die französischen Könige inmitten des Marktgetriebes die Richtstätte verlegten. Ehe man die Verurteilten henkte oder hinrichtete, stellte man sie zur Unterhaltung der Käufer wie der Verkäufer in einem an der Spitze eines festen Turmes hängenden beweglichen Käfig aus, der, während sich der Kopf und die Hände des Schuldigen in eisernen Ringen befanden, durch eine einfache Vorrichtung in fortwährendem Schwingen erhalten wurde. Zwischen diesem Turm und dem Richtplatz breitete ein Kreuz seine steinernen Arme aus, an dieses wurden die zahlungsunfähigen Schuldner gebunden und erhielten vom Scharfrichter als Zeichen ihrer Unehrlichkeit eine grünwollene Mütze auf das Haupt gedrückt. Galgen und Kreuz aber schreckten die resoluten Marktfrauen nicht ab, sich selbst ihr Recht zu suchen; als in den ersten Monaten des Jahres 1709 die Teuerung auf das höchste gestiegen war, zogen lärmend die „Damen der Halle" gen Versailles, um von Ludwig XIV., dem Sonnenkönig, Abhilfe ihrer Not zu heischen; sie wurden an der Brücke von Sèvres jedoch durch Militär zurückgejagt. Ihre Enkelinnen kamen dafür desto weiter; am 5. Oktober 1789, als wiederum eine Hungersnot drohte und gärende Erregung schon vieler Gemüter erfaßt hatte, nicht zuletzt infolge der üppigen Feste der königlichen Leibgarden, rotteten sich die Marktfrauen zusammen, eine der Ihren hatte sich eine Trommel zu verschaffen gewußt, und unter den wirbelnden Klängen derselben zogen sie nach dem Rathause, drangen gewaltsam in dasselbe ein, bemächtigten sich der Waffen, läuteten Sturm und marschierten nach Versailles, wo sie am Abend anlangten und die königliche Familie wie den gesamten Hof in höchsten Schrecken versetzten. Es kam zu blutigem Tumult, und wäre das Wetter nicht zu schlecht und die Übermüdung zu groß gewesen, es wäre wahrscheinlich schon in dieser Nacht dem französischen Königtum zu Grabe geläutet worden. Jetzt entstand noch ein kleiner Aufschub; der König mußte am nächsten Tage vom Balkon aus versprechen, nach Paris zu kommen — er stellte sich unter die Auf-

sicht des Volkes, es war der Anfang vom Ende!

Nur wenige Ruhepausen kennen diese Markthallen während der vierundzwanzig Stunden des täglichen Kreislaufes; um Mitternacht beginnt bereits die Verproviantierung, dann kommen von allen Richtungen her viele Hunderte von Wagen angefahren, schnell werden sie ausgeladen, denn andere drängen nach, muß doch um fünf Uhr früh, wo die Auktionen beginnen, alles an seinem Platze sein. Das sind die härtesten Stunden für die braven Packträger, deren dreitausend in diesen Hallen beschäftigt werden, herkulische Gestalten mit sonnverbrannten, wetterfesten Zügen und Händen wie Armen von Eisen, denen eine Centnerlast noch als Spielerei erscheint. Sechstausend und mehr Produzenten, die zum überwiegenden Teil auswärts wohnen, versorgen Tag für Tag die Hallen mit frischen Lebensmitteln — gelangen doch durchschnittlich im Jahre hier 6800000 Hühner, 890000 Enten, 550000 Gänse, 2 Millionen Tauben, 3 Millionen Kaninchen, 280000 Hasen, 24 Millionen Kilo Seefische, 12 Millionen Kilo Butter, 16 Millionen Eier, 17 Millionen Austern ꝛc. zum Verkauf.

Punkt fünf Uhr früh läutet's, und dann beginnen die Auktionen, zu denen sich meist die Händler, Kaufleute, Küchenchefs der Restaurants und Hotels, die Ökonomen der Kasernen u. s. w. einstellen, ganze Fleisch-, Gemüse-, Obstladungen werden auf einmal versteigert, Tonnen mit Austern und Bottiche mit Fischen gelangen an die Reihe, die Butterfässer werden abgelöst von Riesenkisten mit Käse, auf die Weintrauben folgen Blumen, Käfige mit Hunderten von Tauben machen langen Stangen mit an ihnen hängenden Dutzenden von Hasen und Kaninchen Platz, Zahlen schwirren durcheinander, der Hammer fällt klopfend hernieder, die großen Fünffrankstücke werden klingend aufgezählt, es ist ein Hexensabbath, der stets zunimmt, denn die Auktionen müssen im Sommer um acht, im Winter um neun Uhr beendet sein. In den übrigen Hallen haben dann schon längst die Marktfrauen ihre Plätze eingenommen, denn nur vier der Pavillons sind dem Engrosgeschäft und den mit ihnen verbundenen Versteigerungen vorbehalten. In den anderen acht Hallen findet der Einzelverkauf statt und zwar nach



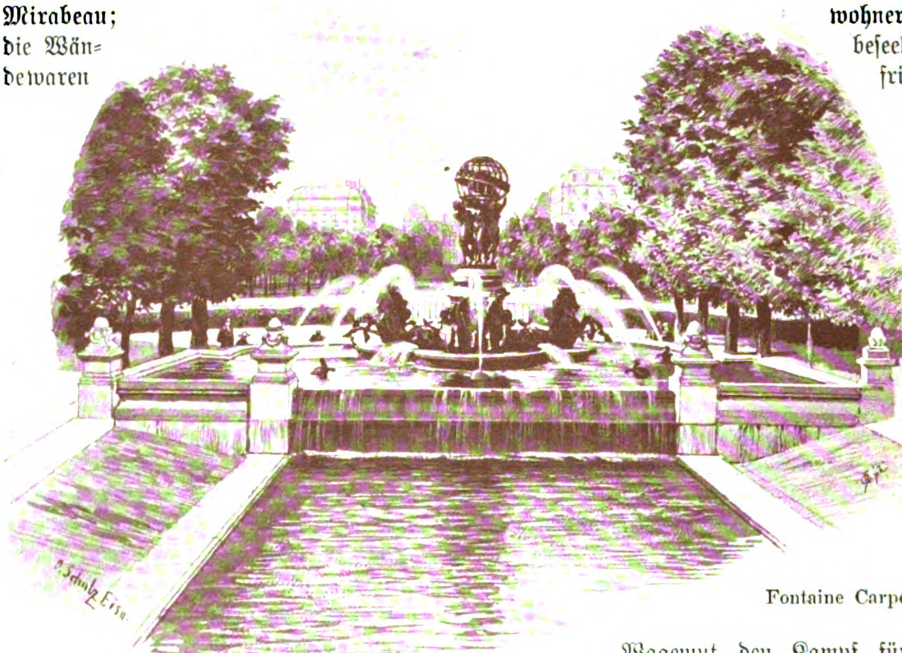
Place de la Bastille mit der Julisäule.

den einzelnen Waren: hier Fleisch, dort Gemüse und Früchte, da Blumen, dann Fische und Schaltiere, namentlich Krebse und Krabben, Hummern und Langusten, in dem nächsten Pavillon Käse, in dem benachbarten Geflügel und Wildbret und so fort. Stundenlang kann man hier umherwandern, eine Fülle eigenartiger Scenen bietet sich dem Auge dar. Aber ich bitte euch, laßt euch, wenn ihr nichts kaufen wollt, nicht mit den guten, oft sehr wohlgenährten, zuweilen recht hübschen und jungen Damen der Halle ein: so liebenswürdig sie sind, wenn ihr ohne Feilschen eure blanken Silberlinge aufzählt, so unangenehm und boshaft können sie werden, wenn sie merken, daß ihr sie nur zum Zeitvertreib ausfragt, denn „er ist nicht gut, der Schnabel von Paris“ hatte 1480 bereits ein Volkspoet von diesen Damen gesungen, und 1738 mußte eine Polizeiverordnung erlassen werden, die ihnen bei hundert Franken Strafe und Gefängnis verbot, „die Vorübergehenden zu

insultieren". Bestände das Verbot heute noch, dann hätte der Pariser Magistrat eine schöne Einnahme, aber — die Hallen wären bald leer!

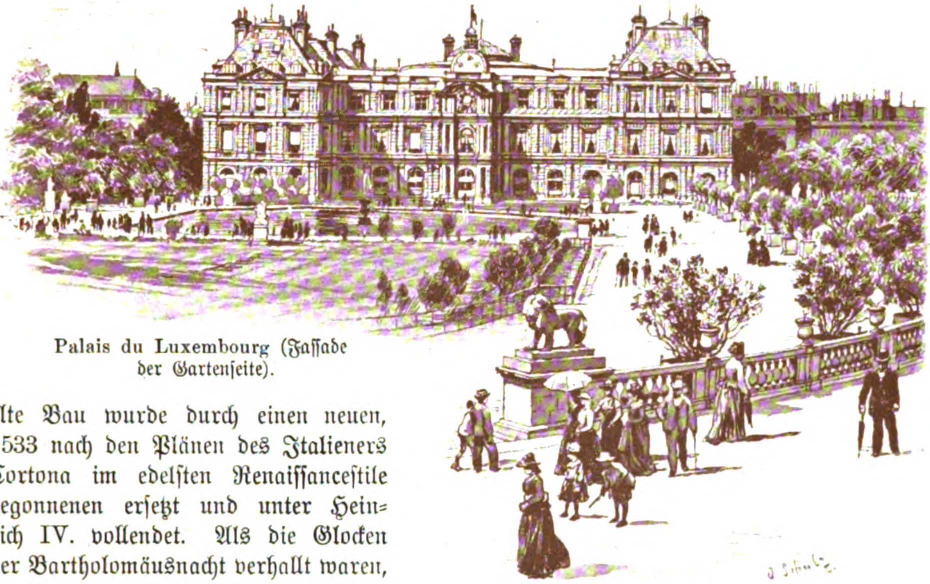
Sollte eine der guten Damen hin und wieder zu sehr ihren Vorteil gewahrt haben — was ja aber wohl kaum passiert! — so kann sie in der unmittelbar nahen Kirche St. Eustache Buße thun und ihr schwerbedrängtes Gewissen durch eine Opferspende von Kerzen erleichtern. Wir wollen ja gar nichts damit sagen, aber auffällig ist es doch, wie viele Marktfrauen hier täglich Kerzen spenden! Die 1592 begonnene, halb im gotischen, halb im Renaissancestil erbaute Kirche, die zu den schönsten und größten von Paris gehört, leider aber durch die sie eng umgebenden Privathäuser an Ansehen verliert, sah am 4. April 1791 in ihrem Inneren die Leichenfeier von Mirabeau; die Wände waren schwarz ausgeschlagen, die ganze Nationalversammlung, alle Minister, der Bürgerrat, die Mitglieder der verschiedenen Klubs u. s. w. waren versammelt, die Bürgermilizen gaben nach der Leichenrede die Trauersalven ab, worauf sechzehn Bürgersoldaten den Sarg, auf welchem eine Bürgerkrone und eine Fahne der Nationalgarde ruhten, nach dem Pantheon trugen, über eine halbe Meile lang war der Leichenzug. In demselben Gotteshause wurde auch das berüchtigte Fest der Vernunft gefeiert und, während die übrigen Kirchen geschlossen wurden, diese zum „Tempel der Vernunft" erkoren.

Der Sitz der Revolution befand sich im Rathause, welches nicht weit von dieser Kirche liegt und welches in seinem neuen prächtigen Gewande eine großartige Wirkung hervorbringt. Auch hier eine geschichtliche Stätte, eine der bedeutsamsten von ganz Paris! Etienne Marcel, der erste und nicht am wenigsten thatkräftige Revolutionär der Seinestadt, der, von glühender Liebe zu Paris und dessen Einwohnerschaft beseelt, mit frischem Wagemut den Kampf für die städtischen Freiheiten gegen die maßlosen Übergriffe des Feudaladels unternommen hatte, mit einem Wagemut, den er, verlassen von den Seinigen und verraten von seinen Freunden, mit dem Tode büßte, hatte 1357 die Erbauung eines Rathauses an derselben Stelle, an welcher es sich heute erhebt, angeordnet, und an der



Fontaine Carpeau.

Querseite des neuen Gebäudes steht heute auf hohem Postament sein Reiterstandbild, von dem „dankbaren" Paris errichtet. Der



Palais du Luxembourg (Fassade der Gartenseite).

alte Bau wurde durch einen neuen, 1533 nach den Plänen des Italieners Cortona im edelsten Renaissancestile begonnenen ersetzt und unter Heinrich IV. vollendet. Als die Glocken der Bartholomäusnacht verhallt waren, wurden hier nahe der Seine auf Veranlassung Katharinas von Medici die Hugenottenführer hingerichtet, eine schlimme Vorbedeutung für diesen Platz und dieses Haus, das man nicht mit Unrecht als die „Tuilerien des Volkes" bezeichnet, in welchem etwas über zwei Jahrhunderte später das Königtum zum Sturz gebracht wurde. Hier befand sich ja der Herd der Verschwörung gegen Ludwig XVI. und seine Gemahlin, die verhaßte „Österreicherin", auf die man hundert Spottlieder sang, hierher wurden am 14. Juli 1789 die Erstürmer der Bastille mit Jubel und Musik gebracht, auf Piken trugen sie die Köpfe mehrerer ermordeter Offiziere, und mit Blut bespritzt waren ihre Kleider. „Tod dem Despotismus — es lebe die Freiheit!" riefen sie, und ganz Paris nahm diese Rufe auf. Und drei Tage später neue dichte Ansammlungen der erregten Menschenmassen: Ludwig XVI. hatte sich in die Mitte der im Rathause tagenden Nationalversammlung begeben, mit düsterem Schweigen wurde er empfangen, das sich aber in lauten Beifall verwandelte, als er schwur: „Wohlan, ich bin es, der sich euch anvertraut!" — der schwache, unentschlossene Herrscher wußte nicht, daß er damit sich, den Seinen, seiner Regierung den Todesstoß versetzt hatte!

Jener Henker des Königs und der Königin und so vieler anderer hunderte Unschuldiger, der die Gegner des Anarchismus in Strömen von Blut zu ersticken trachtete, Robespierre, er fand hier sein Ende. Am 17. Juli 1794 brach in diesem Rathause seine auf Furcht und Schrecken erbaute Herrschaft zusammmen: „Hinunter mit dem Tyrannen!" dröhnte es ihm entgegen, als er die Tribüne besteigen wollte, „zittre Robespierre, zittre Tyrann!" Und von feigem Entsetzen wurde der furchtbare Mörder gepackt; „man will mich morden!" kam es abgerissen über seine fahlen Lippen. Und als er keinen Ausweg mehr sah, da drückte er, bebend vor der Wut seiner bisherigen Freunde, eine Pistole auf sich ab, sich die Kinnladen zerschmetternd; von furchtbaren Schmerzen gefoltert, ließ man ihn stundenlang auf einer Bahre liegen, und mit Flüchen und Verwünschungen wurde er überschüttet. Auch später noch war dieses Rathaus der Schauplatz wildbewegter Scenen, zuletzt während der Communezeit 1871, als hier der kommunisti-

sche Gemeinderat tagte und seine rachedurstigen Anordnungen erließ, nach denen halb Paris in Flammen aufgehen sollte; bis zum äußersten verteidigten sich hier die Communards gegen die siegreichen Versailler Truppen, aber als diese mehr und mehr vordrangen, erfolgten plötzlich gewaltige Explosionen, Steine und Eisenteile fliegen durch die Luft, dunkle Rauchwolken steigen aus dem Dache und den Fenstern empor, mit unheimlicher Schnelligkeit verbreiten sich die Flammen: die Communards hatten Pulver und Petroleum angehäuft und dies in Brand gesteckt, aber zu früh, denn Hunderte ihrer Genossen weilten noch in dem brennenden Gebäude, sie suchten zu entfliehen, die Truppen jedoch gewährten keinen Pardon, sämtlich fielen sie den Kugeln und Flammen zum Opfer.

Das neue Rathaus, von den Architekten Ballu und Deperthes im Stile des alten, nur in weit größerem Maßstabe, erbaut, ist von großer Schönheit; die reichgegliederte Fassade ist mit zahlreichen künstlerischen Bildwerken, die in zierlichen Nischen und auf geschickt angebrachten Vorsprüngen ihren Platz erhalten haben, geschmückt, man zählt mehr als hundert Statuen, welche die berühmtesten Bewohner von Paris, von der ältesten bis zur neuesten Zeit, darstellen, Bürgermeister, Ratsmänner, Diplomaten, Dichter, Künstler, Schauspieler, auch die holde Weiblichkeit hat man dabei nicht vergessen. Das Mittelstück mit dem vorspringenden Dache wird von einem schmucken Türmchen gekrönt, neben dem sich rechts und links vergoldete Wappenherolde erheben; ebenso sind die Seitenfassaden von reicher künstlerischer Gliederung; bewundernswerte Kunstwerke sind die Kandelaber mit ihren weiblichen Figuren vor dem Haupteingang und die Löwen vor den Seitenportalen. Auch die inneren Höfe, zum Teil von Arkaden umgeben, sind auf das vornehmste ausgestattet, desgleichen die Gemächer und Säle, zu deren Ausschmückung die ersten Künstler Frankreichs herangezogen wurden.

Die städtische Verwaltung von Paris ist keine centralistische wie die Berlins, sondern die Residenz ist in zwanzig Bezirke eingeteilt, deren jeder eine eigene Verwaltung unter einem besonderen Maire, Bürgermeister, besitzt. Die eigentlichen „Väter der Stadt“ repräsentiert eine Versammlung von achtzig, von der Bevölkerung der achtzig Pariser Quartiere auf drei Jahre gewählten Mitgliedern, die aus ihrem Schoße einen Präsidenten und die üblichen Vicepräsidenten und Sekretäre erküren. Aber auch diese dürfen in wichtigen Fragen nicht eigenmächtig handeln, sie stehen unter dem Seine-Präfekten, der vom Präsidenten der Republik ernannt wird und gleichzeitig politischer Vertreter des Staates, wie bürgerlicher der Stadt ist. Diese Einrichtung hat ihre wohlerwogenen Gründe, denn jene städtische Körperschaft war seit Jahrhunderten von demokratischen Ideen durchdrungen und suchte immer ein bedeutendes Gegengewicht zur Macht der Herrscher zu bilden, oder, in neuerer Zeit, wo der Gemeinderat sehr socialistisch ist, zu der des Staates.

Der Haushalt des jetzt nahe 2¾ Millionen Einwohner zählenden Paris, den der Magistrat zu verwalten hat, ist ein ungeheurer, der den manches bedeutenden europäischen Staates übertrifft. Beläuft sich doch das jährliche Budget auf etwa 270, zuweilen auch 300 Millionen Franken (gegen 75 bis 80 Millionen Mark in Berlin), von denen allein in der Einnahme 156 Millionen auf städtische Steuern entfallen. In den Ausgaben kommt ein beträchtlicher Teil auf die Verzinsung der Schulden, denn diese haben im letzten Jahre die nette Höhe von nahe 2 Milliarden Franken erreicht und verschlingen jährlich an 110 Millionen Zinsen! Für die Armen und Bedrängten geschieht seitens der Stadt sehr viel (24 Millionen), nicht minder für den vortrefflich geregelten öffentlichen Unterricht (25 Millionen), für die Erhaltung der Straßen und Landstraßen (21 Millionen), die Pflege der Promenaden und Parkanlagen (12 Millionen), für Architektur und schöne Künste (5 Millionen) u. s. w.

Ist aber auch die Schuldenlast eine schwere, so scheint sich der Stadtrat nicht allzu viele Sorgen darum zu machen, und er vergißt darob nicht, mit allerhand Lustbarkeiten zur Unterhaltung seiner lieben und getreuen Bürger beizutragen. Zweimal im Winter veranstaltet er glänzende Bälle im Rathause, zu denen jedesmal 15000 Personen eingeladen werden. Tagelang vorher wird dann

das Innere des Riesengebäudes ausgeschmückt und die städtische Maschinerie geht langsamer oder bleibt auch ganz stehen, denn Tapeziere, Zimmerleute, Gärtner hantieren überall in den Sälen und Gängen umher, während am Äußeren die Gasarbeiter zur Ausschmückung thätig sind.

Und noch an einem dritten Tage des Jahres legt das Rathaus sein glänzendes Gewand an, am 14. Juli, dem zur Erinnerung an die Erstürmung der Bastille gefeierten Nationalfest. Dann schwimmt ganz Paris in eitel Freude und Wonne, die Arbeit ruht, die Läden sind geschlossen, Fahnen und Banner wehen von allen Dächern und Balkonen, über die Fahrdämme spannen sich Seile mit unzähligen bunten Wimpeln und Guirlanden aus frischem Grün, Büsten und Bilder der Freiheitsgöttin sieht man in den Schauläden und an den Fenstern, langsam nur kann man vorwärts gelangen, so starke Menschenwogen füllen die Straßen und sehen dem Ausmarsche der Truppen zu, die sich zur großen Parade nach dem Longchamps-Felde begeben. Abends aber erreicht der Jubel und Trubel seinen Höhepunkt, denn mit Eintritt der Dunkelheit flammt es allerorten in der Stadt auf, alle staatlichen und städtischen Gebäude sind beleuchtet, viele Privatgebäude folgen ihrem Beispiele, in den Park- und Gartenanlagen ziehen sich bunte Lampions von Baum zu Baum, und die Rasenflächen sind von funkelnden Arabesken durchzogen. Auf allen Plätzen finden öffentliche Bälle statt, die Musikanten stehen auf hölzernen Tribünen, lustig im Kreise drehen sich die Paare, und die nahen Restaurants sorgen für Wein und Bier.

Am ausgelassensten ist die Fröhlichkeit auf dem großen Bastille-Platze, auf welchem sich dereinst die Zwingburg der französischen Herrscher befand, ein ungefüges Gebäude mit Mauern von zehn Fuß Dicke und acht massigen Türmen, von Gräben umzogen und mit Geschützen bewehrt, in dessen feuchten und dunklen Verließen so viele Unschuldige geschmachtet hatten und verkommen waren. Heute erhebt sich inmitten des Platzes, der auch bei den späteren Revolutionen und dem letzten Commune-Aufstande eine wichtige Rolle gespielt, die an fünfzig Meter hohe Juli-Säule, errichtet zum Gedenken der in der Juli-Revolution des Jahres 1830 gefallenen und unbekannt gebliebenen Barrikadenkämpfer. Den ersten Stein zu diesem Denkmal legte am 27. Juli 1831 Louis Philipp, aber erst 1840 wurde es nach den Entwürfen des Architekten Duc vollendet und setzte man in seinen Gewölben die Gebeine der Freiheitskämpfer zur letzten Ruhe bei. Der Unterbau besteht aus weißem Marmor, der Sockel ist mit Bronzemedaillons geschmückt, auf dem marmornen Untergestell ist ein aus Bronze gebildeter Löwe, der „Juli-Löwe" des Bildhauers Barye, angebracht, die Säule in korinthischer Form ist ganz aus Bronze gefertigt und enthält die Namen der sechshundertundfünfzehn Gefallenen, oben, von wo man eine imposante Aussicht hat, schwebt auf einer Kugel der Genius der Freiheit, in der Rechten die Fackel der Aufklärung, in der Linken die zerbrochenen Ketten der Tyrannei.

Daß diese letzteren vom Volke zerbrochen werden könnten, hatte König Karl X. freilich nicht geglaubt, er befand sich, als die Juli-Revolution schon ihrer blutigen Erfolge sicher war und die Truppen bereits die Tuilerien verlassen hatten, um sich überhaupt aus Paris zurückzuziehen, auf der Jagd bei St. Cloud und sagte zu seinem Vertrauten Vitrolles: „Die Häupter der Bewegung müssen jetzt in den Händen der Militärgewalt sein, und man hat eben ein Kriegsgericht ernannt, das in den Tuilerien tagen und mit den bewaffneten Rebellen kurzen Prozeß machen wird." Zwei Stunden später brachte ihm Marmont die Kunde von der Niederlage der Armee, und derselbe König, der noch einige Tage vorher, mit Hinsicht auf das Ende Ludwigs XVI., kühn geäußert: „Ich werde kämpfen! Lieber will ich zu Pferde sterben, als auf dem Henkerkarren!" er war schon wenige Tage später außer Landes, um sich in England häuslich niederzulassen.

Vom Bastille-Platz erreichen wir nach kurzer Wanderung die Seine und überschreiten sie auf der langen Austerlitzbrücke, deren Bau 1802 von dem ersten Napoleon begonnen wurde. Nun haben wir es erreicht, das linke Ufer, und werden es vorläufig nicht wieder verlassen; birgt das rechte mehr von dem glänzenden, dem vornehmen

Paris mit den Königs- und Kaiserpalästen des Louvre und den Tuilerien, mit seinen eleganten Promenaden und seinen weiten Plätzen, den blendenden Boulevards und gedenkreichen Monumenten, den berühm-



Das Pantheon.

testen Kirchen und denkmalgeschmückten Friedhöfen, so finden wir auf dem linken dafür desto mehr Stätten des emsigen und erfolgsicheren wissenschaftlichen, künstlerischen und litterarischen Strebens, mit welchem die Namen der erleuchtetsten Geister, die zu Frankreichs höchstem Ruhme beigetragen, verbunden sind; wir finden hier die politischen Vertretungen des französischen Volkes und enge Anknüpfungen an seine Geschichte von den römischen Eroberern an bis zu jenem Titanen, der sich vom Artillerielieutenant bis zum mächtigsten Monarchen aufgeschwungen, und endlich finden wir hier das übermütige Studenten- und Künstlerleben mit all seiner Ausgelassenheit, seinen hochfliegenden Plänen, seinen Freuden und, ach, seinen oft so bitteren Leiden, von denen uns Murger beredt zu erzählen gewußt.

Der erste Eindruck bereits, den wir auf diesem linken Ufer gewinnen, ist ein freundlich anmutender, begrüßt uns doch zunächst der Jardin des Plantes, der freilich viel mehr bedeutet, wie sein Name eines botanischen Gartens uns besagt. Er ist den Parisern sehr an das Herz gewachsen, dieser schöne Park mit seinen alten, zum Teil seltenen Bäumen, seinen dichten Gebüschen, seinen fremdartigen Pflanzen und seinen Tieren aus allen Himmelszonen, die in zahlreichen Käfigen und Gebäuden untergebracht sind, mit seinen Konzerten an Fest- und Feiertagen und seinem lustigen Volksgetriebe. Die „große Welt“ trifft man hier allerdings nicht, dafür das liebenswürdige Pariser Kleinbürger- und Arbeitertum, die Männer in blauen Blusen oder den sorgsam geschonten, oft gereinigten und ausgebesserten schwarzen Röcken, die Frauen und Mädchen in billigen Kleidern, die sie selbst geschneidert oder fertig für einen Spottpreis in den großen Magazinen gekauft haben und die trotzdem oft so adrett sitzen, daß manche verwöhnte Dame sie darum beneiden könnte; und nun Kinder in reichster Zahl, die sich hier in frohsinnigen Spielen tummeln oder mit gespannten Blicken das seltsame Gebaren des Bären, vertraulich „Bruder Martin“ genannt, die gravitätischen Stellungen der Marabouts, die ruhelosen Wanderungen der Löwen und Tiger, die schwerfälligen Bewegungen der Elefanten und Dromedare verfolgen. An schönen Sommerabenden ist es schwer, auf den Bänken ein freies Plätzchen zu finden, denn der Eintritt zum Garten ist unentgeltlich, und von den Tausenden, die dann hier wandeln oder sich ausruhen, die so heiter schwatzen und lachen, die jedem so freundlich begegnen und so gern mit ihm ein Gespräch anfangen, geht ein so herzlicher Zug der Behaglichkeit und Genügsamkeit aus, der Freude an ihrem bescheidenen Dasein, der Zufriedenheit mit sich und den anderen, daß man inmitten dieser Volksmenge Paris und seine Bewohner doppelt lieb gewinnt.

Diese Besucherscharen kümmern sich wenig um die wissenschaftlichen Schätze des jetzt dreißig Hektare umfassenden Gartens, die

von den Gelehrten aller Nationen aufgesucht werden, denn die botanischen und naturhistorischen Sammlungen gehören zu den wertvollsten und ergiebigsten Europas, sie füllen mehrere umfangreiche Bauten aus und umfassen alle Gebiete der Naturkunde, ebenso wie die (gleichfalls unentgeltlichen) naturwissenschaftlichen Vorlesungen, die in dem Tausenden von Personen Platz bietenden Amphitheater stattfinden. Viele dieser Einzelsammlungen sind noch durch Buffon angelegt, der 1732 die Verwaltung des Gartens, welcher als „Königlicher Garten der medizinischen Kräuter" schon im ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts unter Ludwig XIII. angelegt worden war, übernahm und ihn wesentlich erweiterte; auch Cuvier, H. Saint-Hilaire, Lamarck u. s. w. trugen zum Ruhme des Gartens und seiner Museen bei, und nicht minder Alexander von Humboldt, der seine Pflanzensammlungen des südlichen Amerikas dem Herbarium schenkte und dessen eifriger Verwendung es 1814 zu verdanken war, daß nach der Besitznahme der Stadt durch die Verbündeten die Anlagen völlig unberührt blieben.

Schlagen wir den Weg längs der Seine ein, so kommen wir gleich hinter dem Garten, nach der inneren Stadt zu, an dem mächtigen Weindepot vorüber, das mehr wie 130000 Quadratmeter bedeckt und in dessen unermeßlichen Kellereien die Weine steuerfrei so lange lagern können, bis sie die von grün uniformierten Douaniers bewachten Ausgänge passieren. Von einer ganzen Anzahl von Straßen wird das weite Gebiet durchzogen, seltsamen Straßen, eingesäumt von hohen, schattenspendenden Kastanien und Platanen, unter deren Kronen sich lange Ketten niedriger Häuschen entlang ziehen, welche die Comptoirs der Weinfirmen bergen, und vor diesen meist von winzigen Gärtchen umgebenen Hütten reihen sich zu Seiten der Fahrdämme Fässer an Fässer, viele Tausende an der Zahl, von winzigen Knirpsen an bis zu wahren Goliaths, und sie alle sind mit der edlen Bacchusgabe gefüllt, deren Qualität uns die Namen der Straßen bezeichnen, die nach den in ihnen lagernden Weinen ihre Benennungen führen: Rue de Champagne, Rue de Bourgogne, Rue de Bordeaux und so fort. Nicht weniger wie eine Million Hektoliter Wein durchschnittlich lagert hier über und unter der Erde, und der Zoll dafür beläuft sich jährlich auf etwa siebzig Millionen Franken, denn Paris hat ja noch seinen „Octroi", den Ein- und Ausfuhrzoll für sämtliche Lebensmittel, und wie sehr zu den letzteren von den Parisern der Wein gerechnet wird, zeigen die von der Pariser Bevölkerung allein jährlich verbrauchten fünf



Rue Soufflot und Pantheon.

Millionen Hektoliter Wein, und bei diesem ungeheuren Quantum ist es nicht verwunderlich, daß auf den Kopf der gesamten Pariser Bevölkerung, alle Kinder, Greise, Frauen mitgerechnet, im Jahre über zweihundert Liter Wein entfallen!

Zwischen dem Weindepot und dem Botanischen Garten schlagen wir unseren Weg südlich und zwar nach „oben“ ein, als Zielpunkt uns das erhöht gelegene Observatorium nehmend, geschichtlich uralten Boden auf unserer Wanderung betretend, denn wer aufmerksamen und geübten Blickes Umschau hält, der trifft inmitten dieser engen und verzweigten Straßen noch auf Reste römischer Befestigungen, die wahrscheinlich auf den Grundlagen vorangegangener gallischer errichtet wurden, er erkennt hier und da Rundungen eines Wachtturmes und, nahe der Rue Monge, die Spuren einer Arena, die von beträchtlichem Umfange gewesen sein muß. Doch davon mehr bei Gelegenheit der Ruinen der römischen Kaiserpaläste. Großartig ist der Blick von der Höhe des Observatoriums auf die Stadt des linken Ufers, die sich unendlich vor uns ausdehnt, rechts begrenzt von der Seine, von deren jenseitigen Gestaden ab sich ein neues Häusermeer erstreckt, und ganz, ganz hinten abgeschlossen von den bewaldeten Hügeln Sèvres und St. Clouds, unter uns aufleuchtend aber die Kuppeln und Türme der Kirchen, Paläste, Museen, Akademien und Schulen, ein imposantes Bild voll erdrückender Wucht und stolzem Glanz.

Das Observatorium wurde 1667 auf Veranlassung Ludwigs XIV. begründet und von Colbert eingerichtet, sein Äußeres gleicht mehr einem Landschlößchen als einem wissenschaftlichen Institut, das übrigens, ohne daß die gewöhnlichen Sterblichen etwas davon merken, durch den Meridian von Paris in zwei Teile geschnitten wird. Die drehbare große kupferne Kuppel enthält ein Riesenteleskop und dient den an dem Institut angestellten zwölf Astronomen zu ihren Beobachtungen; mit der Sternwarte ist ein interessantes astronomisches Museum verbunden, in welchem die Ergebnisse der Himmelsphotographie eine bedeutende Unterabteilung bilden.

Auf dem Vorplatze des Observatoriums erhebt sich auf weißem Marmorsockel die Bronzestatue des Marschalls Ney, des Helden von der Moskwa, der, mit geschwungenem Säbel seinen Truppen voranstürmend, dargestellt ist. Der tapfere Feldherr, der es vom Sohne eines armen Böttchers bis zum Herzog und Fürsten, zum Marschall und Pair von Frankreich gebracht und der seinem Kaiser die Treue bewahrte, indem er zu ihm eilte, als jener von Elba zurückkehrte, wurde deshalb von der Pairskammer als Hochverräter zum Tode verurteilt und an dieser Stelle am 7. Dezember 1815 erschossen. Aber das heutige Paris denkt nur noch wenig des tapferen Marschalls, am wenigsten an dieser Stätte, wo oft fröhlicher Volksjubel herrscht, denn diesen Observationsplatz haben sich mit großer Vorliebe allerhand Gaukler zur Vorführung ihrer Kunststücke ausersehen, umherziehende Volkssänger, Taschenspieler, Faxenmacher, die bald eines gelehrigen Pudels Kunststücke zeigen, bald sich als Zauberer und Kartenkünstler aufthun, dann wieder im Trikot mit Centnergewichten spielen oder das neueste Chanson mit tremolierender Stimme zum besten geben. Und sie finden stets ein aufmerksames und beifalllustiges Publikum, welches auch mit den Soustücken nicht kargt, denn der Pariser hat oft ein wahrhaft kindlich-heiteres Gemüt und belustigt sich herzlich über Sachen, die von anderen Großstädtern nur spöttisch oder ironisch behandelt werden.

Doch schlagen wir nun die breite, schöne Promenade mit mehrfachen Alleen und sorgsam gepflegten Rasenflächen, inmitten deren sich marmorne und bronzene Kunstwerke erheben, ein, die uns zum Luxemburg-Palais führt; oben, wo sie beginnt, befindet sich ein prächtiger monumentaler Brunnen, die 1874 errichtete sogenannte Observations-Fontäne, deren weites Bassin von acht großen Seepferden, von Delphinen und Schildkröten, die sämtlich von dem Bildhauer Fremiet stammen, belebt wird, während sich in der Mitte eine wundervolle, die Erdkugel tragende Gruppe vier edelgeformter Frauen erhebt, welche die vier Erdteile versinnbildlichen und welche eine Meisterschöpfung Carpeaux' ist. Wir haben hiermit schon das Parkgebiet von Luxemburg betreten — wie schön ist es doch, wie kann man hier stundenlang weilen und richtet immer wieder

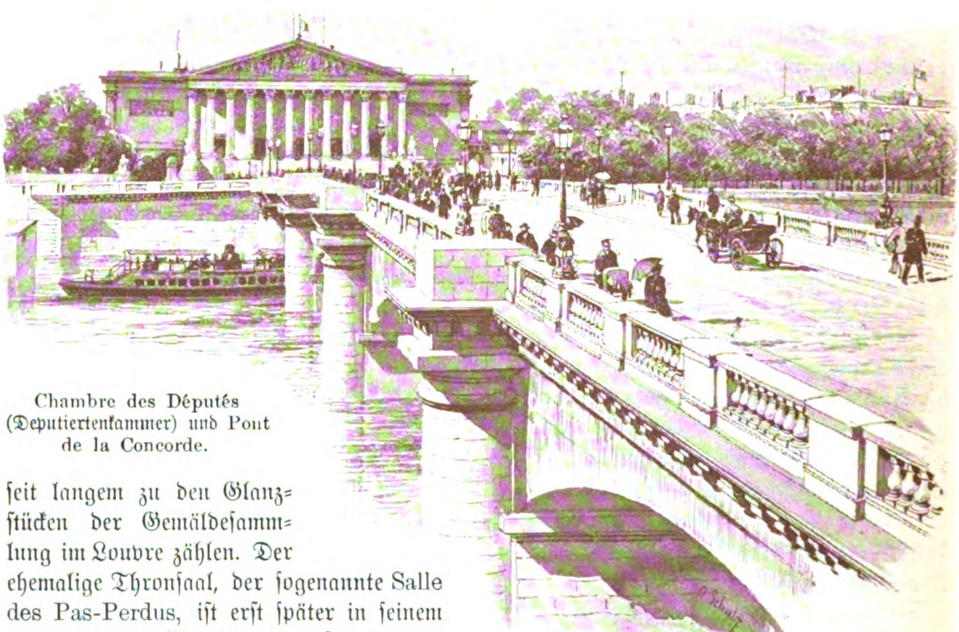
die Schritte her, um inmitten des Rauschens der Bäume, des Gesanges der Vögel, des Plätscherns von Springbrunnen Erholung und Ruhe zu finden. Mit stets erneutem Entzücken schweift der Blick von der durch eine Sandsteinbalustrade abgeschlossenen Terrasse über die von Natur und Kunst verschönten Anlagen, die sich vor der stattlichen Fassade des Palastes ausbreiten. Mit dem satten Grün der Kastanien und Buchen vermischt sich das Weiß der Statuen der Königinnen und ruhmumgebenen Frauen Frankreichs, die in weitem Halbbogen um die Terrasse stehen, von den mit Blumen besäeten Beeten aber heben sich in blendendem Marmor und schimmernder Bronze einige der edelsten Kunstwerke der Renaissance und Neuzeit ab, die hier unter freiem Himmel ihre Aufstellung gefunden haben. Auch an südlichen Pflanzen fehlt es nicht, Palmen strecken ihre fächerartigen Blätter aus breiten Sandsteinschalen hervor, Lorbeer- und Orangenbäume erinnern uns an den milden Himmel des Südens, wie überhaupt dieser ganze Garten die Formen der edlen florentinischen Parkanlagen trägt.

Wie kann man hier träumen und sinnen, auf diesem idyllischen Fleckchen Erde, zumal in den Morgenstunden, wenn das lustige Paris sich noch von den Freuden der vorhergehenden Nacht erholt und das arbeitsame schon in voller neuer Thätigkeit ist. Dann gehört dieser Park den Künstlern, den Poeten, den Gelehrten! Mancher Meister, der sich später Weltruf errungen, er hat hier seine ersten Studien gemacht und die Gruppen der Bäume und Marmorfiguren auf die Leinwand gezaubert, manch junger Poet hier die ersten Verse geschmiedet und manch späterer Gelehrter, manch vielgenannter Staatsmann hier seine Ideen und Pläne zu dereinstigen grundlegenden Werken, zu geschichtlichen Thaten in feuriger Jugendschwärmerei entworfen.

Der poesievollen Ruhe des Morgens folgt die laute Fröhlichkeit des Nachmittags. Eine Militärkapelle spielt dann zu bestimmten Stunden, und die breiten Promenadenwege und schmaleren Pfade sind belebt von dem bunten Schwarm der Spaziergängerinnen und Spaziergänger, deren Geplauder oft verweht wird von dem Jubel ausgelassener Kinderscharen, die zu Hunderten mit ihren Erzieherinnen und Bonnen hierher pilgern und sich teils in gemeinsamen Spielen vergnügen, teils ihre Schiffchen in dem großen Wasserbassin schwimmen lassen oder sich auch vor einem Kasperletheater versammeln, die Späße des Hanswurst oft genug mit jauchzenden Zurufen, mit stürmischen Freudenbezeigungen begleitend. Wer dann dem Trubel entrinnen will, der muß sich schon zur verwitterten Medicifontäne wenden, die abseits des Lärmens liegt und mit ihren von dichtem Epheu umwundenen Säulen und Amoretten, mit ihrer Mittelgruppe, wie Polyphem Acis und Galathee überrascht, dem leisen Rauschen der Springbrunnen und dem stillen Wasserspiegel des von immergrünen Guirlanden umrankten Beckens einen traulich-heimischen Eindruck macht und das Gedenken an jene Tage erweckt, in denen Maria von Medici 1620 diese Fontäne, die in unserer Zeit renoviert wurde, durch Jacques de Brosse schaffen ließ, durch denselben Künstler, der auf ihr Geheiß auch den Palast Luxemburg von 1615 bis 1620 erbaute.

Es ist bezeichnend, daß Paris zwei seiner schönsten Palais den beiden französischen Königinnen aus dem Florentiner Geschlechte der Medici verdankt: Katharina, Gemahlin Heinrichs II., ließ die Tuilerien, Maria, Gattin Heinrichs IV., den Luxemburgpalast erstehen. Letzterer behielt seinen Namen von einem ehemals hier stehenden Hotel Piney-Luxemburg bei, das Maria nebst benachbarten Ländereien hatte ankaufen lassen, damit hier auf ihr Machtwort hin ein neues Schloß entstände. Mit meisterhafter Schaffenskraft hat es de Brosse hervorgerufen, indem das Hauptgebäude sich an seinen vier Ecken in vier große Pavillons einfügte, deren zwei an der nach der Gartenseite hin liegenden Hauptfassade einen vornehmen Ehrenhof entstehen ließen; reiche Verzierungen weist das vorspringende Simswerk auf, die Fronten werden lebhaft von Säulen in toskanischem und dorischem Stil unterbrochen, nach der Straße zu sind Arkaden mit Terrassen angelegt. Das Palais, eine der trefflichsten Schöpfungen der französischen Renaissance, wurde 1804 und 1836 sehr geschickt vergrößert, um der Kammer der Pairs und dem Senat die geeigneten Räumlichkeiten zu verschaffen.

Die Gemächer Maria von Medicis befanden sich dereinst in den rechter Hand liegenden Pavillons und waren auf das luxuriöseste eingerichtet, wovon uns noch die seitens der ersten Künstler jener Zeit bemalten Decken- und Wandtäfelungen erzählen; die Kamine waren mit den zierlichsten Bildhauerarbeiten geschmückt, die das große, die herrlichsten Schnitzereien aufweisende und von einem kostbaren Seidenhimmel überwölbte Paradebett umgebende Balustrade war aus massivem Silber, desgleichen die schöngeformten Gitter des Kamins und sogar die Fenstereinfassungen. Von den Wohngemächern gelangte man in die große Galerie, deren Decke Callet mit Fresken und Jordaens mit Monatsbildern zierte, die man noch heute sieht, während die einst die Wände bedeckenden vierundzwanzig großen Gemälde von Rubens, welche die Geschichte Maria von Medicis allegorisch darstellen und die der Meister in drei Jahren hervorzauberte,



Chambre des Députés (Deputiertenkammer) und Pont de la Concorde.

seit langem zu den Glanzstücken der Gemäldesammlung im Louvre zählen. Der ehemalige Thronsaal, der sogenannte Salle des Pas-Perdus, ist erst später in seinem gegenwärtigen Gewande ausgestattet worden, er ist im blendenden Stil Ludwigs XIV. gehalten und zeigt uns in seiner Kuppel eine Apotheose des ersten Napoleon; andere Gemälde veranschaulichen Krieg und Frieden, sowie eine Glorifizierung des französischen Königtums. Von eindrucksvoller Wirkung ist der heutige Sitzungssaal des Senats mit seinen Decken- und Wandgemälden, seinen Marmorfiguren, seinen reichen Vergoldungen und sonstigen vornehm gehaltenen Dekorationen; der Senat, welcher die erste Kammer verkörpert — die Deputiertenkammer bildet die zweite —, besteht aus dreihundert Mitgliedern, die auf neun Jahre gewählt werden und von denen ein Drittel alle drei Jahre ausscheidet. Der Senat tagt gleichzeitig mit der Deputiertenkammer und zwar mindestens fünf Monate im Jahr; zur Einführung eines Gesetzes gehört die Zustimmung beider Kammern.

Maria von Medici sollte nicht lange des Glückes teilhaftig sein, ihr glänzendes neues Heim zu bewohnen; schon früher einmal von Paris verbannt gewesen, setzte es Richelieu auch zum zweitenmal durch; aus ihrer Gefangenschaft floh sie nach Brüssel, dann nach England und starb außerhalb der französischen Grenzen; der, durch den sie aber Frankreich leiten wollte, der ränkesüchtige, scharfsinnige Kardinal, er schuf sich einen prächtigen Wohnsitz, indem er einen Teil des Palais abzweigte, das Kleine Luxemburg, und es als seine Residenz erkor, die



Institut de France
und Pont des Arts.

gegenwärtig von dem jeweiligen Präsidenten des Senats bewohnt wird. Der große Palast wechselte häufig seine fürstlichen Besitzer und Besitzerinnen, als letzten sah er in seinen Räumen den Grafen von Provence, den intriganten Bruder Ludwigs XVI., und war zu jener Zeit sehr oft durchhallt von den Freuden verschwenderischer höfischer Feste. Wie schnell aber verschwanden sie vor der gigantischen Wucht der Revolution, die den Palast zum Gefängnis stempelte — in den von Gold und Marmor starrenden Sälen lagen in dichten Mengen die Gefangenen, die man von hier, wenige ausgenommen, zum Schafott führte, unter ihnen Camille Desmoulins und Danton, Alexandre und Josephine Beauharnais, welch letztere durch ein günstiges Geschick vor dem Fallbeil der Guillotine, dem ihr Gatte zum Opfer fiel, bewahrt blieb. Ein paar Jahre später, und dieselbe Josephine Beauharnais, welche schreckensvolle Tage und Nächte auf elendem Strohlager hier zugebracht, residierte in diesem Palast als Gemahlin des ersten Konsuls, der von ihm aus die Tuilerien bezog, die ihn bald als Kaiser sahen. Unter diesem ersten Kaiserreich wurde das Palais seiner schon oben erwähnten Bestimmung übergeben, mehrfach aber wurde der Senat durch die politischen Ereignisse von seinem Sitz verdrängt, das letzte Mal während der Communezeit, wo die „Roten" hier ihre Gefangenen und Verwundeten untergebracht hatten und nur durch die Schnelligkeit des Vorrückens der republikanischen Regimenter daran verhindert wurden, das Palais nebst dem ganzen Stadtviertel in die Luft zu sprengen. Rechts von dem Palais liegt das Museum Luxemburg, eine stattliche Sammlung auserlesener Werke lebender Künstler, welche im Frühjahr 1818 eröffnet wurde; zehn Jahre nach dem Tode des betreffenden Meisters werden die Bilder resp. Skulpturen den Sammlungen des Louvre einverleibt. Ihre Werke in dieser Luxemburg-Galerie zu wissen, bildet den höchsten Ehrgeiz der französischen Künstler, es ist der erste Schritt zum Pantheon, eine hohe Staffel bereits auf der Ruhmesleiter, eine heißerstrebte Anerkennung der Meisterschaft!

Jenes Pantheon, welches „seinen großen Männern das dankbare Vaterland errichtet hat", wie es mit goldenen Buchstaben unter dem Giebelrelief steht, erhebt sich an hochgelegener Stelle unweit des Luxemburgpalais. Dereinst stand auf demselben Flecke eine kleine Kapelle, die sich über den hier 512 beigesetzten Gebeinen der heiligen Genovefa wölbte, jener zu Nanterre Mitte des fünften Jahrhunderts lebenden jungen Schäferin, welche prophezeit hatte, daß Attila mit seinen Scharen Paris nicht einnehmen würde; als sich die Prophezeiung bewahrheitete, erkoren die Pariser diese Schäferin Genovefa zu ihrer Heiligen und Schutz-

patronin. Hier ein ihrer würdiges Gotteshaus zu errichten, plante Ludwig XV., er beauftragte mit dessen Ausführung den Baumeister Soufflot und legte 1764 den Grundstein zu der Kirche, die macht- und prunkvoll dem Erdboden entstieg, aber erst gegen Ende des Jahrhunderts vollendet wurde. Weniger um die Legende als um sein eigenes Ziel, ein Seitenstück zu Michelangelos großartiger baulicher Schöpfung in Rom zu errichten, kümmerte sich der Baumeister, und so entstand mehr ein Tempel in antikem Sinne als ein christliches Gotteshaus, als ob Soufflot dessen einstige Bestimmung vorausgeahnt und alle Einrichtungen zu derselben getroffen hätte. Ein gewaltiger Portikus, zu dem Stufen hinanführen, bildet die Vorhalle zum Eingange, darüber erblickt man das dreispitzige Giebelfeld mit dem wirkungsreichen Relief David d'Angers', welches die obige Inschrift verkörpert, derart, daß Frankreich an seine berühmten Söhne, die sich von beiden Seiten nähern, und unter denen wir den ersten Napoleon als General, Malesherbes, Voltaire, Rousseau, Mirabeau, Lafayette, Cuvier, David u. s. w. finden, die Ruhmeskränze verteilt; auf einem offenen Säulengange ruht die über achtzig Meter hohe Kuppel, die eine Laterne mit dem Kreuze krönt. Das Innere wird größtenteils eingenommen von dem hoheitsvollen Kuppelraum mit seiner kühn geformten Wölbung, die nach Soufflots Plan nur auf vier Säulen ruhen sollte, welche sich aber doch als unzureichend erwiesen, so daß sie später durch Pfeiler unterstützt werden mußten. Die Innenflächen der Kuppel, zwischen deren Säulen das Licht hereinfällt, sind ausgemalt, ebenso die Wandflächen der unteren Räume, von denen die rechtsliegende Kapelle dem Andenken der heiligen Genovefa gewidmet ist. Die dortigen Wandgemälde stammen von den ersten Meistern, Puvis de Chavannes, Maillot, Bonnat, Laurens u. s. w., sie behandeln die Geschichte jener Genovefa und Hauptepisoden der historischen Entwickelung Frankreichs.

Der Revolution war es vorbehalten, dieser Kirche ihren eigentlichen Namen, den eines Pantheons, beizulegen und sie zur Ruhestätte ihrer großen Männer zu weihen, und zwar gab Mirabeaus Tod hierzu die Veranlassung. Die im Gebäude angebrachten Symbole der katholischen Religion wurden entfernt, ein neues, das oben erwähnte, Giebelfeld wurde angebracht und mit der schon hervorgehobenen Inschrift versehen; die unterirdischen großen Gewölbe wurden für die Ruhmesgrößen Frankreichs zur letzten Ruhestätte bestimmt, der Beisetzung Mirabeaus folgte am 10. Juli 1791 jene Voltaires, dessen sterbliche Reste bis dahin auf dem stillen Friedhofe von Scellières geruht. Als dritter wurde am 11. Oktober 1794 Rousseau beigesetzt mit der Inschrift: „Hier ruhet der Mann der Natur und der Wahrheit.“ Übrigens sind die Grabmäler Rousseaus und Voltaires leer: während der Restauration wurden die Überreste der großen Männer herausgenommen und irgendwo verscharrt; es war eine kleinliche Rache für die Entweihung der Königsgräber in St. Denis durch die Revolution. Napoleon I. gab den Tempel der katholischen Kirche zurück, ihn gleichzeitig zum Mausoleum der Mitglieder seiner Familie und seiner Generale und Günstlinge bestimmend; 1822 wurde selbst die Inschrift „Aux grands hommes la patrie reconnaissante“ entfernt, dann während der Julirevolution wieder angebracht, 1851 von neuem ausgelöscht, da man den Tempel abermals in eine Kirche verwandelte, und heute leuchtet sie uns frisch entgegen, denn 1885 griff man aus Anlaß der Bestattung Victor Hugos auf die revolutionäre Bestimmung des Baues zurück und setzte hier auch am 1. Juli 1894 den ermordeten Carnot bei, nachdem man die bis dahin in Magdeburg bestatteten Gebeine seines freiheits- und vaterlandsliebenden Großvaters, des „Organisators des Sieges“, vier Jahre vorher hierher überführt hatte.

Von der feierlichen Stätte des Todes zurück zu der emsigen Strebens und lustigen Lebens und Treibens. Wir weilen ja im Lateinischen Viertel, dem so oft genannten und doch so wenig bekannten Quartier latin, welches das geistige Herz von Paris verkörpert, hier befindet sich ja die Sorbonne, die Universität von Paris, die auf ein Alter von mehr als sechshundert Jahren zurückblickt, denn 1251 gründete sie Robert von Sorbonne, der Almosenier Ludwigs des Frommen, der die aus allen Volksgegenden

nach Paris strömenden wißbegierigen jungen Leute um sich versammelte und ihnen nicht nur Unterricht, sondern auch Obdach und Nahrung gewährte; hier finden wir in besonderen Gebäuden die medizinische und juristische Fakultät, hier das 1529 von König Franz I. ins Leben gerufene Collège de France, das, wie seine Inschrift am Haupteingang besagt, omnia docet, und das jedem, nicht nur den Studenten zugänglich ist, wie seine alle Gebiete des Wissens behandelnden Vorlesungen fleißig von Damen besucht werden; hier die École normale, die nur geistig bevorzugte Schüler aufnimmt und aus welcher die bedeutendsten Gelehrten hervorgegangen sind, ebenso wie aus der École polytechnique, deren Zöglinge in den adretten Uniformen später in die Armee oder in die staatlichen Verwaltungszweige eintreten; hier viele Gymnasien und Schulen von bewährtem Ruf und mehrere der bekanntesten Collèges und Lyceen, in denen die Schüler gleichzeitig wohnen; hier ferner die 1648 gegründete Akademie der schönen Künste mit zahlreichen künstlerischen Werken, und das Institut de France, auf das wir noch näher zurückkommen.

Von diesem Lateinischen Viertel, so genannt, weil dereinst die Schüler der Lehranstalten nicht nur in dieser, sondern auch außerhalb derselben sich der lateinischen Sprache bedienten, ist in reichen Strömen Aufklärung und Gesittung verbreitet worden, es schuf den Stand der Gelehrten und bereitete in langsamer Arbeit die grundlegendsten Umwälzungen vor; für viele, die in ihm ihre Jugend- und Lehrzeit verbracht, war es die Wiege zum Ruhm, für noch mehr allerdings die zum Elend und Verderben. Denn die Lebensschule, die hier zahllose junge Leute jahraus, jahrein neben der Ausübung ihrer Studien durchlaufen, sie ist eine lustige oft, aber auch oft eine verderbliche, da neben dem winkenden Ruhm und der ernsten Arbeit Leichtsinn und Verlockung die Wache halten am Eingang zu diesem Viertel. Wie traulich mutet einen dasselbe an mit seinem Wirrwarr kurzer Gäßchen und enger Straßen, geheimnisvoller Passagen und kleiner Plätze, in welches während der letzten Jahrzehnte allerdings schon mehrere Boulevards Licht und Luft gebracht. Aber es ist noch genug erhalten geblieben, um uns das alte Paris zu veranschaulichen, diese himmelragenden engbrüstigen Häuser mit ihren dunklen Treppen und winzigen Höfen, ihren Werkstätten unten und offenen Galerien hoch oben, mit dem von Wind und Wetter verwaschenen bunten Anstrich und den mehr käfigartigen Stübchen, in denen es sich aber doch so behaglich hausen läßt und in welchen dereinst Gerard de Nerval und Alfred de Musset, Béranger und Murger ihre Lieder gesungen, diese Heimat der „Bohème“, von welcher Murger, ihr genialer Apostel, geschrieben, daß sie die Probezeit des Künstlers sei, die Vorrede zur Akademie, zum Hospital oder zur Morgue! In diesen Gassen hier mit ihren drei Fuß breiten Bürgersteigen und holperigen Dämmen treffen wir noch auf Gestalten, die wir uns kaum noch im Paris des elektrischen Lichtes vorstellen können, wiedergeborene Figuren des Murgerschen „Zigeunerlebens“, in ab=



Dôme des Invalides; Grab des Kaisers Napoleon I.

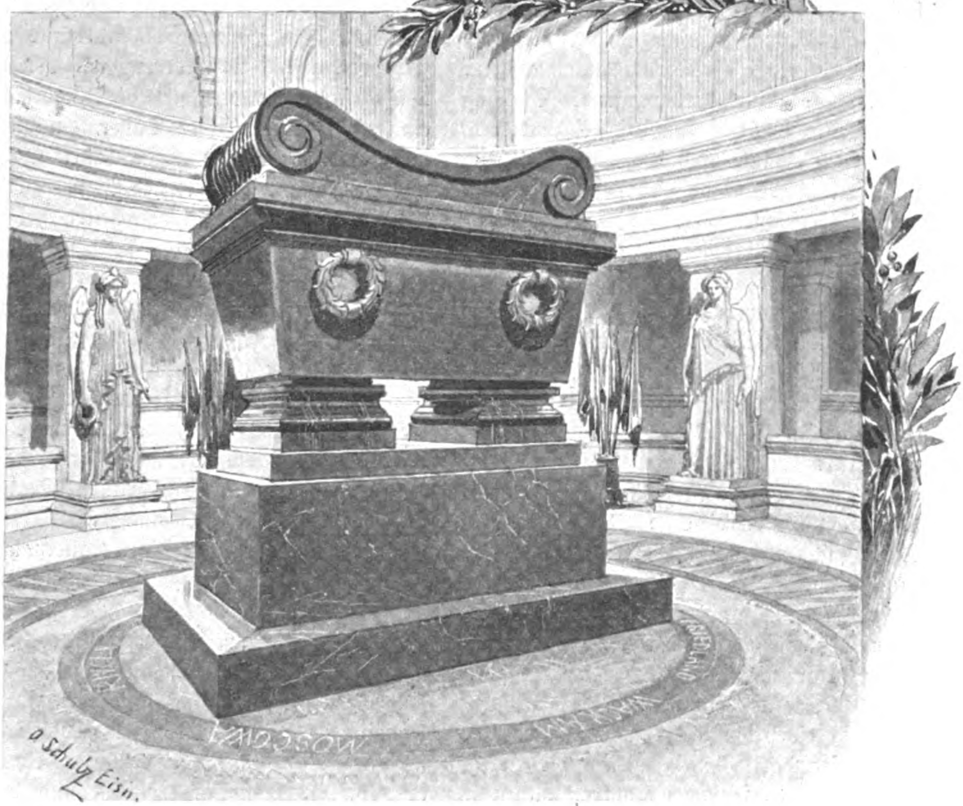
geschabten Sammetjacketts, in Beinkleidern von unbestimmbarer Farbe, mit lang über die Schultern wallenden Haaren, mit einem Cylinder auf denselben, der nach seiner Form und Beschaffenheit niemals neu gewesen, mit ausgetretenen Morgenschuhen und einer den Kragen vertretenden Krawatte, die noch aus der Zeit des Kaiserreichs zu stammen scheint, Studenten oder Künstler, deren Existenz gleichfalls, wie die ihres rühmend vorerwähnten Schilderers, einem mehrstrophigen Tanzliede gleicht: „Bald geht's gut, bald geht's schlecht, heute besser, morgen schlechter, der Refrain aber bleibt stets derselbe: Not und Elend! Not und Elend!"

Mit wie vielen Erinnerungen an große Geister sind diese winkeligen Straßen, diese baufälligen Häuser verbunden. In der Rue de Seine wohnte der junge Molière und gründete mit mehreren Kameraden und Kameradinnen das L'Illustre Théâtre, ohne damals viel Gegenliebe bei den Parisern zu finden; in einem stattlichen, einst dem Grafen von Ranes gehörigen Hause der schmächtigen Rue Visconti lebte und starb Racine, und nach ihm wählte dasselbe Gebäude zu ihrem Heim Adrienne Lecouvreur, die große Schauspielerin und opferfreudige schöne Freundin des Marschalls von Sachsen, die auf Anstiften einer eifersüchtigen Nebenbuhlerin am 20. März 1730 vergiftet wurde und deren Leichnam, dem die katholische Kirche die geweihte Erde versagte, nachts in einem Mietswagen von einem Freunde des Marschalls und von Voltaire fortgebracht und an entlegener Stelle begraben wurde. Wie oft saß Voltaire in dem niedrigen Zimmer des 1689 errichteten und noch heute bestehenden Café Procope in der Rue de l'Ancienne-Comédie; eine Tasse Kaffee nach der anderen trinkend — er brachte es gelegentlich auf vierundzwanzig —, las er seinen Freunden seine bissigen Epigramme vor oder erwartete hier den Erfolg seiner Stücke, die im nahen Komödienhause aufgeführt wurden. Auch Rousseau weilte gelegentlich in demselben Café und d'Alembert, der Freund Friedrichs des Großen, wie später manche andere führende Geister der Litteratur und Kunst, der Politik und Wissenschaften.

Denn diese ganze Gegend ist wahrhaft erfüllt von künstlerischen, litterarischen, politischen Erinnerungen, welche von den Älteren auf die Jüngeren, von diesen auf die Jüngsten verpflanzt werden, wie es uns Daudet so hübsch in seinen litterarischen Erinnerungen erzählt. Auch er, der Autor von „Fromont junior und Risler senior", hat in diesem Lateinischen Viertel seine litterarische Prüfungszeit durchgemacht, in einem Mansardenstübchen der Rue de Tournon bei seinem Bruder, dem seitdem gleichfalls zu weitem Ansehen gelangten Ernest, wohnend, dessen Monatsgehalt von fünfundsiebzig Franken — er war Sekretär bei einem alten Herrn, der ihm seine Erinnerungen diktierte — für beide ausreichen mußte. Und wenn es ihnen in dem Kämmerlein zu einsam war, so durchstöberten sie die im Freien ausgelegten Schätze der Antiquitäten- und Bücherhändler, es unterhielt sie und kostete nichts, oder sie trafen sich mit ihren Freunden, unter ihnen Rochefort und Gambetta, von denen letzterer noch nicht ahnte, daß er später seinem Koch allein ein Jahresgehalt von dreißigtausend Franken bezahlen würde, unter den Arkaden des Odeon-Theaters, wo sie gegen Regen und Sonnenschein geschützt waren und in stundenlangen Gesprächen die Zukunft Frankreichs und Europas lösten!

Das Odeon-Theater, wie es heutigestags mit seiner säulengetragenen Fassade und seinen Bogengängen, unter welchen sich noch immer die künstlerische und studentische Jugend ein Rendezvous giebt, vor uns steht, wurde 1819 erbaut und später bedeutend umgewandelt. Früher erhob sich hier ein anderes Theatergebäude, welches das Théâtre Français beherbergte, in welchem Talma seine ersten rauschenden Erfolge errang; 1791, als Talma und mehrere seiner Gefährten aus dem Verbande der Bühne schieden, taufte es sich zum Théâtre de la Nation um, in welchem am 7. Januar 1793, inmitten der Schreckensherrschaft, ein Stück gegeben wurde, das ganz Paris in Aufregung versetzte, so daß die Nationalgarden vorrückten und sogar Geschütze gegen das Theater aufgefahren wurden. Es war Leon Layas in Versen verfaßte politische Satire: „L'ami des lois", in der unter sichtbarer Verkleidung Robespierre und Marat verspottet wurden. Ganz Paris stürmte in die Vorstellungen, und je

nach den politischen Richtungen der Einzelnen, kam es zu enthusiastischen oder feindseligen Kundgebungen für den wagemutigen Autor und die nicht minder kühnen Darsteller und Darstellerinnen, bis das Stück als „gefährlich für die öffentliche Ruhe" verboten wurde. Merkwürdigerweise geschah dem Dichter und den Schauspielern nichts, Danton wollte wohl nicht die öffentliche Aufmerksamkeit von dem damals zur Verhandlung stehenden Prozeß gegen den König ablenken. „Ich muß gestehen," so rief er in der Nationalversammlung aus, „ich glaubte, daß uns wichtigere Dinge beschäftigen sollten als die Komödie. Es handelt sich um die Tragödie, die wir den Völkern geben müssen, es handelt sich darum, den Kopf eines Tyrannen fallen zu lassen, und nicht um armselige Komödianten!" Aber im Sommer des genannten Jahres sollte ein anderes Stück seinem Dichter und dem Personal des Theaters gefährlicher werden; es war das Schauspiel „Paméla" von François de Neufchateau, in welchem die Jakobiner eine Verherrlichung des Adels und demzufolge darin „antirevolutionäre Ideen" erblickten. Das Theater wurde geschlossen und der Verfasser samt den Schauspielern und Schauspielerinnen in die Conciergerie gebracht. Eine dort gefangene Dame, Madame Belland, schilderte später, daß sie eines Nachts von lustigem Lärm aufgeweckt wurde, der in den Gängen des Gefängnisses widerhallte, lachend, schwatzend, singend kam die Künstlertruppe an. „Wir haben heute abend gut gespielt," rief einer der Darsteller, „die Gefahr gab uns Schwung und Begeisterung. Wir werden vielleicht einen Kopf kürzer gemacht, aber das ist gleich, es war eine schöne



Sarkophag Napoleons I. im Dome der Invaliden.

Aufführung!" So spottete man in jener Zeit des Todes, an dessen Schrecken man sich allmählich gewöhnt, daß man scherzend ihrer gedachte. Ein ganzes Jahr blieb die Truppe in Haft, nur durch einen Zufall wurde sie vor dem „Kopfkürzermachen" gerettet, indem ein Unterbeamter die Akten hatte verschwinden lassen; der 9. Thermidor brachte auch ihnen die Befreiung. Das Theater wurde später als Théâtre de l'Égalité wieder geöffnet und einige Jahre danach als Neues Odeon bezeichnet, um unter dem ersten Kaiserreich, wiederum unter anderer Bezeichnung, eine hervorragende Stellung als zweites Théâtre Français einzunehmen, als welches es auch noch heute gilt, im Besitz des Staates befindlich und von diesem materiell unterstützt. Gerade vom ersten Drittel unseres Jahrhunderts an hat es der dramatischen Litteratur große Dienste geleistet und manchem Anfänger den Weg zum Ruhme gebahnt: Victor Hugo, Alexandre Dumas, Alfred de Musset, Balzac, George Sand, Emile Augier, Octave Feuillet, François Coppée, Alphons Daudet, sie haben hier ihre ersten Stücke aufführen lassen und die ersten berauschenden Erfolge geerntet.

Wenn wir von diesem Odeon-Theater der Seine zustreben wollen, wird an der Kreuzung der Boulevards Saint Michel und Saint Germain unsere Aufmerksamkeit durch einen kleinen Park erweckt, aus dessen frischem Grün mächtige altersgraue Gemäuer, von Epheuranken umsponnen, hervorlugen; Überreste einer längst vergangenen Zeit sind es, die fremdartig hineinragen in die Gegenwart und einen seltsamen Kontrast bilden zu ihrer lärmerfüllten Umgebung, welche zu den verkehrsreichsten Stellen von Paris zählt, denn an achtzigtausend Wagen kreuzen täglich diese Boulevards-Ecke. Zu dem einst hier stehenden römischen Kaiserpalast gehören diese gewaltigen Mauern. Hier residierte von 287 bis 292 n. Chr. der gallische Kaiser Konstantin Clorus, der Besieger Britanniens, und in diesem Palast wurde im März 360 Julian (Apostata) von seinen Truppen zum Kaiser ausgerufen. Später bewohnten diese Kaiserresidenz vorübergehend die Kaiser Valentin und Gratian, und ihnen folgten die merowingischen Könige, unter ihnen Childebert, und der Dichter Fortunat besingt zu Beginn des siebenten Jahrhunderts die Prächtigkeit des Palais in begeisterten Versen. Wie groß dieser innerhalb weiter Gärten gelegene römische Palast, der allmählich zerfiel und verschwand, gewesen sein muß, geht aus den Überresten hervor, die nur die Bäder betreffen; der eine Thermensaal, den kalten Bädern dienend, ist achtzehn Meter hoch, zwanzig Meter lang und zwölf Meter breit, an den Mauern zogen sich früher Arkaden entlang, und noch sichtbar sind kleine Nischen, die jedenfalls Einzelbäder bargen; ein anderer Saal, von dem noch Reste erhalten, enthielt die Fischbehälter, ein dritter die warmen Bäder, ein vierter die Dampfbäder, wie man aus den Kacheln und Heizanlagen ersieht; das Wasser zu diesen Bädern wurde weit hergeleitet, bei Befestigungsarbeiten Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fand man die Röhrenanlagen, die das frische Quellwasser über den alten Aquädukt von Arcueil von den Höhen bei Rungis hierher fließen ließen. Wie bedeutend die römische Kolonie Lutetia gewesen, erkennt man aus den in den Thermen aufbewahrten Funden, die man der Erde in und um Paris entrissen, Altäre, Statuen, ornamentale Verzierungen u. s. w.

Auf der Stelle des einstigen Kaiserpalastes erbauten zu Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die in Paris vielbegüterten Äbte der Benediktinerabtei Cluny ein zierliches Schloß in spätgotischem Stil mit sichtlichem Einfluß der Renaissance, das sie bei ihrer Anwesenheit in Paris zum Aufenthalt benutzten, es aber auch den französischen Königen und deren Gemahlinnen zur Verfügung stellten. Dieses Hotel de Cluny ist völlig erhalten geblieben, wie es von 1485 bis 1514 errichtet wurde, ein wahres Schmuckstück edler Baukunst, vornehm und doch traulich ausschauend mit seinen von reichen Steinornamenten umgebenen Portalen und Fenstern, den von Steinschnitzwerk überragten Dachfenstern, seinen Galerien, Zinnen und Türmchen, den kunstvollen Wendeltreppen und spitzbogigen, säulengetragenen Gewölben, dem Ziehbrunnen auf dem Hofe und dem hübschen Garten, der angefüllt ist mit vielen steinernen Zeugen christlicher Kunst des Mittelalters. Auch die inneren Gemächer sind genau noch

heute so, wie sie dereinst waren, sie beherbergen eine der sehenswertesten kunstgewerblichen Sammlungen, die mit liebevollem Fleiß zusammengetragen wurde und seltene Schätze fast aller Zweige des französischen und auch des italienischen und spanischen Kunstgewerbes vom zwölften bis achtzehnten Jahrhundert enthält.

Zurück aber nun auf den Boulevard Saint Michel, rasch ein bewundernder Blick auf die künstlerisch-schöne und trefflich wirkende Fontäne St. Michel an dem mächtigen Eckhause, und nun unter den schattenspendenden Kastanien- und Platanenbäumen die Seine entlang, ihrem Stromlaufe folgend.

Tausende von Büchern sind hier in einer Ausdehnung von einer drittel deutschen Meile aufgestapelt, und ungehindert kann man in ihnen blättern, man kann sie durchfliegen, kann sie lesen, man kann stundenlang vor einem der Kästen stehen und seinen Inhalt einzeln prüfen, der Bouquinist wird nicht ein Wort darüber verlieren, mit philosophischer Ruhe wandelt er auf und ab oder sitzt auf seinem hölzernen Schemel, selten mit seinen Kollegen plaudernd, noch seltener jemand zum Kaufe ermunternd, alle Launen der Witterung geduldig hinnehmend, und ebenso geduldig das oft ewig lange Durchfor-



Eiffelturm mit dem Trocadero im Hintergrunde (Champ-de-Mars).

Langeweile haben wir nicht zu befürchten, dafür sorgt der Fluß mit seinem regen Schiffsverkehr und seinen schnell dahinschießenden „Mouches“, den schmalen Personendampfern, dafür sorgen die Bouquinisten hier am Quai mit ihren Büchern und Antiquitäten in den viereckigen Holzkisten, die sich zu Hunderten und aber Hunderten auf den niedrigen Mauern ausbreiten und die auf alle, welche jemals etwas Gedrucktes mit Interesse gelesen haben, eine magnetische Anziehungskraft ausüben. Denn viele, viele

schen der Bücherreihen ertragend, die er später mit stoischer Ruhe wieder ordnet. Dabei passen sie doch gut auf, ohne es sich irgendwie merken zu lassen, diese meist bejahrten Herren, ob nicht der eine oder andere Bücherfreund durch eine geschickte Handbewegung dies und jenes Werk in den Taschen und Rockfalten seines Mantels verschwinden läßt, oder, eine beliebte Manier, ein Buch aus einem teuren Fach in ein billigeres legt, um es dann für den letzteren Preis mit harmloser Miene zu erwerben. Zu den Käufern

gehören berühmte Gelehrte und Künstler, ergraute Professoren und blutjunge Studenten, Priester und Soldaten, Verkäuferinnen und Schneidermamsellen, Kellner und Thürhüter, Ladenjungen und Droschkenkutscher; denn abgesehen davon, daß jeder Franzose, zumal jeder Pariser, viel für „Bildung" übrig hat und mit Leidenschaft liest, ist hier für jeden Stand, für jeden Geschmack gesorgt, von dem „Schmöker" angefangen, der schaurige Bilder zu schaurigen Geschichten enthält, bis hinauf zu den großen Folianten, voll der weisesten Abhandlungen über die höchsten Themata des menschlichen Geistes, von den simpelsten Schul- und Lesebüchern bis zu den einzig-schönen Prachtausgaben der Werke eines Corneille und Molière, Rousseau und Voltaire, und dazwischen, welch eine Stufenreihe: Romane und Erzählungen, philosophische, theologische, medizinische Bücher, Abhandlungen über alle nur denkbaren Gegenstände, lateinische und griechische Klassiker, Lexika und Grammatiken aller lebenden und toten Sprachen, Bibeln und Erbauungsschriften, Kinderbücher und Memoirenwerke, Revuen und Wochenblätter, diese in ganzen Jahrgängen, jene in einzelnen Nummern, humoristische Journale und Modezeitungen, ja selbst die zusammengehefteten, aus Tagesblättern herausgeschnittenen fettfleckigen Feuilleton-Romane beliebter Schriftsteller. Wie für jeden Geschmack, so ist auch für jede Börse gesorgt, für zehn Centimes kann man schon einen ganz stattlichen Band davontragen, allerdings muß man dabei weniger auf den Inhalt als den Umfang sehen, für dreißig bis fünfzig Centimes ist die Auswahl bereits eine ganz hübsche, für einen Frank kann man die Bücher der gelesensten Autoren erwerben, aber es giebt hier auch Werke für hundert und mehr Franken, seltene Ausgaben, die von den Bücherjägern mit Leidenschaft gesucht werden.

Dieser langgestreckte Seinequai mit seinen unzähligen Bücherkästen, er kann für die französischen Schriftsteller das Paradies und die Hölle sein: das Paradies, wenn ihre Werke hier mit all den vielen Spuren des eifrigen Gelesenwordenseins ausliegen, die Hölle, wenn sie frisch und neu, wie sie aus der Buchdruckerpresse hervorgegangen, für wenige Centimes hier zu haben sind, ein Zeichen, daß der betreffende Autor sich in den weitesten Kreisen der Unberühmtheit erfreut und daß seine Geisteskinder weit unter dem Buchhändlerpreise verschleudert werden. Ein langer Weg ist es, vom Autor bis zum Quai, reich oft an Freuden und Ehren, an klingenden Goldbarren und gedruckten Lobeshymnen, reich oft aber auch an Enttäuschungen und vernichteten Hoffnungen, an bitteren Entbehrungen und zerstörten Lebensplänen. Und wir fürchten, der letzten Fälle sind mehr als der ersten, denn ebenso falsch wie einst die Meinung war, daß jeder französische Soldat den Feldmarschallstab im Tornister getragen habe, ebenso falsch ist die, daß jeder französische Schriftsteller nach wenigen Jahren litterarischen Schaffens eine Rente von so und so viel tausend Franken besitzt und gewissermaßen nur noch aus Gnade und Barmherzigkeit für das nach seinen Werken sich sehnende Publikum die Feder rührt. O nein, es sieht auf dem französischen Litteraturmarkt durchaus nicht so glänzend aus, wie man bei uns im allgemeinen glaubt, und viele französische Schriftsteller haben mindestens ebenso schwer zu ringen wie ihre Kollegen in den übrigen Ländern, wenn nicht noch schwerer. Der französische Buchhandel, nicht entfernt so gut organisiert wie der deutsche, ist während der letzten Jahrzehnte sehr vorsichtig den neuen Talenten gegenüber geworden, und diese müssen meist tief in die Tasche greifen, ehe der freudige Augenblick naht, wo sie ihren Namen zum erstenmal auf einem Titelblatt gedruckt sehen, oder, wenn sie nicht die Druckkosten bezahlen, so müssen sie sich mit einem gewissen Prozentsatz des Reinertrages begnügen, und dies Honorar ist meist sehr karg! Hat jemand erst einen durchschlagenden Erfolg errungen, so ist allerdings sein Weg gebahnt; nicht nur Zola und Daudet, Coppée und Ohnet verdienen Hunderttausende von Franken jährlich, auch Jean Richepin, H. Malot, A. Silvestre, Ad. Belot haben jährliche Einkommen, welche die des deutschen Reichskanzlers bei weitem übersteigen.

(Schluß folgt.)

Von den Sophisten bis Nietzsche.

Von

Hans Schmidkunz.

Daß irgendwelchen sittlichen Gesetzen ein Freiheitsbedürfnis gegenübertritt, einer Gesetzlichkeit die Geringschätzung des offiziellen, z. B. des mosaischen, Gesetzes, einem „Nomismus“ der „Antinomismus“: das ist eine Erfahrung, die wohl überall und immer gemacht werden kann. Daß ferner dieses Freiheitsbedürfnis sich leicht und bald in ein Bedürfnis nach anderen Gesetzen als den früheren, aber doch wieder nach irgendwelchen Gesetzen, verwandelt, ist ebenso reichlich zu erfahren. Nur das scheint eine Sache der allerjüngsten Zeit zu sein, daß man überhaupt die sittlichen Unterschiede oder ihren verbindlichen Wert bezweifelt. Zur Kennzeichnung dieses Standpunktes ist uns der Name Friedrich Nietzsche so geläufig geworden wie nur irgend ein Schlagwort, auch wenn die Bedeutung dieses Namens nicht genau mit jener Leugnung übereinstimmt, und vielmehr auch in positiven Versuchen zur Schaffung neuer Werte liegt. Verwunderlich allerdings, daß man dazu auf die allerjüngste Zeit warten mußte. In der That konnte man bereits hier und da bemerken, daß Vorläufer der Standpunkte Nietzsches von Anhängern oder Kennern dieses Dichterphilosophen hervorgezogen wurden. In dieser Weise hat ja unsere litterarische Welt den Verfasser des Buchs „Der Einzige und sein Eigentum“, Max Stirner, als einen früheren Nietzsche neu zu entdecken geglaubt. Dann aber waren es namentlich französische Schriftsteller, die man weniger als Vorgänger denn als Beeinflusser Nietzsches hervorzog; nicht jede dieser Beeinflussungen hat Nietzsche selbst verraten, so wie er es z. B. gegenüber Stendhal (M. H. Beyle, 1783 bis 1842) thut.

Die Franzosen dürften überhaupt hervorragen, wo immer es kritische und skeptische Behandlungen des Ethischen gilt. Aus der älteren Zeit werden wir die Hervorhebung des bekannten Skeptikers Montaigne später erwähnen; aus der neueren wird z. B. Renan gern als Vertreter eines „moralischen Skepticismus und fast Nihilismus“ hingestellt. Weniger scheint bisher in solchem Zusammenhang auf Zola geachtet worden zu sein. Hier dürfte es sich in erster Reihe um seinen Essay „Les Moralistes Français“ handeln (in „Mes Haines“, 1880), der sich gegen Prevost-Paradols anerkennende Zusammenstellung französischer Moraltheoretiker richtet; unter ihnen erscheint allerdings nicht nur ein Pascal, sondern auch ein Montaigne.

Unter den Deutschen ist wohl Lichtenberg (1742 bis 1799) auf diesem wie überhaupt auf philosophischem Gebiet noch zu wenig beachtet. Von befreundeter Seite wird mir folgende Stelle aus seinem „Nachtrag zu den moralischen Bemerkungen“ („Vermischte Schriften“, Göttingen 1844 ff., I, 151), in der er Nietzsches Unterscheidung von Herren- und (christlicher) Sklavenmoral vorahnt, zur Verfügung gestellt: „Die Helden der alten Dichter sind sehr von denen im Milton z. B. verschieden. Sie sind tapfer, klug und weise, aber selten nach unseren Sitten liebenswürdig und barmherzig. Milton hat die seinigen aus der Bibel entnommen. Sollte vielleicht unsere christliche Moral ihren Grund in einer gewissen Schwachheit haben, in

einer jüdischen Feigheit, da sich die andere auf Stärke gründet?"

Aus dem Mittelalter wären jedenfalls für eine genauere Kenntnis noch mehr Ketzereien und darunter wohl auch ethische Skepticismen zu finden, als man zunächst denken mag; sowohl in der griechischen (osteuropäischen) als in der lateinischen (westeuropäischen) Welt des Mittelalters. Hier ist der schicksalsreiche Abälard in dieser Beziehung am bekanntesten; doch dürften auch besonders seine Schüler einer näheren Betrachtung manche Ausbeute geben. Auch die Mystiker jener und späterer Zeiten sowie überhaupt die Mystiker haben von vornherein eine skeptische Neigung; oft sind sie dabei recht heterodox oder antinomistisch, oft aber hervorragend orthodox, indem sich Strenggläubigkeit gern mit Verzicht auf eigentliches Erkennen vereinigt. Ein solcher Mystiker ist z. B. der arabische Philosoph Algazel; wahrscheinlich wird die Geschichtschreibung des ethischen Skepticismus mit ihm ebenfalls noch zu thun bekommen.

Im griechischen Altertum hatte sich der Skepticismus überhaupt über einen Zeitraum von fast sieben Jahrhunderten hin in bestimmter und uns ziemlich bekannter Weise entfaltet. Weniger bekannt ist der Ursprung jener antiken Strömung. Sie führt zurück auf den meistgenannten und seit einiger Zeit wieder mehr hervorgezogenen Vertreter des Materialismus in jener Welt, auf Demokrit. Sein Ideal der unerschütterlichen Ruhestimmung, der „Ataraxie", geht auf die Skeptiker in der folgerichtigen Auslegung als „Apathie" über; hier wie dort führt zu einer solchen Gemütsruhe die Befreiung von irrigen Meinungen, nur daß der Vorgänger der Skeptiker diese Befreiung bloß bis zur Scheidung der „echten" von der „unechten" Erkenntnis benützt, diese hingegen damit bis zum Verzicht auf alles Urteil gelangen. Auch die bekannten Folgerungen aus dem Umstand, daß das Wahre sowie das wahre Gute nicht „für alle gleicherweise erscheint", finden sich sowohl bei dem einen als auch bei den anderen genannten Philosophen. P. Natorps Werk „Die Ethika des Demokritos" (1893) hat uns mit diesen Beziehungen bekannter gemacht.

Gehen wir zeitlich noch weiter zurück, so treffen wir auf diejenigen Denker, die man seit längerem mit Vorliebe nennt, wenn von Ähnlichkeiten mit unserer Zeit die Rede ist: auf die Sophisten. Sie waren es, mit denen die lange Geschichtsreihe des ethischen Skepticismus beginnt. Unter ihnen handelt es sich hier weniger um den sonst zuvörderst genannten Protagoras, als vielmehr um Gorgias und seine Schule mit der Bekämpfung des Tugendbegriffs, um Thrasymachus mit seiner Kritik des Gerechtigkeitsbegriffs und besonders um Kallikles mit seiner Theorie von der Macht als dem Guten. Die Sophisten also enthalten den Anfangspunkt derjenigen Reihe, die für uns mit Nietzsche schließt; bei ihnen zuerst tauchten die Erkenntnisse, Behauptungen und Redewendungen auf, die wir in wohlbekannter Weise seit längerem zu hören gewöhnt sind.

Daß dieser Reihenzusammenhang besteht, daß zumal Nietzsche in so vielen Punkten vor alters vorweggenommen ist, und welche hauptsächlichen Glieder jene Reihe bilden: das ist nicht mit einem Schlag aus dem bisherigen Wissen herauszuziehen; das bedarf besonderer Nachforschungen. Auch die bereits geschehenen entsprechen weitaus nicht den Bedürfnissen, die sich dem Betrachter dieses Gebiets bald aufdrängen. So dürften die näheren Ausführungen, die Nietzsche dem Begriff der Herrenmoral gab, manchen stutzig gemacht haben, selbst wenn man das Grundschema dieser Moral nicht bestreitet. Und demgemäß konnte auch die Abfertigung der christlichen Zeit als des Zeitalters der Sklavenmoral Bedenken erregen. Wie nun Nietzsches Angriff auf die gewohnheitsmäßige Ethik und sein Ersatz dafür durch jene bisherigen Nachforschungen schon in mehrfachen Vorbildern wiedergefunden worden, ebenso sind nicht nur noch weitere Funde überhaupt zu vermuten, sondern auch insbesondere solche, die Nietzsche selbst nicht für solche Vorbilder oder vorweggenommene Übertreffungen des seinigen halten würde. Daß z. B. die Moral Christi im Wesen keine Sklavenmoral, sondern eine Herrenmoral darstellt, nur eine herrschaftlichere und herrlichere als die der Specialausführungen Nietzsches, hat Schreiber dieses anderswo darzulegen versucht.

* * *

Den weitaus größten Teil dessen, was wir bisher über jene gesamte Vorwelt Nietzsches als solche wissen, verdanken wir einer Leistung der jüngsten Zeit, die wohl auch auf längere Zeit hinaus voraussichtlich das Hauptwerk über den ethischen Skepticismus bleiben wird, diesen sowohl historisch als systematisch genommen. Mit einer „Geschichte und Kritik des ethischen Skepticismus" (Wien 1896, Alfred Hölder) hat der bisher nur durch kleinere philosophische und litterarische Beiträge bekannte Professor Dr. Joseph Clemens Kreibig (in Wien) sich denjenigen Forschern angereiht, ohne deren Herbeiziehung bestimmte Gebiete der Philosophie nicht mehr recht zu behandeln sind. Man wird das Thema „Nietzsche" und die verwandten Themen nicht mehr gut genug erörtern ohne Beziehung auf die hier gegebene Kritik Nietzsches, die zumal anderen Kritiken so sehr durch ihr von Subjektivität annähernd freies Aufrollen der eigenen Stellung des Philosophen überlegen ist; ebenso nicht ohne Beziehung auf die hier zum Teil ganz neu gegebenen geschichtlichen Aufschlüsse und nicht ohne Beziehung auf die eigenartige Grundlage für eine Beurteilung ethischer Skepsis, die Kreibig geschaffen hat, d. i. auf seine Markierung der Grundlinien einer Ethik.

Damit allerdings hat der Verfasser die erste große Gefahr eröffnet, daß die Berechtigung seines Auftretens bestritten werde. Er stellt sich uns weder als reiner Historiker in dem bekannten Sinn vor, in welchem der Forscher die Thatsachen festzustellen, zu erklären und nach ihrer historischen Bedeutung, aber auch nicht mehr, zu kritisieren sucht; noch auch in dem Sinn eines reinen Systematikers, der lediglich fragt, wie, warum und von welchem eigenen sachlichen Wert die Sache selbst sei, und der ihre zeitlichen Schicksale und die wechselnden Meinungen der Weisen darüber höchstens als Hilfsmotive mitnimmt. Vielmehr versucht unser Autor die dem Freund reinlicher Forschung von vornherein recht unerwünschte, hier freilich sehr gediegen durchgeführte Vereinigung des historischen und systematischen wie sachlich-kritischen Standpunkts. Er will ja „Geschichte und Kritik" geben. Er beginnt dieses Risiko mit einem abermaligen Risiko. Denn die Markierung der Grundlinien einer Ethik, die hier als Grundlage für eine Beurteilung ethischer Skepsis dienen soll, ist nicht etwas in den Augen des Lesers bereits Anerkanntes, sondern lediglich wieder ein eigener Standpunkt, der noch dazu gar nicht begründet, sondern zunächst nur behauptungsweise vorgebracht wird.

So führt der erste Abschnitt den Titel „Eigener dogmatischer Standpunkt"; ja, er setzt noch ein dogmatisches Stückchen drauf, indem er mit der Behauptung beginnt: „Der Skepticismus kann nur auf Grund eines Dogmatismus, der den skeptischen Zweifeln standhält, widerlegt werden." In einer guten terminologischen Übersicht werden dann die Grundbegriffe der Ethik festgelegt und ihre Grundlehren im Sinn des Verfassers durch sechzehn „Thesen" vorgetragen.

Wir erhalten eine Ethik, einerseits hedonistisch, andererseits altruistisch: sie fragt nach Lust und Schmerz, und sie fragt nach dem eigenen und dem fremden Subjekt. Lustvermehrung und Schmerzverminderung in anderen Subjekten aus Mitgefühl, d. h. aus Lust an vorgestellter fremder Lust oder aus Schmerz aus vorgestelltem fremdem Schmerz, kennzeichnet die gute Gesinnung; Lustverminderung oder Schmerzvermehrung anderer Subjekte aus Bosheit, d. h. aus Lust an vorgestelltem fremdem Schmerz oder aus Schmerz aus vorgestellter fremder Lust, kennzeichnet die böse Gesinnung. Dies das ethische „Kriterium", d. h. das bezeichnende Merkmal, nach welchem die Gegensätze Gut und Böse unterschieden werden. Zugleich ist damit das ethische „Fundament", d. h. die moralische Triebfeder und die Grundlage für die normative Seite der Ethik, angegeben: nämlich das Mitgefühl, gespalten in Mitfreude und Mitleid. Aus dem übrigen Inhalt der Thesenreihe erwähnen wir noch folgendes. Die Bewertung der menschlichen Gesinnungen weist eine kontinuierliche, ansteigende und absteigende Graduierung auf, die in einer Gruppe empirischer Gesetze Ausdruck findet (darunter auch solche für Konfliktfälle). Eine Entwickelung, unterliegend den allgemeinen Evolutionsgesetzen, zeigt sich bei der Moralität nach vier Richtungen: dem Interessenkreis nach, dem Erregungsgrund nach, der Intensität nach und dem Inhalt

des Lustbringenden nach. Diese vier Momente sind also die veränderlichen gegenüber dem konstanten Moment, d. i. dem Mitgefühl, und dieses sichert hinwieder gegenüber jenen „die Möglichkeit der Aufstellung einer systematischen, aus einem einheitlichen Princip abgeleiteten Ethik". Der vorerwähnte, auf das ethische Fundament gebaute normative Teil der Ethik endlich „kann nur zwei feste Forderungen oder Pflichtgebote (bezw. Pflichtverbote) enthalten: a) Jeder Mensch ist verpflichtet, für seinen Teil die Lustsumme der Mitmenschen (in Gegenwart und Zukunft und allerorten) zu vermehren und nicht zu verringern, die Schmerzsumme dagegen zu mindern und nicht zu vergrößern. b) Jeder Mensch ist verpflichtet, für seinen Teil die moralische Gesinnung auch bei anderen zu erwecken und fortzubilden. Beide Gebote sind im Grunde nur eines ... Alle auf die Mittel bezüglichen Vorschriften sind nach persönlichen, zeitlichen und örtlichen Umständen veränderlich ..." Gesetze und Sitten stellen einen Ersatz und eine Ergänzung der Wirksamkeit des Gesinnungsfundaments dar, wobei das Ideal die Ablösung des Legalen und der Sitte durch das Sittliche ist.

Dies die Hauptpunkte von Kreibigs Ethik. Die stärkste dogmatische Kühnheit dabei ist seine Voraussetzung, die ausschließlich wirksamen Impulse des menschlichen Handelns seien eigene Lust und eigener Schmerz. Als Bestandteil eines nun einmal hingenommenen Baues mag diese Voraussetzung mit einem ebenso höflichen „posito" empfangen werden, wie andere Voraussetzungen es würden. Leider dürften die meisten Leser dies ahnungslos als etwas ganz anderes aufgreifen, nämlich als einen vermeintlich allgemeingültigen Satz; dies um so mehr, als er zu den beliebtesten Popularweisheiten gehört, trotz alles dessen, was deutsche Philosophen, sonst in aller Mund und Achtung, dagegen geleistet haben.

Natürlich kann es nicht unsere Sache sein, ins Meritorische dieser Ethik einzugehen; schon wegen ihres dogmatischen und individuellen Auftretens. Und dieses Auftreten, so minderwertig es einem beweisführenden gegenüber ist, hat doch den Vorzug des Klipp- und Klaren. Um so überraschender kommt nach Schluß jener Thesen das Geständnis, daß es bei ihrem beweis- und verteidigungslosen Hinstellen nicht sein Bewenden haben soll. „Vielmehr gilt es, diese Sätze durch alle die feindseligen Einwürfe der ethischen Skepsis hindurch Spießruten laufen zu lassen, bevor wir in ihnen kritisch gesicherte Vorstufen zur Wahrheit erblicken dürfen." Das ist leider einigermaßen eine Halbheit. Zu einer systematisch genügenden kritischen Sicherung kommt es doch nicht; also wäre es besser, die Thesen entweder von vornherein zu beweisen oder sie durchaus nur als Probe aufzubieten. — —

Nach einem zweiten Abschnitt „Begriffsbestimmung des ethischen Skepticismus", zu der mit Recht die Weisung hinzutritt, es müsse „mit Takt zwischen falsch abgeleiteter Moral und Moralskepticismus unterschieden werden", wird im dritten Abschnitt mit dem „Ethischen Skepticismus in der Antike" begonnen. Der hedonistische Zug von Kreibigs Ethik kehrt wieder in seiner Behauptung, alle antiken Ethiker außer Plato seien Eudämonisten und identifizieren in ihrem Begriff des höchsten Gutes persönliches Glück und Tugend. Abgesehen davon, daß neben Plato noch andere Ausnahmen, z. B. die Pythagoräer mit ihren Begriffen der Harmonie u. s. w. auch in der Bestimmung der Tugend, zu nennen wären, läßt sich jene Behauptung tiefer bestreiten und zwar namentlich dadurch, daß bei Aristoteles die Glückseligkeit, die „Eudämonie" in unserem Sinn, nur eine wenn auch notwendige Folge seines ethischen Ideals, d. i. der Eudämonie in seinem Sinn, keineswegs aber identisch mit ihr ist.

In der ersten großen Phase des ethischen Skepticismus, in der „sophistischen Richtung", entfaltet der Verfasser bereits sein besonderes Geschick der historischen Darstellung. Neben anderen, geläufigeren Vorzügen ist namentlich sein Bestreben anzuerkennen, wichtige Punkte nur durch Originalstellen in gut gewählter oder selbst angefertigter Übersetzung zu belegen, wenngleich diese besonders schwache Seite unseres philosophischen Arbeitens, die begriffliche Treffsicherheit in den Übersetzungen, selbst hier nur eben um ein Beträchtliches gefördert ist. Natürlich können wir uns nicht kritisch auf Einzelheiten einlassen, die schließlich doch nur

auf dem Sondergebiet der philosophischen Terminologie zu erledigen sind.

Dem schon in unserer Einleitung angedeuteten Bild der Sophisten als ethischer Skeptiker folgt eine Herausschälung dessen, was hier die Specialschule der „Hedoniker“ oder „Kyrenaiker“ geleistet hat. Namentlich wird ein Philosoph in so gut wie neuer Weise als das antike Seitenstück zu Nietzsche hervorgehoben, Theodoros der Atheist.

Nachdem Demokrits Stellung zu unserem Thema fast noch flüchtiger erwähnt ist, als wir selbst es vorhin thun konnten, folgt eine Erörterung dessen, was die eigentlichen Skeptiker darin geleistet haben.

Interessanter sind uns zwei andere Punkte. Erstens versucht der Verfasser eine innerliche Verknüpfung der antiken ethischen Systeme, die jedoch kaum so ohne Gewaltsamkeit abgehen dürfte, wie er meint. Sie lautet: „Das Naturgemäße im Menschen, von dem wir auszugehen haben (Stoa), ist das Luststreben und Schmerzfliehen (Epikur), welche Triebe durch die Weisheit zu regeln sind (Sokrates-Plato). Wenn auch die eigene Lust, sofern sie vom Wissen in das richtige Maß eingedämmt wird (Aristoteles), nichts an sich Verwerfliches ist, so ist doch nur die Lust aus fremder (des Nächsten) Freude und der Schmerz aus fremdem Schmerz das Fundament der sittlich-guten Handlung (Christentum). Wird der Begriff des Nächsten auf die Menschheit ausgedehnt, so ist die Brücke zur neueren Utilitätsethik geschlagen, welche der Korrektur durch Hervorkehrung des Gesinnungsmomentes an Stelle des Erfolges fähig ist.“

Zweitens erprobt jetzt der Verfasser seinen eigenen Standpunkt in einer „Kritik der Argumente der antiken ethischen Skepsis“. Auch über diese Erprobung können wir hier nicht abschließend urteilen; genug an der Rühmung des günstigen Eindrucks, den diese und andere hier folgende Bekämpfungen der Skepsis, eines wohl zu sehr unterschätzten Feindes und zugleich Förderers philosophischer Fortschritte, dem Leser machen können.

Am Schluß der Darstellung des Altertums erscheint in unserem Buch ein Satz, der deswegen nicht unerwähnt bleiben darf, weil er von einer noch immer weit verbreiteten idealistischen Verkennung politischer und socialer Wandlungen zeigt. Nach Kreibig gingen nämlich „die alten Weltreiche an ihrer inneren Fäulnis zu Grunde, an der schließlichen Folge eines verhängnisvollen praktischen Skepticismus, der zuerst die Familien, dann die Parteien und schließlich den Staat zersetzt hatte“. Einen solchen „praktischen Skepticismus“ können wir uns doch nur vorstellen als eine Lähmung der Energie des Handelns durch Neigung zur Bedenklichkeit oder Gleichgültigkeit. Ob eine solche Lähmung gerade in jener Zeit wilden Losgehens anzunehmen sei, möchten wir doch einer nochmaligen Betrachtung der damaligen Welt zu entscheiden überlassen, womit wir noch gar nicht die berechtigten Einwände seitens einer materialistischen Geschichtsauffassung zu Hilfe genommen. — —

Der nächste, vierte, Abschnitt „Ethischer Skepticismus im Mittelalter“ hebt geschickt die Hauptsache hervor, die damalige Abhängigkeit der Ethik vom Problem des Willens im Menschen und in Gott (wenngleich hier Willensfreiheit und Willensprimat besser auseinander gehalten werden sollten), und bringt eine für weiteste Interessen wertvolle Kritik der (damals vorherrschenden) Autoritätsethiken überhaupt, in denen eine geringere erzieherische Kraft vermutet wird als in den „autonomen“. Er zeigt allerdings wieder, wie wenig die Zeit der Kirchenväter und der Scholastiker über einige engste Kreise hinaus näher bekannt und gewürdigt ist; und auch unter den Kritikern Kreibigs werden ihm darin sehr wenige überlegen sein. Trotzdem läßt sich mit Recht vermuten, daß eine fortgesetzte Nachforschung weit mehr Ausbeute ergeben würde als die hier gebrachte. Um so mehr, als das Evangelium die Grundlage des „socialen Moraltypus“ mit dem „Element des Nächsten und der Menschheit“ gegeben habe, und als für unseren Verfasser „erst mit der Theorie der Bewertung von Handlungen nach dem Richtpunkte des gewollten fremden Wohls oder Wehes die Ethik im engeren Sinne beginnt“. Eine Behauptung, die etwas weit in der Benützung des eigenen Standpunktes geht, jedoch annehmen läßt, daß zugleich mit dieser Ethik im engeren Sinn auch der eigentliche ethische Skepticismus erst beginne. Wenn nun schon das Altertum mit seinem „Indivi-

dual-Eudämonismus" diese Skepsis so reichlich entfaltet hatte, wie reich müßte sie sich erst gegenüber dem Auftauchen und Ausbilden des Christentums entfaltet haben! — —

Ein fünfter Abschnitt gilt dem „ethischen Skepticismus in der neueren Zeit"; er führt von dem Franzosen Montaigne zu dem Deutschen L. Feuerbach. Die Darstellung Michel de Montaignes ist ein besonderes philosophiegeschichtliches Verdienst unseres Autors; und man fühlt sich fast beschämt, daß man bisher diesen Philosophen zunächst schon in seiner allgemeinen Bedeutung nicht recht gewürdigt hat. Welch reiche Ausbeute er (auch abgesehen von Ethikskepsis) bietet, hat Kreibig aufmerksam angedeutet. Die weitere Durchmusterung der französischen Philosophie ergiebt kaum mehr, als sonst bereits bekannt ist. Seit der Zeit des Materialisten Holbach habe Frankreich ethische Skeptiker im engeren Wortsinn nicht hervorgebracht; eine Behauptung, die vielleicht gemäß unseren einleitenden Bemerkungen doch etwas verfrüht ist. Erwähnt mag jedoch noch werden die Skizzierung von Pierre Charron, dem hervorragendsten Schüler Montaignes, die in den wichtigen Bericht ausklingt: „Die Lehre der Unabhängigkeit der Ethik von der Religion war damit zum erstenmal durch einen Kleriker ausgesprochen worden und nistete sich rasch in den Geistern ein, so daß ein Jahrhundert später Bayles radikale Behauptungen über diesen Punkt ein offenes Ohr finden konnten."

Unter den Engländern erhält Mandeville, der Autor der „Bienenfabel", eine besonders achtungsvolle Darstellung; er erscheint auch als Vorläufer Max Stirners und als Anreger des dann von Adam Smith vorgebrachten ethischen Grundgedankens der Sympathie. Daß Hume in der Philosophiegeschichte überhaupt immer noch zunächst als Skeptiker und in dem vorliegenden Werk erst recht als „der scharfsinnigste Skeptiker aller Zeiten" erscheint, muß vorläufig mit einiger Geduld ertragen werden. — —

Der sechste Abschnitt „Ethischer Skepticismus der neuesten Zeit" führt uns hauptsächlich drei Männer vor, die „individualistischen Skeptiker", in deren Werken der ethische Skepticismus den schärfsten Ausdruck und die höchste Gewalt finde, welche die wechselvolle Geschichte der Moralphilosophie überhaupt kennt. Von diesen dreien vertritt der eine, Max Stirner, den „egoistischen Individualismus", der zweite, Friedrich Nietzsche, die „kraft- und machtvolle Persönlichkeit", der dritte, Peter Krapotkin, als „Erzfeind unserer staatlichen Organisation" den Anarchismus. Kreibig widmet ihnen ausführliche und sorgfältige Darstellungen und Kritiken, die möglichst auf die eigenen Konsequenzen des Gegners eingehen. Allerdings sollte er sich nicht dazu hinreißen lassen, dem kritisierten Autor ein „Umlügen" (S. 116) oder „verwirrende Lügen" (S. 136) oder „bewußte Falschheit" (S. 140) vorzuwerfen.

Die Behandlung Friedrich Nietzsches ist wohl der Höhepunkt des Buchs. Sie sticht so wohlthuend von dem gewöhnlichen Gezerr und Gezeter um Nietzsche ab, daß Ausnahmen wie der Mißbrauch des Krankhaftigkeitbegriffs um so mehr stören, oder daß Unvollkommenheiten inmitten großer Sorgfalt wie die Polemik gegen Nietzsches „Stufen von Scheinbarkeiten" (wo die evidenten Urteile als wesensverschieden nicht gegenüber den wahrscheinlichen und falschen, sondern gegenüber den evidenzlosen angeführt werden sollten) oder die falschen Stellenbezeichnungen in manchen Citaten nicht so bald auffallen. Zum Entscheidenden in Kreibigs Kritik gehört die Bloßstellung der so gar nicht echt aristokratischen Herrenmoral Nietzsches.

Am wenigsten hätte man in unserem Buch erwartet, über einer längeren Ausführung den Namen Krapotkin zu finden. Schwerlich dürften viele von denen, die diesen Namen überhaupt kennen, wissen, daß es sich weder um einen Radauhelden noch um einen Salonanarchisten handelt, sondern um einen bescheiden und tüchtig arbeitenden Gelehrten und geistigen Praktiker auf dem Gebiet des Anarchismus mit einer reichen Vergangenheit. Die Unbequemlichkeit der Lektüre eigentlich anarchistischer Schriften hatte bereits einen deutschen Schriftsteller, Dr. Laurentius, veranlaßt, die geradezu schöne, geist- und gemütvolle Schrift Krapotkins, „La morale anarchiste", deren Beurteilung einem sicher auftretenden deutschen Denker nicht allzu zweifelhaft sein dürfte, zu erörtern, und zwar auf Grund einer eingeflochtenen fast vollständigen Übersetzung: „Krapotkins Moral-

lehre und deren Beziehungen zu Nietzsche" (Dresden 1896). Durch diese Näherrückung lag es nun auch nahe, jenem Anarchisten seinen Platz in der geschichtlichen Reihe des ethischen Skepticismus so richtig anzuweisen, wie es eben Kreibig gethan hat.

Was neben diesen größeren Vertretern des Gegenstandes noch zu erwähnen bleibt, findet seine Behandlung unter dem Titel „Skeptische Nebenströmungen". Die Namen derer, die hier etwas mehr hervortreten, sind: Julius H. von Kirchmann, Anton Ölzelt-Newin und Adolf Gerecke. — —

Kreibigs Buch als solches zeichnet sich durch eine höchst sympathische Darstellungsweise, durch eine sorgfältige Ausarbeitung samt genauem Inhaltsverzeichnis und Register und durch eine würdige Ausstattung aus. Um so auffälliger und beklagenswerter ist die Überzahl von Druckfehlern: ein Mangel, der von vornherein nicht einzig dem Autor zur Last zu legen ist, sondern auch dem Verleger.

Wen es interessiert, in einer Beurteilung dieses Werkes den Gegensatz und Widerspruch einer älteren, „transscendentalen" Philosophie gegen den vorliegenden Altruismus und modernen empirischen Wissenschaftsgeist kennen zu lernen, der verfolge das interessante geistige Duell, das unser Verfasser und sein philosophischer Gegner F. von Feldegg in den „Deutschen Worten" (Wien, September bis November 1896) ausgefochten haben. Feldegg, einer der beachtenswertesten Vertreter des künstlerisch-philosophischen Durchdringens der Welt als eines einheitlich zu verstehenden Ganzen, der dem „Gefühl als Fundament der Weltordnung" ein eigenes Werk gewidmet, zog gegen die „Ethische Skepsis im Lichte des modernen Altruismus" zu Felde, wogegen sich Kreibig verteidigte unter dem Titel: „Ethischer Altruismus im Dunkel des modernen Supranaturalismus. Eine Erwiderung." Eine Duplik: „Altruismus, Supranaturalismus und die zwei Forschungsbasen" beschließt den Streit. Der Weltweise nimmt von seinem beweisliebenden Gegner und Stückforscher Abschied mit den Worten: „Aber freilich muß ich meinerseits eingestehen, daß ich mir oft selbst wie einer vorkomme, der, am Eingange einer dunklen Höhle stehend, die ins Innere der Erde führt, seine Zuschauer einlädt, ihm da hinein zu folgen, und dann nicht selten den Einwand erfahren muß, man sähe ja gar nicht, wo hinaus man da wieder gelangen würde. — Meine Herren Gegner aber wieder kommen mir vor wie heitere Gestalten, die freundlich lächelnd einen mit Seidenpapier überzogenen Reifen in der Hand halten und nun ihrerseits die Zuhörer auffordern, hindurchzuspringen. Wie leicht einem das wird! — Doch darf ich zu meiner Entschuldigung immerhin anführen, daß ich ja nichts dafür kann, wenn der Weg ins Innere der Welt nicht durch Seidenpapier und Bambusreifen führt."

* *
*

Kreibigs „Geschichte und Kritik des ethischen Skepticismus" ist weder ein Papierreif noch ein Weg ins Innere der Welt. Aber es ist eine von jenen Bemühungen, uns für diesen Weg tüchtig auszurüsten, wie sie der heutigen Technik solcher Expeditionen entsprechen. Früher trat man sie mit unglaublich primitiven Ausrüstungen an und blieb denn auch in Höhlen oder Eismassen stecken, verlor sein Schiff oder ging selber elend zu Grunde. Heute kommt es nicht nur auf die Arbeit draußen vor dem Ziel, sondern besonders auch auf die Vorbereitungen daheim und auf die Vorbereitungen zu diesen Vorbereitungen an. Die Geschichte und Kritik des ethischen Skepticismus ist noch nicht durchaus fertig. Doch wenn wir auf eine derartige Überwindung dieser Probleme hoffen dürfen und zugleich auf eine gesteigerte Arbeit dafür gerade in der nächsten Zeit, so gebührt darin dem vorliegenden Werk vorläufig und wohl auch auf lange hinaus der Ehrenplatz. Möge ihm selbst noch ein langes und fruchtbares litterarisches Leben und Wirken beschieden sein!

Litterarisches.

Es ist vielleicht zu keiner Zeit in unserer schönen Litteratur eine Mannigfaltigkeit zu beobachten gewesen wie gegenwärtig. Die verschiedensten Auffassungen und Bestrebungen suchen sich durchzusetzen. Selbst wenn man von der minderwertigen Marktware absieht, dann bleibt unter den besseren Erzeugnissen eine Fülle von Verschiedenheiten.

Eine gelehrte Erörterung dieser Unterschiede soll dem Leser erspart werden. Aber ich will ihm ein paar Gruppen vorführen. Zunächst die Klasse derjenigen Romane, die den Thatsachenhunger des Publikums befriedigen wollen. Man erzählt von seltsamen Geschehnissen und interessanten Menschen, indem man das Auffällige so zu sagen als eine Verdichtung des Durchschnittlichen betrachtet, d. h. indem man den Inhalt vieler Erlebnisse zu einer einzigen Anekdote konzentriert. So in den Romanen von Ernst Georgy: **Dämon Liebe**, und Reinhold Günther: **Sklaven der Feder** (beide bei Carl Duncker in Berlin verlegt). Georgy schildert die Bühnenwelt, Günther die Schriftstellerwelt. Aus dem, was sie gelesen und zum kleinen Teil auch gesehen haben, kombinieren sie sich eine „spannende“ Handlung, die durch geschicktes Verzögern und Abspringen zum nötigen Umfange ausgedehnt wird. Beide Schriftsteller verfahren mit Gewandtheit und schreiben lebendig; ihre Bücher sind daher geeignet, eine müßige Stunde zu verkürzen. Man soll auch derartigen Romanen nicht jeden Wert absprechen. Wohin würden wir kommen, wenn wir nur das lesen, was auf den höchsten Höhen der Kunst oder Wissenschaft steht? Es steckt viel Chinesentum in der Ängstlichkeit, mit der heutzutage Werke der schönen Litteratur geprüft, ausgewählt und beurteilt werden. Ich liebe gewiß die Feinheit der Genüsse; aber etwas grobe Kost dazwischen mundet nicht übel. Die Freude an hochgetriebenen Erlebnissen steckt jedem Menschen im Blute, und nur die Furcht, für unkünstlerisch und unmodern gehalten zu werden, hält ihn ab, sich solcher Freude hinzugeben. Man greife etwa zu Rudolf Lindaus **Türkischen Geschichten.** (Berlin, F. Fontane u. Co.) Lindau hat sie seinem türkischen Lehrer nacherzählt. Man findet kaum eine Spur psychologischer Vertiefung darin. Die reine Lust am Fabulieren spricht aus jeder Zeile. Aber alle die bunten Ereignisse, die den Helden zu teil werden, fesseln unsere Aufmerksamkeit. Freilich erhalten sie durch märchenhafte Unmöglichkeiten und Lokalkolorit einen besonderen Reiz; und ähnlich wirken der Gleichmut aller handelnden Personen, die Unnahbarkeit des Sultans, der Unterschied der Stände — kurz, Eigenschaften des orientalischen Volkstums, die in der Entfernung sehr angenehm aussehen.

Eine andere Art der Erzählung besteht in dem behaglichen Ausspinnen einfacher Ereignisse. Während die Epen der ersten Gruppe einen Stich ins Dramatische haben, neigen diese nach seiten der Lyrik. Wilhelm Raabe und Wilhelm Jensen sind die vornehmsten Vertreter einer lyrisierenden Epik. Von Raabe liegt uns der zweite Band seiner **Gesammelten Erzählungen** vor. (Berlin, Otto Janke.) So realistisch einzelne darunter sich geben, so echt lyrisch sind sie doch in dem Festhalten einer bestimmten Gefühlslage: jede läßt einen gewissen Ton an- und abklingen. Einfache, gleichsam feststehende Menschen werden mit ursprünglichem, mitfühlendem Humor geschildert. In vielen seiner Geschichten führt Raabe den Leser in die Vergangenheit. So auch diesmal Jensen. **Aus den Tagen der Hansa** (Leipzig, Eduard Avenarius) betitelt sich eine Folge von drei Novellen, die im Zusammenhang miteinander uns durch das vierzehnte, fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert leiten. Die Anlehnung an sorgfältig erforschte Thatsachen der Geschichte ist der ästhetischen Folgerichtigkeit und Geschlossenheit der Erzählung zu gute gekommen. Jensens Phantasie quillt so reichlich, daß sie oft alle Schranken der Wirklichkeit und Klarheit durchbrochen hat; hier indessen ist sie zurückgehalten und in der Zurückhaltung fruchtbar geworden.

Einen kleinen Schritt weiter und wir kommen zu jenen Prosaschriften, die alle stofflichen Reize von sich ausschließen, Vertiefung in persönliches Seelenleben anstreben und ähnlich der Musik eine Stimmung im Leser erzeugen. Etwas davon ist schon bei so vornehmen Dichtern wie Raabe und Jensen zu bemerken. Ich für meine Person merke es daran, daß ich in ihren Büchern nicht bloß blättern kann, sondern sie wirklich durchlesen

muß. Wo der Stoff die Hauptsache ist, da scheue ich mich nicht, ganze Kapitel zu überschlagen und sogar den Schluß vor der Mitte zu lesen. Ein solches willkürliches Umspringen mit dem Gegenstand ist zwar unhöflich gegen den Autor, aber ein Kunstgriff in der Technik des Lesens, der nicht als litterarische Falschspielerei gebrandmarkt werden sollte. Hingegen bei Kunstwerken, die eine Charakterentfaltung zeigen oder aus dem Zusammentreten vieler kleiner Züge ein Gesamtbild entstehen lassen, wäre ein solches Verfahren unstatthaft. Solche Kunstwerke sind die neuesten Veröffentlichungen des Ehepaares Hansson-Marholm. Von Ola Hansson liegen zwei Bücher vor, die Carl Duncker in Berlin verlegt hat: **Der Weg zum Leben** und **Nordisches Leben** (Bd. I: Goldene Jugend). Laura Marholm hat ihre Novellen benannt, die eine: **Frau Lilly als Jungfrau, Gattin und Mutter** (Berlin, Carl Duncker), die andere: **Zwei Frauenerlebnisse** (München, Albert Langen). Sprechen wir zunächst von Herrn Ola Hansson. Sein an erster Stelle genanntes Buch enthält mehrere Stimmungsausschnitte, die unverarbeitet und ungeformt dem Leser dargeboten werden, daneben aber auch einige künstlerisch gestaltete Skizzen. Diese zeigen den animalischen Untergrund der Liebe von verschiedenen Seiten. Es giebt im Menschen ein Gefühl, untrüglich wie der Instinkt des Tieres, durch das er an ein anderes Wesen gekettet wird, und zwar ohne das Zwischentreten von höheren Gemütserregungen oder gar Gedanken. Ich sehe beispielsweise ein Mädchen: da geht von ihrem Körper eine Wirkung, eine Kraft aus, die mein eigenes organisches Leben steigert und mich in der lebenfördernden Sphäre des Mädchens festhält. Das etwa ist es, was Hansson anschaulich macht. In seinem anderen Buch schildert er das Bummelleben unter den schwedischen Studenten und zugleich die verschiedenen Arten der Liebe, die ein zwischen Tief- und Hochstand pendelnder Geist erlebt. Ich würde die kulturgeschichtliche Charakteristik der bemoosten Häupter, die mit erstaunlicher Widerstandsfähigkeit kneipen und Schulden machen, gern haben zurücktreten sehen hinter einer vertiefteren Analyse der Frauencharaktere, von denen leider nur in Andeutungen gesprochen wird. Hier wie dort wird die Unmittelbarkeit des Eindrucks dadurch geschädigt, daß eine Tendenz allzu sichtbar wird. Dieser Vorwurf kann auch Frau Marholm nicht erspart werden. Am Schluß des ersten Frauenerlebnisses wird unverhüllt die theoretische Absicht der Erzählung eingestanden. Das eine Fräulein sagt zum anderen: „Sie haben dasselbe erlebt, was ich erlebt habe, was so viele Mädchen erlebt haben, die eine in dieser Form, die andere in jener. Und in jeder ist etwas dadurch geknickt worden. Und das, was in uns zerstört wurde, war unsere beste Mitgift: das Vertrauen in das Glück, in das Leben, in die Aufrichtigkeit des werbenden Mannes." Eine solche moralische Nutzanwendung scheint uns der rein ästhetischen Bedeutung zu widersprechen. Auch in „Frau Lilly" steckt zu viel Absichtlichkeit und Theorie. Es wäre sehr schade, wenn der feine psychologische Spürsinn, den Herr Hansson und Frau Marholm besitzen, in der Zimmerluft der Wissenschaftlichkeit zu Grunde gehen sollte. Vielleicht haben sie in der letzten Zeit zu tief sich in bestimmte Ideen eingebohrt, fremde Eindrücke ferngehalten und übermäßig viel produziert. Ihre große und eigenartige Veranlagung soll erst noch zu reinem Ausdruck gelangen. Inzwischen folgen wir ihren Leistungen mit dem lebhaftesten Interesse.

Drei sehr hervorragende Bücher, die heute anzuzeigen sind, haben wir uns auf den Schluß verspart. **Vox humana** von Alfred Meebold (Berlin, Carl Duncker) ist der Erstlingsversuch eines nicht mehr ganz jungen Mannes. Als solcher ist er zweifellos gelungen und ernster Beachtung wert. Das Buch setzt sich aus zwei Bestandteilen zusammen: aus mehreren Stimmungsbildern und drei größeren Geschichten. Die Impressionen sind fein und duftig, verschwimmen aber gelegentlich ins Unbestimmte, die Erzählungen dagegen treten manchmal hart an die Grenze, wo Kraft in Roheit übergeht. Eine große Fähigkeit des Nachempfindens und Sicheinlebens wirft den Verfasser von einem Extrem ins andere. Eben deshalb hält er unsere Anteilnahme in jedem Augenblick wach. Das Urteil über den Wert der einzelnen Gaben wird daher je nach Natur und Standpunkt des Urteilenden sehr verschieden sein, aber niemand wird sich dem Eindruck einer bedeutenden Gesamtleistung entziehen können. Wir hoffen, bald wieder von Meebold zu hören, und wünschen dem kleinen Bande eine freundliche Aufnahme in allen Kennerhäusern.

Ein solcher Wunsch ist überflüssig, wenn es sich um so bekannte Schriftstellerinnen handelt wie Emil Marriot und Helene Böhlau. Marriots letzter Roman: **Seine Gottheit** (Berlin, Freund u. Jeckel), sowie Helene Böhlaus neuestes Werk: **Das Recht der Mutter** (Berlin, F. Fontane u. Co.), haben die Kühnheit des Motivs und die Rücksichtslosigkeit der Durchführung gemeinsam. Niemand würde Frauen als die Verfasser vermuten. „Seine Gottheit" ist die Natur. Er liebt mit ununterdrückbarer Leidenschaft ein Mädchen, das ihm nur Dankbarkeit und Furcht entgegenbringen kann. Aber, so fragt er sich, „konnte die Natur mich betrügen? mich da begehren lassen, wo ich keine Erhörung finden sollte? Das war undenkbar. Ich wollte eher an allem als an meiner Gottheit verzweifeln." So entsteht ein furchtbarer Kampf zwischen ihm, dem in Nietzsches Bahnen wandelnden Atheisten, und ihr, der gläubigen Christin, zwischen seiner von unten heraufgekommenen, brutalen Plebejernatur und ihrer sanften Fügsamkeit, die doch an dem entscheidenden Punkt in Unbeugsamkeit sich verwandelt. Was kommen muß, das kommt: da er sich ihrer innerlich nicht bemächtigen kann, so tötet er sie. Diese Entwickelung ist von der Verfasserin richtig und anschaulich geschildert worden. — Der Mittelpunkt im „Recht der Mutter" ist die organische Zusammengehörigkeit der Mutter mit ihrem Kind.

Die echte Menschlichkeit des „gefallenen“ Mädchens kämpft mit den moralinsauren Handlungen ihrer Umgebung, bei deren Schilderung vielfach herzerfrischender Humor hervortritt; der ehrliche Anspruch ihres Geliebten auf das Erbe, das ihm gebührt, scheitert an den Ränken seiner Verwandten. Äußerlich betrachtet siegt die Menge über diese beiden Menschen, die durch das Schicksal aneinander gebunden sind: sie wird von der Familie verstoßen, er zum Bettler gemacht. Aber nachdem sie sich wieder gefunden haben, entsteht in ihnen eine Welt des höheren, weil innerlichsten Glückes, und der erste Glanz dieses neu erworbenen Lebens läßt uns alle die Dunkelheiten vergessen, durch die uns die Verfasserin geführt hat. Von der Mannigfaltigkeit der scharf charakterisierten Haupt- und Nebengestalten sowie von dem eigenen Reiz der Milieuschilderung vermögen wir unseren Lesern keine Vorstellung zu geben. Das Buch muß eben selber gelesen werden. Es ist eine ernste publizistische Pflicht, auf eine so hervorragende Erscheinung hinzuweisen und ihr nach Möglichkeit die gebührende Aufnahme zu erleichtern. D.

* * *

Barbara Blomberg. Historischer Roman von Georg Ebers. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Der Dichter der „Ägyptischen Königstochter“ und zumal des in seiner Art einzigen Romans Homo sum führt uns diesmal wie auch schon früher in vergangene Kulturepochen der eigenen Heimat, die ihm nicht minder vertraut sind wie das Sonnenland der Pyramiden und Mumien. Kaiser Karl V., dessen Geliebte, die schöne Barbara Blomberg, und ihr Sohn Johannes, der als Don Juan d'Austria noch heute gefeierte Seeheld von Lepanto, der sogenannte Halbbruder König Philipps II. von Spanien, sind die eigentlichen Helden dieses eigenartig fesselnden Kulturgemäldes. Über die Handlung des Romans sei an dieser Stelle nichts verraten, nur soviel sei angedeutet, daß die Dichtung eine schöne, tiefsinnige poetische Idee zur Anschauung bringt: Als Barbara, die sich einst von ihrem Kinde trennen mußte, damit es von Karl anerkannt würde, später, nachdem sie einen anderen Mann geheiratet hat, ihren berühmten Sohn wiedersieht, aber nicht glücklich, sondern unzufrieden, elend und lebensmüde, da geht ihr die alte Weisheit auf, die schon Richard Wagner seiner Brunhild am Schlusse der „Götterdämmerung“ in den Mund legt: Selig macht die Liebe allein, oder wie Ebers sagt: „Sie wußte jetzt, wie die Güter heißen, die ihren Knaben zu einer höheren Glückseligkeit hätten führen können.“ Hervorgehoben zu werden verdient, daß Ebers das Verhältnis der schönen Jungfrau Barbara zu dem gichtgeplagten und trotzdem liebebedürftigen Kaiser so decent dargestellt hat, daß die meisten, vielleicht noch in Pensionaten festgehaltenen Leserinnen kaum merken werden, daß Barbaras Ring kein kirchlich geweihter war. Ebenso objektiv verhält sich Ebers gegenüber den religiösen Wirren jener Epoche: er läßt jede Partei zu ihrem Rechte oder auch Unrechte, je nachdem, kommen. Vom rein künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, hätte man der Darstellung vielleicht etwas mehr Wärme, mehr leuchtendes Kolorit wünschen können: man denke nur, was ein Franzose, etwa Viktor Hugo in Notre Dame de Paris, in diesem Falle seinem Stoffe gegenüber gethan hätte. Und bei einem Roman ist doch immer der Dichter der erste und nicht der objektiv sein wollende Zeitbetrachter. Trotz dieser kleinen Aussetzungen gehört Ebers' neuester Roman zu seinen besseren und besten Dichtungen.

Ein recht seltsam anmutendes Buch ist der Roman von Tor Hedberg: **Judas.** (Köln, Albert Ahn.) Es handelt sich da nicht um eine moderne sogenannte Judasseele, sondern um den echten Jünger des Heilands. Das Thema des Verräters hat von jeher, von der Malerei abgesehen, die Dichter verlockt; wir erinnern nur an das tiefsinnig geistvolle Drama „Judas Ischarioth“ der kraft-genialischen Schmidt, welche dem Stoffe in der That ganz neue Seiten abgewann. Die vorliegende Passionsgeschichte, wie der Verfasser sein Werk nennt, ist nicht von der gleichen Tiefe. Auch scheint uns das Kulturhistorische als Untergrund nicht genug berücksichtigt zu sein. Wenn der Verfasser in Bezug auf den grausig verzweifelten Lebensabschluß des Helden der dreißig Silberlinge von der allgemeinen Volkstraditon abweicht, so kann er sich freilich auf den Goetheschen Faust berufen, der auch nicht vom Teufel geholt wird, sondern dessen Unsterbliches geruhig in die mystische Himmelsherrlichkeit emporgetragen wird — aber sein Judas ist eben nicht unser Judas mehr, und um im Goetheschen Sinne als neuer und berechtigter Typus anerkannt zu werden, dazu mangelte es eben an der psychologischen Vertiefung, an dichterischer Größe. Das Werk ist interessant, aber es hinterläßt keinen nachhaltigeren Eindruck. Was die Etikette Tor Hedberg anlangt, so machen Stil und Sprachbehandlung den Eindruck, als ob der Verfasser wohl zur großen pangermanischen Familie gehört, indessen doch kein direkter Nachkomme der Wikinger ist. Ibsen, Henrik Ibsen, hätte jedenfalls aus diesem Judas etwas anderes gemacht!

Kein Roman und doch stark romanhaft wirkend ist das neueste, halb wissenschaftliche Werk von Otto Franz Gensichen: **Das Heideröslein von Sesenheim.** (Berlin, Gebrüder Paetel.) Nachdem uns der Dichter den jungen Goethe mit all seiner Liebebedürftigkeit vorgeführt hat, läßt er ihn im Kapitel „Goethe in Straßburg“ selber zu Worte kommen, indem Gensichen die betreffenden, ziemlich langen Stellen aus „Wahrheit und Dichtung“ wieder abdruckt. Daran reiht sich die Mitteilung der Lieder an Friederike. Die letzten sechs Abschnitte sind historischer Art. Da Gensichen, obwohl des hierher gehörigen wissenschaftlichen Materials völlig Herr, durch-

aus nicht mit den Goetheforschern konkurrieren und eine sogenannte gelehrte Monographie schreiben wollte, da er sicherlich an ganz bestimmte weibliche Kreise gedacht hat, so darf, unter Berücksichtigung dieser gerade heute lobenswerten Tendenz, dem Buch uneingeschränktes Lob gezollt werden. Man hat der armen Friederike in letzter Zeit mancherlei Böses nachbeweisen wollen — sogar ein armer Pastetenbäcker wurde auf Konto ihres Verhältnisses zu dem damaligen stud. jur. Wolfgang Goethe gesetzt —; aber Gensichen hat recht, wenn er derartiges nicht beachtet, was auch für die eigentliche Goetheforschung ohne Bedeutung ist. Halten wir uns an Goethes Darstellung selber und reden wir über die wirkliche, längst verstorbene Pfarrerstochter nur auf gute Weise! L.

* * *

Durch die vor mehr als einem Jahre von Franz Engel herausgegebenen Briefe von Fritz Reuter, ein unschätzbares Denkmal unserer im deutschen Litteraturleben nur spärlich vertretenen Briefbekenntnisse, sind uns intimere Einblicke in das Seelenleben des großen, in seiner Art einzigen Epikers der niederdeutschen Tiefebene gewährt worden. Selbstverständlich konnte auch hier nicht von völliger Erschöpfung des behandelten Gegenstandes die Rede sein — ist doch die Zeit für eine wirkliche Biographie Reuters erst dann gekommen, wenn man allgemein einsehen gelernt hat, daß gewisse Erscheinungen in Reuters äußerer Lebensführung einfach pathologisch erfaßt und demgemäß entschuldigt werden müssen. Als Bausteine, als schätzbares Material für eine solche zukünftige Lebensbeschreibung sind die folgenden beiden Werkchen zu begrüßen, die sich aber in erster Linie nicht an den litterarhistorischen Specialforscher, sondern an ein ästhetisch genießendes, größeres Publikum wenden: **Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen.** Neues über des Dichters Leben und Werden. Auf Grund ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgeteilt von Karl Theodor Gaedertz. Zweite Folge. (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung.) — **Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern,** redigiert von Fritz Reuter. Geschichten und Anekdoten. Mit einleitender Studie herausgegeben von A. Römer. (Berlin, Mayer u. Müller.) — Gaedertz bringt in seiner zweiten Folge eine Art von Biographie, unterstützt von vielfach ihm zum erstenmal zugänglichem Material; namentlich die in Reuters Werken entweder offen genannten oder nur angedeuteten Persönlichkeiten werden uns in voller Lebendigkeit vorgeführt. Sehr vieles dürfte selbst den intimsten Reuterverehrern völlig neu sein; auch die mitgeteilten Proben und Versuche bieten, wenn auch vielfach kein ästhetisches, so doch großes psychologisches Interesse. Von besonderer Bedeutung für dieses Buch sind gerade die zahlreichen Porträts und Illustrationen von Häusern oder Örtlichkeiten, die durch Reuter erst einen gewissen Ruf erlangt haben. Auf einen engeren Horizont beschränkt sich Römers nicht minder interessantes Werk, das man als eine Ergänzung zu Reuters Werken ansehen kann. Bekanntlich war der Dichter der „Stromtid" eine Zeit lang, vor Erscheinen seiner „Läuschen und Rimels", Redacteur eben des obengenannten unpolitischen Blattes. Dem Herausgeber ist es gelungen, ein Exemplar dieser längst verschollenen Zeitschrift auszugraben, er bietet es den Lesern mit Auslassung alles dessen, was offenbar nicht von Reuter herrührt, in ansprechender Buchform. Die einleitende Studie ist eine dankenswerte Beigabe. Viele der hier mitgeteilten Geschichten und Anekdoten zeigen uns den Dichter der „Läuschen"; von besonderem Interesse ist, daß wir auch in diesen Geschichten schon die Bekanntschaft mit Inspektor Bräsig machen. Beide Bücher sollten da, wo Reuters Werke zur Hausbibliothek gehören, nicht fehlen; sind sie doch, wie schon bemerkt wurde, in Auswahl und Darstellung durchaus nicht für den philologisch geschulten Specialforscher geschrieben. L.

* * *

Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk von Hans Blum. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung [Oskar Beck].) — In sechs stattlichen Bänden liegt hier ein Werk vollendet vor, welches in keiner größeren Privatbibliothek fehlen sollte, dessen Anschaffung für alle Schulvorstände geradezu als Pflicht bezeichnet werden kann. Hans Blum, der Sohn des berühmten Achtundvierzigers, als Politiker und Schriftsteller selbst sich eines bewährten Namens erfreuend, war um so mehr imstande, eine Aufgabe, wie sie dieses Buch erheischte, glänzend zu lösen, als ihm Quellen und Mitteilungen infolge persönlichen Verkehrs mit dem „eisernen Kanzler" zu Gebote standen, wie sie nicht jedem gewährt werden. Natürlich hat der Verfasser auch die reichliche, schon vorhandene und jedermann zugängliche, hierher gehörige Litteratur zu Rate gezogen. Wie er uns ein bis ins einzelste sorgfältig und glänzend ausgeführtes Charakterbild des genialen Mannes entwirft, so sehen und erleben wir gleichsam noch einmal ein Stück deutscher Zeitgeschichte, deren Eigenart und Größe erst spätere Geschlechter völlig begreifen werden. Der Verfasser hat sich bemüht, so objektiv wie möglich zu schildern, ein Standpunkt, der besonders in dem Schlußbande klar zu Tage tritt; trotzdem verleugnet Blum nirgends den großen, national empfindenden Patrioten, der begeisterte und begeisternde Worte für das hat, was ohne Kaiser Wilhelm I. und seine Paladine sicherlich unmöglich gewesen oder in weite Nebelferne hinausgerückt worden wäre. Jeder wird seinen Schlußworten beistimmen müssen, der nicht einseitig von Parteileidenschaft geblendet ist: „Wir ehren und feiern in Bismarck endlich und vor allem den deutschen Helden, der alle nationalen Bewegungen unseres Volkstums in sich

hat zusammenströmen und wirken lassen, um sie über alles Hoffen hinaus zu verwirklichen und zu befriedigen. ... Er hat das lautere Gold der alten deutschen Kaiserherrlichkeit auch gereinigt und geklärt von den Schlacken, die ihm anhafteten. Kein weltumspannender Ehrgeiz mehr ist der deutschen Kaiserwürde als schwere Belastung des Erbes der Vorfahren beigegeben. ... Das ist Bismarcks große Errungenschaft für Kaiser und Reich, für sein deutsches Volk, ja für den Frieden der Welt! Deshalb ist Bismarck und Deutsch uns gleichbedeutend und wird es bleiben immerdar!" L.

* *
*

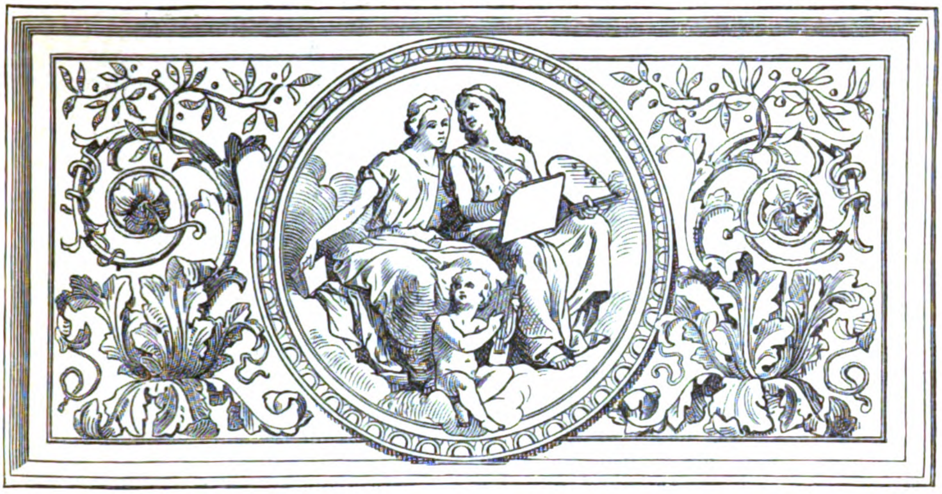
Präludien und Studien. Gesammelte Aufsätze zur Ästhetik, Geschichte und Theorie der Musik von Hugo Riemann. Erster Band. (Frankfurt a. M., H. Bechhold.) — Während die „Studien" des rühmlichst bekannten Verfassers sich nur an den wissenschaftlich gebildeten Fachmann wenden, sind die „Präludien" schon einem größeren Teile des Publikums zugänglich, allen jenen, welche praktisch sich mit der Musik beschäftigen. Aufsätze wie die musikalische Phrasierung, Legatobögen, Gesangsphrasierung, Was ist Motiv? seien an dieser Stelle nur genannt, um auf den reichen Inhalt der übrigen zu verweisen. Recht beherzigenswert und bei aller Schärfe nur zu wahre Übelstände aufdeckend, sind die in den „Skizzen" vereinigten Abhandlungen. Man muß dem Verfasser beistimmen, Wort für Wort, was er über das Überhandnehmen des musikalischen Virtuosentums, über Musikzeitungen u. s. w. sagt. Auch in „Unsere Konservatorien" wird das Schädliche treffend hervorgehoben; der Aufsatz sei in erster Linie den vielen Eltern unserer vielen musikalisch beanlagten Kinder empfohlen. Was der Verfasser, durchaus maßvoll, über Programmmusik und Tonmalerei sagt, wird den Widerspruch unserer jüngsten Wagnernachkomponisten erregen; allein was Riemann behauptet, wurde schon früher, und mehr als einmal, für wahr erkannt. L.

* *
*

Durch Bosnien und die Herzegowina kreuz und quer. Wanderungen von Heinrich Renner. (Berlin, Dietrich Reimer.) — Der Verfasser erhebt nicht den Anspruch, ein gelehrtes Werk geschrieben zu haben. Und in der That ist das Buch auch nicht ein gelehrtes Werk, wenn man schwer verständliche Sprache für den Begriff der Gelehrsamkeit hält. Wenn man aber klare Schreibweise, Weckung des Interesses für ein Buch und dessen Inhalt schätzt, so wird man dem Buche Anerkennung zollen müssen. Aus jeder Seite, ich möchte fast sagen aus jeder Zeile spricht eine leidenschaftliche Anhänglichkeit des Verfassers an das Volk und die Natur der beschriebenen Länder. Wenn man früher so oft Bosnien und die Herzegowina gleichsam als einen Typus für zurückgebliebene Kultur ansah, so wird man aus der Lektüre dieses Buches heute einen anderen Eindruck gewinnen. Sind es doch nicht nur die Schienenwege, die das Land der Civilisation näher gebracht haben, sondern auch die vielen Beamten, die, von Österreich nach jenen Ländern geschickt, das Banner der abendländischen Kultur dort entfalteten. Was die Naturschönheiten des Landes betrifft, so lese man nur die Kapitel: „Eine Floßfahrt auf der Drina", ferner „Idyllische Fahrten" u. s. w. Ungefähr dreihundert vortreffliche Illustrationen sind in den Text eingeschaltet und beleben die Darstellung; zur weiteren Orientierung ist auch eine Karte dem Buche angefügt. M.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Träume.

Von

Friedrich Spielhagen.

II.

Die Blume.

Wie lange ist es her? Ich kann ein Knabe,
Ein kleiner Knabe erst gewesen sein.
Und doch ist mir's, als wär's vergangne Nacht,
Daß ich es träumte: in so wundersamer,
Taufrischer Klarheit steht's vor meiner Seele.
  Ich aber war allein in einem Gärtchen;
Das kannt ich wohl — wie sollt ich es nicht kennen:
Das Gärtchen hinter meiner Eltern Haus?
Vom schmalen Hofe trennte es ein Zaun,
Durch den ein Pförtchen führte, dessen Angeln
Verdrießlich kreischten; und so knarrten mürrisch
Die Treppenstufen zu dem Gitterpförtchen,
Wenn sie mein hast'ger Kinderfuß betrat.
  Gewiß, es war das Gärtchen mir vertraut
In jedem sonn'gen Pfade, feuchten Winkel,
Die spielend ich so oft durchrannt, durchkrochen
In vormittäglich langen Sommerstunden,
Einsam und ohn' Verlangen nach den Brüdern,
Den älteren in ihrer dumpfen Schule.
  Es war das Gärtchen mir so wohl vertraut;
Und schien mir heute doch so seltsam fremd.
Die Bäume ragten höher, viel, viel höher,
Sie, die ich sonst doch ohne jede Müh
Erkletterte, den einen ausgenommen:
Den Bergamott-Birnbaum, des dicken Stamm
Die Kinderarme nicht umklaftern konnten.
Auch größer war das Gärtchen heut, viel größer;

Ja, wie mir deuchte, schier unendlich groß:
Sah ich doch keine Hecken, keine Mauern
Der Nachbargärten und der Nachbarhäuser!
Seltsam erschien mir das; seltsamer noch
Der wilde Überschwang von bunten Blumen,
Die sich so üppig aneinander drängten,
Daß von der schwarzen Erde auf den Beeten
Kein kleinstes Krümchen zu erblicken war.
Der runde Rasenplatz selbst in der Mitte,
Auf dem das nackte Bübchen stand von Stein —
Es hatte einen Arm nur; auch die Nase
War gleichfalls längst ihm ruchlos abgeschlagen —
Kein Grashalm sproßte da vor allen Blumen,
Die wucherten hinauf zur Brust des Bübchens;
Ja, um den Arm, den einen, dessen Hand
Ein Stück vom Bogen hielt, schlang eine Ranke
Von grünen Blättern sich und blauen Glocken,
Die in dem sanften Morgenwinde nickten.
So jung ich war, ich wußte doch genau
Von meinem guten Freund, dem Gärtner Friedrich —
Er wartete sonst auf bei Tisch und that
Geschäftig noch der Dienste mancherlei —,
Daß ihre sondre Zeit hat jede Blume:
Erst kommt Schneeglöckchen, dann die zarte Primel;
Dann Krokos, Veilchen, Tulpen, Hyacinthen;
Und so vom Frühling durch den heißen Sommer
Mit seinen Rosen, Nelken und Levkojen
Bis zu des Herbstes schwermutsvollen Astern
Und der Reseda, die sich Tante Betty
Zur Winterzeit in irdnen Töpfen zog.
Hier aber blühten alle auf einmal und alle
In wundersamer Pracht und üpp'ger Fülle:
Schneeweiße Kelche, sich gar vornehm wiegend
Auf schlanken Stengeln; andre mißgestaltet,
Mit stachligen, unförmig dicken Armen,
Aus denen rote Riesenflammen schlugen.
Der Wunder staunend, schritt ich durch die Wildnis,
Der farbenprächtigen, die mich umblühte,
Mit einem Wohlgeruche mich umblühte,
Wie ich ihn nie zuvor noch eingesogen:
So wonnig mild, so ganz den Sinn berauschend.
Beschreiben kann ich's nicht; wer könnte wohl
Auch einen Duft beschreiben? diesen gar,
Der anders, o, so völlig anders war,
Als der von Rosen oder Hyacinthen
Und all den Blumen, die so gut ich kannte.
Und sinnend sprach zu sich der kleine Knabe:
Nicht ist's die Rose, nicht die Hyacinthe,
Und keine andre Blume, die du kennst.
Geh! suche sie, die hier so köstlich duftet,
So wonnig mild, so sinnberauschend duftet,
Daß es die weite bunte Wildnis füllt!
Nun schweift ich durch die vielverschlungnen Pfade;
Bog jede Lilie zu mir herab;
Mein Antlitz drückt ich in die Rosenbüsche;
Ich kniete hin mich zu den Veilchenbeeten,
Den Nelken und Levkojen und Reseden.

Da hatte jede Blume ihren Duft,
Die süßer und die herber; stärker, schwächer —
Doch, die ich suchte, ach! die fand ich nicht:
Die eine, einzige, die aller Blumen
Herrin und Königin gewißlich war.
Wie hätte sonst von ihr ein Wohlgeruch
Ausgehen können, der mein junges Hirn
Umnebelte; mein junges Herz berauschte,
Bis es von heißer Sehnsucht überschwoll,
Mit großen Thränen sich die Augen füllten,
Und ganz verzweifelt ich in wildem Weinen
Mich schluchzend hin zur Erde warf.
„Mein Kind,
Was hast du nur? Warum denn weinest du?“
Ich starrte traumverloren in das Antlitz,
Das schöne, güt'ge, wunderliebe Antlitz,
Das über mich sich bog.
„Ach, liebe Mutter,
Sag mir, wo blüht die Blume?“
„Welche Blume?“
„Die Blume, Mutter, die so köstlich duftet!“
„Die Blume, die so duftet? Ist es das?
Ich hätt' sie nicht im Zimmer lassen sollen.
Ich trage sie hinaus. Dann hast du Ruh.“
Und von dem Simse nahm sie eine Schale
Voll Fliederdolden, frisch erst aufgeblüht,
So, wie sie Friedrich noch vor Abend schnitt.
Trat abermals zu mir und sagte freundlich:
„Der Fliederduft ist's, der dich träumen machte.“
„Nein, Mutter, nein! Von Flieder war im Garten
Ein ganzer Wald. Die Blume, die ich suche,
Das ist nur eine.“
„Nun, bis morgen denn!
Du findest morgen sie. Schlaf wieder, Kind!
Ich komme noch mal zu dir.“
Mit der Hand
Liebkosend strich sie über meine Stirn
Und schritt zur Thür hinaus.
Gewißlich ist
Die Liebste nochmals an mein Bett gekommen;
Doch weiß ich's nicht: ich war in Schlaf gesunken,
In traumlos tiefen, süßen Kinderschlaf.
Die Blume fand ich nicht am nächsten Morgen,
Und niemals wieder träumt ich diesen Traum.
Weshalb ihn nochmals träumen, da mein Leben,
Mein ganzes Leben die Erfüllung war
Und Wirklichkeit des wundersamen Traums,
Des traurig süßen, ahnungsvollen Traums.
Wohl voller Blumen stand mein Lebensgarten,
Voll farbenprächt'ger Blumen mannigfalt;
Und hatte jede ihren eignen Duft:
Jetzt süßer und jetzt herber, stärker, schwächer —
Die eine, die ich suchte, fand ich nicht:
Die Blume nicht, die einzig köstlich duftet,
So wonnig mild, so sinnberauschend duftet.
Nicht in den Frühlingslauben holder Liebe,
Nicht in den goldnen Tempeln schönster Kunst,

Nicht in den Marmorhall'n der Wissenschaft.
Ach, alle Liebe, Kunst und Wissenschaft,
Sie haben nicht gestillt des Herzens Sehnen,
Der Seele heißes, abgrundtiefes Sehnen —
Des Knaben Traum — er war des Manns Geschick.
Nur diese Hoffnung blieb: daß eine Hand,
So lind und liebevoll, wie die der Mutter,
Noch einmal über seine heiße Stirn
Dem Träumer streicht, versenkend ihn in tiefen,
In des Nirwana traumlos tiefen Schlaf.

III.

Die Muschel.

Ein schwier'ger Punkt, an den ich nicht gedacht,
Als ich begann, und der — ich sah's sofort —
So leicht nicht zu beseit'gen war! Fatal!
Ich hätt's doch gern noch heute nacht vollbracht!
Doch es war spät; und plötzlich fühlt ich auch,
Wie müd ich war. Verdrossen lehnt ich mich
Zurück im Stuhl. Mechanisch streift mein Blick
Eins nach dem andern all das Bric-à-brac,
So auf dem großen Schreibtisch sich gehäuft
Im Lauf der Jahre, mir verengend mehr
Und mehr den Platz für meine Schreiberei.
Unnützes Zeug, jedoch dem Aug erfreulich
Im rötlich milden Schein der Hängelampe,
Zierlich, zerbrechlich, kostbar; jedenfalls
Wertvoll für mich durch irgend ein Gedenken,
Ein pretium affectionis. Da die Muschel!
Sie sei sehr selten, sagte mir der Freund,
Der sie mir mitgebracht von seinen Fahrten
Im Stillen Ocean. Dort existiere sie
Ausschließlich nur auf den Korallenbänken,
An denen sich mit ungeheurem Schwall
Die Woge bricht. Doch sah man ihr nicht an
Die stolze Herkunft; vielmehr glich sie ganz
Den Schwestern an der Nordsee flachem Strand,
Nur daß sie sehr beträchtlich größer war,
Als selbst die größte, die nach heft'gem Sturm
Da manchmal fernher antreibt, und man findet,
Hat man das Glück, sie in der nächsten Ebbe.
Auf dieser Muschel haften blieb mein Blick.
Dann nahm ich sie zur Hand — weiß nicht warum;
Und hielt sie an das Ohr — weiß nicht weshalb;
Vielleicht, um zu erproben, ob es wahr,
Daß man das Meeresbrausen deutlich höre
Aus einer Muschel vielgewundnen Gängen.
Gewißlich kann es nur ein Wiederhall
Des eignen Blutes sein, das durch die Adern
In heißem Strome rauscht. Auch hört ich anfangs
So gut wie nichts: ein fernes, fernstes Summen,
Gleich einer Mücke. Mählich ward es stärker,
Vernehmlicher mit jeglicher Sekunde.
Nun völlig war's des Meeres dumpfes Brausen,

Wie man's vernimmt, wenn aus dem Labyrinth
Der Dünen wir auftauchend, sehn den Streifen
Der Brandung schimmern in dem letzten Strahl
Der Sonne, die zum Horizonte sinkt,
Ein roter Feuerball. Wie ich ihn sah,
Mit ihr, mit ihr — es ist schon lange her!
Und jetzt ist es kein Brausen mehr, kein fernes,
Ein girrend Lachen ist's, ganz nah, ganz nah
An meinem Ohr. Und jetzt spricht eine Stimme,
Die wie das Lachen girrt, gar tolles Zeug,
Das halb der Wind verweht zu meinem Ärger;
Denn ist es toll, so doch auch süß zugleich:
Sag, liebst du mich? liebst du mich wirklich so,
Daß, hätt'st du hundert Seelen, oder tausend,
Du jede, jede — hörst du's, dummer Mensch? —
Mir geben würdest? freudig auch verscherzen
Die hundert oder tausend Seligkeiten,
Die hunderttausend ew'gen Seligkeiten,
Die du durch meine Liebe hier schon hast
Trotz deiner großen, völlig grenzenlosen
Unwürdigkeit? Sag an, du liebster Mensch,
Liebst du mich so? Dann sprich's mir wörtlich nach:
Ich liebe dich, Geliebte, ganz wie du's
Verlangst an diesem Ort, zu dieser Stunde!
Mehr will ich nicht. Denn siehe, bester Schatz,
Es giebt ein Schelm mehr, als er hat. Du hast
Nicht mehr, wie du dich auch montierst
Und Höll' und Himmel wirst zu Zeugen laden,
Daß deine Liebe währet ewiglich.
Lehr mich die Männerschwüre kennen! Glaube mir:
Ich habe von der Sorte viel auf Lager!
Im Ausdruck weicht der eine von dem andern;
An innerm Wert sind sie sich alle gleich;
Will sagen: wertlos alle. Soll ich da
Die Gläub'ge spielen? Und wie Gounods Gretchen
Im Mondenschein: „Will sterben gern für dich!"
Und andern höchst sentimentalen Nonsens
Im Brustton singen heil'ger Überzeugung?
Nein, lieber Schatz, gebrannte Kinder scheuen
Das Feuer ängstlich. Einmal und nicht wieder!
Einmal — o, ja! Da war ich klüger nicht
Als andre. Mit dem kleinen Unterschiede:
Die bleiben dumm ihr Leben lang. Ich nicht!
Ich wurde zeitig klug. Und nützen will ich,
Was meine Klugheit mich gelehrt: die Narren
Zu Narren halten als mein gutes Recht.
Man nennt's ja wohl: Kokette? oder hat,
Treibt sie's in größerm Stil, noch schlimmre Namen?
Natürlich! ist's ein Mann, da lautet's feiner!
Da heißt es: Don Juan! Das wäre jeder
Von euch so gern; und ist's, hat er den Mut,
Hat er den Witz, die Willenskraft und — Geld.
Ich habe Mut und Witz, weiß, was ich will.
Das vierte, das so wichtig ist im Krieg
Und in der Liebe — nicht der Sieger zahlt's.
Das klingt, nicht wahr? ganz fürchterlich frivol,
Im Munde noch dazu der feinen Dame?

Ich scherze ja! du weißt's! warum denn also
Deckt plötzlich finstrer Ernst dein freundlich Lächeln,
Wie dort die schwarze Wolke auf dem Meer
Des Tages letzten ros'gen Schimmer. Kaum
Daß dein Gesicht ich unterscheiden kann.
Indes du bist's — ich fühl's. Die beiden Arme
Streckst du nach mir auf dem Balkon. Nein, sag:
Was brachte dich hierher? Ich glaubte sicher
Dich hundert Meilen weit — dort irgendwo
In deiner nord'schen Thule. Charles und ich —
Charles Edward, zweiter Sohn des Earl of Grant —
Wie schade, daß er nicht der älteste! — wir lernten
Uns kennen in Paris auf einem Ball,
Den unsre Botschaft letzten Winter gab.
Am Tag vorher war mein Prozeß entschieden.
Ich — je m'en moque! der schuld'ge Teil. Ah bah!
War ich doch endlich frei! ganz frei! verstehst du? —
Was wollt ich sagen gleich? ja so: wir sind
Schon einen Monat hier; und morgen früh
Will er nach Monte Carlo. Hat er Glück,
Ist's gut; und hat er kein's, ist's besser.
Ein guter Kerl, doch etwas sehr stupid.
Das kann ich auf die Dauer schwer ertragen.
Ich bitte dich: gerat nicht außer dir!
Und zieh nicht das pathetische Register,
Bei dem ich nie recht wußte: sollt ich lachen,
Sollt ich mich ärgern! Sagte ich dir doch —
An einem Abend war es in den Dünen —
Schon damals sagt ich dir: so kann, so wird,
So muß es kommen. Lebe wohl! er ruft mich. —
Gleich! gleich, mein Charley! —

Dirne! feile Dirne! —

Laut hab ich es geschrieen, aus dem Stuhl
Halb in die Höhe fahrend. Ruhig brennt
Die Lampe droben; vor mir auf dem Tisch
Die Schreiberei, die Bücher, die Papiere,
Das Bric-à-brac. Die Südseemuschel liegt,
Wo sie gelegen. Alles nur ein Traum,
Den ich vielleicht weit offnen Auges träumte. —
Nicht ganz ein Traum! O, längst nicht ganz ein Traum!

Und ich erhob mich; schritt zu dem Kamin,
Die Kohlen, die verlöschen wollten, schürend
Zu heller Glut. Und nahm die Südseemuschel
Zur Hand jetzt wirklich; warf sie in die Glut, —
Die schnöde Kupplerin so schlimmer Träume! —
Daß sie zu Asche völlig da verbrenne.



Josephinens Schicksale.

Roman
von
E. Eschricht.

II.

Und es kam genau, wie Doktor von Linken vorausgesehen hatte. Melanie weigerte sich überhaupt, von dieser Schande ihres unglücklichen, verführten und abgeirrten Mannes zu hören. Otto Bärenburg hüllte sich in den zugeknöpften Geschäftsmann und ließ sich gleichfalls auf nichts ein, Josephine auf jene Unterredung von vor acht Jahren verweisend, wo er ihr gesagt, daß sie alle Verantwortung in Zukunft allein zu tragen hätte.

So wurde denn Doktor Joseph von Linken wirklich der Vormund des jungen Walther. Als solcher unterhandelte er nun mit Melanie und Otto Bärenburg, und da die Angelegenheit sich sehr verschleppte, schlug er selbst seiner alten Freundin Melanie vor, man möge die Sache lieber dem Gericht übergeben, damit schlösse sich alle persönliche Unbequemlichkeit, die ein Verfahren von Freund zu Freund in diesem Falle doch haben müsse und mit sich bringe, für immer aus.

Damals hatte Josephine noch mehrere Zeugen für Schenkungen und Versprechungen, aber Doktor von Linken legte nicht viel Wert auf diese. „Zeugen sind immer vorhanden vor den Sitzungen und Terminen, aber plötzlich verschwinden sie von der Bildfläche oder sagen ungenügend aus; sie sind nur zuverlässig, wenn ihnen Vorteile aus den Aussagen erwachsen; die kann man ihnen aber nicht in Aussicht stellen, man kann sie doch unmöglich gewissermaßen bestechen!“ — Es kam alles, wie der ruhige und kluge Mann es Josephine vorausgesagt. Erst wußten viele alles, dann wußten sie es plötzlich nicht genau, dann schwanden einige, die „die Sache total verwechselt“ hatten, und so schob sich die Angelegenheit, von der sie meinte, sie sei klar und einfach, auf das weite Gebiet der Annahmen und Möglichkeiten. von Linken, ein Hauptzeuge, war leider Sachwalt.

Inzwischen waren große und schmerzliche Veränderungen im Gartenhause entstanden. Es war vorbei mit der frohen Unbefangenheit des Knaben; er schämte sich vor den Mitschülern und war nicht zu bewegen, seine Schule wieder zu besuchen. Er hatte das

fünfzehnte Jahr fast erreicht, also dem Schulzwange war er entwachsen.

Er saß nun zu Hause brütend und mürrisch in seinem Zimmer, ging zu ungleichen Stunden aus, trieb sich halbe Tage lang umher, kam trotzig und finster heim, ohne ein Wort der Entschuldigung, wenn er Mahlzeiten versäumt hatte.

Und Josephine, pünktlich und geordnet in allen häuslichen Verhältnissen, litt nicht allein unter dieser Unordnung, viel mehr noch unter dem veränderten Wesen ihres schönen, sonst so fröhlichen Knaben; es lastete auf ihr das schreckliche Gefühl der Schuld gegen diesen jungen Menschen, der verwöhnt, verhätschelt, mit großen Ansprüchen an das Leben künstlich so weit aufgebracht, bis er nun wie ein Gescheiterter am Klippenrand erwacht war. Sein Schifflein lag am Grunde, noch ehe er es bestiegen hatte; sie wagte nicht, ihm Vorwürfe zu machen oder mit Strenge diesem Treiben Einhalt zu thun. Sie hoffte immer, die Liebe, von der er an jenem schrecklichen Tage, der die Binde von seinen Augen gerissen, so feierlich zu Ina von Linken sprach, würde endlich siegen.

Im Gartenhaus wohnte im Parterre immer noch jene Witwe mit ihrem einzigen Sohn, auf die der Portier vor Jahren Josephine verwiesen hatte. Es hatte sich auch eine Art Kinderfreundschaft zwischen den beiden Knaben gebildet, mehr noch zwischen Walther und der Mutter, die eines Marineoffiziers Witwe war und die eine große Liebe zu dem außerordentlich schönen und anmutigen Knaben gefaßt hatte, dessen unsichere Zukunft ihr schon in schmerzlicher Voraussicht viel Sorgen verursachte. Ihr eigener Sohn war Sekundaner und sollte in zwei Jahren nach beendetem Abiturientenexamen zur Marine. Dasselbe wollte Walther Wolfgang, nur war er noch Tertianer, und es hatte noch Zeit bis zu seinem Abgang, wie er meinte. Frau Ingemann sah weiter, und sie versuchte oft, Walther eine andere Carriere warm ans Herz zu legen. Er dürfe nicht so weit fort von seiner armen Mama, die nur ihn habe; bei ihr sei es anders, ihr Sohn wollte des Vaters Lebensweg, der auch so kurz gewesen, durchaus nachwandeln; es sei ihr schmerzlich genug, aber sie habe noch Eltern und Geschwister am Leben, zu denen sie sich flüchten könne. Seine Mama habe niemand außer Tante Elvira, und die sei kränklich und alt. Aber Walther blieb bei seinem Vorsatz: nur Seemann wollte er werden.

In dieser schwülen Zeit, wo die großen Ereignisse auch alle kleinen mit in ihren Wirbel gerissen hatten, erfuhr Frau Ingemann manches von dem, was sich oben zutrug, durch Alwinchen, die von Kummer bleich und elend wurde bei der Wirtschaft im Hause. Ihr Walther wie ausgetauscht, das alte Fräulein immer weinend und larmoyant, wenn es einen Tag um den anderen nach wie vor kam, um die anhaltende Unordnung zu konstatieren; und Madame, die schöne, kräftige, blühende Josephine, war plötzlich wie von den grauen Schleiern des Alters und der Sorge verhüllt, ihre kühnen Augen erloschen; ihr Haar erbleichend, die stolze Haltung nun gebeugt; von der herben Frische, die sie so sehr auszeichnete, keine Spur mehr. Sie aß nur dann und wann, schlief nie mehr in ihrem Bette, sondern lag in die Decke gewickelt nachts auf der Couchette.

Was war denn geschehen und was sollte aus ihnen allen werden?

Frau Ingemann wußte darüber mehr als Alwinchen; ihr war das unglückliche Schicksal dieser Menschen nicht unbekannt geblieben; durch den Tod Bärenburgs war es außerdem plötzlich wieder in die Öffentlichkeit gezogen, und selbst in die stillen Hütten der Witwen drangen wahre und unwahre Gerüchte.

Frau Ingemann begriff wohl die Lähmung, von der Josephine erfaßt war; der moralische Tod begann sein Zersetzungswerk. Und im innersten Herzen bewegt, beschloß sie vermittelnd einzutreten, wär's auch nur, um diesen grauenvollen Bann mit dem ersten Wort zu lösen.

Sie begriff, daß nur mit Walther der Anfang zu machen sei. In dieser Voraussetzung erwartete sie eines Abends die Heimkehr des armen Jungen.

Die zehnte Stunde hatte längst ausgeschlagen, als sie drüben unter dem Hofthor sein bleiches Gesicht sah; er ging langsam und müde über den Hof und schwerfällig stapfend die sechs steinernen Stufen der Al-

tane empor. Sie öffnete nun leicht ihre Stubenthür nach der Vorflur und hielt Walther an, der eben die Treppe betrat. Sie nahm ihn bei der Hand und zog ihn zu sich hinein, in das hübsche freundliche Wohnzimmer, das mit seinen fremdländischen Ausschmückungen nicht wenig dazu beigetragen hatte, in den beiden Knaben eine Leidenschaft für das Seewesen zu erwecken und zu stärken; denn wie alle Seeleute es lieben, ihrem Haushalt die Gerätschaften ferner Völker einzuverleiben, so war auch hier, nun zum Andenken an den Verstorbenen, an Wänden und Decken ein kostbarer Schmuck von seltenen und schönen Waffen, Tierfellen, Teppichen, Muscheln, metallenen und irdenen Geräten verteilt. Sogar Alwinchen verdankte gelegentlichen Einblicken in dies Heiligtum der Witwe ihre Lust an der Schiffahrt, die sie sich ideal ausmalte, wenn sie über dem Hängeboden mit Walther „Schiff“ spielte. Ach, das war nun schon lange her!

Walther war mager geworden und bleich, aber ersichtlich in die Höhe geschossen; seine kurzen Locken wallten verwildert um das schöne Gesicht, und wie er nun verlegen lächelnd vor ihr stand, war es, als ob in die Grübchen an Wangen und Kinn statt der lachenden Kobolde die finsteren Geister den Finger gelegt hätten und den Knaben unheilvoll gezeichnet.

Ihr stiegen Thränen aus dem Herzen herauf, da sie den herrlichen Liebling so gänzlich verändert vor sich sah.

Sie gewahrte auch, daß er leicht bebte und dem Weinen nahe, wie einer, der gänzlich zerbrochen ist.

„Komm,“ sagte sie, mit ihrer freundlichen Art ihn umfassend und zu sich aufs Sofa ziehend. „Hast richtig heute meinen Geburtstag vergessen, ich will ihn aber nicht hingehen lassen ohne einen Gruß von dir. Konrad arbeitet noch spät in seinem Zimmer, er hat mir ja alle Freistunden heute geschenkt; stoß nun an mit mir, mein alter Junge!“

Sie füllte ihm ein Glas mit feurigem Wein, und mit ihrem Glas an das seine stoßend, zwang sie ihn zu raschem Nachkommen. „Und hier ist Kuchen und sind Kaviarbrötchen. Alles liebst du ja, und wenn Extrafestlichkeiten bei uns sind, mußt du wie früher mithelfen, wenn du auch nun schon eigentlich ein junger Herr bist und dich nur selten mehr sehen läßt.“

Halb in Verlegenheit aß und trank er nun, wie es seinen Jahren zukam. Es blieb kein Restchen übrig.

„So, mein Kind, und jetzt sprich zu mir. Ich war doch wohl oftmals deine Vertraute, schon wie du noch ein kleiner Knirps warst. Ich möchte dir so gern helfen, ich kann deine große Not nicht so schweigend mit ansehen.“

Er glitt nieder wie ein junger gefällter Baum, und schluchzend warf er seinen Kopf auf ihren Schoß.

Sie ließ ihn die erschütternden Thränen weinen, lange und schmerzlich; dann sagte sie: „Nicht wahr, du willst gern fort?“

„Ja, ja, nur fort, fort so rasch wie möglich. Ich will zur See!“

„Ich dachte es — und es wird auch so kommen!“

„Ach,“ klagte er nun, „an jenem schrecklichen Tage, wie die anderen in der Turnstunde so viel Häßliches zu mir sagten, da höhnte mich auch einer: Ich könne nicht Marineoffizier werden. Jesus, Jesus! weil ich von unehrlicher Geburt sei! Ist das denn wahr? Kann etwas so Schreckliches denn wahr sein?“

„Höre mich ruhig an, mein Kind! Es ist ja nichts so Außerordentliches, daß nicht ein jeder alles werden kann! Der Sohn eines Handwerkers, und wär er reich wie ein Nabob, kann auch nicht Offizier werden. Er kann noch dazu sein gebildet, klug, schön und von adliger Gesinnung sein, es hilft ihm nicht. Wie du, so muß auch er sich einen anderen Lebenspfad erwählen! Wenn aber einer herumstreicht, wie du es seit zwei Monaten thust, weißt du, dann wird er überhaupt nichts Rechtes. Solltest du, der du ihre einzige Hoffnung bist, nicht doppelt bestrebt sein, deine arme Mutter zu trösten, indem du dich aufraffst und ihr hilfst, den schweren Dornenpfad weiterwandeln zu können? Denke doch, du bist ein Mann, dir gehört die ganze Welt, wenn du nicht wie ein Bock vor dem einen Thor stehen bleibst, das dir verschlossen ist. Durch hundert andere kannst du eingehen, dir Ansehen und Ehre erwerben, mit starkem Arm dein Müt-

terchen über den Abgrund hinwegheben, an dem sie ein anderer hat stehen lassen! Auch er hätte ihr gewiß noch geholfen, aber da kam das Unglück und vernichtete ihn geistig, so daß sein Tod nach all den schrecklichen Jahren eine Erlösung war. Denk auch milde über ihn und versuch ihn zu lieben und ihm zu verzeihen. Es ist ja um dich, daß ich dich darum anflehe, denn wie kannst du ein guter und brauchbarer Mensch werden, wenn du, der du die Verhältnisse noch gar nicht übersehen kannst, dich in Haß und Finsternis hüllst und deine Mutter gänzlich vernichtest!"

Sie sprach lange, lange mit ihm. Und sie brach endlich seinen Trotz, indem sie ihm von allen den Dingen redete, an die keine Mutter vor ihrem Kinde rühren wird, und die darum, ins Ungeheure wachsend, vernichtende Schatten auf Liebe und Zusammengehörigkeit werfen. Sie selbst wußte nur zu gut, daß der arme Junge, der noch immer neben ihr am Boden kniete, alle Schuld seiner Eltern im Leben auszubaden hatte. Aber seine Jahre würden ihm die Kraft zutragen, mit diesem Mißgeschick rechnen zu können; sie würden seine Nerven von dieser überreizten Empfindsamkeit abstählen, ihn auf sich selbst anweisen und ihm den Trotz verleihen, dessen die Gezeichneten bedürfen, um gefeit gegen die Nadelstiche und Steinwürfe zu werden, die ihnen ein jeder ehrlich Geborene zu teil werden lassen kann, und wäre er ein ausgemachter Schurke. Hiervon wußte Walther noch nichts in seiner reinen Seele. Aber die unglückliche Mutter empfing mit der Todesnachricht seines Vaters verbrieft und gesiegelt die Unabwendbarkeit, die Unzerreißbarkeit jener Sklavenkette, an die sie diesen ihren eigenen Sohn geschmiedet hatte! Und mit dem Schlage zugleich schien sie das einzig ihr Lebenswerte, die Achtung und Liebe ihres Kindes, verloren zu haben.

Und so sehr war doch dieser arme, so schrecklich zum Manne geweckte Knabe noch ein Kind, daß er schließlich Frau Ingemann fragte, ob es denn gar nicht möglich sei, daß er Seemann werden könne? Gerade jetzt, gerade unter diesen gräßlichen Verhältnissen würde er frei und glücklich werden, wenn er dermaleinst auf eigenem Schiffe fahren könne, wohin er wolle. „Ach ja, und dann kann ich doch auch meine Mutter mitnehmen, und niemand darf sie kränken!"

Sie mußte lächeln in diesem trostlosen Augenblick. Ausdrücklich erbot sie sich, ihm behilflich zu sein. Und da war es, als ob der Fluch sich von ihm höbe und das ersehnte Meer im voraus eine Flut von Hoffnungen auf ihn ergösse. Er richtete den stolzen Kopf wieder empor, und seine Augen leuchteten.

„So, mein Junge — und nun geh zu deiner Mutter und hilf ihr aus ihrer großen Herzensnot!"

Und sie hörte, wie er, gerade so wie früher, in langen Sätzen die Treppe hinaufsprang. Sie leuchtete ihm nach, und von oben sah sie noch einmal sein froh belebtes Gesicht zu ihr niedergrüßen.

Vogue la galère!

Sie fanden sich nun ganz wieder in den aufgewühlten Tiefen ihres innersten Wesens unter dem großen tragischen Leid, das die Katastrophe im Hause Bärenburg über sie verhängt hatte. Mit zitternder Stimme hatte sie ihres Kindes Vergebung erfleht. Er aber, er sah in ihr eine Heilige, erhaben über die kleinlichen Rücksichten der Welt; eine, die sich das Glück der Mutter so teuer erkauft hatte, daß sie kaum mit dem nackten Leben davongekommen war, denn ihr war alles verloren, ihre Stellung in der Welt und Familie, ihre Carriere abgebrochen und aufgegeben, ihr Vermögen aufgezehrt, ihre Jugend verdorben und verkümmert und ihr Leben längst mühevoller Arbeit anheimgegeben, von der sie früher nie gewußt, noch hatte nötig gehabt zu wissen. Er küßte ihre Hände und Füße in ehrfurchtsvoller Anbetung; ihre heißen, raschen Thränen mischten sich. Es war so viel himmlische Wonne in dieser Schmerzensstunde, so viel Stolz und Liebe im gegenseitigen Erkennen und Wiederbesitzen, daß das Leid plötzlich wie ein unbegreiflicher Irrtum hinter ihnen lag und ihre sanguinischen Naturen eine unendliche Befriedigung darin fanden, Pläne für die Zukunft zu schmieden und den erwählten Beruf Walthers als den einzig menschenwürdigen zu betrachten.

Josephine brachte ein Opfer, wenn sie sich von ihrem Sohne auf diese Weise trennte;

aber sie wollte ein neues Kreuz auf sich nehmen, ihm wollte sie zeigen, daß sie nicht in Frage kam, daß sie allein für ihn gelebt hätte und fortan leben würde, hoffend und harrend, immer alle Sinne auf den Moment gerichtet, wo er heimkehren würde von bestandener Gefahr und schwerer Arbeit, aber die Seele geweitet an dem, was draußen lag und was er gesehen und erfahren hatte.

Am zweiten Tage nach dieser so denkwürdigen Nacht erschien wie gewöhnlich Tante Elvirchen.

Dem nüchternen, eine trockene Vernunft predigenden Einfluß der heimgegangenen Excellenz war das alte Fräulein nun entzogen — aber ohne sich beeinflussen zu lassen, konnte sie überhaupt nicht existieren! Ihr war es eine Lebensaufgabe, nicht dem eigenen Willen zu folgen, sondern sich „in die Art" der ihr Zunächststehenden zu finden, selbstverständlich mußte diese Art von ihr nichts Unrechtes verlangen. Nun aber war augenblicklich die Art Josephinens wie die ihres Knaben eine so außerordentliche, ihr nicht verständliche und doch sie beängstigende, daß ihre armen Sinne sich allgemach gänzlich durch gräßliche Vorstellungen von etwas, das nun kommen müßte, umwirrten; sie fühlte sich grenzenlos geniert, mit einer Beimischung von Scham, wenn sie zu den herkömmlichen und konservativen Bekanntschaften ihres Freundschaftskreises Josephinens Erwähnung thun mußte, was sie auch nie unaufgefordert that. Mit dem betäubenden Gefühl, als trete sie in den Maschinenraum einer Fabrik, wo alle Treibriemen und Räder in Bewegung, der geringste Fehlgriff oder Fehltritt den Unwissenden an Leib und Leben schädigen kann, so stieg sie zitternden Herzens die Treppe zu Josephinens Gartenwohnung empor und setzte sich einen Augenblick auf den schmalen kleinen Klappstuhl, der zu ihrem Gebrauch seit Jahren am Treppengeländer lehnte; hier „affranchierte sie ihre infirmité", von der sie offiziell nichts wissen wollte, holte mehrmals lang und tief den Atem ein, überwand die Herzstockung und das Versagen der immer ein bißchen geschwollenen Füße, erhob sich dann jugendlich und tadellos und klingelte.

Seit Wochen erschien dann Alwinchen mit einem Kümmeltuch um den Kopf, mit weinerlicher Miene und versuchte doch schnell ein möglichst erheitertes Gesicht zu machen: „Ach Gott, die Gnädigste! Ach, wie schön, daß die Gnädigste kommen, ich kann mir darüber ümmer schrecklich freuen!"

Dann lächelte Elvirchen ganz huldvoll und erwiderte: „Gutes Kind! J'aime ce spectacle devant les yeux!"

Alwinchen verstand diese Entgegnung, die ihr doppelt schmeichelhaft in der hochverehrten fremden Sprache war, aber es machte sie sehr verlegen, nicht antworten zu können, und errötend begnügte sie sich mit einem tiefen Knix, indem sie hinter die Thür trat und das Fräulein einließ.

Zu Elvirchens Erstaunen öffnete heute Alwinchen ohne Kümmeltuch, mit einem strahlenden Angesicht die Pforte, über der füglich das Dantesche lasciate ogni speranza, voi ch'entrate hätte stehen können. „Ach, unsere Gnädigste! na, das wird wieder eine Freude sein!" Und ganz verwirrt nickte Elvirchen nur und trat unverzüglich ein.

Die Thür zum sogenannten Berliner Zimmer that sich auf, und jubelnd kam Walther heraus: „Mama, Mama, Tante Elvirchen ist da, Elvirchen mit der Lockenfülle und einem Halsgekräus von Tülle!"

Lachend erschien im selben Augenblick hinter ihrem Sohne die stattliche Gestalt Josephinens, mit einem schleppenden Seidenrock und darüber das weiße Spitzenpeignoir, eine Haustoilette aus der alten Zeit, die seit Jahren von der Bildfläche verschwunden gewesen war.

„Ma bien aimée, je vous salue!"

Im Triumph wurde das alte Fräulein in die Stube geführt, Mantille und Schirm — fast sogar der heilige Hut ihr entrissen; dagegen aber verwahrte sie sich mit fester Hand: „Nein, nein, Kinder, ich kann nicht zum Abend bleiben, den Hut nehme ich nicht ab," und sich niedersetzend, löste sie die Bänder und schob zu beiden Seiten ihres schmalen, vornehmen Gesichts die Lockenbündelchen heraus, die, noch immer seidenweich und nur mit einigen weißen Fäden durchschossen, braun glänzend sie „umwallten".

Nun aber wurden ihr lauter Überraschungen zu teil! Waltherchen, wie ein junger Liebhaber zärtlich an seine Mutter geschmiegt, folgte leuchtenden Auges ihrer Mitteilung

von dem festen Entschluß, daß Walther Seemann werden wolle. Lauter vorteilhafte Beleuchtungspunkte wurden über diesem Projekt entzündet; mit der lebhaften Auffassung ihres französischen Blutes und ihrer reichen Phantasie entwickelte Josephine diese bezaubernde, einzig befreiende und frei machende Carriere, und ehe man es sich versah, saß schon die ganze Familie unter dem ausgespannten Sonnensegel des Viermaster-Vollschiffes und trieb in irgend einer Passatgegend vor dem ganz sanften Winde; die Matrosen hatten gar nichts zu thun, sie trugen lange, unten weite Hosen, offene Hemden und rote Schärpen um die Hüften; sie standen in den Rahen nebeneinander, die Arme verschränkt, und sangen die Heimatslieder.

Alwinchen, die an der Stubenthür stand, sagte schüchtern und leise: „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet!“

„Ja, ganz gewiß!“ fuhr Josephine fort, „das vor allen Dingen werden sie singen! Was mich anbetrifft, ich würde immer zu Fahrten im Mittelmeer raten, wo die Ladungen auch lohnende sind: heiße Weine und Südfrüchte! Aber Walther hat eine Schwärmerei für das Land der Zukunft! Wundervoll ist auch eine Fahrt durch den Kanal, über die blaue Biscaya, südwärts bis zu den Azoren; dorthin führt man von unserer Industrie Stoffe, Koch- und Eßgeschirre, Maschinen; man ladet dort die unvergleichlich schönsten Orangen, wundervolle Weine und besonders Orseille, ein Artikel, der vor allem dort begehrt wird, wohin eine herrliche Reise zu machen ist: nach den Kleinen Antillen! Die negerhaften Bewohner, diese Mischstämme da drüben, haben immer noch ein affenartiges Tendre für grelle Farben, Orseille ist gewissermaßen ihr Grundton. Auch Orangen sind dort schlecht, nicht zu vergleichen mit der Frucht der östlichen Halbkugel; der Weinbau liegt noch ganz im argen; wahrhaft großartig müssen die Vorteile sein, welche die Fracht dorthin abwirft, und nun wiederum die Ladung von Tabak und Cigarren aus diesem Eldorado der Raucher! Bock, dessen Besitzungen in Vuelto Abajo gelegen, gleichzeitig den Gipfel der Schönheit des Rohmaterials andeuten können —“

Sie pausierte einen Augenblick, als genösse sie vom Hochplateau des alten Cigarrenkönigs einen weiten Blick ringsum über die weißblühenden duftigen Felder.

„Sag mir nur, Josephinchen, wie ich vorgestern hier war, war noch keine Rede von diesem nun bereits erwählten Beruf, und woher weißt du alle diese Dinge? Orseille, was ist das?“

Patzig fuhr Josephine herum: „Daß ihr Maulwürfe doch immer im Bau herumkriecht! Vorgestern abend, nun ja, eigentlich in der Nacht, da fanden wir uns und unsere Pflichten wieder! Aber du weißt, ich wäre nicht im stande, gewissermaßen mit gebundenen Händen meinen Sohn seinen Lebenspfad antreten zu lassen! Gleich gestern vormittag haben wir uns mit einigen notwendigsten Büchern versehen: From Keel to Truck von Paasch, der Eisenschiffbau von Schlick, hier das Handbuch der Marine, vom Oberkommando; dazu hier die vortreffliche Geographie aus Steins Sammlung, z. B. hier: Afrika von Gumprecht, ein altes, aber vortreffliches Buch; wir lesen seit gestern eigentlich Tag und Nacht! Orseille ist eine rote Moosart! Färbemittel! Ich habe Bestellungen für Walthers Equipierung gemacht und heute mittag an das Preußische Konsulat in Hamburg, Uhlenhorst-Bellevue 22, geschrieben und um Instruktion gebeten; siehst du, das war immer mein Princip, man muß den Dingen groß entgegengehen, an die man doch herantreten will, und die ganze Linie ins Auge fassen!“

Elvira blieb noch immer still; es war ihr zuviel auf einmal, dieser jähe Stimmungswechsel und die plötzliche Gewißheit, daß nun der Knabe ihnen entrissen wurde, der doch den ganzen Inhalt ihres Lebens seit fast zwei Decennien ausfüllte! Jawohl, das war immer Josephinens Princip gewesen, den Dingen groß entgegenzugehen; aber daß sie sich einbilden konnte, jemals die ganze Linie ins Auge gefaßt zu haben, das war doch stark! Davon war denn doch der arme Junge ein lebendiger Gegenbeweis! Und daß er nun zur See ging! Machten sie denn nur bonne mine au mauvais jeu, oder war wirklich die Verblendung typisch?

Eine drückende Verlegenheit bemächtigte sich ihrer mehr und mehr, und endlich, um

doch von den vielen Bedenken, die in ihr wogten, eins auszusprechen, suchte sie sich das unglücklichste heraus, indem sie leicht und furchtsam sagte: „Solltest du Walther nicht doch lieber erst die Schule bis zum Abitur durchmachen lassen und ihn dann selbst —“

„Aber Tantchen,“ rief der Junge, „zu welchem Zweck? Dieser lächerliche Schulzwang mit seinen einengenden pädagogischen Principien würde meine Entwickelung systematisch verlangsamen, während der freie Verkehr von Welt zu Welt lehrreicher für mich sein wird als alle Schulen zusammengenommen!“

Und Josephine knüpfte an ihres Sohnes Worte die nicht allzu freundliche Bemerkung: „In eurem Hirn“ (Elvirchen hörte ganz genau, daß zu diesem „Eurem“ hinter ihrer armen alten Person noch immer die schattenhaften von Brömses standen) „knüpft sich an den Seemannsbegriff stets die Vorstellung von einer Bootfahrt in Swinemünde, Misdroy oder Ahlbeck gar, mit einem Segel aufgespannt, heftiger Seekrankheit und zwei Schiffern im Boot, mit Südwester und hohen Schmierstiefeln, von denen die erste Übelkeit der Badegäste stammt; diese Leute sind aber Fischer und nicht Schiffer; echte Seeleute kennt ihr gar nicht, eher schon sieht man sie zum Beispiel in Kiel, in Laboe!“

„Jawohl, Mutterchen,“ bestätigte Walther, „ich erinnere dich an Schlappkohl; ich weiß noch ganz genau, der wollte Tante Veronika heiraten, wie wir alle heißen Punsch tranken, wir mit den anderen Badegästen. Der war dir ein Echter, Tante Elvirchen, er lag sogar mit den Seestiefeln im Bett!“

Über diese plötzlich aufgetauchte Erinnerung an die Kindertage, eine Zeit, in der Herr Schlappkohl zum Prototyp des echten Seemannes in der Kinderseele wurde, mußten alle lachen, und damit war der Bann gebrochen! Der romantische Stoff, das Material zu utopischen Annahmen und Vorstellungen lag ja bei Tante Elvira dicht unter der formellen Oberfläche traditioneller Pflicht und Gesittung, sie ließ sich nur zu gern und überraschend schnell völlig herumreißen, und als sie eine Stunde später die Löckchen zurückstrich und die Hutbänder wieder schloß, trug sie in ihrem sammetnen Ridikule das Maß zum Seemannskostüm für Walther, und anstatt den Abend in die Oper zu gehen, wozu sie schon das Billet hatte, begab sie sich noch in die Kaufläden und wählte ein paar schöne gestreifte, feinwollene Blusenhemden und einen breiten seidenen türkischen Shawl, um den Leib als Gurt zu winden, für Walther aus. Und wiederum am dritten Tage zog die ganze Familie in den Zoologischen Garten, Alwinchen mit einem Korb am Arm, der allerhand Leckerbissen enthielt, die den simplen Kaffee dort illustrieren sollten. Josephine, die fast niemals ausging, genoß diesen Spätnachmittag wie eine Lebenserquickung! Am Arm der alten, nun ganz glückseligen Frau sah sie mit bewundernden Blicken den schönen Liebling unter dem grünen Laub der Bäume vor sich herwandeln: groß, stark und prachtvoll! Über den hellgrauen Beinkleidern trennte die kostbare Schärpe handbreit diese von dem helleren Hemde; sein breiter Nacken war entblößt, und ihn umspielte das wundervolle krause Gelock von dunkelblonden Haaren; ein schottisches Seemannsmützchen saß ihm keck auf dem Scheitel; er hielt die Linke auf die Hüfte gestützt, die Rechte lässig herabhängend; schräg fielen durch die Blätter dann und wann wie Funken die letzten Abendgluten über den schönen Menschen, dann und wann blickte er grüßend zurück, mit dem Lächeln eines Cherubs um die reizend geschwungenen Lippen, und die verjagten Kobolde der Freude saßen wieder in den Grübchen auf Wangen und Kinn.

Plötzlich fühlte Tante Elvirchen, wie die große Frau an ihrem Arm erzitterte, und aufblickend gewahrte sie, wie heftige Gewitterschauer, sich eine Thränenflut aus den starren, weit offenen Augen stürzen.

„Laß mich nur,“ sagte Josephine, „er ist so überwältigend glücklich, er ist so schön und so gut und so romantisch! Theatralisch haben wir ihn herausgeputzt; ohne Frage, ohne Verlegenheit nimmt er alles für gut und richtig von uns hin, wir allein sind seine Welt; und nun treibt ihn das Leben, ach, sein unseliges Schicksal! in die andere, in die fremde Welt hinaus, darin nichts von uns ist als für ihn die Erinnerung! Siehst du, das greift mir so plötzlich ans Herz, als müßt ich diese Erscheinung vor uns für

lange, für immer bewahren, wie irgend ein Heiliges, ein Letztes, ein niemals Wiederkehrendes! Laß mich nur weinen, ich weine aus einem übergroßen Glücksgefühl!"

Dann und wann in dieser umwälzenden, für Josephine so erregenden Zeit hatte sie Konferenzen mit von Linken; auch er hätte viel lieber gesehen, wenn Walther erst den ganzen Schulweg durchgemacht hätte, ehe er einen Beruf ergriff; aber er konnte es dem stolzen Knaben nachempfinden, daß ihm das Zusammensein mit seinen Mitschülern fortan unerträglich sein mußte; eine andere Schule besuchen, hieß nur einen kurzen Aufschub gewinnen; denn die Gerüchte gehen noch immer vor dem Menschen her, und die Schulknaben sind keine Geheimniskrämer von Natur; sie müßten dann schon in eine andere Stadt ziehen, und das konnte Josephine nicht; der Unterricht, den sie an junge Leute erteilte, von dem sie hier den Lebensunterhalt bestritt, paßte nicht in einen kleineren Ort; alle Bedenken mußten doch schließlich schweigen.

Vom Konsulat kam nach fast zwei Monaten erst die Antwort. Josephine hatte ein Ansuchen gestellt, das eigentlich gar nicht in das Ressort dieses Bureaus gehörte, aber man war, durch die merkwürdige, fast gebietende Art, die in Josephinens Schreiben ebenso überwältigend sich auszudrücken verstand, wie sie in ihrer Erscheinungsart lag, sehr gefällig auf ihre Wünsche eingegangen und verwies sie an das dänische Konsulat, wo man für ein Schiff gerade noch eines Schiffsjungen zur Reise nach Rio de Janeiro bedurfte.

Diese Nachricht wirkte so beglückend, als wäre ihnen das große Los zugefallen, und unverzüglich begab sich Josephine mit ihrem Sohne nach Hamburg.

Sie ging auch hier, getreu ihrem eigenen Worte, der Sache groß entgegen.

Mit dem Bestand ihrer sauer erworbenen Barschaft schien sie keine geeignetere Anwendung finden zu können, als ein paar sorglos frohe Tage zusammen mit dem geliebten Knaben zu verleben, ihm vor dem Abschied noch alle seine kleinen Wünsche von den Augen abzulesen und erfüllen zu dürfen. Kleine Wünsche durften es ja immerhin nur sein, denn die Seemannskiste und der Bettsack gestatteten nicht dem Überfluß des Lebens, sich geltend zu machen; aber wie jede echte Seemannsmutter verstand sich Josephine auf die Kunst, durch geschickte Verpackung und richtige Wahl der Objekte die Kiste zum Füllhorn umzuschaffen, in der sogar die Falten der Wäsche noch freundliche Überraschungen bargen.

Nach vier Tagen willkürlichen Umherstreifens ließ sich Walther fest anmustern, und Josephine beschloß, auch das Schiff einer gründlichen Inspizierung zu unterziehen. Es lag im Segelschiffhafen. Seinen schlanken Bau hatten sie beide schon von Wietzel aus beobachtet, wo sie stets das Mittagsmahl einnahmen. Die Ceres lag mit vielen anderen Schiffen aller Flaggen, welche von der Gaffel wehten, in einem Gewirr von Sandkähnen, aus denen ihnen die Ballastladung zugeführt wurde; großartig und malerisch lag dies Bild auf der breiten Wasserfläche: wenn der gelbe Sand sich aus dem Ladetopf ins Großluck ergoß, erglänzte er mitunter blitzartig unter der Sonne wie funkelndes Gold. Und Josephine, die am Zaungelände stand, den großen Sohn zärtlich im Arm, der ihr schon bis zur Stirn reichte, blickte hin und her, von seinem strahlenden Angesicht zu der rastlosen Beweglichkeit dort unten, von der doch kein Ton hier hinaufdrang; hier lag nun seine Zukunft — verlief sie arm wie dieser gelbe Sand, oder erstrahlte auch ihm die alles vergoldende Sonne des Glückes? Glück?! Ach, nur ein täuschendes Moment wie hier vor ihnen — und doch so heiß ersehnt vom Menschenherzen!

Sie nahmen Abschied von dem freundlichen Wirtshaus, in dem sie hoch oben frei und fürstlich ihre Mahlzeiten eingenommen hatten, und begaben sich hinab an das alte Fährhaus, betraten auch die Restauration, denn sie wollten alles recht genau zusammen kennen lernen, später gab das immer Gelegenheit zu Anknüpfungen.

Das alte viereckige, pavillonartige Gebäude, halb glasumkleidet, war innen dunkelbraun verräuchert; das große Gemach angefüllt mit Seeleuten, vom Bootsführer bis zum Kapitän. Lotsen im blauen Jäckert mit blanken Knöpfen; alte holländische Teerjacken, aus ihren langen weißen Thonpfeifen ernsthaft rauchend; Gruppen von lebhaft ge-

stikulierenden Italienern; an kleinen Tischen hastig Speisende; ein summendes Sprechen von allen Seiten, das doch niemals ganz laut wurde. Gott weiß, woher diese Rücksicht stammte; man sagte, der alte Wirt habe sie sich mit dem Reethstock ein für allemal verschafft, aber ihr verdankte das Lokal eine gewisse bürgerliche Haltung, die es anständig dastehen ließ.

Josephine und ihr Sohn kamen von einem reichlichen Diner. Die gebackenen Schollen bei Wietzel haben ja ihren Weltruf! Heiße Hummern und Aal in Gelee, ein Fischragout en coquille, kurzum, mit dem, was dies gute alte Wirtshaus an der Elbe bietet, kann es sich dreist an Güte dem Greenwich fishdinners an die Seite stellen — freilich nicht auch an Auswahl.

Halb im Scherz bot Josephine Walther noch einmal einen Imbiß an, und ganz strahlend in Lebenslust meinte er: „Ein Beefsteak, Mutterchen, das wäre nicht zu verachten!"

Belustigt bestellte sie nach seinem Wunsch, und ohne Zögern erschien eine Portion, fast so groß wie der Teller selbst, mit großen Zwiebelringen hoch dekoriert! Hier war der Zuschnitt dem Appetit der Besucher angemessen. Es handelte sich ja auch in der Hauptsache um die, welche heimkehrten, und denen das frische Fleisch nach langer Entbehrung ein Labsal war, auf das sie sich gierig stürzten. Und Walther aß mit der Umsicht eines Eßkünstlers, wie ein rechter und echter Großjunge! Seine Mutter sah ihm mit glänzenden Augen zu, dann und wann schob er ihr, trotz der Abwehr, einen Bissen in den Mund. Sein hübsches erhitztes Gesicht umrahmt vom blonden, ganz krausen Gelock, die großen schimmernden Augen manchmal voll innigster Liebe auf seine Mutter richtend, dann sich umblickend nach der Stelle, wo sein Schiff lag — ihr griff es mit einemmal so wundersam ans Herz, daß sie hätte weinen mögen vor Freude und Schmerz.

Auch den Anwesenden boten die beiden ein besonderes Bild, und man betrachtete sie genau; aber es war nicht schwer zu erraten: „Wieder eine Mutter, die ihren Sohn hinausführt — wie sie sich lieben, diese beiden!" Seeleute, auch die allerrohesten, begriffen diese Situation und achteten in ihr den Ernst und die Gefahr, die unter der heute noch lachenden Gegenwart lauert.

„Mutterchen chérie, nun aber bin ich wirklich satt!"

Sie standen auf und begaben sich an die Anlegepier, wo in langen Reihen, Bord an Bord, die Jollen lagen mit ihrem Führer, der nur selten darin saß, sondern in einem Knäuel von seinesgleichen sich am Bollwerk hin und her schob, das große Wort führend, oft auch Lärm machend, Zank und Streit — eine schlimme Gesellschaft. Sofort umringten sie Josephine, ihre Hilfe anpreisend. Da sah Josephine, allen abgewendet, mit dem Rücken gegen das Wasser, am Fuß einer Barke einen alten Mann sitzen, das Gesicht von dichtem Haar schneeweiß umschlossen. Sie trat auf ihn zu und ersuchte ihn um Führung.

„Kiek," sagten die Schiffer, „se nimmt sick den ollen Kaptain!"

Wie er aufstand, lang und hager, in einem dunkelbraunen Rock, lüftete er seine Mütze höflich, aber er sprach nicht. Er sah aus wie ein Herr und hatte sichere und bewußte Bewegungen, wie er ihnen voran hinabschritt und ins Boot trat, wie er der Dame die Hand reichte und ihr zu sich hinein in die sauber gestrichene Jolle half.

Von oben herab lachten einige rohe Patrone, aber andere dämpften mit deutlichem „St!"

„Zu welchem Schiff wünscht Madame?"

„An die Ceres; dort warten Sie wohl und nehmen uns wieder zurück."

„Ich danke, Madame!"

Er schwieg, und sie las von seinem Gesicht, daß er nicht reden mochte. Seine festgeschlossenen Lippen hatten strenge Linien, das schöne, klare Gesicht nachdenksam, die Augen traurig; sie sah, er war ein Gescheiterter auf der Fahrt des Lebens, das ihm nun Zeit gegeben, darüber nachzugrübeln.

Sie gerieten alsbald in die Umdrängung der Ladearbeiten, und der Weg zur Ceres schlängelte sich kunstvoll zwischen Kähnen und Schiffen durch, und die Kahnführer zogen alles in den Bereich ihrer drastischen Bemerkungen.

„Sieh mal, eine Dame mit ehr lütt Lockenpopp!"

„Du, is dat nich Eugenie mit ehr lütten Lulu?“

„Nu geiht de Olsch an Burd. Na, de Oll wart woll all äwer alle Barg sien! De is lang von Burd!“

Josephine lächelte. Und doch fühlte sie, wie nach Volksbegriffen die Frau eine unangenehme Aufpasserin sein muß, und dem Manne immer gegönnt wird, daß er sich „ihren Überraschungen“ schon entzogen haben möchte.

Sie sagte darum zu Walther: „Gottlob, daß du kein Mädchen bist! Noch eines dieser unzulänglichen Geschöpfe mehr, würdest du dich biegen und fügen müssen. Nun ist die ganze Welt dein, und deinen Platz darin kannst du dir nun allein schaffen.“

Sie riemten an der Steuerbordseite des Schiffes vorbei, wo der Ballastkahn und der Ladekran lagen, bogen unterm Bug vorüber an die Backbordseite; am Fallreep stand oben ein Mann, die Hände in den Hosentaschen; er war alt, und doch flink in allen seinen Bewegungen, beugte sich über die Reeling und sagte: „Guten Tag, Kapitän.“

Der im Boot hatte die Riemen eingelegt und griff nun, indem er mit den Füßen das Boot dirigierte, in die Rüsten.

Walther sprang voran und war seiner Mutter behilflich; sie folgte ihm aber ganz rasch und selbständig. „Laß mich nur, ich thue das besser ohne Nachhilfe!“

Wie sie die festen Planken betrat, war sie so schön und so besonders stattlich, daß der Alte sich entschloß, die Hände aus den Taschen zu ziehen und an seine Mütze zu greifen. Sie fragte, seinen Gruß mit einer pompösen Verneigung erwidernd: „Der Herr Kapitän?“

„Nein, Madam, Kapitän ist an Land. Ich bin Steuermann.“

Er sprach mit ganz dänischem Dialekt.

Mit ihrer königlichen Armbewegung schob sie Walther vor: „Mein Sohn, Herr Steuermann. Er kommt morgen früh an Bord mit Sack und Pack. Ich wollte mir nur das Schiff ansehen — wenn Sie erlauben!“

Dies „erlauben“ hatte einen so hoheitsvollen Klang, daß der alte Mann ordentlich in Devotion erstarb, als er ihr erwiderte: „Bitt schjön, bitt schjön! Ist nur alles noch sehr schjmutzig und desparat, weil morgen erst gereinigt wird und noch nicht Leute am Bord. Nur der Leichtmatrose, der am Sandtopf steht. Ich bitte — ich werde Sie führen.“

Sie musterte nur flüchtig Kajüte und Kammern auf dem Achterdeck, ihre Interessen lagen hier nicht. Da war zuerst die Kambüse zu betrachten, mit der ganzen schwärzlichen Hinterlassenschaft des Kochs; daneben die Kammer für die Handwerker; die Sägen und langen Bohrer des Zimmermanns, die Hammer und Zangen; Bleistangen und Lötekolben des Klempners, Nadeln, große lederne Nähringe für die bedächtigen Hände des Segelmachers; an den Wänden hingen auch farbige Laternen. Es roch hier so recht nach dem Schiff. Die dritte Thür gehörte zum Logis, und das war die Hauptsache für Josephine; da waren zur Linken die Kojen ringsum, davor die Plätze für die Kisten; in die Wände gelassen die Wandschränkchen.

„Hier, mein Sohn, wirst du schlafen und hier wird deine Kiste stehen, und hier ist dein Schrank.“

Es war nur ein Raum von anderthalb Fuß im Geviert; an der Innenseite der Thür klebten noch ein paar Bilder, wie sie in den Läden auf Schokoladen oder Seifen zugegeben werden; auch Namen waren hineingeschnitten; es waren die leicht verständlichen Zeichen des Kindersinnes, mit dem so ein junges Blut, plötzlich losgerissen von Heimat und Gespielen, seine Heimgedanken in dem einzigen ihm nun zugehörigen Versteck ausdrücken kann. Josephine sah lange in dies Stückchen Welt hinein; sie nahm eine schöne weiße, duftige Nenuphar aus dem Gürtel, die ihr Walther vorhin aus einem Blumenladen geholt, küßte sie und legte sie auf den Boden des Schränkchens. „Hier hinein thust du doch deine Schreibmappe und Briefe; oben darüber kommt wohl dein Eßgeschirr!“

Er schlang wortlos den Arm um ihren Hals, und so standen sie ein Weilchen und betrachteten stumm den Vorderraum mit seinem Eßtisch und den Bänken, alles vom Gebrauch mahagonibraun und blank wie poliert. An den Wänden ringsumher Namenszüge, vereinte Hände, Herzen — und auch recht rohe Scherze.

Und dies war nun seine neue, so heiß ersehnte und doch nur aus der Not des Herzens erwählte Heimat.

Ihr helläugiger Knabe las in ihrer Seele, und als ob er den wehen Aufschrei in ihrem Herzen ersticken müsse, sagte er in sanftem Tone: „Es ist eine Werkstätte wie alle anderen auch, mein Mutterchen. Draußen ist dafür das herrliche Meer und das unermeßliche Himmelsgewölbe. Davon haben die anderen nichts, sie sitzen in den engen Häusern und den staubigen Straßen jahraus jahrein, und hier wird die Brust weit in Luft und Sonnenschein. Sieh, auf einer Stelle kann auch der reichste und vornehmste Mensch nur sitzen. Ich kann mir ja auch ein kleines perlengesticktes Kissen auf die Bank legen, wenn dich der Gedanke beruhigt, mein Mutterchen!"

Sie lachte ihm zu Gefallen, aber in diesem Augenblick versank erbarmungslos die Couliſſe aller täuschenden, romantischen Vorstellungen, und das große Unglück ihres Lebens, die grausame Härte des Schicksals gegen den armen, herrlichen Jungen, lag in häßlicher Wüstheit vor den Augen der unseligen Mutter.

Der alte Mann wartete abgewendet in der Thür und blickte hinaus. Er verstand nicht alles, hatte wenigstens keine Erklärung für die Worte des Knaben, aber er dachte erfahrungsmäßig: „Wird wohl so ein überspannter Streich aus dem Binnenlande sein! Eine ordentliche Seetour, und die Landratte springt jammernd und heulend von Bord!"

Josephine trat nun langsam auf das Deck zurück und bat, dem Laden zusehen zu dürfen. Der Mann am Sandtopf war in Schweiß gebadet; er war noch sehr jung, vielleicht neunzehn Jahre alt; aber sein Gesicht, obgleich schön und kräftig geschnitten, hatte einen zugleich boshaften und verlebten Ausdruck. Wenn der Sandtopf vom Block am Großmast herab in seine Griffweite gelangte und zum Ausstürzen überholte, fluchte er ein ganzes dänisches Register ab. In der Pause sagte er grob: „Ja, steh nur und sieh zu, das kann ein jeder! Aber hier stehen und für drei Groschen extra die Stunde sich den Bast von den Händen und die Pust aus der Brust abrackern — das braucht wohl solch zartes Bürschchen nicht! So einer hat kein Mark in den Knochen!"

Walther trat dicht an ihn heran und sagte: „Du, laß mich auch mal die Streusandbüchse umkehren, ich thu dir mal wieder einen Gefallen!"

Sie hievten vom Kran aus mit dem Drehrad den vollen Sandtopf, und mit fester Hand ergriff ihn Walther mit der Linken am Henkel und stürzte ihn mit der Rechten über.

„So, Mutterchen, die erste Arbeit hab ich unter deinen Augen gethan. Sollst nur sehen, ich mache dir keine Schande."

Und Josephine, mit dem Anstand einer Königin entnahm sie ein Zehnmarkstück ihrem silbernen Gliederbeutelchen und reichte es dem künftigen Kameraden ihres Sohnes: „Für einen frischen Trunk nach der sauren Arbeit!" Sie verneigte sich vor dem frechen, unangenehmen Patron, der in Verlegenheit seinen Strohhut lüftete und ordentlich einen Kratzfuß machte. Von diesem Augenblick an hüllte sich um Walther das Mysterium unermeßlichen Reichtums und selbst für die wenigen, die den Taufschein kannten, die fabelhaftesten Annahmen über eine hochvornehme Geburt.

Nun sprach Josephine noch freundliche Worte zu dem alten Seemann, indem sie ihm ihren Sohn von Herzen empfahl. So hoheitsvoll ihr Gebaren auch war, es verhinderte sie niemals, hier am wenigsten, so warme Worte zu sprechen mit so innigem Tone, daß sie unwillkürlich die Herzen rühren mußte. Jedenfalls war der alte Steuermann ganz überwältigt von der Schönheit und Vornehmheit dieser prachtvollen Gestalt vor ihm, daß er schon darum seine Hand dem Jungen auf die Schulter legte und gleichsam für ihn eintretend sagte: „Na, wir werden schon ein rechter Seemann werden und machen Frau Muttern Freude!"

Wie sie schon wieder am Fallreep stand, ergriff Josephine eine ihr sonst fremde Regung der Neugier und sie fragte den Alten: „Sie nannten unseren Bootsführer auch Kapitän, wie die Leute am Strande auch; ist er ein Kapitän?"

Der Alte nickte und sagte ganz leise: „Er war Kapitän und sehr reich. Als Schiffsjunge fuhr ich mit ihm. Unterwegs ging

seine Frau durch ein Unglück über Bord, und noch einer — das Boot kippte über. Es war seine letzte Reise, er hat alles an die Armen gegeben, und seitdem ist er so wie jetzt — Jollenführer!"

„Wer war denn der andere?"

„Ich weiß es nicht, ich war so jung. Es hieß damals, sein bester Freund!"

Indem sie ins Boot niederstieg, kombinierte sie die losen Fäden der furchtbaren Tragödie im Leben des alten Mannes zu einem schrecklichen Geheimnis, das ihn isoliert hatte, mitten in der Fülle der Jugend. Sie sah ihn prüfend an, das unerbittlich ernste Gesicht und doch so todtraurige Augen! Und so sah er aus seit der Knabenzeit jenes alten Steuermannes, das lange, öde und zertrümmerte Leben mit einer Sklavenkette der Erinnerung hinschleppen müssend über Menschenalter und noch ein Menschenalter hinweg, auf den Tod harrend, der ihn vergessen hatte oder immer noch zu den Sonderzwecken des Lebens aufbewahrte.

Die Sonne sank soeben, und der flammende Abendhimmel spannte sich mit roten Reflexen um den Wald von Masten, um die schweren dunklen Körper der Schiffe, über die ihm zugewendeten Gesichter. Es wurde plötzlich Abendstille; auch der alte Jollenführer riemte lautlos den wirren Weg bis an den Strand zurück.

Josephine wagte nicht ihm mehr zu geben als den bescheidenen Preis, den er zu fordern hatte. Aber sie dankte ihm wie einem Herrn mit ihrer huldvollen Art, und er verneigte sich gleichfalls.

Mutter und Sohn wandelten noch ein Weilchen am Ufer umher, bestellten sich den Mann, der am anderen Morgen früh die Sachen des jungen Seemanns vom Hotel aufs Schiff befördern helfen sollte, und kehrten endlich in ihr Hotel zurück, beide schweigend und nachdenksam den Weg verfolgend, nur dann und wann drückten sie sich den Arm und wendeten im Schreiten die Gesichter einander zu, das Herz voll banger Liebe, die aufsteigenden Thränen zurückhaltend. Ach, Scheiden ist so bitter, so bitter schwer!

Es war nun alles vorüber. Sie hatte ihn an Bord geleitet, hatte noch stundenlang im Boot gesessen, ein wenig abseits, nur so, daß sie sehen konnte, wie die Segel angeschlagen wurden, der Klüverbaum herausgebracht, während schon der Lotse am Bord war und der Schlepper sich zum Hinaustauen in Bewegung setzte. Sie hatten miteinander verabredet, sich nicht mit dem Tuch noch einmal die letzten Grüße zuzuwinken, er sollte nicht geneckt werden. Langsam, stattlich zog das Schiff davon. Und nun war es fort — und alles vorüber!

Ihre hohe Gestalt sank zusammen, wie der so standhaft und mühsam behauptete Mut. Hätte sie doch hier in dem kleinen Boot so weitersitzen und warten können, warten und warten! Denn dies gluckende, schimmernde, rinnende Wasser trug auf seinem unverläßlichen Rücken ihr Leben dahin, ihr vergangenes, gegenwärtiges und zukünftiges Leben! Nur ihn, nur ihn hatte sie sich retten können! Alle Erinnerungen sonst an einstmaliges Glück, an stolzes Beginnen und köstlichen Besitz, weckten ihr einen Schauder des Abscheus, eine qualvolle Beschimpfung, die ihr immer noch das Blut heiß in die Wangen trieb!

„O, mein Gott, hier so sitzen bleiben können und die Zeit vergessen, warten und warten!"

Wie sie es laut dachte, wendete der Alte sein Gesicht mit den unzähligen gramvollen Falten ihr zu und sagte leise: „Darum ist das letzte Haus so klein und eng und liegt so weltab, da kann man's — sonst nicht! Wohl Ihnen, daß Sie noch warten können und dürfen!"

„Und Sie, lieber Kapitän, hat denn nicht ein jeder Mensch noch immer einen Wunsch, oder eine Arbeit vor sich, und ist es nicht eines jeden Schicksal, daß er nie fertig wird?"

Er riemte rasch dem Ufer zu und sagte stockend: „Ich bin ein Gezeichneter, ich habe keine Arbeit vor mir, seit mehr als fünfzig Jahren!" Schweigend schieden sie voneinander.

Innerlich und äußerlich wie zerbrochen kehrte sie heim; wie man vom Kirchhofe zurückkehrt, dahin man sein Teuerstes gebettet hat, und sein Haus nun erst verödet findet, so stieg sie hoffnungslos die Stufen zu ihrer Wohnung empor.

Sie saß am liebsten still da, die Augen

gesenkt, diese Augen, die so lange Jahre weit offen hinausgestarrt hatten, immer suchend, immer horchend, immer hoffend!

Etwas in ihr, der ganze Elan ihrer Jugendkraft, die bewußte Auflehnung gegen ihr Unangenehmes oder Widerstrebendes, die sie oft im Ausdruck und in der Bewegung heftig, ja zuweilen sogar in kurzer Raserei sich vergessen ließen, dies lebensprühende Etwas in ihr war zerbrochen, und die nackten Thatsachen, plötzlich aller phantastischen Verschleierung beraubt, standen ihr deutlich vor den Blicken.

Ihre Mittel waren nun gänzlich erschöpft, sie hätte arbeiten sollen, aber sie konnte nicht; verlegen und betrübt blieben ihre Schüler allmählich aus, des vergeblichen Kommens endlich müde. Sie kümmerte sich um den Haushalt absolut nicht mehr; Alwinchen hatte der Schreibtischschatulle die letzten Groschen und Thaler entnommen; ohne Zögern nahm sie nun von der eigenen Barschaft; aus dem Nachlaß ihrer rasch hintereinander verstorbenen Eltern war ihr nichts verblieben, Krankheit und Beerdigungen verschlangen sogar zumeist die kleine hübsche Einrichtung, aber Alwinchen stand sich gut bei ihrer Herrin, sie war sparsam, und ihre Häkelarbeiten waren ein angenehmer Nebenverdienst.

Mahlzeiten nahm Josephine nach Laune ein; manchmal befahl sie Kaffee mitten in der Nacht, während sie am Tage nichts genossen hatte; sie lag wieder auf der Couchette stumm und bewegungslos, wie eine Schwerkranke.

Einen Tag um den anderen kam nach wie vor Tante Elvira. Anfänglich verlegen und verdutzt wie die Schüler, war sie bald zu dem, was sie als ein heilsames Princip für notwendig erachtete, übergegangen: sie ignorierte den Zustand dieser zermalmenden Apathie, kam heiter lachend, kleine Neuigkeiten und Anekdoten plaudernd, die sie mit lauter Stimme, als hätte sie eine Schwerhörende vor sich, verausgabte. Diese Stimmung par force hatte aber doch ein Gutes: Elvira brachte die Leckerbissen, die früher Walther gegolten hatten, nun für Josephine mit; Alwinchen kam mit Tellern und Gläsern, und Josephine wurden die Bissen gewissermaßen in den Mund geschoben.

Diese kleinen Scenen der Liebe und treuen Ergebung waren wahrhaft rührend, wiewohl sie scheinbar ohne weiteren Einfluß blieben.

Eines Tages, da Tante Elvira ihre Mission erfüllt hatte, und Alwinchen mit dem geleerten Service abzog, erhob sich die alte Dame, und indem sie die Locken zurückstrich mit ihrer noch immer schönen schmalen Hand, an der schöne altmodische Ringe blitzten, sagte sie etwas weniger laut: „So ein gutes, gutes Kind, diese Alwine! Welch ein Segen ist sie doch für dich, und wie sie arbeitet — sie zeigt mir zuweilen ihre Häkeleien; sie schläft wohl kaum sechs Stunden, um so arbeiten zu können. Sie arbeitet ja aber auch für euch beide!"

Wie gepeitscht fuhr Josephine auf; Elvira aber sprach weiter: „Dreimal ist übrigens Herr von Linken jetzt abgewiesen — wenn du absolut gleichgültig der Sache Bärenburg gegenüber dich verhalten willst, vergiß nicht, daß du Walther der letzten Möglichkeit beraubst, durch ein, wenn auch nur kleines Vermögen, an das er doch vollen Anspruch hat, einmal empor zu kommen! Und nun: Gute Nacht, liebes Herz! Auf Wiedersehen übermorgen, wie Gott geben mag!"

Sie zog sich nun ohne Weiterungen zurück, schellte Alwine herbei und ließ hinter sich abschließen, Josephine so jeder Antwort überhebend. Sie kannte sehr genau die brüske Natur ihrer Nichte, die mit dem schönen Erfahrungssatze in medias res niemals paktieren konnte; und das war in diesem Falle sehr gut.

Josephine schüttelte sich, reckte die Arme aus und fuhr sich mit beiden Händen in die Haare, die wie eine verwilderte Mähne ihr Gesicht umrahmten; sie war immer noch eine imponierende Schönheit, am wirkungsvollsten in extremen Erscheinungsmomenten, wie eben jetzt, dramatisch und ergreifend. Alwinchen stand verschüchtert an der Ausgangsthür nach dem kleinen Korridor, aus welchem Elvira sich fortbegeben hatte; sie fürchtete nun das Zimmer zu durchqueren, um in ihr Küchendomicil gelangen zu können, und angstvoll sah sie dem Erwachen der Löwin zu; die Hände wie im Gebet verschlungen, murmelten ihre Lippen unhörbar: „Gott sei Dank, Gott sei Dank!"

Laute Klagen, sehnsuchtsvolle Rufe, und

endlich eine Flut von wilden Beschimpfungen und Flüchen, dann wieder Klagen, dann dieselben sehnsuchtsvollen Rufe nach Mann und Kind, und endlich die erlösenden Thränen; erst durch diese hindurch gewahrte sie das junge Mädchen, dessen Anblick ihr eine Beschämung hervorrief, wie sie sie noch nie empfunden! Es war ein hübsches Mädchen mit großen ausdrucksvollen Augen, einem schwellenden Lippenpaar über köstlichen Zahnreihen, die mittelgroße Gestalt zart und reizend, ein Mädchen, zum vollen Genuß des Lebens berechtigt und lockend, und doch so fromm, so keusch und treu, so opfermutig in seiner Verlassenheit und Einsamkeit; es empfing nie eine Zärtlichkeit, erfuhr nie eine Rücksicht noch Fürsorge, hatte in den knospenden Jahren seiner Jugend Vater und Mutter zu Grabe getragen, in den langen stillen Nächten des Alleinseins heiße Thränen geweint und am Tage still und gefaßt seinen Dienst versehen. In solchen Zeiten hatte Josephine sie manchmal betrachtet und Gleichnisse gezogen. Waren die Empfindungen dieses vierten Standes abgestumpft, der, im Kampf ums Dasein ringend, keine Zeit hat, zwischen Arbeit und Erschöpfung seine Kümmernisse zu zergliedern, seine Leiden und Schmerzen warm zu halten, zu pflegen und groß zu ziehen, oder waren sie niemals erwacht und entwickelt? War außer der Bildung des Geistes auch das Bilden und Erziehen des Herzens und Gemütes so ausschließlich das Vorrecht der oberen Stände? War denn dieses Vorrecht nicht ein Fluch, der tausend Segnungen aufhob? Ja, ja, Ausgleich, Ausgleich ist alles im Leben! Sieh nur einer recht hin: je mehr das Tier aus dem Menschen getrieben wird, je empfindlicher zu tragen bleibt der Erdenrest — „und wär er von Asbest, er ist nicht reinlich!“

Luise Mühlbach sagt in den Memoiren eines Weltkindes: „Wer die Menschen kennt, muß sie verachten, und wenn er es vermag, sie strafen.“ Ja, das mag die Grundlage für das Strafgesetzbuch sein, dessen Inhalt: Betrachtung, Annahme, Bestimmung unpersönlich aburteilt und außerhalb der Menschlichkeit steht; denn die Menschlichkeit soll erziehen, nicht strafen!

Und Josephine wußte von sich, daß sie die Menschen verachtete, die ganze große Masse mit ihren erlogenen Institutionen und Gesetzen! Alles ist auf Täuschung errichtet und läuft auf Täuschungen hinaus! Strafen also, welch ein Widerspruch! Wer verachtet, straft nicht. Josephine hatte immer ein kleines komisches Lächeln allen Unthaten gegenüber, nicht ganz frei von Bosheit. Es war ja auch immer nur die zufälliger- oder unfälligerweise aufgedeckte Wahrheit, der man sofort das Büßerhemd überwarf; daneben wickelte sich in die purpurumsäumte Toga noch immer Pilatus und fragte: Ist es dieser? So war es und so wird es sein, bis der letzte Mensch seinen Eintagsfliegenleib hinstreckt und das ungeheure Drama abschließt.

Josephine, die feine, die verwöhnte, die raffinierte Lebenskünstlerin, die keinem auf sie bezüglichen Vorgang das Woher, Wohin, Wozu? in subtilster Feinheit ausklügelnd erließ, hatte doch seit Jahren sich gewöhnt, über dies Kind hinwegzusehen, als wäre es nicht weniger noch mehr, als vielleicht das bezahlte Weißbrot, das täglich ins Haus gebracht wurde.

Plötzlich entzog sie sich nicht mehr einer tiefen Beschämung, die sie seit langer Zeit von sich gewiesen, denn den immer offenen Augen ihres klaren Denkvermögens war die tägliche Erscheinung dieser schweigsamen, unverbrüchlich in der Pflicht ausdauernden Person schon oft wie eine Mahnung vorübergeschwebt.

Es war eine tiefe und aufrichtige Beschämung! Unter sich liebten sie früher über Alwinchen zu scherzen; da hieß sie in der Intimitätssprache bald der Häkelhaken, bald die Spitzeder, bald die Fadennudel, und wenn Alwinchen begriff, daß es auf sie gemünzt war, lief sie errötend in ihre Küche, und von dort hörte man ihr feines surrendes Lachen; und diese bezahlte Freundin ihres Kindes — nun war sie nicht einmal mehr die Bezahlte, sondern die Zahlerin.

Josephine sank auf die Couchette zurück, verbarg einen Augenblick das Gesicht in den Händen und sagte in ganz leisem Ton: „Alwine, ich danke dir für alles, ich danke dir von Herzen, auch in seinem Namen, in Walthers Namen! Und nun leg meine Kleider zurecht, ich muß gleich ausgehen!“

„Gott sei Dank, Gott sei Dank!"

Alwine sagte es nun so laut, daß Josephine es hörte. „Wofür dankst du Gott?"

„Weil nun alles gut wird; Vater sagte immer: ‚Det hilft doch allens nich, so wat muß durchgeholt werden!' Und nun ist es durchgeholt! Unsereins braucht dazu nicht so viel Zeit, denn die haben wir nicht; die arme Gnädigste hat darum sich so lange mit's Durchholen quälen müssen."

Und Josephine, die nun wiederum aufgesprungen war und sich in ihr Schlafzimmer begab, um Toilette anzulegen, sprach mit sonorer Stimme und dem Aplomb tiefer Erkenntnis: „Ja, ja, Alwinchen, Gott giebt mir durch dich eine direkte Lehre: Selig sind, die da geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr. Und ein Schäfer hat einmal zu einer Fragerin gesagt: ‚Sind Sie so dumm, daß Sie immer denken müssen?' aber er war kein biblischer Hirt! Gott sei Dank, daß du nicht dagesessen hast mit den Händen im Schoß und nachgedacht! Es giebt noch einen Bibelspruch, für diesen Fall lehrreich für dich und mich: Ihr seid das Salz der Erde; wo nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen?"

Und Alwinchen sagte mit leisem Kopfschütteln: „Ja, das weiß ich auch nicht!"

Sie sah aber so reizend in diesem Augenblick aus, daß Josephine an das Gesicht des Knaben Johannes erinnert wurde, wie er neben der Madonna della Sedia steht, und sie setzte die biblischen Citate fort und sagte: „Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel! Ja, ja, Alwinchen, ich glaube, du bist wirklich ein Kind Gottes!"

Und prompt entgegnete die Kleine: „Ja, das hoffe ich doch auch!"

Josephine, die nie einer ergriffenen Sache oder Angelegenheit indolent gegenüber bleiben konnte, begab sich im Sturmschritt zu Linkens.

„Denn," sagte sie zu dem feinlächelnd vor ihr stehenden Advokaten, „meine Angelegenheit paßt nicht in Ihr Bureau. Schreiber oder sogenannte Geschäftsführer sind mir zuwidre Menschen, immer hochnasig und unverschämt in ihrer Halbbildung; erhorchen, was sie nicht ohne eigenes Zuthun erfahren sollen, und sind für alle bösen Niederschläge die Infektionsträger; und darum bitte ich Sie um der alten Freundschaft willen, unsere notwendigen Unterhandlungen von hier aus einleiten zu dürfen."

Josephinens Geldfrage stand schlecht, ganz so schlecht, wie seine Meinung in dieser Hinsicht Linken beim Tode Bärenburgs seiner Schwester ausgesprochen hatte. Er liebte es, als ein kluger Mann stets die Rückzugslinie zu bedenken und nie optimistisch ins Blaue zu hoffen. Freilich wünschte er gleichzeitig, wie auch hier, doch unversehens vielleicht auf wirkliche Menschen mit Gerechtigkeitssinn stoßen zu können, und er war weniger enttäuscht als sittlich deprimiert und moralisch gekränkt, da sich Melanie sowohl wie ihr Schwager Otto Bärenburg als rücksichtslose Egoisten und habgierige Geschäftsleute vor ihm entpuppten, sich jenes Nimbus entkleideten, den besonders die Frau so sympathisch um sich zu drapieren verstanden hatte. Ach ja, diese sittenreinen, vorwurfsfreien Frauen, diese Salonheiligen mit den sanften Duldermienen, die nie Pardon zu nehmen brauchen, sie geben auch keinen! Und wo sie Wohlthaten üben, suchen sie sich die Bedürftigen mit tadelloser Führung heraus. Gott sei Dank, daß auch sie betrogen werden, sonst könnte das Elend in seinem noch schrecklicheren: der Schuld, nicht einmal mehr betteln gehen!

„Wenn Sie nur," drang im Verlauf der Unterredung Linken auf Josephine ein, „sich entschließen könnten, Briefe herauszugeben, die auf die Geldfrage irgend welchen Bezug haben; ich könnte aus ihnen eine wirksame Handhabe der Frau gegenüber herausklügeln. Klar, klar ist die Sache ja vollkommen, aber was kann man machen? Das, was das Gesetz von einem Vater verlangt, für ein ungesetzlich ihm gehöriges Kind auszuzahlen, das ist nachweislich tausendfach geschehen, dafür sind die Anweisungen gebucht, die Ihnen wurden. Und stünde davon nichts in den Büchern, verlangten wir nur die Alimente, sie sind nicht der Rede wert; es handelt sich da immer nur um ein paar hundert Mark. Denn das müssen Sie ja wissen: die Frau ist rechtlos in unserem Staat, und was vielleicht in fünfzig Jahren anders liegt, das ist heute für uns gänzlich ohne Nutzen!"

„Jawohl, ich weiß! Aber Steuern, die drückt man von den ärmsten Frauen heraus, die Witwe oder Verlassene, die sich und ihre Kinder mit der Hände Arbeit durchbringen muß, die kennt der Staat plötzlich und kümmert sich um ihr schwer Erworbenes! Zum Steuerzahlen zieht man auch die sonst inferior geschäftlich gestellte Frau gewissenhaft heran! Augenblicklich könnte ich selbst diesem ehrenden Vertrauen des Staates nicht nachkommen; ich habe nicht gearbeitet, folglich bin ich mittellos!"

Er bot ihr Vorschuß an, aber sie lehnte ihn ab.

„Ich muß Sie also bitten, Gnädigste, stürzen Sie Ihr Archiv um, lassen Sie nicht das gering erscheinende Fetzchen Papier ungeprüft, wo nur immer das Wort Geld, sei es mit oder ohne Zahlen, steht, Sie müssen es mir geben! Ich müßte Melanie ganz verkennen; jeder Beweis, daß Hermann Bärenburg die Zukunft seines Sohnes sichern oder Ihnen selbst Zuwendungen hat machen wollen, wird für sie eine Mahnung aus dem Grabe sein, und sie wird eine Pflicht darin finden, den Willen ihres Gatten auch über das Grab hinaus zu erfüllen. Lassen Sie also um Ihres Sohnes willen jede Rücksicht fallen, verwerfen Sie für ihn und um ihn alle idealen Ansichten über die Unkäuflichkeit Ihrer gebrachten Opfer; die dankt Ihnen doch niemand — also um was zaudern Sie?"

Sie sah immer still vor sich, endlich sagte sie: „Und es ist doch gemein, es ist so weit ab von dem göttlichen Gnadengeschenk jener erhabenen Liebe, die gab und nahm und Seligkeiten schuf!"

Ungeduldig trommelte er mit den Fingern auf der Tuchplatte seines Schreibtisches; sie erhob sich, da sie seine gefurchte Stirn sah, und sagte: „Nun ja, ich werde Gold zu graben versuchen; es würde mir leichter sein, müßte ich es mit Hacke und Spaten unter glühender Sonne thun."

„Es ist auch eine Pflicht, und gegen die sperrt sich immer der sogenannte frei geborene Mensch!"

„Nein," sagte sie, „eine Pflicht ist es doch wohl nicht, es ist eine Handlung der Vernunft, die diese Art von Erpressung raten darf; das stolze Herz müßte sagen: sie mögen ihr Geld behalten, sie lieben es über alles, und ich, ich verachte es."

„Sagen Sie für sich, was Sie wollen, aber für den Jungen fordern Sie, unbeschränkt durch falsche Scham, was Sie immer nur fordern können!"

Wie sie fort war, mit einem so eiligen Rückzug, als könne sie die Luft hier nicht mehr atmen, sagte er zu Ina: „Siehst du, so verpaßt man den Sabbath seines Lebens; diese Frau ist die einzige Frau, die zu mir gepaßt hätte; warum habe ich sie nicht treffen dürfen, ehe das Unglück über sie hereinbrach!?"

„Dich, mein Lieber, hätte sie wahrscheinlich niemals geliebt. Man sagt, es sei das Schicksal großer Frauen, daß sie minderwertige Männer lieben müssen; wo blieben sonst die Konflikte, wo kämen sie überhaupt her?"

Josephine begann, sobald sie in ihre Wohnung zurückgekehrt war, die Schubladen und Fächer ihres Schreibtisches zu durchsuchen und aus allen Verstecken die Bündel dieser seitenlangen Briefe herauszunehmen; da war alles wohl geordnet und bewahrt, kein Zettelchen verloren, das dermaleinst einen Blumengruß, eine reiche Kostbarkeit, einen Leckerbissen begleitet hatte. Nach ihren Jahrgängen waren diese Päckchen geordnet. Aus jeder Umschnürung, die sie löste, fiel ein für sie besonderer Zeitabschnitt heraus, es waren die folgerichtigen Scenen und Akte ihres erschütternden Dramas. Da waren auch die Zeilen beschämender, angstvoller Pein — wie genau erinnerte sich Josephine der qualvollen Abwehr jenes plötzlichen Hellsehens, das ihr die unbedachten Worte, die ihr ganz neuen Ansichten und Begriffe verursachten, die Bärenburg ungestüm und rücksichtslos plötzlich äußerte, auf ihre ersten Fragen: „Was soll nun aus uns werden, wenn ich nicht mehr ich allein bin?"

Mit einem schmalen Seidenband zusammengeschnürt, hatte sie klopfenden Herzens diese ihr so befremdlichen Zeichen einer unlauteren, egoistischen Gesinnung, gewissermaßen vor sich selbst versteckt, wie sie auch die Gedanken daran in die fernsten Winkel ihres Gedächtnisses zu bannen bemüht war. Sie war sich dessen bewußt, daß auch sie rücksichtslos war, aber sie war niemals un-

wahr und haßte Lüge über alles. Die Bemühungen aber des Mannes, immer glatt sein Lebensschiff zu führen, seine Vorschläge der Täuschung und seine Verdunkelung der Wahrheit wuchsen aus faulem Boden, sie waren einer verkommenen Gesittung und Gesinnung entstammt. Josephine schämte sich dieser Briefe! Sie hat sich auch des Mannes geschämt, aber es war ihr damals noch Lebensbedürfnis, ihn zu vergöttern und zu verherrlichen; sie verbannte die Briefe und ihre aufgejagten Gewissensskrupel!

Wie hatte das Leben sie umdrängt, wie hatte die schreckliche Wahrheit ihres selbstgewählten Unglückes ihr den Staub von den Schmetterlingsflügeln gestreift, daß sie nun dasaß und in diesen Schriften stöberte, nach dem Elendesten und Erbärmlichsten, was sie kannte: nach Vorteil und Geld! Selbst aus den Briefen, die ihr dereinst der Abglanz seiner gewaltigen Seele gewesen — sie las sie heute mit anderen Augen, sie forschte mit einem anderen Herzen, und wie hohle, übertriebene und abgeschmackte Phrasen erschienen ihr die himmelstürmenden Apotheosen jener fernen Zeit einer Leidenschaft, die jedes sittlichen Ernstes entbehrte.

In dieser einsamen Nacht begrub Josephine erst vollständig das Skelett in ihrem Hause, brach sie erst wirklich mit der Vergangenheit, wußte sie klar und jeder Täuschung bar, ein wie gewöhnliches Schicksal das ihre war! Eine leidenschaftliche, unbedachte, Gesetz und Recht aus halber Unkenntnis ignorierende Frau, die einem „Lebemann“ zum Opfer gefallen war. „Lebemann“ — wie sie dies entadelnde Wort haßte! Er, dessen freie Seele im Gesetze der eigenen Vollkommenheit ihr erhaben gedünkt hatte über den Maßstab der Allgemeinheit! er — er war das Prototyp der modernen Schule dieser „Lebemänner“, die nach den Frauen der anderen langen, die keinen Unterschied kennen zwischen Weib und Weib, die niemals Reue empfinden und keine Rücksicht nehmen wollen, keine Pflichten anzuerkennen brauchen, denn das Gesetz schützt sie! La recherche de la paternité est interdite. Ja, gesellschaftlich schädigt dies grausamste Wort die Frauen, aber moralisch hat es den Mann ruiniert. „Es ist besser, unrecht dulden als unrecht thun,“ lehrt ein altes Sprichwort. Es ist älter als die Napoleonische Weisheit und hätte den gerechten Richter warnen sollen.

Im Hause und auf der Straße waren die ersten regsamen Arbeiten des Morgens schon geschehen, als Josephine die Papiere zusammenband, die sie für den Rechtsanwalt herausgesucht hatte. Es war eine unschöne Gedächtnisfeier, aus der sie zerschlagen an Leib und Seele hervorging. Was sie nun gethan, sie that es für den Knaben; für sie persönlich war es wie eine neue Beschimpfung. Ohne Aufenthalt begab sie sich zu den Linkens, und da die beiden nicht zu Hause waren, übergab sie die Briefe an Johanna, die eine besondere Sympathie für die so außergewöhnliche Josephine empfand. „Ich besorg es, Gnädigste, nicht der Schreiber kriegt es in seine Finger, ich geb's an unseren Herrn. Schade, daß Sie nicht selbst nähertreten wollen, unser Fräulein spricht so oft von Ihnen!“

Und drinnen sagte sie: „Ach Gott, wie sieht doch diese Madam Josephine aus! Gestern war sie man bloß blaß, heute sieht sie aus wie ein armes Gespenst. Ne, ne, wat doch die Morgensonne macht, det seh ich an mir auch ümmer mit Schaudern! Früher hat sie noch so viel uf 'n Kopf und solche Hochhinausart, nu hängen ihr die Haare un der ganze Kopf man so nieder, und ordentlich die Hände flogen ihr man so!“

Indessen ruhte Josephine nicht — Selbstmord oder Arbeit? „Nein, nein, mein einziger Junge; weil du arbeiten mußt, schwer und gefahrvoll, ruhmlos und unbeachtet wie ein Sohn des Volkes, so will auch ich arbeiten ohne Ruh und Rast!“

Und so kam es, daß Elvirchen, als sie am folgenden Tag ihren üblichen Nachmittagsbesuch machte, sagen durfte: „Wie bei dir alles doch rasch geht, Josephinchen. Lese heute früh schon in der Vossischen dein Inserat, und vorgestern wolltest du noch kaum den Mund und die Augen öffnen! Aber ich las, ehe ich zu dir ging, Voltaire, und der Satz ‚Oui, je vous injurierai jusqu'à ce que je vous aie guéri de votre paresse‘ gab mir den Mut, dich hart anzufassen und scheinbar zu kränken!“

Und in ihrer hastigen Art erwiderte Jose-

phine halb grollend, halb lachend: „Ja, ja, immer unverkennbar die tadellose glatte alte Jungfer! So ein alter, verschmökerter Schwätzer mit seinen gemachten Pikanterien muß dir erst den rechten Weg unter die Füße schieben, den du längst gefühlt und gesehen hattest, daß du nur ja keine Verantwortung zu übernehmen brauchst; teilst sie nun mit dem vornehmen alten Affen — also daher, daher der Mut!"

Noch am selben Abend, da Fräulein von Katt sie verlassen hatte, saß Josephine an ihrem Schreibtisch; vor ihr lagen die wiederum geordneten Briefe, welche von der Auslese zurückbehalten waren, weil sie wertlos für das waren, was Josephine „den schnöden Handel um Geld" nannte. Diese Briefe waren die Boten einer heißen, uneigennützigen Liebe, einer Liebe, die keine Beziehungen hatte zu Welt und Menschen, aus der Zeit, wo Josephine noch an Elvirchen schreiben durfte: „Fragen der Trennung Bärenburgs von seiner Gattin schmettern wie Steinwürfe in meinen Glaspalast, der schwebt auf einem Regenbogen dicht unter heißer Sonnenglut! Weltfern und weltentrückt lausch ich der Harmonie der Sphären — ein willenlos Geschöpf in eines Höheren Hand!"

Wenn sich Menschen so auf der Höhe der Situation gefunden haben, haben sie vor den Millionen der Verlangenden und Enterbten ein Paradies voraus; sie müssen es wieder verlieren, sie stürzen aus der Götterhöhe nieder ins Thal der Schmerzen und Entsagungen! aber sie haben ein Etwas vor den anderen und Elenden voraus, und nie werden die Reflexe der Sonnenhöhe ganz verlöschen können.

Und nun, da alles vorüber war, Bärenburg tot, ihr Knabe übers Meer, und sie doch einen Kampf begonnen hatte gegen den Toten, fand sie sich unwert dieser Briefe. Aus seinen Schwächen wollte sie nun Waffen schmieden gegen seinen Schatten. Würde er noch, selbst nach dem, was sie heute gethan, weil sie eingesehen, daß sie es nach den Rechtsanschauungen der Welt thun mußte, würde er noch jetzt diese Briefe an sie schreiben? Galt noch dieser Ausdruck höchster Empfindung, dies Hineingreifen in die Sphären überirdischer Welten, wo erhaben und frei die Seelen sich gefunden, ihm und ihr? Waren sie nicht beide damals andere gewesen? Wandelt das Leben denn nicht allein den Leib, wandelt es nicht auch Herz und Gemüt, macht Böse gut, und reißt die Erhabenen in den Staub?

Da neigte sie tief ihr Angesicht und weinte; auf die zusammengefalteten Blätter, die sie im Laufe dieser trauervollen Jahre, ach, wie oft gelesen hatte, in Liebe, in Zorn, in Haß, in Geringschätzung, fielen nun die bitteren Tropfen der Beschämung; sie hatte ein Glück genossen, wie es wenigen Sterblichen vergönnt ist — verpflichtet denn nicht ein solcher Vorzug? Ist auch der höchste Triumphschrei der Seele:

> Ein Augenblick gelebt im Paradiese,
> Wird nicht zu teuer mit dem Tod bezahlt —

nichts als eine pomphafte Lüge? Wo bleibt denn die Ewigkeit, wenn unser Bestes von uns selbst verleugnet wird? Was bringen wir Gott zurück, wie haben wir gewuchert mit unserem Pfund?

Sie weinte lange, lange und heiß; sie vergab ihm alles; er war nun so fern gerückt, daß die Gegenwart mit ihrem Erdenrest verschlungen war, wie sie keine Gemeinschaft hat mit dem Stern dort oben, den unser Auge sucht.

Schon regten sich draußen im ersten Erwachen, im neuen Kampf ums Dasein die schattenhaften Frühboten der großen Stadt, da erhob sie sich, nahm alle seine Briefe und legte sie auf den Kaminrost; sie entzündete die aufgeschnürten, lose gelegten Blätter und sah in reiner Flamme die verhaltenen Gluten sich lösen. Sorgfältig sammelte sie die zurückgebliebene Asche.

Dann schrieb sie an das alte Fräulein: „Liebe! Geh hinaus auf den Kirchhof, wo Bärenburg begraben ist; du wirst leicht seine Stätte erkunden können, und übermorgen, wenn du wieder her zu mir kommst, wirst du mich bereit finden; dann laß uns zusammen zu ihm pilgern; ich muß einen Bußgang thun und Staub zum Staube legen."

Immer bereit und getreu, hatte Elvirchen sich genau unterweisen lassen, und war schon am Morgen an der Grabstätte Bärenburgs gewesen. Sie fuhr mit Josephine durch die Bülow- bis zur Yorkstraße und sie gingen die Strecke bis zum Matthäikirchhof. Der Tag

war heiß gewesen, und ein feiner, staubiger Dunst lag atemberaubend zwischen den hohen Häusern. Josephine mußte mehrmals stehen bleiben, um tief Luft schöpfen zu können. Und als Elvirchen ängstlich sagte: „Was ist nur mit dir, bist du krank?“ sagte sie traurig: „Krank? Ich weiß es wenigstens nicht, aber so zum Sterben müde, so recht zum Sterben müde, ja das bin ich.“

Sie schritten nun hin und her auf der schmalen Gasse zwischen den letzten grünen Hütten und Prunkdenkmalen des Todes. Unter dem feinen Haar leise zitternder Weiden lag das Mausoleum der Bärenburgs. Josephine erkannte es schon von ferne, es war epheuumkleidet und mit Cypressen umstanden, seitlich ein Hang von immerblühenden Veilchen, die sie und er vor Jahren aus Italien für seine Eltern mitgebracht hatten. Längst war Josephine vorausgeeilt, und da Elvirchen sie erreichte, lag Josephine am Boden, das Gesicht im Veilchengebüsch, aus dem sich der Epheu emporrankte. Sie war vollständig ohnmächtig, und erst nach geraumer Zeit kehrten ihr Bewegung und Gedanken zurück. Erschüttert stand die alte Dame neben ihr, ohne Ahnung, daß dieser Kniefall Josephinens unbeabsichtigt war, die sich langsam aufrichtete und doch kraftlos wieder zusammensank. Dann sagte sie leise: „Wie hier die ganze Luft vom Veilchenduft durchdrungen ist; es geht mir bis ins Mark, wie ein Gruß des Todes.“

Sie lehnte das schöne müde Haupt an den Schoß der Alten, und langsam rollten ein paar Thränen ihr über die kalten Wangen. „Ach, Liebe, wenn ich doch hier jetzt so sterben könnte. Ach, selbst vor des Toten Haus lieg ich draußen im Staube und kann nicht hinein!“

Sie erhob sich endlich wieder, Elvirchen bog die dichten Epheuzweige vom seitlichen Fenster des Mausoleums auseinander, und Josephine blickte nun hinein, wo in der grünen Dämmerung der schön gemeißelte Marmorsarkophag über den schlichten Särgen der Alten auf hohem Katafalk prangte. „Es war vergeblich, ich hätte es wissen können. Nicht im Leben noch im Tode kann ich ihn erreichen, aber unsere Veilchen sollen mit kostbarem Staube genährt werden!“

Und indem sie ein Pflanzenbündel mit seinen Wurzeln lockerte, streute sie die Asche der Briefe darunter, drückte die Pflanzen wieder zurück und sog noch einmal den kräftigen Hauch von Erde und Blumen ein.

„Der Gruß des Todes. Es muß schön sein, hier schlafen zu können. Alle Not und alle Schuld vergessen — vergessen!“

Am Abend, da Josephine allein in ihrem Zimmer saß, war es ihr, als hätte sie wieder einen besonderen Abschnitt ihres Lebens hinter sich, und hätte sich auf eine neue Bahn gestellt, die verarmt und poesielos mitten durch die breite, staubige Straße des „Lebens um des Lebens willen“ führte.

Allmählich rückten die Dinge auf ihren alten Platz zurück. Schüler und Schülerinnen fanden sich zur Genüge ein, und fest in ihrer Ordnung und Arbeit fortschreitend, versank die unselige Vergangenheit mit aufstachelnden Erinnerungen mehr und mehr. Dann und wann führten wohl Anfragen oder Benachrichtigungen, den Prozeß betreffend, Josephine zu Verhältnissen und Menschen zurück, mit denen sie in ihrer Seele ohne Beziehungen war und auch bleiben wollte. Sonst lebte sie still für sich. Ihre Interessen lagen auf anderem Gebiete, und sie, die sonst niemals ausging, liebte es jetzt, zuweilen mit Tante Elvire einen Spaziergang nach Unter den Linden zu machen, wo sie vor den Fenstern der Lloyd-Bureaus den Weg der Dampfer auf den ausgestellten Trackkarten verfolgten, der mit kleinen Fähnchen bezeichnet ist. Sie rechneten die täglichen Etmals der Dampfergeschwindigkeit für ihren Segler um und nahmen an, er käme in zwei Tagen ungefähr so weit, wie das Fähnchen in einem Tage wandert. Josephine wußte, wie unverläßlich diese Berechnungen sein mußten und waren, aber es war doch für die suchenden Seelen ein freundlicher Anhalt, wie eine frohe und schöne Hoffnung auf die glückliche Reise. Sie rechneten vor- und rückwärts, um mit ihrem Segler folgen zu können. Zweiundsiebzig Tage war die angenommene Dauer. Er mußte nun wohl sein Ziel erreicht haben. Er las die ersten flüchtigen Postkarten Josephinens und die zärtlichen, langen Berichte Elvirchens; und nun, aus ihrer endlich wiedergewonnenen Kraft und Ruhe heraus, schrieb auch die Mutter lange Briefe; alle

die kleinen Vorkommnisse des täglichen Lebens, Erinnerungen an heitere Situationen oder ernste Stunden, in denen allen sich Mutter und Sohn mit einem Blick verstanden. Erinnerungen wie leichte Sommerfäden, die doch das festeste Band von Herz zu Herzen bilden und um den ganzen Erdkreis die Getrennten mit einem einzigen Wort in der ewigen unendlichen Liebe vereinen, die Zeit und Raum, Schloß und Riegel auf einen Wink versinken läßt.

Gleich seiner einsamen Mutter litt auch Walther am schwersten in den ersten Wochen nach der Trennung; denn in nichts ähnelte sein neues Leben dem alten. War doch außer der Schulzeit sein Umgangskreis fast ausschließlich auf Frauen beschränkt gewesen. Den Mann aus dem Volke, seinen heutigen Kameraden, kannte er überhaupt nicht.

Für gewöhnlich führten sie an Bord nur eine sehr kurze, unwesentliche Unterhaltung; ein Kauderwelsch von kindischen Bemerkungen, die noch dazu mehrmals mit ganz geringen Abweichungen wiederholt wurden, eine Weise, die er anfänglich für absichtlichen, gesuchten Scherz nahm und als wohlgelungene Komik belachte! Aber sie belehrten ihn rasch anders, und zwar mit dem Tauende, und er verlernte das Lachen. Seine angeborene Heiterkeit wich überhaupt einem großen Erstaunen, daß es in der That Menschen von so eng begrenztem Denken gab; sie kamen ihm vor, wie etwa ein Klavier mit nur fünf Tasten, höchstens konnte man darauf spielen: Gestern abend war Vetter Michel da, Vetter Michel war gestern abend da.

Sie waren eine ganz neu zusammengesetzte Bemannung; nur der zweite Steuermann und der Kapitän, welche in verwandtschaftlicher Beziehung standen, hatten den ziemlich altmodischen „Trog" schon seit einer Reihe von Jahren geführt. Eine Hauptsorge war nun, ob der Proviant anständig und gesund übernommen war — oder ob mit verdorbenen Sachen untermischt; ob der Koch ein Mannschaftskoch war, oder bestochen vom Kapitän; dann lobte er alles und zankte sich mit den Tadlern; dann konnten sie gewiß sein, daß er sich seine guten Bissen beiseite zuwendete und sie betrog. „Der würde schon nicht verkommen!" Schon waren sie wochenlang unterwegs, aber die Sache war noch immer nicht entschieden; Walther erwartete täglich eine große Völkerschlacht oder glänzende Genugthuung für den immer aufs neue verdächtigten Koch! Aber nichts kam! Die Verpflegung war besser, als Walther es sich gedacht hatte; er wußte aber nicht, daß diese Plänkeleien selbstverständlich an Bord sind; es ist ja auch Zeit im Überfluß vorhanden: vier Stunden Schlaf, vier Stunden Wache, immer kann man doch nicht schlafen, da thut man nichts — liegt und klatscht.

Sonnabends wurden alle Kisten aus dem Logis geschleppt und der Raum gründlich geschrubbt; das that Walther ordentlich mit Behagen, ihn ekelte der unreinliche Fußboden unaussprechlich an. Sonntags wurde in den Kisten gekramt; sie besahen gegenseitig ihre Sachen und tauschten mit Vorliebe; der Leichtmatrose Arve Jansen, dem Josephine ein so königliches Geschenk gemacht hatte, war der Ärmste unter ihnen; aber er war dafür der Schlaueste — und von Sonntag zu Sonntag war seine Kiste gefüllter.

Sie hatten auch Lektüre an Bord, dänische, deutsche und englische; auch die Mannschaft bestand aus diesen drei Nationen. Da waren ganze Stöße von alten „Gartenlauben" und „Daheim", illustrierte „London News" und „Danska Tidnings". Es fehlten immer Nummern, und zwar gerade die, auf die es ankam; und die vorhandenen waren schwarz wie die Seele Lucifers, und als alte Andenken früherer Leser und Besitzer lagen, wie getrocknete Blumen, zwischen den Blättern verödete Wanzen, ein Ungeziefer, das mit Vorliebe diese alten Fahrzeuge als seine Domäne betrachtet.

Nach Tisch wurde Garn gesponnen; wenn alle Geschirre abgeräumt, mußte Walther in die Kambüse und abwaschen. Seine schönen zarten Hände waren längst zerrissen und schwielig, sie schmerzten ihn am meisten, wenn er in die Koje kroch, und oft zitterten Thränen an seinen Wimpern, aber er biß die Zähne zusammen; er wartete noch immer auf das, was das Seemannsleben so schön macht; was war es denn? wann begann es?

Daß er beim Garnspinnen eigentlich nie zugegen war, das that ihm am meisten leid; denn wie diese Menschen, die vom ersten

Moment an vollkommen vertraut miteinander erschienen, es doch wirklich innerlich erst nach Wochen sein mochten, entdeckte er, daß die Klaviere außer den fünf sichtbaren Tasten noch verborgene hatten; einige von ihnen erzählten sehr schön, sie wußten einfach und natürlich ihre Schiffbrüche, ihre Todesnöte, ihre Beziehungen zu Haus und Fremde, die Seltsamkeiten verschiedener Völker, ja selbst ihre Betrachtungen von Natur und Kultur zu berichten.

Eine große Vorliebe schenkten sie alle den Erzählungen von Seespukgeschichten; der kleine koboldartige Klabautersmann, die Seeschlange, das fliegende Schiff des Holländers, das Fiebergespenst, der unsichtbare, heiser bellende Hund, die Ratten und ihre Kriegslist — wenn von diesen Dingen erzählt wurde, waren sie alle ernsthaft, die Jungen sogar ein wenig bleich.

Das Wetter war andauernd günstig; im Kanal hatten sie ein bißchen unruhige See gehabt, sie liefen damals Plymouth an und nahmen hier den Ballasttausch vor. Baumwollen- und Wollengewebe, viele Maschinen für Ackerbau und Textilindustrie; in einigen Tagen war Löschen und Laden vor sich gegangen; an Land war Walther nur gekommen, um noch einigen Proviant, wie frisches Fleisch und den beliebten englischen Zwieback, mit dem Koch zu besorgen; gesehen hatte er nichts. Zuweilen mußte Walther zur Aushilfe auch im Achterschiff die Kajütenbedienung übernehmen, und diese „Arbeit“ fühlte er einzig wie eine Entehrung. Essen hin und her tragen zwischen Kambüse und Logis, das machte ihm nichts, es waren gewissermaßen kameradschaftliche Unterstützungen; und die Arbeit an und für sich, auch die schwerste, war ihm nie zu viel. Er hatte im Hause seiner Mutter gelernt, die Arbeit zu achten; sie hatte es nicht einmal geduldet, daß er als Knabe Spielzeug mutwillig zerstörte; sie erzählte ihm gern bei solchen Gelegenheiten von den Kindern, die auf Dörfern und in den Fabriken schon im zartesten Alter in die Tretmühle der Arbeit gespannt werden, um an dem kärglichen Verdienst behilflich zu sein, von dem sie doch alle leben müssen: Vater, Mutter und die noch kleineren Geschwister, und mit dem sie kaum vor dem Verhungern geschützt waren!

Seeleute müssen hart arbeiten, es ist einmal nicht anders, es gehört zum Beruf; sie waren auch so einfache Leute — doch nur Klaviere mit fünf Tönen — für sie war es eben recht, wie es war! Aber da hinten, die Spitzen dieses Berufes, da war bei ihnen nichts von seiner idealen Vorstellung zu finden! Sie sprachen fast gar nicht; sie versahen ihren Dienst, sie rauchten und schliefen. Sie hatten die gleichen verschmutzten alten Journale, einige Romane, die nicht besser aussahen, aber viel schlechter waren; und sie tauschten diese Unterhaltungslektüre mit den Leuten! War das seine Zukunft, würde auch er so leben müssen, als höchstes der Gefühle Skat und Mariage spielen?

Einmal unterhielten sich der Kapitän und der erste Steuermann lebhaft über einen jungen Menschen, der nicht Offizier werden konnte, „weil sein Elternpaar nur aus der Mutter bestand“; sie lachten übermütig, des schönen Knaben nicht achtend, dem die Hände zitterten, als er das Essen ihnen hinsetzte.

Der zweite Steuermann war darüber zugekommen und sagte plötzlich „St!“, und Walther ansehend, schwiegen sie alle drei.

Er wußte gar nicht, wie er hinausgekommen war; seine Brust flog wie im Krampf auf und nieder!

Eine seltsame Veränderung hatte sich überhaupt in ihm vollzogen. Von dem Augenblick an, da das Schiff sich aus dem Hamburger Hafen herausbewegte, war es ihm, als versänken alle letzten Jahre seiner Lebenszeit und sein Vater wäre neben ihn getreten, und er könne nun endlich nach innigster Herzenslust sich seiner erinnern, er gehöre von nun an ihm! Der große, wunderschöne Mann mit dem klangvollen Organ, mit einem so froh machenden, gütigen Lachen stand wie lebendig plötzlich vor seinen Augen! Ach, und dieser Eichbaum war so martervoll gefällt, so jahrelang getötet! War nicht die Heftigkeit seiner Mutter mit schuld an diesem Unglück? Ein tiefes brennendes Mitleid mit diesem Vater nahm ihn ganz und gar gefangen, und oft nachts, wenn er Wache hatte oder schlaflos auf seinem Pfühl lag, weinte er bitterlich; nicht um das verlorene Wohlleben, nicht um die geliebte Mutter, nein! er weinte um seinen Vater! Oft, wenn er nach oben mußte und dann, nach

Fertigstellung des Auftrages, mit dem überliegenden Schiff hin und her geworfen wurde, starrte er, die Arme um die Taue geschlungen, mit erhobenem Antlitz in die jagenden Wolken über sich, und erstickend in einem unaussprechlichen Heimweh schrie er zum Himmel hinauf: „Vater, Vater, wo bist du?“

„De Jung, dat's 'n narrschen Jung,“ sagte der Hamburger Matrose, „wat schriegt he do boven?“

War er aber wieder unten, so konnten sie doch ihm nichts anhaben, er that seine Arbeit tadellos.

„Sünd wir wohl ein büschen ßeekrank?“ fragte ihn einmal nach rauher Nacht der zweite Steuermann.

Und da Walther es gänzlich verneinen konnte, sagte er: „Da werden ßich aber die Frau Muttern ßu freuen!“

Sie war die erste Dame aus einer ganz vornehmen, ihm fremden Welt gewesen, die mit ihm so leutselig gesprochen, und dazu eine solche Schönheit und eine so große Frau, einen Kopf größer als er; er mußte immer ihrer gedenken, wenn er den Jungen sah.

Der Junge aber gefiel ihm nicht so recht; gegen seine Arbeit war nichts einzuwenden, gehorsam war er auch, aber es lag eine trotzige Festigkeit in seiner Art zu arbeiten und zu gehorchen, eine Scheu und Unmitteilsamkeit, die nicht zu seinen Jahren passen konnte. Er war in den wenigen Wochen gewachsen, aber dabei blaß und schmal geworden; glücklich erschien er ihm durchaus nicht. Und eingedenk der bittenden Worte und Mienen, mit denen sie ihm ihren Sohn ans Herz gelegt hatte, kümmerte er sich wirklich um ihn, was man am Bord so kümmern nennt; zum Beispiel, daß er nach wieder ein paar Wochen ihn fragte: „Sjmekt auch das Essen?“ Und da Walther freundlich bejahte, waren alle Pflichten der Rücksicht erfüllt und das Gespräch beendet.

Im Alter wie in der Arbeit stand Walther am nächsten Arve Jansen, dem Leichtmatrosen. Walther mochte ihn nicht; die anderen alle waren ihm gleichgültig, aber diesen verschlagenen, freundlich boshaften Menschen immer auf seiner Spur zu wissen, war ihm so sehr zur Qual, daß es ihm förmlich seine Ruhe raubte. Um ihn los zu werden, schenkte er ihm mitunter, gewöhnlich Sonntags, eine Kleinigkeit aus seinem Schränkchen; er saß so gern an diesem Reliquienschrein, räumte darin umher, besah im Album die Bilder seiner Mutter und Tante, Alwinchens, das zum besonderen Gedächtnis verfaßt war und ihm geschenkt, wie er vierzehn Jahr alt wurde. Neben der Kopierpresse stand sie und hielt, über ein Knie gebreitet, die berühmte Flagge mit der gehäkelten Kante ringsum, das reizende Gesicht unter dem zierlichen Häubchen lächelnd auf den Beschauer gerichtet.

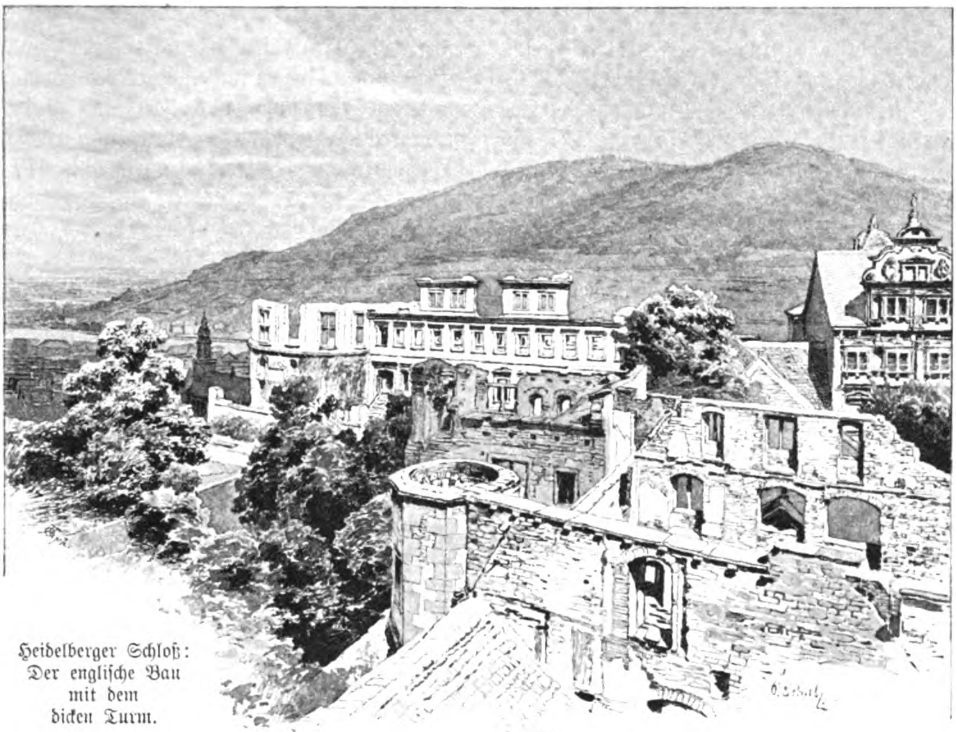
„Oho!“ sagte Arve Jansen, „wohl deine Liebste?“

Das Blut stieg Walther zu Kopf; er hätte den Bengel niederschlagen mögen, aber er sagte nichts, legte das Buch zusammen und beiseite. Der andere fügte hinzu: „Wenn wir nach Rio kommen, da hab ich auch eine Liebste; was ein ordentlicher Seemann ist, der hat an allen Orten sein Mädchen; in Rio sieht sie schwarz aus, heiß wie die Hölle, schwarz wie ein Teufel und süß wie Zucker!“ Und er schnalzte widerlich mit der Zunge.

So ähnlich pflegte seine Mutter vom Kaffee zu sprechen, und halb zerstreut, halb um doch etwas zu sagen, fragte Walther: „Du redest wohl vom Kaffee?“

Ein schallendes Gelächter war die Antwort; sie mochten fünf oder sechs Mann im Logis sein, sie brüllten wie ein Chor von Teufeln, greuliche Bemerkungen hinzufügend. Walther schloß sein Schränkchen ab und entfloh wie gehetzt an Deck.

(Schluß folgt.)



Heidelberger Schloß: Der englische Bau mit dem dicken Turm.

Die Hochzeit des Winterkönigs.

Von

Anton Chroust.

Von den deutschen Fürstenhöfen am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts mag mancher glänzender gewesen sein als der kurpfälzische zu Heidelberg, schwerlich aber einer, der eines prunkvolleren Rahmens sich hätte berühmen können. Die Gänge und Gelasse des weitgedehnten Baues auf dem Jettenbühel wiederhallten von dem geschäftigen Treiben einer vielköpfigen Dienerschar; auf der breiten Altane des eben vollendeten Friedrichsbaues ergingen sich die Damen des kurfürstlichen Hauses und wiesen ihren vornehmen Gästen die reiche Haussteinfassade mit ihren üppigen Dekorationen oder führten sie hinab in den Lustgarten zu den neu errichteten Treibhäusern, den ersten Deutschlands, während die Herren drunten in der Stadt den wohlbestellten Marstall musterten oder beim Gejaid draußen im nahen Bergwald der sorgenvollen hohen Politik vergaßen.

Seitdem die Kurpfalz sich an die Spitze der protestantischen Bewegungspartei im Reich gestellt hatte, ritt eine Gesandtschaft um die andere durch das hohe Thor des Schlosses und fanden sich hier am liebsten die glaubens- und gesinnungsverwandten Fürsten zu ihren Beratungen zusammen. So werte Gäste mit schmaler Zehrung und trockenen Bescheiden ziehen zu lassen, war nicht die Art der fröhlichen Pfalz; sie that vielmehr ihr Bestes zur Unterhaltung und Bewirtung: Tänze und Bankette, Jagden und Ringelrennen wechselten miteinander ab, hielten Menschen und Tiere in Atem, verzehrten die Einkünfte von Kammer und Domänen und

leerten die tiefen Keller, deren Stolz damals schon das große Faß war.

Im Mittelpunkt dieses geräuschvollen Hofwesens stand Kurfürst Friedrich IV. und Pfalzgraf bei Rhein. In jungen Jahren verwaist, war er unter der Obhut seines trinkfrohen Oheims Johann Kasimir herangewachsen, ein gutmütiger und leichtlebiger Herr, der seine Räte walten ließ, der ebenso bereitwillig den Ermahnungen des Hofpredigers wie den Vorstellungen des Kammermeisters Gehör gab, aber dann unbeirrt fortfuhr, den Tag zu genießen. Ästhetische Verfeinerung oder gar welsches Raffinement war diesem Leben gleichmäßig fremd; nicht so sehr auf die Beschaffenheit als auf die Menge des Genossenen kam es an. — Wie allenthalben in Deutschland, so hatte damals auch in Heidelberg die Trinkleidenschaft ihre Höhe erreicht: Volltrunkenheit war der Gipfel fürstlicher Tafelfreuden und das Zipperlein die Modekrankheit. Wohl verschwor man in bangen Stunden, wie sie den Zechgelagen zuweilen folgten, den Saufteufel, ja man gründete sogar einen Mäßigkeitsorden, dessen oberster Schutzherr der Kurfürst selber war; aber weder dies löbliche Bestreben noch das Eindringen französischer Hofsitte in Heidelberg vermochte Wandel zu schaffen, nicht einmal der Einfluß der feingebildeten Kurfürstin, einer Tochter Wilhelms des Schweigsamen, des niederländischen Freiheitshelden.

Kurfürst Friedrich hatte es eilig, sich und die geringen Kräfte seines Landes zu verbrauchen; doch schon seit der vormundschaftlichen Regierung Johann Kasimirs ging die Kurpfalz unaufhaltsam dem finanziellen Zusammenbruch entgegen: den jährlichen Einnahmen, die nicht viel über hunderttausend Gulden rheinisch (etwa anderthalb Millionen Mark unseres Geldwertes) betrugen, standen Ausgaben in doppelter Höhe gegenüber; die kostspieligen Prachtbauten zu Heidelberg und Mannheim, die unbeschränkte Gastfreiheit, der allzu zahlreiche Hofstaat zehrten ebenso an dem Wohlstand des kleinen Landes wie die große Politik, welche die Kurpfalz als Vormacht der protestantischen Stände im Reiche zu führen unternommen hatte.

Eben damals, im Jahre 1608, war es den pfälzischen Staatsmännern nach vielen vergeblichen Anläufen gelungen, eine Anzahl evangelischer Fürsten und Stände des Reiches zu einem Schutzbündnis, der deutschen Union, zu vereinigen, die sofort mit den großen protestantischen Mächten Europas, mit England und den Generalstaaten, in Beziehung trat, aber auch mit Frankreich, dessen allerchristlichster König sich nach außen hin als Schutzherr der evangelischen Glaubensfreiheit gebärdete; sie alle der Meinung, das von neuem heraufsteigende Gespenst der spanisch-habsburgischen Weltmonarchie zu bekämpfen und die religiöse und politische Freiheit Europas vor dem Untergange zu bewahren.

Ganz Europa stand aber damals schon unter dem Druck dumpfer Vorahnungen von kommenden großen Veränderungen, von einem Weltbrand, für den der Brennstoff längst geschichtet war, von einem unabwendbaren Kriege, der über Deutschland ausgehen müsse. Kein Wunder, wenn auch die meisten katholischen Stände Deutschlands sich zu einem Gegenbündnis, der Liga, zusammenthaten, die zwar die Erhaltung des Friedens, des religiösen und des profanen, auf ihr Banner schrieb, aber nichtsdestoweniger doch den Riß in die alte morsche Reichsverfassung unheilbar machte. Mit den ungeheuerlichsten Gerüchten von den Absichten des Gegners regte man sich wechselseitig auf, allenthalben im Reich und jenseit seiner Grenzen ging die Werbetrommel, bald hatte man beiderseits eine stattliche Armada auf die Beine gebracht, — da trat der Tod vermittelnd zwischen die Gegner: im Mai 1610 erlag Heinrich IV. von Frankreich dem Dolchstoß Ravaillacs und wenige Monate später Kurfürst Friedrich IV., freilich weniger rühmlich, den Folgen des Podagras.

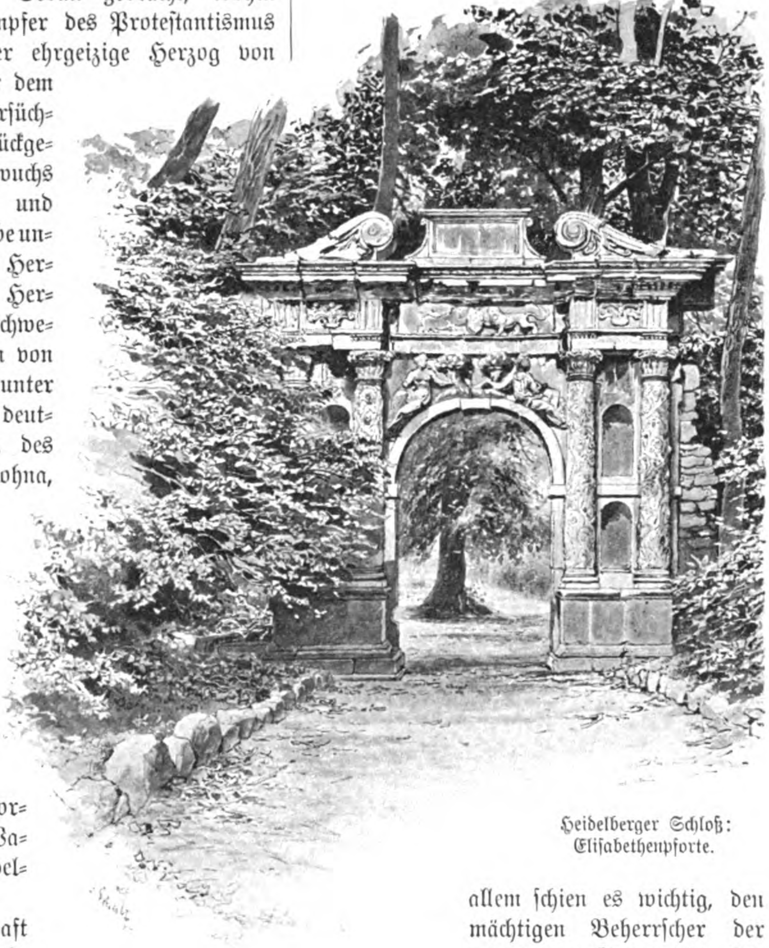
Dem aber in so stürmisch bewegter Zeit die kurfürstliche Würde, die Herrschaft über die kurpfälzischen Lande und die Leitung der evangelischen Union als Erbschaft zufiel, das war ein vierzehnjähriger Knabe, Friedrich V., in der Geschichte besser bekannt als der Winterkönig.

Am 26. August 1596 als erster Sohn der jungen Ehe Friedrichs IV. entsprossen, hatte er nur seine früheste Kindheit am väterlichen Hof zu Heidelberg zugebracht, der für die gedeihliche Entwickelung des heranwachsenden Knaben und für die geeignete Erziehung

zum künftigen Herrscherberuf keine rechte Gewähr bot. So wurde denn der kaum Siebenjährige an den kleinen französischen Vasallenhof von Sedan gebracht, wohin einer der Vorkämpfer des Protestantismus in Frankreich, der ehrgeizige Herzog von Bouillon, sich vor dem Groll seines eifersüchtigen Königs zurückgezogen hatte. Dort wuchs der gut geartete und leicht lenkbare Knabe unter der Obhut des Herzogspaares (die Herzogin war die Schwester der Kurfürstin von der Pfalz) und unter der Aufsicht eines deutschen Hofmeisters, des Herrn Achaz zu Dohna, heran, erzogen in dem Bekenntnis Calvins, in französischer Sprache und Hoffitte, in den damals gangbaren Wissenschaften und in den ritterlichen Leibesübungen, bis der vorzeitige Tod des Vaters ihn nach Heidelberg zurückberief.

Die Vormundschaft über den minderjährigen Kurerben und die Verwaltung der Kurlande führte nach der letztwilligen Verfügung des Kurfürsten ein Vetter, Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, mit Beirat der Kurfürstin-Witwe und des Fürsten Christian von Anhalt, des begabtesten, aber auch des phantasievollsten Kopfes unter den Fürsten der deutschen Union.

Natürlich konnte die Angriffspolitik, welche die Kurpfalz in den letzten Jahren geführt hatte, unter vormundschaftlicher Regierung nicht weiter verfolgt werden, es fehlte dazu auch je länger je mehr an den nötigen Mitteln; um so eifriger waren die Vormünder darauf bedacht, die Stellung des kurfürstlichen Hauses und der ganzen Union durch vorteilhafte Bündnisse mit auswärtigen Mächten zu stärken und zu sichern. Vor



Heidelberger Schloß: Elisabethenpforte.

allem schien es wichtig, den mächtigen Beherrscher der vereinigten Königreiche, König Jakob I. von England, der zuweilen sehr verdächtige Sympathien für das gehaßte Spanien zeigte, stärker an die Interessen der evangelischen Fürsten Deutschlands zu knüpfen; nach den Anschauungen der älteren Staatskunst konnte dies aber nicht besser geschehen als durch die Anknüpfung einer Familienverbindung zwischen den Häusern Stuart und Pfalz-Wittelsbach, die auch materielle Vorteile zu bieten versprach.

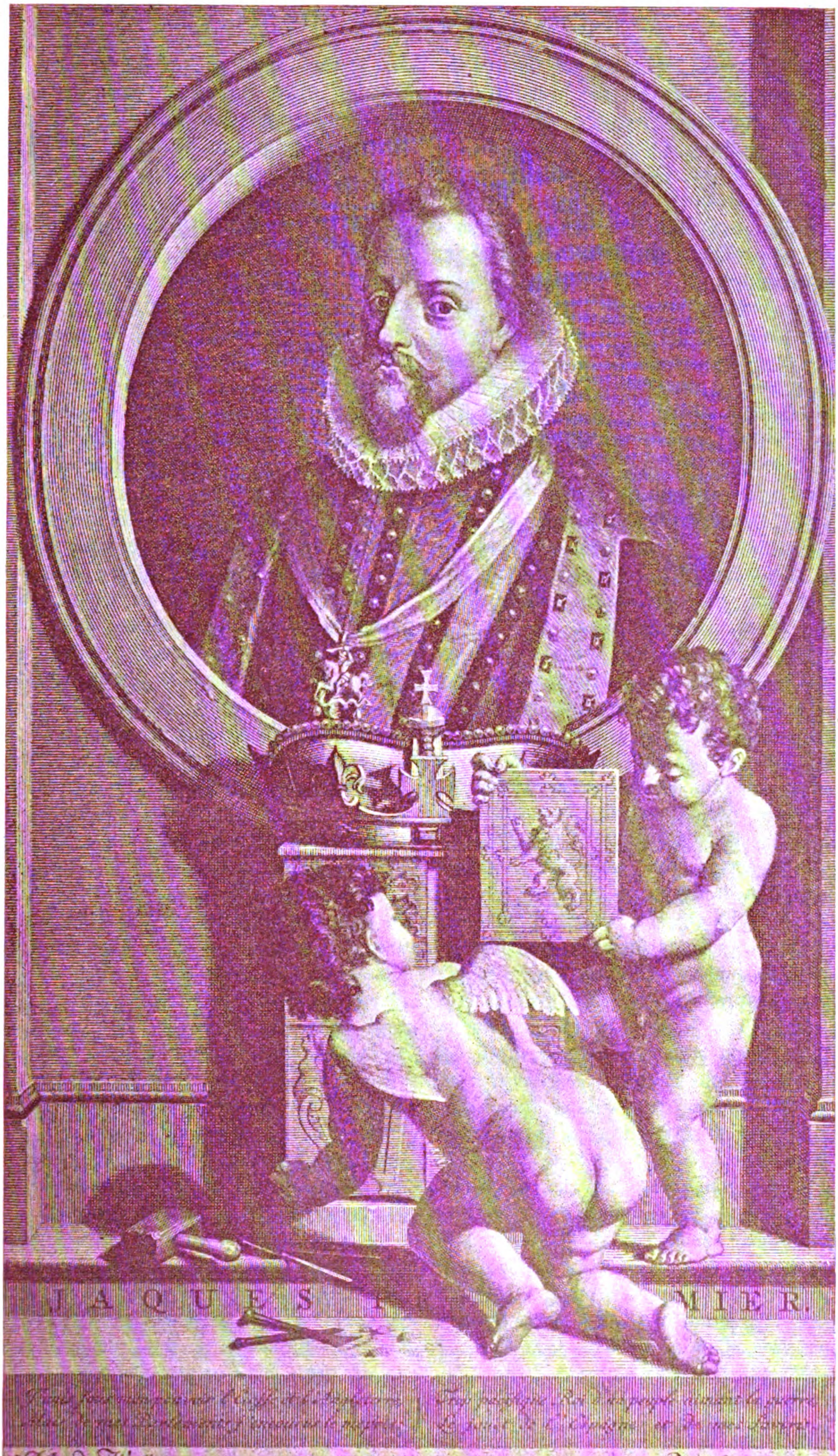
Im nämlichen Jahr, ja vorgeblich am gleichen Tage, da Friedrich V. das Licht der Welt erblickte, wurde auch König Jakob, damals nur Beherrscher Schottlands, von seiner dänischen Gemahlin Anna mit einer Tochter

beschenkt. Von ihrer Patin, der großen Königin Englands, empfing die Prinzessin den Namen, die körperlichen Vorzüge soll sie von ihrer unglücklichen Großmutter Maria Stuart ererbt haben. Die ersten Kinderjahre vergingen ihr im Falkland-Palace zu Edinburgh; nach dem Tode der Königin Elisabeth folgte sie ihrem Vater, der nunmehr die drei Königreiche in seiner Hand vereinigte, nach London. Aber nicht in der geräuschvollen Hauptstadt und nicht unter den Augen der königlichen Eltern, sondern in der stillen Einsamkeit von Combe-Abbey im lieblichen Warwickshire und unter der treuen Obhut von Lord und Lady Harrington erwuchs das Kind zur Jungfrau; — die königlichen Hofhaltungen zu Whitehall- und Somerset-Palace konnten noch weit weniger als der Heidelberger Hof einen geeigneten Hintergrund für die Erziehung zur Fürstentugend geben, mochte auch König Jakob sich als deren Spiegel betrachten.

Aber dieser Salomo, wie er sich in seiner Bescheidenheit am liebsten nennen hörte, der theologische Streitschriften schrieb, der über der Grammatik mit der Strenge eines despotischen Schulmeisters wachte, der über alles zu reden wußte und in alles sich mischte, war nicht nur, wie Richelieu einst geurteilt hat, der gelehrteste Narr Europas, er war auch der eitelste Geck, der je unter einer Krone gegangen ist. Klein, unansehnlich von Gestalt, in seiner zappeligen Beweglichkeit jeder Herrscherwürde bar, war er, der mit seinem Scharfsinn alles zu durchdringen vermeinte, wehrlos gegen die plumpste Schmeichelei, die er königlich belohnte, während er gegen wahres Verdienst nur Mißtrauen hegte und gegen die Dankbarkeit die Abneigung niedriger Naturen. Begabung und Charakter galten bei diesem König nicht als Empfehlung. Nie hat am englischen Hof das Günstlingswesen mehr gewuchert, nie sind aus gemeineren Beweggründen Männer aus dem Staube erhoben worden als unter diesem König, der selbst ein Emporkömmling zweifelhafter Abkunft war.

Durch hundert Ungeschicklichkeiten und Taktlosigkeiten verdarb sich's der Schotte mit seinen neuen englischen Unterthanen: die Pulververschwörung war die Quittung der Katholiken für die getäuschten Hoffnungen auf Duldung, die Jakob in ihnen hatte groß werden lassen, die einseitige Bevorzugung der Bischofskirche entfremdete ihm die Puritaner, und seine übertriebenen Vorstellungen von der Allgewalt des englischen Königtums führten zum unvermeidlichen Konflikt mit dem Parlament. Und dabei hätte niemand des guten Willens des Parlaments mehr bedurft als eben Jakob, der nie in seinem Leben der Geldsorgen ledig geworden ist, der nicht einmal die Kosten der Erziehung seiner Tochter zu bezahlen vermochte. Die jährlichen Ausgaben überstiegen hier die regelmäßigen Einnahmen um fast zweihunderttausend Pfd. Sterl. (mindestens zwanzig Millionen Mark unseres Geldwertes), und diese Summe kann nicht einmal wunder nehmen, wenn man erfährt, daß eine außerordentliche Bewilligung von vierhundertfünfzigtausend Pfd. Sterl. (etwa fünfzig Millionen Mark), zu der sich das Parlament nach der Pulververschwörung herbeigelassen hatte, zum größten Teil auf jene rauschenden Festlichkeiten verwendet wurde, die Jakob zu Ehren seines Schwagers, des Königs Christian IV. von Dänemark, in London veranstaltete. Zu weiteren Subsidien war aber das Unterhaus nicht zu bewegen, bevor nicht seinen Beschwerden gegen das geistliche und weltliche Regiment des Königs abgeholfen werde. So versuchte denn Jakob durch die Politik der kleinen Mittel die stets leeren Kassen zu füllen: er verkaufte Titel und Würden, Kronrechte und Kronländereien, verfuhr mit hohen Geldstrafen und Güterkonfiskationen und gab dadurch zu neuen Beschwerden, zu neuer Verbitterung Anlaß. Vom ersten Tage seiner Thronbesteigung hat König Jakob das Beil geschärft, das seinem Sohne einst das Haupt vom Rumpfe trennen sollte.

Maßlos war die Verschwendung an diesem Hofe, bodenlos die sittliche Verderbnis, in deren Verurteilung alle Berichterstatter einig sind. Schon der Verkehrston im Königspalast gemahnte mehr an die Matrosenkneipe als an die Nähe der Majestät. Der verarmende Landadel drängte sich mit Frauen und Töchtern in diesen Kreis, um von dem Goldstrom, der sich über die Günstlinge ergoß, so oder so ein Bächlein für sich abzuleiten. Der skandalöse Ehescheidungsprozeß



Jakob I., König von England. Nach Adrian van der Werff.

der Gräfin Essex versorgte die Klatschbasen der vereinigten Königreiche; aber auch die Königin und ihre Hofdamen gaben der Nachrede nicht wenig Stoff, am meisten freilich der König selbst, obgleich er sich aus Frauen gar nichts machte.

Selten nur und bei außerordentlichen Anlässen erschien die Prinzessin bei Hofe; die Gesandten, die sie bei solchen Gelegenheiten sahen, rühmen die Lieblichkeit ihrer Erscheinung. Sonst ist, wenn wir von den gewerbmäßigen Lobhudeleien absehen, über ihre Jugend wenig Zuverlässiges überliefert. Mit Studien hat man sie nicht allzu sehr gequält; dagegen galt das lebhafte Mädchen bald als kühne Reiterin, die mit Leidenschaft dem Jagdsport huldigte. Ihre Zuneigung zu den königlichen Eltern scheint nicht allzu groß gewesen zu sein; wohl aber hing sie mit aller Zärtlichkeit, deren ihre kühle Natur fähig war, an ihrem älteren Bruder Heinrich, dem Prinzen von Wales.

Bald stellten sich die Freier ein: Heinrich IV. hatte sie seinem Dauphin zugedacht, der verwitwete König von Spanien sich selber, auch der alte podagristische König Matthias von Ungarn und Böhmen soll um sie geworben haben; mit vielem Eifer betrieb der ehrgeizige Herzog von Savoyen den Plan einer Doppelheirat zwischen seinen und Jakobs Kindern. Aber angesichts der stets wachsenden Abneigung seiner schottischen und englischen Unterthanen gegen die Papisten, angesichts des sehr bestimmten Widerspruches der Bischöfe und der Mehrheit des geheimen Rates, vor allem aber des Prinzen von Wales, durfte Jakob nicht an einen katholischen Eidam denken, so gern er wegen des Bündnisses mit Spanien, und mehr noch die Königin, um ihrer Eitelkeit zu frönen, die Prinzessin mit Philipp III. vermählt gesehen hätte.

Zum Glück fehlte es auch nicht an Freiern protestantischen Bekenntnisses: einer der ersten war Gustav Adolf von Schweden, damals freilich noch nicht der berühmte König und Held; er hatte daher ebensowenig Glück als Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig, Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg oder Landgraf Otto von Hessen-Kassel. Im Vergleich mit ihnen war doch Friedrich V. von der Pfalz, der erste weltliche Kurfürst des Reiches, auf den der König schon im Sommer 1610 aufmerksam geworden war, eine weit ansehnlichere Partie, zu der auch politische Erwägungen rieten, denn die Persönlichkeit kam erst in letzter Linie in Betracht.

Für den englisch-pfälzischen Heiratsplan, mit dem die Diplomaten seit dem Anfang des Jahres 1611 zu rechnen hatten, trat nicht nur die deutsche Union ein, sondern auch Frankreich und die Generalstaaten, denen eine engere Verbindung Englands mit Spanien äußerst unbequem gewesen wäre. Prinz Moriz von Oranien, der Erbstatthalter der vereinigten niederländischen Provinzen, wurde auch noch durch die Rücksichten naher Verwandtschaft — er war ja der Oheim des Kurerben — bewogen, das Vorhaben der Pfälzer mit Rat und That zu unterstützen. Ein Fürst der deutschen Union und ein französischer Staatsmann, der während der französischen Regentschaft wieder zu Einfluß gelangte Herzog von Bouillon, leiteten im Haag und in London die Verhandlungen ein, — aber es währte immerhin noch ein volles Jahr, bis die feierliche Werbegesandtschaft unter der Führung des alten Grafen Philipp Ludwig von Hanau-Münzenberg die Reise nach England antreten konnte.

Der König nahm die Werbung wohl auf; Schwierigkeiten machten aber die Verhandlungen mit den königlichen Räten über die Punktationen des Heiratsvertrages, vor allem über die Höhe der Mitgift. Der sonst so verschwenderische Jakob erwies sich in diesem Punkte als knauserig: er wollte sich zu nicht mehr als vierzigtausend Pfd. Sterl. verstehen, die binnen zwei Jahren nach der Hochzeit erlegt werden sollen; dagegen bedang er für seine Tochter ein Wittum mit jährlichen Einkünften von zehntausend Pfd. Sterl., ein jährliches Nadelgeld von fünfzehnhundert Pfd. Sterl. — was allein drei Vierteile des Zinsenertrages der Mitgift bedeutete —, dazu sollte der Kurfürst noch den englischen Hofstaat besolden, der die Prinzessin nach Deutschland begleiten würde; für die Erfüllung aller dieser Bedingungen, auf welche die kurzsichtigen Pfälzer nach und nach eingingen, setzte die Kurpfalz vier ihrer besten Ämter zum Pfand. Vom ökonomischen Standpunkt aus war also diese Partie für die Pfalz

keine vorteilhafte zu nennen, die Ehre der königlichen Verschwägerung mußte teuer bezahlt werden. Auch in Heidelberg wurden angesichts dieser Verbindungen manche Bedenken laut; einer der ältesten und treuesten Diener des Hauses Kurpfalz, Herr Fabian zu Dohna, rief, als er von diesen Dingen vernahm, wehklagend aus: „O du herzallerliebste Kurpfalz, um dich ist's gethan!" Die Optimisten aber in Heidelberg, voran Fürst Christian von Anhalt, sahen nur auf die politischen Vorteile der Verbindung, auf den künftigen Glanz des Hauses und trösteten sich im übrigen mit der trügerischen Hoffnung, es werde das Vaterherz des Königs für die bessere Ausstattung der Tochter gewiß noch ein übriges thun. Mit solchen Argumenten beschwichtigte man auch den ängstlich-gewissenhaften Vormund, der seufzend den Abmachungen seine Bestätigung erteilte.

Seit der Rückkehr der Werbegesandtschaft nach Deutschland gab es zwischen dem Kurerben und der Prinzessin einen regelmäßigen, wenn auch spärlichen Briefwechsel, von dem uns ein Teil, Briefe Friedrichs V., in der Münchener Staatsbibliothek erhalten sind. Freilich, den Ausdruck eines tieferen Seelenlebens, einer starken Herzensneigung, darf man in diesen mit großen, ungelenken, fast kindlichen Buchstaben geschriebenen Briefen nicht suchen; diese steif korrekten Kunstwerke mit ihren wohlgedrechselten Phrasen von ewiger Dienstbarkeit, unbegrenzter Sehnsucht und liebender Ungeduld, wie man sie in dem Moderoman jener Zeit, der Astrée des d'Urfé, fast wörtlich wiederfinden kann, werden wohl dem Kopfe des weltgewandten neuen Hofmeisters des Kurerben, des Herrn Hans Meinhard von Schönburg, entsprungen sein. Es war daher auch kein besonderes Unglück, daß der Überbringer mehrerer Schreiben Friedrichs das für die Prinzessin bestimmte aus Versehen dem Bruder übergab.

Unterdes begann man in Heidelberg mit den Zurüstungen für die Brautfahrt des Kurerben. Nach der Meinung der Mutter und der Vormünder sollte der kaum sechzehnjährige Bräutigam in London nur die Verlobung feiern, die Vermählung aber erst in reiferen Jahren nachholen; ja man hoffte sogar König Jakob zu bestimmen, daß er die Prinzessin gleich nach der Verlobung nach Deutschland entlasse, damit sie dort unter den Augen der Kurfürstin-Witwe in ihren künftigen Beruf und in deutsche Sitte eingeführt werde.

Während man für die Bedürfnisse eines künftig noch größeren Hofstaates eilends mit der Aufführung eines Zubaues zum Heidelberger Schlosse, dem sogenannten englischen Bau, begann, der sich an den dicken Turm lehnt, gab man der Ausbildung des jungen Kurfürsten, wie man von jetzt ab den noch immer nicht Volljährigen nannte, noch den letzten Schliff; fleißig übte er sich in der Reitschule und im Ballhaus, von Stuttgart entlieh man einen französischen Tanzmeister. Für den Glanz der äußeren Erscheinung sorgte man durch umfangreiche Anschaffungen von Prunkgewändern und Livreen, von Sattelzeug und Karossen in Paris und im Haag. Schwieriger war es, für all diesen Aufwand und für die weite Reise mit großem Gefolge die nötigen Geldmittel aufzutreiben; nur mit äußerster Anstrengung brachte man hundertfünfzigtausend Gulden (etwa zweieinhalb Millionen Mark unseres Geldwertes) zusammen, mit denen man das Auskommen zu finden hoffte.

In den letzten Tagen des Septembers 1612 machte der Kurfürst sich auf die Fahrt; eine ansehnliche Zahl von Grafen und Herren, von Räten und Dienern, im ganzen hundertundneunzig Personen, bildeten das Gefolge. In die Sorge und Verantwortung für das Wohl ihres jungen Gebieters teilten sich der Großhofmeister der Kurpfalz, der ehrenfeste Johann Albrecht Graf von Solms, und der schon erwähnte Hofmeister des Kurfürsten, Herr Hans Meinhard von Schönburg, dieser zugleich der einzige unter den Pfälzern, der der englischen Sprache kundig war; auch der einflußreiche und später so viel genannte Heidelberger Hofprediger, M. Abraham Scultetus, begleitete den Kurfürsten.

Nicht ohne Fährlichkeiten erreichten die Pfälzer nach vierzehntägiger Fahrt, zumeist auf dem Wasserwege, ihr erstes Reiseziel, den Haag, wo der Kurfürst von seinem Oheim, dem Erbstatthalter, und seinen Vettern, den Grafen von Nassau, freundlich be-

grüßt und wohl aufgenommen wurde. Nach den ursprünglichen Absichten war ein längerer Aufenthalt des Kurfürsten in den Niederlanden in Aussicht genommen, damit dieser des belehrenden Umgangs mit seinem staatsklugen Oheim genießen und noch etwas von jener Weltläufigkeit erwerben könne, die der junge Adelige von seiner Kavalierstour durch Europa nach Hause zu bringen pflegte. Aber die herannahenden Sturmtage und wohl mehr noch die Ungeduld des jungen Bräutigams trieben zur Eile; nach kaum vierzehn Tagen bestieg der Kurfürst wieder das Schiff, das ihn am 26. Oktober 1612 mit günstigem Winde bei Gravesend ans englische Gestade trug.

Dort hatte man eine so baldige Ankunft des Kurfürsten gar nicht erwartet und noch wenige Anstalten zu seinem Empfange getroffen; erst am dritten Tage nach seiner Ankunft wurde Friedrich vom Herzog von Lenox und von anderen englischen Großwürdenträgern mit großem Gefolge eingeholt. Um so festlicher gestaltete sich der Einzug in London: sechzehn bedeckte Barken nahmen den Kurfürsten und dessen Begleiter auf, sechs Kriegsschiffe und zahlreiche andere Fahrzeuge schlossen sich an, die Themse war mit Schiffen bedeckt. An den Ufern drängte sich eine Menschenmenge, so zahlreich, wie sie die guten Pfälzer noch nie beisammen gesehen hatten; die Fenster der Häuser, selbst die Dächer waren mit Neugierigen besetzt, deren Zuruf den Donner des vom Tower gelösten Geschützes übertönte; längst hatte der Kurfürst trotz des unfreundlichen Wetters das Dach seiner Barke aufschlagen lassen, um der Schaulust der Londoner zu genügen. Am Tower vorbei, unter der Brücke durch arbeiteten sich die Barken stromaufwärts zum Palast von Whitehall. An der Landungsstelle wurde der Kurfürst, der die Reisekleider noch nicht hatte ablegen können, von dem jüngeren Sohne des Königs, dem Herzog Karl von York, begrüßt und durch die dichtgedrängte Menge in den Thronsaal des Schlosses geleitet, wo inmitten der Großen des Reiches und des Hofes das Königspaar, der Prinz von Wales und die Prinzessin des Gastes harrten.

Es war ein Augenblick ängstlicher Spannung für alle Teile: hatten doch Mißgünstige allerlei Nachteiliges über die Person des jungen Kurfürsten verbreitet und ihn dem König als schwarz und unansehnlich, bucklig und hinkend geschildert; der Jüngling aber, der allerdings befangen durch die ungewohnte reiche Prachtentfaltung den Thronsaal betrat, war schlank und aufrecht gewachsen, frisch und jugendlich wie einer, dem der erste Flaum noch nicht von den Lippen geküßt war. Der König erhob sich vom Thronstuhl und ging dem Gaste einige Schritte entgegen, ihn mit Umarmung und herzlichen Worten willkommen heißend; dann führte er ihn der Königin zu, welche die leisen Begrüßungsworte mit steifer Würde anhörte. Durch diese Kälte eingeschüchtert, näherte sich der Kurfürst endlich der Prinzessin, die bisher unbeweglich dagestanden hatte, ohne nach dem Ankömmling einen Blick zu verlieren. Tief neigte sich der Kurfürst vor ihr, als wollte er den Saum ihres Gewandes küssen; sie aber, indem sie sich fast ebenso tief verbeugte, hob ihn mit ihrer Hand zu sich empor und bot ihm lächelnd den Mund zum Kuß; dann fand er den Mut, ihr einige Liebesworte zuzuflüstern. Die anmutige Schüchternheit des Jünglings rührte die Zuschauer und gewann sie für ihn; nur die Königin verharrte in ihrer hochmütigen Voreingenommenheit gegen das gute Pfalzgräflein, wie sie den Bräutigam ihrer Tochter spöttisch nannte.

Der Kurfürst wurde mit seinem Gefolge in Essex-House untergebracht; sehr bald wurde ihm aber eine Wohnung im Palast von Whitehall in unmittelbarer Nähe des Königs eingeräumt, der Friedrich stets um sich haben wollte, auch draußen zu Royston oder Saint Theobalds bei den Hetzjagden, denen Jakob eifrig oblag. Die kurzen Herbsttage in London vergingen mit gegenseitigen Besuchen und mit dem Dienst bei der Prinzessin; abends nahm der Kurfürst die Mahlzeit mit der königlichen Familie ein, sah dann einer Komödie zu oder spielte mit seiner Braut alla primiera (eine Art Lotto). Willkommene Abwechselung bot die Lordmayors-Schau; auch an dem darauffolgenden Bankett in Guildhall nahm der Kurfürst teil.

Der König fand an seinem künftigen Eidam je länger je mehr Gefallen; um so weniger wollte er, und vermutlich auch die Prin-



Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz und König von Böhmen. Nach Adrian van der Werff.

zessin, von dem Plane wissen, zwischen Verlobung und Vermählung einen Zeitraum mehrerer Jahre zu legen. Trotz aller Vernunftgründe beharrte er darauf, daß auf das Verlöbnis, das um die Weihnachtszeit vor sich gehen sollte, schon im Karneval die Vermählung folgen möge; das Hochzeitsfest, auf das er hunderttausend Pfd. Sterl. wenden wollte, sollte mit allem königlichen Gepränge begangen werden, denn seit langen Jahren hatte England nicht mehr die Vermählung einer Königstochter gesehen.

Den pfälzischen Räten im Gefolge des Kurfürsten wurde es bei diesen Eröffnungen freilich etwas bange: ihr sechzehnjähriger Herr war ihnen für einen Ehemann doch gar zu jung; auch die finanziellen Fragen gaben zu denken: zu dem Glanz des großartig geplanten Hochzeitsfestes sollte nach der bestimmten Meinung des Königs auch die Kurpfalz das ihrige reichlich beitragen, und schon hatten die Pfälzer erfahren müssen, um wie viel rascher in dem Lande der ausgebildeten Geldwirtschaft das mühsam erraffte Gold zwischen den Fingern zerrinne als daheim in Heidelberg. Der größte Teil der mitgenommenen Summe war bereits ausgegeben, und noch waren alle die Anschaffungen zu Paris und im Haag, die Arbeiten der Goldschmiede und Juweliere zu bezahlen und alle die offenen Hände zu füllen, die sich in Anhoffnung einer „Verehrung“, wie man sich damals wohllautend ausdrückte, dem Kurfürsten entgegenstreckten; mit kleinen Gaben war in dem teuren London und an dem verderbten Hof, wo alles seinen Preis hatte, nicht mit Ehren zu bestehen. Bald kamen den Räten von allen Seiten ernstliche Warnungen zu, daß ihre Kargheit die Zahl der Freunde mindere und die der Gegner mehre, die trotz der bisherigen Festigkeit des Königs noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben hatten, die Heirat zu vereiteln; wagte doch der savoyische Gesandte noch nach der Ankunft des Kurfürsten im Königreiche mit seinen Anerbieten fortzufahren.

Nicht nur jene Partei am Hofe, die zu den Papisten und zu Spanien neigte, war dem Kurfürsten mißgünstig, es widerstrebte überhaupt dem englischen Hochmut, daß die stolze Königstochter von einem Pfalzgrafen gefreit werde, der doch kaum mehr sei als ein Mylord. Englische Reisende, die Heidelberg besucht hatten und oben im Schloß wohl aufgenommen worden waren, hatten zum Dank dafür in Rede und Schrift abträgliche Schilderungen von der Dürftigkeit des kurfürstlichen Hofhalts verbreitet, wo man nicht einmal Tapeten (Gobelins) genug habe, die Wände damit zu behängen, von der Geringfügigkeit und Armseligkeit der kurpfälzischen Lande, von der Rauheit der dortigen Sitten; — die Pfälzer mußten in einer eilends verfaßten Gegenschrift diese Ausstreuungen bekämpfen und die Ehre ihrer Heimat retten, wobei sie natürlich den Mund voller nahmen, als eben nötig gewesen wäre.

Ein weit ernsterer Zwischenfall, der alle Pläne zu vereiteln oder wenigstens ins Ungewisse zu schieben drohte, war der plötzliche Tod des Prinzen von Wales. Schon seit längerer Zeit unpäßlich, hatte er sich wenige Tage nach dem Einzuge des Kurfürsten beim Ballspiel im Freien erkältet, ward bettlägerig und starb nach kurzem Krankenlager am 16. November 1612, wie es scheint, an einem typhösen Fieber; seine letzte Frage hatte der geliebten Schwester gegolten. Der vorzeitige Tod des Prinzen Heinrich, der um drei Jahre älter war als der Kurfürst, war für ganz England ein harter Schlag, vor allem für die, welche von der Zukunft Besserung der inneren Verhältnisse erhofften. Er, der den stolzen Königsnamen der glorreichen Herrscher Englands trug, war beim Volke ebenso beliebt, als sein Vater verhaßt. Man rechnete es ihm hoch an, daß er die schottischen Günstlinge Jakobs bekämpfte, daß er ein offenkundiger Gegner Spaniens und der Papisten war und daß er beharrlich dem Plan einer Vermählung mit einer katholischen Prinzessin widerstrebte; er hatte sogar die Absicht geäußert, seine Schwester nach Deutschland zu geleiten und sich dort unter den vielen protestantischen Fürstentöchtern eine Gemahlin zu erwählen. Nach der Versicherung seiner Umgebung soll er sich auch mit weitaussehenden politischen Plänen getragen haben, die große Umwälzungen hervorgerufen hätten.

Auch Kurfürst Friedrich empfand den Tod des Prinzen, der für die pfälzische Heirat seiner Schwester stets eingetreten war, als

schweren Verlust; denn nun mehrte sich die Zahl der Gegner der Heirat auch noch um die, welche daran erinnerten, daß bei der schwachen Gesundheit Karls, des zweiten Sohnes des Königs, Elisabeth selbst berufen sein könnte, dereinst den Thron Englands zu besteigen, weshalb man sie nicht wohl ins Ausland vermählen könne. König Jakob ließ sich zwar durch derlei Vorstellungen nicht irren, aber er bestimmte, daß die Hochzeit erst nach Ablauf der Trauerfrist, das ist nicht vor dem Mai 1613, gefeiert werden dürfe; auch dann sollte das junge Paar noch längere Zeit bei ihm in England verweilen. Den letzteren Wunsch mag er wohl in Hinblick auf die vormundschaftliche Regierung in Heidelberg geäußert haben, der er seine Tochter nicht untergeben mochte, vielleicht auch in Erinnerung an seine eigene Brautfahrt nach Opslo an der norwegischen Küste, von wo er einst seine Königin im tiefen Winter über das Schneegebirge und den vereisten Sund zu monatelangem Aufenthalt nach Kopenhagen geführt hatte, da die Meeresstürme die Heimkehr verwehrten; — der einzige Zug von Romantik in dem Leben dieses Pedanten.

Die pfälzischen Räte aber, voran der ehrliche Solms, wollten bei diesen Aussichten fast verzweifeln. Längst hatten sie es aufgegeben, einen Aufschub der Hochzeit auf mehrere Jahre zu verlangen; sie alle sehnten sich aus den fremden Verhältnissen nach der Heimat zurück, sie alle sahen voraus, daß jede Verzögerung nur neue unerschwingliche Geldopfer von der Pfalz fordern würde. Schon hatten sie daheim in beweglichen Worten vorstellen müssen, daß noch wenigstens zweihunderttausend Gulden nötig seien, um alle die Kosten der Hochzeit und der Heimreise zu bestreiten; schweren Herzens und voll trüber Ahnungen schrieb Solms nach Hause: man habe sich einmal in die Sache eingelassen und müsse nun sehen, mit Ehren herauszukommen.

Die Lage der Pfälzer in London war in der That nicht beneidenswert. Die Verpflegung war allerdings reichlich; der König, der sie bestritt, wandte dafür täglich fünfhundert Gulden auf, ließ es aber auch dafür an häufigen Ermahnungen zur Sparsamkeit nicht fehlen. Die Unkenntnis der Landessprache und der Landessitten führte zu häufigen Mißhelligkeiten; zwischen dem königlichen und kurfürstlichen Hofgesinde hörte der kleine Krieg nie auf, und selten waren es die Engländer, die dabei den kürzeren zogen. Auch das Neujahr und damit die Verpflichtung zu kostspieligen Geschenken rückte heran. Vollends unerträglich war aber, daß König Jakob, der sich für einen großen Politiker hielt, den Anspruch erhob, von allen, auch den kleinsten Angelegenheiten der Kurpfalz und der deutschen Union unterrichtet zu werden, und daß er sich fortab zur Einmischung in die innere Politik Deutschlands berufen fühlte, — natürlich mit jenem tiefgründigen Verständnis festländischer Verhältnisse, das in der britischen Staatskunst seither nicht erstorben ist.

Am 27. Dezember (alten Stils) ließ der König — so viel hatte man ihm nach der Beisetzung des Prinzen abgerungen — das feierliche Verlöbnis, das nach englischer Auffassung die Verbindung von Braut und Bräutigam an sich schon rechtskräftig machte, in großer Versammlung vor sich gehen; nur die Königin hatte es vorgezogen, der Feierlichkeit fern zu bleiben. Da der Kurfürst der englischen Sprache nicht mächtig war, so ließ der König die feierlichen Gelöbnisworte: „sich zu haben und zu halten von diesem Tag sein Leben lang, in gutem und bösem, in Reichtum und Armut, in Gesundheit und Krankheit, sich zu lieben und ehren bis in den Tod“, ins Französische übersetzen; der Geheimsekretär löste aber seine Aufgabe so trefflich, daß alle Anwesenden trotz des Ernstes der Handlung das Lachen ankam; erst die Weiherede des Erzbischofs von Canterbury stellte die Stimmung wieder her.

Von diesem Tage an galt der Kurfürst als Mitglied der königlichen Familie, für den in den Kirchen Englands gebetet wurde; auch den Ränken der Gegner war nunmehr die Aussicht auf Erfolg abgeschnitten.

Das anbrechende neue Jahr 1613 zeigte ein freundlicheres Gesicht: mit den gefürchteten Geschenken legten die Pfälzer doch Ehre ein; — freilich forderten sie allein für den Hofstaat der Prinzessin dreitausendfünfhundert Pfd. Sterl., ein Fünftel der kurpfälzischen Jahreseinkünfte, und dazu kamen noch die kostbaren Geschenke für die königliche

Familie: der Juwelenschmuck, den der Kurfürst seiner Braut überreichte, wurde auf fünfunddreißigtausend Pfd. Sterl. (viertehalb Millionen Mark unseres Geldwertes) geschätzt. Weiteren Ausgaben setzte der bestimmte Wille des Königs ein Ziel.

Noch einen anderen, größeren Erfolg brachte das neue Jahr: der König gab den Vorstellungen, die von allen Seiten auf ihn einstürmten, endlich Gehör und gestattete, daß die Vermählung schon im Februar stattfinden dürfe, worauf alsbald die Heimreise des jungen Paares folgen solle.

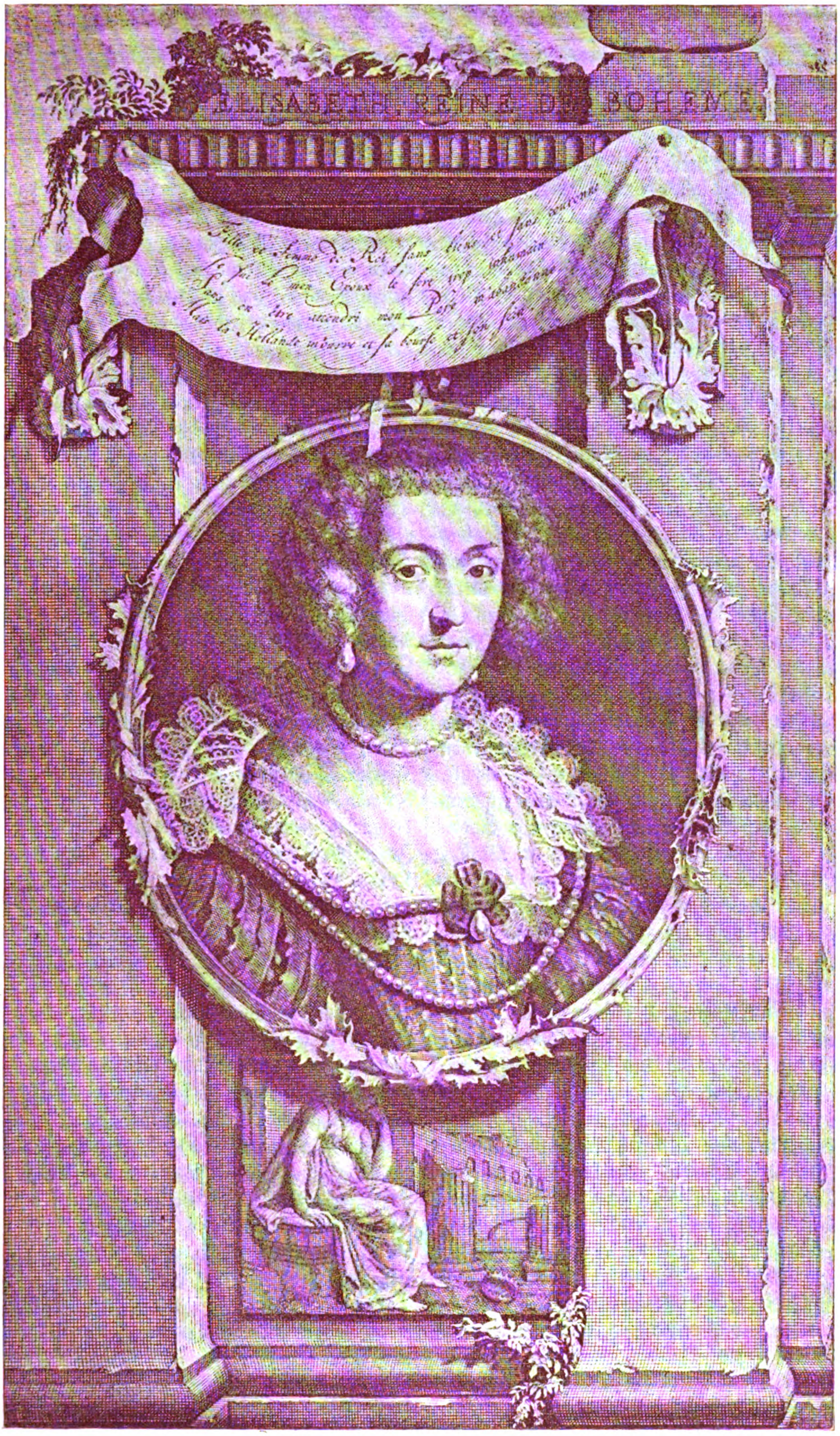
Unter diesen Umständen vergingen die nächsten Wochen mit den Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier: während die Hofdichter ihre Federn tief ins Tintenfaß tauchten und die Ingenieure und Maschinisten alle ihre technischen Künste aufboten, um die Schauspiele und Aufzüge mit neuen Erfindungen zu bereichern, bemühte sich König Jakob um die Einhebung der Brautsteuer, die ihm ein Erkleckliches abwarf; auch umfassende Sicherheitsmaßregeln wurden in London getroffen, denn man besorgte einen Anschlag der Papisten.

Das Hochzeitsfest, für das man die Trauer ablegte, wurde mit einem Wasserfeuerwerk eingeleitet, dem zwei Tage später eine Wasserschlacht auf der Themse folgte; die beiden Schauspiele, bei denen ungeheuer viel Pulver verknallt wurde, verschlangen die Summe von fünfzehntausend Pfd. Sterl. Als Hochzeitstag hatte man den 14. Februar (alten Stils), den bedeutungsvollen St. Valentinstag erwählt. Die Trauungsceremonie fand in der Kapelle des Whitehallpalastes statt, deren beschränkter Raum nur wenigen Bevorzugten den Zutritt erlaubte; um aber der Schaulust der Menge einigermaßen zu genügen, machte der endlose Hochzeitszug aus den königlichen Gemächern einen beträchtlichen Umweg dahin. In der langen Reihe der königlichen Diener, die im roten Festgewand dem Brautpaar voranschritten, mag auch Shakespeare gegangen sein.

Unbeschreiblich war die Pracht, die bei aller Beschränkung sich entfaltete: Braut und Bräutigam waren in weißen Atlas gekleidet, sechzehn Damen des hohen englischen Adels trugen die kostbare Brautschleppe. Die Prinzessin, die zum letztenmal ihr reiches Haar aufgelöst trug, war mit Juwelen überladen; der König schätzte am anderen Tage den Wert des Brautschmuckes auf eine viertel Million Pfd. Sterl. (etwa fünfundzwanzig Millionen Mark). Die anderen Damen suchten nach Möglichkeit mit dieser Pracht zu wetteifern: Lady Wotton hatte die Elle des Stoffes ihrer Schleppe mit fünfzig Pfd. Sterl., also mit mehr als fünftausend Mark bezahlt. Man begreift den Stoßseufzer des englischen Gewährsmannes: dieser Prunk werde sie alle noch arm machen!

Die Einsegnung der Ehe nahm der Erzbischof von Canterbury vor. Die Fragen wurden diesmal in englischer Sprache gestellt und beantwortet, und man rühmte es dem Kurfürsten nach, daß er die bedeutungsvollen Worte sich so trefflich zu eigen gemacht habe. Der feierlichen Handlung wohnte diesmal auch die Königin bei, die endlich ihren Widerstand aufgegeben hatte; auch die Gesandten der befreundeten Mächte waren anwesend, die anderen waren unwohl geworden. Der kirchlichen Feier folgte ein Prunkmahl in dem von Inigo Jones neu erbauten Bankettsaal, von dessen mit Gobelins bedeckten Wänden die Großthaten der Elisabethanischen Zeit auf die Epigonen herabschauten. Bei der Tafel nahm die junge Kurfürstin oder, wie sie auch jetzt noch genannt wurde, die königliche Prinzessin ganz allein die obere Stelle ein, ihr Gemahl mußte sich mit einem Platz weiter unten begnügen. Den Tag beschloß ein Maskenspiel, das die Schauspielertruppe des Lordkämmerers zur Aufführung brachte, doch ohne viel Beifall zu erringen. Auch in den nächsten Tagen mußte das junge Paar solche allegorische Huldigungen der Hofdichter über sich ergehen lassen, bei denen der Theatermeister und der Schneider zuweilen das Beste gethan hatten.

Mit köstlicherer Gabe hatte sich Englands reichster Geist zu diesem Freudenfeste eingestellt. Shakespeares letzte Dichtung, mit der er selbst von der Schaubühne der großen Welt Abschied nahm, „der Sturm", ist ein Festspiel zur Hochzeit, vielleicht sogar schon zur Verlobung des Winterkönigs. Aber fast nur die beiden eingelegten Maskenspiele verraten den festlichen Zweck der sonst so ernsten, sentenziösen Dichtung; der feine Takt



Elisabeth, Kurfürstin von der Pfalz und Königin von Böhmen. Nach Adrian van der Werff.

des Dichters hat sich keine unmittelbare Anspielung gestattet. In Fernando, dem Prinzen von Neapel, der übers Meer nach der Insel kommt, mochte sich allenfalls der Kurfürst wiedererkennen, die Prinzessin in Miranda, die in völliger Abgeschiedenheit von aller Welt unter der Obhut ihres geistermächtigen Vaters Prospero, des vertriebenen Herzogs von Mailand, heranwächst, unschuldsvoll und rein neben Caliban, der Verkörperung des Gemeinen; Prospero aber, der im Reich der Geister herrscht, dem alles Wissen kund, dem alle Kräfte der Natur unterthan sind, dessen Mund von Weisheitssprüchen überströmt: das ist König Jakob, natürlich nicht der leibhaftige, sondern der, wie er vorgestellt zu sein wünschte. Aber Shakespeare war kein plumper Schmeichler; er verstand es in fast schalkhafter Weise, das Idealbild, mit dem er seinem königlichen Beschützer zum letztenmal huldigte, der Wirklichkeit näher zu bringen: wer genauer zusah, mochte an dem weisen Prospero auch die salbungsvolle Umständlichkeit, die lehrhafte Weise, ja selbst ein wenig von der Eitelkeit des königlichen Vorbildes Jakob wiedererkennen, für den des vertriebenen Herzogs Schicksal eine Mahnung sein mochte, nicht allzuviel im Reich der Geister zu verweilen, auf daß er nicht einmal den Boden der irdischen Herrschaft unter den Füßen verliere.

Eine schwermütige, herbstliche Stimmung, die mehr noch als gedämpfte Trauer um den dahingeschiedenen Prinzen ausdrückt, liegt über dem phantastischen Märchenspiel, das zum Zuschauer nicht so sehr von hochzeitlichen Freuden redet als von der Treulosigkeit des Glücks und von der Vergänglichkeit aller Erdengröße. Es ist, als sehe der Dichter über all den prunkenden Glanz des Festes, über „diesen lockeren Bau des Scheines“ schon die blutigen Schatten der Zukunft gleiten, als fühle er bereits den leisen Hauch der Vorboten des Sturmes, der einst den Thron der Stuarts zerschmettern und die reichen Blüten der großen Zeit Englands in den Staub treten werde.

Gleich nach der Hochzeit begannen die pfälzischen Räte in den König zu dringen, daß er das junge Paar nach Hause entlasse; die Angelegenheiten der Kurpfalz, der deutschen Union, ja des Reiches, dessen Glieder sich im April zu einem Reichstag versammeln sollten, forderten die Anwesenheit des Kurfürsten in Deutschland. Jakob gab diesmal den Vorstellungen leicht Gehör, wünschte er jetzt doch selber, der kostspieligen Gäste ledig zu werden; auch Elisabeth fesselten nach dem Tode des Bruders keine starken Bande mehr an das Elternhaus, und vollends der Kurfürst war froh, endlich den schulmeisterlichen Belehrungen seines pedantischen Schwiegervaters entrinnen zu können.

Noch mußten die Frühjahrsstürme abgewartet werden. Während der Kurfürst die Zeit mit einer Reise durch England ausfüllte, betrieb Jakob nach seiner Weise die Vorbereitungen zur Fahrt: der Einzug seiner Tochter in Deutschland sollte so geräuschvoll als möglich an der Spitze eines kleinen Heeres geschehen; ein englisches Reiterregiment sollte sie dahin begleiten, die Generalstaaten ein zweites dazu stoßen lassen. Die Absicht des Königs, die natürlich nicht verborgen blieb, verursachte in ganz Westdeutschland, besonders aber am Niederrhein die lebhafteste Bewegung; am lautesten aber rief die Stadt Köln um Hilfe gegen die drohende britische Invasion, dieselbe Stadt, die in besseren Tagen einst den englischen Königen den Weg nach Deutschland gewiesen hatte. Zum Glück redeten die Generalstaaten dem König das Vorhaben aus, das bei der inneren Lage Deutschlands leicht der zündende Funke hätte werden können.

Am 20. April 1613, gerade ein halbes Jahr nach der Ankunft des Kurfürsten im Königreiche, glitt die Barkenflottille, diesmal mit der ganzen königlichen Familie am Bord, flußabwärts. Wieder donnerte das Geschütz vom Tower, wieder erschütterten die Zurufe der Menge die Luft: diesmal galt's dem Abschied. Noch währte es vierzehn Tage, bis das englische Geschwader, das die Pfälzer aufnahm, die Anker lichten konnte, dann drei Tage stürmischer Überfahrt; erst am 8. Mai betrat das Kurfürstenpaar zu Ostende das Festland.

Die Generalstaaten und Prinz Moriz waren wetteifernd bemüht, den hohen Gästen alle möglichen Ehren zu erweisen; die Kurfürstin wurde mit Geschenken überhäuft; ihr kurzer Aufenthalt im Haag soll den Gene-

ralstaaten eine Million Brabanter Gulden gekostet haben, trug ihnen dafür aber ein vorteilhaftes Bündnis mit der deutschen Union ein. Im Haag trennte sich Friedrich von seiner Gemahlin und eilte mit wenigen Begleitern nach der Pfalz voraus, um persönlich die letzten Anstalten zum Empfang Elisabeths in ihrer neuen Heimat zu überwachen; unterdes setzte die Kurfürstin mit ihrem schwerfälligen Troß langsam die Reise rheinaufwärts fort. In ihrem Gefolge waren mehr als dreihundert Personen (darunter hundertvierzig Engländer), dreihundert Lastwagen waren zur Fortschaffung des Gepäcks nötig, sechzehnhundert Pferde standen im Futter, — für die betroffenen Gegenden keine geringe Heimsuchung. Trotzdem ließen es weder Protestanten noch Katholiken an Aufmerksamkeiten gegen die hohe Reisende fehlen, die sich allenthalben fröhlich und liebenswürdig gab; nur fiel damals schon auf, daß sie fast ausschließlich mit ihrer englischen Umgebung verkehrte. Bei Monheim, oberhalb Köln, kamen ihr die von der Kurpfalz ausgerüsteten Rennschiffe, ein ganzes Geschwader, entgegen; das größte und schönste Fahrzeug, das mit kostbaren Stoffen ausgeschlagen war und am Gallion die Fortuna auf der Kugel führte, nahm die Kurfürstin auf.

Bei Bacharach, wo bereits der Gemahl ihrer harrte, betrat Elisabeth zuerst pfälzischen Boden; noch folgten beide zusammen einer nachbarlichen Einladung des Kurfürsten von Mainz nach dessen Hauptstadt, dann ging die Reise zu Wagen weiter über Oppenheim und Frankenthal. Allenthalben gab es Ehrenpforten, Aufzüge und Huldigungen; aber das alles blieb weit hinter dem Empfang zurück, der die Kurfürstin in Heidelberg erwartete.

Mit dem Hofe hatte Stadt und Universität gewetteifert. Das finstere, winklige Städtchen hatte sich in einen grünen Wald verwandelt; über die Maienbäume ragten die Triumphpforten, geschmückt mit allegorischen Darstellungen und den Erzeugnissen der Professorenpoesie. Die befreundeten Fürsten der Union hatten sich mit großem Gefolge eingefunden, der ganze Lehensadel der Kurpfalz war berufen worden, man speiste täglich bei Hofe fünf- bis sechstausend Personen; außerhalb der Stadt, bei Ladenburg, hatte man aus dem Landesaufgebot ein ansehnliches Heer zusammengezogen — kurz, es war alles geschehen, um der stolzen Königstochter zu zeigen, was die neue Heimat an Macht und Glanz, an Geschmack und Erfindung zu bieten vermöge.

Die einzelnen Festlichkeiten, welche die nächsten Tage füllten, Feuerwerke und Schifferstechen, Turniere und Ringelrennen, sind von berufener Seite längst geschildert worden. Das Hauptstück war ein großer allegorischer Festzug im Geschmack der Spätrenaissance: die Heimkehr der Argonauten von Kolchis, dargestellt von den Fürsten selber mit ihrem Gefolge. Auf der von verborgenen Rädern bewegten Argo, von deren Masten das kurpfälzische Banner flatterte, stand Kurfürst Friedrich als Held Jason — nicht zu glücklicher Vorbedeutung, wie man damals schon angemerkt hat: das goldene Vließ hatte er nicht heimgebracht, von den erträumten Reichtümern Englands ist nichts nach der Pfalz gekommen als die spärliche Mitgift, die bei weitem nicht die Kosten der Brautfahrt deckte und um die man sich die Finger krumm schreiben mußte. Eine große Hetzjagd nach englischem Vorbilde, vielleicht die erste, die Deutschland sah, schloß die Festlichkeiten ab, welche das Loch im kurpfälzischen Säckel noch erheblich vergrößerten. Allmählich verloren sich die Gäste, auch der größere Teil des englischen Gefolges kehrte heim: die Heidelberger haben den insolenten Briten keine Thräne nachgeweint.

Während man draußen beim Reichstag zu Regensburg das alte heilige Reich zu Grabe trug, verlebte das junge Paar die nächsten Monate in sorgenloser Ruhe auf den Jagdschlössern des wildreichen Odenwaldes. Das Glück der jungen Ehe schien vollkommen, als am ersten Tag des neuen Jahres 1614 das Geschütz vom Stückgarten herab verkündete, daß der Kurpfalz ein Sohn und Erbe geboren sei. — Was für Wünsche, was für Hoffnungen sind damals an der Wiege des Knaben laut geworden! Die einen sahen schon den pfälzischen Löwen den englischen Leoparden im selben Wappen einträchtig gesellt, die anderen zogen gar die alte, nie erstorbene Weissagung von einem dritten Kaiser Friedrich hervor, der noch kommen solle, das Papsttum zu stürzen und der Welt den Frieden und das tausendjährige Reich zu

bringen, und deuteten sie auf den jungen Vater. — Das Schicksal hat es anders gewollt! Wohl hat einen Winter lang die böhmische Königskrone Friedrichs Haupt geschmückt, wohl hat es einen Augenblick geschienen, als sollte der Kurpfälzer dem Habsburger Ferdinand auch die Kaiserkrone vom Haupte nehmen; aber der Reif eines Novembermorgens draußen auf den Hügeln vor Prag hat alle diese überquellenden Hoffnungen gesengt.

Mit der Schlacht am Weißen Berge endet das Glück von Kurpfalz. Hinter dem flüchtigen Winterkönig her sangen die Straßenjungen Spottlieder, und die stolze Königin, die ihrer schweren Stunde entgegensah, hatte nicht, wohin das Haupt sie legen konnte. Heimatlos ziehen fortab die beiden mit ihren Kindern von Land zu Land; Heidelberg ist den Feinden preisgegeben, und die Kurpfalz wird von den hin und her wogenden Kriegerscharen zertreten. Der erstgeborene, vielversprechende Sohn des Paares, Friedrich Heinrich, ertrinkt, schon sechzehnjährig, bei einer Kahnfahrt im Haarlemer Meere; der zärtliche, weichherzige Vater siecht seitdem dahin und stirbt, kaum sechsunddreißig Jahre alt, unfern der Heimat im Schlosse zu Mainz. — Schwereres Schicksal war der Kurfürstin vorbehalten: von den übriggebliebenen Söhnen zerfällt der älteste, Karl Ludwig, mit der Mutter; Prinz Ruprecht, „der Kavalier“, der auf fernen Meeren und entlegenen Schlachtfeldern mit deutscher Treue die sinkende Sache der Stuarts verficht, muß in ruhelosem Wanderleben das bittere Brot der Fremde essen; der dritte, Prinz Moriz, derselbe, der auf der Flucht von Prag zur Welt kam, endet als Sklave algerischer Seeräuber. Noch muß Elisabeth das blutige Ende ihres königlichen Bruders Karl, die Austilgung der Anhänger ihres Hauses erleben, sie selbst aller Mittel entblößt und angewiesen auf die karge Milde ihrer holländischen Gastfreunde. Als dann nach Jahren ihr Neffe Karl II. noch einmal die Monarchie der Stuarts aufrichtete, ist sie in die englische Heimat zurückgekehrt, um dort schon nach wenigen Monaten, gerade am Vorabend ihres fünfzigsten Hochzeitstages, zu sterben — verlassen und vergessen.

Vor dem Unglück steht die Schuld. Und strenge genug ist die Nachwelt mit dieser Frau ins Gericht gegangen: ihrem zügellosen Ehrgeiz hat man den verhängnisvollen Gang der Pfalz nach Böhmen zugerechnet, ihrer sinnlosen Verschwendung die Entkräftung des Landes und dessen Wehrlosigkeit in der Stunde der Not. — Ich möchte eher davor warnen, diese Frau und ihren Einfluß so hoch zu schätzen; sie erscheint als eine oberflächliche, gefühlsarme, zur Passivität neigende Natur, die weit mehr der Antriebe bedurfte, als daß sie solche hätte erteilen können. Auf ihren Gemahl, der mit leidenschaftlicher, im Unglück noch vertiefter Neigung an ihr hing, hat sie in politischen Angelegenheiten keinen erkennbaren Einfluß geübt, ja einen solchen nicht einmal erstrebt. So gleichgültig sind ihr die deutschen Dinge geblieben, daß sie nie in ihrem Leben die deutsche Sprache erlernt hat. Reiten und Jagen, Romane und Komödien, Kartenspiel und ähnliche Nichtigkeiten füllten ihren Tag; größere geistige Interessen sind an sie nicht herangekommen, nicht einmal das Unglück hat seine läuternde Kraft an ihr bewährt.

Nun ist nicht zu leugnen, daß die Verschwendungssucht, die Schulden der Kurfürstin die jährlichen Rechnungsabschlüsse der Kurpfalz immer ungünstiger gestaltet haben; es unterliegt keinem Zweifel, daß allein schon die Hochzeit mit ihren riesigen Anforderungen an die kurfürstliche Kammer das finanzielle Gleichgewicht der Pfalz hat erschüttern müssen; es ist gewiß, daß das Vertrauen auf die Unterstützung des erbärmlichen Jakob die Pfälzer zu immer bedenklicheren politischen Wagestücken verleitet hat; aber ebenso gewiß ist es und wir haben es selber gesehen, daß längst zuvor schon die Kurpfalz den abschüssigen Weg betreten, den sicheren Boden eines geordneten Haushalts verlassen und für den kurzen Traum einer Großmachtstellung ihre bescheidenen Kräfte überspannt hatte. An diesen alten Sünden ist die Kurpfalz zu Grunde gegangen und nicht an der Hochzeit des Winterkönigs.



Zur Erinnerung an Gerhard Rohlfs.

Von

Georg Schweinfurth.

Es ist kaum etwas über ein Jahr verflossen, seit der nimmermüde Afrikawanderer, dessen Erinnerung diese Zeilen gewidmet sein sollen, sein thatenreiches Leben beschloß. Nachrufe in großer Zahl haben von dem Kummer Zeugnis abgelegt, den das allzu frühe Ende des noch vor kurzem so rüstigen Mannes in den verschiedensten Kreisen wachrief. Wohl geziemt es den Überlebenden, beim Hinscheiden verdienter Männer sich der Erinnerung ihres Lebensganges hinzugeben, denn die Ziele, die sie verfolgten, die Aufgaben, zu deren Lösung sie sich mit so begeisterter Hingabe anschickten, waren diejenigen ihrer Zeit, und in den wahren Idealen solcher Männer, sowie in ihren Irrungen werden spätere Geschlechter dieselben wiedererkennen, die der Epoche ihren Stempel aufprägten. Wessen Thun und Wirken einen Fortschritt seiner Zeit bezeichnet, der hat Anspruch auf solche Ehrung, dem Näherstehenden, dem Zeitgenossen aber gewährt es einen hohen Genuß, das gemeinsam Durchlebte noch einmal im Geiste an sich vorüberziehen zu lassen.

Die Enträtselung des räumlich Unbekannten auf der Erde gefördert zu haben, mag als ein Vorzug gelten, dem nicht immer

persönliche Verdienste anhaften. Werden doch manchem Fortunas Gaben mehr im unbewußten Glücksspiel des Erfolges als in treffsicherer Durchführung seiner Pläne zu teil. Gar mancher wirft eben seine Netze aus zu bescheidener Beute und macht unverhofft großen Fang. Rohlfs, jeder Rücksicht auf eigene Wohlfahrt bar, machte von Hause aus große Einsätze, und schwere Opfer hielten ihn nicht ab von den waghalsigsten Unternehmungen. Es waren dieselben, die offenbar seinen Lebensfaden verkürzt haben. Will man aber seine Lebensarbeit abschätzen, so muß man zunächst an dasjenige erinnern, wodurch er thatsächlich die allgemeine Kenntnis erweitert hat.

Wenn man vielfach die Behauptung aufstellen hört, die Karte von Afrika gewähre heute ein in ihren großen Zügen abgeschlossenes Bild, so darf dabei nicht unerwähnt gelassen werden, daß unter diesem Bilde eigentlich nur derjenige Teil von Afrika verstanden werden kann, dessen Gestaltung durch das mit wenigen Ausnahmen im Nordosten nunmehr so gut als vollständig klargelegte Adernetz seiner Wasserwege in die Augen springt, mit anderen Worten: das tropische Afrika und Südafrika. Im nördlichen Drittel des Weltteils aber bestehen nach wie vor große Lücken unserer Kenntnis, und die weiß gelassenen Räume des Unerforschten geben daselbst zu der irrigen Vorstellung Veranlassung, als bestände die Wüste nur aus leeren Flächen. Diese Lücken wären heute noch einmal so groß, hätte nicht Rohlfs zwanzig Jahre seines Lebens auf die Ausfüllung derselben verwandt und durch sechs große Forschungszüge das unermeßliche Gebiet nach allen Richtungen hin aufgehellt. Es bedarf nur eines Vergleichs der Karten von 1861 und nach 1879, um das zur Anschauung zu bringen, was Rohlfs daselbst zuwege gebracht hat. Neben Heinrich Barth und Gustav Nachtigal steht eben Gerhard Rohlfs an derjenigen Stelle, wo die deutsche Sahara-Forschung ihren besonders heroischen Ausdruck findet.* In diesem ausgedehntesten und fast schwierigsten aller Forschungsgebiete war es, wo unsere Wissenschaft so recht eigentlich ihre Stammsitze aufgeschlagen hatte, von den Tagen eines Hornemann bis auf die von Oskar Lenz, von Overweg und Vogel bis auf von Beurmann und von Bary. Den Deutschen gebührt in der Sahara unstreitig der Löwenanteil, und nur die Franzosen, als die eigentlich Nächstbeteiligten, sind dort mit ihnen in Wettbewerb getreten um die Palme der Entdeckungen, aber auch sie haben im Gesamtbetrag ihrer Leistungen sich mit den unserigen nicht messen können.

Als Gerhard Rohlfs im Frühjahr 1861 von Tanger aus seine eigentliche afrikanische Laufbahn begann, hatte er eben das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt, er war aber bereits reich an Erlebnissen und Erfahrungen ungewöhnlicher Art, auch kein Neuling mehr auf afrikanischem Boden. Erst achtzehnjährig hatte er frisch vom Celler Gymnasium weg zum Waffendienst gegriffen, um mitkämpfen zu dürfen zur Erreichung jenes hohen Ideals, für das Deutschlands Jugend in stets wachsender Begeisterung erglühte: für die Befreiung deutscher Lande vom Joche der Fremdherrschaft. Nachdem Rohlfs ein Jahr im Bremer Füsilier-Bataillon gestanden, trat er Anfang 1850 in schleswig-holsteinische Dienste, focht unter Willisen mit bei Idstedt und wurde noch auf dem Schlachtfelde wegen hervorragender Tapferkeit zum Sekondelieutenant ernannt. Bei der Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee erhielt er im Frühjahr 1851 seinen Abschied. Wie Rohlfs' Vater, so waren auch seine älteren Brüder beide Mediziner, und sie haben es in ihrer Wissenschaft zu hohem Ansehen gebracht. Ihren Anregungen folgend, wandte auch er sich wieder den durch die Sturm- und Drangperiode der Kriegszeit unterbrochenen Studien zu und besuchte der Reihe nach die Universitäten Göttingen, Heidelberg und Würzburg. Die Medizin scheint aber auf die Dauer seinen Neigungen nicht entsprochen zu haben, auch hat er in späteren Jahren, als seine Lebensverhältnisse sich selbständiger gestalteten, nach dieser Richtung hin sich nicht mehr viel bethätigt, obgleich ihm das Glück beschieden war, mit dem Altmeister Rudolf Virchow, der bereits in Würzburg sein Lehrer war, in dauernden Verkehr zu treten. Ein Umsatteln zu anderem Be-

* Rohlfs' Wanderungen, allein die im Sahara-Gebiet gerechnet, erreichen eine Gesamtlänge von über sechzehntausend Kilometer.

ruf wird sich damals wohl noch schwieriger haben gestalten lassen als heute. In jenen Jahren, wo das deutsche Nationalbewußtsein seinen tiefsten Niedergang erlitt, konnte es für ideal angelegte Naturen nur den einen Wunsch geben, nur der eine Drang sich geltend machen — der Drang des eingesperrten Vogels.

Es ist eine allgemeine Erscheinung, daß gerade diejenigen Völker, bei denen es daheim am geregeltsten hergeht und wo, dank der hohen Ausbildung, die die bürgerlichen Einrichtungen erfuhren, dank auch der im Laufe der Zeit daselbst immer weiter gediehenen obrigkeitlichen Bevormundung, wenig Gelegenheit zu Abenteuern geboten ist, diesen Drang ins Freie hinaus am lebhaftesten empfinden und auch am häufigsten bethätigen. In Deutschland ist solchen instinktiven Neigungen auch die Freiheit des Studentenlebens förderlich gewesen. Wo in der Welt findet man zudem lustigere Wanderlieder als in Deutschland! Rohlfs mag, wie so viele vor ihm, sich der thörichten Vorstellung hingegeben haben, daß mit der größeren Freiheit auch das Leben als solches für immer gewonnen sei und daß beispielsweise das Beduinenleben ein noch freieres sein möchte als das Studentenleben.

Was bei unserem Rohlfs den Drang in die Ferne noch erklärlicher machte, waren die Eindrücke, die er als Kind empfangen haben muß, in jener kleinen Schifferstadt Vegesack bei Bremen, wo er am 14. April 1831 das Licht der Welt erblickte und wo heute seine Asche ruht. Damals gab es noch keine oder so gut wie keine Dampfschiffe, die, wenn auch unabhängiger von Wind und Wetter, doch in höherem Grade abhängig sind von menschlichen Einrichtungen als die freien Segler des Meeres. Der Seemann von damals sah an Land und Leuten in demselben Maße mehr als der heutige, wie der Wanderer mehr davon erfährt als der Eisenbahnreisende. So mußte der Anblick von schwellenden Segeln auch allen denjenigen das Herz höher schwellen machen, die den Drang in die Ferne empfanden. Eben deshalb sind auch von den deutschen Forschungsreisenden diejenigen die zahlreichsten, die am Meere und in den nordischen Hafenstädten geboren wurden.

In der Hoffnung, seine medizinischen Kenntnisse bei der französischen Fremdenlegion in Algerien verwerten zu können, hatte sich Rohlfs im Jahre 1855 dahin gewandt, erlangte indes nur eine bescheidene Stellung als Feldapotheker, in welcher Eigenschaft er zunächst die Kabylenfeldzüge mitzumachen hatte. Als die Unterwerfung der unabhängigen Bergvölker im Jahre 1857 gelungen war, hatte er es zum Sergeanten gebracht, sich auch einige Medaillen erworben. Der anstrengende Felddienst und die unwirtliche Natur jener Berge hatten seine physische Rüstigkeit in hohem Grade bewährt, und die überstandenen Strapazen waren seinen auf gewagtere Unternehmungen gerichteten Plänen sehr förderlich. Im mehrjährigen Lagerleben hatte er sich außerdem vom arabischen Dialekt jener Gegenden einige Kenntnisse angeeignet, er war mit den Volksgewohnheiten genügend vertraut geworden, um nun auch auf eigene Hand umherreisen zu können. Anfang 1861 nahm er in Oran Abschied von der Fremdenlegion, indem er für seine weiteren Pläne zunächst Marokko ins Auge faßte, wo ihm als Arzt ein Fortkommen und die Gelegenheit in Aussicht stand, noch durchaus unbekannte Gegenden kennen zu lernen.

In Tanger fand Rohlfs bei dem inzwischen (November 1896) verstorbenen Sir Drummond Hay, dem damals überaus einflußreichen englischen Gesandten, freundliches Entgegenkommen und manchen wohlgemeinten Rat. Bei seiner Mittel- und Schutzlosigkeit konnte der einsame Wanderer unter den ungastlichen und religiös so unversöhnlichen Bewohnern Marokkos als Mohammedaner, wenn er die ihm vom Gesandten anempfohlene Rolle standhaft durchführte, viele Hindernisse überwinden und mancher Gefahr die Stirn bieten. Man macht sich bei uns gewöhnlich falsche Vorstellungen von solchen Scheinübertritten zum Islam. Nichts ist leichter, als für einen Mohammedaner zu gelten, man hat dazu nur zu „bekennen“, das heißt, die oberste Glaubensformel des Islam: „Es ist nur ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet“, auszusprechen, um von Rechts wegen unbehelligt zu bleiben. Alsdann ist kein Mißtrauen mehr gestattet, es bedarf keines weiteren Nachweises, und keck kann da der Betreffende allen Zweifeln

den Koranspruch entgegenhalten: „Wer einen Gläubigen des Unglaubens bezichtigt, ist selbst ein Ungläubiger.“ Giebt es außer Gott einen Gott? und war Mohammed nicht in der That ein Prophet, da er doch den unerforschlichen Ratschluß des Allmächtigen zu vollziehen hatte?

Unter der Maske eines zum Islam bekehrten Engländers, der zum Großscherif von Uesan wollte, trat unser Freund, der fortan den Namen Mustafa führte, seine erste gefahrvolle Wanderung an. Der Großscherif Abd-es-Ssalam galt als ein aufgeklärter Mann und als Freund der europäischen Gesittung. Es empfahl sich daher, zunächst dieses Ziel im Auge zu behalten, in Wirklichkeit aber waren Rohlfs' Hoffnungen auf Fez gerichtet und auf „Seine scherifische Majestät“, den Sultan. Gleich in den ersten Tagen seiner Wanderung ereilte ihn das Mißgeschick des Neulings. Der einzige Begleiter, ein Eingeborener, der ihm als Führer dienen sollte, ging mit der geringen Habe durch, die Rohlfs mit sich führte. Aber der Regen kann noch so dicht fallen, ein kleiner Vogel erhält doch immer nur einen Tropfen auf einmal, und der bestohlene Arme bleibt immer ein reicher Mann, solange Bedürfnislosigkeit und unerschütterliche Zuversicht ihm als schützende Engel zur Seite stehen. Wohlgemut zog unser wackerer Reisender seines Weges weiter. Die lustigen Wanderlieder der Heimat waren freilich hier nicht mehr am Platze, eher konnte er auf sich den Virgilschen Vers beziehen: „egens Libyæ deserta peragro,“ aber unangefochten gelangte er durch das gegen Fremde so abgeschlossene Land und sah vieles, was einem europäischen Reisenden, der anspruchsvoller aufgetreten wäre, verborgen bleiben mußte. In Bauernhütten und Beduinenzelten ward ihm Gastfreundschaft zu teil, und schließlich fand er beim Großscherif selbst die beste Aufnahme. Einer der direktesten Abkömmlinge des Propheten, wurde dem Sidi-Abd-es-Ssalam als Oberhaupt aller Gläubigen und als die geheiligtste Person im ganzen Lande fast abgöttische Verehrung zu teil. Dank der Empfehlungen eines so mächtigen Beschützers vermochte Rohlfs seine Wanderung nach Fez fortzusetzen, wo er sich dem Sultan zu nähern Gelegenheit hatte und auf Befehl desselben Verwendung als oberster Armeearzt fand. Das wollte aber nicht viel besagen, da er nur unbedeutenden Lohn bezog. Es kostete zudem alle Mühe, von dem drückenden Dienstverhältnisse später loszukommen, als er seine Reisen wieder aufnehmen wollte. Nach mehreren Monaten, die er teils in Fez, teils in Mekenes verbrachte, ward ihm zuletzt auf Verwendung Sir Drummond Hays die allerhöchste Erlaubnis zu teil, nach Belieben überall im Lande umherziehen zu dürfen. Zu seinem früheren Beschützer zurückgekehrt, fand Rohlfs in der großen Pilgerstadt Uesan die beste Gelegenheit, mit den Vertretern aller nordafrikanischen Völker und Rassen in Verkehr zu treten und, immer unter der gastfreien Obhut des Großscherifs, während eines vollen Jahres die hohe Schule jener Landeskunde durchzumachen, die seinen späteren Forschungen in so hohem Grade förderlich sein sollte.

Im Besitze einiger Geldmittel, reicher an Erfahrung und weit sicherer im Besitze der gewonnenen Landeskenntnis als bei seinem ersten Auszuge, trat Rohlfs im Juli 1862 die erste wirkliche Entdeckungsreise an, indem er von nun an mit rastlosem Fuß Gegenden durchmaß, die auf weite Strecken noch von keines Europäers Fuß berührt worden waren. Zunächst durchzog er das Küstenland von Tanger bis Agadir, er besuchte auf einem Abstecher die alte Landeshauptstadt Marokko und überstieg den westlichsten Ausläufer des Atlas. Am Südabfall des Gebirges entlang durch die marokkanische Sahara ziehend, erreichte er das noch unbekannt gebliebene Oasenthal von Draa und die große, bisher nur von einem Reisenden, dem Franzosen René Caillé, im Jahre 1828 gelegentlich seiner abenteuerlichen Durchquerung (der ersten, welche die afrikanische Kontinentalmasse von einem europäischen Reisenden erfuhr) flüchtig berührte Oase von Tafilet. Auf seinem weiteren Zuge durch gänzlich unerforschte Landstriche am Südabfall des hohen Atlas ereilte den einsamen Wanderer ein fürchterliches Verhängnis. Wie er bei der Bu Anan genannten Oase von seinem eigenen Gastgeber und dessen Mordgesellen im Schlafe überfallen, niedergeschossen, zusammengehauen und ausgeraubt worden, wie er alsdann, aus

neun schrecklichen Wunden blutend, als totgeglaubt sich selbst überlassen und zwei Tage und zwei Nächte hilflos in der Einöde daliegen mußte, tags über der Sonnenglut preisgegeben und nachts von hungernden Schakalen bedroht, wie schließlich fromme Eingeborene sich seiner erbarmt und ihm Pflege haben angedeihen lassen, das hat uns alles Rohlfs selbst mit ergreifender Schlichtheit in seinem zehn Jahre später gedruckten Buche „Mein erster Aufenthalt in Marokko“ (Bremen 1873) berichtet.

Aber sein Selbstvertrauen und seine Unternehmungslust waren durch diese schlimmste Epoche seines Lebens in nichts gebeugt worden. Kaum notdürftig wiederhergestellt, besaß er schon Kraft genug, die lange Wanderung bis zur algerischen Grenze fortzusetzen, bis er Geryville glücklich erreichte, wo er aufs gastlichste aufgenommen und wochenlang im Militärlazarett gepflegt wurde. Von Algier aus vermochte er sich mit den Seinen wieder in Verbindung zu setzen und die wunderbaren Tagebücher seinem Bruder Heinrich einzusenden. Letztere gelangten in den Besitz von August Petermann, und damit war für Rohlfs ein neuer Abschnitt seiner Forscherbahn gegeben.

Der berühmte Gothaer Geograph, durch dessen Umsicht und Geschick die von ihm geleitete Anstalt zu einer Art internationalen Centralstelle für Afrikaforschung geworden war, war eben der rechte Mann, durch den die große Welt zuerst von den Rohlfsschen Reisen erfahren sollte. Petermanns Name ist unzertrennlich verknüpft mit dieser glanzvollen Periode der Afrikaforschung, und ebenso untrennbar von dem seinen sind die Namen Barth, Vogel, von Beurmann, von Heuglin, von der Decken, Karl Mauch, Nachtigal, vieler anderer gar nicht zu gedenken, die durch Petermann Förderung ihrer Unternehmungen erfuhren. Keiner aber von allen Reisenden hat nach Rohlfs' eigenen Worten von dem Gothaer Geographen so viele gute Ratschläge, so viele moralische Unterstützung erhalten als dieser selbst.

So wurde Gerhard Rohlfs zum Typus jener Klasse von Reisenden, jener klassischen Reisenden, die, ohne des Aufwandes einer großen Expedition zu bedürfen, allein oder mit wenigen Begleitern hinauszogen ins Unbekannte, jener Reisenden, für die das Reisen Selbstzweck war, uneigennützig und harmlos, mit wenig Geld und ohne Opfer an Blut, außer dem eigenen. In dieser Periode der Afrikaforschung hatte die durch Reisen sich bethätigende Geographie etwas von der Weihe der freien Forschung, wie sie die des Köders der Nützlichkeit entkleidete Wissenschaft verbürgt.

Timbuktu von Algier aus auf direktem Wege zu erreichen, galt damals für eine der wichtigsten Aufgaben, auf deren Lösung eine hohe Prämie gesetzt war; und bis auf den heutigen Tag harrt sie ihrer Erledigung, obgleich man es inzwischen an vorwitzigen Eisenbahnprojekten dahin nicht hat fehlen lassen, die, wie anderwärts in Afrika, so auch hier im Fluge der Gedanken dem schleichenden Gange der menschlichen Entwickelung zuvorkommen möchten. Auf Rohlfs' Entschluß hin, sich in dieser Richtung zu versuchen, flossen ihm von verschiedenen Seiten ausreichende Geldbeträge zu, auch von der Londoner Geographischen Gesellschaft wurden solche gewährt. So konnte Rohlfs, ohne in der Zwischenzeit nach Europa zurückgekehrt zu sein, bereits im August 1863 wieder den Wanderstab in die Hand nehmen. Infolge der Unruhen aber, die damals in der algerischen Sahara ausgebrochen waren, war er außer stande, den über Laghuat bis Abiod in der Richtung auf Tuat jenseits des Atlas gemachten Vorstoß weiter zu verfolgen, er sah sich genötigt, auf Oran zurückzugehen, um abermals von Tanger aus zu seinem alten Gönner und Beschützer, dem Großscherif von Uesan, zu gelangen. Mit einem Geleitsbriefe Sidi-Abd-es-Ssalams ausgestattet und mit eindringlichen Empfehlungsschreiben für Tuat brach er endlich am 7. Mai 1864 von Uesan aus die denkwürdigste aller seiner Reisen an, die den Namen Rohlfs für immer der Entdeckungsgeschichte einverleiben sollte. Zunächst überschritt er den centralen Teil des Hohen Atlas als erster Europäer, dem dieses Wagstück gelang. Im Junimonat gelangte er zum zweitenmal nach Tafilet und machte nun einen weiten Vorstoß gegen Südost, ins Unerforschte der Sahara hinein, bis er im September die große Oasengruppe von Tuat glücklich erreichte. Aber

ein weiteres Vordringen nach Süden hätte, da die Bildung einer eigenen Karawane erforderlich gewesen wäre, andere Mittel erheischt als diejenigen, über die Rohlfs verfügte, und so sah er sich gezwungen, sehr zu seinem Leidwesen, aber der Erdkunde zu nicht geringerem Gewinn, die angestrebte Richtung auf Timbuktu fahren zu lassen, um von Tidikelt aus in weitem Bogen durch das ganze südliche Hinterland von Algier und Tunesien herum, immer unerkannt und unter der Maske eines Eingeborenen durchkommend, auf völlig unerkundetem Wege über Temassinin und Ghadames das Mittelmeer bei Tripoli — es war am 29. Dezember — wieder zu erreichen.

Rohlfs' Routenaufnahmen, namentlich die von Tafilet bis Ghadames, hatten für die Kartographie der nordwestlichen Sahara deshalb eine so große Bedeutung, weil sie die einzigen Verbindungsglieder zwischen den vielen vom französischen Gebiet aus gen Süden erkundeten Wegen darstellen, und dreißig Jahre lang sind nun französische Expeditionen in dieser Richtung vergeblich bemüht gewesen, die von unserem Reisenden berührten Punkte zu erreichen; nur Soleillet war es im Jahre 1874 vergönnt, einen Teil der Tuat-Oasen von neuem zu besuchen.

Nach mehr als zehnjähriger Abwesenheit von der deutschen Heimat kam Rohlfs im Februar 1865 nach Bremen zurück, indes zu ganz kurzem Besuch und nur, um die Seinigen wiederzusehen und sich Mittel für ein neues Unternehmen zu sichern. Dank den Bemühungen Petermanns und anderer Förderer der Erdkunde war er Ende März schon wieder auf afrikanischem Boden. Zwar hatte er sich noch von den Pariser Geographen Rats erholt und sich mit dem durch seinen großen Saharazug in den Jahren 1860 bis 1862 berühmt gewordenen Henri Duveyrier besprochen, denn es galt zunächst, in das geheimnisvolle, im Herzen der Sahara gelegene und bis auf den heutigen Tag so gut wie unbekannt gebliebene Hochland von Ahaggar einzudringen, von dem der ausgezeichnete französische Forscher, der mit ihm in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand, nur den nördlichen Rand in Augenschein genommen hatte. Am 20. Mai reiste Rohlfs von Tripoli ab und erreichte auf einem neuen Wege über Misda und Nasra ohne Unfall Ghadames, den Knotenpunkt wichtiger Karawanenstraßen. Während eines zweimonatlichen Aufenthaltes daselbst türmten sich indes so viele Hindernisse gegen den kühnen Plan auf, daß Rohlfs sich genötigt sah, wieder nach Misda zurückzukehren. Mit den Tuareg zu Reisezwecken in Verhandlungen zu treten, war überhaupt ein gewagtes Unterfangen. Dieses treulose Volk hat, wie Rev. Charles Robinson noch vor kurzem zu berichten wußte, sogar hellfarbige Araber, die von ihnen für verkleidete Europäer gehalten wurden, umgebracht, allen Beteuerungen ihres Islam zum Trotz. Auf einem noch nicht verzeichneten Wege über den Gebel-es-ssoda ziehend, gelangte der Reisende alsdann von Misda nach Mursuk, wo er nicht weniger als fünf Monate auf neue Reisemittel und Vorräte zu warten hatte. Dieser Aufenthalt kam aber Rohlfs, der sich nun auf die Bereisung des centralen Sudan vorzubereiten hatte, sehr zu statten. Endlich, es war gegen Ende März 1866, konnte er, diesmal in europäischer Tracht und stark durch die Errungenschaften seiner deutschen Vorgänger, den großen Wüstenmarsch nach Süden antreten, indem er auf der geradesten Karawanenstraße über Gatrun, Kauar und Bilma gen Bornu und zum Tsad-See zog. Nach mancher ausgestandenen Gefahr, worunter diejenige des Verschmachtens infolge eines Abkommens vom Wege besonders hervorzuheben ist, langte Rohlfs am 22. Juli wohlbehalten in der Hauptstadt Kuka an. Der Sultan Omar von Bornu, derselbe, der schon Barth, Overweg, Vogel und von Beurmann freundliche Aufnahme gewährt hatte, ließ es auch diesem Deutschen gegenüber an wohlgemeinter Gastfreundschaft nicht fehlen, obgleich Rohlfs, als erster Europäer, der hier die fränkische Tracht zur Schau stellte, von fanatischen Eingeborenen manches böse Wort zu hören bekam.

Während seines abermals fünfmonatlichen Aufenthalts, den Rohlfs in Kuka erlitt, war Sultan Omar zu gunsten der nach Wadai geplanten Reise mit dem Beherrscher dieses Landes in Briefwechsel getreten, für unseren Reisenden kamen aber keinerlei Nachrichten von daher, statt ihrer trafen vielmehr bedrohliche Anzeichen eines unversöhnlichen

Fremdenhasses ein, und Drohungen wurden laut, die, bei dem traurigen Schicksal, das Vogel und von Beurmann getroffen, einen neuen Versuch in jener Richtung als völlig hoffnungslos betrachten ließen.

Nun wußte sich die Thatkraft Rohlfs' nach einer anderen Seite zu bethätigen. Es galt die Durchquerung der westlichen Kontinentsmasse bis zum Golf von Guinea, und er führte sie aus, die zweite ihrer Art und die dritte überhaupt, die bis damals ein Europäer in Afrika zuwege gebracht hatte. Rohlfs verließ Kuka im Dezember und gelangte über Jakubu, das ganze Gebiet von Sokoto durchquerend, zu dem am Zusammenfluß des Nigers mit dem Binue gelegenen Lokodja, wo er in der daselbst seit kurzem bestehenden englischen Handelsniederlassung die freundlichste Unterstützung fand, so daß er die Weiterreise, die ihn zunächst zu Schiff den Niger hinauf bis Rabba und dann durch Nupe und Joruba bis Lagos führte, mit neuen Kräften antreten konnte. Am 1. Juni 1867 war er nach Wanderungen von über 4200 Kilometer Länge am Atlantischen Ocean angelangt, und bald erfuhren seine Freunde und Bewunderer von dem Gelingen des kühnen Unternehmens.

Bereits einen Monat später treffen wir den Reisenden auf der Höhe seines Ruhms in Berlin, der werdenden deutschen Reichshauptstadt, gefeiert und bewundert von jedermann. Unter den Lebenden konnte sich nur ein Livingstone als Entdecker Rohlfs zur Seite stellen an geographischen Erfolgen und wohlverdienter Volkstümlichkeit. Die höchsten Zeichen der Anerkennung, die es damals für derartige Verdienste in der Welt gab, die goldenen Medaillen der geographischen Gesellschaften von London und Paris, wurden ihm zu teil, ferner zahlreiche Ernennungen zum Ehrenmitgliede, unter denen diejenige der Berliner Gesellschaft für Erdkunde in erster Reihe stand.

Damals, im Juli 1867, war dem Schreiber dieser Zeilen die erste Gelegenheit geboten, mit Rohlfs zusammenzutreffen. Lebhaft steht mir die hagere, sehnige Gestalt des noch so jung erscheinenden Reisenden vor der Seele. Ich hatte seit einem Jahre die erste Reise im ägyptischen Sudan hinter mir, und in seinem Anblick wurde mein Herz zu neuer Begeisterung für weitere Unternehmungen entflammt. Braun wie ein Araber und unendlich abgemagert stand er vor mir, aber aus den funkelnden Augen leuchtete das höchste Maß von Energie, gepaart mit physischer Leistungskraft. Dabei war er in seinem Wesen von gefälligster Form, in ungezwungener Weise verbindlich und gewandt, an ihm war von sogenannter Schneidigkeit keine Spur, eine Wesensäußerung, für die übrigens damals das Wort erst noch zu erfinden gewesen wäre. Kein Wunder daher, daß Rohlfs von allen Seiten das teilnahmsvollste Interesse entgegengebracht wurde. König Wilhelm, der ihm bereits aus seiner Privatschatulle namhafte Unterstützungen gewährt hatte, empfing den ruhmgekrönten Reisenden und belohnte ihn durch wiederholte Auszeichnungen, desgleichen ließen ihm die Königin Augusta und fast alle Prinzen und Prinzessinnen des Königshauses ausgesuchteste Gunstbezeigungen angedeihen. Fürst Bismarck gab ihm mannigfaltige Beweise seiner ehrenvollen Gunst, und die hervorragendsten Persönlichkeiten der stolzen Königsstadt ließen es sich nicht nehmen, mit dem vortrefflichen Manne in persönliche Beziehungen zu treten.

Noch bevor das Jahr seiner glücklichen Rückkehr zu Ende gegangen war, bot sich Rohlfs eine neue Gelegenheit zu ehrenvoller, wenn auch diesmal weniger waghalsiger Bethätigung seiner Reisetalente dar, als er im Auftrage des großen Königs sich an der Strafexpedition der Engländer gegen den König Theodor von Abessinien beteiligen durfte. Rohlfs wurde der vordersten Rekognoszierungsabteilung zugewiesen, die Oberst Merewether befehligte und die ihn am 13. April 1868 als einen der Ersten in die für unüberwindlich gehaltene Bergfeste von Magdala eindringen ließ. Damals lernte Rohlfs auch Henry Stanley kennen, der in seiner Eigenschaft als Berichterstatter des „New-York Herald" gleichfalls dem Vortrab des englischen Expeditionscorps zugeteilt war und von dem damals noch niemand ahnen konnte, daß er es in Afrika zum größten Landentdecker aller Zeiten bringen würde. Den Rückweg durfte Rohlfs auf eigene Hand durch das interessante Gebirgsland nehmen, wobei er die noch wenig bekannten Felsen-

klöster von Lalibala kennen lernte und beschrieb.

Sultan Omar von Bornu hatte sich um so viele deutsche Reisende verdient gemacht, daß es der Regierung angezeigt erschien, durch Entsendung von Geschenken im Namen des Königs von Preußen der Dankbarkeit Deutschlands Ausdruck zu verleihen. Von Rohlfs selbst war eine Anzahl von Prachtstücken in Vorschlag gebracht worden, und diese hatte er auf Befehl des Königs im Herbst 1868 nach Bornu zu befördern. In Tripoli traf er den während der letzten Jahre in Tunis als Arzt thätig gewesenen Dr. Gustav Nachtigal. Letzterer hatte schon längst den lebhaftesten Wunsch gehegt, eine Forschungsreise in die centralsudanischen Gebiete zu unternehmen, und nun war ihm eine Gelegenheit dazu geboten, als er auf den Vorschlag von Rohlfs mit der Mission nach Bornu betraut wurde. Im Februar 1869 trat Nachtigal seine denkwürdige Reise an, die ihm so viele Entbehrungen, Gefahren und Widerwärtigkeiten, aber auch den Ruhm einbringen sollte, für immer in der Entdeckungsgeschichte von Afrika an einer der ersten Stellen genannt zu werden. Nachtigal und Rohlfs waren unzertrennliche Freunde geworden, und sie blieben solche, bis des ersteren allzu frühzeitiges Ende das innige Band zerriß, das beide unverändert zusammengehalten hatte.

Nachdem Nachtigals Karawane von Tripoli aufgebrochen war, schiffte sich Rohlfs von dort nach Benghasi ein, um zunächst das alte Kulturland der Pentapolis mit seinen zahlreichen denkwürdigen Stätten in Augenschein zu nehmen und über dessen heutige Zustände zu berichten. Nach Benghasi zurückgekehrt, trat er von diesem Platze aus auf von ihm neu erschlossenen Wegen den Wüstenmarsch nach Süden an, der zu den Oasen von Audjila und Djalo, dann weiter zu der des Jupiter Ammon führte, die heute Siwah genannt wird. Von dieser Oase aus ihn weiter ostwärts führend, fand die an geographischen Neuheiten reiche Reise am 26. Mai 1869 ihren Abschluß in Alexandria. Von besonderer Wichtigkeit war die durch Rohlfs zuerst festgestellte Thatsache, daß sich längs des Südabhangs des Libyschen Küstenplateaus bei Siwah eine bedeutende (fünfundzwanzig Meter unter dem Spiegel des Mittelmeers betragende Depression) erstrecke. In seinem sehr lesenswerten Buche „Von Tripoli nach Alexandrien“ (Bremen 1871) hat der Reisende über seine Wahrnehmungen berichtet; er war auch einer der ersten, die zuverlässige Nachrichten über den im ganzen Saharagebiete erst in neuerer Zeit zu außerordentlicher Macht gelangten Orden der Senussi brachte, einer mohammedanischen Brüderschaft, die, den Jesuiten nicht unähnlich, auf friedlichem Wege und hauptsächlich durch Gründung von Schulen, aber beseelt von unversöhnlichem Hasse gegen alle Andersgläubigen, den Islam in strengerer Gestalt wiederherzustellen und gegen den zersetzenden Einfluß der europäischen Civilisation sicherzustellen beflissen ist.

Nach seiner nordlibyschen Reise machte Rohlfs' Wanderleben für einige Jahre Pause, das heißt, es beschränkte sich zunächst auf die engeren Räume des deutschen Vaterlandes. Von vielen Seiten waren ihm verlockende Anträge gemacht worden, durch Wort und Schrift für eine größere Volkstümlichmachung der afrikanischen Forschungsprobleme thätig zu sein und die reichen Schätze seiner Erfahrung dem größeren Publikum zugänglich zu machen. Überall in Deutschland wie anderwärts waren in zahlreichen Städten Vereine entstanden, die sich die Förderung der Naturwissenschaften und der Erdkunde angelegen sein ließen. Rohlfs, der für seinen Lebensunterhalt zu sorgen hatte, konnte das am ehesten durch öffentliche Vorträge, und er lag von 1869 ab dieser Beschäftigung alljährlich in den Wintermonaten mit großem Eifer ob und mit stets wachsendem Erfolge, da er die Gabe einer klaren und anmutenden Darstellungsweise in hohem Grade besaß. Auf einer seiner weiteren Vortragsreisen, die sich sogar bis auf Nordamerika erstreckten, gelangte er auch nach Riga, und hier führte ihm der Zufall — es war im Frühjahr 1870 — die treue Lebensgefährtin, meine Nichte Leontine Behrens, zu, mit der vereint er bis an sein Lebensende das innigste Eheglück genoß. Seinen Wohnsitz schlug er in Weimar auf, wo ihn der Großherzog ebenso durch zahlreiche Beweise seiner Gunst und Freigiebigkeit wie durch die rege Interessenahme zu fesseln

wußte, die er allen geographischen Bestrebungen zu teil werden ließ. Das Rohlfssche Haus wurde zu einem Stelldichein für zahlreiche Forschungsreisende, und namentlich die Afrikaner gingen bei ihm ein und aus, sich Rat holend bei dem bewährten Meister.

Aber so schön es sich auch in Europa leben ließ, die weißen Flecken auf der Karte von Afrika ließen dem großen Wanderer keine Ruhe. Im östlichen Drittel der Sahara, in der Libyschen Wüste, gab es am meisten zu entdecken, doch galt es dort mehr Hindernisse der Natur als solche zu überwinden, die Menschen bereiteten. Rohlfs gab sich dem Glauben hin, es müsse ihm gelingen, wenn nur die nötigen Mittel zu Gebote ständen. Der Khediv Ismail, der soeben erst die Grenzen seines Reichs weit nach Süden und fast über das gesamte Nilgebiet ausgedehnt hatte, bezeigte damals ein sehr lebhaftes Interesse für alle geographischen Unternehmungen in Afrika, glaubte er doch, daß der ganze Weltteil ihm einmal zufallen müsse; auch wird von ihm der überschwenglich kühne Ausspruch berichtet: „l'Égypte, c'est l'Afrique.“

An den Khediv wandte sich daher Rohlfs durch Vermittelung unseres damaligen Vertreters in Ägypten, des Herrn von Jasmund. Ismail, gewohnt allen Ratschlägen, die von dieser Seite an ihn herantraten, Folge zu geben, ging auf Rohlfs' Pläne ein und bewilligte die geforderte Summe, die nötig war, um das Unternehmen auf großem Fuße in die Wege zu leiten; galt es doch eine Karawane zu organisieren, die sich aus ein paar hundert Kamelen, aus zehn Europäern und zahlreicher eingeborener Begleitung zusammensetzte. Es war Rohlfs gelungen, für seine Expedition sehr hervorragende wissenschaftliche Kräfte zu gewinnen, die Professoren Karl Zittel von München, Paul Ascherson von Berlin und Wilhelm Jordan von Karlsruhe, so daß die wichtigsten Zweige in einer für derartige Unternehmungen vielleicht noch nicht dagewesenen Weise Vertretung fanden. Rohlfs' Plan ging dahin, von Oberägypten aus gen Westen ins Unbekannte vorzudringen, um auf dem Wege über die bekannten östlichen zu den noch unerforschten Oasen der Libyschen Wüste vorzudringen. Da es hier galt, völlig brunnen- und wasserleere Strecken in einer Ausdehnung von ungemessenen Tagereisen zu überwinden, mußten für die Versorgung mit Wasser ganz besondere Vorkehrungen getroffen werden. Einige hundert eiserner, innen emaillierter Kisten wurden zu diesem Zwecke in einer Fabrik von Apolda bestellt. Die Kamele mußten eigens angekauft werden, da kein Beduine seine Tiere zu dem unerhörten Wagstück hergeben wollte. Das schlimmste aber war die Führerlosigkeit, und in Ägypten konnten nirgends Leute ausfindig gemacht werden, die von den zu bereisenden Wüsten auch nur annähernde Kenntnis besaßen. Fern war da unser Freund von den gewohnten Karawanenstraßen des Westens, auf denen sich der Einzelreisende, indem er Gastfreundschaft genoß, unter den Schutz der Vorsehung zu stellen vermochte; hier handelte es sich darum, wie ein Nordpolfahrer den Weg sich selbst zu bahnen und den Kampf mit den Elementen aufzunehmen. Obgleich Rohlfs vorher noch keine Gelegenheit gehabt hatte, sich als Organisator von großen Karawanen und als Führer einer aus vielen Elementen zusammengesetzten Reisegesellschaft zu bewähren, so stellte sich im Verlauf des Unternehmens doch seine große Befähigung auch nach dieser Richtung hin auf das glänzendste heraus. Zur rechten Zeit eine freundliche Nachgiebigkeit, dann wieder, wenn es sein mußte, energisches Durchgreifen, das setzte ihn in den Stand, überall die Zügel in der Hand zu behalten, und nicht der geringste Zwiespalt, kein Mißton hat je die Harmonie seiner deutschen Reisegenossen gestört. Trotz alledem aber gelangte die Expedition nicht zu den von Rohlfs selbst gehofften Ergebnissen. Zwar wurden gegen 2500 Kilometer Wegstrecke durchmessen, zum großen Teil durch bisher überhaupt wohl von keinem Menschen je betretenes Gebiet, aber der Hauptzweck, die Durchquerung der Libyschen Wüste von Osten nach Westen, blieb unerreicht. Die Hindernisse, deren Unüberwindlichkeit Rohlfs nach seinen früheren Erfahrungen allerdings nicht vorauszusehen in der Lage sich befand, waren zweierlei Art. Die Wasserfrage schien gelöst, aber nicht so die Futterfrage für die Kamele. Wüstenstrecken von einer derartigen Vegetationslosigkeit wie die in dem in Angriff

genommenen Teile der Libyschen Wüste hatte der Reisende innerhalb des Saharagebietes noch nirgends kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, deshalb hatte er von vornherein die Möglichkeit eines Verhungerns der Kamele nicht hinreichend in Betracht zu ziehen gewußt. In zweiter Linie trat dazu die bis dahin noch unbekannt gebliebene Ausdehnung eines Gürtels von hundert bis hundertfünfzig Meter Höhe erreichenden Sanddünen, die sich einem weiteren Eindringen im Westen der ägyptischen Oasen entgegenstellten. An wissenschaftlicher Ausbeute aber stand diese große Unternehmung keiner anderen Saharaexpedition nach, wie das die zahlreichen Veröffentlichungen seiner gelehrten Reisegenossen beweisen, deren Arbeiten die Kenntnis des unermeßlichen Wüstengebiets nach allen Richtungen hin in mustergültiger Weise gefördert haben. Rohlfs selbst hat die Ergebnisse der Reise in einem fesselnden Berichte niedergelegt unter dem Titel „Drei Monate in der Libyschen Wüste“ (Kassel 1875).

Die folgenden Jahre verlebte Rohlfs wiederum in der gewohnten Weise in Deutschland, indem er von dem Wohnsitz zu Weimar aus in bestimmten Zeitabständen seine Wandervorträge fortsetzte, die durch die Expedition in die Libysche Wüste unterbrochen worden waren. Das selbstgegründete Heim an der Ilm versammelte nach wie vor einen reichen Freundeskreis. Sich selbst pflegte er seiner jungen Gattin gegenüber scherzhafterweise „die morsche Eiche“ zu nennen, aber diese Eiche fühlte sich immer noch krafterfüllt und unternehmungslustig. Als das Jahr 1878 auf die Neige ging, rüstete Rohlfs sich abermals zu neuem Werk, obgleich bereits ein, um ihn mit den Worten Petermanns zu bezeichnen, hochverdienter Veteran der Afrikaforschung. Von Nord nach Süd sollte diesmal der Weg durch die Libysche Wüste genommen werden und das mysteriöse Wadai Ziel der Reise sein, für dessen Sultan das Auswärtige Amt prachtvolle Geschenke zur Verfügung gestellt hatte. Die Expedition selbst geschah im Auftrage und auf Kosten der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft, an deren Spitze Adolf Bastian und Nachtigal standen. Dr. Adolf Stecker begleitete Rohlfs auf diesem Zuge als Astronom und behufs kartographischer Aufnahmen. Zum Ausgangspunkt der Expedition wurde Tripoli gewählt, bis wohin Rohlfs' Gemahlin mitgereist war, um daselbst während der Dauer der Expedition auszuharren und die Verbindung derselben mit Europa aufrecht zu erhalten. In ihrer Eigenschaft als weiblicher Sekretär leistete sie überhaupt dem Gemahl ganz hervorragende Dienste.

Die schlechten Erfahrungen, die auf dem von Ägypten aus unternommenen Zuge gemacht worden waren, hielten den Reisenden diesmal davon ab, allen Naturgewalten zum Trotz sich den eigenen Weg durch das Unbekannte und Leere zu bahnen, er folgte daher wieder den bestehenden Karawanenstraßen. Wenn auch ein Teil derselben erst für die Länderkunde zu erobern und selten oder in ganz unregelmäßigen Zeitabschnitten von Eingeborenen betreten worden war, so fehlte es dort doch nicht so gänzlich an Führern, von denen man thatsächliche Nachrichten über die zu bereisenden Strecken einzuziehen vermochte. Aber gerade hier gesellte sich zu den Gefahren, die die Natur in so reichem Maße darbot, auch noch die des Menschen, und Rohlfs sollte derselben nicht entgehen. Auf der Suche nach geeigneten Führern verlor die Expedition, die sich um Weihnachten 1878 von Tripoli aus zunächst nach der Oase Sokna begeben hatte, einen Monat nach dem anderen. Auf ganz neuen Wegen gelangten die Reisenden, weiter hin über Sella ziehend, erst im April zur Oase Audschila. Von letzterem Platze mußte wieder nach Norden zurückgegangen werden, um von Benghasi, dem Sitz einer türkischen Provinzialregierung, aus die ganze Diplomatie des Orients zur Wiederflottmachung der in Audschila auf den Strand geratenen Karawane aufzubieten. Graf Hatzfeldt, unser Botschafter in Konstantinopel, machte sich um die Förderung des Unternehmens durch energisches Einschreiten zu gunsten Rohlfs' im höchsten Grade verdient, und so war der Reisende endlich am 28. Juli 1879 in den Stand gesetzt, den Vormarsch nach Süden von Audschila aus wieder aufnehmen zu können. Das Hin- und Herreisen zur und von der Küste (Audschila—Benghasi) hatte ihn inzwischen allein gegen siebenhundert Kilometer Wegstrecke zurücklegen lassen. Gewiß war es eine schwere und in den Annalen

der Saharaforschung vielleicht einzig dastehende Thatsache, daß eine so große Wüstenexpedition mitten im Sommer zu dem schwierigsten Teil ihrer Aufgabe zu schreiten hatte. Von Dschalo bei Audschila bis zur nördlichsten Oase der Gruppe von Kufra waren fünf Tagereisen durch völlig wasserlose Wüste, aber Tag und Nacht reisend zurückzulegen, vierhundert Kilometer in fünf Tagen! Solche Strapazen waren es aber nicht, um die sich ein Rohlfs grämte; sein Kummer betraf die Aussichtslosigkeit eines endgültigen Erfolges. Rohlfs' Gefährten hatten keine Ahnung von der ihnen allen drohenden Gefahr, stets waren sie lustig und guter Dinge, er aber wußte es nur zu gut, daß die Suya-Beduinen, die ihn von der Cyrenaika aus als Führer geleitet hatten, nichts als Verrat sannen, um im Einverständnis mit den fanatischen Oasenbewohnern die Karawane auszurauben und alle Europäer niederzumachen. Es gab da kein Zurück mehr für den Reisenden.

In Kebabo, der südlichsten Oase von Kufra, traf das längst Befürchtete ein. Der Reisende war aber von einem Oasenbewohner rechtzeitig gewarnt worden, und dieser bot ihm und seinen Begleitern ein gastliches Asyl. Dahin hatten sich die deutschen Gefährten heimlich bei Nacht begeben unter Mitnahme der Barvorräte, aber unter Preisgebung des Lagers und aller Vorräte. Indes erreichten Rohlfs und Stecker, nachdem das Oberhaupt der Ssenussi zu ihren Gunsten einen Machtspruch gethan, am 25. Oktober 1879 glücklich wieder die Küste bei Benghasi, genau ein Jahr nach ihrer Landung in Tripoli. Die türkische Regierung hatte später für den an der deutschen Karawane durch die Suya begangenen Raub eine bedeutende Entschädigung zu zahlen. In seinem Werke „Kufra“ (Leipzig 1881) hat Rohlfs ein sehr anschauliches Bild von den auf dieser denkwürdigen Reise ausgestandenen Beschwerden und Abenteuern entworfen. Dort sind auch die sehr bedeutenden wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition dargelegt worden. Mit Kufra, Sella, Sokna u. s. w. war ein beträchtliches Stück der Libyschen Wüste aufgehellt worden, es bedarf, um dieses zu erkennen, nur eines Blickes auf die Karte. Unermeßliche Strecken im Süden, in der Richtung auf Wadai und Dar Fur, harren noch der Erforschung, aber mit Kufra prangt Rohlfs' Name in majestätischer Einsamkeit und Öde!

Rohlfs hatte damals von Benghasi aus den Rückweg zur See über Alexandria angetreten, während sein Begleiter sich nach Tripoli zurückwandte, um im Auftrage der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft sich Bornu zuzuwenden und im mittleren Sudan ein neues Forschungsgebiet aufzunehmen. Aber Fürst Bismarck, der die Sahara-Forschungen als eine sehr unschmackhafte Aufgabe der modernen Geographie betrachtete,* ließ Dr. Stecker zurückbeordern und verfügte seine Wiedervereinigung mit Rohlfs zum Zweck einer Reise nach Abessinien. Schon längst war vom Auswärtigen Amte in Erwiderung auf zahlreiche vom Negus Negest von Äthiopien an den Deutschen Kaiser gerichtete Briefschaften die Entsendung einer Mission dahin geplant worden, nun sollte Rohlfs der Überbringer eines von prächtigen Geschenken begleiteten kaiserlichen Handschreibens sein. Diese Mission wurde von Rohlfs zur großen Befriedigung des abessinischen Herrschers, des Negus Negest Johannes, ausgeführt. In dem ebenso lesenswerten und unterhaltenden als inhaltsreichen Werke „Meine Mission in Abessinien“ hat er seine die Wintermonate 1880/81 umfassende Reise zur Darstellung gebracht.

Die abessinische Reise bezeichnete Rohlfs' letzte Thätigkeit im afrikanischen Binnenlande; aber vier Jahre später sehen wir ihn abermals eine neue Reise antreten, allerdings unter ganz anderen Verhältnissen. Als Deutschland im Jahre 1885 entschlossen war, den in Ostafrika gewonnenen Einfluß sich dauernd zu sichern, ward Rohlfs mit dem Titel eines Generalkonsuls nach Sansibar gesandt. Er verblieb indes in dieser Stellung nur während der Dauer eines Jahres und zog sich fortan gänzlich in das Privatleben zurück, da die konsularische Thätigkeit seinen Neigungen in keiner Hinsicht entsprach und die undankbaren Aufgaben, die ihm in Sansibar obgelegen hatten, Geduld und die Geschmeidigkeit eines in diesem Berufe von früh auf Geschulten zur Voraussetzung hatten.

* „In der ‚Wüste‘ ist doch nichts, da giebt es doch nichts zu erforschen,“ so lautete sein Ausspruch. Niemand hatte damals den Mut, diesem Irrtum des Fürsten entgegenzutreten.

Die letzten zehn Jahre seines Lebens hat Rohlfs in Rüngsdorf bei Godesberg zugebracht. Gleich nach seiner Rückkehr von Ostafrika verlegte er den Wohnsitz von der Ilm an den Rhein, so sehr es ihn auch schmerzte, dem gastlichen Weimar aus gesundheitlichen Rücksichten den Rücken kehren zu müssen. Bis zwei Jahre vor seinem Tode noch ein Fußgänger, mit dem es nur wenige aufzunehmen vermochten, verfiel seine Beweglichkeit darauf sehr schnell, ohne daß sich besondere Leiden bemerklich machten. Erst im letzten Lebensjahre traten deutliche Lähmungserscheinungen auf, die in fortschreitendem Verfall zu seinem schmerzlosen Ende führten. In der Frühe des 2. Juni 1896 hauchte Gerhard Rohlfs seine Seele aus. Einsam und kinderlos trauert die vielgeliebte Gattin um den viel zu früh Dahingeschiedenen. Seine Asche wurde in der Geburtsstadt Vegesack niedergelegt, und dorthin stiftete Rohlfs auch seine Bibliothek und den litterarischen Nachlaß, der namentlich durch die mit so vielen hervorragenden Zeitgenossen gepflogene umfangreiche Korrespondenz für die Zukunft von hoher Bedeutung erscheint.

Es ist im Vorhergegangenen der Versuch gemacht worden, aus Gerhard Rohlfs' Forscherlaufbahn das Wissenswerte und allgemein Interessierende herauszuheben, nun erübrigt noch, des vortrefflichen Mannes als Menschen mit einigen Worten zu gedenken.

Gerhard Rohlfs war von hoher Gestalt und durch ein in jeder Beziehung einnehmendes Wesen ausgezeichnet. Die sympathischen Züge, die stets tadellose Haltung, die wohlklingende reine deutsche Mundart, die er besaß, dazu die ungeschminkte Natürlichkeit, die sich trotz einer gewissen Würde des Auftretens in seinem ganzen Wesen kundgab, mußten schon bei der ersten Begegnung auf jedermann den vorteilhaftesten Eindruck machen. Nie merkten Hohe an ihm auch nur den Schatten von etwas Kriechendem, aber gegen jedermann war er von den verbindlichsten Formen. Trotzdem machte er auf alle, die ihm gegenübertraten, unwillkürlich den Eindruck des Herablassenden, wie es einem bedeutenden Manne zukommt, der das Übergewicht seiner Persönlichkeit nicht geltend macht.

In seinem Urteil stets selbständig, oft sogar sehr eigenartig, war Rohlfs auf den Islam im allgemeinen nicht gut zu sprechen. Derselbe war ihm nur zu oft in seiner schlimmsten Entartung, in seiner unkenntlichsten Verzerrung entgegengetreten: Marokko ist eben nicht das Land, dessen Zustände jemanden von den Schönheiten und Vorzügen dieser Religion zu überzeugen vermögen. Und doch hatte unser Freund infolge seines langen Verkehrs mit Mohammedanern gewiß sich selbst dessen unbewußt manches Gute angeeignet, was uns in Europa als löblich und besonders begehrenswert erscheint, da es so vielen der Unserigen völlig abhanden gekommen. Daher stammten die Ruhe und die Würde in seinem Auftreten und im ganzen Verhalten, die beispiellose Geduld, die Neidlosigkeit und die Freude am Glücke anderer, sein Wohlthätigkeitssinn, seine Gastfreiheit! Die Tapferkeit des Afrikareisenden besteht in der Geduld, seine Thatkraft im Beharren. Wer die letztere als ein und dasselbe wie Gewaltthat erachtet, kommt in Afrika nicht weit. In Tripoli bewunderte seine Gemahlin diese Geduld, die er namentlich bei den Verhandlungen mit den Karawanenführern an den Tag legte, in deren Begleitung er damals die Reise antreten sollte. Stundenlang, so erzählt seine Frau, hockte er da mit ihnen auf der Erde, und wenn dann die Frau hinzutrat und fragte: „Nun, bist du so weit?“ so sagte er gelassen: „Nein, das geht nicht so schnell,“ und tagelang wurde weiter „gehockt“.

Ungeachtet der harten Schule des Lebens, die er durchzumachen gehabt, und trotz seiner Vertrautheit mit jener Welt der Verneinung, die man Wüste nennt, war sein Herz doch weich und mild geblieben wie jene grünen Rasen von Vegesack, auf denen er als Knabe sich getummelt, wie das weiche Laub der Heimat, das seine Jugendzeit umfing. Dieser wetterfeste, unerschrockene Mann konnte zu Thränen gerührt werden, wenn er von einer besonders schmerzlichen Begebenheit erfuhr.

Für seine Heimat, seine engeren Landsleute und Jugendgenossen, für die Geschwister war er von der rührendsten Anhänglichkeit. Patriot durch und durch, im besten Sinne des Wortes, war er allen nationalen Bestrebungen unserer Zeit mit Herz und Seele ergeben. Seine ewig gute Laune und sein

Humor waren glänzend. In diesen Äußerungsformen des Wesens kam so recht die liebenswürdige Natürlichkeit seines Charakters zur Geltung. Wenn Nachtigal bei ihm zu Besuch war, konnten die beiden die drolligsten Scherze miteinander treiben. Auch steht beider Bild mir noch lebhaft vor der Seele, wie sie als Gäste des Königs von Belgien in einer Spiegelgalerie des Palais von Brüssel, da sie sich unbeobachtet wußten, auf dem Parkett Übungen vornahmen im „höfischen Gang".

Rohlfs war ein großer Musikfreund, und als solchem stand ihm die in dieser Kunst bewanderte Gemahlin treu zur Seite. In seinem gastlichen Heim zu Weimar versammelte er die ganze Künstlerschaft, die bei Liszt verkehrte, und zu Zeiten, wo das Haus über zwei Flügel verfügte, fanden daselbst großartige Festlichkeiten statt, die auch der Großherzog Karl Alexander mit seiner Gegenwart beehrte. Der leutselige Fürst wandte sich einst — es war gelegentlich der ersten Tristanaufführung im Weimarer Theater — mit der Frage an Rohlfs: „Wie finden Sie die Musik?" Worauf letzterer zur Antwort gab: „Ich glaubte mich nach Bornu zurückversetzt, dort hörte ich ganz Ähnliches."

Ein reges Interesse bezeigte Rohlfs für Familientraditionen, und er verwahrte in der reichen Kuriositätensammlung, die die Schränke füllte, manches seltene Erbstück seiner Altvorderen. In seinen Nachforschungen, zu welchem Behufe er sich mit vielen Pastoren der heimatlichen Gemeinden in Verbindung gesetzt hatte, war er bis zum Jahr 1530 gelangt, wo der Ahnherr Wulbern Rulwes in dem sogenannten Hundertundvierer-Aufstand von Bremen eine große Rolle gespielt haben soll. Im Jahre 1533 entkam derselbe durch die Flucht, da er rechtzeitig gewarnt worden war, während die anderen Häupter des Aufstandes hingerichtet wurden. Gottfried Rolffs wird 1604 als Ältermann in Bremen aufgeführt. Die Familie schrieb sich früher „Rulwes, Rulfs, Rolfs, Rolffs", und erst Gerhards Vater Johann Heinrich nahm die Schreibart „Rohlfs" an. Letzterer war 1779 in Vegesack geboren und lebte daselbst in angesehener Stellung als praktischer Arzt. Gerhards Mutter, eine geborene Wernsing, war 1801 in Badbergen geboren. Ihrem Gemahl hatte sie drei Söhne und vier Töchter gegeben, von denen unser Freund das zweitjüngste Kind war. Von seinen Brüdern, die beide älter waren als Gerhard, starb Dr. Hermann Rohlfs 1886 in Bremen als angesehener Arzt, während der jüngere Bruder, Dr. Heinrich Rohlfs, seit 1881 in Wiesbaden angesiedelt, noch am Leben ist. Letzterer, auf dem Gebiete der Geschichte der Medizin eine Autorität ersten Ranges, ist als medizinischer Schriftsteller zu hervorragender Bedeutung gelangt.

Als sich Gerhard Rohlfs nach Beendigung seiner Forscherlaufbahn ganz in das Privatleben zurückzog, war sein Ehrgeiz längst gesättigt, denn frühzeitig und weise hatte er es verstanden, an der Seite der inniggeliebten Gattin das stille und zufriedene Heim jenen lärmenden Tummelplätzen vorzuziehen, wo das unersättliche und rastlose Jagen nach Glücksgütern an der Tagesordnung ist, die meist auf beiden Gebieten, nämlich zugleich denen des materiellen Genusses und des Ruhmes, mehr oder minder bloß in der Einbildungskraft bestehen und nichts Dauerndes darzubieten vermögen. Hätte Rohlfs beispielsweise Berlin an Stelle von Weimar und Rüngsdorf zu seinem Wohnsitz erkoren, so hätte er zwar bei seinen vielseitigen Beziehungen und Interessen an mehr als einer Stelle eine leitende Rolle zu spielen vermocht, es wäre alsdann die einstige Volkstümlichkeit ihm auch bis zu seinem Ende erhalten geblieben. Doch was lag ihm daran? Auf alle solche Ehren verzichtete Rohlfs, aber anderen gönnte er jedes vermeintliche Glück. Sein Grundsatz war leben und leben lassen. Was ihm nicht freiwillig gewährt wurde, darauf wußte er zu verzichten.

Gering ist die Zahl der Auserwählten, die sich wie Rohlfs rühmen konnten, zu den Besten ihres Volkes zu zählen; aber ein jeder von uns wird sich glücklich schätzen können, wenn als Menschen von ihm die Menschen dereinst nach dem Tode ein so gutes Andenken bewahrten wie dasjenige von Gerhard Rohlfs.



Place de la Concorde; Eingang in die Avenue des Champs Elysées.

Aus dem neuen und alten Paris.

Von

Paul Lindenberg.

II.

Haben an der Quaimauer die Buchhändler ihre Verkaufsstände, so haben die Antiquitätenhändler sich in den Ladengeschäften der jenseit des Dammes liegenden Häuserreihen niedergelassen. Himmel, was giebt's hier alles zu kaufen! Hier geben sich die Überbleibsel aller Zeiten ein Rendezvous und harren im buntesten Durcheinander der Erwerber: Grabsteine aus der Römerzeit, Regenschirme und Castorhüte aus Louis Philippes Epoche, ganze Möbeleinrichtungen aus dem Rokoko, Waffen aus der Renaissance, Gemälde von Rubens' Zeitgenossen, Uhren und Vasen aus dem Empire, Fetische der Kongo-Neger und Mumien Alt-Ägyptens, Erinnerungsstücke aus Bürgerhäusern und Palästen, aus Klöstern und Jagdschlössern, aus den Tuilerien und dem Louvre, dem russischen Feldzuge von 1812 und dem letzten Kriege, Münzen, Medaillen, Orden, Tapeten, Gobelins, Sèvre- und Meißener Porzellane, Büsten und Bilder, Plakate und Flugschriften, silberne Sporen und edelsteinverzierte Dosen, herrlich gestickte Kavalier- und Priestergewänder — alles, alles findet ihr hier, alles natürlich, wie die Verkäufer schwören, echt, ganz echt; aber es ist ratsam, nicht allzusehr der Echtheit zu trauen, denn es giebt verschiedene verschwiegene Werkstätten in Paris, in denen die wertvollsten, von Sammlern leidenschaftlich gesuchten „Antiquitäten" in täuschender Nachahmung hergestellt werden!

In einem dieser Häuser am Quai Conti Nr. 2, unweit der im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts erbauten Münze, in dem einstigen Hotel Sillery (heute Hotel Guénigaud), verlebte in dem Mansardenstübchen als Gast des Mieters jenes Hauses, des Herrn von Laverdy, ein Zögling der Militärschule die Feiertage und Ferien der Jahre 1784 und 1785; der Blick aus dem Fenster seines Stübchens glitt gerade zum Louvre und zu den Tuilerien hinüber, die

er einst in Besitz nehmen sollte, denn der junge Militärschüler nannte sich Napoleon Bonaparte! Ihm ging's besser wie seinem liebenswürdigen, hochbetagten Gastgeber, den man, siebzigjährig, im Herbst 1793 auf das Schafott schleppte. Zur selben Zeit gerade erwarb sich der junge Napoleon als Bataillonskommandant vor Toulon seine ersten Feldherrnlorbeeren, zwei Jahre später kannte Paris schon seinen Namen und man begann mit ihm und seinem Einfluß zu rechnen. Damals traf ihn General Thiébault, dem wir vor kurzem erschienene wertvolle Erinnerungen verdanken, im Bureau des Generalstabs zum erstenmal, aber er entwirft kein allzu schmeichelhaftes Bild von ihm: „Er trug einen kleinen Hut, auf dem eine Straußenfeder ungeschickt befestigt war, die Trikolore saß ihm unordentlich um den Leib, der Rock hatte einen schlechten Schnitt, und sein Degen sah nicht so aus, als ob man viel Glück mit ihm haben könnte. Den Hut warf er auf die Mitte des Tisches, dann trat er vor einen alten General Namens Krieg hin, einen Mann mit genauen militärischen Kenntnissen und Verfasser eines Exerzierreglements und Soldatenhandbuchs. Diesen begann er auszufragen, setzte sich neben ihn und machte sich Notizen. Die Einzelheiten des Dienstes und der Disciplin waren ihm so völlig unbekannt, daß wir mehrfach ein Lächeln nicht unterdrücken konnten. Aber seine Fragen fielen ununterbrochen und blitzschnell; jede Antwort, schnell aufgeschrieben, erzeugte neue Fragen. Man wurde durch den Anblick eines solchen Oberbefehlshabers, der oft die Unkenntnis eines Kadetten hatte, geradezu konsterniert, er fühlte sich aber dadurch nicht im mindesten geniert.“

Dicht neben dem Hotel Sillery, das seinen Namen nach seinem Besitzer, dem Grafen von Sillery, führte, lag dereinst ein königliches Besitztum mit einem fünfundzwanzig Meter hohen und zehn Meter im Durchmesser haltenden Turm, dem berüchtigten, von blutiger Sage umsponnenen und in manchem Roman behandelten Turm von Nesle, in dessen verschwiegenem Inneren viel Blut geflossen sein soll. Margarete von Burgund, die Gemahlin König Louis' X., soll fremde junge Edelleute hierher gelockt haben, um ihre Leichname nachher in die unmittelbar vorüberfließende Seine werfen zu lassen. Geschichtlich steht fest, daß dieselbe Margarete hier von ihrem Gemahl wegen ausschweifenden Lebenswandels gefangen gehalten und auf seine Veranlassung erdrosselt wurde; zweien ihrer Günstlinge, Philipp und Gaultier d'Aunay, wurde lebend die Haut abgezogen. 1540 wurde von Franz I. das mit dem Turm verbundene Schlößchen Benvenuto Cellini und seinen künstlerischen Gehilfen angewiesen, er schuf hier unter anderen Kunstwerken seinen Jupiter; bezeichnend für die Sicherheitszustände des damaligen Paris ist, daß an einem Abend der Künstler, dem eine größere Summe Geldes ausgezahlt worden war, dicht vor dem Turm von vermummten Räubern angefallen wurde, deren er sich so lange mit seinem Degen erwehrte, bis die Wache aufmerksam wurde und ihm zu Hilfe eilte.

Die unheimliche Stätte verschwand, als man nach dem am 9. März 1661 erfolgten Tode des Kardinals Mazarin eine Bestimmung seines Testaments erfüllte, nach welcher mit Hilfe von ihm ausgesetzter reicher Mittel ein Kolleg gegründet werden sollte, das sechzig jungen Leuten aus den vier neu erworbenen Provinzen Pignerol, Elsaß, Flandern und Roussilon eine ausgezeichnete Erziehung gewähren mußte. Wo sich der Turm von Nesle erhoben, erbaute man das mit seinem Portikus und der großen Kuppelhalle dahinter vornehm wirkende Heim des neuen Kollegs, das später mannigfachen Wandlungen unterlag — u. a. diente es während der Revolution als Gefängnis —, bis die stets vermehrten Gebäude auf eine Anordnung Napoleons I. am 17. März 1805 dem Institut de France eingeräumt wurden, das noch heute hier seinen Sitz hat, im Angesicht der Marmorstatue der Republik, auf dem Vorplatze und der engen Nachbarschaft des Bronzebildes Voltaires.

Diesem Institut de France, das zweihundertsechsundzwanzig Mitglieder aus allen Wissenschaften und Künsten zählt, anzugehören, ist das sehnsüchtige Ziel aller Männer von Bedeutung und jener, die sich für bedeutend halten, denn dieses Institut bildet die Vorhalle zum eigentlichen Tempel des Ruhms, der „Unsterblichkeit“, zur Académie

française, die, 1635 von Richelieu gegründet, die erste und bedeutsamste der fünf Körperschaften des Instituts bildet, zu welchem noch die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, die Académie des Sciences, die Académie des Beaux-Arts und die Académie des Sciences morales et politiques zählen, von denen sich jede in ihrer besonderen Eigenart große Verdienste um die geistige Entwickelung und Bedeutung Frankreichs erworben hat. Diese verschiedenen Akademien halten gesonderte wöchentliche oder monatliche Sitzungen ab, sie beschäftigen sich mit dem Studium ihrer Specialwissenschaften, verfolgen die hauptsächlichsten Erscheinungen des In- und Auslandes auf den Gebieten derselben, schreiben Preise aus, unterstützen materiell wichtige Forschungen, kurz, ihr Einfluß und ihre Wirksamkeit sind ebenso bedeutend wie ersprießlich. Die Académie française, die auch das vielumfassende „Wörterbuch der französischen Sprache“ herausgiebt, widmet sich namentlich der Pflege der französischen Sprache und Verteilung wichtiger Preise, sie zählt der Regel nach vierzig Mitglieder, die sogenannten „Unsterblichen“, die, wenn einer der Ihren durch den Tod von ihnen geschieden, die Ergänzungswahl vornehmen. Jedes Mitglied des Instituts erhält ein Jahresgehalt von 1500 Franken und bekommt auch einen bestimmten Betrag für jede Arbeitssitzung; die bei feierlichen Gelegenheiten getragene Uniform besteht aus einem dunklen Frack mit gestickten dunkelgrünen Palmen am Saum, aus einem Galabeinkleid, einem Zweispitz und Degen. Einmal im Jahre, im Oktober, vereinigen sich die Vertreter der fünf Akademien zu einer großen Jahressitzung im Kuppelsaale, die dann ganz Paris anzieht und in jenem Raume, der sonst ernster Arbeit gewidmet ist, einen Flor anmutiger und eleganter Damen versammelt, deren Interesse für die Wissenschaften und schönen Künste man freilich nicht allzu hoch anschlagen darf; denn es ist mehr der Drang, „dabei gewesen zu sein“ und in den Salons mitsprechen zu können — es macht sich gut, kostet nichts und giebt doch einen Anstrich von Teilnahme für die „Fortschritte des menschlichen Geistes“.

Das Institut de France wurde während der Revolution auf Verfügung des Konvents 1793 aufgehoben, und ein feinsinniger Gelehrter, der Abbé Grigoire, hatte selbst den Antrag dazu gestellt. „Alle Akademien,“ so bemerkte er öffentlich, „hatten, wie die Handwerker, Gilden, und führten den Kampf der erbärmlichsten Leidenschaften. Sie erhoben den Anspruch, allein allen Ruhm zu besitzen, sie maßten sich das ausschließliche Vorrecht aller Fähigkeiten an, sie verwirklichten in ihrer Einbildung das Wort: ‚Niemand darf Geist besitzen als wir und unsere Freunde.‘ Daher die Verfolgung von Männern, welche die Kühnheit hatten, sie zu überstrahlen, daher auch die Ausschließung der Genies, denen auf diese Weise die Unannehmlichkeit erspart wurde, neben Mittelmäßigkeiten zu thronen. Man weiß, daß Molière, Lesage, Pascal, Rousseau, Diderot niemals der französischen Akademie angehört haben.“ Es ist interessant, wie auch auf diesem Gebiete die Revolution durchgriff. Am 22. August 1795 wurde das Institut durch Beschluß des Konvents wieder hergestellt, wenn auch mit einigen fördersamen Änderungen, und hat bis heute trotz mancher Anfechtungen unter dem dritten Napoleon seine selbständige „Verfassung“ sich zu bewahren gewußt.

Das linke Ufer hier mit dem Institut wird mit dem rechten drüben, an welchem sich der Louvre ausstreckt, durch den Pont des Arts verbunden, welche Brücke Napoleon als erster Konsul Anfang dieses Jahrhunderts erbauen ließ und welche Wilhelm Hauff zum Schauplatz einer seiner stimmungsvollen Novellen: „Die Bettlerin vom Pont des Arts“ erkor. Wir bleiben aber noch auf dem linken Ufer; an den bemoosten, in den wärmeren Monaten von Tausenden munterer Spatzen und schnellflügeliger Schwalben belebten Ruinen der einstigen Rechnungskammer und des Staatsrates — das mächtige Gebäude wurde im blutigen Frühjahr 1871 von den Communards in Brand gesteckt — vorüber gelangen wir zum koketten Palast der Ehrenlegion, der gleichfalls in dem eben genannten Flammenmeer, das allein in dieser Gegend über dreißig Paläste, Kasernen und Gebäude einäscherte, zu Grunde ging, aber mit Hilfe von Beiträgen der Ordensritter genau ebenso wieder errichtet wurde

und mit seinem säulengetragenen Kuppelausbau, seiner ganzen Zierlichkeit und Adrettheit einen allerliebsten Eindruck macht. Das schmucke Palais hatte sich 1786 der Prinz von Salm-Kyrburg, der mit der Prinzessin Antoinette von Hohenzollern-Sigmaringen vermählt war, erbaut, er war in der Deputiertenkammer Abgeordneter für Lothringen und kommandierte ein Bataillon der Pariser Nationalgarde; aber all das rettete ihn nicht vor der Rache des Revolutionstribunals — er war ja ein „Blaublütiger" —, und am 23. Juli 1794 endete er zugleich mit einem anderen Prinzen, dem von Montbazan-Rohan, und zwei Mitgliedern des alten Adels sein Leben unter der Guillotine. „H. von Salm-Kyrburg, deutscher Prinz", so verzeichnete lakonisch der „Moniteur" seinen Namen in der Liste der Opfer.

Das reizende fürstliche Heim hatte dann wunderbare Schicksale; es wurde verlost und ein Friseurgehilfe gewann es; der verkaufte es an einen gewissen Lietraud, welcher sich alsbald zu einem Grafen von Boisregard umwandelte, als Falschmünzer entlarvt und zur Baggerarbeit in Toulon verurteilt wurde; während des Direktoriums wohnte hier Frau von Stael und versammelte um sich ihre politischen und litterarischen Freunde, bis sie das Verbannungsurteil traf und das Palais vom Staat übernommen wurde. Als Napoleon zur Zeit seines Konsulats den Orden der Ehrenlegion stiftete, bestimmte er als Pariser Sitz desselben den Salmschen Palast, der bis heute dieser Bestimmung überlassen blieb. Diese 1802 erfolgte Stiftung des Ordens entbehrt nicht einer gewissen Ironie, mußte doch jedes Mitglied des Ordens, dessen Chef der erste Konsul war, auf seine Ehre schwören, „sich dem Dienste der Republik, der Erhaltung ihres Gebietes in seiner Unversehrtheit, der Verteidigung der Regierung, der Gesetze und des öffentlichen Eigentums zu widmen; durch alle Mittel, welche Gerechtigkeit, Vernunft und Gesetze gut heißen, jedes Unternehmen zu bekämpfen, das auf Wiederherstellung der Feudalverfassung, der dazu gehörigen Titel 2c. abzwecke, kurz, aus aller seiner Macht zur Behauptung der Freiheit und Gleichheit mitzuwirken." Es wurde Napoleon nicht leicht gemacht, den Orden durchzubringen, mehrmals mußte er längere Reden im Staatsrate halten, um die Gegner der neuen Einrichtung zu entwaffnen, die nicht mit Unrecht hinter



Place des Victoires mit dem Standbild Ludwigs XIV.

der Ehrenlegion die Absicht des Konsuls wittern, um sich eine Schar ganz Getreuer zu sammeln. Jene Reden des ersten Konsuls, der sein Ziel schon vor Augen sah, bieten viel des Markanten dar; wer vermag sich eines Lächelns zu erwehren, wenn man ihn bei der obigen Gelegenheit ausrufen hört: „Solange ich an der Spitze der Republik bin, stehe ich gut für dieselbe, allein man muß auch an die Zukunft denken. Wenn Sie die Republik für unerschütterlich fest gegründet halten, so irren Sie sich sehr. Wir haben zwar die Macht, es zu thun, haben es aber noch nicht so weit gebracht, und werden auch nie dazu gelangen, wenn wir nicht einige Granitwälle auf Frankreichs Boden aufführ-

ren. Wer sich auf das Volk verläßt, der irrt! Man kann es ebenso leicht ‚Es lebe der König, es lebe die Ligue!‘ rufen machen!“ Und nach zwei Jahren machte Napoleon das Volk „Es lebe der Kaiser!“ rufen, aber wie hatte er doch gesagt: „Wer sich auf das Volk verläßt, der irrt,“ und wie sehr sollte auch er die Wahrheit dieses Wortes erkennen lernen!

Genau wie sein Neffe, der dritte Napoleon, an dessen Glücksrausch und Sturz uns die benachbarte Deputiertenkammer erinnert, denn hier wurde ja in den heißen Julitagen von 1870 der Krieg gegen Preußen beschlossen; noch einmal leuchtete das Kaiserreich strahlend auf, aber schon nach sieben Wochen, am 4. September, drangen wilderregte Volkshaufen mit den Rufen: „Es lebe die Republik!“ hierher und sprengten die Deputiertenversammlung auseinander, die vorläufig nicht in das „Palais Bourbon“ zurückkehrte, wie diese Kammer noch häufig genannt wird, da das Gebäude seine Errichtung der verwitweten Herzogin von Bourbon verdankt, die eine sehr große Summe dafür, etwa sechzehn Millionen Franken, geopfert haben soll. Später vom Prinzen von Condé beträchtlich umgestaltet, wurde der Palast 1790 vom Staat eingezogen und zu den Sitzungen des Rates der Fünfhundert bestimmt, welch letzterer, nachdem Napoleon den Kaiserthron bestiegen, dem Gesetzgebenden Körper weichen mußte. Damals war gerade auch der Umbau der Fassade beendet worden, den Poyet sehr geschickt unternommen; und ebenso geschickt wußte dieser Architekt die Wandlungen der Politik mitzumachen: während der Revolution ganz Jakobiner und sich öffentlich als deren Baumeister bezeichnend, wurde er begeisterter Anhänger des Kaisers und veröffentlichte 1806 den Plan zur Errichtung eines großartigen Denkmals für denselben, um sich 1814, bei der Rückkehr der Bourbons, mit einem Aufruf an „alle guten Franzosen“ zu wenden, sie zu Beiträgen zu einem Monument aufforderud, welches „einfach und doch majestätisch“ errichtet werden solle „aus Anlaß der glücklichen Epoche der Rückkehr Seiner Majestät des Königs Ludwig XVIII“. Es geht doch nichts über Gesinnungstreue! Gelegentlich der Rückkehr des achtzehnten Ludwig wurden die unter der Revolution eingezogenen Güter der Emigranten diesen wieder zugestellt, und auch der Prinz von Condé gelangte von neuem in den Besitz seines Palastes, den er jedoch für eine bedeutende Jahresmiete der Gesetzgebenden Körperschaft überließ, bis ihn der Staat für zehn Millionen Franken ankaufte.

Das Gebäude wendet seine im Stil eines griechischen Tempels gehaltene Fassade der Seine zu; zu der von zwölf korinthischen Säulen getragenen Vorhalle führt eine breite Freitreppe empor, geschmückt mit den allegorischen Gestalten der Gerechtigkeit und Weisheit, sowie den Standbildern d'Aguesseaus, Colberts, l'Hospitals und Sullys, während das mächtige Giebelfeld das Gesetz die Unschuld und Tugend schützend darstellt, umgeben von den Figuren der Freiheit und Ordnung, des Handels und Gewerbes, der Industrie und des Ackerbaues. Der Sitzungssaal, im Halbkreise erbaut, ist nur von mäßiger Größe und ist geschmückt mit zwanzig jonischen Marmorsäulen; der erhöhte Sitz des Präsidenten befindet sich zwischen den marmornen Statuen der Ordnung und Freiheit, an der Wand dahinter ist der Gobelin mit Raphaels „Schule von Athen“ angebracht, die Rednertribüne selbst ist mit einem noch vom Anfang des Jahrhunderts stammenden Marmor-Basrelief der Geschichte verziert. Die Erinnerung an große Männer ist mit dieser Tribüne verbunden, von ihr herab sprachen Benjamin Constant, Camille Jordan, Casimir Perier, Guizot, Thiers, Lamartine, Gambetta, Jules Simon und viele andere um ihr Vaterland hochverdiente Männer.

Wie wir schon gelegentlich des Senats erwähnten, bildet diese Deputiertenversammlung die zweite Kammer Frankreichs, und zwar werden, im Gegensatz zu den Senatoren, die Deputierten mittels direkter Wahl auf vier Jahre gewählt, gegenwärtig fünfhundertvierundachtzig an der Zahl, von denen jeder während der Sitzungszeit, die mindestens fünf Monate im Jahre dauert, fünfundzwanzig Franken tägliche Diäten erhält, wogegen der Präsident hunderttausend Franken Jahresgehalt bezieht und außerdem über eine sehr ausgedehnte Amtswohnung in dem benachbarten Präsidentenhotel verfügt. Beide Kammern, die sich dann zum Kongreß ver-

einen, wählen mit Stimmenmehrheit den Präsidenten auf sieben Jahre, nach deren Ablauf eine Wiederwahl erfolgen kann. Der Präsident, der neben der Benutzung des Elysée-Palastes ein jährliches Einkommen von 1200000 Franken hat, verfügt bezüglich der Gesetze 2c. über die vollstreckbare Gewalt, er regiert mit Hilfe der Minister und der beiden Kammern, kann auch letztere vertagen, aber nur auf wenige Wochen, und kann sie in wichtigen Fällen zusammenberufen; er muß dies thun, sobald dies die Hälfte jeder Kammer fordert; unter Zustimmung des Senats kann der Präsident auch die Deputiertenkammer auflösen, muß aber innerhalb eines Vierteljahres die neuen Wahlen stattfinden lassen.

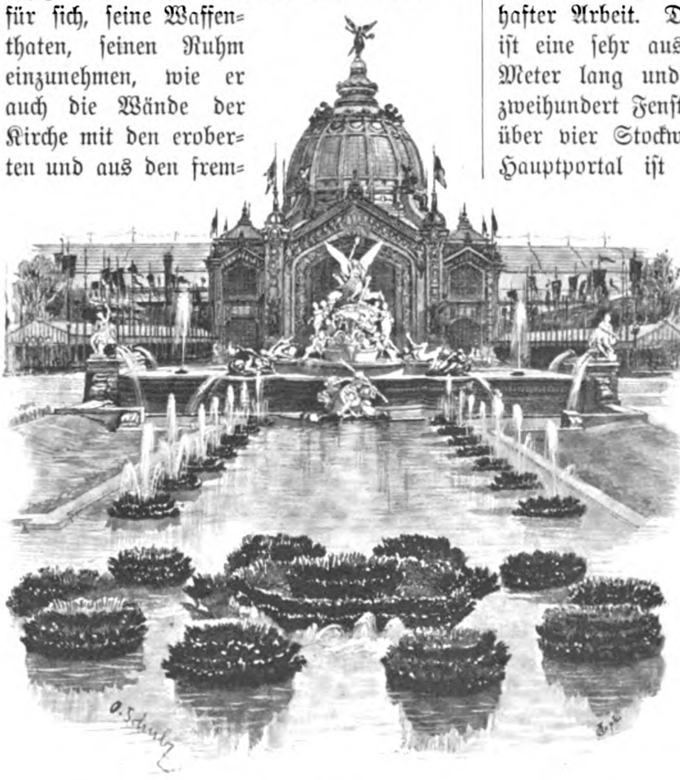
Nahe dieser Deputiertenkammer liegt, in der Rue de Lille, seine Rückseite dem bis zum Seinequai gehenden Garten zukehrend, die deutsche Botschaft, ein stattliches Palais, das noch aus Ludwigs XV. Zeit stammt und später vom jungen und lebenslustigen Prinzen Eugen de Beauharnais, dem Stiefsohn des ersten Napoleon, bewohnt ward, der während der glücksverwöhnten Kaisertage in seinen Sälen rauschende Feste feierte. Plötzlich aber war's mit allem Saus und Braus vorüber, andere Regierungen kamen, Revolutionen zerrüttelten Paris, die napoleonischen Adler tauchten von neuem auf und verschwanden wieder — aber diesem Palais konnten alle politischen Umwandlungen nichts mehr anhaben, es war schon 1815 von Friedrich Wilhelm III. als dauernder Sitz der preußischen Gesandtschaft erworben worden. Dann kam aber ein wichtiger Tag für dieses altersgraue Gebäude, die preußische Flagge sank, und statt ihrer wehte stolz im Winde die schwarz-weiß-rote Fahne des geeinten Deutschlands, und von nun an nahm hier seinen Sitz der deutsche Botschafter, nachdem die Morgenröte für unser teures deutsches Vaterland so herrlich aufgegangen war.

Ruhe und Frieden umgeben das Heim unseres deutschen Vertreters, denn hier breitet sich das Faubourg St. Germain aus mit seinen Palästen, Ministerien, Gesandtschaften, das vornehmste Viertel von Paris, einst und zum Teil auch noch heute — soweit nicht die erste Revolution, Verarmung sowie Flucht vor dem Kaiserreich und der Republik aufgeräumt haben — bewohnt von den stolzen Adelsgeschlechtern Frankreichs, die hier ihre Freunde, Sippen und Getreuen um sich versammelten und auf blendenden Festen das Geld mit vollen Händen ausstreuten, bis allem übermütigen und oft verwerflichen Treiben das grollende Gewitter von 1789 ein Ende setzte und jene oft so hochmütigen und den „dritten Stand" verachtenden Aristokraten eine sehr üble Bekanntschaft mit dem bisher von oben angesehenen Volke machten, das sich mit furchtbaren Mitteln Geltung und Recht verschaffte. Aber so verwerflich auch diese Mittel waren, Großes hat doch die französische Revolution geboren und hat bedeutsam das politische Leben der übrigen europäischen Völker gefördert!

Eng mit dem „alten Regime", jenem des vierzehnten Ludwig, hängt die Gründung des Invalidenhauses zusammen, dessen Esplanade sich neben der Deputiertenkammer bis zum Seinequai erstreckt. Dereinst zogen die invaliden Soldaten vagabundierend, bettelnd und raubend im Lande umher, eine furchtbare Plage für entlegene kleinere Ortschaften und eine große Last für die Klöster, denen befohlen war, sich der alten Krieger anzunehmen und sie, soweit es angängig, zu beherbergen und zu verpflegen. Diese Klöster und Abteien nahm Ludwig XIV. heran, indem er sie zu jährlichen bedeutenden Abgaben verpflichtete, mit deren Hilfe und mit einem weiteren Fonds er 1670 die Errichtung eines königlichen Invalidenhauses bestimmte. Dem Bau, von Boudet begonnen und von Mansart vollendet, schenkte der König sein lebhaftes Interesse, unerwartet erschien er oft und überzeugte sich von dem Fortgang der Arbeiten, wie er auch persönlich mit einer glänzenden Gefolgschaft dem Einzuge des ersten Trupps Invaliden in ihr neues behagliches Heim beiwohnte.

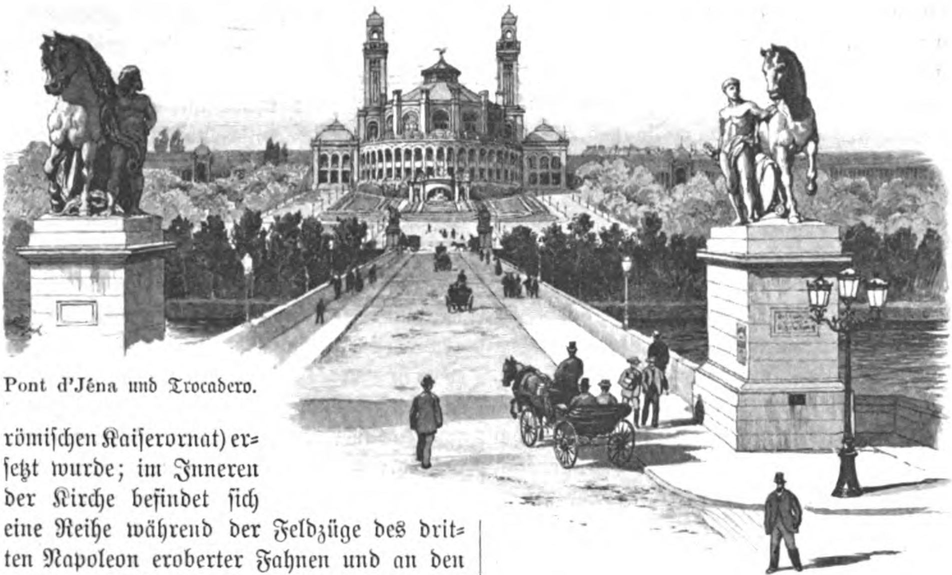
Als 1717 Peter der Große in Paris weilte, suchte er als erste Sehenswürdigkeit das Invalidenhaus auf; vertraulich verkehrte er mit den alten Soldaten, beteiligte sich an ihrem Mittagessen und trank auf ihr Wohl ein halbes Quart Wein in einem Zuge herunter. Dieser Besuch brachte das Invalidenhaus in der vornehmen Welt wieder in Mode, und man besuchte es sehr zahlreich; mit den eleganten Damen und Herren mach-

ten sich die alten Haudegen manchen Scherz, unter anderem erzählten sie jenen viel von dem „Invaliden mit dem hölzernen Kopf“, bezeichneten seine Stube, fragten sich harmlos gegenseitig, wo er gerade sich aufhalte, ob im Garten, im Keller, in der Kirche, und hetzten die Besucher, die durchaus diesen Invaliden kennen lernen wollten, stundenlang umher. In der ersten Zeit der Revolution bemächtigten sich die Volksmassen der im Invalidenhause lagernden Waffenvorräte; die Invaliden spalteten sich aber in zwei Parteien, eine für das Königtum, die andere für die Republik; Napoleon versöhnte sie wieder, er, der ihre Scharen so sehr vermehrte, so daß allmählich vierzehn Zweiganstalten dieses Invalidenhauses in ganz Frankreich gegründet werden mußten, hielt sich gern unter ihnen auf und wußte sie schnell für sich, seine Waffenthaten, seinen Ruhm einzunehmen, wie er auch die Wände der Kirche mit den eroberten und aus den fremden Arsenalen und Sammlungen fortgeführten Fahnen schmückte. Nicht weniger wie dreitausend sollen es gewesen sein, nach anderen Berichten die Hälfte dieser Zahl, die 1814 auf Befehl des Königs Joseph von Neapel auf dem Hofe des Invalidenhauses verbrannt wurden, damit sie nicht in die Hände der Verbündeten fielen, wie auch der von Napoleon aus Sanssouci mitgenommene Degen Friedrichs des Großen vernichtet wurde.



Champ-de-Mars; Dôme central und Fontaines lumineuses.

Das Invalidenhaus ist von einem derartigen Umfange, daß fünftausend Pensionäre in demselben Aufnahme finden können; aber es sind in neuerer Zeit meist nur mehrere hundert, welche an schönen Tagen ihre kranken und zerschossenen Glieder auf der von Gräbern umgebenen und mit Geschützen besetzten Terrasse sonnen; diese Geschütze, die nur bei feierlichen Gelegenheiten ihre Brummbässe ertönen lassen, stammen aus aller Herren Ländern, österreichische, preußische, russische, holländische, algerische befinden sich darunter, einzelne ältere Stücke von musterhafter Arbeit. Die Fassade des Gebäudes ist eine sehr ausgedehnte, an zweihundert Meter lang und von nicht weniger wie zweihundert Fenstern unterbrochen, die sich über vier Stockwerke verteilen. Über dem Hauptportal ist ein Reiterstandbild Ludwigs XIV. angebracht, rechts und links symbolisieren die Bronzefiguren des Mars und der Minerva die Tapferkeit und Weisheit. Der Ehrenhof, in den man durch den Haupteingang gelangt, ist von Arkaden umgeben, die mit Gemälden aus der französischen Geschichte geschmückt sind; um vier andere Höfe ziehen sich dann noch die weitläufigen Gebäude, in denen umfassende Waffen- und Trophäen-Sammlungen (das Artillerie-Museum) untergebracht sind. Über den Ehrenhof gelangt man zur Invalidenkirche, über deren Eingang man die Bronzestatue des ersten Napoleon in der Generalsuniform sieht, dieselbe Figur, die einst auf der Vendome-Säule stand und 1863 durch Napoleon III. durch eine andere (im



Pont d'Jéna und Trocadero.

römischen Kaiserornat) ersetzt wurde; im Inneren der Kirche befindet sich eine Reihe während der Feldzüge des dritten Napoleon eroberter Fahnen und an den Säulen die Namen jener verdienstvollen Generale, deren sterbliche Überreste in der Gruft dieser Kirche ruhen, unter ihnen Oudinot, Duroc, Bertrand, Mortier u. s. w.

Hinter dieser Invalidenkirche erhebt sich der Invalidendom, mit ersterer direkt verbunden, aber nur zugängig durch seinen nach dem Vauban-Platze zu liegenden Haupteingang. Dieser Dom, unter dessen Kuppel sich die Kaisergruft, die Grabstätte Napoleons I., befindet, wurde durch J. H. Mansard von 1676 bis 1706 erbaut und wirkt mächtig durch seine Größe und künstlerische Anordnung, weithin über Paris — auch ein Wahrzeichen der Stadt — strahlt die hoheitsvolle vergoldete Kuppel. Einen überwältigend großartigen Eindruck macht das Grabmal des kühnen Welteroberers; niemand wird an diese Stätte ohne tiefe seelische Empfindung treten, niemand wird sie ohne eine lang nachwirkende Bewegung verlassen, jeder, der hierher seine Schritte gelenkt, wird stets jenes ergreifenden Augenblickes gedenken, wo er plötzlich vor dem aus der Krypta auftauchenden kolossalen Sarkophage aus rotleuchtendem Marmor, der die Gebeine des Kaisers umschließt, gestanden. Ganz abgesehen von den überwältigenden Erinnerungen, die mit dieser Stätte verbunden, erschüttert dieselbe als ein fast einzig dastehendes Kunst- und Architekturwerk, das dem Architekten Visconti zu danken ist. Hier der frei emporragende, gänzlich schmucklose Sarkophag, der auf einem Sockel von grünem vogesischen Granit ruht, aus der Tiefe sich erhebend, dann die zwölf die Galerie der Krypta stützenden Victorien aus blendendem karrarischem Marmor, jede von ihnen einen Sieg verkörpernd, unten in der Rotunde zwischen den zehn die Hauptereignisse der napoleonischen Regierung darstellenden Marmorreliefs die Trophäen von vierundfünfzig bei Austerlitz eroberten Fahnen, welche durch einen Zufall der oben erwähnten Verbrennung entgingen, dann dort auf dem sich von den schwarzen Marmorwänden abhebenden vergoldeten Altar der Degen, den Napoleon bei Austerlitz getragen, seine Dekorationen und die ihm von der Stadt Cherbourg gewidmete goldene Krone, und im Hintergrunde die Kolossalstatue Napoleons im Kaiserornat aus weißem Marmor, in der Linken die Weltkugel, in der Rechten ein adlergeschmücktes Scepter tragend, von oben aus der Kuppel aber herniederflutend ein zartes blaues Licht, Frieden ringsum in der säulengetragenen Halle — man kann sich nichts Feierlicheres und Erhabeneres vorstellen. In die Krypta selbst führt eine (stets geschlossene) schönornamentierte Bronzethür, flankiert von den erzenen Gestalten der Militär- und Civilmacht, über dem Portal liest man die Worte aus dem Testament Napoleons: „Ich wünsche, daß meine Überreste ruhen an den Ufern der Seine, in-

mitten des französischen Volkes, welches ich so sehr liebte.“ In der Gruft ruhen noch in einfachen Sarkophagen Duroc und Bertrand, beide vom Kaiser besonders geliebt, ersterer in der Schlacht bei Bautzen gefallen, letzterer der treue Begleiter des Kaisers nach Elba und St. Helena. Oben in der Kirche befinden sich nahe der Galerie die Grabdenkmäler für Vauban und Turenne, in zwei Einzelkapellen die Sarkophage der Brüder Napoleons, Jerome und Joseph.

Erst 1840, neunzehn Jahre nach seinem Tode, erfüllte sich der letzte heiße Wunsch Napoleons, inmitten seines „geliebten Volkes“ beerdigt zu werden, und Louis Philipp war es, der die Anregung hierzu gab, in der Hoffnung, durch diesen Akt der Großmut und Pietät seine Regierung zu befestigen und sich Volkstümlichkeit zu erwerben. Am 12. Mai 1840 teilte der Minister des Inneren, Herr von Remusat, der Deputiertenkammer mit, daß der König dem Prinzen von Joinville befohlen habe, sich mit einer Fregatte nach St. Helena zu begeben, um die Überreste des Kaisers Napoleon in Empfang zu nehmen, welche England bereitwillig der französischen Nation überliefere; die Fregatte würde bei ihrer Rückkehr vor der Mündung der Seine anlegen und ein anderes Schiff jene sterblichen Reste des Kaisers nach Paris bringen, wo sie feierlich im Invalidenhotel beigesetzt werden würden. „Der Erhabenheit einer solchen Erinnerung,“ fuhr der Minister fort, „gebührt in der That, daß jenes ruhmvolle Grabmal nicht auf einem öffentlichen Platze, nicht inmitten einer lärmenden und zerstreuten Menge aufgestellt werde. Es ziemt demselben ein stiller und geheiligter Ort, wo alle diejenigen, welche den Ruhm und das Genie, die Größe und das Unglück verehren, es mit Andacht besuchen können. Er war Kaiser und König, er war der legitime Souverän unseres Landes und hätte also Anspruch darauf, in Saint Denis* beigesetzt zu werden, aber Napoleon gebührt etwas anderes als das gewöhnliche Begräbnis der Könige. Ihm gebührt der erste Platz an dem Orte, wo die Soldaten des Vaterlandes ruhen und wo fortan diejenigen, die das Vaterland zu seiner Verteidigung auffordert, sich begeistern werden.“

Am 15. Dezember 1840 langte der Sarg, der mit dem kaiserlichen, mit goldenen Stickereien und Bienen besäten Hermelinmantel bedeckt und mit der Kaiserkrone geschmückt war und zu dessen erster Begrüßung während der Fahrt auf der Seine — der Sarg war in einer Trauerkapelle auf dem Verdeck des Schiffes aufgestellt — die Volksmassen von weither geeilt waren, Lorbeer- und Immortellenkränze von den Brücken und Quais auf das Fahrzeug werfend, in Paris an. Ganz Paris war trotz der Kälte vom frühen Morgen an auf den Beinen, Hunderttausende füllten die Elysäischen Felder aus, alle Bäume, Zäune, Gitter, Dächer waren mit Menschen bedeckt, einen würdigen Schmuck hatten die Champs Elysées angelegt, längs welcher die Garnison in Parade stand. Der Sarg ruhte auf einem Wagen, dessen Räder vergoldet waren und dessen unterer Teil von Säulen getragen ward, vier weibliche Genien stützten den Sarkophag mit dem Sarge, ein violettsammetner Baldachin mit goldenen Kronen, Adlern und Sternen wölbte sich über demselben. Vier Marschälle, unter ihnen Bertrand, trugen die Zipfel des Leichentuches, hinter dem Wagen schritten die ehemaligen Adjutanten Napoleons, seine Civil- und Militärbeamten, seine alten Soldaten in ihren früheren Uniformen, Deputationen aus dem ganzen Lande und Abordnungen der Truppen, die Marschälle Frankreichs u. s. w. Gewaltig hallten die Rufe „Vive l'Empereur!“ auf dem weiten Wege und übertönten die ehernen Grüße der Geschütze. In der Kirche empfing der König mit seiner Familie den Sarg. „Sire, ich übergebe Ihnen die Leiche des Kaisers Napoleon!“ sagte der Prinz von Joinville. „Ich empfange sie im Namen Frankreichs!“ erwiderte der König. Der Andrang zur Kirche während der nächsten Wochen war ungeheuer, bis zu hunderttausend Personen strömten täglich herbei, und es fehlte nicht an zahllosen Unglücksfällen. Wenn aber Ludwig Philipp geglaubt, daß ihm diese

* Die Gruft der Kathedrale von St. Denis barg die Gräber der französischen Herrscher und ihrer Familien, von dem 638 gestorbenen Dagobert I. an. Auf Befehl des Konvents wurden 1793 diese Königsgräber zerstört und die Reste in eine Kalkgrube geworfen, dreizehn Tage brauchte man zu dem vandalischen Unternehmen. Napoleon I. bestimmte 1806 die Gruft als Ruhestätte für sich und seine Nachfolger.

Überführung die Volksgunst zuwenden würde, so befand er sich in einem schweren Irrtum; weit mehr kam sie dem Neffen des toten Herrschers zu statten, dem es auch vorbehalten war, das Grabdenkmal vollenden zu lassen.

Nicht weit von dieser feierlichen Stätte liegt die von Ludwig XV. gegründete Militärschule, in welcher Napoleon seine erste militärische Erziehung erhielt, ein mächtiges Gebäude mit einer palastähnlich gestalteten Hauptfront von über vierhundert Metern, einem schönen Portikus und einer hochgewölbten Kuppel. Am 19. Oktober 1784 trat der sechzehnjährige Bonaparte in diese Militärschule ein. „Er hatte das Aussehen eines echten Provinzlers, er guckte verwundert überall umher, sich nach allen Seiten umsehend, als ob er sogleich in die Hände von Spitzbuben fallen könnte," so beschreibt seine Ankunft ein Landsmann von ihm, der gleichfalls Zögling der Schule war. Er fühlte sich hier nicht sehr wohl, der junge pflichteifrige Korse, denn seine Kameraden, meist wohlhabenden und reichen Familien entstammend, nahmen es mit ihren Studien wenig Ernst und suchten mit Erfolg die Belustigungen von Paris näher kennen zu lernen. Er, mit wenigen Frankenstücken in der Tasche, mußte zurückstehen; emsig strebte er vorwärts, um die seitens seiner Angehörigen in Korsika auf ihn gesetzten Hoffnungen zu rechtfertigen. „Diese Sorgen haben meine jungen Jahre vergiftet," sagte er 1811 einmal zum Herzog von Vicenza, „sie beeinträchtigten meine Stimmung und machten mich vor der Zeit alt." Und als er später zur Herrschaft gelangt war, da bestimmte er eine strengere Erziehung der Militärschüler, deren jeder täglich „nicht mehr als zwanzig Sous" (einen Frank) zum Lebensunterhalt erhalten sollte, denn man dürfe sie nicht an einen Luxus gewöhnen, der ihnen dereinst nur schädlich sein könnte. Die Schlußprüfung bestand Napoleon nicht zum besten, er erhielt die Nummer zweiundvierzig unter achtundfünfzig Prüflingen; am 1. September 1785 war seine Ernennung zum Sekondelieutenant im Artillerieregiment de la Fère, welches in Valence garnisonierte, ausgestellt worden. Seinen Lehrern hat Napoleon auch in seiner Glanzzeit stets treue Verehrung bewiesen und sich ihrer dankbar erinnert.

Wie oft ist Napoleon in jenen Sommermonaten über das sich weithin vor der Militärschule ausdehnende Marsfeld geschritten, ohne zu ahnen, daß es einst von den Jubelrufen: „Vive l'Empereur!" seiner Truppen wiederhallen würde, ohne zu wissen, daß er hier, am 1. Juni 1815, die letzte Heerschau in Paris halten würde, auf demselben Platze, an welchem er, der jugendliche Sieger und Krieger, den die Ruhmesgöttin zu staunenswerten Thaten geführt, am 3. Dezember 1804, dem Tage nach seiner Krönung, den Treueschwur der Abordnungen des Volkes und der Armee entgegengenommen und an die Regimenter die Adler zur Krönung ihrer Fahnen verteilt hatte. Aber mit den auf diesem Felde geleisteten Eiden hat es eine eigene Bewandtnis: sie zerflattern zu leicht — der Raum mag zu groß sein ...! Denn wie schnell sind die gegenseitigen Gelöbnisse zerstoben, die bei dem hier am 14. Juli 1790, dem Jahrestage der Bastille-Erstürmung, stattgefundenen großen Verbrüderungsfeste zwischen König und Volk, zwischen Ministern und Deputierten, Adligen und Geistlichen, Bürgern und Offizieren gewechselt! Ein wahrer Freudentaumel, eine Harmonie ohne gleichen — und wie bald alles vom blutigen Schrecken ausgelöscht! Aber einzig in seiner Art muß dieses Fest, müssen seine Vorbereitungen gewesen sein. Damals war das Marsfeld wüst und öde, mit Steinen und Geröll bedeckt, und als man den Plan gefaßt, hier das große Verbrüderungsfest in Scene zu setzen, den Ausgleich zwischen Regierung und Volk, da wurde es binnen einer Woche wie durch einen Zauber umgewandelt: ein Amphitheater wird für eine halbe Million Menschen errichtet, Galerien und Triumphbogen erstehen, vor der Militärschule erhebt sich auf einem künstlichen Hügel von vierzig Fuß ein hoher Altar, all das wird fast im Umsehen hergestellt mit Hilfe einiger hunderttausend Menschen, die sich mit Begeisterung zu diesen Arbeiten drängen. Es muß ein seltsames, großartiges Schauspiel gewesen sein, diese Festherrichtung des ungeheuren Feldes, auf dem gleich Ameisenscharen die freiwilligen Arbeiter sich drängten, auf Karren die Erde fortbrachten, die Steine entfernten, den Boden ebneten, die Tribünen erbauten und die Kolonnaden ausschmückten.

Kohlenbrenner, Friseure, Lastträger, Gärtner, Zeitungsboten, Invaliden, Geistliche, Schreiber, Schüler, selbst Frauen und Mädchen arbeiteten von früh bis spät, und ermüdeten sie, so ermunterten sie sich durch den Gesang des „Nationalglockenspiels“ mit dem Endvers: „Ach, es wird gehn, es wird gehn, es wird gehn!“ und sie spannten sich von neuem vor die Karren, in welchen sie die Erde fortkarrten. Wer bloß zusehen wollte, wurde zur Arbeit gedrängt: „Zum Schiebekarren! Zum Schiebekarren!“ rief man ihm zu, und wollte er nicht Übles erdulden, mußte er Hand mitanlegen. Ein zeitgenössischer Schilderer erzählt uns: „Man hat eine ganze Familie an einer Stelle arbeiten sehen; der Vater hackte Erde, die Mutter belud den Schiebkarren, und ihre Kinder wechselten damit ab, ihn zu fahren, indes der jüngste vierjährige Knabe, vom dreiundneunzigjährigen Großvater auf dem Arm getragen, in kindlichem Frohlocken stammelte: „es wird gehn, es wird gehn!“ Selbst der König kam ohne Begleitung auf das Feld, füllte einen Karren mit Erde, und die Bürger stellten sich, die Spaten und Schaufeln schulternd, in Reihen auf, eine Ehrenwache bildend. Am Tage des Nationalfestes selber war fast eine Million Menschen hier versammelt, alle Mädchen und Frauen waren in weißen Kleidern erschienen, mit den dreifarbigen Schleifen geschmückt, aus dem ganzen Reiche waren Deputationen gekommen, der König und die Königin mit ihren Kindern hatten auf dem Thronpodium Platz genommen, über dem Thron erhob sich statt der Krone eine Freiheitsmütze. Den letzten Schwur, nach den Ministern und Volksvertretern, leistete der König: „Ich, König der Franzosen, schwöre der Nation, alle mir durch das Gesetz und die Staatskonstitution vertraute Macht zur Erhaltung der Konstitution anzuwenden und über die Ausübung der Gesetze zu wachen. Ich schwöre es!“ Und die vielen Hunderttausende erhoben sich und wiederholten: „Ich schwöre es!“ und dann brach ein nie vernommener Freudenjubel los, die Königin hob den Kronprinzen in die Höhe, der König umarmte seine Gemahlin und die Kinder, alle Anwesenden küßten und umarmten sich und schüttelten sich die Hände, jauchzend erscholl es: „Es lebe der König, die Königin, die Nation!“ — und zwei Jahre später saß die ganze königliche Familie gefangen im Temple!

Dasselbe Feld aber sah später die Völker zum friedlichen Wettbewerb vereinigt; fanden doch hier die großen Weltausstellungen von 1867, 1878 und 1889 statt, und die des Jahres 1900 wird sich ihnen anschließen. Von der letzten Ausstellung künden uns noch mehrere stolze Bauten, kündet vor allem der wolkenragende Eiffelturm, dieses staunenerregende Werk, welches Menschengeist ersonnen und Menschenhände zu stande gebracht, und das, mag man es vom kunstsinnigen Standpunkt aus betrachten, wie man will, doch einen seltenen Triumph der Arbeit bedeutet. Denn sechs und eine halbe Million Kilo Eisen sind hier über der Oberfläche zu dem gigantischen Turm vereint worden, der seine zierliche Spitze dreihundert Meter hoch in die Lüfte reckt. Am 3. Januar 1887 begonnen, wurde auf ihm am 31. März 1889 die dreifarbige Fahne gehißt, genau am angegebenen Tage und zur angegebenen Stunde. Jeder der vier Füße des Turmes nimmt eine Fläche von 225 Quadratmetern ein, und da die äußeren Ecken der vier Füße je hundert Meter voneinander entfernt sind, so beansprucht die Basis des Turmes eine Gesamtfläche von 10000 Quadratmetern; die Fundamentierung jedes dieser Füße erforderte ein Mauerwerk von 11500 Kubikmetern, die erste Etage befindet sich in der Höhe von 59, die zweite in der von 116, die dritte in jener von 273 Metern, die darüber befindliche kleine Galerie ist 291 Meter hoch, die Fahnenstange in einer Höhe von 300 Metern angebracht; der Turm ist fast doppelt so hoch wie die Türme des Kölner Domes; acht Fahrstühle vermitteln den Verkehr nach oben, auf der ersten Galerie befanden sich vier große Restaurants, die eine Gesamtfläche von 4000 Quadratmetern einnahmen, dann zwölf Verkaufsstellen, ein Theater u. s. w., sechstausend Personen konnten auf dieser Galerie Platz finden. Unter der Wölbung des Turmes erhebt sich ein großartiger Brunnen, ein Meisterwerk des Bildhauers Francis Saint-Vidal, er stellt in seiner oberen Gruppe die Nacht dar, welche vergeblich den Genius des Lichtes festzuhalten trachtet. Nicht minder künst-

lerisch packend sind die sich zwischen dem Eiffelturm und dem Centraldom erstreckenden Fontänenanlagen, ihren Abschluß findend in dem von Coutan geschaffenen herrlichen Monumentalbrunnen, welcher den Fortschritt verkörpert.

Die letzte Ausstellung war die geräumigste von allen, die von 1855 nahm einen Flächenraum von 116000, die von 1867 von 163000, jene von 1878 von 289000 und die von 1889 einen von beinahe 300000 Metern ein. Das Ausstellungsbudget jener letzten Ausstellung belief sich auf etwa fünfzig Millionen Mark, und nicht uninteressant ist es, dieser ungeheuren Summe einige Ziffern gegenüberzustellen, welche den Gewinn verkörpern, den die Ausstellung direkt, respektive indirekt zur Folge hatte. Die Bank von Frankreich hatte in jener Ausstellungszeit eine Mehreinnahme von 282 Millionen, die privaten Bank- und Kreditanstalten von 91 Millionen, die Eisenbahnverwaltungen von 66 Millionen, die Pariser Steuerverwaltung für Lebensmittel von 11 Millionen Franken, das sind 450 Millionen, zu denen sich noch 50 Millionen allgemeiner Staatseinnahmen gesellen. 1500000 Ausländer besuchten die Ausstellung, darunter 380000 Engländer, 225000 Belgier, 160000 Deutsche, 40000 Italiener 2c., während sich die Gesamtziffer der Besucher auf über 20 Millionen belief. Die Omnibusse vereinnahmten vier, die Droschken viertehalb, die Seine-



Arc de Triomphe de l'Étoile.

Personendampfer anderthalb, die Theater elf Millionen Franken mehr wie sonst. Daß bei diesen günstigen Ergebnissen ganz Frankreich und zumal Paris mit lebhaftem Interesse und großen Erwartungen der kommenden Weltausstellung entgegensieht, ist wohl erklärlich. Die Eröffnung derselben ist auf den 15. April 1900, ihr Schluß auf den 5. November festgesetzt; ihr Platz bleibt der bisherige mit Hinzuziehung weiterer Umgebungen, so daß diesmal den Ausstellern fast 400000 Quadratmeter zur Verfügung stehen. In mindestens zwanzig verschiedene Gruppen wird die Ausstellung zerfallen, deren jede einen Überblick über die Entwickelung des betreffenden Industriezweiges im Laufe dieses Jahrhunderts und seinen gegenwärtigen Stand gewähren soll.

Nur einzelne Reiche mit originellen Industriezweigen, wie China, Japan ꝛc., stellen gesondert aus, sonst vereint sich Frankreich mit den anderen Ländern, deren Ausstellungen aber kenntlich gemacht werden. Frankreich wird bei der Raumverteilung die eine Hälfte, die übrigen Staaten werden die andere erhalten. Die Maschinen werden diesmal nicht in einer Halle vereint sein, sondern, soweit dies möglich, werden sie neben den betreffenden Erzeugnissen, die sie produzieren, aufgestellt werden. Die Verteilung der Preise, aus Medaillen in fünffacher Abstufung bestehend, will man schon im August, spätestens Anfang September vornehmen, damit die Auszeichnungen noch an den Ausstellungsgegenständen befestigt werden können. Das Ausstellungsbudget hat man auf hundert Millionen Franken veranschlagt. Bekanntlich beteiligt sich diesmal auch Deutschland an der Ausstellung, und es steht zu hoffen, daß es mit Ehren unter den übrigen Kulturnationen bestehen und auf den verschiedenen Gebieten seines Wirkens und Schaffens die Palmen des Sieges davontragen wird. Sobald die Platzverteilung erledigt ist, wird sich ein Komitee von hervorragenden Industriellen bilden, welches die wichtigsten Fragen gemeinsam erörtern und den deutschen Ausstellern mit Rat und That zur Seite stehen wird.

Zum Ausstellungsplatz gehört auch der Trocadero, der im Verein mit der 1806 bis 1813 erbauten Jena-Brücke, welche als schönen Schmuck vier große erzene Rossebändigergruppen erhalten hat, einen prächtigen Abschluß des Ausstellungsgebietes bildet. In maurischem Stil ist dieses hochgelegene Trocadero-Palais — sein Name rührt von einem von den Franzosen 1823 bei Cadix genommenen Fort her — nach den Plänen von Davioud und Bourdais zur 1878er Ausstellung erbaut worden; im Halbkreise erstrecken sich Säulengalerien von dem gleichfalls unten von Säulenhallen umgebenen Mittelbau aus, der von einer Kuppel gekrönt und von zwei schlanken Türmen flankiert wird, Merciers Kolossalgestalt des Ruhmes erhebt sich auf dem oberen zierlichen Kuppelaufbau, während die erwähnte Galerie mit dreißig symbolischen Figuren versehen ist. Unterhalb der Terrasse hat man sehr geschickt eine Kaskade angebracht, deren weites Bassin von vier mächtigen Tiergestalten umgeben ist. Das Trocadero-Palais birgt in seinem Inneren mehrere Museen; von gewaltiger Ausdehnung ist sein Festsaal im Mittelbau, in welchem sechstausend Personen tafeln können.

Unterhalb des Trocadero besteigen wir am Seinequai eins der schlanken Seinedampfboote, die so flink und geräuschlos wie Eidechsen durch das grünliche Wasser schießen, das von zahllosen anderen Schiffen, selbst schwereren, aus England und Schottland kommenden Dampfern, belebt ist. Vorüber geht's zunächst an den Anfängen zu einem neuen kolossalen Brückenbau, der Nikolaus-Brücke, zu welcher bei seinem Besuche von Paris Zar Nikolaus II. Pate gestanden; bald wölbt sich über uns der gewaltige Viadukt der Gürtelbahn, und damit fast gleichzeitig haben wir auch das Stadtgebiet von Paris verlassen, und es tauchen zur rechten und linken Seite des Flusses all die vielgenannten und vielgekannten freundlichen Vororte von Paris auf, die mit ihren Villen und Landhäuschen, ihren Gärten und Parkanlagen, den sich zwischen ihnen ausbreitenden Feldern und Wäldern einen so anheimelnden Eindruck machen. Wie verlockend lächeln uns die Weinschenken und Lokale von Auteuil zu, Oleander-, Lorbeer- und Orangenbäume sind vor die Thüren gestellt, gelblicher Sand bedeckt die Fußböden der Balkone, von rot- und weißgestreifter Leinwand sind die Schutzdächer der Veranden, auf denen es sich so hübsch sitzt an knospenden Frühlings-, an schwülen Sommer-, an klaren Herbsttagen. Je mehr unser Schiffchen vorwärts eilt, desto näher rücken die Hügel, die bisher zum wirksamen Hintergrund des köstlichen Landschaftsbildes gedient, an den Fluß heran. Meudon ist erreicht und nun Sèvres, ihre Häuschen sich lebhaft abhebend von den dunklen Fichten und Tannen; Saint-Cloud taucht vor uns auf mit seinen von erzenen Delphinen bewachten Kaskaden und dem jetzt mit Gartenanlagen bedeckten Plateau, auf welchem einst das Schloß gestanden, und weiterhin erhebt sich plötzlich trutzig und massig der festungsgekrönte Mont Valerien, an dessen Fuß sich wie schutzsuchend die Häuser und Häuschen

von Suresnes schmiegen — wir haben unser Ziel erreicht, denn wir brauchen nur die Brücke zu überschreiten und betreten dann sogleich das Boulogner Wäldchen, um auf seinen schönen Alleen und Pfaden wiederum nach Paris zu gelangen.

Das Bois de Boulogne — ein Abglanz des Frohsinns der ganzen Stadt scheint mit diesem Namen allein schon verbunden zu sein; einen sonnendurchwebten Frühlingstag in diesem Park, der fast neunhundert Hektare bedeckt, zugebracht, bedeutet, sein Lebensbuch um ein lange nachleuchtendes schönes Blatt bereichert zu haben. Hier findet man Einsamkeit und Zerstreuung, Bewegung und Ruhe, blendenden Glanz und tiefe Waldesstille, reichbesetzte Tafeln mit perlendem Sekt und weißgescheuerte Holztische mit einem Trunke frischer Milch; jeder, der Anspruchsvollste wie der Bescheidenste, kommt zu seinem Recht, der Anhänger des ausgeklügelten Luxus wie der Verehrer des Rousseauschen Naturfriedens. Nicht mit Unrecht hat man dieses Gehölz als die Promenade von Europa bezeichnet, hier strömt ja alles zusammen, was sich in Paris versammelt, denn weit eher kann man hundertmal in Rom geweilt, ohne den Papst gesehen zu haben, als einmal in Paris, ohne im Bois de Boulogne gewesen zu sein!

Den rauschendsten und lebenslustigsten Tag im Jahre bedeutet für dieses Gehölz das Rennen um den „großen Preis“ auf dem Rennfelde zu Longchamp, das sich nahe der Seine erstreckt und das wir berühren, nachdem wir die Brücke von Suresnes überschritten. Dicht an dieser Seite steht eine Windmühle, deren altes Gemäuer unten von Epheu völlig umrankt wird; sie hat viel gesehen und erlebt, diese Mühle, denn sie gehörte noch zu der Abtei von Longchamp, von einer Schwester Ludwigs des Heiligen gegründet; später wurde diese Abtei berühmt durch den Gesang der Nonnen, und in der Charwoche strömten zahllose Pariserinnen und Pariser hier hinaus und lauschten den frommen Chören; infolge dieser weltlichen Pilgerzüge entstand die Promenade des Longchamp, und der Besuch des bis dahin vernachlässigten und verwahrlosten Gehölzes kam in Mode. Die Revolution zerstörte die Abtei, nachdem schon vorher von dem nahebei einst von Franz I. erbauten „Schlosse von Madrid“ — so benannt, weil es der König nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in Madrid errichtet — nichts mehr als einige Ruinen übrig gewesen. Während der Feldzüge von 1814 und 1815 biwakierten hier die verbündeten Truppen, und am 1. März 1871 fand hier vor dem greisen Kaiser des Deutschen Reiches die Parade über jene zum Einmarsch nach Paris bestimmten 30000 Mann deutscher Regimenter statt, die, wie sämtliche Armeen, Ungeheures geleistet hatten zum Ruhme der deutschen Waffen und unseres Vaterlandes. Jetzt werden auf demselben Felde am Tage des Nationalfestes die großen Paraden über die Pariser Garnison abgehalten; von den Uniformen wie von den Waffen der Truppen blitzt und flimmert dann die weite Ebene, deren farbenreiche Carrés auf dem Gelb des Sandes mit dem Grün des Boulogner Waldes dahinter sehr zur Geltung gelangen. Nun sprengt eine Eskadron Kürassiere heran, schöne Erscheinungen auf wohlgepflegten Rossen, hinter ihnen wird ein offener, vierspänniger Landauer sichtbar, er bringt den Präsidenten und den Kriegsminister, die Trommler schlagen an, die Klänge des „Allons enfants de la patrie“ brausen, von allen Musikcorps gespielt, mit stürmischer Gewalt über das Feld, auf dem Pavillon des Präsidenten steigt die Fahne empor, und vom Mont Valerien her ertönen die Brummstimmen der Kanonen — der Vorübermarsch, den der Oberbefehlshaber von Paris kommandiert, beginnt. Seitens des Publikums wird jedes Regiment beim Vorbeimarsch mit lärmendem Händeklatschen und Jubel begrüßt, welche Beifallszeichen sich nach der Beliebtheit der einzelnen Regimenter und Truppenkörper richten. Malerisch ist das Vorüberziehen der Artillerie und Kavallerie, indem erstere im Trab, letztere im Galopp vorbeidefiliert, wie denn die Infanterie ein schnelleres Marschtempo als die unserige anschlägt. Aussehen und Haltung der Soldaten sind meist gut, sie sind mit sichtlicher Hingebung bei der Sache, was man von den höheren Offizieren nicht immer behaupten kann, denn diese haben viel, viel Aufmerksamkeit für die festlich geputzten Damen übrig, welche die ersten Tribünenreihen einnehmen.

Und nun erst das Menschengewimmel an jenem Frühlingssonntage, an welchem der „große Preis“ zur Verteilung gelangt: besetzt, alles, was auf Namen, Rang, Ruf (sowohl guten wie schlechten), Reichtum und — Leichtsinn in der Weltstadt Anspruch erhebt, ist hier vereinigt, auch der Präsident



L'Avenue des Champs Elysées.

200000 Franken winken dem glücklichen Sieger, und noch größer wie diese Zahl ist diejenige der Menschen, die dann vom frühen Morgen an hierher pilgern, zu Fuß, zu Wagen, auf Dampfern, Omnibussen, Kremsern, Pferdebahnen, Velocipeds, um der Entscheidung zu harren. Die Zeit bis dahin verkürzt man sich mit Plaudern und Lachen, mit Essen und Trinken, überall fröhliche Gruppen, die sich mitten auf dem grasbesponnenen Felde gelagert haben und die den auf Servietten oder Zeitungsblättern ausgebreiteten Vorräten der Küche und des Kellers tapfer zusprechen. Längs der Rennbahn stehen Hunderte von Wagen aller Art, deren Insassen es sich entweder im Inneren derselben oder draußen auf dem Erdboden unter riesigen japanischen Sonnenschirmen und luftigen Zeltdächern bequem gemacht haben, behaglich tafelnd und sich ungeachtet der vorbeiströmenden Menschenschwärme wie zu Hause fühlend. Diejenigen, die eifriger für die Rennen interessiert sind — und es giebt ihrer ungezählte Tausende — drängen sich um die offiziellen Wettbureaus, deren es mehr wie zweihundert giebt, welche in schilderhausartigen Holzhäuschen untergebracht sind und an denen an solchem Tage nahe an drei Millionen Franken für Wetten eingezahlt werden. Von einem teils dem vornehmen, teils dem leichtsinnigen Paris angehörenden Publikum sind die Tribünen ist mit seiner Gemahlin zugegen, die Überspanntheit der Toiletten, die Anhäufung von Brillanten und Edelsteinen, der Luxus jeder Art können kaum übertroffen werden. Die ersten Rennen verlaufen teilnahmlos, nun ertönt die Glocke zu dem entscheidenden Kampfe, alles drängt vor und schiebt sich eng zusammen, jede erhöhte Stelle, mag sie noch so klein und schwankend sein, wird benutzt, und jetzt verstummt mit einemmal das Stimmengewirr, denn die Reiter sind in die Bahn geritten, vor allgemeiner Erregung, um gleich darauf immer stärker sich von neuem zu entwickeln und schließlich in eine wahre Raserei überzugehen, je näher die Jockeys dem Ziele zustreben — und nun ein einziges, brausendes Hoch- und Hurrageschrei, ein französisches Pferd, das, auf welches man am meisten gewettet, hat als erstes die Fahne erreicht, und wie ein Nationalsieg wird das betrachtet!

Es kennt auch noch andere glänzende Tage, dies Gehölz und diese dasselbe bis zur Rennbahn durchschneidende Longchamp-Allee; so beispielsweise, wenn auf letzterer, ehe im Sommer die Pariser Gesellschaft auseinanderstiebt, ein Blumen-Korso abgehalten wird, dessen Erträgnis immer für wohlthätige Zwecke bestimmt ist und reiche Summen

abwirft. Über zweitausend Wagen und wohl fünfmal so viel Fußgänger bewegen sich dann die breite Allee, die sauber gefegt, mit weißem Sand bestreut und mit buntbewimpelten Flaggenmasten, durch Guirlanden untereinander verbunden, versehen ist, auf und nieder, und einen scharfen Wettkampf kann man dann beobachten zwischen dem Glanz der Equipagen und den Livreen der Diener wie den Toiletten der Insassinnen und Spaziergängerinnen. Die Trägerinnen dieser oft sehr extravaganten Kostüme scheinen zuweilen in einem Blumenkorb zu sitzen, so reich ist das Innere der Gefährte mit Rosen, mit Flieder, mit Vergißmeinnicht und Maiglöckchen ausgefüllt, Blumen sodann im niedergeschlagenen Verdeck des Wagens und Blumen auf dem Kutscherbock, Blumen um die Radspeichen gewunden und Blumen um die Geschirre der Pferde, hier und da auch, die Kinder Floras unterbrechend, ganze Gewinde köstlichen Obstes oder in zierlichem Aufbau kunstvolle hohe Korbgeflechte, mit Blättern und Blüten bedeckt, so daß die Darunterbefindlichen wie in einer Laube sitzen.

Am hübschesten und poesievollsten freilich ist der Boulogner Wald, wenn er nicht vom Lärm der großen Stadt durchhallt wird, zu den frühen Morgen- oder den Abendstunden, wenn es geheimnisvoll flüstert und wispert in den Kronen der Bäume, wenn man ungestört die schmalen Pfade entlangwandeln kann, die uns bald um den großen Teich führen mit seinen allerliebsten Uferpartien und zu dem koketten Schweizerhäuschen auf der Insel, bald längs eines plätschernden Baches in wechselvollem Zickzack über winzige Brücken und kleine Hügel geleiten und uns schließlich doch zu dem vielbesuchten Ruhepunkte an der Kaskade bringen. Welch eine hübsche Überraschung, diese Kaskade, deren Wasser rauschend und brausend, schäumend und spritzend über moosige Felsblöcke sprudeln, welch letztere Grotten bilden, die man auf verschwiegenen Kletterwegen aufsuchen kann, so daß man, von dem Felsgestein geschützt, die Wellen über sich hingurgeln hört und durch ihren flüssigen Schleier hineinsieht in das von ihnen gebildete wallende und perlende Becken.

Unmittelbar neben der Kaskade liegt das gleichnamige Restaurant, so hineingeschmiegt in die Waldpartien, daß es keineswegs störend wirkt. Aus seiner Glasveranda schallen gar oft fröhliche Hochs hinaus, die einem neuen Lebensbunde gelten, denn dieses Restaurant nehmen mit Vorliebe Hochzeitsgesellschaften als Ziel, die junge Frau im weißen Kleide mit dem Myrtenschmuck, der Herr Gemahl im feierlichen Frack mit Blumensträußchen; je nach der Zahl der Gäste und den materiellen Verhältnissen der Neuvermählten geht's dann in langen Wagenreihen oder auch zu Fuß hierher, und die übrigen Besucher und Besucherinnen des Parkes freuen sich des frohgemuten Anblicks und rufen den Glücklichen manch gutgemeinten Willkommen zu!



Place de la Concorde.

Derselbe Boulogner Wald, in welchem sich so oft der Glanz und Luxus des übermütig-tollen Pariser Lebens widerspiegelt, er sieht auch häufig Schauspiele ernsterer Art, die meist jenem ausgelassenen Treiben entsprungen sind. Es ist dann stets dasselbe Bild: an irgend einer abgelegenen Stelle eine kleine Gruppe schwarz gekleideter, ernster, wenig sprechender Herren, von denen zwei mit nachdenklicher Miene recht elegante Kästchen öffnen, in welchen allerhand chirurgische Instrumente, Arzneimittel, Verbandstoffe ruhen, während zwei andere Herren sich der Oberkleidung entledigen und sich mit den blitzenden Floretts oder den langgezogenen Pistolen gegenübertreten. Häufig ist es ja mehr eine Spielerei, und die Gegner kommen mit leichten Verletzungen davon, aber auch an blutigem Ernst fehlt es nicht, und manch vielversprechendes Leben ist hier schon ausgelöscht worden.

Wollen wir noch dem Zoologischen Garten einen Besuch abstatten? Er befindet sich in einem Winkel des Gehölzes, zeichnet sich aber durch nichts vor anderen europäischen ähnlichen Gärten aus, und so kehren wir denn lieber nach der Stadt zurück, auf der breiten, parkähnlichen und mit zahllosen Palästen besetzten Avenue du Bois de Boulogne, die uns nach dem Place de l'Étoile führt, auf den zwölf Alleen münden und auf welchem sich der Triumphbogen erhebt. Eigentlich der Triumphbogen de l'Étoile genannt, zur Unterscheidung von anderen ähnlichen Pariser Bauten, für die Franzosen aber wie auch für uns nur „der Triumphbogen“, der neben den Türmen von Notre-Dame und der Vendomesäule zum besonderen Wahrzeichen von Paris geworden, wie dies Victor Hugo klangvoll besungen:

Wenn von der großen Stadt mit ihren Säulenhallen,
Den Thoren hoch gewölbt, den Tempeln stolz und hehr,
Von der Paläste Pracht, von ihren Straßen allen,
Wo unablässig wogt ein brausend Menschenmeer,
Wenn von dem allen einst nur noch gen Himmel ragen,
Statt jedes Monuments und jedes Pantheons,
Zwei Türme von Granit aus Karls des Großen Tagen
Und jener Säule Prachtdenkmal Napoleons,
Dann wirst mit ihnen du die heil'ge Drei vollenden!

Nun, diese Tage werden hoffentlich nie kommen; wenn auch manches anders geworden ist, seitdem der große Poet derart gesungen, wenn heute auch nicht mehr Paris

— — — — — bei Nacht und Tag
Mit Glockenschall und Trommelschlag
Europa aus dem Schlaf erweckt —

und Deutschlands Truppen durch den Triumphbogen gezogen sind, so ist uns doch noch Paris mit all seinem Glanz und seiner Schönheit erhalten geblieben, und stolz und kühn ragen die Wölbungen des Triumphbogens zum Himmel empor. Schon Ludwig XV. hatte die Absicht, auf diesem hochgelegenen Punkte ein monumentales Werk zu errichten, dann kam man 1797 darauf zurück, um hier in Stein und Erz die Siege der französischen Armeen über die Italiener festzuhalten, bis der erste Napoleon selbst durch ein Dekret vom 18. Februar 1806 anordnete, auf diesem Platze einen Triumphbogen zu errichten zur Erinnerung an die kriegerischen Erfolge der französischen Armeen. Am 15. August desselben Jahres wurde der Grundstein gelegt mit der Inschrift: „Im Jahre 1806, den 15. August, Jahrestag der Geburt Sr. Majestät Napoleons des Großen, ist dieser Grundstein gelegt worden.“ Drei Jahre später wurde aber erst vom Kaiser der Entwurf des Architekten Chalgrin zur Ausführung bestimmt, und als dieser Baumeister 1811 starb, setzte Goust den Bau fort, der durch die Ereignisse der Jahre 1814 und 1815 eine wesentliche Unterbrechung erfuhr. Erst 1823 nahm man die Arbeiten — nachdem schon mehrfach vom König ernstlich erwogen worden war, ob nicht die Anfänge des Baues, als Erinnerung an den verhaßten Bonaparte, überhaupt zerstört werden sollten — wieder auf, da der Herzog von Angoulême, der Sohn Karls X., vor Cadix die französischen Bataillone zum Siege geführt und man auch diesen Erfolgen eines bourbonischen Königssprosses das Bauwerk, das endlich am 29. Juli 1836 eingeweiht wurde, widmen konnte, da es zur Erinnerung bestimmt war an den „Ruhm aller französischen Heere seit 1792“. Gewaltige Summen hatte der Bau verschlungen, an zehn Millionen Franken, dafür besitzt in ihm aber auch Paris den größten Triumphbogen der Erde, denn er hat eine Höhe von nahe fünfzig, eine Breite von fünfundvierzig und eine Tiefe von zweiundzwanzig Metern, der mittlere Bogen ist dreißig Meter hoch und fünfzehn Meter breit, während die Seiten-

bogen neunzehn Meter hoch und neun Meter breit sind. Die beiden Hauptseiten des Thores sind mit meisterhaften, von verschiedenen Künstlern stammenden Gruppen geschmückt, welche den Auszug der republikanischen Armeen (1792), den Triumph Napoleons (1810), den Widerstand Frankreichs (1814) und die Segnungen des Friedens (1815) darstellen; die Reliefs an den verschiedenen Fronten verkörpern einzelne französische Waffenerfolge, dann den Ausmarsch der Heere, ihre Einzüge u. s. w.; innerhalb der Wölbung des großen Bogens finden wir neben allegorischen Reliefs der Artillerie und Marine eine große Reihe Namen von Schlachten sowie von Generalen und Offizieren, die sich an denselben beteiligt. Dem Bogen fehlt als Krönung eine große monumentale Gruppe; Napoleon hatte dafür die Quadriga des Brandenburger Thores in Berlin bestimmt, die im Frühjahr 1807 in Paris eintraf, aber gerade sieben Jahre später von den Preußen wieder zurückgeholt wurde. Vom Bois de Boulogne her fand durch diesen Triumphbogen am 1. März 1871 nach der vorhin erwähnten Parade der Einmarsch der hierzu bestimmten deutschen Heeresabteilungen statt, die während der beiden nächsten Tage in den angrenzenden Straßenzügen biwakierten und am 3. März auf demselben Wege wieder Paris verließen.

Vom Triumphbogen führen die über zwei Kilometer langen Champs Elysées, die Elysäischen Felder, nach Paris hinein, eine breite, wundervolle Promenade, deren Paläste zu beiden Seiten, deren Panoramen und Konzertsäle, vornehme Restaurants in zierlichen Pavillons und Ausstellungsgebäude fast verschwinden hinter den weitästigen Kronen der Bäume der Alleen, auf welchen an schönen Tagen eine ununterbrochene Kette von Spaziergängern hin und her wandelt, während auf dem breiten Fahrwege die Equipagen oft in vier-, fünf-, sechsfachen Reihen dahinrollen, uns das ganze elegante und reiche Paris vor Augen führend. Stundenlang kann man hier ausharren und diese kaleidoskopartig wechselnden Bilder betrachten, bequeme Gartenstühle sind ja längs der Promenaden aufgestellt, deren beliebige Benutzung uns für ein winziges Geldstück freisteht, und wir können bald dem Wagenkorso zuschauen, bald dem Strom der Promenierenden, unter denen wir in reicher Zahl die fremden Besucher von Paris bemerken. An der südlichen Seite ist zwischen hübschen Gartenanlagen für mancherlei Unterhaltung gesorgt, zumal für die kleine Welt, die hier in niedlichen, von Ziegenböcken gezogenen Wägelchen spazieren fahren kann, die sich auf Spielplätzen umhertummelt, den Späßen des Kasperle im offenen Theater zuschaut oder ihre Wünsche den Verkäufern von Milch, Limonade und Süßigkeiten anvertraut.

Die Elysäischen Felder waren stets der Lieblingsaufenthalt der Pariser und noch mehr der Pariserinnen, ganz gleich, ob sie sich, zu der sogenannten „großen Welt" gehörend, anstaunen ließen oder, auf Schusters Rappen angewiesen, die übrigen anstaunten. Schon Maria von Medici hatte 1616 einen Teil der von Stutzern und Stutzerinnen sehr bevorzugten Promenade anlegen lassen, unter Ludwig XIV. wurde sie erweitert und trug bereits ihren heutigen Namen; sie dehnte sich dann mehr und mehr aus und gab in steigendem Grade den Rahmen für verschwenderische Feste, für glänzende Illuminationen, für öffentliche Vergnügungen ab. Unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. konnte man hier den unerhörtesten Luxus beobachten; schon zog grollend das furchtbare Ungewitter der Revolution herauf, aber die Anhänger und Anhängerinnen des „Nach uns die Sündflut" merkten nichts davon oder wollten nichts davon merken. Alles, was eine ungeheure Stadt, ein glänzender, üppiger Hof, große Vermögen, eine Verschwendungssucht, der nur durch die Unmöglichkeit, noch weiter zu gehen, eine Grenze gesetzt wurde, alles, was die Rivalität der reichsten Völker, alles, was die Moden des närrischsten Volkes an den prächtigsten Schöpfungen solcher Art erzeugen konnten, fand sich hier auf dieser Promenade beisammen; das Schöne erschien hier vulgär, das Einfache rief Hohngeschrei hervor, so berichtet uns am Vorabend der Revolution der General Thiébault, der aufmerksame Schilderer jener Jahre. Einzelne Damen jener Kreise, in denen man sich nicht langweilt, entfalteten in der Ausschmückung ihrer Gefährte einen solchen Prunk, daß die Polizei einschritt, da die Equipagen der ersten Adligen und selbst der Prinzen und Prin-

zessinnen in den Schatten gestellt wurden. So wurde die schöne Schauspielerin Duthé einmal auf den Elysäischen Feldern angehalten und mußte umkehren; das Verdeck ihrer Equipage war mit Amoretten geschmückt, die ein Schüler Bouchers gemalt, die Polsterungen bestanden aus parfümierten Seidenkissen und wurden von Tritonen aus vergoldeter Bronze gestützt über einer Art von Muschel aus Perlmutter, die Radspeichen waren aus Silber, das Riemenzeug der Pferde aus Seide und Gold, und die Gewandung des Fräulein Duthé war von einer derartig leichten Beschaffenheit, daß Thiébault auf eine nähere Beschreibung verzichtet. Eine Rivalin dieser Schauspielerin hatte ihr Phaethon mit sechs prachtvollen Rossen bespannt, deren Geschirr bis zu den Zügeln mit Straß-Diamanten besetzt war, eine dritte hatte ein Gespann mit vier isabellenfarbigen Pferden mit weißen Mähnen und weißem Schweif, Geschirr und Zügel bestanden aus ciseliertem Silber und Silberstickereien, über dem Wagen flatterten in leichten Wolken kleine Amoretten.

Und zur gleichen Zeit hungerten viele Tausende in Paris, und die Zahl der Almosenempfänger war zu Ende des Jahres 1789 zur ungeheuren Höhe von 125000 angeschwollen! Man versteht hiernach besser den gewaltigen Ausbruch der Volkswut.

Auch der Hof, zumal die Prinzen und unter ihnen wieder allen voran der Graf von Artois, der spätere König Karl X., verdoppelten ihren Leichtsinn und ihre Verschwendung, je größer die Not der ärmeren Volksklassen wurde. „Eines Tages kehrte ich in meine Wohnung zurück," erzählt uns Thiébault, „etwa um vier Uhr nachmittags; die Rue Royale war gedrängt voll von Menschen, Pferden und Kaleschen, und als ich bei meiner Schwester vorsprach, fand ich sie in Thränen. Auf meine Frage, was das zu bedeuten habe, teilte sie mir mit, daß die Ursache dieses Menschenzudrangs, dieser Erregung, dieser Thränen der Tod einer Hirschkuh sei, welche im Bois de Boulogne, vom Grafen von Artois gejagt, über die Umzäunung gesprungen, durch die Champs Elysées nach Paris gelaufen sei, verfolgt von der ganzen Meute, den Jägern und den Kaleschen der Damen, die der Jagd beigewohnt hatten. In der Rue Royale habe man sie erlegt. Allerdings bot diese große Jagd in der schönsten Straße ein seltsames Schauspiel, aber es war auch rührend genug, um aufs allerlebhafteste die Empfindlichkeit und das Mitleiden meiner Schwester und vieler anderer Damen zu erregen, die von ihren Fenstern aus um Gnade für das arme Tier gefleht hatten."

In der Mitte der einen Seite der Elysäischen Felder erstreckt sich der Industrie-Palast, für die 1855 stattgefundene Weltausstellung erbaut, ein lang ausgedehntes Gebäude, mit mancherlei auf seine einstige Bestimmung Bezug nehmenden plastischen Gruppen geschmückt; in seinem mächtigen glasgedeckten Saale finden im Frühjahr die Gemäldeausstellungen des „Salons" statt, er dient aber auch gelegentlich zu anderen industriellen und gewerblichen Ausstellungen, und im Winter, wenn die Rennbahn in Longchamp der Witterung wegen nicht zugängig, zu den sportlichen Veranstaltungen eines vornehmen Klubs, der „Société hippique française". Dann ist der an zweihundert Meter lange und fünfzig Meter breite mächtige Raum zu einem Cirkus umgewandelt, die Tribünen und Logen füllt das eleganteste Publikum, welches sich hier noch weit intimer fühlt, als wie draußen auf dem weiten Rennplatze, und zu den Klängen der Musik tummeln Offiziere und Herren der bevorzugten Kreise ihre stolzen Rößlein, mit denen sie auch manch scharfes Hindernis nehmen, die Belohnung in Gestalt wertvoller Preise der Jurymitglieder empfangend und, was manchem noch angenehmer erscheint, in dem freundlichen Zulächeln schöner Damen und in einem Gruß ihrer feinbehandschuhten Händchen.

Etwas seitwärts der Elysäischen Felder, mehr zum Concordienplatze hin, liegt der Elysée-Palast, das Heim des jedesmaligen Präsidenten der Republik, ein kokettes kleineres Palais, das nach dem Faubourg Saint Honoré hin durch eine, eine Terrasse tragende Galerie abgeschlossen wird, die einen triumphthorartigen Eingang zum Ehrenhofe hat; nach der entgegengesetzten Seite stößt an das Palais ein hübscher Garten, der, 1718 von Molet erbaut, unter Napoleon III. vergrößert wurde und unter Carnot einen

Anbau für einen großen Festsaal erhielt. Ein Teil der inneren Räumlichkeiten, besonders im ersten und zweiten Stockwerk, die nur bei festlichen Empfängen benutzt werden, ist noch ganz im Stil der früheren Zeit, und zwar des Rokoko, erhalten geblieben. In diesen weißboisierten Gemächern mit ihren bemalten und golddurchzogenen Decken, den Atlastapeten, den Gobelins und Ölgemälden wie Skulpturen einer längst hinter uns liegenden Epoche, den altertümlichen seidenbesponnenen Möbeln und kleinen, buntglasierten Kaminen kann man sich wohl in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückversetzen, wo diese Zimmer und Säle von zierlichen Damen in knisternden Reifröcken, spitzen Seidenschuhen mit hohen roten Absätzen und mit weißbepudertem Haar, sowie von galanten Kavalieren in farbigen Seiden- und Sammetkostümen, den mit Edelsteinen am Griff besetzten Degen an der Seite, den Dreimaster mit kostbaren Straußenfedern unterm Arm, belebt waren und sich hier so manche Liebes- und Herzensgeschichte abspielte. Denn dieses anmutige Palais gehörte viele Jahre hindurch der Frau von Pompadour, die es von den Erben seines Erbauers, des Grafen von Evreux, erworben hatte und bedeutend verschönte. Sie lud das vergnügungssüchtige Paris zu glänzenden Festen hierher ein, bei denen die Schäferspiele à la Watteau besonders bevorzugt waren; gelegentlich eines derselben öffneten sich vor den Gästen die Flügelthüren eines Saales, und man erblickte unter südlichen Bäumen eine Zahl weißer, wohlgekämmter und gewaschener, buntbebänderter Schafe, von Hirten und Hirtinnen behütet. Lauter Jubel; aber die Schafe werden scheu, unter Führung eines Widders durchbrechen sie die Reihen der Zuschauer und Zuschauerinnen, von welch letzteren viele in Ohnmacht fallen, und stürmen durch die Säle, bis sie vor einem wandhohen Spiegel anlangen, in den sich der Widder, der sein Bild für einen Rivalen hält, voll Wut stürzt, die Schafe ihm nach, die von den Trümmern des Spiegels zerrissen und verwundet werden.



St.-Etienne-du-Mont.

Frau von Maintenon vermachte das Palais dem König; nach mancherlei Wechsel gelangte es 1790 in den Besitz der Herzogin von Bourbon, die sich nicht lange desselben erfreuen sollte, denn der Palast wurde alsbald zum „Nationaleigentum“ erklärt; in dieser Eigenschaft sah er in seinen Räumen während des ersten Konsulats mancherlei Feste, auch der Garten hallte von ihnen wieder, man hatte ihn zu öffentlichen Lustbarkeiten verpachtet. 1803 kaufte Murat das Besitztum und überwies es Napoleon I., der gern hier wohnte, bis er in die Tuilerien übersiedelte. Dann kam er noch einmal hierher, nach der Schlacht von Belle-Alliance; niemand hatte ihn erwartet, man wußte noch nichts von der neuen Niederlage, einzelne seiner Getreuen hofften noch immer auf seinen Stern; sein Bruder Lucian hatte die Minister, Staatsräte und einen Teil der Volksvertreter zusammenrufen lassen, um einen entscheidenden Entschluß zu gunsten des Kaisers herbeizuführen; er schlug vor, den Kampf fortzusetzen,

noch standen ja zwei Armeen von 150000 Mann im Felde; da aber erhob sich Lafayette: „Sagen Sie Ihrem Bruder, daß die französische Nation kein Vertrauen mehr zu ihm hat und daß sie nicht gesonnen ist, ihm und seinem Ehrgeiz noch weitere Opfer zu bringen. Sagen Sie ihm, daß wir selbst jetzt die Leitung der Geschicke unseres Vaterlandes in die Hand nehmen werden, um den Zorn und die Rache Europas abzuwenden, die er gegen uns von neuem heraufbeschworen hat.“

Napoleon wußte sich keinen Rat, im Elysée-Palast unterschrieb er am 22. Juni seine zweite Abdankungsurkunde; zu gunsten seines Sohnes hatte er der Krone entsagt, es war zu spät für diesen Entschluß, die Zeit, wo man seine Wünsche beachtete, war vorüber, für immer ...!

Nochmals wechselte der Palast mehrfach seine Besitzer, bis er 1848 dem jeweiligen Präsidenten der Republik angewiesen wurde. So hielt der dritte Napoleon hier seinen Einzug, um nach wenigen Jahren von hier nach den Tuilerien überzusiedeln, nachdem in der Nacht vom 1. zum 2. Dezember 1852 von diesem Palaste aus der Staatsstreich insceniert worden war. Und seit 1871 ist „das Elysée“, wie es meist kurz genannt wird, abermals Staatseigentum, bisher fünf Präsidenten, Thiers, Mac Mahon, Grevy, Carnot und Faure, beherbergend. Wie seltsam bei diesem Palais, es ist niemals durch Erbschaft direkt vom Vater auf Kinder übergegangen, und nur zwei seiner sechzehn Bewohner haben in ihm die Augen zum letzten Schlummer geschlossen.

Vom Elysée-Palast biegen wir wieder zu den Elysäischen Feldern hinüber und treten auf den Konkordienplatz hinaus, noch die beiden von Sklaven gehaltenen, aus Marmor gemeißelten Pferde bewundernd, die den Zugang zu den Champs Elysées flankieren und die von der Terrasse des Schlosses zu Marly stammen, das von Ludwig XIV. am Ufer der Seine errichtet wurde, als seine Lebenssonne schon zur Neige ging. Welch ein Platz aber, auf den wir jetzt gelangt sind, dieser Konkordienplatz, der, nach den Plänen von Gabriel 1763 angelegt und später mehrfach umgestaltet, eine Fläche von mehr wie 60000 Quadratmetern bedeckt. Und welch ein herrlicher Blick von ihm nach allen Richtungen hin, wenn wir unsere Stellung unterhalb des Obelisken nehmen! Hier vor uns die Laubgänge der Elysäischen Felder bis hinauf zum Triumphbogen, seitlich dort hinüber nach der säulengetragenen Front der Madeleine-Kirche und nach den Baumreihen des Seinequais und rückwärts endlich nach den prächtigen Terrassen des Tuileriengartens mit ihren wirkungsvollen Kunstwerken zwischen den Orangen- und Lorbeerbäumen. Auch der Platz selbst ist in weitem Bogen mit acht weiblichen Marmorstatuen geschmückt, welche mit ihren Tributen acht französische Städte verkörpern, Bordeaux, Nantes, Rouen, Brest, Marseille, Lyon, Lille und Straßburg, letztere Figur stets mit Trauerkränzen und mit Schleifen entsprechender Art bedeckt; von großer Schönheit sind ferner die beiden erzgegossenen Springbrunnen mit der Fülle ihrer symbolischen Gestalten, ihrer Nereiden und Delphine, die eine Fontäne den französischen Meeren gewidmet, die andere dem Atlantischen Ocean und dem Mittelländischen Meer; aus drei übereinander befindlichen Wasserbecken rauschen die Fluten herab, aber von ihrem Raunen und Plätschern ist wenig zu vernehmen bei dem unaufhörlichen Verkehr, der über diesen Riesenplatz von früh bis spät wogt. Auf über drei Jahrtausende sieht der hoch in die Lüfte ragende Obelisk von Luxor zurück, den der Vicekönig Mohammed Ali von Ägypten dem König Louis Philipp schenkte und den dieser 1836 hier aufstellen ließ; aus einem Stück rosenroten Granits gefertigt und mit Hieroglyphen bedeckt, die den Dank Ramses' II. an die Gottheit ausdrücken, daß sie den Herrscher mit vernichtender Siegeskraft begabt, bildete dieser Obelisk einst zugleich mit einem Zwillingsbruder den Eingang eines Tempels in Theben; die Reliefs des aus bretonischem Granit bestehenden Sockels schildern die Schwierigkeiten der Überführung des Steinkolosses nach Paris und seiner Aufstellung an dieser Stelle.

Diese Stelle aber ist mit Blut getränkt, mit dem Blute zahlloser Opfer der großen Revolution! Denn hier, wo sich heute jenes Wahrzeichen ägyptischer Königsherrschaft erhebt und wo bis zum Jahre 1792 ein Rei-

terstandbild Ludwigs XV. stand, das dann zertrümmert wurde, hatte man die Guillotine errichtet, die übrigens nicht nach ihrem „Erfinder" ihren Namen führte, sondern nach einem Arzte, Dr. Guillotin, der dem Konvent das Fallbeil als sicherstes und schnellstes Beförderungsmittel vom Leben zum Tode empfohlen hatte; die schauerliche Maschine war schon lange Zeit vorher unter dem Namen „Manneia" in Italien in Gebrauch und soll auch in Schottland verwendet worden sein; bei einem Haar übrigens hätte Dr. Guillotin mit der von ihm vorgeschlagenen Maschine nähere Bekanntschaft gemacht, auch sein Name stand auf der Liste der Hinzurichtenden.

Während der Revolution und zumal während der Schreckenszeit war dieser Platz stets von dem Auswurf des Pariser Volkes belagert; man wohnte den Hinrichtungen bei mit dem gleichen Interesse wie Theatervorstellungen, man empfing die hölzernen Karren, welche von der Conciergerie her nahten und auf denen die Verurteilten geknebelt saßen, mit Jubelrufen und klatschte dem „Meister Samson", dem Scharfrichter, Beifall zu, wenn er durch einen Druck das Fallbeil hatte herabschnellen lassen. Schreckensvolle Verrohung auf der einen Seite, ein staunenerregender Gleichmut gegen den Tod auf der anderen waren das Zeichen jener Jahre.

Am Tage der Hinrichtung des Königs, dem 21. Januar 1793, war die Stadt wie ausgestorben. Freiherr Wilhelm von Wolzogen, der im diplomatischen Auftrage des Herzogs Karl von Württemberg damals in Paris weilte, berichtet in seinem Tagebuche: „Von fünf bis zehn Uhr hört man nichts in den Straßen als die schreckliche Reveille, die die Mörder des Königs aufwecken soll. Alles ist so feierlich still — kein Getöse als diese fürchterliche Trommel. Um elf Uhr soll der König gerichtet werden. Die verschiedenen Sektionen marschieren schon auf den Platz Ludwigs XV. vor den Tuilerien. Sonst wenig Menschen, gar keine Equipagen in den Straßen. Furchtsam neugierig hier und da eine Frau an den Fenstern — eine Totenstille, für Paris desto schrecklicher, da sie ungewohnt ist. Um neun Uhr führt man den unglücklichen König aus dem Temple hinweg und fährt langsam über die Boulevards. Bald lebt er nicht mehr. Wieviel Thränen fließen nicht in dem Augenblicke in Paris — wieviel Wünsche steigen unerhört aus der Brust der Unglücklichen, die ihren König zum Richtplatz führen sehen und ihn beweinen."

Der Platz der Republik, wie er zu jener Zeit genannt wurde, war zum Teil von den Nationalgarden, zum Teil von Infanterie, Kavallerie und Artillerie besetzt, an den Straßenzugängen waren Kanonen aufgefahren, erst in weiterer Entfernung standen die Volksmassen; Kavallerie und Pikenmänner begleiteten den offenen Wagen, auf dem der König, der einen bräunlichen Überrock und darunter ein dunkleres Kleid trug, saß, neben ihm sein Beichtvater Edgeworth. Festen Schrittes betrat Ludwig das Gerüst, nur als ihn die Henkersknechte seines Rockes entkleiden und ihm die Hände binden wollten, weigerte er sich, gab aber sofort nach, da ihn Edgeworth daran erinnerte, daß auch der Erlöser sich habe die Arme binden lassen. „Volk, ich sterbe unschuldig!" so rief er, aber seine Worte verhallten in dröhnenden Trommelwirbeln, und zu Samson und dessen Gefährten gewandt, sprach er: „Meine Herren, ich bin unschuldig an allem, dessen man mich anklagt. Ich wünsche, daß mein Blut der Kitt zu Frankreichs Glück werde!" Der Beichtvater kniete neben dem König nieder, laut betend: „Sohn des heiligen Ludwigs, erhebe dich zum Himmel!" Der Kopf wurde dann der Menge gezeigt, die in die Rufe: „Es lebe die Nation! Es lebe die Republik!" ausbrach. Mit dem gleichen Mut und der gleichen Seelengröße starb am 16. Oktober 1793 auch Marie Antoinette; dem dem Konvent unterthänigen Priester Girard, der sie ermahnte, Buße zu thun für ihre Schuld, erwiderte sie: „Sprechen Sie von meinen Fehlern, nicht aber von Verbrechen," dann blickte sie zum Garten der Tuilerien hinüber und beugte ergeben das Haupt . . .

Ein tragischer Zufall hatte es gewollt, daß sich auf demselben Platz, auf welchem das Königspaar hingeopfert wurde, bei der Feier seiner Vermählung am 30. Mai 1770 ein schweres Unglück ereignete. Die Stadt Paris gab am Abend dieses Tages ein Fest zu Ehren der Neuvermählten, und auf dem Platz

sollte ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt werden; einige Raketen setzten verschiedene hölzerne Verzierungen in Brand, der an Ausdehnung gewann; die nach vielen Tausenden zählende Menge wurde unruhig und suchte den Platz zu verlassen, und zwar, da die Seite des Seinequais durch zahllose Wagen versperrt war, nach der Rue Royale zu, wo infolge von Neubauten sich verschiedene Kalkgruben befanden und Baumaterialien die Passage erschwerten; in dem furchtbaren Gedränge kamen einige hundert Menschen ums Leben, während über tausend mehr oder minder schwere Verwundungen erlitten. Man prophezeite damals dem jungen fürstlichen Ehepaare wenig Gutes, und die Voraussagung hat sich traurig erfüllt!



Place du Carrousel mit Triumphbogen und Gambetta-Denkmal.

Aber auch hier drängt die heitere Gegenwart die trüben Erinnerungen zurück, sobald wir vom Konkordienplatze aus den Tuileriengarten betreten. Frohgemutes Leben im Rahmen eines lauschigen, mit vielen älteren und modernen Kunstwerken geschmückten Parkes umfängt uns, und vor allem gelangt auch hier wieder Jung-Paris zur Geltung: hier um das große Wasserbecken, aus dessen Mitte sich ein Springbrunnen hoch erhebt, sehen wir die kleinen Damen und Herren geschart, die ihre mit flotten Segeln versehenen Schiffchen lustig vom Winde treiben lassen, dort in den breiten Seitenwegen liegt die ältere Jugend mit sichtlicher Hingebung dem Ballspiel ob, in verschiedene Parteien geteilt, die sich gegenseitig den Sieg erstreiten wollen, und da, wo die Zuckerbäcker ihre transportablen Stände haben, sehen wir in dichten Mengen die Kindermädchen mit ihren zarten Pfleglingen, die unter dem schattigen Dach der Kastanien und Buchen ihre ersten Gehversuche anstellen oder mit den Händchen vergnügt im Sand umherwühlen. Zu bestimmten Nachmittagsstunden aber kommt auch die große Welt hierher, dann läßt eine Militärkapelle ihre Weisen erklingen, und in weitem Kreise lauscht diesen ein dankbares Publikum, das auch die sonst ziemlich vereinsamten Terrassen ausfüllt, auf denen im Sommer eine Allee von Orangenbäumen aufgestellt ist, die noch aus dem sechzehnten Jahrhundert, aus der Orangerie Franz' I., stammen sollen und unter denen schon der kleine König von Rom, Napoleons I. Söhnchen, gespielt hat, vom Volke „der kleine Napoleon" genannt. Man wußte, wie zärtlich der Kaiser sein Söhnchen liebte, und die zahlreichen Bittsteller und Bittstellerinnen machten sich das zu nutze; sie reihten sich vor dem Gitter des abgesperrten Teiles des Tuileriengartens auf und streckten, wenn der „kleine Napoleon" mit seiner Gouvernante vorüberging, ihre Schreiben durch die Eisenstäbe hindurch, und der liebliche blondgelockte Knabe nahm freudig die Schriftstücke in Empfang und brachte sie, wie uns die Palastdame der Kaiserin Marie Luise, die Generalin Durand, erzählt, zur Frühstücksstunde dem kaiserlichen Vater, sie ihm mit schmeichelnden Worten auf den Teller

legend: „Papa, es sind unten so viele arme Leute, denen du helfen mußt; bitte, sei so gut und thue es,“ und der Kaiser küßte seinen Liebling und steckte die Bittschriften in die rechte Uniformtasche, aus welcher sie, im Gegensatz zur linken, zur wohlwollenden Begutachtung den Sekretären übergeben wurden.

Damals erhoben sich ja hier noch die Tuilerien, ihre reichgegliederte Fassade dem Karussellplatz zukehrend, den Napoleon 1805 durch den noch heute hier stehenden Triumphbogen, eine kleinere Nachbildung des Severusbogens in Rom, verschönern ließ, eine Verschönerung, die man gern missen würde. Die Tuilerien — ein bedeutungsvoller Name in der Weltgeschichte, aber zugleich uns auch vergegenwärtigend, wie leicht Glanz und Macht, Prunk und Eigendünkel, fürstliche Selbstherrlichkeit und souveränes Volksbewußtsein zu Fall kommen können! Katharina von Medici, welcher das Louvre zu eng geworden war, hatte den Hauptteil des prächtigen Schlosses, das seinen Namen von hier befindlich gewesenen Ziegeleien — tuileries — her führte, durch Delorme erbauen lassen, ihre Nachfolger fügten die übrigen Teile hinzu, so daß schließlich fünf große Pavillons entstanden waren, miteinander durch Zwischengebäude und mit dem Louvre durch eine lange Galerie verbunden. Seltsam, keiner der französischen Könige aus dem Geschlecht der Capetinger hat diesen Palast auf die Dauer bewohnt, erst der Sohn des korsischen Advokaten nahm ihn als Residenz, und auch ihm brachte dies Heim, vom Blute der Schweizer Garden getränkt, die hier in der Nacht zum 11. August 1792 das französische Königtum zu verteidigen und zu retten suchten, kein Glück, ebensowenig seinen Nachfolgern auf dem Thron und im Palast! Mehrmals aber liefen hier doch die Fäden der Weltgeschichte zusammen, als während der Revolution im nördlichen Flügel der Rat der Zehn und dann der Rat der Alten tagte, als der erste Napoleon und später sein Neffe an dieser Stelle residierten.

Das Königtum verdrängt durch das Volk, dieses durch das Kaisertum, bis wiederum das Volk die Krone an sich nimmt! Steter Wechsel der Tage und doch eine gewisse Gleichartigkeit der Ereignisse, gleichartig wie das Strafgericht der Weltgeschichte. Für viele Fürsten aber scheint die letztere keine Lehren zu enthalten, wie hätte sonst Napoleon I., dicht umgeben von den finsteren Schatten der Revolution, hier seine folgenschweren Entschlüsse fassen können, die jäh sein Glück zertrümmerten und ihm alles, alles raubten: Familie, Krone, Vaterland. Der 19. März 1811: im Schlafgemach der Kaiserin ertönt ein zarter Kinderschrei, unendlich schien Napoleons Glück zu sein, er ließ den Kleinen nicht aus den Armen, er herzte und küßte ihn immer wieder und schaute mit triumphierenden Blicken die Anwesenden an — nun war ja sein heißester Wunsch erfüllt, seine Dynastie gefestigt, nun konnte er seinem Kinde noch neue Reiche erobern und wollte den Glanz der Kaiserkrone vermehren. Der 23. Januar 1814: im Thronsaale der Tuilerien sind achthundert Offiziere der Pariser Nationalgarde auf Befehl des Kaisers versammelt, jetzt erscheint der Herrscher, von einigen Generalen gefolgt, und kurz danach tritt die Kaiserin ein, den jungen König von Rom auf dem Arm. Der



Gambetta-Denkmal.

Kaiser nimmt ihr den Knaben ab und stellt sich mit ihm und seiner Gemahlin vor den Thron. „Meine Herren,“ sagt er mit erhobener Stimme, „ein Teil unseres Landes ist bereits von den Feinden besetzt, ich bin im Begriff, abzureisen und mich an die Spitze der Armee zu stellen, um den Feind mit Gottes und meiner treuen Soldaten Hilfe aus dem Lande zu vertreiben. Ich lasse die Kaiserin und den König von Rom in Paris zurück und vertraue sie Ihnen an. Sie werden sie schützen und sie nicht verlassen — mein Weib und mein Kind,“ und seine Stimme ging fast in Schluchzen über, „ich baue fest auf Ihre Treue und Ergebenheit!“ Da scholl ihm noch einmal die Begeisterung seiner Getreuen laut entgegen, zum letztenmal in diesen Räumen, wie er zur selben Stunde auch zum letztenmal sein Weib und sein Kind umarmte! Beide sah er nie wieder.

Am 29. März verließ die Kaiserin die Tuilerien zur Flucht, aber ihr Sohn wollte ihr nicht folgen, er schrie und bat, ihn dort zu lassen, er wolle seinen Papa erwarten, der habe ihm versprochen, bald wiederzukommen; an den Möbeln klammerte sich der Kleine fest, und mit Gewalt mußte man ihn loslösen und ihn halb ohnmächtig in den Wagen tragen. Und am dritten Septembertage des Jahres 1870 verließ die Gemahlin eines anderen Napoleon in hastiger Flucht das Schloß; sie hatte tapferer ausgehalten wie jene Habsburgerin, und nur dem Drängen ihrer nächsten Umgebung und des österreichischen Botschafters Fürsten Metternich wie des italienischen Gesandten Nigra folgte sie, als sie sich aus den Tuilerien entfernte. Den Hauptausgang konnte sie nicht mehr benutzen, draußen auf dem Karussellplatze lärmte das Volk und rief die Republik aus; aber obgleich die höchste Gefahr im Verzuge war, hemmte die Fürstin ihre Schritte und betrachtete die erregten Volksmassen, schmerzlich bewegt ausrufend: „Unglücklicher Palast, so hat denn das Schicksal es verhängt, daß alle gekrönten Häupter dich auf diese Weise verlassen müssen!“

Durch den Florapavillon und von dort durch die Galerien des Louvre eilte die Kaiserin, nur von den beiden fremden Diplomaten und ihrer Vorleserin, Madame Lebreton, begleitet, nach dem der Kirche Saint Germain l'Auxerois gegenüberliegenden Ausgange des Louvre; aber auch dieser Platz war von einer stürmisch die Absetzung des Kaiserhauses und die Konstituierung der Republik verlangenden Menge angefüllt; ein Zögern gab es jedoch nicht mehr, hinter den Flüchtenden hörte man bereits die Verfolger, die beiden Herren sahen die Kaiserin fragend an. „Sie halten meinen Arm,“ sagte sie zu dem sie führenden Nigra, „fühlen Sie, daß ich zittere?“ — „Nein, Madame, Sie zittern nicht im geringsten,“ und man öffnete das Thor. Die Kaiserin, in einen dunklen Mantel gehüllt, war mitten unter der Menge, die, wenn sie die plötzlich so gehaßte Fürstin erkannt hätte, sie kaum lebend hätte entrinnen lassen. Ein geschlossener Wagen stand glücklicherweise in der Nähe, die Kaiserin eilte auf denselben zu, da rief ein Straßenjunge: „Sieh da, die Kaiserin!“ Aber man achtete im Tumult nicht seines Ausrufs, und der Gesandte Nigra verflocht ihn schnell in ein Gespräch, währenddem die Kaiserin mit ihrer Vorleserin davonfuhr. Unterwegs aber bemerkte die Kaiserin mit Schrecken, daß sie ihre Börse vergessen, Madame Lebreton hatte nur drei Franken bei sich; so stiegen denn beide, um nicht mit dem Kutscher in Zwistigkeiten zu geraten, auf dem Boulevard Hausmann aus, nicht wissend, wohin sie in der von lärmender Empörung durchhallten Stadt die Schritte lenken sollten. Da fiel der Kaiserin ein, daß der amerikanische Zahnarzt Dr. Evans, den sie seit Jahren kannte und öfter in den Tuilerien gesehen hatte, in der Nähe wohne; die Kaiserin wartete unten auf dem Flur des Hauses, und Madame Lebreton begab sich hinauf zu dem Arzt, seinen Beistand erflehend, der in aufopferndster Weise ihnen zu teil wurde, denn auch die Flucht Eugeniens aus Paris am nächsten Tage leitete Dr. Evans und geleitete unter manchen Fährlichkeiten die entthronte Herrscherin nach dem kleinen Badeorte Deauville, von wo die Kaiserin auf einer zufällig im Hafen liegenden englischen Lustjacht die Insel Wight erreichte, nachdem sie noch einen furchtbaren Sturm, der dem kleinen Schiffe hundertmal den Untergang zu bringen drohte, überstanden hatte.

Während der Commune, am 22. und 23. Mai 1871, gingen die Tuilerien in Flammen auf; in den stolzen Sälen hatten die Communards Pulver und brennbare Stoffe aufgehäuft, und als sie mehr und mehr von den Versailler Truppen zurück gedrängt wurden, steckten sie den Palast in Brand, und sein ganzer westlicher Teil wurde ein Opfer des feurigen Elementes. Im Jahre 1883 wurden die Trümmer fortgeräumt, der rechte, der Florapavillon, hatte nur wenig vom Feuer gelitten, den linken, den Marsanpavillon, baute man neu auf; der erstere beherbergt jetzt die Seinepräfektur, der letztere das Finanzministerium — beide erfreuen durch ihre zierliche und gefällige Architektur an ihren Fassaden und den vornehmen bildnerischen Schmuck. Dort, wo einst das Hauptportal des mittleren Tuileriengebäudes mündete, erhebt sich das am 13. Juli 1888 eingeweihte, von dem Bildhauer Aubé und dem Architekten Boileau geschaffene Gambetta-Denkmal, vor dem Obelisken den Volkstribunen darstellend, wie er, vom Genius Frankreichs beschirmt, seine Landsleute zu den Waffen ruft und die Entmutigten mit neuer Hoffnung auf die glückliche Zukunft des Vaterlandes erfüllt. So markig und leidenschaftlich diese Gruppe empfunden ist, wirkt das Denkmal in seiner Gesamtheit doch nicht glücklich.



Hauptgruppe des Gambetta-Denkmals.

An den hübschen Square, der sich hinter dem Monument erstreckt, stoßen die Flügel des Louvrepalastes, der eigentlich mehr eine Ansammlung von Palästen bedeutet, eine Residenz für sich von wahrhaft königlicher Gewalt und Pracht. „Man kann das Louvre tadeln; es nicht zu bewundern, ist unmöglich,“ hat einst ein französischer Akademiker behauptet, und seinem Ausspruch liegt viel Wahres zu Grunde. Die Gebäude weisen verschiedene Stile und Formen auf, dies und jenes tritt hinter seine Nachbarn zurück, wird fast erdrückt von dem Reichtum des äußeren Schmuckes; aber gerade diese Vielseitigkeit, die meist mit der Frührenaissance in enger Verbindung steht, bildet einen eigentümlichen Reiz und stört nicht die Harmonie des Ganzen. Groß und vornehm in der Anlage, ist das Palais vom Hauch einer unbewußten Koketterie durchweht, einer liebenswürdigen Grazie, die überall das Auge erfreut und in der Totalität wie im einzelnen anmutig wirkt. Ein trefflicher französischer Kunstschriftsteller, Vitet, wußte die Wirkung des Louvre gut in

Worten wiederzugeben: „Man begegnet ohne Zweifel, wenn man Italien durchstreift, Denkmälern, bei denen die Gesetze der alten Kunst mit mehr Kühnheit und Genie angewandt sind, man kann darin auch eine köstlichere Vollendung, eine zartere Vollkommenheit sehen, aber wo findet man dieses harmonische Ganze, diesen Reichtum ohne Verwirrung, dieses Ebenmaß ohne Kälte, diese fruchtbare und doch gemäßigte Einbildungskraft, welche stets sich selbst beherrscht, welche stets mit den überraschendsten Erfindungen die Feinheit des Geschmacks, die Klarheit des Urteils vereinigt? Das ist das große Geheimnis der französischen Renaissance, deren vollkommenster Ausdruck das Louvre ist."

Über drei Jahrhunderte und fast ein Dutzend französischer Herrscher haben an diesem machtvollen Bauwerk gearbeitet. Franz I. begann 1528 den Palast, an derselben Stelle, auf welcher bis dahin eine festungsartige Burg mit Türmen, Mauern, Gräben gestanden, die gleichfalls schon das Louvre genannt wurde, welches Wort nach den einen von lupara, einem zur Wolfsjagd geeigneten Ort, nach anderen von dem altsächsischen Lower oder Luwear, Schloß, abstammen soll. Franz I. und seinem Nachfolger Heinrich II. standen zwei geniale Mitarbeiter an dem großen Werk zur Seite, der Architekt Peter Lescot und der Bildhauer Johann Goujon, von deren gemeinsamem fruchtbarem Schaffen uns noch die prächtige Fassade im Südosten des großen viereckigen Hofes des Schlosses erzählt, jenes Teiles, welcher der Seine zu liegt. Unter Katharina von Medici entstand der Flügel nach der Kirche Saint Germain l'Auxerois zu mit dem südlichen Eckpavillon; aus einem Fenster des letzteren soll Katharinas Sohn, Karl IX., in der Bartholomäusnacht auf die flüchtenden Hugenotten geschossen haben — eine Sage, denn die Galerie mit jenem Fenster wurde erst unter Heinrich IV. erbaut, und der König weilte in jener Nacht im Hotel Bourbon. Katharina begann damals auch den Bau der Tuilerien, die Heinrich IV. mit dem Louvre längs der Seine verbinden ließ. Der letztgenannte König hatte die prunkreiche Apollogalerie errichten lassen, sie brannte später nieder und wurde unter Ludwig XIV. von neuem und noch glänzender nach den Plänen Lebruns aufgeführt; wir kommen auf sie noch zurück. Derselbe König, dessen Vorgänger auf dem Thron gleichfalls das Seinige zum Bau beigetragen — vor allem den Pavillon der Uhr — ließ die südliche und östliche Seite vollenden und die sogenannte Säulenhalle aufführen, ein Werk Claude Perraults, der, ursprünglich Arzt gewesen, sich nur aus Liebhaberei der Baukunst gewidmet hatte und mit dieser säulengetragenen Fassade die ersten Architekten seiner Zeit in den Schatten stellte.

Bis zum vierzehnten Ludwig hatten die Könige im Louvre residiert, der „Sonnenkönig" aber siedelte nach Versailles über, und statt seiner Höflingsscharen hielten die Wissenschaften und Künste ihren Einzug in den großartigen Palast; in seinen goldstrotzenden Sälen wurden die Akademie von Frankreich und die Akademie der Inschriften untergebracht, andere Akademien schlossen sich an, und auch die ersten künstlerischen Sammlungen, so die der Zeichnungen, der Münzen und das Kabinett der Antiken, fanden hier bereitwillig Aufnahme; ihnen aber folgten die Künstler selbst, Maler, Bildhauer, Dekorationskünstler (für das Zeitalter Ludwigs XIV. sehr wichtig!), dann Geographen, Ingenieure, Architekten ꝛc., die hier gastlich Wohnung erhielten. Die Revolution aber erst setzte den Zweck des Gebäudes fest: als Palais der Museen, dadurch ein Museum schaffend, wie es die Welt nicht zum zweitenmal besitzt. Der erste Napoleon, der, wie man weiß, so umfassend und kostenlos die Pariser Kunstschätze zu vermehren verstand, ließ das Louvre gründlich restaurieren und auf der Nordseite eine Verbindung zwischen Louvre und Tuilerien herstellen, die aber erst in erschöpfender Weise vom dritten Napoleon, der auch die alten baufälligen Teile nahe den Tuilerien am Seinequai niederreißen und in gefälligerer Art neu aufführen ließ, beendet wurde, welche gewaltigen Bauten die Kleinigkeit von über fünfundsiebzig Millionen Franken verschlangen.

Nur ein Teil der inneren Säle läßt noch auf ihre Benutzung seitens der einstigen fürstlichen Besitzer und Besitzerinnen schließen und wirkt berückend durch die dekorative Ausstattung, bei welcher die Malereien von ersten Künstlerhänden den Hauptrang

einnehmen. Der glänzendste dieser Säle wiederum ist der Apollosaal, der uns in einer wahrhaft blendenden Weise den Luxus der Epoche Ludwigs XIV. veranschaulicht; wie oben erwähnt, hatte der König diesen Raum nach dem Brande neu aufführen lassen, er erhielt seinen Namen nach den Gemälden Lebruns, welche Apollos Sonnenherrschaft — man versteht die Absicht des Künstlers — darstellten. 1848 mußte der Saal beträchtlich erneuert werden. Delacroix malte das mittlere Deckengemälde, Apollos Kampf mit dem Drachen Python, an der südlichen wie östlichen Seite finden wir dann noch zwei Deckengemälde Lebruns, die anderen sind neueren Ursprungs. Zierliche architektonische Gliederungen weisen die Deckenwölbungen auf, die Füllungen der Wände bilden die Gestalten französischer Könige und hervorragender Künstler; herrlich ist der Blick von den mächtigen Fenstern auf die Seine und auf die hübschen Gartenanlagen, die sich unten an die Mauern schmiegen. Im Saal finden wir neben einzelnen kostbaren Möbeln aus der Zeit Ludwigs XIV., sowie prächtigen Geräten aus Limoger Emaille in den Glasschränkchen ein Museum der mannigfachsten Herrlichkeiten und Seltenheiten, so das Schwert Karls des Großen, Toilettenspiegel und Wandleuchter der Maria von Medici, mit Edelsteinen verzierte Reliquienschränkchen, den Schild Karls IX. aus Gold und Email, die Krone Ludwigs XV., die von Diamanten starrende Krone Napoleons, sein Scepter und seinen am Griff mit Diamanten übersäten Ehrendegen ꝛc.



Die Vendomesäule.

In dieser Apollogalerie hatte Napoleon am 2. April 1810 seine Vermählung mit der Erzherzogin Marie Luise gefeiert; der langgestreckte Saal war auf das wundervollste dekoriert und von einer erlesenen Gesellschaft gefüllt; auf der einen Seite war auf einer Estrade ein hoher, reichgeschmückter Altar errichtet, vor welchem der Kardinal Fesch, der Oheim des Kaisers, mit vielen Priestern das Brautpaar erwartete. Der Kaiser in

einem spanischen Kostüm von weißem, goldgesticktem Atlas, darüber einen kurzen, weißseidenen, mit goldenen Bienen bestickten Mantel, auf dem Haupte ein schwarzsammetnes Barett mit acht Reihen Diamanten und drei weißen hohen Straußenfedern, die an einer Agraffe von Diamanten befestigt waren, deren Mitte der berühmte „Regent“ bildete, führte die österreichische Herzogin, deren Schleppe vier Königinnen, die von Neapel, Spanien, Holland und Westfalen, trugen. Der Prunk war übermäßig, aber Napoleon hatte ihn gewünscht; er wollte ganz Paris blenden bei dieser seiner Verbindung mit der Tochter eines der ältesten Fürstengeschlechter. Es war der letzte helle Glanz vor dem Erlöschen des Gestirns!

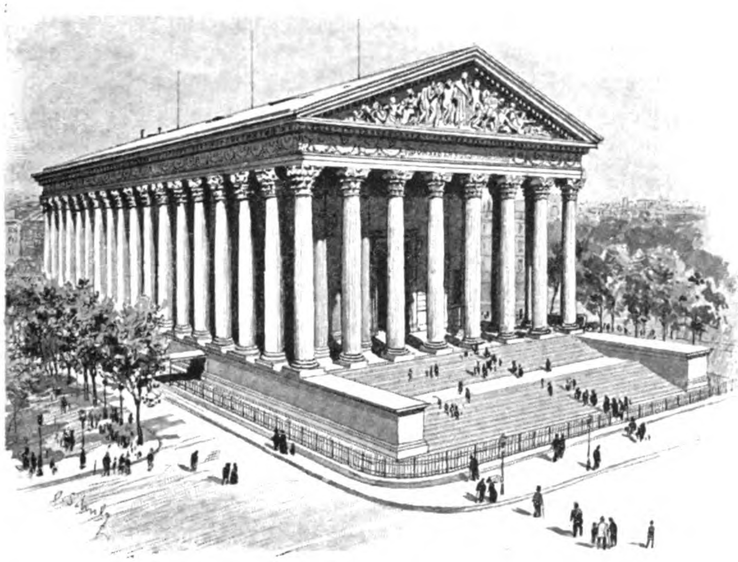
Napoleon hatte, wie schon oben angedeutet, den Museumssammlungen des Louvre sein regstes Interesse dadurch bewiesen, daß er auf all seinen Kriegszügen die mannigfachsten Kunstschätze mitnehmen und in Paris den einzelnen Abteilungen des Louvre einverleiben ließ. Freilich, 1814 mußte vieles wieder herausgegeben werden, und 1870 fürchteten die Franzosen, daß wir es ebenso, wie sie dereinst in deutschen Landen, machen könnten und vergruben während der Belagerung von Paris in einem Keller der Polizeiabteilung des Justizpalastes die Venus von Milo, indem sie dieselbe in eine Nische stellten und vor diese eine Mauer zogen, vor welcher Polizeiakten aufgestapelt wurden — die Mühe hatten sie sich vergeblich gemacht! Auch unter den Nachfolgern des ersten Napoleon und den republikanischen Regierungen wurden die Sammlungen in geschickter und verständnisreicher Weise vermehrt, und sie gehören in ihrer Gesamtheit wie in ihren einzelnen Abteilungen zu den erlesensten der Welt.

Vom Louvre aus erreichen wir in wenigen Minuten das Palais Royal, welches seine schmale Vorderfront hinter einer einen Ehrenhof bildenden säulengetragenen Galerie dem gleichnamigen Platze zukehrt; rechts und links von dem Hauptgebäude erstrecken sich zwei Pavillons nach der Straße, deren Giebel mit tüchtigen Bildhauerwerken geschmückt sind. Hinter diesem schmalen Palais dehnt sich der lange Garten aus, mit einem hübschen Springbrunnen und vielen Skulpturen zwischen den Beeten, von beiden Seiten eingeschlossen von langweiligen Gebäuden mit offenen Säulenhallen unten, die zahllose Geschäfte und Magazine, Restaurants und Cafés bergen. Noch immer herrscht unter diesen Kolonnaden viel Leben, wenngleich schon viele der bedeutenderen Läden nach den nahen offenen Straßen verlegt wurden, besonders jene der hauptsächlichsten Goldarbeiter, deren Zahl sich noch vor wenigen Jahren hier auf weit über hundert belief. Ähnlich verhält es sich mit den vornehmen Restaurants, sie machten billigeren Nachfolgern Platz, gleich den Cafés — es ist eben alles dem Wechsel der Zeiten und den Launen der Mode unterworfen!

Diese Erfahrung hat gerade dieses Palais mit seinem Garten hinlänglich machen müssen. Der Kardinal Richelieu erbaute den Palast, den er so umfangreich anlegte, daß er sogar zwei Theater enthielt, das größere für jedermann, das kleinere nur für die Gäste des eine heitere Gesellschaft liebenden Kardinals bestimmt. Richelieu vermachte das Palais Ludwig XIII. und seiner Gemahlin, und seitdem führt es seinen heutigen Namen. Auch Ludwig XIV. wohnte hier während seiner Minderjährigkeit und überließ es später seinem Bruder, dem Herzog Philipp von Orleans, von dem es an seinen gleichnamigen Sohn fiel, der bekanntlich die Regentschaft für Ludwig XV. führte. Zu jener Zeit war der Palast der Schauplatz wüster Gelage; die Verschwendung konnte nicht mehr übertrieben werden, und ganz Paris hielt sich über die üppigen Gastmahle und Feenfeste auf. Der Enkel dieses Orleans, Philipp „Egalité“, der das Besitztum geerbt, wollte es seinem Großvater gleichthun, und das gelang ihm auch, bis die Geldmittel zu Ende waren. Um sich neue zu verschaffen, faßte er den Plan, die beiden Längsseiten des Gartens mit Kaufhäusern zu besetzen, und trotz des allgemeinen Spottes über diese kaufmännische Spekulation eines königlichen Prinzen erteilte ihm 1785 der König die Erlaubnis dazu. So entstanden denn jene Galerien, des Herzogs Taschen füllten sich, aber das Geld sollte ihm und seinem Hause wenig Segen bringen — in den unter den Kolonnaden befindlichen Cafés versammelten sich die Unruhestifter und Unzufriedenen der

Stadt, und das anfängliche Murren wurde allmählich zum drängenden Gären und ernsten Drohen. Am 12. Juli 1789 wurde hier zur frühen Nachmittagsstunde die Entlassung Neckers, des redlichsten und beliebtesten aller Minister Ludwigs XVI., und seine Ersetzung durch einen dem Volke verhaßten Mann zuerst bekannt. Eine furchtbare Erregung bricht aus, Camille Desmoulins, ein junger Advokat, springt mit der Pistole in der Hand auf einen Tisch und droht jeden zu erschießen, der es mit dem Hofe hält, zugleich fordert er das von allen Seiten herbeigeströmte Volk zu den Waffen auf, reißt einen Zweig von einem Baum und macht aus einem Blatt eine Kokarde, die er an seinem Hute befestigt, die Umstehenden bittend, das Gleiche zu thun, es solle ein Zeichen der Freiheit sein. Nach wenigen Minuten schon sind die Bäume des Gartens ihres grünen Schmuckes beraubt, man dringt in ein unter den Galerien befindliches Wachsfigurenkabinett, nimmt die Büste Neckers, trägt sie im Triumph durch die Stadt, es kommt zu blutigen Zusammenstößen mit den Truppen, die französischen Garden gehen zum Volk über, das sich mit Gewalt Waffen verschafft; alles, was zur Erringung der Freiheit geschehen soll, wird in diesem Garten des Palais Royal beschlossen, von dem aus am 14. Juli Camille Desmoulins an der Spitze wilderregter Massen nach der Bastille zieht — der blutige Tauftag der großen Revolution!

1871 wurde ein Teil des Palais durch die Communards in Brand gesteckt; schon 1763 war ein ganzer Flügel samt dem größeren Theater ein Opfer der Flammen geworden, beides wurde bald wieder aufgebaut; im Laufe der Zeiten erneuerte man auch die übrigen Teile, so daß von dem einstigen Palais Richelieus heute nur noch eine Galerie besteht. Das größere Theater, von dem wir



La Madeleine.

oben gesprochen, überwies Ludwig XIV. 1661 Molière, der über zwölf Jahre die Leitung desselben führte und hier seine bedeutsamsten Meisterwerke zur Aufführung brachte; bei der vierten Vorstellung seines „Eingebildeten Kranken“ wurde der Dichter-Schauspieler am 17. Februar 1673 von einem heftigen Lungenkrampf während seines Spiels befallen und verschied wenige Stunden später in seiner nahe gelegenen Wohnung in der Rue Richelieu. Nach dem Hinscheiden Molières wurde aus dem Theater eine Oper, erst im Frühjahr 1791 wurde es Théâtre Français genannt und nach mancherlei Umtaufen 1793 Comédie française, welchen Namen es bis heute bewahrte.

Vom springbrunnenverzierten Platze dieses Theaters mit dem prächtigen Blick die stolze Opern-Avenue hinunter auf die neue Oper gelangen wir durch die vornehm-stille Rue Saint Honoré nach dem Vendomeplatze mit der Vendomesäule, deren Anblick, wie einst Barbier gesungen, keine französische Mutter ertragen kann. Denn das Erz von zwölf-

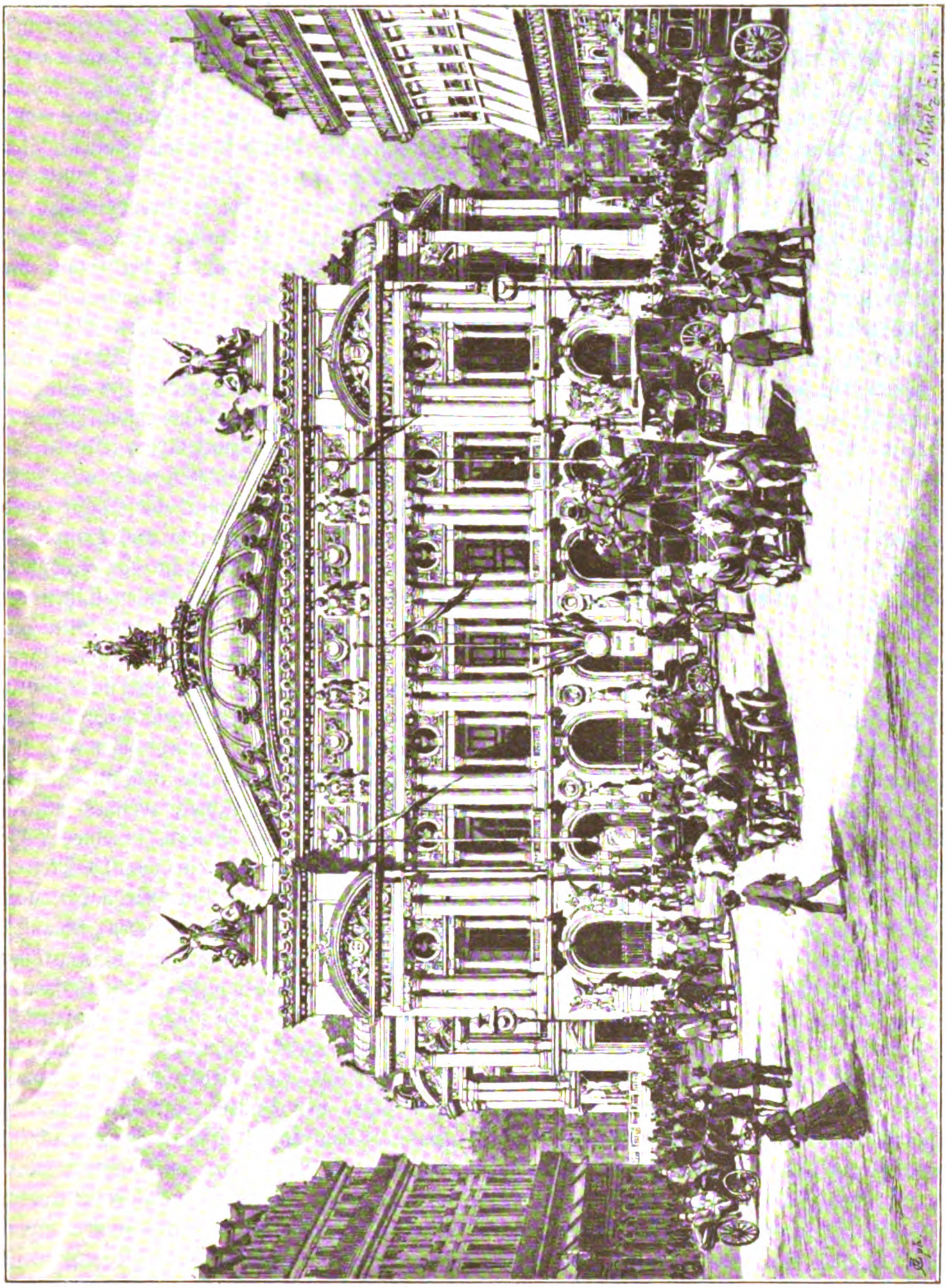
hundert mit großen Opfern an Menschenleben erbeuteten österreichischen und russischen Geschützen wurde zu den Bronzeplatten genommen, die sich um den gemauerten Kern der Säule winden, welche der Trajanssäule in Rom nachgebildet wurde. Die Reliefs, die, nebeneinander gelegt, eine Länge von 275 Metern einnehmen würden und deren Gesamtgewicht nahe an eine Million Kilo beträgt, stellen die Thaten der französischen Armeen während des Feldzuges von 1805 dar bis zum Friedensschluß nach der Schlacht von Austerlitz; an ihrer Modellierung waren dreißig der bedeutendsten Bildhauer beschäftigt. Napoleon hatte 1806 den Grundstein zu der 43 Meter hohen und 4 Meter im Durchmesser haltenden Säule gelegt, im Sommer 1810 war sie vollendet, oben gekrönt durch eine Statue Napoleons im römischen Kaiserornate, den Lorbeerkranz auf dem Haupt; aber diese Statue wurde 1814 entfernt und mit zum Guß des Reiterstandbildes Heinrichs IV. auf dem Pont neuf verwendet, man ersetzte sie durch einen Lilienstengel mit weißer Fahne, das Abzeichen der Bourbons, welche jedoch die Revolution von 1830 hinwegfegte. Louis Philipp ließ eine Statue Napoleons im Generalsrock mit dreieckigem Hut aufstellen, die Napoleon III. gegen eine dem ersten Standbild genau gleichende — die Form war erhalten geblieben — vertauschte. Am 18. Mai 1871 stürzten die Communards die ganze Säule um, deren Erzreliefs und ebenso die Figur Napoleons so wenig beschädigt wurden, daß man die Säule unter der Präsidentschaft Mac Mahons 1875 von neuem errichtete. Auf genau derselben Stelle hatte sich dereinst ein Bronze-Reiterstandbild Ludwigs XIV. befunden, das am 10. Mai 1792 zertrümmert wurde; auf dem zerstörten Untergestell des Denkmals hatte man den blutigen Leichnam des Deputierten Lepelletier, den, wie wir oben erzählt, ein Garde du Corps niedergestochen hatte, da jener für die Hinrichtung Ludwigs XVI. gestimmt, aufgebahrt und geleitete ihn von hier aus auf einer Art Paradebett zur letzten Ruhestätte; die Mitglieder des Jakobinerklubs zogen voran, an ihrer Fahne hatte man die blutgetränkten Kleidungsstücke Lepelletiers befestigt!

Ein paar hundert Schritte bringen uns vom Vendomeplatz nach der herrlichen Rue Royale, hier begrenzt vom Konkordienplatze, dort von der Madeleinekirche, die, wie es auch ihre Bestimmung einmal sein sollte, mehr einem Tempel wie einem christlichen Gotteshause gleicht. Wie wir „die Madeleine“, wie sie kurz genannt wird, sehen, ist ihr Bau nach den Plänen Coutures 1777 begonnen worden, stockte jedoch während der Revolution und wurde auf Napoleons Geheiß, der hier einen Tempel des Ruhmes schaffen wollte, von dem Architekten Vignon weitergeführt; erst 1842 wurde der Bau vollendet, nachdem er im ganzen an dreizehn Millionen Franken verschlungen. Dafür aber ist Paris auch um eins seiner schönsten und imposantesten baulichen Denkmäler reicher, denn eindrucksvoll und stolz wirkt dieses von achtundsechzig dorischen Säulen getragene Gotteshaus, zu welchem vorn eine mächtige Freitreppe hinanführt und dessen von Lemaire geschaffenes Giebelfeld uns Christus als Weltrichter beim jüngsten Gericht darstellt. Das Innere ist stimmungsreich ausgeschmückt, Wände und Boden bestehen aus Marmor, ebenso die einzelnen Altäre; den von einer Säulenrotunde umgebenen Hochaltar ziert eine große Marmorgruppe von Marochetti, die heilige Magdalena von Engeln zum Himmel getragen; durch drei flache Kuppelöffnungen, deren Decken goldkassettiert sind, fällt von oben das Licht herein.

Verfolgen wir von der Madeleine aus den neueren und schönen Boulevard Malesherbes, so erreichen wir den anheimelnden Park Monceaux, der seit 1848 im Besitz der Stadt ist und der uns durch seine kunstvolle Anlage, seine prächtigen Baumgruppen, die uns hier breitblätterige Palmen, dort hochragende Fichten vor Augen führen, durch die erlesenen Werke verschiedener Bildhauer und durch seine von buntfarbigen Kindern der Flora gebildeten Beete in seltener Weise anheimelt. Am schönsten weilt sich's aber doch an dem stillen Teich, um den sich an der einen Hälfte eine von dichtem Grün umsponnene korinthische Säulenhalle schmiegt, die noch von den früheren Zeiten her stammt, als der damals weit größere Park im Besitz des Herzogs Philipp von Orleans war, als sich hier unter diesen Säulen die vornehme

Welt von Paris ein Stelldichein gab und so manch verschwiegenes Abenteuer zwischen diesen Buchsbaumhecken, unter den breiten Platanen, hinter den dichten Wänden wilden Weins angezettelt wurde.

Das Paris jener Zeit war sicher lustiger und sorgloser wie das von heute, aber so schön wie das gegenwärtige war es doch bei weitem nicht, nein, unmöglich, trotz der begeisterten Loblieder der Schriftsteller jener Epochen. Welch erstaunte Augen würden sie machen, wenn sie jetzt den Weg vom Konkordienplatze oder den ehemaligen Tuilerien her nach der gegenwärtigen Oper zu einschlagen würden! Noch in den vierziger und fünfziger Jahren zogen sich hier enge



Oper: Académie Nationale de Musique.

Straßen mit hohen, oft recht baufälligen Mietskasernen hin, ohne Licht und Luft, und jetzt öffnen sich hier breite Boulevards mit wundervollen Prachtbauten, eine neue Stadt entstand, die schönste des Erdballs! Viel verdankt Paris diese grundlegende Umwälzung dem einstigen Seinepräfekten Haußmann, der, unter dem dritten Napoleon mit fast unbeschränkter Machtvollkommenheit versehen, an vielen Stellen einen erstaunlichen Wandel schuf. Ganze Stadtteile wurden hinweggefegt, die öffentlichen Gärten und Parks wurden vergrößert und verschönt, die großartigen unterirdischen Kanalisationsarbeiten entstanden, wodurch der Gesundheitszustand der Pariser Bevölkerung bedeutend gehoben wurde — das kostete zwar Geld, viel Geld, das Budget von Paris stieg unter Haußmann von 66 auf 225 Millionen Franken jährlich, und die Stadt machte während seiner sechzehnjährigen Verwaltung Schulden von 850 Millionen Franken, aber sie gewann auch ein wesentlich anderes Aussehen, sie verjüngte und verschönte sich, wie es selbst die kühnsten Optimisten nie für möglich gehalten.

Auch der Opernplatz mit den angrenzenden neuen Straßenzügen wurde unter der schönheitbringenden Herrschaft Haußmanns ins Leben gerufen; um ihn zu schaffen, mußten über vierhundert Häuser abgerissen werden, und der Baugrund der neuen Oper kam hierdurch allein auf zehn Millionen Franken zu stehen, während sich daneben die Kosten des Baues selbst auf 35 ½ Millionen Franken beliefen. 1861 nach den Plänen des Siegers in der Konkurrenz, Garniers, begonnen, wurde die Oper erst 1874 vollendet, die Republik hatte in diesem Falle die etwas kostspielige Erbschaft Napoleons ohne Zögern angetreten und hatte nichts am Material gespart. Das Teuerste war gerade gut genug gewesen, der Marmor wurde aus Italien herbeigeholt, der Onyx aus Algier, der Granit aus Schweden und Deutschland; die ersten Maler und Bildhauer wetteiferten bei der Ausschmückung der Treppenhäuser, der Galerien, des Inneren, das Kunsthandwerk feierte seine höchsten Triumphe, und so entstand denn eine der prunkreichsten baulichen Schöpfungen unseres Jahrhunderts, bei der jedoch, was eben den Prunk anbelangt, weniger vielleicht noch mehr gewesen wäre.

Trotz ihres riesigen Umfanges — das Haus bedeckt über elftausend Quadratmeter und könnte dreizehnmal die Berliner Oper aufnehmen — erfreut die ganze Anlage doch in jeder Hinsicht durch ihre schönheitsvolle Gestaltung, zumal was die Hauptfassade anbelangt, deren Mitte kunstvoll gegliedert ist, während die beiden Pavillons an den Ecken schwerer wirken. Eine Freitreppe führt zu der siebenbogigen Eingangshalle, über welcher sich die offene Galerie erhebt, auf die man vom Foyer aus gelangt und von der man abends einen bezaubernden Blick hinunter auf den Platz und die Straßen genießt. Zu dem Foyer geleitet im Inneren ein prunkendes Treppenhaus empor, sich auf dem ersten Absatz in zwei Arme teilend; die zehn Meter breiten Stufen sind aus weißem italienischem Marmor, die Pfosten aus Rosso antico, das Geländer aus Onyx; bis zum dritten Stockwerk reicht das Treppenhaus hinauf, hohe Marmorsäulen stützen die oberen Logen, überall trifft der Blick auf buntfarbigen Marmor, auf Vergoldungen, kunstreiche Ornamente, bildhauerische Werke — u. a. auf die als Lampenträger dienenden Bronzegruppen — und oben auf die leuchtenden Deckengemälde. Nicht minder blendet das Große Foyer, welches sich in einer Länge von 54 Metern, in einer Höhe von 18 Metern und Breite von 13 Metern erstreckt und dem ein Vorfoyer vorgelagert ist. Mächtige Spiegel zwischen schlanken Säulen lassen das Hauptfoyer noch größer erscheinen, Gemälde von Meisterhand an den Decken, von denen zehn schwere Bronzeleuchter herabhängen, deren Lichtmeer abends durch zahllose Kandelaber vermehrt wird, sowie über den Thüren und Spiegeln sorgen für den künstlerischen, zwei mächtige Kamine, von Karyatiden aus buntem Marmer getragen, für den anheimelnden Eindruck. Die Schmalseiten dieses Foyers münden in reizende Salons, gleichfalls bestrickend ausgestattet. Der Zuschauerraum umfaßt vier Ränge; auch hier überall Gold, Farben, Damast, Seide; von intimem Reiz sind die Dekorationen der Logen, von monumentaler Wucht ist der gewaltige Kronenleuchter, von graziöser Erfindung das Lenepveu-

sche Deckengemälde, die Horen in wechselnder Beleuchtung darstellend. An die 60 Meter hohe, 55 Meter breite und 25 Meter tiefe Bühne schließt sich das Tanzfoyer an, gleichfalls prunkend ausgestattet, aber nur den mit der Oper in näherer Verbindung Stehenden zugängig.

Seine volle Wirkung übt das herrliche Haus im Inneren naturgemäß erst abends aus, wenn die Tausende der elektrischen Lichter aufflammen, wenn die hohen Spiegel und die blinkenden Marmorflächen das glänzend wechselvolle Bild hundertfach zurückwerfen, wenn es das Treppenhaus hinaufrauscht von seidenen Gewändern und wenn munteres Geplauder die Hallen erfüllt! Welche in Reichtum und Originalität überraschenden Toiletten dann, welch Flimmern und Blitzen von Diamanten und anderen Edelsteinen, welche fesselnde, das Auge immer wieder anziehende Gruppen auf Schritt und Tritt! Ein Hin- und Herwogen interessanter Erscheinungen, bemerkenswerter Persönlichkeiten, Vertreter und Vertreterinnen der höchsten Eleganz — man weiß nicht, welchem der Bilder man den Vorzug geben soll, jenen auf der Bühne oder diesen hier außerhalb derselben. Die Wahl wird uns freilich kaum schwer, wenn von der Bühne uns die vertrauten Weisen des „Lohengrin“ oder der „Meistersänger“ entgegenschallen, die deutsche Musik hat ja ihren siegreichen Einzug in Paris gehalten, sie wird vielleicht auch die Brücke zu weiteren Verständigungen zwischen beiden Nationen schlagen und die neue Generation von Frankreich mit anderen und freundlicheren Ansichten über Deutschland erfüllen!

Verlassen wir nach einer Vorstellung das Opernhaus, so ist fast immer Mitternacht schon nahe: welch ein Trubel aber noch auf dem Opernplatze und die Boulevards rechts und links hinunter, wie viel Leben und Bewegung, welch frohsinniger Lärm, welch lustiges Getriebe! Wie ein endloser Fackelzug leuchten uns die Laternen dieser unebenen Straßen entgegen, aus deren meist noch geöffneten Läden eine Fülle von Licht auf die Bürgersteige quillt, die in kleineren Abständen oft bis zur Hälfte von den sogenannten „Terrassen“ der Cafés und Restaurants in Anspruch genommen sind, welche Terrassen aber nichts weiter vorstellen als die auf die Trottoirplatten gesetzten Stühle und Tischchen. Schwer ein Plätzchen zu erhaschen, jedes freiwerdende wird sofort wieder besetzt, erstaunt fragt man sich, ob denn dies Paris überhaupt nicht der Ruhe bedarf? Es hat kaum den Anschein! In drei, vier Reihen nebeneinander jagen Equipagen, Droschken, Omnibusse den breiten, makadamisierten Fahrdamm entlang, aus den vielen Konzerthallen tönen noch Musik und Gesang heraus, die vornehmen Lokale füllen sich mit Besuchern, die aus den Theatern kommen, die Zeitungsboten rufen dröhnend die Abend- und Nachtausgaben der Blätter aus, zahllose Verkäufer streichen an uns vorbei und bieten uns Bilder, Postkarten, Bücher, Streichhölzer, Blumen, Waffen, orientalische Decken, Erinnerungssachen, Scherzartikel des neuesten „Ulks“ an, Studenten und Künstler ziehen singend in langen Trupps vorüber — es ist, als ob all die vielen Tausende von einem einzigen Gefühl innigster Lebenslust erfüllt sind und sich nicht trennen können von der Nacht, die ihnen in dieser Stadt so vieles bietet! Doch dann mit einemmal, fast ganz unvermittelt, kehrt um die zweite, dritte Stunde des Morgens die Ruhe ein; kahl und verlassen liegen die Boulevards da, nur die Armut wagt sich hervor und sucht nach verlorenen Brocken, und zugleich beginnt die Toilette der gewaltigen Stadt, die Säuberung der Straßen und Plätze, die mit fieberhafter Hast vorgenommen wird, denn der Schlaf von Paris ist nur kurz, und die Sonne hat noch nicht viel von ihrem weiten Wege zurückgelegt, so geht die Mehrheit der Bevölkerung schon fleißig wieder an das neue Tagewerk.

Der Pariser und nicht minder die Pariserin arbeiten viel und mit Hingebung, sie sind enthaltsam und sparsam und denken beim Heute doch stets an das Morgen, emsig Frank auf Frank zurücklegend, um für den Lebensabend gesichert zu sein. Allerdings auf den Boulevards, wenn wir sie nun bei Tageslicht entlang schlendern, merkt man von all dem wenig, hier scheint nur das carpe diem Anwendung zu finden und das ganze Leben als ein vergnügtes Fest betrachtet zu werden. Denn umweht sind diese Boulevards von einer anmutigen Sorglosigkeit,

die ein merkwürdiges Glücksgefühl erzeugt und allen Ernst und allen Trübsinn im Umsehen verscheucht. Unendlich viel des Schönen und Anziehenden bietet ja diese Stadt, aber zu dem Reizvollsten, was sie uns gewährt, gehört doch das ziel- und zwecklose Umherstreifen auf diesen Boulevards: bald vor einem der lockenden Läden, die in ihrer Gesamtheit eine richtige Weltausstellung bilden, stehen bleibend, bald die offenen Auslagen der Buchhändler prüfend, hier den jüngsten Liedern der Straßensänger lauschend, da einen „Camelot“ beobachtend, wie er die auf irgend ein Tagesereignis bezugnehmende neueste humoristische Erfindung anpreist, dort das eben angeschlagene riesengroße Plakat in schreienden Farben betrachtend, dann uns behaglich ausruhend auf einer der geschilderten „Terrassen“ und den unaufhörlichen Menschenstrom an uns vorüberbranden lassend; alle Nationen sind in ihm vertreten, jung und alt, arm und reich, hoch und niedrig, aber in diesem ewigen Trubel scheinen die Gegensätze nicht so scharf und unangenehm zu sein wie in anderen Städten, der Blusenmann schreitet neben dem menden Reiteroffizier, etwas von der republikanischen Gleichheit zeigt sich doch, wenn auch nur äußerlich, in diesem Menschendurcheinander.

Nirgends läßt es sich so gut flanieren wie auf den Boulevards, deren Wort übrigens aus unserem deutschen „Bollwerk“ entstanden ist, denn früher zogen sich ja in ihrer Linie die alten Befestigungen entlang. Die Stunden verrinnen im Umsehen, man weiß gar nicht, wo die Zeit geblieben, aber man macht sich auch keinerlei Vorwürfe darüber, denn nur das bloße Schauen bedeutet hier schon Genießen, hier, auf dieser fast meilenlangen Strecke, die am entschiedensten den Herzschlag von Paris wiedergiebt. Was die mächtige Stadt bewegt und erregt, hier findet es sogleich sein lautes Echo, das sich von hier aus in immer weiteren Schallwellen über das Häusermeer verbreitet und unter Umständen das ganze Land in Mitleiden-



Die Börse und Place de la Bourse.

Elegant, die kleine Putzmacherin in ihrem fadenscheinigen Röckchen neben der Dame in Sammet und Seide, welche die Mode von morgen bereits spazieren führt, der schwarzberockte Priester neben dem unterneh- schaft zieht, denn nach einem sehr treffenden Ausspruch Viktor Hugos gehört der Impuls Paris, das Thun Frankreich.

Und nun glaube man nicht, daß diese Boulevards herrliche Straßenzüge sind, etwa



Porte St. Martin.

wie der Wiener Ring oder die Berliner Linden, o nein, wenn wir von den neueren Boulevards, die vom Wagramplatze bis zur Oper gehen und die überwiegend mit sehr stattlichen Gebäuden besetzt sind, absehen und auf den eigentlichen, alten Boulevards, des Italiens, Montmartre, Poissonnière, Bonne Nouvelle, Saint-Martin, einige wenige in den letzten Jahren entstandene Industrie- und Börsenpaläste ausnehmen, so drängen sich zu beiden Seiten alte verwitterte Häuser, denen die Jahre und mit ihnen Sturm und Regen oft schon übel mitgespielt, und die nichts weniger wie weltstädtisch aussehen. Aber man beachtet sie gar nicht und vermißt nicht den Anblick stolzer Neubauten, hier ist es das ewig wechselnde und stetig quirlende Leben, welches uns fesselt, die so oft zum Ausdruck gelangende Freude am Dasein, der ganze „Charme“, der von der gesamten Stadt hier zu so lebhaftem Ausdruck kommt.

Noch altertümlicher wie diese Hauptboulevards muten uns ihre Nebenstraßen an, eng, winklig, von betäubendem Lärm erfüllt, stets von neuem uns in Verwunderung setzend, daß nicht in jeder Minute ein Unglücksfall passiert. Verfolgen wir eine kurze Strecke die Rue Vivienne, so erreichen wir ein sich auf einem größeren Platze erhebendes tempelartiges Gebäude, der Madeleine ähnlich, aber ganz anderen Zwecken wie diese dienend: die Börse ist's, zu welcher der Grundstein am 24. März 1808 gelegt wurde und deren Pläne von Bronguiart stammen; er sollte aber nicht die völlige Vollendung seines dem Vespasiantempel in Rom nachgeahmten Werkes erleben, da er 1813 starb; sein Leichenzug kam jedoch an dem ziemlich fertigen Bau vorüber, sämtliche Arbeiter verließen die Gerüste und stellten sich mit entblößten Häuptern vor der Front auf, so ihren dahingeschiedenen Meister ehrend. Eine offene Halle von sechsundsechzig Säulen, zu welcher von allen Seiten Treppen hinanführen, umschließt das Gebäude, dessen großer Börsensaal zweitausend Personen Platz bietet; zur Mittagsstunde herrscht hier ein ohrzerreißender Spektakel, alles schreit, hastet, gestikuliert durcheinander, und bis auf die Straße dringt der furchtbare Lärm hinaus, wo sich unten Gruppen jener Geschäftseifrigen bilden, denen aus irgend einem Grunde der Zutritt zur Börse verboten ist; die Weltstellung der letzteren geht am besten daraus hervor, daß sich während der letzten Jahre der jährliche Umsatz auf über fünfzig Milliarden Franken belief.

Doch nun zurück nach den Boulevards. Wir schlendern hinunter, vorbei an dem Triumphbogen St. Martin, welchen 1674 Paris Ludwig XIV. errichtete und durch welchen am 31. März 1814 die verbündeten Truppen ihren Einzug hielten, bis zum Platze der Republik mit dem machtvollen und wirksamen, 1883 enthüllten Denkmal der Republik, von den Brüdern Morice herrührend, welche in der hoch in der Rechten den Ölzweig haltenden Gestalt der Republik Kraft und Schönheit zu vereinen wußten; auch die Figuren der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit am Sockel sind von markiger Empfindung, bis ins kleinste künstlerisch dargestellt sind die das Piedestal schmückenden zwölf Bronzereliefs mit Darstellungen aus der großen Revolution, der Republik von 1848 und jener von 1870. Vor dem Unterbau vorn steht der die Freiheit verteidigende Löwe, über der Inschrift das Wappen von Paris mit dem glückhaften Schiff.

Verlassen wir nun die innere Stadt, um uns zum Schluß der äußeren zuzuwenden; der Park der Buttes-Chaumont ist unser Ziel, ein weiter Weg bis dorthin, aber der Omnibus befördert uns sicher und schnell; durch zahllose Straßen, die mehr und mehr vorstädtischen Charakter annehmen, geht's zunächst; nun kreuzen wir die Außenboulevards, mit Vorspann nur gelangen wir jetzt langsam weiter, schwer keuchen die Pferde, denn die Straßen dieses Belleville-Quartiers steigen tüchtig bergan, bis unser Gefährt hält. Nein, das hätten wir nicht erwartet, hier in dieser armseligen Gegend jedenfalls nicht, einen ans Märchenhafte streifenden Park mit hohen Felskuppeln, mit tiefen Schluchten, mit rauschenden Wasserfällen und einem weiten See, über welchem hoch die hügeligen Ufer eine schwankende Kettenbrücke verbindet, mit lachenden Grasflächen und dichtem Gehölz, das reizende Aussichtspunkte enthält — und all das ist aus einem Nichts durch Menschenkunst entstanden, denn noch anfangs der sechziger Jahre waren hier öde Steinbrüche, in deren Gräben Müll und Schutt abgeladen wurden, kein Strauch und Baum war zu sehen, kein Wasser und kein Weg zu spüren, von allen wurde die verrufene Gegend gemieden. Da gab der Präfekt Haußmann die Anregung zu diesem Plan. Kaiserin Eugenie griff letzteren mit großem Interesse auf und verwendete sich für seine schnelle Verwirklichung, Tausende emsiger Hände wurden in Bewegung gesetzt, und das Wunder gelang, gelang über aller Erwartung! „Hier ist des Volkes wahrer Himmel!“ kann man an Sonn- und Festtagen ausrufen, wenn ungezählte Scharen diesen an dreiundzwanzig Hektar großen Park beleben, wenn lustiges Lachen heller Mädchenstimmen das Echo der Tropfsteingrotten erweckt, wenn die Gondeln über den See gleiten und die Militärkapelle ihre flottesten Märsche spielt, während in dem großen und schönen Restaurant jedes Plätzchen besetzt ist und dichte Gruppen der Arbeiterfamilien auch auf den Rasenabhängen lagern, auf denen die mitgenommenen Eß- und Trinkvorräte ausgepackt sind, die aber schnell genug von dort verschwinden.

Die freundliche Heiterkeit, die diesen Park umfängt, mutet uns auch bei einem Besuche des nahegelegenen Père-Lachaise an, des größten Friedhofes von Paris, der trotz seines Ernstes mit milder Anmut wirkt und nirgends etwas Düsteres und Schwermütiges an sich hat. Auf einem Flächenraum von 45 Hektaren breitet sich diese ungeheure Beerdigungsstätte aus, die sich bergan zieht, vielen Hunderttausenden die letzte Ruhe gewährend, unter ihnen Zahllosen, deren Namen mit dem Frankreichs eng verbunden sind. Viele der bedeutendsten Staatsmänner, Dichter, Künstler, Gelehrten schlafen hier den ewigen Schlaf, unter ihnen, um nur einige wenige zu nennen, der General Lavalette, die Marschälle Lefebvre und Massena, der Herzog von Morny, Casimir Perier und Adolf Thiers, der Schauspieler Talma und seine Kollegin Rachel, von den Malern führen wir David, von den Bildhauern David d'Angers, von den Gelehrten Michelet an, von den Musikern erwähnen wir Chopin, Cherubini, Bellini, Boieldieu, Rossini, Auber, von den Dichtern Molière, Lafontaine, Beaumarchais, Scribe, Beranger, Balzac, Alfred de Musset. Aber wir könnten diese Liste ins endlose vergrößern. Auch Abälard und Heloise, deren Roman seit sieben Jahrhunderten alle empfindungsvollen Seelen zu Thränen rührt, sind hier nebeneinander bei-

gesetzt worden, unter einem gotischen Baldachin, der 1817 mit Zuhilfenahme der Überreste des einstigen Grabdenkmals errichtet wurde. Überall treffen wir auf zierliche Kapellen, überall auf Monumente, unter ihnen viele von hohem künstlerischem Wert; meist sind sie von dichtem Grün umhüllt und mit duftigem Blumenschmuck versehen, breitästige Bäume strecken ihre Kronen aus, und die Vögel singen hell ihre Lieder.

Ein Teil des weiten Gebietes befand sich seit dem letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts im Besitz der Jesuiten, und ihr Oberer, der Pater de la Chaise, Beichtvater Ludwigs XIV., verwaltete dasselbe. Er besaß hier ein Landhaus und hielt sich gern in demselben auf. Als die Jesuiten aus Frankreich vertrieben wurden, nach dem durch Damiens an Ludwig XV. verübten Mordversuch, wurden die Gärten verkauft. Schon wollte man an ihre Bebauung gehen, als sie auf Befehl Napoleons I. für eine geringfügige Summe angekauft und zum Begräbnisplatz bestimmt wurden, wobei sie den Namen des einstigen Besitzers annahmen. 1814 stürmten die Russen diesen Kirchhof, der aber weit Furchtbareres im Frühjahr 1871 sah, als hier die Communards die Geiseln erschossen und die hier und auf den nahen Buttes-Chaumont aufgestellten Batterien der „Roten", welche diese hochgelegenen Plätze als letzte Bollwerke inne hatten, Tod und Verderben in die Vaterstadt hinabsandten.

Tag des Zornes, Tag der Rache,
Wirfst die Stadt in Schutt und Asche —

es schien, als ob die düsteren Verse sich erfüllen sollten. Überall loderten in der Stadt die Flammen auf, dunkle, dichte Rauchwolken ließen nicht mehr die Strahlen der Sonne hindurchdringen, knatternde Gewehrsalven vermischten sich mit dem Grollen der Geschütze. „Nichts war so erschütternd, so erstarrend, so verzweifelnd," schildert ein Augenzeuge, der oben auf dem Père-Lachaise geweilt, „wie der Anblick von allen diesen den Flammen überlieferten Monumentalbauten, in welchen seit Jahrhunderten mit religiöser Sorgfalt so viele Schätze der Wissenschaft und Kunst angesammelt worden waren. Mit Entsetzen sagte man sich, daß die prächtige Hauptstadt der modernen Civilisation zu einem Trümmerhaufen werden müßte, denn sie glich ja einem ungeheuren Glühofen, einem kolossalen Feuerherd, von welchem Flammenströme aufschossen und riesige Rauchwolken emporwirbelten."

In verjüngter, strahlender Schönheit aber hat sich Paris aus dem Chaos von Blut, Flammen und Schutt wieder erhoben und seine ungeheure Lebenskraft von neuem bewiesen. Wer, der heute vom Père-Lachaise auf das unendliche Häusermeer herabblickt, möchte nicht der stolzen Stadt eine freudenvolle, entwickelungsreiche Zukunft wünschen, möchte nicht hoffen, daß auch ferner in Erfüllung geht der oft genug bewährte Wappenspruch der Stadt: Fluctuat nec mergitur!

Lebenserinnerungen.

Von

Fanny Lewald.

II.

Die ersten Tage in Rom waren mir nicht recht erfreulich, denn ich geriet durch die Menge der verschiedenen neuen Eindrücke, durch übertroffene und unbefriedigte Erwartungen in einen Zustand peinlicher Unruhe.

Die Piazza del Popolo, dieser weite, schöne Platz, erschien mir nicht bedeutend; die Peterskirche hatte ich mir überwältigender gedacht, der Corso kam mir eng und finster vor. Die verfallenen Gebäude, die altersgrauen Paläste, die modernen Kaffeehäuser, die Viktualienhändler in den Straßen; die Osterien, neben denen antike Prachtbauten halb verschüttet aus der Erde hervorragten; und diese aus eleganten Fremden, Mönchen und italienischem Volk gemischte Menschenmenge gaben mir so viele verschiedene und voneinander so abweichende Bilder und Vorstellungen, daß ich sie nicht in eines zu fassen vermochte und mich ganz verwirrt von ihnen fühlte.

Dazu kam die Notwendigkeit, uns innerhalb meiner Mittel für den Winter zweckmäßig einzurichten und baldmöglichst eine Wohnung zu nehmen, welche uns des Verweilens in dem teuren römischen Gasthofe enthob. Ein alter Bekannter, der Maler Julius Moser, und zwei Jugendfreundinnen, die ich in Rom vorfand, boten dabei ihre Dienste an und leisteten freundliche Hilfe.

Moser war ein Litauer, hatte erst Kaufmann werden sollen, dann, da dies ihm entschieden mißbehagte, durch mehrere Jahre Medizin studiert und es endlich durchgesetzt, daß er, seinem inneren Zuge folgend, sich der Kunst widmen durfte. Er verweilte schon seit einigen Jahren in Rom, und auch meine beiden Freundinnen waren schon lange genug dort eingewohnt, um sich völlig heimisch zu finden.

Sie waren beide meine Spielgefährtinnen in der Kindheit, meine Genossinnen in der Jugend gewesen, aber die letzten Jahre hatten uns getrennt, denn sie hatten nach dem Tode ihrer Eltern Königsberg verlassen, hatten sich, da sie wohlhabend waren, nach ihrer Neigung mit Künstlern verheiratet und waren mit ihren Männern dann nach Italien gegangen. Die ältere der beiden Schwestern, die bei einem sehr guten Herzen eine große musikalische Begabung und eine der schönsten Sopranstimmen besaß, die ich je bei einer Dilettantin gefunden, hatte mir in früheren Zeiten sehr nahe gestanden. Ihr Gatte war ein tüchtiger Architekturmaler, voll Strebsamkeit in seiner Kunst, ein guter, schlichter, braver Mensch. Seine Ansichten waren die bürgerlich herkömmlichen, doch hatte er Freiheit genug in sich, die warmherzigen und oft unüberlegten Äußerungen und das ganz unpraktische Wesen seiner Frau, in der ein gewisser genialer Aufschwung auch durch das Zusammenleben mit ihrem Manne nicht zu unterdrücken gewesen war, mit Liebe und mit Nachsicht zu ertragen und, wie er es nannte, ungefährlich zu machen.

Die jüngere Schwester war der älteren von jeher an Geist, an Tüchtigkeit, an all-

gemeiner Bildung und Charakterfestigkeit bedeutend überlegen gewesen, und wie die ältere eine ausgezeichnete Sängerin, war die jüngere eine meisterhafte Klavierspielerin. Aber sie hatte von jeher etwas Sprödes in ihrem Wesen gehabt, das bei ihrem sehr scharfen Verstande ihr Urteil schon frühzeitig bisweilen herbe gemacht hatte. Ihrem Manne noch weit überlegener als ihrer Schwester, übersah sie ihn in jedem Betracht und hatte sich doch mit einer bewundernswerten Selbstverleugnung die Aufgabe gestellt, ihn dadurch, daß sie sich ihm beständig unterordnete, in den Augen der anderen zu heben. Sie war musterhaft als Gattin, als Mutter, als Hausfrau; ihr Haus war ihren alten Freunden und den Fremden überhaupt mit großer Gastlichkeit eröffnet, aber es war etwas Kaltes, Zerdrücktes in ihr Wesen gekommen, weil sie, aus Liebe für ihren Mann und in dem Bestreben, ihm ihre Überlegenheit zu verbergen, es sich versagte, sich voll und frei zu entwickeln. Man mußte das an ihr schätzen, konnte es sogar verehren, aber es that ihr ganz entschiedenen Schaden, denn sie zwang sich, um dem beschränkten Manne zu entsprechen, in eine Enge der Lebensanschauungen hinein, die mich oft betroffen machte und mich in dem freien Verkehr mit ihr behinderte. Selbst noch unfrei genug, stieß ich bei ihr fortwährend gegen irgend einen der Glaubensartikel an, die sie über die Stellung der Frauen und derlei Dinge ihrem Manne zuliebe in sich festgestellt hatte, und obschon wir mit gutem Willen aneinander herankamen, fanden wir uns innerlich nicht mehr recht zusammen.

Dazu konnte sie sich nicht daran gewöhnen, daß meine Verhältnisse sich verändert hatten. Als wir in unserer Vaterstadt gelebt, war sie reich gewesen und ich unbemittelt, ihre Familie angesehener in der sogenannten vornehmen Gesellschaft als die meine, und da ich ein paar Jahre vor ihr voraus hatte, war sie noch jung und sehr gesucht gewesen, als man bereits angefangen hatte, mich unter die alternden Mädchen zu zählen. Nun kam ich nach Rom, hatte eine selbständige Stellung und Geltung in der Welt gewonnen, obschon ich unverheiratet und immer noch unbemittelt war; und während sie eben nur die Geltung hatte, welche jede gebildete Frau innerhalb ihres Kreises erlangt, war ich zu einem Gegenstande der Teilnahme und der Beachtung für die Menschen geworden. Wollte ich behaupten, daß sie mir dies mißgönnte, daß sie es mir beneidete, so wäre dies jedenfalls viel zu hart; aber während sie mich gern als ihre Freundin aufführte, wenn irgend jemand den Wunsch aussprach, mit mir zusammenzutreffen, versagte sie es sich doch nicht leicht, eine beschützende Miene gegen mich anzunehmen, wenn wir allein waren, oder mir gegenüber jenes thörichte Vorrecht der verheirateten Frauen gegen Unverheiratete geltend zu machen, mir Ratschläge und Warnungen zu erteilen, wo ich deren nicht bedurfte, kurz — mich zu hofmeistern. Das alles wäre nun ohne Nachteil für mich gewesen, hätte mich nicht stören und nicht hindern können, wenn ich nicht damals noch die Charakterschwäche gehabt hätte, mich davon befangen und gelegentlich auch beirren oder wenigstens verstimmen zu lassen.

Ich empfand also, nachdem die erste auf Erinnerung begründete Freude über das Wiedersehen mit meinen beiden Freundinnen vorüber war, eigentlich ein gewisses Unbehagen über dasselbe. Es war mir, als wäre ein Netz über mir ausgespannt, dessen mich umstrickende Maschen und Falten ich, ohne sie zu sehen, gleichsam mit einem sechsten Sinne, vorahnend empfand. Die Vaterstadt, die alten Bekannten, die Kneiphöfische Langgasse mit den Nachbarn und mit den Wolmen, von denen ich mich an den italienischen Seen so weit, und mit welchem Entzücken so weit entfernt gefühlt hatte, rückten mir mit einemmal wieder erschreckend nahe, und obgleich ich weder auf meiner Reise, noch in Rom, oder sonst je zuvor, etwas gethan hatte, was fremde Beurteilung zu scheuen brauchte, so war mir die bloße Gewißheit äußerst unbehaglich, daß meine Freundinnen häufig nach Hause und nach Berlin schrieben und daß man also in kürzester Frist alle paar Wochen in Königsberg und in Berlin auch Nachrichten von mir und obenein Nachrichten über mich haben würde, die ich nicht selbst gegeben hatte. Es kam mir wie eine Beeinträchtigung jener völligen Freiheit vor, deren ich mich im höchsten Grade bedürftig fühlte, wenn gewisse schmer-

zende Erinnerungen und unvorteilhafte Eindrücke, die noch schwer auf mir lasteten, wenn jene Narben, welche ich durch die zu lange getragenen Fesseln immer noch brennen fühlte, endlich ausheilen und ich mich zu neuer Gesundheit und zu einer festen inneren Einheit vollkommen entwickeln sollte.

Es half mir nichts, daß ich mir alltäglich sagte, ich sei ja frei und unbedingter Meister und Herr über mein Thun und Lassen. Ich fühlte mich nicht mehr so frei und kam doch nicht zu der richtigen Einsicht, daß ich nicht durch den Willen oder durch die Macht der anderen, ebensowenig durch die Schuld der für mich so gütigen Freundinnen, sondern einzig und allein durch meine eigene Schwäche unfrei zu werden fürchten mußte. Hätte ich damals meine jetzige Erfahrung gehabt, so würde ich bei den ersten gutwilligen, aber mich belästigenden Fragen, bei den ersten wohlgemeinten, aber mir nicht erwünschten und nicht passenden Ratschlägen meiner Freundinnen — und nicht nur diese, sondern selbst meine Reisebegleiterin nahm es sich gelegentlich heraus, die Erfahrene gegen mich zu spielen — das mir Unbequeme mit der mir zukommenden Entschiedenheit abgewiesen und mir damit ein für allemal Ruhe und selbst die Stellung und Rücksicht gesichert haben, welche zu fordern ich durchaus berechtigt war. Aber ich wollte den anderen nicht wehe thun, scheute mich vor den kleinen Erörterungen, die einer solchen Selbständigkeitserklärung folgen mußten, und dachte, es mit allgemeinen Aussprüchen über meine Ansichten darthun zu können. Ich äußerte immer nur scherzend, daß ich nicht gesonnen sei, mich unnötigem Schulmeistern zu fügen, und daß ich in meiner besonderen Lage, in welcher ich mich nicht, wie meine Freundinnen, auf den Schutz eines Gatten zu verlassen hatte, es für angemessen erachte, mich mit meinem unbescholtenen Namen auf mein gutes Gewissen und auf mich selbst gestützt, mit aller der Freiheit in der Gesellschaft zu bewegen, deren ich mich ebenso würdig als bedürftig wußte.

Weil ich solche Äußerungen aber, trotz des scherzhaften Tones, scharf zuzuspitzen für nötig hielt, um sie den anderen eindringlich zu machen, und weil vielleicht hier und da auch ein Anflug von Bitterkeit sich in meinen Reden zeigen mochte, klangen diese allgemeinen Behauptungen oft härter und herausfordernder, als ich es wollte, und alles, was ich mit meinen indirekten Freiheitserklärungen erreichte, war, daß meine Freundinnen mir ein übertriebenes Freiheitsgelüste und daneben eine Entschlossenheit zutrauten, von welcher ich eben in jenen Tagen leider noch sehr weit entfernt war. Ich hatte mir also gleich in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Rom durch den Erbfehler gar vieler Menschen, durch freies Reden bei unfreiem Handeln, gewisse unbehagliche Verhältnisse geschaffen und mich in einen heimlichen Zwiespalt mit Personen gebracht, mit denen ich dennoch im Zusammenhang zu bleiben wünschte und von denen mich zu trennen mir leid gewesen wäre, da ich eine alte herzliche Zuneigung für sie hegte.

Eine Wohnung hatten wir nach verschiedentlichem Suchen in der Via de due Macelli Nr. 64, dicht am Spanischen Platze, der Propaganda gegenüber, gefunden. Wir hatten im zweiten Stockwerk ein kleines, nach der Straße hinaus gelegenes Wohnzimmer; daneben zur Linken, ebenfalls nach der Straße gelegen, ein Schlafzimmer für meine Begleiterin und ein Schlafstübchen für mich, das sich zur Rechten des Wohnzimmers befand und auf einen am Fuße des Monte Pincio sich hinziehenden Garten hinaussah. Die Wohnung war nichts weniger als glänzend, aber sie war anständig eingerichtet und entsprach unseren Bedürfnissen. Sie war auch sehr gut gelegen, und obschon ich in der ganz nach Norden gelegenen Schlafstube die Sonne empfindlich genug entbehrte, hatte ich dafür meine Freude an dem Garten, der mir, solange wir in dem Hause wohnten — und ich verweilte fast acht Monate in Rom — ein Gegenstand der Neugier und phantastischer Vermutungen geblieben ist. Es war ein weiter, mit großen Obstbäumen aller Art besetzter Grasplatz, auch ein paar Orangenbäume standen in demselben. Niemals aber habe ich einen Menschen diesen Garten betreten sehen. Das Gras wuchs und welkte nach der Jahreszeit, ohne daß man es mähte; die Bäume hatten Früchte getragen, die ich zur Erde fallen und im Regen verkommen sah, ohne daß man sie

aufhob; sie blühten im Frühjahr, ohne daß jemand sich darum bekümmerte, und nur einige graue Katzen gingen zuweilen in dem hohen Grase umher, oder trieben ihr Wesen in den Bäumen.

Zur Bedienung hatte ich die Frau eines Schuhmachers angenommen, deren Mann unten in unserem Hause seine kleine Werkstatt hatte und der nebenher meinen Diener machte, wenn ich eines solchen benötigt war. Das Frühstück brachte man uns aus dem nächsten Kaffeehause, das Mittagessen ließen wir, da ich an keiner öffentlichen Gasttafel zu essen wünschte, aus einem Speisehause holen; die Gerätschaften für den Thee am Abend waren leicht beschafft, und ich konnte nun, da ich einen festen Boden unter den Füßen hatte, daran denken, die Empfehlungen zu benutzen, mit denen man mich von Berlin aus versehen hatte, um mich allmählich auch geistig in Rom festzusetzen; aber das erstere ward mir leichter als das letztere.

Unter den Briefen, die ich für meine Einführung besaß, waren zwei, auf deren Überbringung ich mich besonders freute: der eine für Fräulein Adele Schopenhauer, der andere für Frau Ottilie von Goethe, und ich kann behaupten, daß der Gedanke, der Schwiegertochter Goethes, einer Frau zu begegnen, die den Gewaltigen durch lange Jahre an jedem Tage gesehen, ihm so nahe gestanden hatte, so manches von ihm zu sagen wissen mußte, mich beinahe ebenso ergriff und erhob als der erste ferne Blick auf Rom. Wie man aber zögert, in eine geweihte Halle einzutreten, und verweilend auf der Schwelle stehen bleibt, so entschied ich mich dafür, zuerst die Bekanntschaft von Fräulein Schopenhauer zu suchen.

Ich hatte die Reisebriefe und die Romane ihrer Mutter in meiner Jugend mit besonderer Vorliebe gelesen; auch Adeles Märchen und ein Roman, der, wenn ich nicht irre, „Anna“ hieß, waren mir bekannt, und wenn ich der übertriebenen Gefühlsfeinheit und schattenhaften Schönseligkeit des letzteren auch weit weniger Geschmack hatte abgewinnen können als den viel frischeren und lebensvolleren Dichtungen der Mutter, so hatten meine Berliner Freunde doch immer mit großer Anerkennung auch von der Tochter gesprochen. Ihr Geist, ihre Kenntnisse, ihr meisterhaftes Vorlesen, das selbst Goethe entzückt haben sollte, ihre große gesellige Liebenswürdigkeit waren mir vielfach gerühmt worden. Ich hatte Gelegenheit gehabt, verschiedene Arabesken zu bewundern, die sie mit der Schere aus schwarzem Papier ausgeschnitten hatte. Es waren wirkliche kleine Kunstwerke gewesen, und ich ging in jedem Betracht mit dem besten Vorurteil und den angenehmsten Erwartungen zu ihr hin. Auch empfing sie mich sogleich; aber ich konnte mich weder in ihre Erscheinung, noch in ihre Art und Weise finden.

Man hatte ihres Äußeren nie gegen mich erwähnt, ich hatte es mir also günstig gedacht und war daher beim ersten Anblick durch Adeles auffallende Unschönheit ganz betroffen. Sie war sehr groß, mager, ungewöhnlich starkknochig und hatte dünnes gelbliches Haar, das die breite Stirn und die weit vorstehenden Backenknochen kaum notdürftig umgab. Die großen, wasserblauen Augen waren übermäßig gewölbt und traten weit vor den Lidern heraus, und ein breiter, äußerst häßlicher Mund wurde durch die langen Zähne nicht verschönt. Alle ihre Bewegungen waren steif und eckig, und dazu hatten ihre Manieren etwas so seltsam Anspruchsvolles und Gespreiztes, daß ich förmlich Zeit gebrauchte, mich an diese Geschraubtheit zu gewöhnen. Ich hatte schon manches unschöne Frauenzimmer im Leben gesehen und es von Herzen liebgewonnen, obgleich wirkliche Häßlichkeit mir auch an Menschen, die ich liebte, immer sichtbar und immer unangenehm empfindlich geblieben war; aber eine Häßlichkeit, die so geflissentlich das Urteil gegen sich herauszufordern schien, ist mir niemals, weder vorher noch nachher begegnet.

Sie empfing mich mit lauter Fragen. Das ist an und für sich eine sehr liebenswürdige, dem schüchternen Fremden Mund und Herz erschließende Weise, wenn diese Fragen nicht gar zu zwingend gestellt und auf gar zu bestimmte Dinge gerichtet sind; aber eine solche Fragelust kann unter Verhältnissen auch sehr bald lästig werden, und nachdem ich meine erste Überraschung überwunden hatte, wurden Fräulein Schopenhauer und die ganze Scene mir so belustigend, daß meine übermütigste Laune sich daran ent-

zündete. Ich hatte bereits genaue Auskunft über meinen Geburtsort, meine Familie, meine Vermögensumstände, meine Arbeiten und meine vierunddreißig Jahre gegeben. Ich hatte die Mitteilung empfangen, daß es für eine Dame „unseres Alters“ — Fräulein Schopenhauer war mindestens zwanzig Jahre älter als ich — sehr schwer sei, in der Welt allein zu stehen, und noch weit schwieriger, sich in der vornehmen römischen Gesellschaft ohne Rang und ohne Vermögen Zutritt zu verschaffen, den sie natürlich ebenso wie die weit ausgebreitetsten Verbindungen besitze, und daß sich auch für mich möglicherweise einige Aussichten dazu eröffnen könnten, wenn — und wenn — und wenn —

Ich konnte diese Feierlichkeit nicht mehr ertragen. Es kam mir vor, als wolle sich Wagner als Faust maskieren und mich den Schüler spielen lassen, und ich fühlte eigentlich weit mehr Lust, diese Scene, so komisch, wie sie es mehr und mehr wurde, den Meinen zu beschreiben, als sie noch länger fortzusetzen. Etwas von dieser Stimmung mochte denn wohl, da mein Gesicht damals noch meine Gedanken schneller und deutlicher, als mir eigentlich lieb war, kund gab, in meinen Mienen zu lesen sein, denn Fräulein Schopenhauer brach plötzlich in der Aufzählung aller der Eigenschaften ab, die man besitzen müsse, um, wie sie, in die ausgewählte Gesellschaft von Rom aufgenommen zu werden, und sagte: sie setze es nämlich als natürlich voraus, daß mir an der Einführung in diese Gesellschaft gelegen sein müsse. Ich entgegnete, ich hätte bis diesen Augenblick daran allerdings noch nicht gedacht.

Sie warf sich darauf wieder in ihre feierlich doktorale Pose und meinte, mich sehr scharf fixierend: „So sind es also vielleicht ungewöhnliche Schicksale gewesen, die Sie aus der Heimat fortzugehen bestimmten, und Sie wünschen hier sich selbst, und nur sich selbst zu leben?“

„O nein!“ versicherte ich mit bestem Gewissen, „ich habe nichts als das Allergewöhnlichste erlebt!“

„Und mit welchen Absichten und Plänen sind Sie dann hierhergekommen? welche Studien gedenken Sie hier zu treiben? Welche Studien haben Sie überhaupt bisher getrieben?“

„Gar keine!“ sagte ich. „Ich habe nicht viel erlebt, habe im Grunde auch nicht viel gelernt, und ich habe mit dieser Reise keine andere Absicht gehabt, als ein Stück von der Welt zu sehen und mich daran zu freuen.“

Das gefiel ihr offenbar nicht, aber sie nickte feierlich mit dem Kopfe, und ich blickte suchend umher, wo denn der Talar und das schwarze Sammetbarett geblieben wären, die sie notwendig hätte tragen müssen.

„Sie werden sich also,“ meinte sie, „wohl mehr zu der Gesellschaft der deutschen Künstlerfamilien halten, in der man ein heiter geselliges Leben führt; die römische Gesellschaft, in der wir anderen leben, ist durch den Charakter des römischen Hofes eine vorwiegend ernsthafte. Unter den deutschen Künstlern finden sich auch immer einige Gelehrte und Männer von Namen. Wir erwarten den berühmten Welker von Bonn; auch die Herren vom Archäologischen Verein, dessen Protektor Seine Majestät der König von Preußen ist, sind bedeutende Leute, und den Professor Adolf Stahr aus Oldenburg, der sich seiner Gesundheit wegen schon längere Zeit in Italien aufhält, werden Sie vielleicht schon gesehen haben, da er sich auch in den Künstlerkreisen bewegt, in denen Sie, wie ich von Ihnen vernehme, sich bereits einiger Bekanntschaften erfreuen.“

„Ich habe allerdings,“ erwiderte ich, „von dem Maler Louis Gurlitt und von der Malerin Elisabeth Baumann den Namen des Professor Stahr öfters nennen hören; sie haben mit ihm eine gemeinsame Villeggiatur in Arriccia gemacht.“

„So suchen Sie ihn kennen zu lernen! Er ist ein Mann von Distinktion!“ bedeutete mich Fräulein Adele in einer Weise, die mich glauben machen mußte, daß sie dies Urteil über Professor Stahr aus eigener Erfahrung fälle. Sie kannte ihn jedoch damals noch nicht, sondern lernte ihn erst weit später kennen. Trotzdem aber setzte sie hinzu: „Er ist körperlich und wohl auch geistig, oder nennen Sie's gemütlich, leidend.“

Ich sah sie fragend an, denn ich wußte nicht, was das heißen sollte. „Ach!“ sagte sie, „Oldenburger Bekannte, die ihn sehr hoch zu halten schienen, haben in der Heimat mir einmal davon gesprochen. Es ist wie

bei so vielen dieser gelehrten Herren: deutsche Sentimentalität mit ihren Vorzügen und Nachteilen. Frühe Verlobungen, frühe Heiraten, ehe die Herren mit sich selber fertig sind — und der Rückschlag bleibt dann selten aus. Was wollen Sie? Unsere Heroen haben ihnen die Vorbilder dazu geliefert! Aber suchen Sie die Bekanntschaft von Professor Stahr zu machen, da sein Name unter den jüngeren Schriftstellern Klang besitzt und Ihnen, da Sie es doch auf eine litterarische Laufbahn abgesehen haben, dergleichen Beziehungen durchaus nötig sind." Ich erhob mich dann endlich, um mich ihr zu empfehlen, wobei ich die Zusicherung erhielt, daß sie mich aufsuchen und sich freuen würde, mir förderlich sein zu können, und ich will es hier gleich bemerken, daß sie beides auch gehalten hat. Ihre Pedanterie, ihre Gespreiztheit und das Darstellen einer Jugendlichkeit, die sehr weit hinter ihr lag, behielten für uns alle immer etwas Abgeschmacktes, aber sie war eine Frau von Geist, hatte viel erlebt, und ich habe während meines ganzen italienischen Reiselebens viel und gern mit ihr verkehrt; sie ist, nachdem wir uns näher hatten kennen lernen, immer freundlich, oft gefällig gegen mich gewesen und ich habe manche gute Stunde mit ihr zugebracht, nachdem ich gelernt hatte, ihre Wunderlichkeiten mit in den Kauf zu nehmen, was eben nicht schwer war.

Im Hinuntersteigen von dem Stockwerk, in welchem Fräulein Schopenhauer wohnte, traf ich einen entfernten Verwandten von mir, den damals noch sehr jungen und schönen Landschaftsmaler Julius Helfft, den ich fast seit seiner Kindheit kannte, und der sich mir an jenem Morgen anschloß, um mich nach Hause zu begleiten. Er war der Stubennachbar von Fräulein Adele, hatte sie ebenfalls kennen gelernt, und als ich der mit ihr gepflogenen Unterhaltung in Heiterkeit erwähnte, ward denn auch Professor Stahrs zwischen uns gedacht. Mein junger Vetter war in Arriccia lange mit ihm zusammen gewesen und seines Lobes voll. Er konnte nicht genug erzählen von dem fröhlichen Leben, das man dort in Martorelli während der Villeggiatur geführt, von den guten Gesprächen über Kunst, welche man dort gepflogen, von den Festen, die man im Handumdrehen improvisiert; „und," sagte er, „obschon Professor Stahr recht krank zu sein scheint, so waren er und Elisabeth Baumann doch eigentlich die Seele von allem, was in Arriccia geschah und vorgenommen wurde." — „Aber Fräulein Schopenhauer nannte ihn gemütlich leidend," wendete ich ein. „Davon habe ich nichts gemerkt," meinte Helfft. „Seine Halskrankheit und Nervenschwäche machen ihn besorgt und verstimmen ihn gelegentlich, indes er war doch meistens munter wie wir alle."

Stahrs Name trat auf diese Weise abermals an mich heran, ohne daß ich weiter Gewicht darauf legte; denn die eigentliche leidenschaftliche Neugier, welche so viele Menschen treibt, die Bekanntschaft von Personen zu suchen, die sich in irgend einer Weise ausgezeichnet haben, hat mich nie beseelt. Wo ich nicht die Hoffnung hegen durfte, solchen Personen näher zu treten und von ihrer Bedeutung eine Förderung meines ganzen Wesens zu erhalten, bin ich ihnen eher ausgewichen. Ich hatte in Florenz nicht einmal die dringende briefliche Empfehlung benutzt, welche Therese von Bacharacht mir für den ehemaligen König von Holland, für den greisen Louis Bonaparte mitgegeben, mit dem sie seit ihrer frühesten Jugend nahe befreundet gewesen war und von dessen liebenswürdigem Charakter sie mir die beste Aufnahme zusichern zu können geglaubt hatte. Da ich nicht hatte absehen können, was ich durch die Bekanntschaft mit dem fürstlichen Greise gewinnen möchte, hatte ich Scheu getragen, ihn zu belästigen und seine Zeit vielleicht in einer ihm unwillkommenen Weise zu beanspruchen; und durch den gespreizten Empfang, der mir soeben bei Fräulein Schopenhauer zu teil geworden war, hatte meine Neigung, geflissentliche Bekanntschaften zu machen, sich nicht erhöht. Stahrs Name war mir freilich schon lange ein geläufiger gewesen, denn ich hatte die deutschen Jahrbücher von ihrer Gründung bis zu ihrem Untergange genau verfolgt, hatte Stahrs Namen unter verschiedenen kritischen Arbeiten gelesen, und die Klarheit und Entschiedenheit seiner Ausdrucksweise waren mir noch wohl erinnerlich. Indes in der Reihe der frischen Kräfte, welche sich damals bei der epochemachenden und uns

Jüngere geradezu in die Lehre nehmenden Zeitschrift zusammengefunden hatten, neben einem Ruge, Strauß, Feuerbach, Vischer u. s. w. fielen Klarheit und geistige Schärfe nicht als etwas Besonderes auf, und ich weiß sehr deutlich, daß es mir völlig gleichgültig dünkte, ob ich dem Professor Stahr einmal begegnen würde oder nicht. Von jenen Vorgefühlen und Ahnungen, von denen man im Leben wie in Romanen oft wunderbare Dinge erzählen hört, finde ich in meinen eigenen Erinnerungen auch nicht eine Spur.

* * *

Ganz sorglos, ganz auf die Gunst des Zufalls gestellt, ließ ich die Tage an mir vorübergehen, und sie entschwanden mir vergnüglich genug. Dennoch blieb, wenn ich so sagen darf, eine leere Stelle in meinem Inneren, und wenn ich am Morgen in den Ruinen des vorchristlichen Rom, wie in Roms Kirchen, Kapellen und Museen umhergewandert war, wenn ich am Nachmittage mit den Freunden den Volksfesten in der Villa Borghese beigewohnt hatte und mit ihnen hinausgegangen war vor die Thore, in die Osterien, in deren kleinen Gärten die Volkslust sich während der Oktoberfeste ein Genüge that, so legte ich mich des Abends mit dem Gedanken an all das Gesehene, Gehörte, Erlebte nieder und sagte mir mit Verwunderung und doch ohne eine wahrhafte Befriedigung: Das also ist Rom?

Ich hatte es mir anders vorgestellt, ohne daß ich im stande gewesen wäre zu sagen, wie ich es denn erwartet hatte. Ich dachte an die Schilderungen, welche die besten Geister von ihrem Aufenthalt in der ewigen Stadt hinterlassen haben; ich dachte an Goethe, an Byron, an Waiblinger; ich erinnerte mich der tief eingreifenden Wandlung, welche jeder von ihnen durch seinen Aufenthalt in Rom in sich erfahren, und ich hatte bis dahin nichts gewonnen als eine mich überwältigende Masse von Eindrücken, eine Fülle von Bildern, die mich den Schlaf nicht finden ließen.

Freilich war ich kein Goethe, kein Byron, kein Waiblinger — aber so verwirrt, so zerstreut, so ohne alles zusammenhängende eigene Denken war ich mir eigentlich in meinem Leben noch nicht vorgekommen; und ohne daß ich den Mut hatte, es mir einzugestehen, drängte sich mir öfter und öfter die Vermutung auf, daß ich einen Irrtum begangen, als ich mich zu der Reise nach Italien entschlossen hatte, daß mir dafür die innere Vorbereitung gefehlt habe, und daß ein Aufenthalt in Paris mir vielleicht anregender und förderlicher gewesen sein würde. Ich konnte eben nicht bewältigen, was auf mich andrängte, ich konnte zu keiner Art von Sammlung kommen, und Platens „wo ich mich sammle, wenn ich mich zerstreue“ ertönte fortdauernd wie eine vorwurfsvolle Mahnung in meinem Inneren.

Aber was mir geschah, war eben natürlich genug. Denn ich war gleich zu Anfang unseres römischen Aufenthaltes in einen solchen Strom von neuen Bekanntschaften hineingezogen worden, daß ich zu viel mit ihnen und mit mir selbst beschäftigt war. Die leichtere, freiere Lebensweise, der sich, je nach ihren sonstigen Verhältnissen, fast alle Personen, die ich kennen lernte, mehr oder weniger überließen, trug auch noch dazu bei, mich von mir selber abzuziehen.

Unter meinen deutschen Landsleuten waren in diesem Jahre viele ausgezeichnete Frauen in Rom; aber schon durch ihren Namen hätte Frau Ottilie von Goethe an der Spitze derselben gestanden, wäre sie selbst auch weniger bedeutend gewesen. Sie war eine Frau, die am Ende der vierziger Jahre stehen mochte; da ihr Haar jedoch schon weiß war, sah sie älter aus, und ich glaube nicht, daß sie jemals hübsch gewesen sein kann. Ihr Kopf war fast zu mächtig für die feine, kaum mittelgroße und sehr schmächtige Gestalt; und da ihre Nase und ihre Züge überhaupt durch einen Sturz mit dem Pferde, bei dem sie weit weggeschleift worden, weil das Reitkleid an dem Sattel hängen geblieben, entstellt worden waren, konnte man sich eigentlich nur an den Eindruck der großen und ungewöhnlich ausdrucksvollen Augen halten. Ihre einfache Weise sich zu betragen, ihr lebhafter Freimut hatten etwas ebenso Geistvolles als Gewinnendes, und wenn sie sich je zuweilen daran erinnerte, welche Stelle sie in dem Geistesleben der deutschen Nation eingenommen und auf welcher Höhe sie gestanden hatte, so war es nur, um von dem

Bedeutenden, das ihr auf ihrem ausgezeichneten Platze erreichbar gewesen war, freundlich mitzuteilen, was den anderen freuen konnte. Sie erbot sich gleich, mich mit dem preußischen Konsul, dem liebenswürdigen Herrn Mansteller, bekannt zu machen, mich ihrer Freundin Frau Sibylle Mertens vorzustellen. Sie war eben eine jener warmherzigen Naturen, denen Geben, Mitteilen, Helfen ebenso natürlich ist wie der Sonne das Scheinen, das Erleuchten, das Beleben. Größere Gegensätze als Frau von Goethe und Fräulein Schopenhauer konnte man sich kaum vorstellen, und doch waren sie vertraute Freundinnen; aber für den Fremden blieb es rätselhaft, wie Ottiliens geistvolle und oft bis zur Unvorsichtigkeit gehende Natürlichkeit, wie ihre auf das Belieben des Augenblickes, auf die Eingebung der Minute gestellte Leichtlebigkeit mit der feierlichen, auf eigene Gelehrsamkeit und auf den Zusammenhang mit einer großen Vergangenheit gebaute Pedanterie von Fräulein Adele sich jemals hatten zusammenfinden können.

Mit diesen beiden Frauen waren la principessa tedesca, wie die Italiener Frau Sibylle Mertens nannten, und die Baronin Emma von Schwanenfeld, die Gattin des preußischen Kammerherrn von Schwanenfeld, eng befreundet, und sowohl Frau Mertens als die Familie von Schwanenfeld sahen viel Gesellschaft bei sich und hielten, jede auf ihre Weise, ein offenes Haus.

Da die Baronin von Schwanenfeld sehr kränklich war, konnte bei ihr von regelmäßigen großen Gesellschaften nicht die Rede sein. Aber wenn ihre Gesundheit es nur irgend zuließ, durfte man an ihrem Theetisch allabendlich des freundlichsten Willkommens sicher sein, und auch am Mittage waren immer ein oder mehrere Plätze für zufällig kommende Freunde an ihrem Tische bereit.

Der Kammerherr, ein untersetzter, etwas verwachsener Mann, besaß große Güter im Posenschen und lebte, da seine Ehe kinderlos geblieben, ausschließlich für seine Frau, die dann wieder voll der größten Rücksicht für ihn war, was ihr nicht immer leicht zu fallen schien, da die Neigungen der beiden Eheleute im Grunde sehr verschieden waren. Der Kammerherr hatte einen tüchtigen Verstand und, soweit dieser reichte, ein sehr treffendes, nüchternes und gesundes Urteil. Er war ein guter Wirt in jedem Betrachte, liebte eine bequeme Geselligkeit und hatte gerade so viel geistige Interessen, als man haben muß, um sich in guter Gesellschaft behaglich und zu Hause zu fühlen. Seine Frau hingegen war in dem edelsten Sinne des Wortes eine schöne Seele. Wo sie einer großen Empfindung, einem hohen Gedanken begegnete, schloß sich ihr sonst zurückhaltendes Wesen plötzlich auf und gewährte dann einen Einblick in eine Liebesfähigkeit, in eine Gemütstiefe und in einen Idealismus, wie sie mir sehr selten vorgekommen sind. Sie hätte überall das Gute fördern, das Widerstrebende ausgleichen, das Unklare lichten mögen. Ihr redliches Bemühen, sich selbst aufzuklären, sich von Vorurteilen frei zu machen, war immer lebendig, und selbst während ihrer schweren körperlichen Leiden, die sie mit einer bewundernswürdigen Geduld ertrug, war sie stets mit irgend einem bedeutenden Buche beschäftigt, um, wie sie scherzend zu sagen pflegte, „sich und ihre Jämmerlichkeit über etwas Besserem zu vergessen“. Bisweilen konnte ich es, als ich den beiden Gatten später sehr nahe getreten war, wohl herausfühlen, daß die Baronin keinen rechten Anteil an den Alltagsgeschichten nahm, welche der Kammerherr zu seiner Unterhaltung nicht entbehren konnte, und daß es ihm bei einem Spielchen oder bei einem kleinen gesellschaftlichen Klatsch besser behagte als bei den meist ernsthaften Gesprächen der Baronin; aber er hatte doch seine Freude an den kleinen sehr sinnigen Märchen, Parabeln und Paramythien, welche sie schrieb, mehr Freude noch an der allgemeinen Verehrung, die sie genoß, und wenn sie gelegentlich auf irgend ein wertvolles Geschenk, das er ihr darzubringen gewünscht hatte, verzichtete, um einem anderen für das Geld eine Freude zu machen, so war er dann auch bald damit einverstanden, denn von Herzen freundlich und großmütig war er selber auch. Angeborene Herzensgüte und gute Erziehung glichen in dieser Ehe die Verschiedenheit der Charaktere so völlig aus, daß nur der Vertrauteste es merken konnte, wie beide Gatten einander nicht durchweg entsprachen. Ich für mein Teil habe in allen beiden aufopfernde und sehr treue Freunde gefunden,

deren ich mich mit wärmstem Danke liebevoll erinnere.

Als ich die Schwanenfelds kennen lernte, kamen nur wenig Künstler in ihr Haus, aber man konnte ziemlich sicher sein, bei ihnen einen großen Teil der deutschen Edelleute kennen zu lernen, welche nach Italien kamen. Bei Frau Mertens hingegen war die Gesellschaft, um den gesellschaftlichen Ausdruck dafür zu gebrauchen, eine ganz mondane.

Sibylle Mertens gehörte einem reichen Patricier-Geschlechte, der Familie Schaaffhausen in Köln, an, und niemals bin ich in späteren Jahren in Köln gewesen, niemals habe ich den Dom in seinem Ernste, mit seinen großartig harmonischen Linien und mit seinen Tausenden von wunderlichen Gestalten und grillenhaften Steinphantomen vor Augen gehabt, ohne an die wunderbare Frau zu denken, die in der Nähe jenes Domes geboren, wie er, eigenartig und fremd in ihrer Umgebung, harmonisch trotz ihrer Wunderlichkeiten, sanft trotz ihrer Herbigkeit, in meinen Erinnerungen so unvergleichlich und so gesondert dasteht wie der Riesenbau, dessen Schatten weit hinausragt über ihr Vaterhaus zu Köln.

Es war eigentlich nichts Ungewöhnliches in ihrer Erscheinung, aber sie selbst war ungewöhnlich, und das Gewöhnliche wurde an ihr zu einem Besonderen und bildete sie zu einem Besonderen aus. Sie sah nicht aus wie die anderen Frauen, nicht wie alle Welt. Reich und frei geboren, mochte sie damals über fünfzig Jahre alt sein, eine über das Mittelmaß große magere Gestalt. Der schmale, fast fleischlose Kopf war von glattem, dickem und kurz abgeschnittenem Haar umgeben. Der ganze Knochenbau lag zu Tage, die Backen- und Augenknochen sprangen hervor, die Lippen waren schmal, der Mund nicht klein, das Kinn stark; und doch konnte man von diesem Kopfe den Blick nicht abwenden, wenn man ihn einmal darauf gerichtet hatte. Auf den alten Bildern der niederländischen Schule habe ich solche Frauengestalten gesehen. Sie knieten, in brünstigem Gebet versunken, zu den Füßen der Heiligen, zu deren Ehren sie die Bilder malen lassen. Schwarze Gewänder hatten sie an und Schleier über die bleichen mageren Stirnen, und nur in den Augen brannte noch das Leben.

So sah ich auch Sibylle zum erstenmal. Im langen schwarzen Kleide, das fest um ihre schmalen Schultern anschloß, das Antlitz und den Oberkörper mit einem schwarzen Spitzentuch umhüllt, die Augen zum Gebet erhoben, den Rosenkranz in der Hand, so lag sie in Sankt Peter auf den Knien, regungslos wie ihre Ahnen in den deutschen Bildern.

Es setzte mich beinahe in Verwunderung, als sie, nach beendigtem Gebet aufstehend und sich umwendend, den Konsul Mansteller, der mich an dem Tage nach Sankt Peter begleitet hatte, erkannte und sich ihm näherte. Er stellte mich ihr vor, sie kannte durch Frau von Goethe bereits meinen Namen und lud mich zu sich ein. Das war alles ganz natürlich; aber eben das war es! Das Natürliche befremdete an ihr, und als man mir sagte, daß sie sehr gesellig sei, ein großes Haus mache, alle Fremden, die Anspruch auf Bedeutung hätten, bei sich sähe, kam es mir nicht glaublich vor. Diese Frau und die Gesellschaft! Was konnte diese ernste und einsame Frau mit der Gesellschaft gemein haben?

Ich bin von da ab oftmals ihr Gast in der prächtigen Wohnung gewesen, welche sie in dem Palaste der Stamperia Reale bewohnte, habe sie viel gesehen, viel Freundliches von ihr erfahren, ihre Klugheit und Verläßlichkeit erproben können, aber immer ist sie mir wie eine in dieser Welt sehr einsame Erscheinung vorgekommen.

Sie hatte an jedem Dienstag Empfangsabend, an dem man sicher sein konnte, Leute von allen Nationen anzutreffen. Da sie streng katholisch und mit den Großwürdenträgern der päpstlichen Regierung nahe bekannt war, fand man immer auch eine Anzahl von Prälaten und Weltgeistlichen in ihrem Hause; und weil sie selbst eine gelehrte Archäologin war, die sich besonders mit Inschriften viel beschäftigte, gehörten auch die römischen Altertumsforscher und Kunstkenner, ebenso wie die Gelehrten des preußischen Archäologischen Institutes, das seinen Sitz in der preußischen Gesandtschaft auf dem Kapitole hatte, zu ihren Gästen.

Ebenso gastfrei, obschon er nicht an be-

stimmten Tagen empfing, war der hannöversche Gesandte Kestner, der jüngste Sohn von Werthers Lotte, und er war trotz einer Menge kleiner Schwächen ein sehr liebenswürdiger Greis. Er war Dilettant in der Malerei und in der Dichtkunst, besaß eine sehr große Sammlung von Porträts, die er selbst von allen ihm irgendwie bedeutenden Menschen während seines langen Lebens in Rom gemalt hatte, und ähnlich, wenn schon in dilettantenhafter Übertreibung, waren diese Bilder alle. Herr Kestner rechnete sich ebenso gern zu den Künstlern und Schriftstellern als zu den Diplomaten, und wie die Römer, welche die Fremden lieber mit einem charakteristischen Beiwort als mit den ihnen nicht vertrauten und nicht geläufigen deutschen Namen zu bezeichnen lieben, Frau Mertens nur la principessa tedesca nannten, so nannten sie Herrn Kestner schlechtweg den deutschen Gesandten, weil er durch sein langes Verweilen in Rom ihnen vertrauter geworden war als die Gesandten der anderen deutschen Höfe, die oft gewechselt hatten.

In allen diesen Häusern war ich mit einer gewissen Anzahl von Fremden in Berührung gekommen und bekannt geworden, während ich durch meine beiden Jugendfreundinnen die deutschen Künstler hatte kennen lernen, unter denen die Malerin Elisabeth Baumann, weil sie sich in ähnlicher Lebenslage wie ich befand, mir bald näher trat.

Sie war von deutschen Eltern in Warschau geboren und dort erzogen worden. In ihrem ganzen Wesen ebenso phantastisch als genial, hatte sie alltäglich andere Ansichten und Stimmungen. Einen Tag nannte und glaubte sie sich eine für die Sache des Vaterlandes begeisterte Polin, während sie sich am nächsten Tage zu den Deutschen rechnete und sich darin gefiel, das deutsche Mädchen darzustellen, was ihr ebensogut als die polnische Patriotin zu Gesicht stand. Nie im Leben ist mir jemand vorgekommen, der sich so absichtslos, mit so völliger Unbefangenheit und so völligem Glauben an sich selbst beständig über sich selber täuschte. Wer Elisabeth nicht kannte, wer nicht wußte, wie redlich ihr Herz war, mußte irre an ihr werden und sie für unwahr halten, während sie doch nur der Rastlosigkeit und Maßlosigkeit ihrer Phantasie unterlag. Jeder Gedanke, der ihr durch den Sinn zog, gewann Herrschaft über sie. Sie malte es sich beständig im Geiste aus, wie dies und jenes werden würde, wenn dies und das geschähe, und hatte sie sich das klar gemacht, so glaubte sie an dasjenige, was sie eben nur für ein unter Bedingnissen Mögliches gehalten hatte, wie an ein Wirkliches. Sie konnte glücklich sein über Erfolge, die sie gar nicht errungen hatte, und in Thränen schwimmen über eine Herzenskränkung und ein Liebesleid, die sie nicht erfahren hatte. Dabei war sie eine sehr reine, sehr sittliche Natur, durch und durch eine Künstlernatur, und Peter von Cornelius that ihr nicht zu viel Ehre an, als er einmal vor ihrem großen Bilde „Römische Frauen am Brunnen“, während wir betrachtend dastanden, den Ausspruch that: „Dieses Mädchen ist unter den Düsseldorfern der einzige Mann!“

Alles, was sie malte, hatte einen großen historischen Stil, auch wenn es kleine Genrebilder waren, denn ihr Empfinden und Denken hatte etwas Großartiges. Was sie in die Hand nahm, bekam einen künstlerischen Anstrich. Ein Strauß, den sie band, sah anders aus als andere Sträuße, und obschon sie nachlässig und unordentlich selbst in ihrer Kleidung war, konnte sie diese und sich selbst, wenn sie es wollte, so geschickt stilisieren, daß man sie durchaus als dasjenige ansehen mußte, was sie in dem Augenblicke in sich darzustellen beabsichtigt hatte.

Sie war schon seit längerer Zeit in Italien, hatte schon seit Jahren in Düsseldorf, wo sie ihre Studien gemacht, viel und zwanglos mit Männern verkehrt, und diese Gewohnheit und ihr gutes Bewußtsein gaben ihr im Verkehr mit Männern eine Freiheit und Ungezwungenheit, die mir noch fehlten.

Sie hatte mit den Malern ihrer Bekanntschaft die heißen Monate in Arriccia zugebracht, und sie übernahm es denn auch, mit mir die ersten Besuche in den Künstlerwerkstätten zu machen. Sie war mit dem Landschaftsmaler Louis Gurlitt, mit dem Historienmaler Rudolf Lehmann, mit dem Baron Pepeleu und mit noch vielen nah bekannt, und mit ihr und ihren Freunden hatte ich auch in den ersten Tagen meines römischen Aufenthaltes die Oktoberfeste mitgemacht. Dabei hatte ihre Unvorsichtigkeit mich in

einen Handel verwickelt, dessen unbequeme und unangenehme Folgen sich weithin über meinen italienischen Aufenthalt erstreckten.

Ich hatte, um mit den Bekannten rechtzeitig nach der Villa Borghese aufbrechen zu können, einen Mittag, gegen meine Gewohnheit, mit ihnen in dem Speisehause, im Lepre, zu essen versprochen. Als wir, Elisabeth und ich, mit einem befreundeten Künstler und mit dessen Frau in das Speisezimmer traten, fanden wir die Tische bereits stark besetzt und nirgend mehr vier Plätze frei, wie wir sie nebeneinander zu haben wünschten. Während unser Begleiter sich noch im Zimmer umsah, trat plötzlich ein Fremder an mich persönlich heran und erbot sich, seinen Platz zu räumen, wodurch wir denn vier Plätze nebeneinander zur Verfügung haben würden.

Es war kein Grund vorhanden, diese kleine Gefälligkeit nicht dankbar zu benutzen, wir setzten uns zu Tisch, der Fremde nahm mir gegenüber Platz und fing eine Unterhaltung in französischer Sprache an, auf welche Elisabeth lebhafter einging, als es nötig war oder mir angemessen schien. Sie merkte es nicht, daß er seine Worte und Fragen an mich richtete und daß ich der Antwort auswich, weil ein unbestimmtes Etwas in dem Wesen des Fremden, der unverkennbar ein südländischer Slave war, mir mißfiel; und sie hatte auch kein Arg dabei, als er, da wir das Speisehaus verließen, sich uns anschloß und uns begleitete. Als ich den Freund, mit dem wir gekommen waren und in dessen Schutz wir uns befanden, auf das Mitgehen des Fremden aufmerksam machte und ihn ersuchte, eine andere Straße einzuschlagen, um den Slaven, dessen Begleitung unverkennbar mir galt, auf eine schickliche Weise fortzuschaffen, meinte er lachend, die deutsche Prüderie müßte ich mir abgewöhnen, wenn ich in Rom und unter Künstlern leben wolle! Und wie sehr ich mich auch von dem Fremden entfernt zu halten suchte, hatte derselbe von Elisabeth, als er uns endlich verließ, doch bereits erfahren, daß sie eine Malerin, daß ich eine deutsche Schriftstellerin sei, daß wir mit Frau Mertens-Schaaffhausen bekannt wären, und ich weiß nicht, was noch alles mehr.

Dafür aber wußte sie auch, daß er ein Wallache sei, daß er in päpstlichen Diensten stehe, daß er bei der bevorstehenden Ankunft des russischen Kaisers zugegen sein müsse, und daß wir es durchaus nicht versäumen dürften, an einem von ihm bezeichneten Tage zur Promenadenstunde auf dem Monte Pincio zu erscheinen, weil dann der Kaiser Nikolaus dort seine erste Spazierfahrt machen werde. Meine Freunde waren auch fest entschlossen, diese Stunde gewiß nicht zu versäumen, und sie fanden es unbegreiflich, als ich erklärte, daß ich nicht mit ihnen gehen würde; denn ob der Kaiser auf die Passage kommen werde, das sei mir keineswegs gewiß, daß wir aber diesen Fremden dort treffen würden, dem wieder zu begegnen ich kein Verlangen trüge, davon hielte ich mich überzeugt.

* *
*

Die Oktoberfeste waren lange vorüber, der November war schon herangekommen, als ich mich an einem Nachmittage mit meiner Begleiterin und dem Maler Moser in Villa Pamfili befand. Wir waren lange umhergegangen und schickten uns zum Rückwege an, als wir auf der entgegengesetzten Seite des in altfranzösischem Geschmack angelegten Blumengartens drei Männer erblickten, die auch bereits den Garten zu verlassen schienen. Moser grüßte sie wie alte Bekannte, zwei von ihnen erwiderten den Gruß, indem sie, wie üblich, die Hüte abnahmen, der dritte winkte nur mit der Hand. Er war der größte von den dreien und trotz der noch sommerlichen Witterung in einen weiten Mantel gehüllt.

„Das ist Professor Stahr mit Doktor Hettner und dem Bildhauer Kümmel!“ sagte Moser.

Wir sahen hinüber, und meine Begleiterin rief: „Ach, Fräulein Lewald, das sind ja die beiden Herren aus der Via del Babuino!“

Ich hatte sie auch erkannt. Professor Stahr und Doktor Hettner waren uns einige Zeit vorher in der Via del Babuino begegnet und hatten mich, auf gut römisch, in einer Weise betrachtet, die mir unangenehm gewesen war, weil ich damals noch nicht die Erfahrung gemacht hatte, in wie unbefangener Weise die Römerinnen sich eine solche

Aufmerksamkeit gefallen lassen. Ich konnte Stahrs Gesichtszüge nicht unterscheiden, weil er ein Tuch vor dem Munde hielt, sich vor der Abendluft zu wehren, aber ich hätte ihn jetzt bereits gern kennen lernen mögen, da Elisabeth mir vielfach und mit großer Vorliebe von ihm gesprochen hatte. Sie konnte nicht genug rühmen, wie aufmerksam er für sie gewesen sei, wie frei und doch wie taktvoll er mit ihr verkehrt habe, wie alles gleich einen poetischen und geistigen Anstrich gewonnen habe, wenn er dabei gewesen; und sie hatte es erraten lassen, ohne es auszusprechen, daß Stahr und der Maler Gurlitt ihr sehr gehuldigt hätten. — Einige Tage später, an einem Dienstage, ging ich zu dem Empfangsabend von Frau Mertens nach dem Palazzo Poli. Die Gesellschaft war, wie immer, zahlreich und sehr glänzend. Frau von Goethe, Fräulein Schopenhauer, Lady Somerville, die berühmte Astronomin, mit ihren Töchtern, der gelehrte Rossi, Canina, der berühmte Kenner der etruskischen Kunst, Abbate Metrenga, einer der Kustoden der Vatikanischen Bibliothek, der mir von Anfang an sehr teilnehmend begegnet war, der schöne Monsignore Lippi, von den Italienern nur bel occhi genannt, der junge Monsignore Baldassaro, der geistreiche und edle Russe Iwan Galahoff mit seiner schönen Schwester, Mistreß Kenney, und eine Menge von anderen Fremden und Künstlern aller Nationen füllten den Saal, als ich, in eines der Nebenzimmer eintretend, plötzlich den Fremden aus dem Lepre vor mir an einem Tische stehen und die antiken, mit Inschriften versehenen Marmorstücke, die Vasen und Bronzen betrachten sah, die Frau Mertens gesammelt und in dem Kabinett aufgestellt hatte. Er begrüßte mich, ohne mich anzureden, und kam dann, als ich das Zimmer wieder verlassen hatte, mit Frau Mertens zu mir, um sich mir durch dieselbe in aller Form vorstellen zu lassen. Sie nannte ihn den Chevalier de ...; er mochte in der Mitte der dreißiger sein, war eine markige, männliche Gestalt, hatte die lebhaften Augen und das beredte Sprechen der Südländer, und ohne besonders gewandt zu sein, doch die Formen und Manieren, welche man in der großen Gesellschaft zu finden gewohnt ist. Er sprach das Italienische und das Französische mit Leichtigkeit, und wenn mein Mißtrauen gegen ihn auch rege blieb, so meinte ich doch, ihn nicht so enschieden zurückweisen zu dürfen, da ich ihm eben in diesem Hause begegnete. Nebenher freilich war es mir auch interessant, mir einen Glücksritter, denn für einen solchen hielt ich den Chevalier auch jetzt, wie ich glaubte, in aller Sicherheit betrachten zu können, und wir gerieten in eines der leichten Gespräche, wie man sie in solchen Fällen zu führen gewohnt ist. Der Chevalier bot mir alle Arten von Diensten an, wollte mir Eintrittskarten für die verschiedenen Villen, für gewisse Funktionen in der Peterskirche besorgen, aber ich lehnte das alles ab. Er drang denn auch nicht weiter in mich, und außer an den Abendgesellschaften bei Frau Mertens, in denen er niemals fehlte, sah ich ihn nur hier und da einmal an einem der öffentlichen Orte, an denen die Fremden sich in Rom begegnen.

Ich glaube, kein Ort in der Welt, London und Paris nicht ausgenommen, hat eine Gesellschaft aufzuweisen wie diejenige, welche sich damals alljährlich und doch beständig wechselnd in Rom versammelte. Nord und Süd, der Osten und der Westen, Europa, Asien und Amerika fanden sich und finden sich gewiß noch heute in Rom in einem verhältnismäßig sehr engen Raum, man möchte sagen, in einem einzigen Stadtteile zusammen. Alle haben fast das gleiche Bestreben, die gleichen Zwecke, alle wurden damals — jetzt wird das bereits anders sein — von der herkömmlichen Vorstellung getragen, sich auf einem Grund und Boden zu befinden, auf welchem man sich frei von den Schranken gesellschaftlichen Übereinkommens bewegen könne. Niemand fragte sich, wer ihm diese Freiheit gebe, aber ein jeder fühlte sich von ihr über alles Gewöhnliche und Kleinliche hinweggehoben, und es sind gewiß nur die beschränktesten Naturen, denen in Rom nicht die Schuppen von den Augen fallen, denen nicht der Gedanke und die Empfindungen kommen, wie unwesentlich alles Zufällige im Menschenleben ist und wie es doch wieder ein Ewiges in uns, in der Menschheit giebt, das, soviel an ihm ist, in sich auszubilden und auszuleben eine der höchsten Aufgaben ist, welche der einzelne sich stellen kann.

Ich fühlte mich, nachdem ich innerlich einigermaßen zu Besinnung und Ruhe gekommen war, in dieser römischen Gesellschaft wie in meinem wahren Elemente. Wenn ich im Saale von Frau Mertens bald in dieser, bald in jener Sprache redete, wenn ich mich an der eigenartigen galanten Konversation mit den Italienern belustigte, deren Art und Weise mich immer noch an die Goldonischen Lustspiele erinnerte, und bei der die Rede und Gegenrede leicht und fröhlich wie ein Federballspiel gehandhabt wurde, so ward ich mir meiner Fähigkeiten, meiner geistigen Schnellkraft mehr als je bewußt, und ich konnte mich schon die ganze Woche auf die heitere Unterhaltung des Dienstagabend freuen.

An einem solchem Dienstage, es war der siebenundzwanzigste November, saß ich im Saale der Frau Mertens auf einem sehr niedrigen kleinen Sofa und hatte eben mit einigen Italienern eine unserer fröhlichen und im Grunde ganz leeren Plaudereien gepflogen, als Frau Mertens mit einem Manne an mich herantrat, den sie mir als unseren Landsmann, Professor Stahr aus Oldenburg, vorstellte. Da wir sofort deutsch zu sprechen begannen, entfernten sich die Fremden. Auch Frau Mertens verließ uns, nur Professor Stahr blieb vor mir stehen. Er fragte mich, seit wann ich in Rom sei, wie lange ich zu bleiben gedächte; sagte, daß er mich schon ein paarmal gesehen, daß er mich zuerst für eine Römerin gehalten habe, und während ich ihm auf das alles Antwort gab, hatte ich Zeit, ihn näher zu betrachten.

Er war über die mittlere Größe und, ohne dasjenige zu sein, was man einen schönen Mann nennt, doch eine sehr anziehende Erscheinung. Was mir zuerst an ihm auffiel, war seine große Ähnlichkeit mit dem Tizianschen Christuskopfe in Dresden und mehr noch die mit dem Studienkopfe zu diesem Christus, den ich eben erst in Schnaases Begleitung in Florenz studiert hatte. Stahrs kränkliche Farbe und der Ausdruck von Schwermut in seinen Zügen erhöhten diese Ähnlichkeit. Das Profil war edel, die Form des schmalen Kopfes, das Oval des von einem weichen, schwarzen Vollbart umschlossenen Gesichtes waren sehr fein, die dunklen Augen belebt und ausdrucksvoll, und die von dunklen, schlichten Haaren eingerahmte Stirn hatte etwas so Geistreiches, daß man augenblicklich fühlte, dies sei kein Alltagsmensch. Er war gut gewachsen, hielt sich gut, bewegte sich leicht, aber obschon er sorgfältig gekleidet war, sah man ihm in dieser Gesellschaft von Weltleuten und Künstlern damals doch den Kleinstädter und auch den deutschen Gelehrten an. Sein Frack hatte nicht den rechten Schnitt, seine Krawatte war nicht modisch, er hatte keine Handschuhe an und keinen Hut in der Hand; die Handschuhe hielt er immer in der Hand, aber er hatte sehr feine und doch markige Hände und bewegte sie mit edler Lebendigkeit. Er gefiel mir gut, ich fand ihn anziehend, weil er offenbar nicht wie alle die anderen war und dies selber nicht zu bemerken schien.

Ich hatte ihm schon eine Menge von Fragen beantwortet und verschiedene an ihn gerichtet, als er noch immer nicht daran dachte, sich auf den leeren Sessel an meiner Seite niederzulassen, und obschon es nicht meines Amtes war, einen Mann, der nicht neben mir Platz nehmen, also vielleicht nicht bei mir verweilen wollte, eigens dazu aufzufordern, wurde mir die Unterhaltung, bei der ich unnötig laut sprechen und immerfort mit zurückgebogenem Hals seitwärts in die Höhe sehen mußte, allmählich so unbequem, daß ich halb scherzend, halb ungeduldig endlich den Ausruf that: „Herr Professor! Wenn ich noch weiter mit Ihnen sprechen soll, so setzen Sie sich! Für eine Salonkonversation will ich mir den Nacken nicht verdrehen!“

Stahr fuhr erschrocken auf, sah mich mit einer Art zorniger Befremdung an, da er aber doch merken mochte, daß meine Worte nicht böse gemeint waren, und da er schließlich auch einsehen mußte, daß ich mich ihm, dem Stehenden gegenüber, wirklich in einer unbequemen Stellung befand, wurden seine Mienen wieder ruhiger. Er setzte sich zu mir, und als ob es ihn freier mache, daß wir nun leiser reden konnten, daß er nicht mehr, wie bisher, der allgemeinen Betrachtung preisgegeben sei, begann er lebhafter über seine Villeggiaturen in Sorrent und in Ariccia und mit solcher Wärme von dem Glück zu sprechen, welches der Aufenthalt in Ita-

lien ihm gewähre, daß ich seinen Worten mit steigendem Vergnügen und wachsendem Anteil folgte. Als er sich dann erhob, gab er mir die Hand, und die Weise, mit der er meine Rechte schüttelte, gefiel mir wie er selbst. Es war ein ehrlicher, fester, energischer Griff in seiner feinen Hand, wie man ihn von einem Manne gern hat und wie ich ihn ganz besonders liebte, da mir eine kraftlose Hand und ein schlaffer Händedruck an und von einem Manne von jeher als ein Zeichen von Schwäche und Charakterlosigkeit etwas höchst Widerwärtiges gewesen waren. Wir schieden freundlich, aber ohne jenes „auf Wiedersehen!“, das regelmäßig auszusprechen man von den Italienern so bald annimmt.

Nicht lange nachher, ich meine, es muß im Anfang des Dezember gewesen sein, kam Elisabeth Baumann einmal in der Frühe zu mir. Da sie auf dem Monte Pincio in der Via Sistina wohnte und ihr Atelier in einer der Seitenstraßen der Via del Babuino gelegen war, hatte sie sich gewöhnt, ihren Weg nach ihrem Atelier nicht über die Spanische Treppe zu machen, sondern über Capo le Case zu gehen und bei mir vorzusprechen, wie sie in jener Zeit auch ihre Mittagsmahlzeit mit uns gemeinsam in unserer Wohnung einnahm. An dem Morgen aber kam sie früher, als sie pflegte. Ich sah ihr auch gleich an, daß sie verdrießlich und eilig war, und auf meine Frage, was ihr geschehen sei, sagte sie: „Ich habe einen Ärger gehabt, aus dem Sie mir heraushelfen sollen. Sie wissen, daß ich die Grazia“ — so hieß das damals in Rom beliebteste Kopfmodell — „seit Wochen für meine Hauptfigur bei den römischen Frauen am Brunnen engagiert habe. Von Tag zu Tag hat sie mich warten lassen. Gestern kommt sie endlich, und abgesehen davon, daß sie in der Sitzung launenhaft bis zum Unerträglichen gewesen ist, läßt sie mir heute absagen. Nun ist alles untermalt, die Farben werden mir trocken und ich kann nichts machen. Mein ganzer Morgen geht mir heut verloren!“

„Aber was kann ich dabei helfen?“ wendete ich ein.

„Ziehen Sie sich an und kommen Sie mit!“ bat sie. „Ich kann Ihren Kopf ebensogut brauchen, wie den der Grazia; was nicht dazu paßt, ändere ich mir, die Farbe mache ich mir schon zurecht. Sitzen Sie mir heut und morgen, und wenn die eigensinnige Person dann sieht, daß ich sie entbehren kann, pariert sie mir nachher besser.“

Ich hatte auf der weiten Welt gar nichts zu thun, war also gern bereit, den geforderten Dienst zu leisten, und ich hatte denn in Elisabeths Atelier in dem römischen Kostüm schon ein paar Stunden auf dem erhöhten Gestell gesessen, als es an die Thür klopfte und Professor Stahr hereintrat.

Wie ich ihn erblickte, wollte ich heruntersteigen, denn es setzte mich in Verlegenheit, mit dem weißen Kopftuch und dem zurückgesteckten weißen Halstuch mich in halber Verkleidung vor einem Fremden sehen zu lassen; das Heruntersteigen hatte jedoch seine Schwierigkeit, denn das Gestell war nichts weniger als sicher, und Elisabeth und der Professor gaben es nicht zu, daß ich den Platz verließ. Elisabeth wollte ihre Arbeit nicht unterbrechen, sie malte eifrig fort, Stahr aber blieb, in seinen schwarzen Mantel gewickelt, die Arme übereinandergeschlagen, vor mir wie vor einem Bilde stehen und sah mich ruhig an. Weder er noch Elisabeth schienen daran zu denken, daß mich dies genieren könne, und sich zu der ersteren wendend, sagte Stahr, als ginge mich das persönlich gar nichts an: „Nun sehe ich erst recht, wie ich mich in dem Kopfe von Fräulein Lewald nicht betrogen habe. Ich bin Ihnen vor einiger Zeit,“ fuhr er, sich zu mir kehrend, fort, „noch ehe ich Ihnen vorgestellt worden und ohne Sie zu kennen, schon einmal mit meinem Freunde, dem jungen Doktor Hettner, in der Via del Babuino begegnet, und Ihr Kopf ist mir gleich damals aufgefallen. Da Sie sich aber beleidigt von uns wendeten, als wir Sie betrachteten, merkten wir gleich, daß Sie keine Römerin wären.“

Er setzte sich darauf nieder, als ob er müde wäre, bat, seinen Hut aufbehalten zu dürfen, da er es in dem Atelier kalt finde, und wir machten die Bemerkung, daß er mit einer gewissen schmerzlichen Bewegung bisweilen mitten im Sprechen innehielt. Als wir ihn deshalb befragten, sagte er, es gehe ihm nicht gut. Jetzt, da das Wetter herbstlich werde, mache sich selbst in diesem milden

Klima sein Halsleiden ganz unverändert geltend, und er sehe es also, daß seine Reise und sein Aufenthalt im Süden für seine Herstellung erfolglos bleiben würden. Er seufzte dabei, und jener Ausdruck des Leidens, der mich schon bei dem ersten Begegnen an ihm überrascht hatte, trat in seinem Gesicht wieder so deutlich hervor, daß ich mich nicht enthalten konnte, Elisabeth zu fragen, ob sie denn die Ähnlichkeit mit dem Tizianschen Christuskopfe in der Dresdener Galerie nicht ebenso wie ich bemerke.

„Sonderbar!“ rief Stahr, als ich diese Frage that. Ich wollte wissen, was der Ausruf bedeute. „O!“ versetzte er, „Ihre Äußerung fällt mir auf, weil Bettina, als ich sie vor ein paar Jahren kennen lernte, dieselbe Ähnlichkeit herauszufinden meinte.“ Er wickelte sich dabei wieder fest in seinen Mantel ein, der ihm von den Schultern gefallen war, und da es wirklich in dem Atelier nicht warm war, riet ich Elisabeth, dem Leidenden ein paar Bretter oder eine Decke unter die Füße zu legen, damit er sich auf dem Estrich des Bodens nicht erkälte. Sie that es sogleich, er nahm es auch an; aber mit einem Lächeln, das etwas sehr Trauriges hatte, sagte er: „Das hilft mir alles nicht, liebe Lisinka.“ Er brach dann plötzlich ab, kam auf das Museum des Kapitols zu sprechen, das er an dem Morgen besucht hatte, und ehe wir es uns versahen, fanden wir uns in eine so eifrige Unterhaltung verwickelt, daß Elisabeth zu malen aufgehört und ich meine Pose längst vergessen hatte.

Stahr sprach mit ungemeiner Lebhaftigkeit und mit einer Freude und einer Begeisterung von der antiken Plastik, wie ich es nie zuvor vernommen hatte. Ich möchte sagen, seine Ausdrucksweise war trotz ihrer großen Wärme antik und plastisch. Jedes Wort, das er sagte, war ursprünglich, und ich wunderte mich dabei doch immer, warum mir, die ich das kapitolinische Museum auch schon zu wiederholten Malen gesehen hatte, nicht ganz dasselbe eingefallen sei, denn es schien mir, als spreche er aus, was mir wie eine dunkle Ahnung in der Seele gelegen hatte, als gäbe er demjenigen Worte, was sich in mir schon geregt, als ich vor Jahren zum erstenmal in die Rotunde des Berliner Museums eingetreten und, von Begeisterung überwältigt, bereit gewesen war, andächtig auf die Knie zu sinken.

Mitten in dem Flusse seiner Rede fuhr er aber mit der Hand an seinen Hals und hörte zu sprechen auf. „Ich muß fort,“ sagte er dann nach einer Weile, „mein Hals ist heute recht schlimm. Ich kam auch nur, um Sie, liebe Elisabeth, um eine Gefälligkeit zu bitten. Ich habe heut in einem Briefe meiner Frau ihr Porträt und ein Löckchen meines jüngsten Kindes erhalten. Das Bild ist sehr ähnlich, aber es ist nur in Bleistift gemacht, und ich besorge, daß es sich verwischen könnte. Thun Sie mir den Gefallen und fixieren Sie es mir.“

Er holte dabei einen dicken Brief aus der Brusttasche seines Mantels hervor und reichte uns die kleine Zeichnung hin. Es war das Bild einer uns etwa gleichalterigen Frau, die unter einer großen Haube gutmütig vor sich hinsah.

Während Elisabeth das Bildchen in ihr Skizzenbuch legte, sprach Stahr sehr herzlich von seiner Frau und seinen Kindern, mit deren Verhältnissen Elisabeth durch seine früheren Mitteilungen bereits vertraut sein mußte, denn er nannte gegen sie alle Mitglieder seiner Familie bei ihrem Taufnamen, erzählte ihr, daß die beiden ältesten, die zu seinem großen Kummer am Nervenfieber daniedergelegen, wieder rüstig und genesen wären, und als dann Elisabeth nach diesem und nach jenem fragte, las er ihr, trotz seines ihn schmerzenden Halses, mit unverkennbarem Vergnügen Bruchstücke aus dem Briefe seiner Frau vor.

Ich hatte einen sonderbaren Eindruck davon. Es war von nichts, aber auch von gar nichts anderem in dem Briefe die Rede, als von jenem Kleinkram des Haushaltes, den jede ordentliche Hausfrau alltäglich zu bewältigen hat, den ich durch lange Jahre in größtem Maßstab in sehr beschränkten und schwierigen Verhältnissen selbst bewältigt hatte und der als unerläßliches Mittel zum Zweck seine volle Berechtigung in sich trägt. Ich wußte besser als manche andere, wie wichtig die rechtzeitige Besorgung des anscheinend Geringsten für das Wohlbehagen einer Familie ist, denn ich war für die Menschen, die ich liebte, immer gerne Hausfrau — und ich finde noch heute ein großes Glück darin,

vorsorgend für andere zu schaffen. Aber wie einst in den Briefen einer Verwandten, so hatte es auch jetzt bei diesen Briefen etwas Beängstigendes für mich, daß jene Frauen so gar nicht von sich ab, so gar nicht über den Kreis ihres Hauses hinauszusehen, daß sie sich gar nicht daran zu erinnern vermochten, auf welchem Boden, in welcher Umgebung diese Briefe dem Empfänger in die Hände kommen mußten. Ich entsann mich deutlich, wie solche Briefe in weiter Ferne mich fremdartig berührt, wie oft ich bei dem Lesen an die Worte gedacht hatte:

Bist beim ersten Meilensteine
Hundert Meilen weit entkommen!

wie fern Königsberg mir und selbst meinem Vater in Straßburg, in Baden, in Berlin gelegen hatte. Ich dachte mir, wie die Aufzählung all der kleinen häuslichen Nöte, und all der ähnlichen Nöte in den Häusern der Freunde und Nachbarn Stahr hier sonderbar berühren müsse, wenn schon ich mir sagte, daß er ja selber in die Enge jener kleinen Residenz und jenes Hauses hineingehöre. Er hatte aber offenbar gar keine Ahnung von dem Eindruck, den das Oldenburger Schreiben hier in Rom auf einen unbeteiligten dritten notwendig machen mußte. Er hatte vielmehr seine Freude daran, lächelte freilich über dies und jenes, indes es war schließlich nur sein Halsschmerz, der ihn veranlaßte, mit dem Vorlesen einzuhalten und sich zum Aufbruch anzuschicken.

Als ich ihn dann fragte, ob wir ihn am nächsten Dienstag bei Frau Mertens sehen würden, verneinte er es. Er sei nicht nach Rom gekommen, sagte er, um in Gesellschaften zu gehen, es sei ihm um das Leben in Italien und um Rom zu thun. Die Eindrücke, welche er hier empfange, wären so gewaltig, daß er sie nur mit Mühe verarbeiten könne. Er dürfe sich nicht zerstreuen, er wolle es auch nicht, denn er habe geistig ebenso große Sammlung nötig, als er sich körperlich der höchsten Ruhe bedürftig fühle.

„Ach!“ rief Elisabeth, „wenn Sie Ruhe nötig haben, lieber Stahr, so müssen Sie zu Fräulein Lewald kommen. Sie glauben nicht, wie still und behaglich es in deren Wohnung immer ist. Man sollte meinen, man wäre mitten in Deutschland und zu Hause, wenn man bei ihr eintritt.“

„Das könnte ich wohl brauchen,“ versetzte er, „aber am Tage ist Fräulein Lewald vermutlich ebensowenig in ihrer Wohnung, als ich in der meinen, und abends wage ich es nur selten, auszugehen.“

Trotzdem forderte ich ihn, wie es sich gebührte, auf, zu mir zu kommen, wenn es ihm irgend passend sei, erbot mich, bei mir nach besten Kräften für ihn zu sorgen, und damit schieden wir.

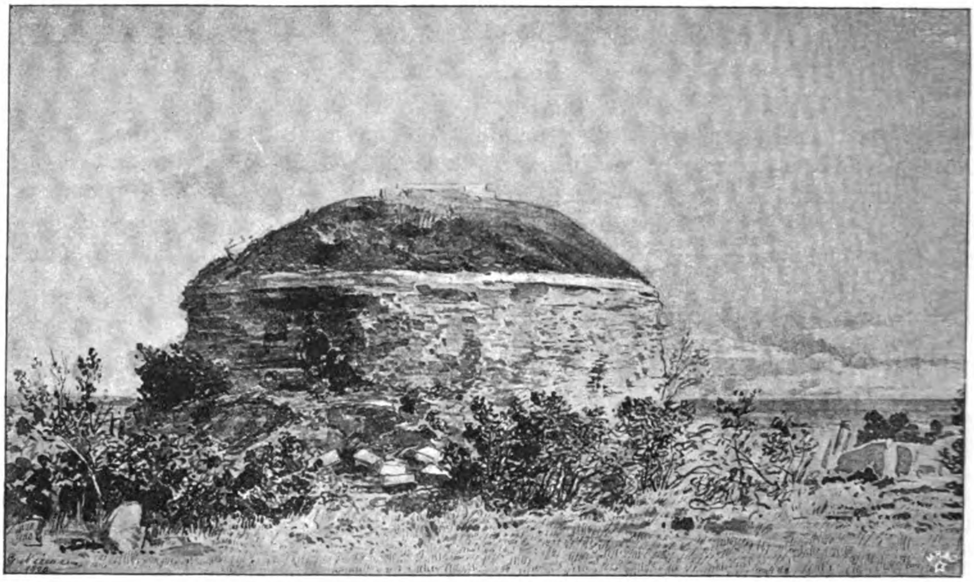
Aber Stahr war mir rätselhaft geworden. Er hatte trotz seiner Kränklichkeit etwas so Jugendliches, so Schwungvolles in seinem ganzen Wesen, daß man ihn sich überhaupt nicht als verheiratet oder als Familienvater vorstellen konnte; und vollends auf dem Hintergrunde einer Existenz, wie der Brief ihn vor unseren Augen entrollt hatte, erschien er nicht an seinem Platze. Ich sprach das, als er uns verlassen hatte, auch gegen Elisabeth scherzend aus.

„Dieser ganz altitalienische Kopf, solch ein Giorgione oder Tizian auf einer holländischen Leinwand!“ sagte ich.

„Ich glaube, er hat davon gar kein Bewußtsein,“ entgegnete sie mir. „Er liebt seine Frau, spricht viel von ihr, sehnt sich nach ihr, und wir haben es ja eben erst erlebt, wie ihn der Brief gefreut hat. Sie sind schon lange verheiratet, und er hat eine Menge und schon große Kinder.“

Die Sache war damit zwischen uns abgethan, wir kamen auf unsere eigenen Angelegenheiten zu sprechen, aber in meinem Inneren dünkte ich mich in meiner Freiheit an dem Tage Stahr überlegen. Er war mir wie aus dem geistigen Bereich entrückt, den zu suchen ich nach Italien gegangen war; und wenn ich nach dem von ihm auch zum öfteren reden hörte, begegnete ich ihm doch während einer längeren Zeit nicht wieder.

(Schluß folgt.)



Ansicht der Ruine von Norden.

Das Monument von Adamklissi,

die älteste Darstellung von Germanen im Kampf mit den Römern.

Von

Hugo Willrich.

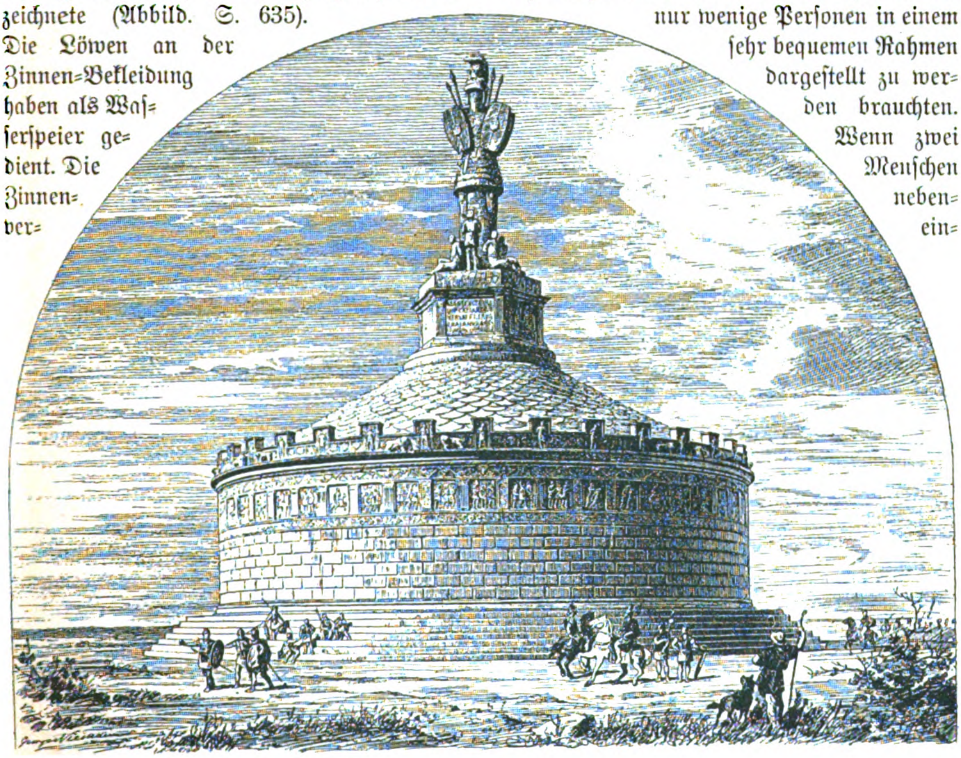
Am 2. November 1837 schrieb der Hauptmann Helmuth von Moltke aus Varna einen Brief, der folgenden Passus enthielt: „Nach der Donau zu, dritthalb Stunden von Rassova, fanden wir eine merkwürdige Ruine; die Türken nennen sie Adam-Kilissi oder die Adamskirche. Es ist eine kuppelartig gewölbte solide Steinmasse, welche früher mit Reliefs und Säulen bekleidet gewesen, deren Trümmer jetzt weit umher zerstreut liegen. Zwei verschiedene Versuche sind gemacht worden, in den Kern dieser harten Nuß zu dringen, aber beide vergeblich; eine Art Stollen war mit unsäglicher Mühe bis unter das Fundament gedrungen, ohne etwas zu finden. Die Ruine zeigt nämlich nach außen jetzt nur jene bekannte Mischung von rohen Steinen mit mindestens ebensoviel jetzt steinhartem Kalke; aber mitten in dieser Masse steckt eine Art Kern aus mächtig behauenen Steinen. — Wahrscheinlich ist das Ganze das Grabmal eines römischen Feldherrn (s. obenstehende Abbild.).“

Ähnlich beschrieb Moltkes Begleiter, von Vincke, die Ruine, er sah in ihr ein Mausoleum, vielleicht das des Erbauers der Trajanswälle. Seither wurde öfter auf das merkwürdige Bauwerk hingewiesen, indessen erst nach dem letzten türkisch-russischen Kriege, seit die Dobrudscha unter rumänische Herrschaft gekommen war, kam die Forschung in Fluß. Es gelang dem Direktor des Museums in Bukarest, Gr. G. Tocilesco, einem um die wissenschaftliche Erforschung der Donauländer hochverdienten Manne, den König Karl für eine Ausgrabung zu gewinnen, die in fünf Kampagnen das ganze Bauwerk bloßlegte. Auch glückte es, aus der Umgebung eine Anzahl von Bruchstücken wieder zu gewinnen, so daß die Bemühungen, das Monument wieder herzustellen, vom besten Erfolg gekrönt wurden. George Niemanns

glänzendem Scharfsinn danken wir es, daß wir dies Denkmal in seiner ursprünglichen Pracht auf uns wirken lassen können (s. untenstehende Abbild.); es war kein Mausoleum, sondern ein Tropäum, ein riesiges Siegeszeichen. Der cylindrische Unterbau (Abbild. S. 634) hatte 30,2 Meter Durchmesser, die Gesamthöhe betrug etwa 32 Meter.

Die genannten Gelehrten haben in Verbindung mit Otto Benndorf das Ergebnis ihrer Forschungen in einem äußerst vornehm ausgestatteten Prachtwerk niedergelegt. (Das Monument von Adamklissi, Wien 1895.)

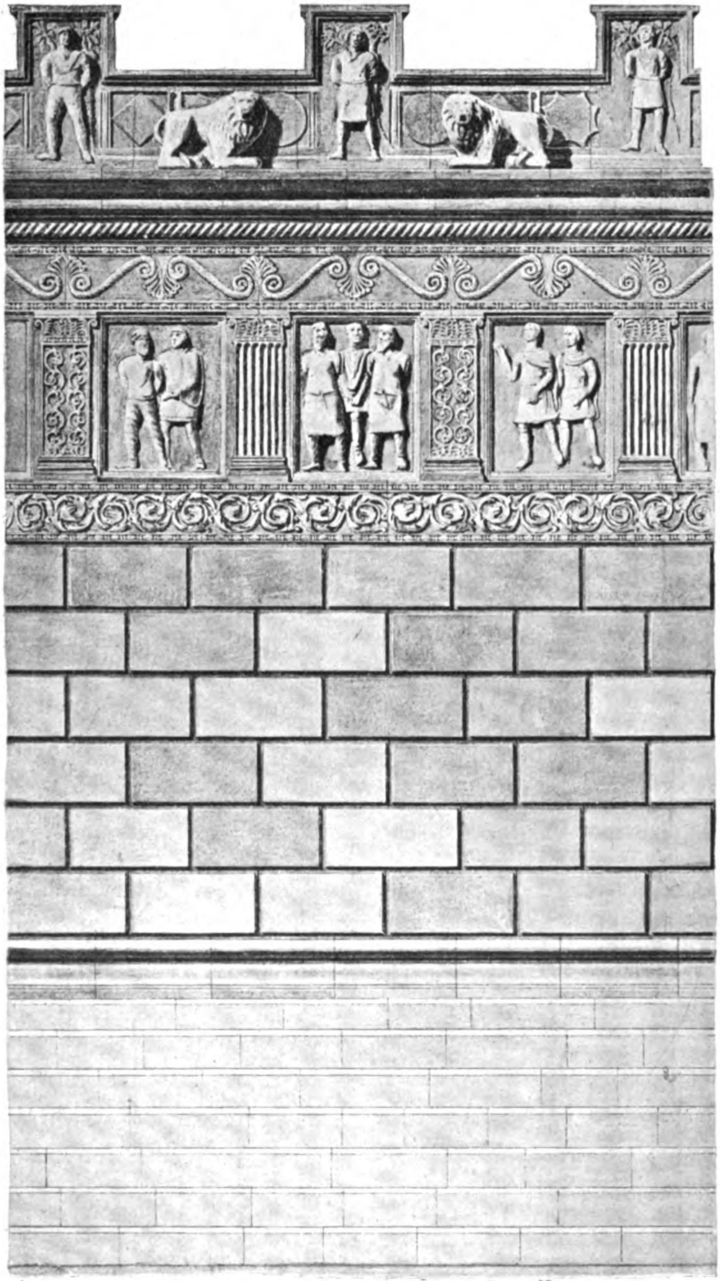
Die beigegebenen Abbildungen überheben uns einer langen Beschreibung, sie zeigen hinlänglich, daß unser weithin die öde Gegend beherrschendes Denkmal im ganzen sehr imponierend gewirkt haben muß, daß dagegen die bildnerische Verzierung im einzelnen sich nicht gerade durch künstlerische Feinheit auszeichnete (Abbild. S. 635). Die Löwen an der Zinnen-Bekleidung haben als Wasserspeier gedient. Die Zinnenverzierung zeigt in Hochrelief etwa vierzig gefesselte Barbaren, bei denen mehrere Typen zu unterscheiden sind, die Haltung ist bei allen fast genau dieselbe.



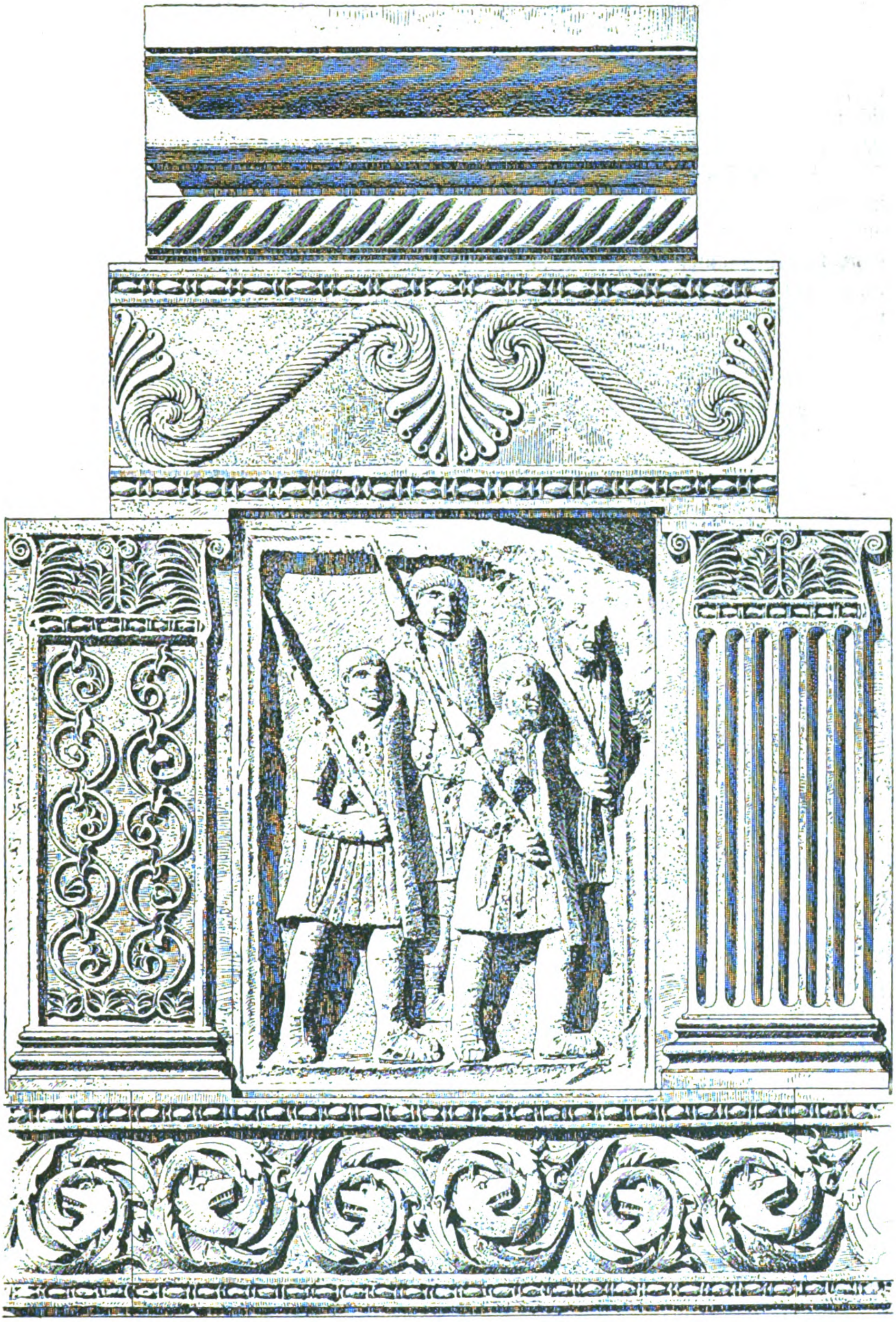
Das durch Niemann wiederhergestellte Monument.

Die metopenartigen Reliefs, ursprünglich vierundfünfzig, jetzt noch neunundvierzig, geben in ziemlich roher Ausführung, aber doch mit scharfer Charakteristik Scenen aus dem Kampf eines römischen Heeres gegen verschiedene Barbarenvölker. Wir sehen die Truppen auf dem Marsch und im Gefecht, teils im Walde, teils im freien Felde, teils an einer Wagenburg, die erstürmt wird. Die Barbaren geraten mit Weib und Kind in Gefangenschaft und werden von Römern gefesselt abgeführt. Große Künstler sind diese Bildhauer nicht gewesen, man versteht die Reliefs nur, wenn man sie mit den Herausgebern als Soldatenarbeiten betrachtet. Die ganze Anschauung ist eine ziemlich kindliche, von Perspektive ist keine Spur vorhanden, auch mit der Komposition haben die guten Legionare auf gespanntem Fuße gestanden, obwohl ihre Aufgabe in dieser Hinsicht eine recht leichte war, da in den Metopen immer nur wenige Personen in einem sehr bequemen Rahmen dargestellt zu werden brauchten. Wenn zwei Menschen nebeneinandergestellt sind, so tritt der eine den anderen gelegentlich auf den Fuß, ein Paar Pferde, sowie ein Ochsenkarren, scheinen einfach in der Luft zu schweben, weiter zurückstehende Figuren werden nur erheblich höher

angebracht, öfter vermißt man ein paar Beine oder sonstige Extremitäten; wenn ein Fuß etwas zu hoch über dem Boden steht, so wird einfach unter ihm ein Steinblock gelassen; kurz, von irgend welcher Gewandtheit, geschweige denn Begabung, ist gar keine Rede. Ein in Darstellung und Behandlung ganz merkwürdig ähnliches Relief ist im vorigen Jahre in den Ruinen eines römischen Lagers in Nordafrika gefunden worden. Wie ganz anders sind die Reliefs der Trajanssäule und selbst die der jetzt durch die Municifenz unseres Kaisers von neuem erforschten Markussäule! Aber je weniger das Auge des Künstlers von den rohen Darstellungen befriedigt wird, um so interessanter sind sie dem Historiker. Dieser muß bei begabten Künstlern immer bis zu einem gewissen Grade mit der umgestaltenden künstlerischen Freiheit rechnen und kann aus ihren Werken nur selten mit Sicherheit Schlüsse auf Korrektheit in kleinen Äußerlichkeiten ziehen. Man vergleiche einmal die Gallierdarstellungen pergamenischer Künstler mit unseren Reliefs. Von dem Kostüm des sterbenden Galliers ist nichts geblieben als die torques, der Halsring. Das genügt, um dem Beschauer zu sagen: „dies ist ein Gallier," aber wenn ein Historiker gern Studien über Bewaffnung und Kleidung der wilden Recken machen möchte, dann lassen ihn die Künstler im Stich. Unsere Legionare hingegen sind in dieser Beziehung in ihrem Element; noch heute wird jeder Grenadier, der vielleicht einmal zum Pinsel greift, um das Regimentsbureau



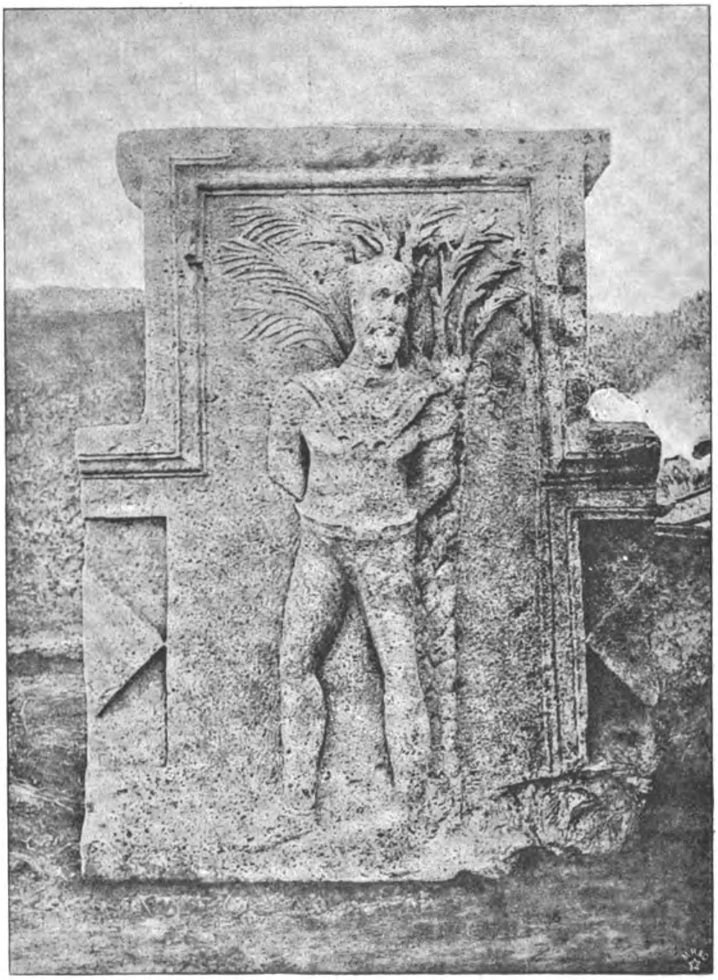
Ein Stück des cylindrischen Unterbaues.



Detail vom cylindrischen Unterbau.

würdig auszuschmücken, jeden Mann, den er malt, so korrekt anziehen, daß er sofort zum Appell antreten könnte. Auch in Adamklissi finden wir jede Einzelheit der Ausrüstung, Kleidung und Bewaffnung mit wahrhaft erfreulicher Gewissenhaftigkeit beobachtet, so daß für die Kenntnis des römischen Heerwesens ein hübscher Gewinn abfällt.

Noch interessanter aber sind für uns die Darstellungen der Barbaren, von denen sich drei Typen unterscheiden lassen. Am häufigsten, namentlich in den Kampfscenen, zeigen sich mächtig breitschulterige, vollbärtige Gestalten, deren Haar meist auf der rechten Seite des Kopfes in einen Knoten zusammengeschlungen ist. Ihre Bekleidung besteht aus einer eng anliegenden Hose und einem ganz kleinen Mäntelchen, das kaum größer ist, als ein Pelzkragen bei uns zu sein pflegt, und fast den ganzen Oberkörper frei läßt (s. nachstehende Abbild.). Nur zwei- oder dreimal findet sich der Oberkörper ganz bekleidet, anscheinend mit einem eng anliegenden Kittel. Da die Hose sich genau der Körperform anpaßte, so haben die „Künstler", damit man die Figuren nicht für nackt halten möchte, meistens dies Bekleidungsstück so dargestellt, als seien die Beine mit Binden spiralförmig umwickelt, auch die Kittel und zum Teil die Mäntelchen zeigen diese steif regelmäßigen Falten. Man fühlte sich anscheinend außer stande, ein anliegendes Gewand anders wiederzugeben. Die Bewaffnung dieser Barbaren besteht in einem langen Sichelschwert oder einer Stoßlanze, einigemal zeigt sich auch ein Bogen oder wenigstens ein Köcher. Wir sehen dies Volk einmal auf dem Marsch (Abbild. S. 637). Auf vierräderigem Ochsenkarren von ziemlicher Höhe und sehr primitiver Konstruktion steht eine stark beschlagene Truhe mit deutlich erkennbarem Schloßbeschlag und Schlüsselloch. Darauf sitzt ein Weib, neben ihr ein gänzlich nacktes Kind. Hinter dem Wagen erscheint, im Relief stark hinaufgerückt, ein knieender, bittflehender Mann, vor ihm steht der Ochsenlenker mit einem langen Stecken, ebenfalls in flehender Gebärde, auch das Weib streckt Gnade heischend die Hand aus. Die Familie kommt offenbar gerade in die Gefangenschaft. In den zahlreichen Kampfscenen kommt dieser Typus am meisten vor, er ist also der gefährlichste Gegner gewesen (Abbild. S. 638). Die Römer sind übrigens in allen Metopen unzweifelhaft im Vorteil, sie haben weder Tote noch Verwundete, sondern metzeln die Barbaren einfach nieder, ein Römer erschlägt öfter drei Gegner auf einmal. Der zweite Typus erscheint auf den Metopen vier- bis fünfmal, unter den Gefesselten auf der Zin-



Zinnenrelief: Gefesselter Germane.



Metope 9. Germanenfamilie auf der Wanderung, Gnade erbittend.

nenverzierung dreizehnmal (Abbild. S. 639 u. 640). Diese Barbaren haben nicht den wilden, trotzigen und stolzen Ausdruck der erstgenannten. Die Brust ist schmaler, die Hüften sind ziemlich breit und geben im Verein mit dicken Bäuchen den Gestalten etwas Unedles. Die Gesichter sind stumpf, das Haar ist bei einigen lang wallend, bei anderen kurz geschoren, was so aussieht, als trügen sie eine Kappe; einige tragen spitze Bärte, andere sind glatt rasiert. Die Bekleidung besteht aus einem langen, unten an beiden Seiten aufgeschlitzten Kittel, der durch einen Ledergürtel mit Schnalle zusammengezogen wird, Hosen und Schuhen; mehrere gehen allerdings auch barfuß, einer von ihnen erscheint zu Pferde, er setzt fliehend über einen Leichnam hinweg. Der dritte Typus kommt auf den Metopen gar nicht vor, dagegen sechsmal auf den Zinnenreliefs. Diese Menschen sehen noch unedler aus als die vorigen, sie tragen einen auf der Brust geschlossenen, im übrigen vorn offen stehenden Kaftan, darunter Hosen und Stiefel; ein struppiger, spitzer Bart ist nicht geeignet, die platten Züge zu verschönern, in wirren Strähnen hängt das Haar um den Kopf. Man fühlt sich bei ihrem Anblick lebhaft an die sogenannten Wasserpolacken erinnert. Sie scheinen im Kriege keine besondere Rolle gespielt zu haben, da ihnen keine Kampfscene zugewiesen ist (Abbild. S. 641).

Nun gilt es, zu bestimmen, wann und weshalb dieses imponierende Siegesdenkmal römischer Kraft hier an der äußersten Donaugrenze errichtet worden ist. Oben unter den Dachtrümmern hat man zwei riesige, etwa fünfhundert Kilo schwere Blöcke von Inschriftplatten gefunden, andere Bruchstücke fanden sich bei den Ausgrabungen, noch andere beim Durchsuchen der Umgebung. Die Lettern der Inschrift schwanken zwischen fünfunddreißig bis vierundzwanzig Centimeter Höhe. Da es undenkbar ist, daß jemand jene großen Blöcke nach Vollendung des Denkmals dort oben hinaufgeschleppt hätte, so muß man annehmen, daß die Inschrift von Anfang an daselbst angebracht war. Dann aber muß sie notwendig an dem sechsseitigen Aufsatz, der Basis des Tropäums, gestanden haben, was ja auch der natürliche Platz ist, da das ganze Bauwerk eben als Tropäum gedacht werden soll. Nun stimmt auch die Breite der Inschrifttafel genau zwischen zwei Pilaster, welche je eine Fläche des Sechsecks einrahmten. Allein die Inschrift ist so lang gewesen, daß sie mindestens zwei solche Flächen einnahm. Da das Tropäum streng zweiseitig durchgebildet ist, so hat man die eine Hälfte an der durch einige Nebendinge als Stirn charakterisierten Nordseite zu suchen, den Rest gegenüber auf der Südseite. Die Reste der Buchstaben zeigen an, daß wir eine Weihinschrift des Kaisers Trajan an den Mars Ultor vor uns haben, mehr ist mit Sicherheit nicht zu erkennen; aus den Resten einer XIII haben die gelehrten Herausgeber des Monuments geschlossen, die Weihung sei im Jahre der drei-

zehnten tribunicia potestas des Kaisers erfolgt, d. h. im Jahre vom 10. Dezember 108 bis 9. Dezember 109 nach Christo. Sie erkennen auch in mehreren Metopen deutlich das Porträt des Kaisers.

Danach wäre also das Denkmal ungefähr zur selben Zeit entstanden wie die Trajanssäule und, wie man zunächst annimmt, auch aus demselben Anlaß, nämlich der ruhmreichen Unterwerfung des tapferen Dakervolkes unter seinem großen König Decebalus.



Metope 20. Legionar im Kampfe mit zwei Germanen.

Die Herausgeber haben demgemäß versucht, den Inhalt der Skulpturen aus der Vergleichung mit den Säulenreliefs und der allerdings unsäglich dürftigen litterarischen Überlieferung zu erklären. Dabei ergaben sich aber eine Menge von Schwierigkeiten, die teils jenen Gelehrten selber aufgefallen sind, teils von anderen hervorgehoben wurden. Einmal ist der Schauplatz der Dakerkriege weit von Adamklissi entfernt. Bei Turn-Severin hat Trajan damals seine mächtige Donaubrücke gebaut, deren Reste noch heute Staunen erregen, nicht weit davon gegen Norden lag die feindliche Hauptstadt Sarmizegetusa, ganz Rumänien liegt zwischen Adamklissi und den Schlachtfeldern des Decebalus. Gerade durch die Dakerkriege wurde Roms Grenze über die Donau hinausgeschoben; sollte man das Denkmal dieses Krieges hinter der Donaulinie errichtet haben?

Die Herausgeber haben, um einen Sieg Trajans bei Adamklissi plausibel erscheinen zu lassen, eine gewaltsame Erklärung der auf den Beginn des zweiten Dakerkrieges bezüglichen Säulenreliefs versucht. Danach wäre Trajan von Ankona, statt einfach, wie er es in Wirklichkeit gethan hat, nach der dalmatinischen Küste überzusetzen, über Korinth nach Byzanz gefahren, hätte sich von dort zu Lande nach der Donau begeben, bei Adamklissi durch sein persönliches Eingreifen eine Schlacht gewonnen und wäre dann die Donau hinaufgefahren, bis Turn-Severin! Die Unmöglichkeit dieser Auffassung springt in die Augen und ist aufs gründlichste nachgewiesen von einem der Gelehrten, die vor kurzem die großartige neue Publikation der Markussäule vollendet haben, Eugen Petersen. Diesem fiel es auch auf, daß in den Metopen von Adamklissi als Hauptgegner der Römer ein Barbarentypus (1) erscheint, der auf der Trajanssäule nur als Unterthan oder Verbündeter Roms vorkommt, niemals als Gegner.

Der Archäologe Furtwängler hat dann gezeigt, daß wir in diesem Volk Germanen vor uns haben, und hat damit eine äußerst interessante Besprechung einer Reihe von anderen Germanenbildern verbunden. Allerdings sucht dieser Gelehrte die Veranlassung zur Weihung des Denkmals in der Zeit des Augustus, wo die germanischen Bastarner etwa in der Gegend von Adamklissi von M. Licinius Crassus, einem Enkel des reichen Triumvirn, geschlagen wurden. Wir

haben über diese Expedition einen guten Bericht, und man muß gestehen, daß die Metopen auf den ersten Blick ganz ausgezeichnet als Illustrationen dazu passen; aber die hübsche Kombination scheitert rettungslos an den riesigen Blöcken der Inschriftplatte, die oben auf dem Dache gefunden sind. Furtwängler hilft sich sehr einfach, indem er meint, es würde sich auf dem Dache eine später hinzugefügte unorganische Anlage, welche die Inschrift trug, gefunden haben. Das ist ganz unmöglich, denn eine solche Anlage müßte das ganze Bauwerk in der abscheulichsten Weise schimpfiert haben. Man stelle sich nur einmal vor, wie dieses Ding auf dem kegelförmigen Dache gesessen haben sollte. Solche Geschmacklosigkeiten dürfen wir keinem römischen Architekten zumuten, dazu wären selbst moderne kaum im stande. Dies wird so ziemlich jeder sofort empfinden; andere schwerwiegende Gründe gegen Furtwänglers Behauptung hat soeben Petersen in einem zweiten Aufsatz ausgeführt. Wenn wir also das positive Resultat der Forschung des gelehrten Archäologen nicht annehmen dürfen, so bleibt das negative um so fester bestehen. Es ist eine völlige Unmöglichkeit, die Reliefs von Adamklissi im Zusammenhang mit dem Dakerkrieg zu erklären, wenn man nicht etwa annehmen will, daß die Trajanssäule, die sonst doch die unbedeutendsten Dinge schildert, eine ganze wichtige Episode des Krieges einfach übergeht. Von den drei geschilderten Barbarentypen ist der eine nur den Dakern ähnlich, aber durchaus nicht gleich, es fehlt ihm besonders der für die Daker charakteristische lange Mantel, den eine Spange auf der rechten Schulter zusammenhält. Ferner haben Furtwängler und Petersen eine Menge Verschiedenheiten zwischen der Bewaffnung und Ausrüstung der Römer in Adamklissi und auf der Säule hervorgehoben. In Adamklissi sind alle Römer unbärtig, während die Säule viele bärtig zeigt, ebenso finden sich durchgehend Verschiedenheiten bei den Panzern, Arm- und Beinschienen, Gürteln und Helmen. Die Hornisten und Fahnenträger haben nicht die auf der Säule dargestellten Tierfelle; kurz, wir sehen in Adamklissi eine andere Periode des Heerwesens vor uns. Schließlich bestreitet der Archäologe entschieden, daß man gezwungen sei, mit den Herausgebern das wohlgetroffene Porträt Trajans auf den Metopen zu erkennen. Es erscheint mehrmals ein römischer Feldherr, entweder zu Roß oder zu Fuß, aber sein Gesicht ist fast immer völlig zerstört.



Metope 46. Zwei gefesselte Barbaren des zweiten Typus von einem Römer geführt.

Eine Ähnlichkeit mit Trajan tritt nur einmal hervor, auf Metope 44; auch der neueste Herausgeber der Trajanssäule, Cichorius, hat sich, obwohl wider Willen, davon überzeugen lassen, daß hier der Kaiser gemeint sei, und da dieser Gelehrte die Reliefs aus eigener Anschauung kennt, so fällt sein Urteil natürlich schwer ins Gewicht. Aber absolut sicher ist die Identität nicht,



Metope 49. Barbarinnen des zweiten Typus.

und einiges spricht für Furtwängler. Dreimal erscheinen auf den Metopen je zwei genau gleichgekleidete römische Offiziere, jedesmal hält einer eine Ansprache, und dieser soll natürlich der Kaiser sein; denn daß in Gegenwart des Kaisers ein Legat Ansprachen hält, ist nicht anzunehmen. Jedesmal ist deutlich ein Größenunterschied bei den beiden erkennbar, zweimal redet der größere, einmal der kleinere, und es ist auch den Herausgebern auffallend gewesen, daß man den Kaiser kleiner darstellte als seinen Begleiter. Ferner hat der größere Offizier zweimal eine einzig auf den Reliefs dastehende Haartracht, und die Herausgeber legen Wert darauf, da Trajan sich in der That eines besonders üppigen Haarwuchses erfreut hat. Der kleinere Offizier trägt auf diesen beiden Metopen das Haar anders, genau so wie alle übrigen Römer. Auf der dritten Metope ist das Gesicht des größeren leider völlig zerstört, der kleinere, und zwar hier der redende, zeigt aber das Haar ganz deutlich ebenso, wie es bei allen anderen ist. Wenn also mit ihm der Kaiser gemeint ist, dann müßte man zu der erwähnten Schwierigkeit auch noch annehmen, daß hier die sonst auffallend betonte Unterscheidung durch die Frisur außer acht gelassen sei. — Mag Trajan nun auf den Metopen dargestellt sein oder nicht, wir müssen nach einem Kriege vor den Dakerkriegen suchen, der ihm Veranlassung geben konnte, dem rächenden Kriegsgott ein so imponierendes Bauwerk zu weihen. Dazu müssen wir einen Blick auf die Geschicke der Donauprovinzen unter der römischen Kaiserherrschaft werfen.

Die Donau war seit Augustus politisch die Reichsgrenze, aber nicht militärisch. Wir sehen so recht aus den Gedichten des nach Tomi, gar nicht weit von Adamklissi, verbannten Ovid, wie wenig Rom dort seine Unterthanen gegen die fortwährenden Einfälle der Barbarenstämme schützen konnte. Geten, Roxolanen, Daker, Jazygen und Sueben, das heißt Ostgermanenstämme, fühlten sich dort als Herren, auch die wilden Thraker waren stets zum Aufruhr geneigt. Die militärische Sicherung der Donaugrenze östlich des Vid war noch unter den Kaisern der Flavischen Dynastie den Auxiliartruppen überlassen, gerade damals ging es an der Donau besonders bunt zu. Domitian hatte in die Kämpfe der in Schlesien wohnenden Lugier mit einem Suebenstamme, höchst wahrscheinlich Markomannen, eingegriffen, allerdings nur durch eine Hilfssendung von hundert Reitern an die Lugier, in der Hoffnung, daß Roms moralische Unterstützung genügen würde. Die Sueben dachten aber anders; sie verbündeten sich, wie sie es öfter gethan haben, mit den zwischen Donau und Theiß sitzenden Jazygen, einem Sarmatenvolk, und fielen über die Donau in das römische Reich ein.

Wir haben einige auf diese Ereignisse bezügliche Inschriften, aus denen zu ersehen ist, daß die Römer im Sueben- und Sarmatenkrieg Mauern und Wälle zu ersteigen hatten. Einige Jahre später vernichteten die Jazygen eine römische Legion samt ihrem

Legaten, so daß wieder eine Expedition gegen sie nötig wurde. Der Kaiser verschmähte nachher einen Triumph über die Sarmaten und begnügte sich, dem Jupiter Capitolinus den Siegeslorbeer zu weihen. Auch unter Nerva ist, wie wir aus einer Inschrift wissen, gegen die Sueben gekämpft worden, und zwar ebenfalls an der Donau, nicht etwa am Rhein, wie man früher gemeint hat. Für Erfolge in diesem Kriege nahmen Nerva sowie der Adoptivsohn des Kaisers, Trajan, der damals in Köln stand, den Titel Germanikus an. Die Siegesnachricht aus Pannonien traf an demselben Tage in Rom ein, wo Nerva den Trajan zum Sohn und Mitregenten machte. Bald darauf starb der alte Kaiser. Sein Nachfolger eilte, sobald er am Rhein entbehrlich war, an die Donau und brachte dort den Winter des Jahres 98/99 n. Chr. zu, um mit den Barbaren aufzuräumen. Aus einer Rede des jüngeren Plinius auf Trajan sehen wir, daß sein Erscheinen damals die heilsamsten Wirkungen hervorbrachte. Die Barbaren, sonst immer bereit, schwimmend oder auf Fahrzeugen und mit ihren Ochsenkarren über die Donau in das römische Gebiet einzubrechen, waren jetzt wie umgewandelt, wo sie wußten, daß ihnen ein tüchtiger Soldat und ehrgeiziger Feldherr gegenüberstand. Sie verkrochen sich in ihre Schlupfwinkel, stellten Geiseln und waren froh, wenn ihre Unterwerfung angenommen wurde. Das römische Donauheer fand jetzt sein Selbstvertrauen wieder, es forderte, von dem geliebten Führer über die Donau geführt zu werden, um gründliche Rache an den wilden Stämmen zu nehmen. Plinius lobt die Selbstbeherrschung des Kaisers, der diesem Drängen nicht nachgab, sondern auf sichere Lorbeeren verzichtete, zufrieden, den Boden des Reiches gründlich gesäubert zu haben. Jetzt wurde die große Militärstraße angelegt, welche das Schwarze Meer mit Gallien zu verbinden bestimmt war.

Noch heute rühmt eine in der Nähe des eisernen Thores gefundene Inschrift, daß der Kaiser Berg und Strom überwand, um den Weg zu bahnen. An geeigneten Orten wurden Kastelle zum Schutz der Straße angelegt. Wahrscheinlich ist auch die merkwürdige Wallanlage zwischen Czernavoda und Küstendsche, gewissermaßen die Fortsetzung der Donaulinie, nicht viel später angelegt worden.

Mit den hier berührten Verhältnissen muß also, wie auch Petersen meint, die Errichtung des Monuments von Adamklissi zusammenhängen. Wenn wir sicher annehmen dürfen, daß Trajan auf den Metopen im Kampf dargestellt ist, so müssen wir daraus



Zinnenrelief: Gefesselter Barbar des dritten Typus.

natürlich schließen, daß er damals irgend welche Germanen, seien es nun Sueben oder Bastarner, und daneben andere Barbarenstämme, vermutlich Angehörige des großen Thrakervolkes, besiegt hat, ohne daß uns eine sonstige Kunde davon erhalten ist. Bei dem Zustande unserer Überlieferung ist das ganz gut möglich, was wüßten wir von Nervas Suebenkrieg ohne die erwähnte Inschrift? Aus Plinius möchte man allerdings eher entnehmen, daß diese Säuberung des rechten Donauufers für den Kaiser nur ein militärischer Spaziergang gewesen sei, daß die Blutarbeit schon vorher, durch den tüchtigen Feldherrn Severianus und andere, gethan sei. Ob nun gerade ein einzelner bei Adamklissi erfochtener Sieg diesen Ort für das Denkmal wählen ließ und in den Metopen gefeiert wird, oder ob das Tropäum mit der dazugehörigen Stadt von Trajan nur mit Rücksicht auf die in der sonst öden, wasserlosen Dobrudscha einzig an dieser Stelle vorkommende Quelle angelegt sind, das stehe dahin. Es wäre vielleicht nicht undenkbar, daß die Bändigung der ganzen Donauvölker, von den Markomannen bei Pest bis zur Mündung hin, an dieser etwa den Endpunkt der neu gesicherten Flußgrenze bezeichnenden Stelle verherrlicht werden sollte. Die Stadt Tropäum sollte vermutlich diesen Punkt, wo der Wall die Flußlinie fortsetzt, decken; wenigstens wird bei der Wiederherstellung der Stadt unter Konstantin und Licinius (siehe unten) ausdrücklich betont, der Zweck sei die Verstärkung des Wallschutzes. Dafür, daß es sich nicht um einen einzigen Sieg handelt, sprechen einmal die verschiedenen Barbarentypen; sollten die alle zusammen auf einer Stelle geschlagen sein, haben wir nicht vielmehr auch hier, ähnlich wie auf den beiden Säulen des Trajan und Antonin, eine längere Kette von Ereignissen vor uns? Ferner ist neuerdings bei Adamklissi eine Art von Mausoleum ausgegraben worden mit langen Listen von gefallenen Soldaten. Allerdings fehlt der Name des Kaisers, unter dem sie gefochten, aber die Ornamente dieses Bauwerks sollen stark an das Tropäum erinnern, man wird es also wohl auch Trajan zuschreiben müssen. Die Anzahl der Gefallenen ist zu klein, als daß man sie dem Dakerkrieg zuweisen könnte, für eine einzelne Schlacht scheint sie zu groß zu sein, für den unter Nerva begonnenen Suebenkrieg und die anschließenden Kämpfe reicht sie wohl gerade hin. Es ist ein hübscher Zug des echten Soldatenkaisers, der mit seinen Legionaren Freud und Leid zu teilen pflegte, daß er hier nicht nur dem rächenden Kriegsgott die Ehre gab, sondern auch jedem einfachen Werkzeug desselben ein bleibendes Andenken zu sichern suchte.

Daß auch bei dieser Deutung des Monuments von Adamklissi noch manches unaufgeklärt bleibt, soll nicht geleugnet werden. Namentlich ist auffällig die starke Verschiedenheit zwischen den Uniformen in Adamklissi und auf der Trajanssäule, während der Zeitraum zwischen der Vollendung beider Denkmäler ein so geringer ist. Wir sehen recht, wie lückenhaft unsere Kenntnis dieser Details ist. Man darf aber schwerlich, wie in diesen Tagen einer der besten Kenner des römischen Heerwesens, der Herausgeber der Trajanssäule, gethan hat, deswegen, weil Uniform und Ausrüstung auf den Metopen vielfach an ziemlich späte Denkmäler erinnern, annehmen, die uns erhaltenen Metopen stammten gar nicht aus Trajans Zeit. Cichorius meint mit voller Wahrscheinlichkeit, die Goten würden auf einem ihrer Raubzüge im dritten Jahrhundert mit der Stadt Tropäum zugleich auch das Siegesdenkmal zerstört haben. Ein römisches Tropäum brachte die Germanen stets in wilde Wut, namentlich natürlich, wenn ihre eigenen Volksgenossen die Besiegten waren. Im Jahre 315 n. Chr. haben nun Konstantin der Große und Licinius nach ihrem Siege über Goten, Sarmaten und Carpen die Stadt Tropäum wieder aufgebaut, und nach Cichorius' Ansicht hätten sie nicht umhin gekonnt, auch das zerstörte Denkmal wiederherzustellen. Man hätte damals natürlich nicht mehr gewußt, was für Uniformen und Waffen die Soldaten in Trajans Zeit getragen, geschweige denn, wie die Daker ausgesehen. So hätten die Künstler schließlich ein Gemisch von mehr oder minder altertümlichen Bewaffnungs- und Ausrüstungsstücken zusammengebraut und in Ermangelung von etwas Besserem die drei eben besiegten Barbarenstämme als Modell für die

Daker genommen. Dagegen spricht einmal die sehr bestimmte Behauptung Niemanns, daß das ganze Monument wie aus einem Guß erscheint, daß die technische Behandlung aller Teile eine gleichmäßige ist und kein Anzeichen darauf hindeutet, daß jemals eine Erneuerung oder Ergänzung einzelner Teile stattgefunden hat. Wenn die Kaiser dies Denkmal damals wiederhergestellt hätten, so würden sie sich doch vermutlich damit begnügt haben, dies in einer Restitutionsinschrift zu erwähnen und nicht ein besonderes Tropäum für ihren Sieg in Adamklissi erbaut haben. Ein solches hat sich aber gefunden, seine Inschrift erwähnt die Wiederherstellung der Stadt, aber nicht die des Denkmals. Wenn eine Wiederherstellung des letzteren stattgefunden hätte, so müßte man doch erwarten, irgend welche Trümmer der Originalmetopen 2c. vorzufinden. Wenn die Künstler in Konstantins Zeit nicht wußten, wie die Römer unter Trajan uniformiert und bewaffnet waren, oder wie sich die Daker ausnahmen, so hätten sie doch wohl an der Trajanssäule hinlänglichen Aufschluß darüber finden können. Bei einem so umfangreichen Unternehmen lohnte sich die kleine Mühe, ein paar Zeichnungen von Rom kommen zu lassen, am Ende doch noch. Vorausgesetzt, daß die Goten wirklich alles so gründlich zerschlagen hatten, daß keine Möglichkeit blieb, die Dakertypen wiederzuerkennen, und daß man nicht auf die eben erwähnte Idee verfiel, so wäre doch der Gedanke, gerade die soeben besiegten Goten, Sarmaten und Carpen als Gegner des Trajan abzubilden, schwer begreiflich, dann müßte man vielmehr irgend welchen einheitlich dargestellten Phantasietypus erwarten, denn wie die Daker auch immer ausgesehen haben mochten, so wie die genannten Völker konnte man sie sich jedenfalls nicht leicht denken. So werden wir dabei bleiben müssen, in den Reliefs Werke der Soldatenkunst des zweiten Jahrhunderts zu sehen und nicht kümmerliche Zeugnisse für den allgemeinen Verfall der Plastik in der späten Kaiserzeit. Interessant sind sie uns namentlich deshalb, weil sie uns die ältesten bildlichen Darstellungen der Kämpfe zwischen Römern und Germanen geben, eine ungeschlachte aber gewiß treue Schilderung unserer Vorfahren. Ein wunderbares Zusammentreffen ist es, daß dies merkwürdige Denkmal der Forschung zugänglich geworden ist ziemlich zur selben Zeit wie das erwähnte ganz ähnliche Relief aus Nordafrika und wie die neuen musterhaften Werke über die beiden Riesensäulen in Rom.

So hat ein freundliches Geschick dies Denkmal im rechten Augenblick aus dem Schutt erstehen lassen; möge es fortfahren, die weiteren in Adamklissi rüstig geförderten Ausgrabungen zu begünstigen, damit bald die volle Klarheit kommt und zugleich die Möglichkeit, das Geschenk voll zu nutzen.



Ein überlebter Traum.

Novelle

von

Lou Andreas-Salomé.

I.

Adventszeit — —

Kurz vor Weihnachten fegte der Schneesturm, von Norden daherfahrend, über die Oderniederungen und die schlesische Ebene hin, und das kleine Brieg lag förmlich eingesargt im tiefen Winterschnee.

Noch stiller, noch menschenleerer als an anderen Abenden blieben, trotz der nahenden Christnacht, die winkeligen Gassen, und in den teils stückweise modernisierten, teils noch uralten Häusern mit verschnörkelten Giebeln brannten die Lampen hinter wohlverschlossenen Läden oder herabgelassenen Rouleaux.

Nur wenig abseits von dem ältesten Mittelpunkte der Stadt, unweit des Rathauses und der Gartenanlagen auf dem früheren Wallgraben, starrte der mächtigste Gebäudekomplex, den Brieg besitzt, massiv und finster zum Schneehimmel empor: das Kreis-Irrenhaus und das Zuchthaus. Das erste von zwei Seiten mit schönem Park umgeben, das andere furchtbar umzäunt mit haushoher Mauer, auf der ein Kranz spitziger Eisenstacheln saß und zu deren Füßen Haufen schneidender Glasscherben lagerten, aber trotz dieser Verschiedenheit doch für den Vorübergehenden beide gleich im düsteren Gesamteindruck, den sie machten, beides Gefängnisse leidender Menschheit, von denen die ganze Straße einen eigentümlich schwermütigen Charakter erhielt.

Aus dem verschneiten Garten des Irrenhauses kam der Direktor desselben, Doktor Frensdorff, mit einem seiner jungen Hilfsärzte heraus und schlug die Gitterpforte hinter sich zu.

„Kalt, bitter kalt!“ bemerkte er und fröstelte; „Brieg kann es im Winter bald mit Rußland aufnehmen.“

„Ja! und im Sommer mit Italien!“ bestätigte der junge Mann, der seinen Direktor die wenigen Schritte bis zu dessen Dienstwohnung zu begleiten pflegte, „das richtige Kontinentalklima, unerbittlich, ohne Nuancen.“

„Ich hoffte für Adine, der Sturm würde sich legen. Sie wird auf der Reise frieren. Jetzt dürfen wir sie jeden Tag aus München erwarten,“ äußerte Doktor Frensdorff, flüchtig zum verhangenen Himmel aufblickend.

„Für Ihre Frau Tante eine große Freude, die Tochter gerade zum Weihnachtsfest bei sich zu haben! — Ich las übrigens kürzlich mit großem Interesse von ihrem letzten Erfolg auf der Münchener Ausstellung, dem wunderbaren „Sträflingskopf“; man sollte meinen, eine Erinnerung an den Zuchthaushof hier,“ sagte der junge Arzt und schien sich noch länger unterreden zu wollen. Wenigstens blieb er an der Hausthür des Direktors noch stehen und starrte dabei zum oberen Stockwerk empor, wo sich soeben an einem der Frontfenster die Gardine ein wenig verschob.

Sekundenlang wurde eine kleine Hand mit fünf ausgespreizten Fingern an der erleuchteten Scheibe sichtbar.

„Guten Abend, Herr Doktor Gerold, ich sehe Sie wohl nicht mehr bei der Inspektion heute,“ bemerkte Doktor Frensdorff sich verabschiedend und trat ins Haus.

Er wohnte mit seiner Tante, der verwitweten Obristin Berkow, im Erdgeschoß, während über ihnen der Rendant der Irrenanstalt mit seinen beiden Töchtern ein halbes Stockwerk inne hatte; die andere Hälfte stand leer. Nachbarn gab es nicht; das altmodisch gebaute Haus lag neben der Irrenanstalt und neben dem Zuchthause und dessen verschiedenen Gefängnissen; die Vorderfenster schauten direkt auf das hohe Mauerwerk mit den Eisenstacheln, und durch die Seitenfenster erblickte man, über den Hinterhof des Irrenhauses hinweg, die vergitterten Scheiben der Abteilung für Tobsüchtige.

Die Obristin saß im Wohnzimmer mitten auf dem hochlehnigen Sofa vor dem Tisch, auf dem die Lampe brannte, und strickte an einem rotgestreiften Wollentuch. Ihre feine stille Gestalt mit dem faltigen Gesicht und weißen Scheitel unter schwarzem Spitzentüchlein paßte gar gut hinein in die anheimelnd unmoderne Einrichtung des Raumes, zu den gestickten Teppichen und Schemeln, zu den verblaßten Familienbildern an den Wänden, aber auch zu all dem heiteren Rokoko, das mit bizarr geschweiften Möbelbeinen dazwischen stand, und dessen phantastischer Zierat, dessen goldene Posaunenengel an dem Pfeilerspiegel, dessen zarte Schäfermalereien auf der kostbaren Porzellanuhr die alte Frau wie ein alter Traum umgaben. Die Porzellanuhr ging längst nicht mehr, aber sie erzählte immer noch von derselben Zeit, als wäre diese, gleich ihr, stehen geblieben, und wenn die Obristin des Abends hier saß und strickte, konnte man es ihr ansehen, daß sie ihr immer zuhörte.

Als Doktor Frensdorff in das daneben gelegene Eßzimmer trat, raffte sie ihre Arbeit zusammen, steckte sie in ein Beutelchen und kam ihm entgegen.

„Nun, Benno, du mußt heute müde sein, denke ich mir,“ sagte sie; „ich sah, daß deine beiden einzigen freien Nachmittagsstunden wieder in Beschlag genommen wurden, und wieder von der kleinen verwachsenen Baronesse.“

„Freiwilliger Dienst!“ bemerkte er lächelnd und küßte ihr flüchtig die Hand.

Sie setzte sich kopfschüttelnd zum Abendessen nieder.

„Auch jetzt noch, Benno? Ihr Vater sieht es wahrscheinlich durchaus nicht gern, daß sie auch jetzt noch zu dir kommt. Mir scheint auch, in das gesellige Leben im Majorshaus paßt es nicht recht, daß du seine Tochter mit allerlei geistigen Interessen bekannt machst. Wer dankt es dir?“

„Ja, ich weiß wohl, Tante Lisette. Aber die arme Daniela mit ihren verwachsenen Gliedern paßt ja selber so schlecht wie möglich in das Gesellschaftstreiben. Und als ich sie in ihren melancholischen Zuständen behandelte, da habe ich eingesehen, daß man ihr als Arzt nicht helfen kann, wenn man ihr als Mensch nicht hilft. Es ist noch ein großes Glück für sie, daß sie geistigen Interessen und Beschäftigungen so zugänglich ist.“

Während er sprach, vergaß er das Essen und bückte so nachdenklich den Kopf über seinen Teller, als erwäge er noch einmal bei sich selbst seine Berechtigung, über die rein ärztlichen Befugnisse hinauszugehen. Fast nie verloren seine Züge diesen Ausdruck des etwas Angestrengten, des gewissenhaft Überlegenden, den allzu rastlose Arbeit und Nervenanspannung ihm aufgeprägt hatte. Den jahrelangen hingebenden Eifer im verantwortungsvollen Dienst hatte der verdiente Erfolg gekrönt, aber im hellen Schein der Lampe sah man auch schon früh ergrautes Haar an seinen Schläfen und ein paar vorzeitige tiefe Furchen auf seiner Stirn.

„Bei Rendants war heute das Haus leer,“ erzählte die Obristin, „Gabriele ist am Morgen nach Breslau gefahren wegen Besorgungen, und Mutchen — nun, wo die immer stecken mag! Mit Gabriele ging ich ein Stück Weges zum Bahnhof, als ich vom Markt kam. Merkwürdig, wie ernst und vielseitig sie doch ist und so tüchtig in allem. Neulich bekannte sie mir, daß es nach ihrer Meinung nicht genügt, wenn die Frau nur den Haushalt versteht. Die Frau soll auch ernste Berufsinteressen haben. Das sind nun so neue Ansichten, eigentlich doch nichts für Brieg. Zu meiner Zeit gab es das gottlob noch nicht. Aber jetzt wollt ihr ja von den Frauen schon, daß sie eure Berufsarbeit teilen.“

„Wir?“ fragte er zerstreut. „Nein, ich doch nicht. Wir ertrinken ja so schon ganz im Berufsleben. Soll unsere Frau auch noch dasselbe —? Nein. Ich meine, mir wär's unleidlich. Aber ja, tüchtig ist die Gabriele, sehr.“

Die Obristin blickte ihn an, während er hastig und fast ohne recht hinzusehen aß. Er konnte ohne Zweifel für einen auffallend gut aussehenden Mann gelten mit seinem kraftvollen, elastischen Wuchs und dem ernsten blonden Kopf; leicht möglich, daß ein Mädchen die Gedanken an ihn hing. Aber ehe er in seiner Harmlosigkeit das bemerkte, mußte man ihm schon eine zweite Brille vor die kurzsichtigen Augen setzen.

Wie Doktor Frensdorff nach einer Schüssel langte, begegnete er dem Blick der Obristin, in dem ein feines, zufriedenes Lächeln lag.

„Woran denkst du denn?“ fragte er.

„Ich freue mich nur an dir!“ entgegnete sie in mütterlichem Tone, und dann fing sie die Unterhaltung zum drittenmal an: „Heute mittag kam noch eine Karte von Adine. Sehr heiter und aufgeräumt schreibt sie über den Abschiedsschmaus in ihrem Atelier, den sie und ihr lieber Malergenosse Tomasi arrangiert haben.“

Doktor Frensdorff zog unwillkürlich die Augenbrauen zusammen. Er hatte den Teller zurückgeschoben und zerkrümelte sein Brot. Ohne zu antworten, sah er doch aus wie der verkörperte Widerspruch.

Die Obristin nahm es auch so und bemerkte ein wenig gereizt: „Es ist ganz seltsam, wie viel toleranter du anderen gegenüber bist als gerade gegen Adine. Von ihr verträgst du es offenbar noch immer nicht, daß sie nicht ins alte häusliche Herkommen paßt, und Gabriele leihst du manchmal die verrücktesten Bücher ganz willig, und Daniela, die bestärkst du noch in ihrer Aufsässigkeit gegen den Vater.“

„Du thust mir sehr unrecht, indem du das alles zusammenwirfst,“ versetzte er ruhig, mit verhaltener Stimme, „aber wir wollen darüber lieber nicht streiten. Denn in Wirklichkeit bist du ja selbst keineswegs immer beruhigt gewesen über die sorglose Freiheit, in der Adine dahinlebt.“

Sie unterdrückte einen Seufzer. „Mein Gott, ja. Aber nur insofern sie nicht heiraten mag. Das kommt, weil sie malt. Aber gerade weil sie es nun einmal nicht mag, so brauchst du dich doch um so weniger über die Männer aufzuhalten, mit denen sie umgeht.“

Doktor Frensdorff warf flüchtig einen fast erstaunten Blick zu ihr hinüber. „Man kann nicht heiraten mögen und dennoch — sich dennoch verlieben müssen,“ bemerkte er mit einem Zögern.

„Aber, Benno!“ rief sie entrüstet, „wie du das nun wieder sagst! Nein, das will ich dir nur sagen: wenn du schon wer weiß was im Hinterhalt denkst, so sind wir von heute an geschworene Gegner! Ich lasse Adine kein Haar krümmen, ich, die ich sie kenne, ich, die ich sie fast jeden Sommer wochenlang wiedergesehen habe. Du freilich, du magst in zehn Jahren die ganze Adine vergessen haben.“

Eine leichte Röte stieg ihm ins Gesicht. „Du verteidigst sie, — und gegen mich!“ entgegnete er mit einem Lächeln, das etwas bitter ausfiel, „ja, das ist originell genug. Adine besaß schwerlich jemals einen besseren Anwalt als mich, für alles. Aber verteidigen und billigen ist nicht immer ganz dasselbe. Ich urteile anders — als Mann — wie du. Und ich kenne Dinas Temperament besser als du.“

„Aber sie war fast erwachsen, wie ihr euch kennen lerntet. Da kennt man einen Menschen nicht mehr ganz. Hättest du sie als kleines Kind gekannt — mein Gott, welch ein zärtliches kleines Kind sie war! Auf den

Wink gehorsam, für einen Kuß von ihrem Vater that sie alles. Vielleicht hätten wir sie in ein Pensionat geben sollen, weil sie dort hinten in der kleinen galizischen Garnison etwas wild aufwuchs. Aber wir brachten's nicht übers Herz, weder der Vater, noch ich, noch auch die Amme, diese alte galizische Amme, die Adine so treu war wie ein guter Hund. Später heiratete sie, und sie liebte ihren Mann, aber von unserem Haus riß es sie doch nicht los. Von Zeit zu Zeit forderte er sie für sich zurück, und dann prügelte er sie meistens."

Doktor Frensdorff antwortete nicht. Wahrscheinlich hörte er auf ihr Plaudern gar nicht mehr hin. Er war aufgestanden und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

Ein sauberes, ungewöhnlich nett gekleidetes Dienstmädchen kam herein und räumte mit langsamen, sonderbaren Bewegungen den Tisch ab. Vor Jahresfrist erst hatte man sie aus der Irrenanstalt entlassen; jetzt versah sie den hier übernommenen Dienst so gut wie eine, nur daß sie alles mit einer feierlichen Wichtigkeit that, als vollziehe sie die bedeutungsvollsten Handlungen angesichts der höchsten Würdenträger des Reiches. In diesem Gefühl, wobei ehemalige Wahnideen noch unklar nachwirkten, lebte sie sehr glücklich und zufrieden.

Um diese Zeit pflegte die Obristin sich zu erheben, ihr Strickbeutelchen zu ergreifen und sich wieder auf das hochlehnige Sofa im Wohnzimmer zurückzuziehen. Aber diesmal blieb sie in Gedanken verloren am Tisch sitzen.

Wie sollte es sie auch drängen, möglichst schnell an den grauen Wolltüchern mit roten Streifen weiterzustricken? Schon mehrere arme Insassen des Irrenhauses waren reichlich mit ihnen versorgt. Ja, wenn sie an einem feinen Kinderstrümpfchen für einen Enkel hätte arbeiten können!

Wie war nur Benno vorhin auf seine Bemerkung gekommen? Was ging ihm durch den Kopf?

Trotz der Sicherheit, mit der sie soeben noch von Adine gesprochen hatte, empfand sie eine unbestimmte schwache Unruhe.

Immer zwar, wenn jemand ihr einziges Kind wie ein Brieger Haustöchterchen beurteilte und nicht wie eine begabte, im Auslande ausgebildete Malerin, dann kämpfte sie für Adine wie ein Löwe für sein Junges. Der Offizierskreis in Brieg, ihr alter früherer Gesellschaftskreis, verwunderte sich oft des Todes über die modernen Ansichten, zu denen sie sich dann mitunter verstieg. Aber in Wirklichkeit war sie ja weder ein Löwe noch ein moderner Bahnbrecher, sondern ganz einfach eine alte einsame Frau, deren Lebensauffassung himmelweit von der ihrer Tochter abwich.

Das Mädchen hatte sich aus dem Zimmer entfernt.

Doktor Frensdorff schritt noch immer schweigend auf und ab, mit gesenktem Kopf und gefurchter Stirn.

Hin und wieder toste ein Windstoß an den Fenstern vorüber und warf eine Ladung rieselnder Schneeflocken gegen die Scheiben.

Obgleich Tante und Neffe nicht miteinander sprachen, dachten sie doch an dasselbe und vielleicht auf dieselbe Weise. So gelehrt und unzugänglich er ihr auch erschien, im Innersten fühlte sie sich doch mit ihm auf einem Boden. Der himmelweite Unterschied war da nicht — oder doch nicht tiefer als nur in bloßen Verstandserwägungen.

Von der Straße her wurde die Hausthür aufgeschlossen; man konnte hören, wie in dem mit Ziegelsteinen gedielten Treppenflur jemand sich den Schnee von den Füßen stampfte.

Die Obristin erhob sich. „Das muß sicher Gabriele sein!" meinte sie und öffnete die Thür, die vom Eßzimmer direkt in den Treppenraum ging.

„Guten Abend!" rief Gabriele und näherte sich der hellen Thüröffnung, ganz mit Paketen bepackt. „Wissen Sie, die vernickelten Kochtöpfe habe ich nun doch bestellt, zwei Nummern, und praktische Neuerungen giebt es — morgen erzähle ich Ihnen —"

„Die vernickelten Töpfe? Ja, schön müssen sie sein! Aber wird denn der Papa diese Ausgabe erlauben, Gabrielchen?" fragte die Obristin mit besorgtem Interesse.

„Der Papa erfährt es immer erst als unumstößliche Thatsache," entgegnete das junge Mädchen lächelnd, „er kann es doch unmöglich beurteilen. Und dann weiß er ja, wie sparsam ich bin und daß ich Unnützes nie anschaffe. Sollen wir aber, nur weil wir

in der Provinz leben, hinter den Breslauer Hausfrauen zurückstehen? Dann wäre ja die Provinz ein Unheil. Alte Sachen, die überholt worden sind, sind mir ein Greuel."

In diesem Augenblicke bemerkte Gabriele Doktor Frensdorff und errötete über ihr ganzes Gesicht, das die zarten Farben der Rotblonden zeigte.

Er trat heran, begrüßte sie und reichte dann der Obristin die Hand. „Gute Nacht, Tante Lisette; lege dich früh, ich gehe jetzt zu mir hinüber."

Damit ging er über den Hausflur, der seine Wohnräume von denen der Obristin trennte. An seiner Zimmerthür wandte er sich aber noch einmal nach Gabriele um, wie sie die Treppe zur Rendantenwohnung hinaufsteigen wollte.

„Es war wieder sehr freundlich von Ihnen, Fräulein Gabriele, sich mit den beiden kleinen blödsinnigen Mädchen in der Anstalt so abzugeben und sich überhaupt dafür zu interessieren," sagte er und rückte etwas verlegen an seiner Brille, „es ist zu bewundern, da Sie ja im Hause ebenfalls stark in Anspruch genommen werden."

Sie blieb stehen und schaute im schwach erhellten Flur aufmerksam nach ihm hin, ob sein Kompliment wohl auch mehr gewesen sei als eine höfliche Phrase.

„Mir bleibt dennoch Zeit dafür," versetzte sie und rieb mit der Hand über das Treppengeländer, „aber Sie, Herr Doktor, Sie arbeiten zu viel. Des Nachts brennt oft noch so spät Licht in Ihrem Zimmer. Es ist sehr unrecht, daß Sie das thun. Möchten Sie's nicht heute etwas früher auslöschen?"

„Ich werd es mir überlegen, Fräulein Gabriele. Gute Nacht."

„Gute Nacht," erwiderte sie und stieg langsam hinauf. Gab er acht auf das, was sie that und sagte? Manchmal sprach er aus reiner Unbehilflichkeit so korrekt und höflich. Aber dieser Mangel an Gewandtheit gefiel ihr gerade gut an ihm. Wie dünkelhaft wäre ein anderer an seiner Stelle geworden, wenn er alles sich selbst verdankt und schon so früh eine solche Stellung errungen hätte — Doktor Frensdorff war sicher kaum vierzig.

Mit zerstreutem Gesichtsausdruck trat Gabriele in die Wohnstube oben, die zugleich als Eßzimmer diente. Eine blanke Messinglampe hing über dem Tisch, über den ein weißes Tafeltuch gebreitet war, ein Stoß Teller stand auf dem Stuhl daneben.

Hinter den klaren Mullvorhängen am Fenster lehnte die jüngere Schwester Mathilde, im Hause Mutchen genannt, und malte auf der von der Innenwärme dicht beschlagenen Scheibe mystische Zeichen.

„Mit dem bißchen Tischdecken hättest du doch fertig werden können," bemerkte Gabriele, ihre Sachen ablegend; „was hast du den ganzen Tag gethan?"

Mutchen verließ ihren Platz, schlang einen Arm um den Hals der Schwester und küßte sie auf die rotblonden Nackenhärchen.

„Hast du auch in Breslau ein bißchen an unsere Kleidung gedacht?" fragte sie entgegen. „Ach nein, nicht für mich! Aber du mußt jetzt schön sein! Weißt du auch, wer in diesen Tagen ankommt? Paß auf, daß sie dich nicht aussticht!"

„Wenn du doch aufhören wolltest, mit solchen Dingen zu tändeln," versetzte Gabriele unwillig und machte sich frei, „das ist häßlich und gemein. Was verstehst du auch mit deinen achtzehn Jahren davon."

Mutchen drehte mit einem unterdrückten Gekicher ihre kleine pikante Person auf dem Hacken herum, daß der Mozartzopf flog.

„Was ist da häßlich und gemein? Wenn man nun hofft, daß einem was gehört, und eine andere nimmt's fort —"

„Was uns wahrhaft gehört, nimmt niemand uns fort. Was uns wahrhaft gehört, das fällt uns zu, früher oder später. Daher sind alle kleinlichen Sorgen gemein," entgegnete Gabriele ernst und ruhig; „alles, was wir zu thun haben, ist, selber vorwärts zu gehen; wer zu uns gehört, geht mit, wer das nicht thut, darf uns nicht aufhalten."

Sie sprach gar nicht mehr zu Mutchen, sie stand am Tisch neben ihren Sachen und blickte gedankenvoll vor sich hin.

Mutchen hörte auch längst nicht mehr zu. Sie lehnte schon wieder am Fenster, hauchte auf die Scheiben und wischte mit dem Handrücken die Zeichen fort, die sie da hingemalt hatte.

* * *

Doktor Frensdorff war in seine Studierstube hinübergegangen, wo auf mächtig großem Schreibtisch Stöße von zu erledigenden Papieren, von wissenschaftlichen Notizen und ärztlichen Gutachten seiner harrten. Sein Dienst, so wie er ihn verstand und ausübte, nahm seine peinliche Gewissenhaftigkeit durch unausgesetzte Anforderungen in Anspruch.

Er warf einen Blick auf die kleine Stehuhr auf dem Kaminsims, begab sich an den Schreibtisch und zog unter den Papieren ein starkes Heft in dunklem Glanzdeckel hervor, das etwa bis zur Hälfte vollgeschrieben war. Nachdem er einige Seiten mit den Augen überflogen hatte, fing er emsig an, darin weiterzuschreiben.

Das weiche, schwach gelockte Haar fiel ihm dabei in die Stirn, und über dem aschblonden Bart schlossen sich ihm die Lippen in einem beinahe strengen Zug zusammen. Wer ihn so sah, der mußte ihn ganz vertieft glauben in eine dienstlich oder wissenschaftlich schwierige Aufgabe. Er aber schrieb:

„— — Und ich weiß wohl, Adine, wie sehr es mich drängen wird, dir alles so zu erklären, wie es mir selbst erst im Laufe dieser zehn Jahre allmählich in seinem Zusammenhange klar geworden ist. Was damals zwischen uns war, und warum ich dich verlieren mußte, und wodurch ich es hätte vielleicht vermeiden oder wenigstens dich wiedererlangen können: über alles das habe ich ja immer wieder nachgedacht, und habe es mir, in solcher stummen Unterhaltung mit dir, endlich aus der Seele schreiben müssen, um über Unabänderliches ruhig zu werden.

Aber ich weiß auch, daß ich den Mut nicht finden werde, mich mit diesem allen noch einmal so stark in deine Gedanken zu drängen, schon deshalb nicht, weil ich mich davor scheue, daß deine lächelnden Augen mir antworten könnten: ‚Sieh da, der alte Pedant! Erst hat seine Pedanterie uns richtig auseinandergebracht, und nun sitzt er wirklich da und grübelt die Jahre hindurch über unsere junge schöne Liebe, und zerlegt sie in alle Fäserchen wie einen interessanten medizinischen Fall, und beruhigt sich über sie, sobald er sie in allen ihren Einzelteilen sauber notiert und eingetragen hat in ein blauliniiertes Heft.‘

Jawohl, und doch ist es so, doch ist in der klaren Erkenntnis allein Trost und Ruhe. Oder wenigstens ist sie für mich, für unsereins fast die einzige zuverlässige Waffe und Rüstung im Leben. Mir kommt es immer vor, als hätten wir im Leben eigentlich nur niemals Zeit genug, um das Wichtigste zu erkennen und uns klar zu machen. Unsere Aufmerksamkeit wird durch alles, was außer uns vorgeht, abgeleitet und verbraucht — und daneben, dahinter geht oftmals das Wichtigste in uns selber unbemerkt und unverstanden vor sich.

Von mir kann ich behaupten, daß dieser entsetzliche Zeitmangel mich mein ganzes Leben hindurch verfolgt hat und vielleicht an den meisten Fehlgriffen schuld gewesen ist. Seit der Zeit, wo ich, verwaist und nur durch deiner Eltern Güte, Schule und Universität absolvierte, immer um bezahlte Nachhilfestunden und ums Vorwärtskommen bemüht, sind im Grunde bereits Muße und Feiertag fremde Begriffe für mich gewesen. Dieses einseitige Bestreben, möglichst rasch und viel zu lernen, um zu einer ganz bestimmten, eng umgrenzten Leistungsfähigkeit zu gelangen, beschnitt von vornherein meiner Entwickelung die Flügel.

Sehr brav, sehr ernst, sehr tüchtig schon für mein Alter, ganz gewiß voll Bescheidenheit, was meine eigene Person betraf, aber auch voll Überschätzung und Übertreibung meiner neugebackenen Weisheit und Würde, so war ich, als ich mein erstes Dienstzimmer im Irrenhause bezog und gleichzeitig dich in der schönen Obristenwohnung unten im Villenviertel am Fluß kennen lernte.

Wie du mir damals erschienen bist? Das kann ich auch heute noch nicht beschreiben. Man sagt mit Recht, die tiefste Liebe werde sich am wenigsten ihrer Gründe bewußt, denn in ihr drängt sich eine solche Fülle überzeugender Einzelgründe zusammen, daß dieselben gar nicht mehr als Einzelgründe, sondern nur noch als machtvoll wirkendes Gefühlsganzes zum Bewußtsein kommen. Du wirktest wie eine höhere Art von Dasein auf mich, der die Frauen noch gar nicht und das Leben nur von einem Winkel aus kannte.

Ich würde nie gewagt haben, mich dir als Bewerber zu nahen, — nein, glaube mir, nie! Du hast keinen scheueren Be-

wunderer deiner Schönheit und deiner Begabung besessen. Auch als dein Vater starb und deine Mutter in ihre jetzige bescheidenere Wohnung übersiedelte, erwog ich die Möglichkeit nicht, so viel Liebreiz, Talent und Frohsinn an meine schwere, monotone Laufbahn hier im Provinznest zu fesseln. Dazu mußte schon ein Wunder geschehen — ein Wunder, daß du es warst, die um mich warb. Es mußte geschehen, daß es dich mir nachtrieb, unbewußt und unwiderstehlich, mit deiner ganzen hingebenden Leidenschaftlichkeit, mein Liebstes, mein Gnadenkind du! bis die Gewalt der Liebe dich nahm, allmächtig wie die Natur selbst und rein wie Gottes Sonne, und deine Arme um meinen Nacken legte.

Weißt du es noch? die Stunde, in der du mir an die Brust fielst und mich umschlangst? in der du meine Scheu, meine wortlose Überwältigung mißverstandest und mit deiner inbrünstigen frohen Stimme sagtest: ‚Wenn du mich nicht zu deiner Frau willst, so nimm mich zu deiner Magd.‘

Weißt du es noch? diese Stunde, in der das trübselige Irrenhaus in einen Feenpalast sich zu wandeln schien und sein Park in den Paradiesesgarten, darin die ersten Menschen sich ergingen.

Aber in Wirklichkeit verwandelte sich ja leider nichts; die Irrenanstalt, an die ich gebunden war, blieb, was sie gewesen, und das Zuchthaus, das dich mit solchem Schauder erfüllte, blieb ebenso düster wie zuvor vor unseren Fenstern stehen. Mir war in absehbarer Zeit eine lohnende Anstellung hier gewiß: wolltest du also meine Existenz einmal mit mir teilen, so mußtest du dich wohl oder übel auch an ihre Schattenseiten gewöhnen. Glaube nicht, daß mir's leicht gefallen ist, dir, die ich so gern in lauter Glanz und Glück gebettet hätte, ein Opfer zuzumuten! Ich litt täglich darunter. Aber dennoch rechnete ich nicht genügend mit der Künstlersensitivität, die der trüben, ernsten Umgebung eine so außerordentliche Wirkung auf dich gestattete. Durch den steten Umgang mit geistig Kranken verleitet, steckte ich die Grenzen des Normalen in meiner unerfahrenen Weisheit sehr eng und sah manches für eine zu überwindende Schwäche an, was nur der Ausdruck deiner drängenden künstlerischen Entwickelung war.

Hättest du dich doch damals gegen meinen Unverstand aufgelehnt! Hättest du doch durch ein wenig Widerstand und Trotz mich zum Nachdenken gezwungen! Ja, hättest du mir mindestens nicht noch Vorschub geleistet durch deinen eigenen mädchenhaften Glauben an meine Unfehlbarkeit und Autorität! Aber mit der passiven Folgsamkeit eines Lämmchens ließest du dich von mir führen — hinwegführen von der natürlichen Entfaltung deines Talents, und übertriebst wenn möglich noch die gewaltsame Anpassung an die dir fremden Lebensbedingungen. So nahm mein etwas enges Ideal einer kleinen Brieger Hausfrau, auf dich angewandt, die Formen leidenschaftlicher Selbstkasteiung, grausamer Unterwerfung an.

In meiner thörichten Verblendung freute ich mich über diese Größe deines Gehorsams, deiner Liebe. Du hattest dich in eurer galizischen Garnison so ungeheuer auf tüchtigen, geregelten Unterricht in deiner Kunst gefreut, dein Vater hatte dir alles, was du nur wünschtest, versprochen. Nun unterließest du dein Zeichnen und Malen ganz — von einer längeren Abwesenheit aus Brieg war auch nicht mehr die Rede — und fast war es auch, als hättest du Angst, in den Bann deiner alten Wünsche zu geraten.

Jetzt konntest du stundenlang unthätig am Fenster stehen, mit müßig niederhängenden Armen nach den Gefängnissen hinübersehen, bis drüben ein paar Sträflinge von den Aufsehern quer über die Straße nach dem Arbeitshof geführt wurden. Deine Augen hingen dann wie verzaubert an ihren gesenkten Gesichtern. ‚Wenn sie nur einmal aufblicken möchten!‘ sagtest du manchmal außer dir, ‚wir würden sie so freundlich anschauen und sie grüßen, nicht wahr? Aber sie blicken nicht auf. Sie schämen sich und blicken nicht auf. Sie mißtrauen und hassen und verwünschen uns vielleicht. Und so leben und sterben sie hier — hier ganz dicht, ganz dicht bei uns.‘

Jetzt ist eine alte Erinnerung aus dieser Zeit, ein Sträflingskopf, deine neue große Arbeit und dein Erfolg geworden. Als ich ihn abgebildet sah, begriff ich wohl, warum du so übertrieben gelitten hattest, denn es machte mich leiden, ihn anzusehen. Ich begriff die reizbare Empfindlichkeit und Fein-

fühligkeit für alles, was dich hier umgab, die schmerzhafte Heftigkeit deines Mitgefühls, die stumme Sehnsucht nach Schönheit und Harmonie, nach Formen und Farben, die wohlthun — alles das, was sich gesund und kraftvoll nicht aussprechen konnte, weil man dir verwehrte, es künstlerisch aus dir herauszugestalten, weil man deine Entwickelung unterband.

So konnte es schließlich nicht ausbleiben, daß du allmählich wirklich krankhaft wurdest. Jetzt würdest du wohl lächeln über deine schreckhafte Furcht den armen Irren gegenüber, die in so sicherem Gewahrsam saßen, oder vor den paar harmlosen verblödeten Menschen, die euch in Hof und Garten mit bedienten. Durch die lange Überreizung, den ungelösten, heimlich in dir arbeitenden Zwiespalt geriet zuletzt dein ganzes Nervenleben in Aufruhr, dein Körper fing an, darunter zu leiden.

Ich sehe jetzt alles so deutlich, so grauenhaft deutlich und klar im ganzen Zusammenhange. Meinen langen inneren Kampf, meinen Entschluß, dich freizugeben, das Ende. Gewiß habe ich viele Verkehrtheiten begangen, viele Mißgriffe gemacht, weil du mir zu blindlings folgtest, — aber damals, in jener schwersten Stunde, in jener einzigen, in der du mir nicht folgen wolltest und dich gegen meinen Willen auflehntest, da habe ich recht gehandelt, als ich deinen Willen brach. So wie die Sachlage sich gestaltet hatte, mußte es geschehen, ich mußte dich von mir lösen. Gegen deinen Willen, aber zu deinem Glück. Ich konnte dich nicht vor meinen Augen in Trübsinn und Seelennot verkümmern sehen — dich, die ich so liebte, dich, deren Eltern ich meine ganze Existenz schuldete. Deine Mutter und ich haben es untereinander ausgemacht, was geschehen sollte, dann erst erfuhrst du es. Aber damit es gelang, durftest du nie ganz erfahren, was es mich kostete, und daß es nur um deinetwillen geschah.

Es ist die einzige Großthat meines Lebens gewesen — zu groß wohl für mich, denn ich habe Jahre gebraucht, um sie zu ertragen. Es war mir sogar fast unerträglich, daß du nach dem ersten schweren Kummer so sehr glücklich wurdest, so sehr auflebtest, als deine Mutter mit dir fortreiste und du anfingst, nach Herzenslust zu schauen, zu genießen und zu arbeiten. Alles, was in dir steckte, durfte nun heraus ans Sonnenlicht und sich frei zur Blüte entfalten. Ja, dies ist sogar in einem Grade geschehen, wie es — jedenfalls meinem damaligen Urteil nach — einer Frau wohl kaum gestattet sein sollte. Ich habe zwar auch in diesem Punkt um deinetwillen anders denken und manches Urteil umstoßen gelernt, weil ich deine Leistungen sah.

Aber, Dina — — ob es nicht doch eine Grenze giebt, über die hinaus du zu frei geworden bist in deinem selbstherrlichen Glück — siehst du, das weiß ich nicht, und das werde ich auch nicht wagen, dich zu fragen.

Ich besitze kein Recht mehr dazu. Aber mir sind Zweifel gekommen, die mir beinah dein liebes Bild entstellt und zerstört hätten. Sie sind gekommen und vergangen und wiedergekommen.

Ich kenne dich so gut, so genau. Ich kenne dein Naturell mit seiner impulsiven Unmittelbarkeit, mit seiner Hingebung an den Eindruck der Stunde und mit der gefährlichen Fähigkeit phantasievoller, hochbegabter Menschen, sich alles, was sie wollen, auf künstlerischem Wege zu verklären.

An den Menschen, die um dich sind, liegt es zum Teil, was aus dir geworden ist. Ob du noch bist, was du warst: das Liebste und Reinste, das Höchste, zu dem ich nie aufhören mag, aufzublicken, oder ob du bist, was ich nicht mehr lieben könnte —"

An dieser Stelle hält der Schreibende inne, starrt eine Weile vor sich nieder und beginnt von neuem, mit langsameren Schriftzügen:

„Ich will es nicht glauben —" setzt wieder ab und legt die Feder hin.

Den Kopf in die Hand gestützt, sitzt er ein paar Minuten unbeweglich.

Die kleine Stehuhr auf dem Kaminsims schlägt mit hellem Klange einmal an. Es ist halb zehn.

Doktor Frensdorff steht auf und wirft das Heft in ein Schubfach. Um diese Zeit pflegt er zu einer letzten Inspektion ins Irrenhaus hinüberzugehen.

Am Fenster seines Zimmers bleibt er einen Augenblick stehen und blickt in die

stille, verschneite Straße hinaus, durch die im unruhigen Licht der Gasflammen die Schneefederchen jagen und treiben. Gerade kommt der alte Rendant, seine sonderbare Fellmütze auf dem Kopfe, am Haus vorüber; gleich darauf hört man ihn die Hausthür aufschließen und die Treppe hinaufstampfen. Punkt halb zehn kehrt er abends von der Skatpartie heim; um zehn Uhr gehen Rendants schlafen.

Darüber fällt Doktor Frensdorff Gabriele ein und die Äußerung der Obristin beim Abendessen. Ihm fällt ein, wie erstaunt er die Vermutung abgelehnt hat, daß ihm eine Frau deshalb gefallen könne, weil sie seine Berufsinteressen teile. Und doch, wäre ihm Adine nicht begegnet, so hätte er sich leicht ein solches Frauenideal bilden können. Denn sein Berufsinteresse wäre ihm dann wohl das Höchste geblieben, über das hinaus er nichts anerkannte. Und so würde er auch an der Frau am höchsten die Tüchtigkeit verehrt haben, die in Berufsinteressen aufgeht und ihnen lebt. Und eine solche tüchtige Frau im Beruf zur Seite haben, über diesem Bilde hätte eine gewisse Poesie für ihn gelegen.

Jetzt liegt für ihn nur Humor darüber. Ein alter Traum steht mit einem feinen Lächeln daneben. — —

Doktor Frensdorff wendet sich vom Fenster ab, legt seinen Mantel um und schickt sich an, den Gang in die Irrenanstalt vorzunehmen.

Wie er die Hausthür hinter sich schließt, bemerkt er, daß, von der Stadtseite her, noch jemand die Straße entlang kommt.

Es ist eine weibliche Gestalt. Jetzt geht sie am Gartengitter des Irrenhauses hin und nähert sich ihm mehr und mehr.

Der Sturm bläst sie von hinten an; an ihrem Hut fliegt der zurückgenommene Schleier gleich einem ungeduldig aufflatternden, gefesselten Vogel.

Doktor Frensdorff ist nach wenigen Schritten stehen geblieben und schaut ihr regungslos entgegen; es sieht aus, als blase der Sturmwind sie vor sich her, als wehe er sie ihm zu.

Dennoch ist es gerade ihr Gang, woran er sie erkennt, noch ehe er ihr Gesicht zu sehen vermag. Dieser eigentümlich sorglose Gang, dieses unbekümmerte und anmutige Schlendern, das unwillkürlich den Eindruck macht, als gäbe es lauter geebnete Wege auf der Welt, oder als schreite ein unsichtbares Wesen vor ihr her, das sie ihr alle ebnet.

Nun ist sie nahe bei ihm, ganz bedeckt mit Schneeflocken, in der Hand eine schmale Reisetasche. Das Licht der Laterne am Hause beleuchtet aber nur den Rücken des Mannes, der ihr langsam entgegenkommt. Sie will an ihm vorüber.

„Dina!“ ruft er mit unterdrückter Stimme.

„Da bist du ja!“ sagt sie hell, läßt die Reisetasche achtlos zu Boden gleiten und streckt beide Hände aus. Sie sagt es so einfach, als sei es etwas ganz Selbstverständliches und seit zehn Jahren fest verabredet, daß sie da auf der Straße im Schneegestöber und bei Nacht zusammentreffen. Ein feinerer Beobachter aber hätte aus diesem Stimmklang heraushören können, daß sie schon unterwegs in Gedanken mit ihm Wiedersehen feierte.

„Adine! So unerwartet und unangemeldet! Ohne Telegramm. Von niemandem am Bahnhof empfangen. Allein in der Nacht — und dein Gepäck?“

„Mein Gepäck ist am Bahnhof. Ich mochte nicht erwartet ankommen, das verdirbt alles. Aber ich wäre schon heute früh mit dem Nachtzuge dagewesen, nur hat mich der Tomasi in den falschen Zug hineingesetzt. Gerade konnte ich noch aussteigen. Sonst wäre ich nach den italienischen Seen abgedampft.“

Er hört sie plaudern und findet keine Worte; ihm scheint es unbegreiflich, daß sie da in eigener Person vor ihm steht. So viele Jahre hindurch hat sie nur ein Gedanke für ihn sein können, und diesen Gedanken hatte er sich allmählich ganz klar und durchsichtig gemacht, es hatte sich ihm endlich alles logisch gegliedert. Dem Leben selbst gegenüber erscheint ihm plötzlich alles ganz anders, er vermag es nirgends anzufassen, zu fassen, zu bewältigen.

„Und im Schnee — zu Fuß!“ sagt er endlich, ohne an das zu denken, was er sagt; es klingt so tief erstaunt und gilt doch nicht dem Sinn der Worte.

„Ja, freilich, zu Fuß, von Stein zu Stein, über das alte bekannte Pflaster. Es war

ja noch zu früh. Schön war's. Der Schnee, der fiel so dicht, ordentlich erkennen konnte man nichts. — Das alte Brieg! wie es aussah im Schneesturm."

Dabei bläst der Wind ihnen die weißen Flocken ins Gesicht, während sie dastehen und sprechen, als sei Adine bereits zu Hause, als brauche sie dazu nicht erst einzutreten.

Doktor Frensdorff greift ihre kleine Tasche vom Schneeboden auf und bemerkt: „Tante Lisette wird ganz außer sich vor Freude sein. Sie konnte es kaum noch erwarten."

„Ich gehe leise hinein — gieb mir den Schlüssel," sagt sie und geht neben ihm ans Haus, „oder kommst du mit hinein?"

„Ich muß noch hinüber" — er weist nach der Anstalt — „also auf morgen. Schlaf gut daheim."

Sie giebt ihm die Hand mit festem Druck. „Auf morgen," meint sie heiter, „da seh ich dich also wieder! Denn heut haben wir uns ja eigentlich keineswegs wiedergesehen. Zwei Stimmen im Dunklen! Zwei Stimmen, die dem Wiedersehen vorausgelaufen sind. Aber die nun aufhören müssen, zu schwatzen."

„Gute Nacht, Adine," sagt er und giebt ihr noch einmal die Hand, während sie ins Haus tritt. Da, wie er hinter ihr die Thür ins Schloß drücken will, schiebt sie ihre Finger noch einmal dazwischen, so daß er sie beinahe in der Thür festklemmt.

Durch die Spalte ruft sie leise: „Das war wunderschön, daß wir uns da zusammenfanden vor dem Hause. Es war ja nur ein Zufall, daß du gerade ausgingst und mich empfingst. Aber gerade darum war es schön."

Dann hört er ihren Schritt den Flur entlang. Und er steht noch still in der Schneeluft und horcht — horcht auf die beiden Stimmen, die im Dunklen verklungen sind.

* *
*

Am nächsten Morgen wurde Adine durch einen langgezogenen schrillen Glockenton geweckt, der aus dem Arbeitshof des Zuchthauses herüberschallte.

In ihren Träumen war sie soeben noch in München gewesen und glaubte das Signal zur Abfahrt zu hören.

Sie dehnte sich in ihrem weichen Bett und schlug die Augen auf.

Das alte wohlbekannte Schlafzimmer umgab sie, ein wenig niedrig und sehr lang, und trotz seiner Geräumigkeit ganz von Möbeln vollgestellt, die alle hier Platz finden mußten, denn sie hatte nicht zugelassen, daß nach des Vaters Tode von ihnen etwas fortgegeben wurde.

Neben dem Fenster, an dem arg verblichene Cretonnevorhänge mit lustigen Blumen und Vögeln darauf an weiß=goldenen lackierten Leisten hingen, stand das Bett der Mutter, die noch fest schlief oder so that, um die Tochter ausschlafen zu lassen.

Behaglich war es, zu träumen und sich zu strecken! Behaglich, daheim zu sein und von Mutters treuen Händen verwöhnt und umsorgt zu werden! Es war ihr in all den Jahren so zuwider gewesen, an alles selbst denken zu müssen, sich um jedes einzelne kleinste Ding selbst zu bekümmern.

In München ging es noch an, besonders seit sie ein eigenes Atelier besaß und anfing, Geld zu verdienen. Aber mit knappem Gelde in den Studienjahren in Paris! Nur arbeiten und sparen und lernen, und nicht nach links noch rechts blicken, wo doch so viel Glanz und Leben und farbensatte Herrlichkeit eine mächtige Versuchung bildeten!

Das Wichtigste war, ein gutes Modell bezahlen zu können und die hellen Stunden auszunützen, — alles andere wurde hintenangesetzt. Aber sie konnte nicht umhin, sich mitten drin vorzustellen, mitten in alledem, was sie als Mensch und Weib und Künstlerin lockte, mit einem Sack Goldes und mit ihrer Genußfähigkeit.

Der starke Drang des eigenen Talentes half über alles hinweg — über alles. Er schuf streng und rücksichtslos aus der verträumten Indolenz ausdauernde Energie, aus dem Genußtrieb Arbeitskraft.

Adine blickte zur Mutter hinüber. An sie hatte sie immer gedacht, wenn sie erlahmen wollte; sie sollte für alle Opfer der Trennung von der Tochter doch eine Genugthuung haben. Ausgenommen ein paar Sommermonate jährlich saß diese gute Mutter hier ganz einsam, Tag für Tag, Abend für Abend, und gab sich Mühe, sich für Malerei zu interessieren, was ganz hoffnungslos war.

Adine glitt plötzlich geräuschlos aus dem Bett und kam auf nackten Sohlen zur Halbschlummernden und umhalste sie stürmisch.

„Mama, liebe Mama! Wie bin ich froh, bei dir zu sein, und wie danke ich dir! Ich danke dir für alle diese Jahre! Um meinetwillen hast du hier so vereinsamt gelebt — gar kein Vergnügen hast du gehabt. Jetzt auf einmal erst fällt es mir aufs Herz, wie viel du mir geschenkt hast — immerfort geschenkt und nichts dafür bekommen, du liebste aller Mütter du!"

Die Mutter vernahm die innige Stimme dicht an ihrem Ohr, und ohne noch die einzelnen Worte recht zu verstehen, streichelte sie Adine beschwichtigend über den bloßen Arm und erwachte in einem Gefühl von zärtlichem Glück.

„Ich wurde schon ganz müde vom Liegenbleiben, du Langschläferin," sagte sie, sich ermunternd, „ich glaube wirklich, mir sind die Glieder eingeschlafen. Jetzt laß mich rasch in die Kleider kommen, Kind."

„Ich werde ausgehen und mir Brieg ansehen," bemerkte Adine und fuhr in die Strümpfe; „wo steckt denn eigentlich Benno am Morgen?"

„Ich hörte Benno schon in der Wohnstube, ehe du wach wurdest. Er wollte dich wohl begrüßen; er meint, alle stehen so früh auf wie er. Du könntest zu ihm gehen, wenn er sein zweites Frühstück nimmt; das thut er auf seinem Zimmer um zehn Uhr. Sei recht herzlich gegen ihn, hörst du? Er ist ein so vortrefflicher Mensch. Du mußt dich nicht daran stoßen, wenn er ein bißchen schroff ist."

„Daran stoßen? Ach nein, Mama, im Gegenteil. Das gehört ja so ganz zu ihm. Es wird mir sehr heimatlich vorkommen."

„Du bist es nicht gewöhnt. Bist verwöhnt, mein Kind."

„Eben darum, Mama," bemerkte Adine und kam vor den Spiegel. Mit langsamen, fast liebkosenden Bewegungen fing sie an, sich die dunkle Flechte aufzukämmen, die ihr über den Rücken hing und sich unter dem Kamm stark lockte und wellte. In der scharfen Morgenbeleuchtung verriet es sich wohl, daß Adine am Ende der zwanzig angelangt war, aber es schadete ihrer beseelten Schönheit nicht. Wunderbar warm und dunkel schauten die Augen aus diesem Gesicht, Augen mit hochgewölbten Brauen, die ihnen den Ausdruck gaben, als gehe der Blick weit hinaus, tief hinein in die vielgestaltige Fülle des Lebens.

Die Mutter saß, halb angekleidet und mit im Schoß gefalteten Händen, neben dem Spiegel und betrachtete die Tochter voll besorgter Zärtlichkeit.

„War es schön, der Abschiedsschmaus in München?" fragte sie.

„Wunderschön! Und lustig! Später erzähle ich dir —"

„Aber lieber nur mir allein, Adine, denn Benno —"

„Was ist denn mit Benno?"

„Ja, stell dir vor, er macht sich so leicht Gedanken deinetwegen, daß du so frei für dich lebst, und überhaupt, daß du so —"

Über Adinens Gesicht schlug eine helle Blutwelle. „So. Thut er das?"

„Ja. Aber warum errötest du denn darüber? Du bist ganz rot geworden, wirklich, Adine. Nein, sage mir nur eins: glaubst du, daß du dich in jemand verliebt haben könntest in dieser Zeit?"

„Das weiß ich nicht so genau, Mama."

„Aber, Jesus, Kind! So etwas weiß man doch! Nun, übrigens, dann ist es auch nichts," sagte die Mutter beruhigt und griff nach dem Kleide.

Adine hatte den Kamm sinken lassen; sie schaute geradeaus, mit prüfenden Künstleraugen auf ihr eigenes Spiegelbild. Das Antlitz und die zarten vollen Formen der Schultern trugen einen fast südländisch elfenbeinfarbenen Ton, den sie vom Vater geerbt und den vielleicht ein versprengter Tropfen alten Wendenblutes der deutschen Familie übermittelt hatte.

Von irgendwoher tauchte in ihren Gedanken die Bemerkung einer befreundeten Malerin auf, daß ihr Kopf nur auf ihrem Akt tadellos sei, und daß jede Gewandung seiner vollendeten Harmonie mit dem Ganzen schon Eintrag thue.

Nach kurzer Pause meinte sie zerstreut: „Mein Verdienst ist es jedenfalls nicht, wenn ich mich nicht ordentlich in jemand verliebt habe, Mama. Es ist im Gegenteil das Sonderbarste, was mir je vorgekommen ist, daß gerade mir das noch nicht so recht passierte."

„Das kommt, weil du malst, mein Kind,“ bemerkte die Mutter so resigniert, daß Adine anfing zu lachen.

„Nun ja, wenn du nicht maltest, so würdest du wohl verheiratet sein — und ich würde einen kleinen Enkel haben!“ fügte die Mutter etwas verdrießlich hinzu.

Adine nahm sie beim Kopf und küßte sie. „Ach, beim Malen! Da ist man eigentlich immer etwas verliebt. Entweder man malt jemand, den man gern hat — lieb hat in seinen Formen und Farben — oder man malt für jemand, den man gern hat — in Gedanken für ihn, meine ich, in einer Art von künstlerischem Rausch durch ihn; oder man malt einfach etwas Verliebtes aus sich selbst heraus, so daß es nun nicht mehr quält, sondern auf der Leinwand dasteht und bezaubert. Aber all das ist so fein, so flüchtig und wunderlich, heiraten läßt es sich leider nicht. Wie schaff ich dir also einen kleinen Enkel?“

Die Mutter seufzte nur und sah schweigend nach dem Kaffeetisch. Ihr schien, daß Adine rechten Unsinn sprach, aber anstatt zu widersprechen, hörte sie immer auf ihren Unsinn, der doch zu nichts frommen konnte. Manchmal verwirrte es sie selber ein wenig, wie so ganz unverträgliche Ideen und Meinungen und Behauptungen von ihrer Mutterseele kritiklos aufgenommen und friedlich verarbeitet werden konnten. Mutterboden mußte wohl ein fruchtbarer Boden sein, auf dem die verschiedensten Dinge durcheinander wachsen und gedeihen! Viel Ordnung herrschte da nicht, so daß es ihr manchmal Mühe kostete, sich durch diesen zärtlichen Krautgarten noch irgendwie hindurchzufinden, wo es alles gab, nur keine dürre Stelle; aber wie viel Liebe schien auch geduldig und lächelnd darüber!

Adine trank eilig ihre Tasse aus. Sie wollte in das sonnige Winterwetter hinaus, wollte, ehe sie Menschen wiedersah, heute beim hellen Morgenlicht die alte Stadtphysiognomie wiedersehen, die sich freilich, sehr im Gegensatz zu den menschlichen Angesichtern, im Laufe des verflossenen Jahrzehnts bedeutend verjüngt zu haben schien. Mit lebhaftem Bedauern bemerkte Adine, besonders am Markt und früheren Wallgraben, wie viel von den charakteristischsten Zügen ihres Alters die Stadt schon eingebüßt hatte, und wie allerorts schon die schlechte Glätte billiger Modernisierung das verfallende Steinwerk ersetzte. Der Fortschritt des Lebens mit seinen praktischen Anforderungen ging über das Schöne hinweg, das wertlos oder gar hinderlich geworden war.

Von der Stadt schaute Adine nach dem Fluß hinunter, der eisbedeckt und schneeumsäumt vor ihr lag. Dort unter den eleganten Häusern des spät hinzugebauten Villenviertels lag die damalige Obristenwohnung, ihr Elternhaus. Dicht daneben erhob sich jetzt der protzenhafte Prachtbau, den ein reichgewordener Seifensieder seitdem hatte aufführen lassen.

Als ihre Eltern aus der kleinen entlegenen Garnison hierher übersiedelten, war sie ein kaum erwachsenes Mädchen und hatte nur das einzige brennende Verlangen gehabt, von Brieg wieder fort unter die Leitung eines tüchtigen Künstlers zu kommen.

Es hatte geschehen sollen, sobald der Vater nicht mehr kränkelte.

Und so war sie in dem kleinstädtischen, banalen Gesellschaftskreis geblieben, unter diesen geschniegelten Referendaren und Lieutenants, die ihr alle gleichmäßig den Hof machten auf der Eisbahn und im Tanzkränzchen, bis der Vater starb.

Ein Wunder konnte man es also nicht nennen, wenn sie sich in solcher Umgebung ganz stürmisch in den Verwandten verliebte, als er hier auftauchte, in den ernsten, blonden, schönen Menschen, der weder Zeit hatte, Schlittschuh zu laufen noch ins Tanzkränzchen zu gehen, noch ihr den Hof zu machen, und der hinter seiner Brille alle Menschen daraufhin anzusehen schien, wie viele von ihnen vielleicht auch in seine Narrenanstalt gehören mochten.

Jetzt kam es ihr vor, als sei er der Philister, Pedant und Moralist im herrlichsten Exemplar gewesen, genau das, was sie so gar nicht brauchen konnte, genau das Gegenteil alles dessen, was sie jetzt zu bestechen pflegte, was ihre empfindlichen Künstlernerven streichelte, ihre rasch entzückte, rasch enttäuschte Phantasie umschmeichelte.

Aber darüber vermochte sie damals nicht zu urteilen. Das ihr völlig Entgegengesetzte in seinem Wesen zog sie zu ihm hin, weil

es so stark und überzeugt wirkte. Er imponierte ihr um so mehr, je entfernter sie sich selbst von seiner Wesensart fühlte. Während der Verlobungszeit steigerte sich das noch. Wie vielem mußte sie entsagen, in wie vielem sich gewaltsam ummodeln, um für das Leben an seiner Seite überhaupt nur tauglich zu werden! Es machte sie schließlich ganz demütig und klein. Sie suchte gar nicht mehr, ihre individuellen, ihre künstlerischen Wünsche mit ihrer Liebe in Einklang zu bringen, sie floh vor ihnen wie vor einer Versuchung, denn sie wollte doch so gern seinem Ideal ähnlich werden, und dieses Ideal malte nicht, es strickte.

War das reiner Wahnsinn? Nein! Es war ja nur die Auffassung der Frauenliebe von alters her, ein uraltes Liedlein und Märlein, das von Generation zu Generation durch alle Liebesträume hindurchklang, und das auch ihren Liebestraum vorher bestimmte, lange ehe sie von einem selbstbestimmten Lebensplan etwas wußte.

Adine war, in ihre Erinnerungen vertieft, immer langsamer vor sich hin gegangen; jetzt durchschauerte sie die Winterkälte, und sie begann schneller auszuschreiten, um heimzukommen.

Am Rathaus sah sie nach den Zeigern der großen Uhr. Es war fast zehn.

Eine leichte Beklemmung befiel sie bei dem Gedanken, daß sie jetzt gleich Benno in seinem Zimmer gegenübersitzen würde. In welcher Weise er wohl an sie zurückgedacht hat? Er, der sie doch von sich stieß — damals.

Nie konnte sie an ihn zurückdenken ohne dieses Erinnerungsbild: wie er sie von sich stieß.

Anfangs noch mit sanften, mit halben Worten zuredend, wie man einem Kinde zu einem Heiltrank zuredet. Aber da hatte sie aufgeschrien in ihrem Entsetzen und Schmerz.

Vor ihm gelegen hatte sie auf den Knien, und die Hände hatte sie zu ihm aufgehoben. In dem Moment würde sie sich vernichtet haben um seinetwillen.

Und da hatte er sich wohl nicht mehr zu helfen gewußt. Zum erstenmal war er grausam und hart gegen sie gewesen. Er hatte seinen Willen durchgesetzt gegen den ihren, taub und blind für alles, was sie litt.

Und so war er für immer vor ihren Augen, vor ihrem Geiste stehen geblieben. Als sie ihn längst nicht mehr zurückersehnte und nicht mehr liebte, als sie glücklich und voll befriedigt aufging im neuen Leben, in ihrer Kunst und freien Entfaltung, da sah sie ihn noch immer so.

Hundert- und hundertmal, im Wachen und im Traum, kam ihr dieses Bild wieder, deutlich in jedem Einzelzug. Etwas ging zwingend davon aus, was ihre Vorstellung von Benno übertrieb und fälschte, was ihn hart und stark, streng und grausam bis zur Überlebensgröße erscheinen ließ. Aber wie konnte es anders sein? War sie schon als seine Braut ihres Wertes unsicher und demütig vor ihm geworden: in diesem Augenblick wurde sie von ihm zertreten, aller ihrer Bemühungen ungeachtet, seiner unwert befunden. Und war er schon vorher in ihren Augen vollkommen und unfehlbar erschienen, jetzt wurde er der letzte, höchste Richter, gegen den es keinen Appell mehr gab, der nach eigenem Willen den Tod giebt oder das Leben.

Einmal, als Adine die Klingersche Radierung betrachtete: „Die Zeit, den Ruhm vernichtend", da durchfuhr es sie wie ein unheimliches Erkennen, wie eine Rückerinnerung dieser stärksten Erregung ihres Lebens: beim Anblick des gepanzerten Mannes, der, mit unerbittlichem Ausdruck im Gesicht, dem vor ihm niedergeworfenen Weibe mit dem Fuß in die Lende tritt.

Adine trat ins Haus, legte ihre Jacke im Flur ab und klopfte an Bennos Studierstube. Niemand antwortete. Sie öffnete und blickte hinein. Niemand war darin.

Vor dem Kamin, worin ein schwaches Feuer brannte, stand zwischen zwei Sesseln ein niedriges Tischchen, auf dem alles zum Theetrinken vorbereitet war. Ein blankes Kesselchen dampfte über einer Spiritusflamme. Gewiß war er schon hier gewesen und wieder fortgerufen worden.

Adine setzte sich in einen der Sessel und schaute um sich. Diese Gemächer, rechts vom Flur, bewohnten damals fremde Leute. Benno hatte nur sein Dienstzimmer drüben im Irrenhaus, das kahle, häßliche Zimmer, das er sich auch nicht ein bißchen behaglich einzurichten verstand. Ohnedies war sie stets nur

mit Widerstreben hineingegangen, denn rings herum lagen ja lauter Irrenzellen.

Und doch fühlt sie heute ein schwaches Bedauern, daß sie sich nicht, anstatt hier im schönen, wohnlichen Gemach, dort in der kahlen, häßlichen Stube wiedersehen können, nicht auf den steifen Rohrstühlen sitzen werden, von denen der eine immer ein zerrissenes Flechtwerk zeigte. Auf einem solchen Stuhl hatte Benno mehr als einmal gesessen, wenn sie kam, und sie an sich gezogen. Einen so bequemen Lehnstuhl wie hier hatten sie dazu nicht. — —

Adine fährt zusammen, als in diesem Augenblick die gegenüberliegende Thür sich öffnet und Doktor Frensdorff aus seinem Wartezimmer hereintritt.

„Grüß dich Gott!“ sagt er mit seiner verhaltenen Stimme und geht fast etwas ungeschickt mit ausgestreckter Hand auf sie zu. Als sie ihre Hand hineinlegt, hält er sie einige Sekunden lang fest und hindert sie mit dieser Bewegung daran, sich aus ihrer halbruhenden Lage aufzurichten.

„Bleib sitzen! gerade so, wie du gesessen hast, aber den Kopf hebe, und gegen das Licht, ich muß dich doch deutlich wiedersehen,“ sagt er wie entschuldigend.

Sie findet keine Entgegnung und gehorcht nur, den Kopf zurücklehnend und den Blick zu ihm hebend, während ein Lächeln und Erröten rasch über ihr Gesicht geht.

„Wie gesund und hell und glücklich du ausschaust, — — und wie schön!“ sagt er treuherzig. Aber seine Stimme ist nicht ganz fest. Er wird befangen und tritt etwas zurück.

Adinens Blicke ruhen voll auf ihm und umfangen seine ganze Gestalt.

Ob er noch die Irrenarztaugen, die gefürchteten, hat? denkt sie und sucht seinen Blick. Aber auf den Gläsern der Brille blitzt und glitzert das Morgenlicht, und Adine kommt der Gedanke, daß sie überhaupt viel öfter diese Brillengläser als den hinter ihnen vermuteten Ausdruck der Augen Bennos gesehen hat.

Das Wasser im Kesselchen brodelt zwischen ihnen, und sie bemerkt, um das Schweigen zu brechen, heiter: „Ich bin zu deinem Frühstück hergekommen, wie du siehst. Wirst du mir auch zu essen und zu trinken geben?“

Er deutet auf die zweite Tasse, die bereit gestellt ist, und dann äußert er zögernd: „Wenn du — — wenn es dir nicht unangenehm ist, — mache mir die große Freude und sei du es, die uns den Thee bereitet. Willst du?“

Sie erhebt sich gleich und greift nach dem Theetopf; aber es macht sie verlegen, sie glaubt seinen Blick auf ihren Händen zu fühlen und denkt bei sich: Wie das auch ist! Wenn ich ihm nur nicht das ganze Geschirr zerschmettere. Ich weiß noch so gut, daß er die Blätter abbrüht, ehe er den Aufguß macht.

Er aber sitzt im anderen Sessel und sieht nur verstohlen hin. Und kann den Traum nicht verscheuchen, wie es gewesen wäre, wenn sie da gewaltet hätte als seine Hausfrau.

Es ist so ganz anders, sich im vollen, nüchternen Tageslicht wiederzusehen als gestern in dunkler Schneenacht. Man fürchtet sich vor den leise raunenden und mitredenden Erinnerungen, die schwer sind von alten Träumen und sich in der hellen Wirklichkeit des Tages nicht zurechtfinden können und allem phantastische Lichter aufsetzen, blasse, mystische Lichtlein.

Von solchen Träumen schwer haben gestern ihre beiden Stimmen im Dunklen geklungen.

Es geht nicht an, daß wir hier sitzen und schweigen! denkt er unruhig.

Da hilft Adine ihm wieder.

„Du willst wohl sehen, ob ich bei meinem Farbenkleckserberuf noch zur geringsten häuslichen Arbeit tauglich bin,“ sagt sie scherzend, „und sitzest nun da und passest auf.“

„Es wäre kein Wunder, wenn dir dergleichen jetzt lästige Arbeit wäre,“ entgegnet er, „ich kann mir denken, daß du es über interessanteren Beschäftigungen vergessen hast.“

Sie verbirgt ein Lächeln, ohne zu antworten. Vor ihrem Geist sieht sie die vielen, vielen kleinen Malerinnen Münchens, die mit geringen Mitteln und unerhörtem Fleiß ihr monotones Leben in billigen Hinterstuben führen und sich mittags ihr Beefsteak auf einem Petroleumkocher bereiten. Sie sieht, wie sie abends zueinander kommen, abgearbeitet von den Atelierstunden, und wie sie dünnen Thee miteinander trinken, wobei manchmal die dringendste Flicke-

rei oder ein zu stopfender Strumpf mitgenommen wird.

Die Frauen sind gewiß in Bezug auf das Leben der Männer unerfahren und können es schwer richtig beurteilen; aber sind es nicht auch die Männer jeder Frau gegenüber, die überhaupt ein eigenes Leben lebt? Ahnte Benno das Geringste davon?

„Besonders als du in Paris warst, muß dir deine Brieger Existenz fürchterlich einförmig vorgekommen sein,“ bemerkt er mit unterdrückter Spannung und Frage im Ton, als sie schweigt; „ich denke mir, all das Neue und Berauschende mußte über dir zusammenschlagen wie Wellengebraus. Es ist ja auch die große Stadt des Genusses.“

„Das ist sie gewiß, und die Stadt der großen Arbeit, des ungeheuren Drängens und Strebens,“ ergänzt sie und schiebt ihm die volle Tasse zu.

Er sieht sie an, als wünsche er, sie möchte erzählen.

Aber sie thut es nicht. Sie denkt nur heimlich bei sich: Jetzt fragt er mich ab! Gerade wie ein Schulmeister ein kleines Mädchen, ob es sich auch gut betragen habe außerhalb der Schulstunden. Was imponiert es diesem eingefleischten Pedanten und Fachmenschen, daß ich inzwischen immerhin ein paar gute Bilder geschaffen habe? daß in ihnen die Summe aller Tüchtigkeit und aller Genußkraft liegt — ja, beides untrennbar! — die ich überhaupt besitze?

Aber sie denkt es ohne Empfindlichkeit, vielmehr wunderlich vertraut davon berührt. Es gehört zu ihm, so zu sein, sie möchte es um die Welt nicht anders haben. Damit schwände ja nur der süße, intime Reiz, den es hat, die alten Erinnerungen wieder zu grüßen.

Ihr ist zu Mute, als schlüge sie ein altes Kinderbuch auf, an dem sie sich einst entzückte, und das ohne seine grellen Farben und naiven Geschichten gar nicht dasselbe mehr wäre, sondern banal und langweilig.

„In München hast du auch noch das Glück gehabt, neben viel Freude und Anerkennung einen Freund und Genossen im Malen zu finden, so erzählte deine Mutter,“ äußert Doktor Frensdorff, indem er seine Tasse zurückschiebt und mit einem Erlaubnis einholenden Blick auf Adine eine Cigarre hervorholt.

„Ja, den Tomasi. So etwas ist ein wahrer Fund, weißt du. Wir ergänzen uns so herrlich in dem, was wir leisten können, es ist schon dagewesen, daß wir am gleichen Bild gearbeitet haben, kaum noch wissend, was dem einen, was dem anderen gehörte. Und das will alles sagen.“

„Wieso alles?“ fragt er rauchend.

„Ich meine, dabei verknüpft sich menschliche und künstlerische Anteilnahme so ganz. Als ich mir den linken Arm verstaucht hatte und der Ausstellung wegen so eilen mußte, dennoch fertig zu werden, da hat er die Zeit geopfert, die besten, hellen Morgenstunden, und mir seinen Arm untergeschoben und mir die Palette gehalten. Das kann einem nämlich nur ein sehr lieber Genosse thun.“

„Den Arm so unterschieben, das glaube ich,“ meint er und raucht so stark und unausgesetzt, daß eine Wolke um ihn steht.

Adine lacht, ganz lebhaft geworden.

„Nein, aber die Palette halten,“ verbessert sie, „denn der linke Arm mit der Palette arbeitet mit, mußt du wissen, er muß lebendig zu einem selbst gehören. Überhaupt: Gemeinsameres als ein Kunstwerk giebt es zwischen Menschen nicht. Es sei denn ein Kind.“

Doktor Frensdorff stößt gewaltsam die Asche, die sich noch kaum an seiner Cigarre angesetzt hat, am Tassenrand ab.

„Du gebrauchst seltsame Ausdrücke,“ bemerkt er, ohne Adine anzusehen, und steht unwillkürlich auf. Dabei sieht sie plötzlich das Finstere, Gequälte in seinem Gesicht. Mitten aus ihrer angeregten Plauderei heraus, über der sie die Gegenwart momentan vergessen hatte, sieht sie ihn so, wie ihm wirklich zu Mute ist: erregt, in zurückgehaltener zorniger Eifersucht.

Es kommt ganz unerwartet über sie, ein Blutstrom, der rasch und heiß zum Herzen quillt, und ein Erschrecken; denn was sie hier so lieb und traut umgiebt, der feine Duft von hundert verblaßten Erinnerungen, das wird plötzlich eine Wirklichkeit, die auf sie eindringt.

Nein, das will sie nicht. Dazu kam sie nicht her. Und auch er soll es nicht wollen, auch er nicht: denn ihm, seinem Willen, ist sie schon einmal erlegen. Der Ge=

danke daran durchrieselt sie wie Wärme und Lähmung.

Blitzschnell — Warnung und Symbol — gleitet an ihrer Seele das Bild der Klinger-schen Radierung vorüber: der gepanzerte Mann, der, Allmacht im Antlitz, dem Weibe mit dem Fuß in die Lende tritt.

„Benno!“ sagt sie, schwach, erschrocken, wie jemand, der sich wehren soll und nicht kann.

Der schwache Ausruf durchzittert ihn vom Kopf bis zu Fuß. Ungläubig staunt er sie an. Eine Möglichkeit, eine unfaßbare, dämmert in ihm auf. Er wagt nicht, an sie zu glauben, und sieht doch, voll sehnender Erwartung, hinein in den hilflosen Glanz der beiden groß auf ihn gerichteten dunklen Augen.

Er vermag kein Wort hervorzubringen. Aber unwillkürlich beugt er sich über sie, wortlos, fast ohne zu atmen.

Da streckt sie furchtsam ihre Hand gegen ihn aus, sie mit einer unsicheren Bewegung zwischen seine und ihre Augen schiebend, als müsse sie ihm ihren Blick verdecken und sich seinem Blick entziehen, wie wenn von ihm eine unkontrollierbare, geisterhafte Macht ausgehen könnte und sie plötzlich ergreifen und aufheben, herausheben aus allen natürlichen Existenzbedingungen ihres Lebens.

„Nein — nein! — nicht! zu spät!“ murmelt sie.

Er hört nur die Ablehnung heraus, und plötzlich wird alles wieder dunkel um ihn. Er richtet sich auf und deckt die Hand über die Augen.

Was war das gewesen? Einen Moment, einen schwindenden Moment lang, sah er sie vor sich wie einst, mit dem Ausdruck von einst. Er sah es und kann es nicht mehr vergessen.

Ohne ein Wort verläßt Doktor Frensdorff das Zimmer.

Adine starrt ihm nach.

„Was ist das gewesen?“ fragt auch sie sich. Einen Moment, einen schwindenden Moment lang, ist sie gar nicht sie selbst, die Adine von heute, gewesen, sondern zurückverzaubert, ein hilfloser, willenloser Spielball der Erinnerungen.

Und wodurch zurückverzaubert? War irgend etwas Welterschütterndes geschehen, was die Welt von heute so plötzlich begrub, diese Welt eigener Kraft und Entwickelung, die sie sich selbst aufgebaut hatte? Nein, nur irgend ein Klang der Stimme, der eine ganze Reihe von Ideenassociationen aufleben machte, etwas in der Gebärde vielleicht, und sie sah sich zu seinen Füßen liegen wie damals, als er sie von sich stieß.

Adine springt auf.

Giebt es denn in der Frau und von allen Wesen, die leben, nur in der Frau allein eine Sehnsucht, die lauter Hohn ist auf ihre ganze Entwickelung, ihre ganze individuelle Freiheit — ja, die wie ein stiller, überlebender Wahnsinn ist mitten unter ihren klarsten, aufgeklärtesten Gedanken —: die Sehnsucht, alles hinzuwerfen, nur um Unterworfene zu sein?

(Schluß folgt.)

Litterarisches.

Ein Skizzenbuch von Wilhelm Jensen. Mit dem Bildnis des Verfassers. Zweite Auflage. (Leipzig, Eduard Avenarius.) — Wenn von einem deutschen Dichter, so gilt sicherlich von Jensen Platens Verszeile, freilich ohne den bösen Nachsatz: Er war — in diesem Falle, er ist — ein Held an Fruchtbarkeit wie Calderon und Lope. Bedarf es auch nicht eines Menschenalters, um Jensens sämtliche Werke durchzulesen, so gehörten doch sicherlich Monde dazu für denjenigen, der sich dieser Aufgabe unterziehen wollte. Er träfe dabei sicherlich auf manche Steppen, Moore, kleine und große Saharawüsten, aber Oasen träfe man immer an, sowie der viel zu wenig bekannte Lyriker oder Versepiker Jensen seine romantisch geheimnisvollen Weisen ertönen ließe. Das „Skizzenbuch" gehört zu diesen Werken. Der Jensen, wie ihn das Journalleserpublikum seit Jahrzehnten schätzt und liebgewonnen hat, tritt ihm in dieser Sammlung gleichsam in erhöhter Position entgegen; man hat stets das Gefühl, daß der Dichter diese Sachen mit Begeisterung, con amore geschrieben hat, sich allein zum Gefallen und für andere ebenfalls, wenn sie wollen, zum andachtsvollen Nachgenießen. Eine Geschichte wie „Bohemund" konnte nur Jensen schreiben, und so trägt noch vieles seinen Originalstempel. Möchten alle die, welche nur den Erzähler Jensen kennen, einen Blick in die vorliegende Sammlung lyrisch-epischer Dichtungen werfen, zu denen trotz seiner dramatischen Fassung auch das am Schlusse mitgeteilte Werk gehört: sie werden die darauf verwandten wenigen Stunden gewiß nicht zu den verlorenen rechnen. Auch der Lyriker Jensen ist eine eigenartige und zugleich höchst moderne Dichtererscheinung, ebenso wie der leider viel zu wenig gekannte, nur von den Wissenden wirklich geschätzte Lyriker — Friedrich Spielhagen!

Gedichte von Gottfried Doehler. (Gera, A. Nugel.) — Der Verfasser, der durch einige moderne Dramen berechtigte Erwartungen rege gemacht hat, zeigt sich in dem vorliegenden, mit elf Bildern aus dem Vogtland geschmückten Buche als echter, sangesfroher Sproß seines Heimatlandes; wohl läuft manches Minderwertige mit unter, das aber unter eines Komponisten Feder immer noch zu schönster musikalischer Perle sich wandeln kann; wohl ist namentlich in den patriotischen Reimgedichten manches enthalten, das tausend andere ebenso schön in Reime gebracht haben, aber der Gesamteindruck ist ein sehr günstiger; die lyrischen Pointen sind fast immer sorgfältig herausgearbeitet, und neben einer heiter anakreontischen Lebensauffassung fehlt es auch nicht an elegisch angehauchten ernsteren Stimmungen.

Von den allerneuesten Dekadentenstimmungen vielfach beherrscht, so daß die nicht zu verkennende eigenartige Persönlichkeit des Dichters bedenklich dadurch manchmal überschattet wird, zeigt sich René Maria Rilke in seinen neuen Gedichten: **Traumgekrönt.** (Leipzig, P. Friesenhahn.) Ein Nebelhauch spätherbstlich-müder Trauer liegt über dem Ganzen gebreitet. Töne voll jugendlich überschäumender, übermütiger Kraft finden sich selten; die meisten der äußerlich wenig umfangreichen Lieder haben einen gewissen musikalischen Reiz. Obwohl der Verfasser ein Österreicher ist, so finden sich doch sogenannte Austriacismen fast gar nicht. Jedenfalls gehört der talentvolle Verfasser zu jenen wenigen unserer strebenden Jugend, die bei hoher dichterischer Begabung nicht als neidische Buchkritiker ihr Leben beschließen dürften! L.

* *
*

Der Zukunftskrieg im Jahre 18.. Vision eines russischen Patrioten von A. Bjelomor. Deutsch von Karl Kupffer. Zweite Auflage. (Dresden, Heinrich Minden.) — Der Verfasser, der, wie er selber bekennt, aus den „zuverlässigen Quellen der Zukunft" geschöpft hat, also jedenfalls vom Stamme der Lenormand oder Boskos ist, hinkt ähnlichen Erzeugnissen deutscher Provenienz um ein Jahrzehnt nach. Die amüsante Schrift zeigt uns, wie die Engländer schachmatt werden, namentlich dadurch, daß eines Tages die Abessynier den Suezkanal unbrauchbar machen. Der Verfasser blickt schon nicht mehr mit begehrlichen Slavenaugen nach der alten Stadt Justinians, er zieht sogar als Mittelmeerkonkurrent Alexandria in den Bereich seiner Machtsphäre.

Den Deutschen giebt er folgendes Angenehme zu hören: „Und zugleich mit dem Verfall Englands erwuchs eine neue Seemacht, Deutschland, das die unabweisbare Notwendigkeit empfand, neue Kolonien in entfernten Meeren zu erwerben. Und was für Kolonien waren wohl angriffsfähiger und wünschenswerter als die großbritanischen." Nein, Herr A. Bjelomor, so sind wir gar nicht, obwohl das sogenannte perfide Albion nicht bloß bei uns, sondern zumal bei unseren westlichen Nachbarn noch manches auf dem Kerbholz hat. Immerhin verdient das Werk für politische Zeitungsleser gewisse Beachtung: es spricht kindlich offen aus, was manche Diplomaten an der Newa nur in tiefsten Träumen zu schauen wagen. L.

* * *

Paul Bourget: **Jenseit des Oceans.** Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Lothar Schmidt und Otto Dammann. (Breslau, L. Frankenstein.) — Der berühmte französische Romandichter und Lyriker, der zugleich als psychologischer Analytiker und Reiseschilderer einen hohen Rang in der zeitgenössischen Weltlitteratur einnimmt, legt in diesem umfangreichen Werke die Eindrücke nieder, die er auf einer nicht zu langen Reise durch Amerika empfangen hat. Seine Beobachtungen zeugen von großer Schärfe, und die farbenprächtige Darstellung, die gerade wir Deutsche uns zum Muster nehmen sollten, gewährt einen hohen Genuß. Sehr richtig hat unser Dichter den Gegensatz der europäischen Demokratie zu der voraussetzungslosen bürgerlichen Demokratie Amerikas herausgefühlt und als Schüler Taines uns vor Augen geführt. Auch seine Zukunftsphantasie von den Vereinigten Staaten Europas, wozu Rußland aber nicht gehört, dürfte nicht mehr zu den Utopien gehören, wenn auch nicht Herzensfreundschaft, sondern der Selbsterhaltungstrieb in der Weltkonkurrenz dereinst nach vielen, vielen Jahren das einigende Band sein wird. Eine chauvinistische Phrase über Deutschland, seinen Franzosen zuliebe hineingestellt, hätte unser sonst so fromm liebenswürdiger Poet in Rücksicht auf seine zahlreichen deutschen Verehrer getrost unterdrücken können. L.

* * *

Schönhausen und die Familie von Bismarck. Bearbeitet im Auftrage der Familie von Dr. Georg Schmidt, P. Mit zahlreichen Abbildungen. (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.) — Auf Grund eines authentischen reichhaltigen Materials giebt uns der Verfasser eine Geschichte, wenn man so sagen darf, des Hauses Bismarck. Das fesselnd und klar geschriebene Werk ist von großer Bedeutung, und keiner, der für den eisernen Kanzler, den ersten aller Paladine des neuen Reiches, begeistert ist, dürfte das Buch, das zugleich ein Stückchen märkischer Kulturgeschichte uns vor Augen führt, ungelesen lassen. Die wahre Bedeutung des Konservativismus, des Lehrsatzes: Quieta non movere, lernt man erst aus der Lektüre derartiger Specialforschungen über ein Herrengeschlecht würdigen. Übrigens vermeidet es der Verfasser, irgendwo dithyrambisch zu werden. Sämtliche Ahnen des einzigen Mannes werden uns in ihren Vorzügen und Schwächen vorgeführt, aber nirgends der manchmal beliebte Versuch unternommen, nachzuweisen, daß ohne diese Ahnenreihe ein politisches Weltgenie wie der Kanzler unmöglich gewesen wäre. Eine schöne Beigabe bilden die zahlreichen Illustrationen. Das Lenbachsche Porträt Bismarcks ist vorzüglich gelungen; wertvoll sind auch die vielen Familienbildnisse. L.

* * *

Römische Schlendertage. Von Hermann Allmers. Neunte Auflage. (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung.) — Das schöne Buch bedarf keiner besonderen Empfehlungen mehr; der bekannte Dichter der Marschen hat recht, wenn er zum Schlusse des Textes behauptet: „Mein Buch ‚Römische Schlendertage', in welchem ich alles Interessante und Schöne der ewigen Stadt aus vollem Herzen geschildert habe, hat sich durch seine acht Auflagen in verhältnismäßig kurzer Zeit, wie es scheint, auch die Herzen der vielen Romfahrer erobert." Der vorliegenden neuen Auflage sind neunzehn Erinnerungsbilder beigefügt, in denen ein köstlicher Humor vielfach zu Tage tritt. Der Verfasser hat recht daran gethan, wenn er in der Darstellung seines päpstlichen Roms keine Schilderung der neuen Verhältnisse nachträglich hineinflocht; soll das unterhaltend geschriebene Buch doch kein eigentlicher Reiseführer sein, sondern ein froher Mitwanderer, der mit den Augen des Malers und Dichters die ewigen Schönheiten dieser einzigen Natur bewundernd lobpreist und uns auf mancherlei im Vorübergehen aufmerksam macht, wovon sich die übliche Cicerone-Weisheit nichts träumen läßt. L.

* * *

Das Fremdwort im Deutschen. Von Dr. Rudolf Kleinpaul. (Stuttgart und Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.) — Der Verfasser, auf sprachwissenschaftlichem Gebiete eine wohlbekannte Autorität und dabei zugleich durch seine stets unterhaltende, humoristisch wirkende Schreibweise sich als Mann von originellem Geiste erweisend, behandelt den reichen und doch eng zusammengedrängten, dem Zwecke der „Sammlung Göschen" wohl angepaßten Stoff in folgenden vier Abschnitten: Die Quellensprachen; Die Naturgeschichte des Fremdworts; Hauptgebiete der Entlehnung; Die Verdeutschung. Allmähliche Abtragung der Sprachschulden. Wer das Fremdwort für den täglichen Umgang zu handhaben begehrt, für den ist natürlich das geistvolle Büchlein nicht geschrieben. Aber all den anderen,

mögen sie dem Parlament, den Redaktionsstuben oder sonstigen amtlichen wie nichtamtlichen Bureaus angehören, sei es als Vademecum aufs wärmste empfohlen. L.

* *
*

Deutsche Kulturgeschichte. Von Dr. Reinhold Günther. (Stuttgart u. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.) Auf etwas mehr als 160 Seiten hat der Verfasser das gewaltige Material bewältigt und zwar in recht gelungener Weise, wenn man nicht vergißt, daß das Ganze nur ein kurzgefaßtes Kompendium bilden soll, wohl auf weitere Kreise berechnet, aber denjenigen, der es gelesen hat, zu besonderen Specialstudien veranlassend. Die Anordnung des gewaltigen Stoffes, die bei solcher Arbeit höchst schwierige proportionelle Verteilung der einzelnen Rubriken ist durchaus lobenswert und zeugt von der Objektivität des Verfassers. Vielleicht hätte es sich empfohlen, hier und da in den Klammern noch mehr Daten anzubringen, mögen sie sich nun auf große Männer, Erfindungen oder Ereignisse beziehen. L.

* *
*

Münchener Porträts. Nach dem Leben gezeichnet von Louise von Kobell. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.) — Vier Maler, Fr. Aug. von Kaulbach, Franz von Lenbach, Franz Defregger und Eduard Grützner, werden uns vorgeführt, ferner Max von Pettenkofer, Karl von Voit und J. H. von Hefner-Alteneck, zum Schlusse die Dichter Wilhelm Hertz, Hermann von Lingg und seltsamerweise Björnson, für den vielleicht mancher den Münchener Gast Henrik Ibsen gewünscht hätte. Die Verfasserin bringt viele bisher unbekannte, interessante persönliche Einzelheiten; da sie mit fast allen in näherem Verkehr gestanden hat, so plaudert sie mehr, freilich höchst geistreich, über ihre Heldenrunde, als daß sie, was auch nicht beabsichtigt war, eine objektive kritische Würdigung ihrer Leistungen versucht hätte. Für den Kunst- und Litteraturfreund sind am wertvollsten die beiden Plaudereien über den Maler Lenbach und den Dichter Björnson. L.

* *
*

Wissenschaftliche Volksbibliothek. (Leipzig, Siegbert Schnurpfeil.) — Die kleinen, billigen Hefte der „Wissenschaftlichen Volksbibliothek“ bringen wirklich recht viel Gutes. Unter den neuesten Veröffentlichungen hebe ich ein paar hervor. „Briefe des Grafen von Chesterfield an seinen Sohn, herausgegeben von Friedrich Streißler.“ Man weiß, daß der Graf von Chesterfield in diesen Briefen eine Fülle von Lebensweisheit und praktischer Menschenkenntnis niedergelegt hat; diese Betrachtungen von bleibendem Wert sind aber in so viele uns gleichgültige, ja unverständliche Mitteilungen eingehüllt, daß die älteren englischen und deutschen Ausgaben nicht mehr zu brauchen sind. Daher hat der Herausgeber sich ein Verdienst erworben, indem er das Gehäuse wegließ und bloß den schmackhaften Kern seinen Lesern vorlegte. — „Psychologie. Von Rudolf Eisler.“ Auf etwa hundert Seitchen eine ganz ausreichende Darstellung der modernen Psychologie. Natürlich wird jeder Fachgenosse an der Auswahl und Anordnung hier und dort etwas auszusetzen haben, aber als Gesamtleistung muß dieser kürzeste aller neuerdings erschienenen „Grundrisse“ als vortrefflich bezeichnet werden. — Den höheren Ansprüchen an Eigentümlichkeit der Auffassung genügt das Büchlein von Hermann Schwarz: „Grundzüge der Ethik.“ Schon die Disposition ist eine selbständige wissenschaftliche Leistung. Für eine zweite Auflage raten wir, ein Inhaltsverzeichnis beizufügen und den Namen Gizycki richtig zu schreiben, überhaupt dem Druck größere Sorgfalt zuzuwenden. D.

* *
*

Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft. Von Ernst Grosse. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.) — Grosses Untersuchungen bedeuten einen wirklichen Fortschritt in der Wissenschaft, weil sie mit weiser Einschränkung bloß die Beziehungen der Familie zur Kultur behandeln, in der Auswahl der Thatsachen mit schärfster Kritik verfahren und in lichtvoller Darstellung sich darbieten. Die Hauptergebnisse sind die folgenden. Jeder besonderen Form der Wirtschaft entspricht eine besondere Form der Familie, in jeder Kulturlage herrscht diejenige Form der Familienorganisation, die den wirtschaftlichen Verhältnissen und Bedürfnissen angemessen ist. Das wird am deutlichsten an der Sippe, d. h. an einer Gruppe von Personen, die sich durch gemeinsame Abstammung verbunden fühlen. Da bei den Jägervölkern das Herren- und Eigentümerrecht ausschließlich beim Vater liegt, so giebt es hier nur Vatersippen, also solche, die alle Verwandten mütterlicher Seite ausschließen. „Erst der Ackerbau, der bei vielen Völkern zunächst als das Geschäft und das Recht des Weibes auftritt, ermöglicht es der Muttersippe, sich auf dem Mutterboden zu einer festen wirtschaftlichen, socialen und politischen Gemeinschaft zu entwickeln.“ Wir hoffen, daß es dem Verfasser gelingen wird, den Einfluß anderer Kulturmomente auf den Typus der Familie ebenso überzeugend nachzuweisen, wie es ihm bei der Einwirkung der Wirtschaft auf die Familie gelungen ist. D.

* *
*

Kategorienlehre. Von Eduard von Hartmann. (Leipzig, Hermann Haacke.) — Der Berichterstatter ist in der größten Verlegenheit, wie er auf wenigen Zeilen dem Leserkreis dieser Zeitschrift eine Vorstellung von Hartmanns neuestem Werk übermitteln soll. Einerseits gehört es

zu den wichtigsten und wertvollsten Schriften des Philosophen und muß daher wenigstens in seiner Existenz angemerkt werden, andererseits dringt es so tief in die Substanz der Metaphysik ein, daß eine kurze und doch verständliche Inhaltsangabe zur Unmöglichkeit wird. So genüge Folgendes. Unter Kategorie versteht Hartmann eine unbewußte Verstandesthätigkeit, die eine bestimmte z. B. räumliche und kausale Beziehung setzt; jede Kategorie ist die Bethätigung der unpersönlichen Vernunft in den Individuen. Die Gültigkeit und der Sinn der Kategorien hängen von den Sphären ab, in denen sie zum Ausdruck gelangen. Die erste Sphäre ist der Bewußtseinsinhalt des Einzelnen, die zweite ist die Erscheinungswelt, die dritte ist der hinter dem Ich und der Außenwelt liegende unbewußte Geist. Hartmann verfolgt nun jede Kategorie in allen drei Sphären oder wenigstens in den zwei, in denen sie sich findet; so steigen wir auf von den Kategorien des Empfindens und Anschauens zu denen des reflektierenden und spekulativen Denkens. Die Kategorien des spekulativen Denkens (Kausalität, Finalität, Substantialität) sind unserem Empfinden nach am tiefsinnigsten und glänzendsten dargestellt. D.

* * *

Ästhetisch-politische Briefe von einem Ästhetiker. (Leipzig, Reinhold Werther.) — Es ist schwer, Rechenschaft abzulegen von dem Inhalt dieser „Briefe“ oder Aufsätze. Denn obwohl sie von einer Grundanschauung getragen sind, so ist die Darstellung doch derart aphoristisch und zerrissen, daß man nur schwer zum Kern vordringt. Dem Verfasser kommt es auf den Zusammenhang des gegenwärtigen Kunstbetriebes mit den Aufgaben des Staates an, also auf die sociale Funktion der Kunst. Er will eine deutsche Kunst. Zum Deutschtum gehört nach seiner Meinung „Sinnigkeit und Sittigkeit“, ein starker, nicht rationalistisch zersetzter Idealismus. Daher verwirft er den Naturalismus in der Dichtung, das Erklügelte im Musikdrama, das Antikisieren in der bildenden Kunst. Er verlangt die völlige Scheidung der materiellen Interessen von den geistigen. Diesen Forderungen kann man bis zu einer bestimmten, aber hier nicht zu bestimmenden Grenze wohl beipflichten. Doch müßte der Verfasser, der sich bedauerlicherweise mit der Tarnkappe der Namenlosigkeit bedeckt, seinen Wünschen dadurch größeren Nachdruck verleihen, daß er ihnen eine geschlossene und mit begrifflicher Strenge vorschreitende Form giebt. Seltsam, daß er mehrfach die „formale Einheitlichkeit“ vermißt und sich selber nicht darum bemüht! D.

* * *

Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne. 1767 bis 1779. Von Rudolf Schlösser. (Hamburg, Leopold Voß.) — Es handelt sich um die im Titel genannten Jahre und um eine Schauspielertruppe, in deren Mitte Konrad Ekhof stand. Der Spielplan zeigt ein unaufhaltsames Sinken der Alexandrinertragödie, das Aufkommen der Soldatenkomödie und in der Oper eine schnelle und starke Entwickelung. Untersuchungen, wie die Schlössers, sind, wenn sie mit gleicher Gewissenhaftigkeit vorgenommen werden, sehr wertvoll. Sie bringen uns nämlich zu einem wahrhaft geschichtlichen Verständnis des litterarischen Lebens im achtzehnten Jahrhundert. Bisher hat man durchaus unhistorisch diejenigen Dichter zu Mittelpunkten gemacht, die nach unserem Urteil die hervorragendsten sind; nunmehr wird man die Darstellung nach den Mittelpunkten hin gravitieren lassen müssen, die als solche thatsächlich in der Zeit bestanden. Eine historische Geschichtschreibung des Dramas in unserer sogenannten klassischen Zeit müßte Iffland und Kotzebue einen bei weitem größeren Raum zugestehen als Schiller und Goethe. Hierfür sind Untersuchungen nach Art der Schlösserschen notwendige Vorarbeiten. Denn in ihnen werden wir aus der Sphäre unseres Urteils zur Wirklichkeit hingeführt. D.

* * *

Über unsere Kenntnis von den Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur. Sechs Vorlesungen für Laien, gehalten von Thomas H. Huxley. Zweite Auflage, bearbeitet von Fritz Bräm. (Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn.) — Es ist letzthin in Deutschland viel von Volkshochschulen die Rede gewesen. Denen, die vor Arbeitern wissenschaftliche Vorträge zu halten haben, können Huxleys Vorlesungen als Muster empfohlen werden. Nicht wegen des Inhaltes. Bereits Karl Vogt, der die Übersetzung und erste Auflage besorgte, hat in einer Vorrede gegen Huxleys Auffassung und Verteidigung des Darwinismus einige Vorbehalte gemacht; der Bearbeiter der zweiten deutschen Ausgabe ist seinem Beispiel gefolgt und hat in lehrreichen Anmerkungen auf Fehler und Lücken hingewiesen. Aber die Methode Huxleys ist unübertrefflich. Niemand kann strenger vorschreiten als er, und doch bleibt er immer anschaulich und faßlich. Und hierauf kommt es an. Denn der Sinn der Volkshochschulen darf nicht in der Überlieferung und Einprägung bestimmter Thatsachen und Gesetze gefunden werden, sondern darin, daß den Hörern das Verfahren wissenschaftlichen Denkens und Forschens klar wird. Deshalb sollen Professoren solche Vorlesungen halten. Den nackten Stoff könnten auch andere Leute bringen, die der wissenschaftlichen Arbeit ferner stehen und aus zweiter Hand schöpfen; die Methode der Wissenschaft ist nur von ihren Vertretern selber zu lernen. D.

* * *

Die Reden Gotamo Buddhos aus der mittleren Sammlung Majjhimanikayo des Pali-Kanons zum erstenmal übersetzt von Karl Eugen Neumann. Erster Band. (Leipzig, Wilhelm Fried-

rich.) — Von den Schwierigkeiten der Übertragung und der Meisterschaft, die Neumann in ihrer Überwindung bewährt hat, kann hier kein Bild gegeben werden. Es sollen sich an diesen Reden auch solche erbauen, die der religionsgeschichtlichen und philologischen Forschung fernstehen. Ihnen fließt hier ein unversiegbarer, klarer Quell der Weisheit. Wir schöpfen einen Tropfen heraus: „Was suche ich denn, selber der Geburt, dem Altern, der Krankheit, dem Sterben, dem Schmerze, dem Schmutze unterworfen, was auch der Geburt, dem Altern, der Krankheit, dem Sterben, dem Schmutze unterworfen ist? Wie, wenn ich nun, selber der Geburt unterworfen, das Elend dieses Naturgesetzes merkend, die geburtlose unvergleichliche Sicherheit, die Wahnerlöschung suchte? ... Und ich zog, ihr Mönche, nach einiger Zeit, noch in frischer Blüte, glänzend dunkelhaarig, im Genusse glücklicher Jugend, im ersten Mannesalter, gegen den Wunsch meiner weinenden und klagenden Eltern, mit geschorenem Haar und Barte, mit fahlem Gewande bekleidet, vom Hause fort in die Heimatlosigkeit hinaus." Dies Wort stammt aus dem sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung; noch nach sechs Jahrtausenden wird es für die eine Grundrichtung des Menschen Gültigkeit besitzen.

D.

* * *

Kant. Sein Leben und seine Lehre. Von M. Kronenberg. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhdlg.) — Der Verfasser hat sich die schwere Aufgabe gestellt, „dem weiteren Kreise der Gebildeten Teilnahme und Verständnis für die Persönlichkeit und Ideenwelt Kants zu vermitteln" und diese Aufgabe, wie wir hinzufügen dürfen, gelöst. Der Erfolg ist dadurch möglich geworden, daß von allem, was der heute herrschenden Ansicht über Kant unwesentlich erscheinen muß, abgesehen und das Verbleibende in präciser Anordnung und sauberer Sprache durchgearbeitet wurde. Einen mehr persönlichen Charakter tragen die gelegentlichen Hinweise auf das romantische Moment bei Kant; der Referent, der in Kant eine Vereinigung von Scholastik und Mystik im Kampf gegen englische Geistesart erblickt, hätte diese Andeutungen gern vermehrt und vertieft gesehen. Natürlich wird man auch andere Kleinigkeiten aussetzen können: die bedenkliche Definition des Erklärens auf S. 175 sollte in einer zweiten Auflage besser fortbleiben. Allein derartige Beanstandungen vermögen nicht den vortrefflichen Gesamteindruck zu trüben. Kronenbergs Buch ist ein tüchtiges und volkstümliches Buch, das auch eines äußeren Erfolges sicher sein kann, soweit ein Interesse für Kant bei dem größeren Publikum und bei den Studierenden besteht.

D.

* * *

Der moderne Socialismus. Von Max Haushofer. (Leipzig, J. J. Weber.) — Der Kern des Buches liegt in den Erörterungen über die Socialdemokratie. Überflüssig zu sagen, daß Haushofer bei aller Anerkennung der Socialreform und des Staatssocialismus ein Gegner der Socialdemokraten ist. Was er einwendet, hat stets Hand und Fuß; besonders gelungen sind in dieser Beziehung der erste und der letzte Abschnitt. Aber vielleicht ist dem Leser ebenso wichtig wie die Kritik die Zusammenstellung der Thatsachen und Theorien, die das Wesen des modernen Socialismus ausmachen. Heutzutage wird man in jedem Augenblick genötigt, Stellung zu diesen Dingen zu nehmen; man muß also für ein Buch dankbar sein, das in knapper Form das Notwendige zusammenfaßt. Wir empfehlen unseren Lesern das gut ausgestattete und billige Buch.

D.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Josephinens Schicksale.

Roman
von
C. Eschricht.

II.

Seit jenem Sonntag war Walther diese Andacht mit seinen Andenken und Heiligtümern verleidet, und nur scheu und verstohlen nahm er zuweilen seine Briefmappe heraus und schrieb. Er schrieb wenig und ganz langsam, gerade wie einige von den anderen auch; sie konnten eben nicht schreiben, so gern sie wollten; er aber, der es schön und fließend konnte, vermochte es nicht; etwas Streitbares, etwas Anschuldigendes gegen seine Mutter regte sich so gewaltig in ihm, gerade wenn er ihr den so oft versprochenen Sonntagsbrief schreiben wollte, daß seine Hand wie gefesselt war. Schon damals in Plymouth, wo er ein kurzes Schreiben von ihr vorfand, hatte er den nichtssagenden Brief nicht abzuschicken gewagt, sondern ihr nur eine Karte gegönnt und sich, mit einem schlechten Vers in der Mitte, abgeholfen:

> Ist auch das Schiff, genannt Ceres, nur klein,
> Arbeiten muß man, muß fleißig stets sein;
> Drum scheltet mich bitte nicht ungetreu,
> Sonst plagt mich sicherlich bittere Reu!

Und da er in seiner raschen Vorstellung die Mutter sagen hörte: „Wie unlogisch schreibt der Junge, die Reue müßte doch unsere Sache in solchem Falle sein!“ schrieb er rings um den Vers, ihn gleichsam kränzend:

> Sechs Tage sollst du arbeiten heiß und schwer,
> Und dafür am siebenten segeln mon cher!
> Dein getreuer Jung.

Der Lotse sollte vom Bord — es war zu spät, diesen fast ironisch klingenden Gruß durch einen anderen zu ersetzen — und so kam die unfrohe Botschaft als erste in die Heimat. Und doch war sie ein getreues Abbild seines Seelenzustandes! Er war seiner Mutter ungetreu, er empfand es im zerrissenen Herzen — er liebte seinen Vater! Unter der Mannschaft gewann er sich allmählich Vertraute und Freunde — wenigstens sie waren es ihm, er ihnen nichts, nur ihr getreuer Interpret der seltsam stumpfsinnigen Briefe, die sie für die Ihrigen in der Heimat gern von ihm schreiben ließen und wozu er sehr bereit war; diese Schriftstücke waren nach Form und Inhalt einander so ähnlich, daß er sie hätte unbeschadet verwechseln können. Denn: „Ich bin gesund und hoffe, daß dieser Brief auch dich

gesund antrifft; wir führen Baumwollenstoffe an die Westküste, um Kap Horn rum; dann geht es an die Ostküste um Kap Horn rum mit Salpeter; schlechte Ladung; nachher wohl mit Korn zurück. Wir sind hier noch alle gesund und munter, hoffentlich seid ihr auch alle gesund und munter. Wo ist Fritz? Grüß ihn vielmals —" das war schon ein recht umständliches Schriftstück, und er verbrauchte dazu mehrere Freistunden; denn der Diktierende, seine Pfeife im Munde, machte lange, lange stumme Pausen, oder er erzählte mühsam von seiner Familie und Häuslichkeit, und Walther fragte mit unglaublicher Geduld die Leute aus; er erfuhr eigentlich zum erstenmal von den Freuden und Leiden dieser Menschen, die in Küstenstädten oder kleinen Landflecken ihr eintöniges Dasein hinlebten, sie sind die Enterbten, die Arbeitskraft, die das rollende Rad der Menschengeschichte weiterschiebt im Schweiße des Angesichtes. Es rührte Walther innerlichst, wenn einer dieser Leute von seinen Kindern zu Hause sprach, und von seinen Wünschen für ihr Weiterkommen in der Welt: „Denn wenn es irgend sein kann, so sollen sie nicht su See!"

Für die Söhne dieser armen Leute also war die See zu schlecht — und ihm, dem Sohne eines Millionärs, dem Sohne einer von Geburt vornehmen Mutter blieb diese gefürchtete See die letzte Zuflucht!

Im allgemeinen beschäftigte sich die Bemannung zu allerletzt mit dem Schicksal des einzelnen; den Wechsel der Kameradschaft gewöhnt, nahmen sie persönliche Mitteilungen zur Unterhaltung hin, wie sie zum selben Zweck von ihnen ausgegeben wurden. Klüger, dabei neugierig und verschmitzt, war Arve bemüht, über Walther näheres zu erfahren, um dessen Herkunft er instinktiv ein Geheimnis witterte; und den Blick fest auf den schönen Knaben gerichtet, dessen große, sprechende Augen wieder sehnsuchtsvoll und fragend hinausträumten, sagte Arve einmal zu den schwatzenden Freigästen: „Von mir ist nicht viel Schönes zu sagen: Mutter arbeitet von früh bis spät, Vater säuft wie ein Loch, aber sie hinterlassen mir wenigstens einen ehrlichen Namen und ich bin kein Bankert."

Ein tönendes Gelächter ringsum — mit heißer Genugthuung sah Arve Walther erglühen und erbleichen, sich rasch erheben und hinausgehen, obwohl ein strömender Regen draußen klatschend die Planken fegte.

„Also das ist es, ob ich es nicht gedacht habe!" Und frohlockend rieb sich Arve die Hände.

Armer Walther! Er war so rührend unerfahren; nicht daß er so jung war, machte ihn so weltunkundig und ungewandt; die Einsamkeit seiner Jugend inmitten der volkreichen Stadt war eine so absolute gewesen, wie eine kleine Stadt sie nie hätte gewähren können! er hatte nie einen sehr intimen Freund gehabt, Unruhe im Hause paßte seiner Mutter nicht, auch nicht die Knaben, die sich an Walther anschlossen; und die Kinder ihrer Gesellschaft kamen nicht zu ihm. Sie liebte es, an Geburts- und Festtagen mit theatralischem Pomp, mit Dekorationen von Blumen und Kränzen, mit Deklamationen und kleinen Aufführungen ein Amüsement für den Knaben künstlich herbeizuführen; die köstlichen Geheimnisse der eigentlichen Jugendfreundschaften blieben ihm dabei dennoch gänzlich verschlossen; wenn die Festtage vorbei waren, entschwanden auch die Teilnehmer. Zuweilen verwunderte sich der Knabe über seine Vereinzelung, aber er empfand nie eine Enttäuschung oder gar einen Schmerz; die eigentümliche und so feste Regelung in Josephinens Hauswesen, die Besuche der Tante, die besondere Freundschaft mit Alwinchen, wie die gelegentliche mit Konrad Ingemann, ließen in ihm nie den Wunsch nach anderer Freundschaft aufkommen. Er betete seine Mutter an, und so kam es ihm nicht zum Bewußtsein, daß er unter ihrer Heftigkeit litt und sich in seinem ganzen Naturell gegen dieselbe wehrte.

Aber es war unausbleiblich, daß die großen Umwälzungen in seinem Leben ihn über sich selbst belehrten! Der Tod seines Vaters klärte ihn wohl auf, aber der Appell an seine Ritterlichkeit warf ihn an das Herz der Mutter zurück; große Gefühlsscenen und die ganze Umrüstung der letzten Wochen drängten seine Gedanken von dem fatalen Punkt ab, erst die Roheit und Niederträchtigkeit Arves führten ihn dem unverhüllten Realismus wieder entgegen.

Nun wußte er, daß er sich bereitwillig von dem toten Punkt in seinem Leben hatte abdrängen lassen; er hatte nicht klar sehen

wollen, er war aufs Meer geflüchtet, weit, weit fort, wo ihn niemand kannte, wo niemand nach ihm fragen würde, wo ein jeder durch sich selbst das ist, was er ist! Er wußte nicht, daß er zu jung war, um einem unverschuldeten Schicksal die Stirn zu bieten, zu jung, um Vorurteile zu verachten, und daß die Welt zu klein und zu eng ist, um ihr und ihrem harten Urteil entlaufen zu können.

Er saß wieder am Großmast und ließ den Regen über seinen glühenden Kopf strömen, öffnete die Lippen und sog das erfrischende Naß ein. Er konnte nicht klar denken und fühlte sich wie vom Fieber geschüttelt. Wenn er doch tot wäre! Damals, gleich nach dem Tode seines Vaters, in jener entsetzlichen Zeit der Entfremdung von seiner Mutter, hatte er sich nicht lösen können von diesen ihn verfolgenden Gedanken: Töte dich, dann brauchst du nie einem Mitschüler zu begegnen, sie alle wissen es — ach! und ich habe doch nie ein Unrecht gethan! Aber es steht geschrieben und ist unwiderruflich wie der Tag oder die Nacht: Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied!

Aber es war ganz gleich, welche Dramen sich am Bord oder auf dem fernen Festlande abspielten — ruhig folgte das Schiff seiner vorgeschriebenen Bahn, Wochen hindurch, monatelang.

Mit aller grausamen Berechnung und mit dem ganzen traditionellen Apparat des Volkswitzes wurden die Vorbereitungen für die Linientaufe vollzogen; um diese Zeit vergaß Walther zuweilen sich selbst und widmete seinen guten und brauchbaren Rat dem bevorstehenden Feste; er wurde intim mit der ganzen Besatzung, die ihm durchaus den Vordergrund des gesellschaftlichen Ranges einräumte. Es machte ihm nichts, daß er selbst jedenfalls mit einem schon ganz alten Zimmermann das Opfer des Täuflings zu bringen hatte, — er war mit Leib und Seele bei der Sache, und in allen Freistunden entstanden Kostümstudien für den Zug Neptuns. Von Back- zu Steuerbord war an hohen Stangen auf der Reeling die Linie gespannt, welche er durchschneiden mußte; Kapitän und Steuerleute traten ernsthaft dem Meeresherrscher das Kommando ab, auch für sie war ja die Posse, wie oft auch schon erlebt, eine unterhaltende Abwechselung.

Von dieser Zeit her verfolgte der nutzlose, hämische, durchaus unbeliebte Arve Walther mit unablässigen Zänkereien und direkten Grobheiten; diese Stimmung blieb, als die Festtage längst vorüber und die kunstvollen Perücken aus Hobelspänen und Werg und die Kostüme wiederum in ihre Bestandteile zerlegt waren, und die Last der Heimsuchung allein sich aufs neue geltend machte im Herzen des Gekränkten.

So erreichten sie endlich Taltal; das Schiff lag an der langen Peer, von wo aus es entlöscht und dann beladen wurde. Zwischen den senkrecht ins Meer fallenden Felsen lagen vereinzelt eingeschoben arme elende Häuschen der Ansiedelung; von oben herab, auf der Drahtbahn, kam in kleinen Wagen der Salpeter die Peer entlang und in die Ladekräne. Es ging hier alles rasch und still von statten, die widerliche Ladung benahm allen die Laune; und eines Abends gingen sie Anker auf, ohne daß Walther und mit ihm ein großer Teil der Mannschaft auch nur einen Fuß ans Land gesetzt hatten; er schrieb damals an seine Mutter in ziemlich gezwungenem Humor: „Du siehst, mir ist die Entdeckung Amerikas nicht gelungen! Und wenn du mich fragst, ob ich es bedaure, muß ich dir ‚nein‘ erwidern! Wenn man wochen-, in meinem Falle monatelang von dieser Erde nur das Wasser unter sich und den Himmel über sich sieht, ein so gänzlich eintöniges Leben führt, mäßig arbeitet, mäßig ißt und trinkt, das Sprechen fast verlernt, wenn man so recht begreift, wie wenig Raum, wie wenig elegante oder reizvolle Umgebung der Mensch bedarf, um doch ganz gesund leben und denken zu können, lockt die Abwechselung kaum. Oder liegt in mir nach all den Erschütterungen unseres Lebens die Notwendigkeit der Vereinsamung, um ganz mit sich und den anderen fertig werden zu können? Wer sind die anderen, fällt mir ein! Fürchtest auch du noch die anderen? Spielen sie nur bei mir eine Rolle, weil ich noch so jung bin?

Mutter, liebe Mutter, bin ich denn noch jung? Nach den Lehren des Brahma bin ich durch Erfahrungen ein anbetungswürdiger Greis.

Ich will niemals einen Menschen beklagen und niemals auch ihn beneiden! Mitleid und Neid haben keinen Boden unter den Füßen, denn man kann niemandem ins Herz sehen! Vielleicht lacht der Bettler, vielleicht weint der König! Sie gehen aneinander vorüber und kennen sich nicht, wer kennt den anderen? Wenn Liebe, Treue, Ehre, Rechtschaffenheit auch nur Momentphotographien der Seele sind, und es an ihnen gar keinen festen Körper, gar nichts Umwandelbares giebt, wozu dann sich überhaupt kennen? Es umwogt uns alles nur für kurze Zeit und dann ist es vorüber, und alle die Fragen, die mir im Herzen brennen, sind nutzlos! Denn ach! vielleicht, wenn die Lippen nicht auf ewig geschlossen wären, die mir Antwort geben sollten, vielleicht sagten sie Dinge, die mich schaudern machen, oder sie lögen gar und entehrten ihren Meister noch tiefer!

Ach, Mutter, wie unaussprechlich schön ist dieser ewige Himmel über mir, wenn er die Wohnstatt Gottes ist und das ersehnte All, in das die Seele zurückflutet — o wie gern möcht ich hinauf!

Sagt nicht Tristan: ‚Ich bin wie die fliehende Welle, ich bin wie der wehende Wind,‘ und was er mehr sagt, meine teure Mutter, das dünkt mich die schrecklichste Wahrheit: ‚Bin ein vater- und mutterlos Kind!‘ Ich habe meine angebetete Mutter verloren, sie haben sie von ihrem heiligen Thron herabgerissen, und ich habe eine Verzweifelte am Boden gefunden, die ich trösten soll — kann ich es denn? Ach, Mutter, warum fürchten wir den Tod, wenn das Leben so schrecklich ist! Und dabei, meine geliebte Mutter, hängt es am fliegenden Ende Tauwerk, an einem Fehltritt, an einem falschen Griff! Ein schöner, junger, kräftiger Norweger ist uns so über Bord gegangen, ein seekundiger, tüchtiger Kerl, und ich lebe!“

Walther hatte seine Mappe noch auf den Knien, er schrieb nicht mehr, die Thür vom Logis stand auf und gab den Blick frei für das gewaltige Schauspiel des Sonnenunterganges, das perlende, sanft wie unter kleinen Wellenschuppen wogende Meer atmete unter der leichten Brise eine köstliche Kühlung, am wolkenlosen Himmel tönte sich der brennende Glanz im Westen durch einen fast weißen Übergang zum tiefsten schwärzlichen Indigo im Osten ab.

Walther dachte an die enge Heimat in der großen, volkreichen Stadt, die Ruhe der Nacht, die doch niemals ohne Geräusch ist, und wär's auch nur das hörbare Atmen der schlafenden Millionen; er sah seine Mutter in Decken gehüllt auf ihrem Chaiselongue liegen, wahrscheinlich einen französischen Roman lesend, was sie stets gegen Morgen that.

Er guckte auch ein bei Tante Elvire. Sie hatte die feinen Haare in Papilloten zu beiden Seiten des Gesichtes, und eine Nachthaube hatte sie auf, mit großer Schleife unter dem Kinn. Auf dem Marmortischchen an ihrem Bett lag die Bibel, und auf einer kleinen Staffelei, neben- und übereinander gesteckt, Bilder von ihm aus allen Jahrgängen seines Lebens; die kleine goldene Taschenuhr wies auf vier; an dem Uhrgestell hingen alle die schönen Ringe, die ihre feinen Finger tags schmückten, die nun in weißen Handschuhen steckten; hinter dem Kopfende stand eine schöne Marmorpsyche, den Finger der Rechten auf die Lippen gedrückt, in der Linken die sanft brennende Nachtlampe haltend; alle Kommoden und Tischchen trugen reizende Nippes und schöne alte Kostbarkeiten — er kannte hier jedes Stück und sog mit Behagen den feinen Duft in diesem Zimmer ein; alles hier keusch und rein, von nie versagender Güte und Rücksicht redend — und wozu lebte sie dies lange Leben, das ihr nie ein Mensch verschönt hatte?

Da trat Arve plötzlich schattend in den hellen Raum des Thürrahmens und schreckte den Träumer auf. „Na, Jung, was sinnierst du all wieder. Im Osten muß die Küste dämmern, aber es ist schon zu dunkel dort. Nur der Auskiek konnte gerade noch die Spitze vom Zuckerhut wahrschugen. Gegen Morgen giebt es Rio wie ein Bilderbuch, da heißt es Augen aufmachen!“

Und unwillkürlich entfuhr es dem andern: „Land, riefen die Schrecklichen, Land!“

Ihm gab die frohe Botschaft einen Stich ins Herz. Er war land- und menschenscheu, jeden Wechsel fürchtend; aber dennoch ergriff auch ihn bei der allgemeinen Aufregung das Fieber vor dem Ereignis, und beim Sonnenaufgang, nach tief dunkler Nacht, stand auch er vom Lager auf, noch lange bevor es für

ihn glaste; sie kreuzten auf der Reede vor dem engen Eingang in die Riesenbucht, und der junge Tag sollte ihnen den Lotsen an Bord bringen. Sie waren alle Mann an Deck, einige von ihnen wie berauscht in einem wahren Freudentaumel. Zu denen zählte auch Arve, der umhersprang und Grimassen schnitt. Der alte Steuermann betrachtete lange das Gesicht Walthers; dies ernste und doch staunende Gesicht, in dem die weit geöffneten Augen mit Thränen der Erschütterung gefüllt waren. Er hatte vergessen; er hatte vergessen wollen, wie schön die Erde war, er hatte vermeint, sie für immer entbehren zu können, nun breitete sie ihr Paradies vor ihm aus.

„Nicht Neapel noch Stambul, noch irgend ein Ort der uns bekannten Erde, selbst die Alhambra nicht, kann sich an magisch-phantastischem Zauber mit der Einfahrt von Rio de Janeiro messen," so schrieb Prinz Adalbert von Preußen — der Vielgereiste — und Walther, der die Pilgerfahrt des Lebens erst begann, hatte ein Gefühl, als müsse er in die Knie sinken und beten.

„Ja, mein Sohn," sagte der Alte endlich, immer mit seinem gemütlichen Dialekt, „hier ist es wohl schön, aber es lauern Schlangen und Gift unter all der Herrlichkeit. Halt dich nur mäßig hier, die Frau Mutter soll einen schönen und gesunden Sohn zurückbekommen!"

Soviel hatte er noch nie gesprochen, es verwunderte selbst Walther.

Es währte lange, ehe der Lotse kam, der ungeduldig erwartet wurde. Er kam endlick, und zwar in Begleitung von zwei Beamten. Das Schiff wurde ganz besonderen Prüfungen unterzogen, durfte nur nach der Seite von Nictherohy ankern, und das Boot nur an einer Brücke, weit ab vom Schiffe, landen. Die Insurrektion war in vollem Aufstande, und nebenbei wütete das gelbe Fieber. Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Bemannung.

„Ich hab mir doch so was gedacht," meinte kleinlaut Arve, „sonst lagen hier viel mehr Schiffe, es sieht beinahe tot aus!"

Gegen Mittag erst durfte der Kapitän das Schiff verlassen und ließ sich an die bestimmte Brücke riemen, um seine Papiere dem Konsulat zu überbringen. Walther, ein Matrose und der Bootsmann waren im Boot. Die beiden gingen gleichfalls an Land, um Besorgungen zu machen, Walther blieb allein zurück. Dann und wann fielen Schüsse von den Forts; hinter der Brücke in den teilweise aufwärts führenden Straßen war ein geschäftiges Treiben, aber alles in einer gewissen Überhast. Langsam nur schritten in Zügen die Brüderschaften der verschiedenen Orden vorüber; er sah schwarze, weiße und rote Kuttenträger. Mit lautem Klingeln fuhren Krankenwagen her und hin, dann stob die Menge auseinander. Sein Haar sträubte sich, als dem ersten Boot mit Kranken, die von Schiffen abgestoßen waren, alsbald ein zweites, dann ein drittes und so fort, folgten. Nun erst bemerkte er seitlich der Brücke, teilweise auf den hölzernen Wartebänken, aber auch in langen Reihen an der Erde hockend, seltsame Gestalten. In Pausen kam ein Wagen von der Misericordia mit weithin leuchtendem Schild und nahm auf, was er beherbergen konnte; zwei junge Leute, die einem Boot entstiegen, das leer zurückblieb, gingen Arm in Arm mit schleppendem Schritt an ihm vorüber. Seine besondere, kraftvolle Schönheit, der angstvolle, mitleidsvolle Blick seiner großen sprechenden Augen, fiel dem einen selbst in dieser Schreckensstunde auf. Er umschloß fester den offenbar kränkeren Kameraden, der ein paar Augenblicke rastend am Geländer lehnte, und sagte zu Walther: „Ich sehe, du bist ein Deutscher — bist du lange hier?"

„Eben binnen gekommen von Hamburg, den Kapitän gelandet!"

„So was dacht ich mir! Da mach nur, daß du hier fortkommst, laß Kapitän Kapitän sein, der kann sich ein Boot für sich nehmen, hier lauerst du ja mitten in der Pest! Es ist schlecht gesorgt für die Deutschen hier, wie überall in der Welt — kommt von der Bescheidenheit! Nur dies eine Loch haben sie uns offen gelassen — und das ist eine Mausefalle! Schande, Schande! Mein Schiff ist nun ganz leer, wir sind die letzten Mohikaner. Ich bring den kranken Kameraden nach St. Sebastiao, dort den Palmenweg hinauf, und muß auch wohl selbst dableiben, ich denke, es hat mich auch schon! Mach nur, daß du fortkommst, und bleib am Bord! Und wenn du glücklich heimkommst: Ave

Hamburg, morituri te salutant: Steuermann von der Hamburger Bark ‚Sardanapal'! Leb wohl du!"

„Leb auch du wohl. Kehrt beide gesund zurück!"

Walther war aufgesprungen und blickte ihnen nach. Sie bogen nun ab und passierten die schrecklichen Reihen der Kranken. Da wendete sich noch einmal der Steuermann, blickte auf Walther zurück und rief: „Flieh, flieh, hier müssen alle verderben!"

Es war Walther, als ob das Gesicht des Steuermanns sich in diesen wenigen Sekunden verändert hätte, es erschien ihm noch gelber geworden, und die Lippen blau, aber er ging noch immer festen, wenn auch langsamen Schrittes, den Kameraden fast schleppend. Dem armen Jungen im Boot zitterte das Herz, er versuchte, seine Blicke umherschweifen zu lassen in der ungeheuren Bucht, um die sich amphitheatralisch die Stadt aufbaute, dann und wann die einzelnen Vorläufer der hohen Gebirgskegel umschließend, die im Hintergrund himmelanstrebend den gewaltigen Abschluß in ihrer schroff geteilten Orgelgliederung machten; und überall Palmen, deren schlanke Schäfte jetzt weiß in der Mittagssonne leuchteten zwischen dem dunklen Grün der laubreichen Pflanzungen; aber immer wieder riß ihn eine unwiderstehlich grauenhafte Neubegier zu dem Schauspiel an der Brücke hin. Brennende Kerzen in den Händen, rauchende Weihkesselchen schwingend, zogen unablässig die Brüderschaften vorüber, Krankenkörbe tragend, offene Särge mit den Toten darin. Ein schreckliches Stöhnen ging durch die wechselnden Reihen der Kranken, Blut floß ihnen aus Nase und Mund, sie schrien nach Wasser, sie heulten laut. Dann und wann klang ernst und mahnend die Stimme eines Mönches und schaffte für Augenblicke Ruhe und Trost. Man reichte ihnen einen knappen Labetrunk. Das Elend aber war größer als die Kraft und das Können menschlicher Barmherzigkeit, und die stöhnenden, sich wälzenden Leiber der Sterbenden und Todkranken blieben stundenlang am Boden, ehe die Reihe der Fortschaffung auch an sie kam.

Und immer noch saß Walther pflichtgetreu in seinem Boot.

Der Abend lag längst über der unseligen herrlichen Stadt, es funkelten Tausende von Lichtern ringsum und die Höhen hinauf, aber von der linken Seite der Bucht her knatterten Schüsse, und das Wasser trug den Schall eines wüsten Lärmes hierher. Zuweilen zogen Rotten von Soldaten im Geschwindschritt vorüber der Stadt zu. Menschen liefen wie gejagt, und die kühnen Llaneros passierten vorüber, von denen ihnen schon der Lotse am Morgen erzählt hatte, daß sie bei jedem Aufstand in den Städten wie magnetisch herbeizogen, ihre Ranchos in der fernen Ebene verließen, und massenhaft nun Rio durchstürmten, Händel suchend, Lärm machend und am Kampfe sich unbedingt beteiligend. Walther erkannte sie mit dem Instinkt, den die Indianergeschichten aus seinen Knabenjahren gekräftigt hatten, wenn die Wilden wie Pfeile auf ihren Pferden vorüberschossen, den großen Sombrero auf dem dunklen, von einzelnen langen Haarsträhnen umwallten Haupt, nackt, mit kurzen Beinkleidern, den verschlungenen Lasso nachwehend. Wie die Boten des jauchzenden Lebens rasten sie an dem elenden Haufen der Todgeweihten vorüber und stärkten den angstvollen Herzschlag des schweigend Wartenden. Es war Mitternacht, als von der Brücke ein Pfiff ertönte und dann ein undeutlicher Ruf: „Ceres!"

„Hier, Kapitän, an der Landungsstelle!" wie erlöst rief es Walther.

Es dauerte noch ein Weilchen, ehe der Kapitän die Stufen herabkam, schwerfällig und mühsam; er war total betrunken, und fast wäre das Boot gekentert, als der Schwankende es endlich erreicht hatte, den helfenden Walther mit niederreißend.

Sogleich kommandierte er: „Los!"

„Kapitän, die anderen sind noch nicht zurück!"

„Die laß zum Deubel, nu man los!"

Zu Walthers nicht geringem Erstaunen waren sie am Bord, der eine auf Wacht, der andere in der Koje.

„Du Schafskopp, wie kannst du so lang lauern, wir sind mit die erste beste Boot los. Is ja Krieg und Pestilenz."

„Bist du dumm," sagte Arve, nachdem er Walther einen kurzen Bericht abgefragt hatte, „bist nicht mal an Land gewesen? Na, so was! Konntst ja sagen, wenn du zurückkamst, und die Boot weg war: ‚Die

Insurgenten haben es genommen. Hab man knapp mein Leben gerettet!' Du bist zu dumm — na, so was! Zwölf Stunden lauern, hungern und dursten!"

„Das hab ich nicht, ich hab Früchte von einem Obstboot, das vorüberkam, gekauft, und das Warten ist ja meine Sache!"

Es begann nun eine hastende Unruhe an Bord. Die Löschung wurde von Tag zu Tag verschoben. Die Bestellten kamen nicht, und die Mannschaft wurde in der Mannszucht locker. Der Kapitän betrank sich am Lande und blieb oft nachts aus. Der Bootsmann musterte ab; Walther war noch immer nicht an Land gewesen. Der zweite Steuermann besorgte die Bootskommandos und schien ihn vergessen zu haben.

So vergingen zehn Tage, da erkrankten der erste Steuermann und der Zimmermann; sie wurden ins Hospiz gebracht. Als ihnen am nächsten Tage der Koch und vier Matrosen folgten, war der Steuermann schon tot. Arve, der in stets neugieriger Unruhe seinen besten Freund, den Koch, begleitet hatte, brachte die Schreckenskunde aufs Schiff zurück.

An Bord waren nun der zweite Steuermann, zwei Matrosen, Arve und Walther die ganze Bemannung. Der Kapitän ließ sich seit den ersten Erkrankungen seiner Leute überhaupt nicht mehr sehen.

Dann und wann kamen Boote mit Fischen und Obst längsseit, auch brausende Getränke aus gegorenem Obst oder Feldfrüchten bereitet, bot man zu unglaublich geringen Preisen. Durch die Verkäufer erfuhren sie am Bord über die Resultate der Kanonaden und des Kleingewehrfeuers, bald siegten die regulären Staatstruppen, bald die Insurgenten. Oft lohten die vernichtenden Flammen auf und wüteten stundenlang in den Wohnungen der geängstigten Menschen. Dazu waren die Krankenhäuser überfüllt, und die Sterbenden lagen auf allen Gassen.

Der alte Steuermann wollte nichts mehr wissen vom an Land fahren, er verbot es geradezu; aber während er schlief — Arve hatte mit einem Matrosen die Wache — machte sich dieser plötzlich allein davon. Noch in Rufesweite schrie er: „Adjüs, Walther, auf Wiedersehen!"

„Ich fürchte, er kommt nicht wieder," sagte Walther später zum alten Steuermann. „Gott schütze ihn, obgleich ich ihn nicht liebe!"

„Unkraut vergeht nicht, mein Sohn, der lebt länger als du und ich!"

Walther bemerkte plötzlich, daß jemand an seiner Kiste gewesen war. Es fehlten ihm seine Hemden, die schönen Flanellstaatshemden, und seine seidene Schärpe, auch Strümpfe und ein Paar Lackschuhe. In grausamer Furcht öffnete er rasch sein Schränkchen. Der schlechte Bube hatte alles durcheinander gewühlt, ihm sein bares Geld genommen und seine hübschen Andenken, wie kleine Taschen, Kästchen, Uhr mit Berloques, sogar seine Brieftasche. Nur die Schreibmappe war zurückgeblieben, und der Schlingel hatte die getrocknete weiße Rose, die seine Mutter am letzten Tage getragen und ihm hier als Talisman hineingelegt hatte, obenauf geworfen mit einem Zettel daran: „Von der Liebsten!"

„Jawohl, von der Liebsten." Er drückte seine Lippen auf die Blätter, aus denen immer noch ein letzter Hauch ihres holden Duftes schwebte. Und er weinte plötzlich in Heimweh, Verlassenheit und Trauer.

Sein alter Steuermann schlief viel in den letzten Tagen, hatte Kopfschmerzen und Schüttelfröste, die schrecklichen Vorboten des gelben Fiebers. Am Abend dieses Tages fühlte er sich bedeutend wohler, obgleich er erschreckend gelb aussah; er litt unter Schweißausbrüchen, und seine hin und her flackernden Augen schwammen in Thränen.

„Diesmal geht's wohl noch so vorüber, mein Sohn, morgen früh wird's besser sein!"

Spät am Abend verließen die beiden Matrosen mit einem vorüberfahrenden Obstboot die Ceres; sie sagten nichts von Wiederkommen.

Walther blickte ihnen lange nach, sie tauschten auch freundliche Worte mit ihm aus; der eine, ein Engländer, redete ihm unverdrossen zu, mitzukommen.

„Nein! Ich habe dazu nicht die geringste Lust, ich bleibe, ich wüßte nicht wohin?!"

Wie er die letzte Spur der Kameraden verloren hatte, trat er langsam vom Achterdeck herunter, um sich in die Kajüte zum alten Steuermann zu begeben, der ihm gar nicht so recht in seiner Genesung gefiel. Wie er seine Hand auf das Messinggeländer legte,

um hinabzusteigen, packte ihn ein grausamer Schüttelfrost; er blieb ein Weilchen still stehen, es ging vorüber, aber er schien Blei in den Gliedern zu haben und seine Beine schmerzten.

Er trat taumelnd zurück, begab sich ins Logis und legte sich in die Koje; versuchte vergeblich seine Gedanken zu sammeln; wie ein Traum umnebelten ihn seltsame Bilder, er schlief rasch ein. Er schlief die ganze Nacht, entsann sich wohl beim Erwachen am hellen Morgen, daß er manchmal starken Durst empfunden, auch mit jemand gesprochen hatte, aber es war ihm nicht klar, wie und was. Er erhob sich nun mit schwerem Kopf und trat hinaus. Auf der Großlukkappe saß in einen großen schottischen Plaid gewickelt der Alte, bebend in Frost. Wie er des Jungen ansichtig wurde, jammerte er laut: „Was wird aus uns, du schöner Bengel, was soll die Frau Mutter sagen; o Gott, wie siehst du aus!"

Da sah Walther, daß seine Hände dunkelgelb waren — und er wußte nun, daß sein Schicksal besiegelt war.

„Ich will meine Sachen in Ordnung bringen, Steuermann, und dann rieme ich uns an Land, und dann gehen wir oben hinauf — ich kenne den Weg und weiß Bescheid!"

Er nahm seine Mappe wiederum auf die Knie und schrieb:

„Geliebte Mutter!

Zum Tode geht's — ich hab's gewußt — nein, nein, du Geliebte, ich hab es nicht gewußt, es schwirrt nur in meinem schweren Kopf so viel Trauriges auf und hängt sich an diese klagende Melodie! Und weil meine Zeit zum Schreiben karg gemessen ist — es war mir so angst um den Anfang, und wie ich es dir sagen soll! Ach, Mutter, des getröste dich: Sterben müssen ist nicht so schrecklich, wie der Blick auf eine lange Zukunft und einen vergeblichen Kampf gegen Vorurteile — ich will nicht verwegen urteilen, aber ungerecht, Mutter, o, wie ungerecht, denn was habe ich gethan? Und so ist es also besser!

Ich gehe nun von Bord, um die letzte Pflicht zu erfüllen, indem ich meinen alten Steuermann, der dich so sehr verehrt, ins Hospiz geleite — und so betrete ich denn das ersehnte Land und gehe wohl meinen letzten Gang!

Wenn du dereinst diesen letzten Brief erhältst, den der Kapitän nach meinem Ableben am gelben Fieber dir doch senden wird, dann denke, meine treue Mutter, ich sei das letzte Opfer der vielen, die du hast um der großen Liebe willen bringen müssen, und dann denke nur eines: Die Liebe höret nimmer auf — und in dieser ewigen Liebe sehen wir uns dereinst alle, alle wieder."

Eine große Ruhe war nun in ihm, fast eine Erleichterung. Damals, nach dem Tode seines Vaters, hatte er mit dem Gedanken gerungen, sich freiwillig aus dieser für ihn so schwierigen Welt zu begeben; Frau Ingemann hatte ihn für seine Mutter gerettet; aber seit er die ihm verleidete Heimat verlassen hatte, wich die lebhafte Erregung, sanken die frohen Hoffnungen, die ihn an das Herz seiner Mutter, an den warmen Pulsschlag seines eigenen jungen Lebens zurückgeführt hatten; und wiederum wehrte sich sein Stolz, sein empfindliches Selbstgefühl, das Joch der Illegitimität auf seine Schultern zu nehmen; und sehnsuchtsvoll gingen seine Gedanken, zwischen Wasser und Himmel in die Unermeßlichkeit schweifend, an den Grenzen des begreifbaren Daseins umher; er wünschte leidenschaftlich, nie mehr zurückkehren zu müssen, und war doch weit entfernt, sich durch einfache Flucht auf eigene Bahnen zu begeben. Wenn ihn nun hier ein rascher Tod ereilte — er starb in treuer Pflichterfüllung, er ging hin und erlosch wie eine helle Kerze, die der Zugwind trifft!

Er sah hier Menschen fallen und hinsterben wie gemähtes Gras auf dem Felde, und was ist denn in der gewaltigen Schöpfung ein Mensch? Es müssen doch alle, alle sterben! Weinen sollte man nur um die, welche zurückbleiben, besonders dann, wenn doch der Gestorbene nie mehr zufrieden, nie mehr glücklich hätte werden können, wie er zum Beispiel!

Und er weinte; er weinte um den Schmerz seiner Mutter, die er von dieser Stunde an wiederum heißer und inbrünstiger liebte, als seit langer Zeit! Er gedachte mit Stolz ihrer Liebe, ihrer edlen Tugenden, ihres umfassenden Geistes — seine große, seine

schöne, seine herrliche und unvergleichliche Mutter!

„Sie wird ihr Haar raufen und den Bast von ihren Händen winden, sie wird Ströme von Thränen vergießen, sie wird Gott und Menschen anklagen, gewaltig in ihrem Schmerz wie in ihrer Liebe!

Aber niemals wird sie ihn erniedrigt sehen — nicht bürgerlich — nicht menschlich! Nun mag sie klagen und weinen, es wird auch das zu Ende gehen, denn alles, alles geht zu Ende!“

Er adressierte den Brief an seine Mutter, schloß seine Mappe und legte sie in das Schränkchen zurück. Wie einen letzten Gruß von ihr nahm er die getrocknete Rose und schob sie in seine Brusttasche. Seine Schlüssel nahm er in des Kapitäns Kajüte mit, und auf Wunsch des alten Steuermanns trug er ins Logbuch die letzten notwendigen Bemerkungen, betreffend Flucht und Tod der übrigen Mannschaft und den Schluß: am 23. Februar 1894 verließen das Schiff, um sich ins Hospiz San Sebastiao zu begeben, der zweite Steuermann Eck Knudson und der Schiffsjunge Walther; beide als die letzten auf dem Schiff, erkrankt am gelben Fieber.

Der alte Mann war plötzlich wieder viel kränker geworden; schwankend und zitternd, die Lippen blau im gelben Angesicht, raffte er sich immer noch wieder auf, zahlte dem Jungen die Heuer aus und versah sich selbst reichlich für sie beide mit Geld.

Sie schlossen die Thüren ab und begaben sich an Deck. Traurig lag das schöne alte Schiff da — auch die leblosen Dinge reden ihre beredte Sprache und wissen ans Herz zu rühren! Der alte Mann war alt geworden mit diesen Planken zusammen, sie waren ihm Heimat und Familie; es rauschte leise in der Takelage und kam von oben wie ein letztes Grüßen die Wanten nieder.

Langsam, die Glieder bleischwer und wie gelähmt, kamen sie, sich gegenseitig haltend und stützend, vom Bord ins Boot; der Morgen war hold und erquickend, und die Kranken erfrischten sich auf der Tour vom Schiff ans Land. Hier aber, an der menschengefüllten Brücke, wo die Unglücklichen nicht mehr allein weiter konnten und dasselbe schreckliche Bild sich Tag um Tag bot seit zwei Wochen, überfiel sie sofort die tödliche Ermattung.

Sie befestigten das Boot und stiegen die Treppe empor, voran der Alte, dem Walther langsam folgte; so betrat er denn endlich das Land, das sich ihm so lange entzogen hatte — nun wußte er, daß es sein Verhängnis wurde! Es hatte alles so kommen müssen — es war wirklich seine Flucht in die andere Welt, ein langer beschwerlicher Weg zum Jenseits, in das er sich so leidenschaftlich hinübergewünscht hatte, und das er nun geläutert und besonnen betrat.

Sie gingen Arm in Arm die Brücke do Caju entlang, die sich an der linken Seite einer vorspringenden Landzunge hinzog. Sie schritten durch die Reihen der Todgeweihten, sie grüßten ehrfürchtig das Bild des Gekreuzigten und die heiligen Brüderschaften, die bleichen Angesichtes, mit überwachten müden Augen unentwegt in ihrem erbarmungsvollen Hilfewerke ausharrten.

Sie bogen nun in die Rua Favares, in der ein Verkehr hemmender Andrang von Krankentransporten in Wagen und Körben die noch immer steigende Not der Epidemie kennzeichnete. Von der Straße aus sich links wendend, führte der Weg sie die Höhe hinauf unter Palmen und auf veilchendurchwirkten Rasen; das Wasser lag nun zu ihrer Rechten; zuweilen rasteten sie und blickten über die klare stille Flut nach dem jenseitigen Ufer; überall kleine Landhäuser, versteckt im Grün einer üppigen fremdartigen Vegetation.

Sie kamen an den Arbeitsplatz eines Steinmetzen; Grabkreuze und Gedenksteine umsäumten das kleine Haus mit der offenen Veranda, in der nun die Familie das Mahl einnahm; eine schöne Mulattin hatte ihr Jüngstes an der Brust; erschreckt und doch voll Mitleid sah sie auf die befremdliche, überraschend schöne Erscheinung des blonden jungen Menschen, dessen Gelock wie eine Glorie um das kühne Angesicht lag, das doch schon in tiefen Ringen unter den herrlichen Augen und auf den bläulichen Lippen die Spuren der Krankheit trug.

Ihm wurde plötzlich weich ums Herz und Thränen stiegen ihm auf, Thränen des Mitleids über sich selbst! Es muß schön sein, aufzuwachsen im Hause der Eltern, unter

Vaters Schutz und der Mutter Liebe! Und es muß schön sein, dereinst ein Weib nehmen zu können, und mit seiner eigenen Arbeit eine frohe Kinderschar emporwachsen zu sehen, wie sie hier mit lachenden Gesichtern um den Tisch saßen.

Und plötzlich waren diese Gedanken wie weggelöscht — wo war er eigentlich, und wohin wollte er?

Da fragte der Alte neben ihm um den Weg — und mit einemmal wußte er wieder, er wollte den kranken Steuermann ins Hospiz bringen, er selbst war nicht mehr krank, ihm war nun ganz leicht — nur besinnen konnte er sich nicht, wie er bis hierher gekommen war; das war ja auch nicht nötig, ihm fiel die Rose seiner Mutter ein, die er im Schränkchen vergessen hatte — und das Schränkchen stand oben in Alwinchens Zimmer — wie es da wohl hinkam; ja, ja, es war unterm Hängeboden, ganz, ganz niedrig wie das Logis. Und wie hier die Veilchen dufteten, so große dunkelblaue Veilchen; er bückte sich und pflückte, er schrie laut auf von einem stechenden Schmerz in den Lenden — und in diesem Augenblick wußte er wieder alles; vor ihnen trug man einen Kranken; da beugte er sich zärtlich nieder und hob den zusammengesunkenen alten Mann wieder in seinen Armen auf. Der Alte war ganz klar in seinem festen ruhigen Seemannskopf.

„Ja, ja, mein Junge, es hat mich höllisch gefaßt; wenn nur nicht der Schüttelfrost wäre, aber du, du sollst mir gesund gemacht werden; tausend Mark will ich dem Doktor geben, nichts, nichts soll an dir gespart werden, deine liebe Frau Mutter soll doch ihre Freude haben!“

„Das soll sie,“ sagte Walther, „und die Veilchen soll sie haben, die schönen Veilchen, die sie so sehr liebt.“

Und den Duft einziehend, beugte er sich nieder und küßte des alten Mannes Stirn: „Mutter, liebe Mutter!“

Endlich waren sie da, das Gitterthor stand weit geöffnet, eine Wagenburg und ein unruhvolles, lautloses Gewirr. Jemand wies sie zum Eingang ins Wartezimmer, ein paar Stufen führten hinauf — das war recht unbequem, aber sie kamen doch oben an, immer Arm in Arm. Und da war es wieder ganz hell in ihm; er wendete sich auf der Schwelle und umfaßte mit einem langen Blick den linken Teil der blau schimmernden phantastisch schönen Bucht mit ihrem ragenden Gebirge und den Schiffen unten, die wie Nußschalen dalagen.

„Ade, ade, du schöne Welt!“

Die Veilchen entglitten seiner plötzlich wieder zitternden Hand, und da er sich nach ihnen bückte, schoß ein dunkler Blutstrom aus seinem Munde. Er erhob sich aber rasch und wie erleichtert, und von Hinzutretenden unterstützt, wurden beide an den Meldetisch geführt. Der Alte nannte laut und klar Namen, Herkommen und Alter; stockend kam ihm Walther nach, aber er brachte doch noch alles zusammen, Alter und Stand und Herkommen; nur beim Namen schossen die Gedanken wirr durcheinander; er war ein Knabe und saß am Fenster, das auf den steinernen Hof führte, und er las deutlich in einem schön gebundenen Buche mit Goldschnitt:

> Ich bin wie die fliehende Welle,
> Ich bin wie der wehende Wind,
> Ich bin wie das Reh, das schnelle,
> Bin ein vater- und mutterlos Kind.

* * *

Es war an einem linden, feuchtwarmen Februarabend, der wie ein verheißungsvoller Frühlingsbote sich über die kaum erst von Schnee und Eis befreiten Lande niedersenkte, als Josephine mit ihren großen, raschen Schritten zu den Linkens eilte. Die alte Johanna saß wie immer im Korridor mit ihrem Strickstrumpf und begrüßte Josephine mit einer gewissen gönnerhaften Leutseligkeit, immer so ein gewisses tröstendes Mitleid in Ton und Mienen, denn das Schicksal dieser Josephine interessierte sie außerordentlich, und Ina von Linken konnte sich nie ganz ihren Fragen über den Gang des Prozesses entziehen; Gespräche, die immer mit Redensarten des selbständigen Frauenzimmers endeten, wie: „Ick hab't aber immer gesagt: die Mannsleut, die Mannsleut! Über't Ohr hauen sie unsereins auf die entfamste Art, immer det Kind und die Schande für die Frau! un denn och noch die Erhaltung von solche Bälgers, wozu doch der Staat, der det allens man so bestimmt, nich 'n Groschen giebt, sich gar nich um kümmert, i na — Jott bewahre — aber bei't Steuer-

zahlen, da kennt er mit eenemmal so'n armes Weib, det nichts zu sagen hat! ne, et is zu ungerecht in die Welt! Ick sage bloß: Wenn wir gar keene Stimme in'n Staat haben, denn muß er uns och keene Steiern abpressen! ick hab't immer gesagt, diese janze Schändlichkeit is Schuld von die Mannsleute!" Und jetzt sagte sie zu der erstaunten Josephine: „Heute hab'n wir'n jroßen Tag, wenn wir diesen Prozeß verlieren, muß man an den ollen Bismarck jehn, der wird wol Rat wissen!"

Halb lachend, halb geärgert erkundigte sich Josephine bei Ina; diese teilte verlegen mit: „Johanna weiß eben immer alles, sie betreibt auf eigene Art Frauenemanzipation, die sich vornehmlich auf die Steuerfrage und die Wahlberechtigung bezieht. Sie verlangt gar nicht Wahlberechtigung, ‚aber dann auch keine Steuern' ist ihr ceterum censeo."

Im Hause Linken war es, als ob die Zeit still stünde; die alten Mahagonimöbel, Bilder aus der Lessing- und Bendemann-Periode: schöne klare Stahlstiche; Porträts der Familie von Krüger; die Fenster nur mit weißen Vorhängen verhüllt, der Parkettfußboden spiegelblank, nur dann und wann ein Teppich, wo ihn gewissermaßen die Notwendigkeit erheischte; keine Spur von dem gesuchten Altdeutschtum, der Renaissance- und Rokokospielerei; nicht ein einziger jener von Orientalen herausgeworfenen, dünngerutschten Teppichen und Vorhängen, die mit Gold bei uns aufgewogen werden — ringsum eine fast langweilige Helle und Klarheit, nicht eine einzige vertrauliche Ecke; kein verschwiegenes Dämmern, kein heuchlerisches Licht!

Lesend, oder ihre hübschen Handarbeiten anfertigend, oder am Flügel ihren Beethoven spielend, immer saß Ina korrekt und tadellos da, das schöne dunkle Haar glatt gescheitelt, Hals und Hände von feinen Spitzen umflossen. Die verschnittenen krausen Haare oder die wäschelosen Gewandungsmoden zog sie überhaupt nicht in Betracht; wozu auch? Sie hatten keine Kinder, die sie vorwärts in ihnen selbst unsympathische Bahnen geschoben hätten, nun konnten sie unbeanstandet ihren teuren Überkommenheiten und einem edlen, einfachen Geschmack folgen.

Eine gewisse Nüchternheit, wie sie den ersten Zweidritteln des Jahrhunderts anhaftet und die dem Ansturm der Bewegungen durch Kriege und Kulturfortschritte noch immer widersteht, bietet das Bild bewußter Selbzufriedenheit und einer vielleicht nicht einmal ganz unbewußten Nichtachtung; denn das Fernbleiben von der herrschenden Mode ist doch nur ein Zeichen der innerlichen Entfremdung von der modernen, umgestaltenden Welt.

So wirkte die Nüchternheit und Einfachheit der ganzen Oberfläche dieses Hauses und seiner beiden Repräsentanten immer wie ein kühlendes Bad auf die heißblütige Josephine, wohlthuend für kurze Minuten, aber für längeren Gebrauch unmöglich.

„Merkwürdig," sagte Josephine zu Ina von Linken, „solche Johanna paßt doch eigentlich gar nicht hierher, auch gar nicht diese Logik, die sie sich aus der Frauenfrage zieht; weit eher könnte ich mir diese Person in meinem Hausstande denken!"

„Unmöglich — Liebste! Diese Person hat einen eisernen Willen, und sie lebt mit uns so gut, weil wir zufällig sehr regelmäßige und ganz unextravagante Menschen sind; ihr alles bestimmender Ordnungssinn würde sich niemals dem Ihrigen unterordnen; es ist ein glücklicher Zufall, daß Johannas Hergebrachtes zu unserem Bestehenden so genau paßte, sie würde auch nicht die geringste selbständige Änderung unsererseits dulden! Sie sind ja ganz anders geartet, schlafen wochenlang nicht im Bette, essen, wenn Sie hungrig sind, schlafen und lesen nach Bedarf und werden heftig, wenn ein Stock an der Wand umfällt, während Sie gleichmütig bleiben, wenn ein kostbares Gerät zerschlagen wird!"

„Nun, Sie haben recht und doch auch nicht! Ich schlafe und esse nach Bedarf, aber in meiner Umgebung, das heißt jetzt Alwinchen, muß auf die Minute geschlafen, gekocht und gegessen werden; wenn ein Stock an der Wand umfällt, muß er schlecht hingestellt sein, ich werde also durch eine dumme Nachlässigkeit erschreckt! Nun, da wird freilich mit dröhnender Stimme aufbegehrt! Aber wenn ein Gerät zerbrochen wird — wir sind ja alle nicht immer Herr unserer zehn Finger, und ob der zerschmetterte Gegenstand eine Mark oder hundert kostet, daran hat doch der Ungeschickte keinen Teil; also einen solchen

Verlust nach seinem Werte abräsonnieren wäre absolut unlogisch, aber richtig wirtschaftlich im Sinne einer Musterhausfrau! Nun, gottlob! die werde ich niemals sein können!"

„Und eben deshalb, meine Liebste, könnten Sie Johanna niemals gebrauchen; denn sie verlangt von Ihnen diese unweigerliche Ordnung und Pünktlichkeit, der Sie sich persönlich nicht unterziehen wollen; und wenn sie Ihnen dienen sollte, müßte sie Sie jeden Abend wie einen ordentlichen Christen entkleidet in Ihrem Bette wissen, sonst würde sie selbst nicht schlafen; schon daß Sie hier an dem heutigen wichtigen Tage so fraglos und sorglos sitzen! Johanna hat kaum essen und trinken können vor Aufregung darüber, ob wir unseren Prozeß gewinnen oder verlieren werden! Es geht wohl heiß her? Schon um zwölf Uhr wollte mein Bruder Sie hier wissen, nun ist es gegen eins und er ist selbst noch nicht einmal zurück!"

Da lächelte Josephine still und schmerzlich. „Ich habe mich in allen den langen Jahren an Entbehrungen jeder Art gewöhnt, ich kann warten; es würde mich Walthers wegen tief beugen, denn gerade für ihn wäre ein Besitz eine Art Ausgleich gegen die Ungerechtigkeit und Härte seines Schicksals; für mich — ich käme auch so ans Ende! Geld habe ich nie leiden können, ich gab es aus!"

In großer Unruhe erhob sich nun die sonst so voll klassischer Ruhe hinlebende Ina, sie hörte den Bruder kommen. Ein paar rasche Worte wurden mit Johanna gewechselt, er trat nicht erst in sein Zimmer, sondern direkt bei Ina ein, und sagte mit einem strahlenden Gesicht: „Gewonnene Schlacht! der Sieg ist unser! Gnädigste, ich gratuliere Ihnen von Herzen — sehen Sie, dies große Kind wendet sich an die falsche Adresse!"

In der That, Ina, als echte Schwester des kämpfenden Advokaten um ein so klares Recht, war ihm um den Hals gefallen und rief unter Thränen: „Ich danke dir, ich danke dir tausendmal, denn du hast in seinem Sinne für ihn und seinen Sohn gestritten und gesiegt!"

Und wiederum wie damals, als Bärenburg gestorben war und die weinende Ina trostreich erhebende, den Verstorbenen ehrende Worte sprach, empfand Josephine: „Auch sie hat ihn geliebt, glücklos und treu!"

Ja, sie war viel bewegter als Josephine, förmlich glückstrahlend! Sie hatte eine andere Meinung vom Gelde als Josephine; sie liebte es, als das erste Mittel zu der ruhig schönen Lebensweise, wie sie sie führte, zur Erhaltung und Wahrung ihrer überkommenen bürgerlichen Rechte; auch mitzuteilen und wohlzuthun war eine besondere, durchaus nicht schwache Rubrik in ihrem Budget. In ihr war nicht ein Funke von jenem leichtblütigen Bohemetum, das doch auch nur scheinbar keinen Wert auf Geld legt, weil es dasselbe gelegentlich mit vollen Händen verstreut, und wiederum gelegentlich versteht, es raffiniert an sich zu reißen und mit grausamer Härte seine Taschen zuzuknöpfen, wenn es dem immer irgendwo lodernden Haß oder gar der Rache durch Kränkung Genüge thun kann.

Und alles mußte nun Ina genau wissen; dem Knaben war die größte Summe zugewendet, für Josephine ein verhältnismäßig geringer Anteil, und Ina war so gänzlich aus ihrer rücksichtsvollen Vorsicht durch die hohen Wogen der Erregung geworfen, daß sie ausrief: „Recht, ja recht! so mußte es auch sein! Geld, Geld kann ihn stolz und frei machen, es giebt von selbst eine Stellung, und auf diesem goldenen Untergrund kann er sich zu allen Spitzen der Gesellschaft ebenbürtig erheben, zumal mit seiner außergewöhnlichen Erscheinung! Er ist jetzt noch wie ein verklärtes Bild seines Vaters, wie eine Duodez-Ausgabe — welch ein wundervoller Mann wird er dereinst sein — ihm ähnlich, ihm an die Seite zu stellen — mich dünkt unter Männern der einzige Mann!" Und sie brach plötzlich in Thränen aus, während Josephine ganz still dasaß, die Augen blicklos starrend, die Lippen fest geschlossen; nur die kleinen Kugeln der Backenknochen bewegten sich noch hin und her.

„Sehr hübsch," sagte lächelnd Linken, „meine Schwester macht mir eine überraschende Liebeserklärung — wie man sich doch in seiner Eitelkeit täuschen kann! Ich habe gedacht bis heute, daß ich ihr Ideal sei, nun erfahre ich, daß ich in ihren Augen überhaupt kein Mann bin! Und Sie, Gnädigste, Sie sind stumm und ohne Freude, wie es scheint!?"

„Sie urteilen ganz richtig, ich würde die-

ses Geld so rasch wie möglich abthun, und darum ist die ungerechte Verteilung wohl eine nützliche zu nennen!"

Sie erhob sich nun und verabschiedete sich; draußen konnte selbst Johanna nicht eine Bemerkung unterdrücken, aus der Josephine vernahm, daß sie sofort durch Linken unterrichtet war.

„Nu is doch wieder mal det Recht oben jeblieben, die Frauen haben't zu schlecht — ich bin mit bei die Emanzipation!"

Aber sie hatte etwas Finsteres und Ablehnendes gegen Josephine, ihrer sonstigen freundlichen, gönnerhaften Art zuwider; darum sagte sie auch später zu Ina: „Det Geld mußte sie haben — gehört sich so; aber nu sie det hat, kann se mir jestohlen werden. Ick bün nich für solche Damen, für diese nu schon jar nich — un det Jeld wird se woll rasch jenug verjuxen! ick bün bloß for't Recht."

Als am Nachmittag keuchend und mühsam Tante Elvirchen die Treppe erstiegen und geklingelt hatte, erschien Alwinchen mit verweintem Gesicht.

„Ach liebe, liebe Gnädigste, meine arme Gnädigste, die hat wohl den Prozeß verloren! sie kam so still nach Hause, warf ihre Sachen ab und sich auf ihre Chaiselongue, da liegt sie noch und starrt vor sich hin, hat nicht gegessen und nicht getrunken! Der arme Walther — kann er nu nie ein eignes Schiff kriegen?"

Elvirchen saß auf dem Feldstuhl und nestelte mit bebenden Händen an den Hutbändern und den Löckchen, es war, als ob sie bei dieser Nachricht sichtlich in ihrer immer noch stattlichen, hoheitsvollen Frauenmiene zusammensank.

„Laß nur, Alwinchen, wenn ich tot bin, bleibt für ihn noch immer ein kleines Kapital, arm wird er nie sein; aber bis dahin — bis dahin — o wie traurig!"

Sie erhob sich nun und trat bei Josephine ein, leise und langsam wie zu einer Kranken.

„Meine arme Josephine, ich darf wohl nicht erst fragen — wir haben verloren!"

„I bewahre! frag nur! was ihr immer denkt! soll ich hier vielleicht einen Indianerfreudentanz aufführen? Geld ist nun da im Überfluß; aber soll ich nicht gerade in dieser Stunde, wo das Joch der Mittellosigkeit von seinem Halse genommen ist, doppelt empfinden, wie schwer sein Vater sich nach allen Richtungen hin an uns vergangen hat, und daß auch dies armselige, einzige Recht, das man mit jedem Protzen und Parvenu teilt, uns nur durch erstaunliche Anstrengungen eines Dritten geworden ist? Geld, Geld und immer wieder Geld, das ist eure einzige Losung!"

Es kamen nun die wirklichen Frühlingstage mit ihren wilden Stürmen und Winden, die sich wie Knaben im tollen Übermut tummelten. Alwinchen stand manchmal auf dem flachen Dache ihres Hängebodens und versuchte den Spuren des Lenzes zu folgen, wie er die bräunlichen Knospen an den Kronen hochstämmiger Bäume und einzelner Gesträuche erschloß, zu denen über Gemäuer und Höfe hinweg ihre Blicke sehnsuchtsvoll streiften. Ende Mai sollte Walther zurückkommen, es konnte auch Juni werden! Es war gar so trist jetzt bei ihnen, schlimmer denn je! Das Geld war der Gnädigsten gar nicht gut bekommen; sie war in düsterer Stimmung und führte das alte willkürliche Leben, schlief und speiste ohne Ordnung; sie sah auch schlecht aus, merklich gealtert. Ohne die immer so gleichmäßig freundliche Elvire wär's ein geradezu schreckliches Leben gewesen; aber was ihren Mut am meisten belebte, die vielen einsamen Stunden mit frohen Gedanken füllte, das war die Aussicht auf die Heimkehr des jungen Herrn! Von Hamburg wollte ihn die Frau Gnädigste abholen, und ihr lag es ob, Triumphbogen und Kränze zu winden und die Flagge auf dem Hängeboden zu hissen, die eine ordentliche schwarz-weiße hohe Stange mit einem goldenen Knopf bekommen hatte, eine Stiftung aus dem Erlös ihrer fleißigen Häkelarbeit.

Die Knospen sprangen, das schleierhafte, lichte Grün spann sich schon fast zusammen, und ein Duft von Flieder, Faulbeerbaum und Veilchen drängte sich zwischen den engenden Mauern, das Herz weitend, zum Himmel empor, in den hoch hinauf die Vögel stiegen. Es war gegen die Mitte des launenhaften April, der eine förmliche Mailaune zur Schau trug und fast heiße Tage schuf.

Es klingelte, ein wenig früh für Tante

Elvirchen, aber wer sollte es sonst sein um diese Zeit?

Richtig — nicht das gnädige alte Fräulein; der Briefträger, der doch sonst alle Briefe in den Kasten steckte. Wie er so sonderbar Alwinchen ansah, die er von Kind auf kannte, und die ihm zu allen Festtagen sein Geschenk von ihrer Herrin reichte.

„Ja, was fangen wir an, Alwinchen, ich hab einen Brief, den kann ich doch nicht so in den Kasten stecken — es ist ein schrecklicher Brief; nehmen Sie sich man zusammen und schreien Sie nicht; der Brief ist von Rio de Janeiro zurückgekommen, sehen Sie, es ist der Frau Gnädigsten ihr Brief an Walther und steht nun drauf: Adressat verstorben.“

Es war schrecklich anzusehen, wie sie mit einem leisen Weheschrei in die Knie sank. Mit ein paar tröstenden Worten verließ er sie, noch im Hinabschreiten sich umblickend und ihr zuredend. Den grausigen Brief in der Hand, lag sie leise wimmernd da.

Josephine, die sich nie um die Klingel kümmerte, hatte doch das Kommen und Gehen vernommen, die Korridorthür war ja offen. Das Unheil klopft oft warnend an des Menschen Herz, wie mit magnetischem Strom. Unruhig erhob sich Josephine, sie lauschte, ihr Herz begann zu schlagen, und mit raschen Schritten trat sie zu Alwine hinaus; über das Mädchen hinweg sah sie die Hand mit dem Briefe auf der Erde. Sie nahm ihn rasch auf und überflog die beiden Seiten — es stand da, portugiesisch und deutsch: Adressat verstorben. St. Sebastiao: Februar d. 27sten.

„Unmöglich, unmöglich; es kann nicht wahr sein!“

Zitternd floh sie zurück, immer wieder dieselben Rufe ausstoßend.

Der Briefträger in seinem menschenfreundlichen Mitleid hatte Frau Ingemann benachrichtigt, die auch alsbald erschien, der eigenen Erschütterung noch nicht Herr geworden; sie nahm Alwinchen auf und führte sie mit sich.

Schrecklich, schrecklich, diese unseligste aller Mütter anzusehen mit dem entgeisterten Gesicht und den wilden, fast drohenden Rufen: „Unmöglich — unmöglich!“

Frau Ingemann ergriff ihre beiden Hände und schüttelte sie, da brach sie endlich in tiefer barmherziger Ohnmacht zusammen.

Es hatte lange gewährt, bis sie ganz wieder zu sich kam; Elvirchen war inzwischen erschienen und hatte Alwine zu Linkens geschickt.

Josephine erhob sich, nahm in atemloser Hast Hut und Mantel, und mit dem Brief in der Hand enteilte sie unaufhaltsam.

„Laßt mich, um Gottes willen, laßt mich, ich will in die Botschaft!“

Und fort war sie, die beiden Damen in Schmerz und Bestürzung zurücklassend.

Nach einer Stunde kamen die Linkens; er atmete erleichtert auf: „Es ist ein Glück für sie, daß sie noch eine Hoffnung hat, daß sie an Irrtum denkt, so schwächt sie selbst diesen tödlichen Blitzstrahl ab! Ich will aber versuchen, ihr nachzueilen.“

Nun blieben diese vier Frauen zurück, weinend und wartend.

Nach Stunden erst kehrte Linken mit Josephine zurück. Ihre sonst immer bleichen Wangen waren rot, ihre Augen brannten. Ganz fest und elastisch mit der alten Spannkraft waren Schritt und Haltung; mit heiserer Stimme schrie sie: „Ihr müßt ruhig sein, ganz ruhig, denn es ist nicht wahr, es kann ja nicht wahr sein; ich habe telegraphiert durch das Konsulat und die Botschaft, ihr müßt nur ruhig sein, ganz, ganz ruhig wie ich! Unmöglich, unmöglich!“

Die Fremden hatten sich zurückgezogen, Tante Elvira war von Alwinchen auf ein Ruhebett gelegt, der Oberkleider entledigt; sie weinte sich wortlos in den Schlaf — die arme hochbetagte Alte, die diesen letzten Sonnenschein ihres Lebens vergöttert hatte!

Josephine saß bewegungslos, den Ellenbogen fast auf die Mitte des Tisches geschoben, das Haupt in die Hand gestützt, den Oberkörper ganz vorgebeugt; um die hochgewölbten Lippen stand kein starres Lächeln mehr, ein herber Schmerzenszug hatte die Winkel herabgezogen; nichts regte sich in diesem Medusenantlitz, aus dem die Augen wie erloschen starrten. So verbrachten sie die lange, bange Nacht; am Morgen hatte die alte Dame sich in ihre Wohnung begeben, um Unruhen und Nachfragen vorzubeugen, sie wollte gegen Abend wiederkommen. Alwinchen säuberte und schaffte,

hielt auch kurzen Kriegsrat bei Frau Ingemann; das ganze Haus, das kleine freundliche Gartenhaus sowohl, wie das gewaltige Vorderhaus mit seinen Flügeln, war in Aufregung; Menschen, die kaum von der Existenz dieser kleinen Familie eine Ahnung hatten, aufgescheucht durch diese Botschaft, nahmen plötzlich Anteil, fragten nach und schickten ihre Karten. Josephine nahm von nichts Notiz, sie hätte sich auch nicht darum geregt, wenn sie vernommen hätte, wie die Geschichte ihres großen Unglücks die ganze empfindliche Vorgeschichte wiederum ausgrub und ihr Name, mit dem Namen Bärenburg verbunden, noch einmal Spießruten, trotz der Bemitleidung, laufen mußte.

Gegen drei Uhr nachmittags sprang sie plötzlich auf, nahm wiederum Hut und Mantel und zitterte in Erregung am ganzen Körper.

„Die Antwort ist nun da, Alwinchen, sie kommt!“ Ihre Zähne schlugen aufeinander, und ein heftiger Frost schüttelte sie; und dann sagte sie wieder: „Ich sage dir, sei ruhig, Kind, es ist unmöglich, ganz unmöglich!“

„Soll ich denn nicht mitgehen?“

Sie blieb einen Augenblick stehen und sah das junge Mädchen freundlich, fast lächelnd an. „Sein Leben und sein Tod gehören mir allein! Aber du kannst ruhig sein, sieh, ich bin es auch!“

Aber ihre Hand zitterte, als sie eiskalt an Alwinchens thränenfeuchter Wange niederglitt. Wie ein gehetztes Wild war sie die Treppe hinab, quer über den Hof und zum Hause hinaus. Sie nahm weder einen Wagen nach die Pferdebahn; sie lief die ganze Strecke bis zum Königsplatz und von dort in die Roonstraße. Mit dem Portier wechselte sie ein paar rasche Worte und begab sich direkt ins Bureau.

„Nicht wahr, soeben kam doch die Antwort!“

„Noch nicht, Madame —“ aber im selben Augenblick erschien ein sehr alter Herr mit feiner französischer Höflichkeit; die jungen Beamten erhoben sich.

„Die Antwort ist soeben gekommen, Madame; wollen Sie nicht für ein paar Augenblicke bei mir eintreten — hier ist die Depesche.“

Sie verneigte sich in ihrer alten hoheitsvollen Art, mit einem blöden Lächeln.

So entnahm sie seiner Hand die Depesche, die offen ausgebreitet war und auf die sie keinen Blick warf, verneigte sich abermals ganz tief, und sich rückwärts begebend, verließ sie das Bureau.

Sie blieben alle wie verstört zurück.

„Arme Frau! Sie mußte es freilich wissen, wie sie mich so sah, so sieht kein froher Botschafter aus. Man könnte denken, sie sei wahnsinnig! Arme Frau; es hätte ihr einer von den Herren das Geleit geben können!“

„Ich will es gern versuchen!“

Und ein junger Mensch war ihr in wenigen Minuten nachgeeilt, aber er kehrte nach einer halben Stunde ohne Erfolg zurück.

Sie war wiederum gelaufen, gelaufen mit großen, springenden Schritten, wie ein gehetztes Wild, dann und wann auf das offene Blatt blickend.

Sie lief und lief — irgend wohin, wo sie nie mehr einem Menschen zu begegnen brauchte; nur nichts hören von Klage oder Trost, nicht mehr Weinende sehen oder Lachende hören, nur immer fort, fort aus dieser öden, grausamen Welt.

Am Rande des Tiergartens verließen sie plötzlich ihre Kräfte, sie sank auf einer Bank zusammen; und da sie wieder zu sich kam, entzündete man bereits die Laternen.

Von einer wahnsinnigen Angst gepeitscht, sprang sie auf, lief bis in die Viktoriastraße und machte Halt, Bärenburgs Hause gegenüber, wo sie schon einmal vor langen Jahren gestanden hatte, damals, als unten die Leute sangen und oben die toten Fensteraugen weiß auf sie niederblickten. Sie stöhnte laut und ächzte in plötzlicher Atemnot. Jemand blieb stehen und fragte, ob sie krank sei? Ohne zu antworten, mit ihrem starken Willen sich zwingend, stürzte sie von dannen; aber sie wußte nun, wohin sie wollte. In großen Sätzen bewegte sie sich, manchmal vollkommen ohne Atem, weiter. An der Potsdamerbrücke fühlte sie, sie könne ihr Ziel nicht mehr erreichen, und sie bestieg eine Pferdebahn.

An der Yorkstraße stieg sie aus, immer noch keuchend und atemlos; das wildschlagende Herz setzte zuweilen ganz aus, wie Blei zog es hemmend durch die eben noch

eilenden Füße und strömte heiß durch ihre Brust; aber weiter und weiter schleppte sie den müden Leib; sie kreuzte das breite Schienennetz und blieb mitten darauf wieder zusammensinkend stehen — ein Zug brauste heran, man schrie ihr zu, die Barrieren waren bereits geschlossen — noch einmal fuhr sie auf und stürzte weiter und staute gegen die angesammelte Menschenmenge der Passanten, bis die Geleise frei waren. Man rief sie an und sprach von ihr: „Halt, halt!" „Sie muß eine Wahnsinnige sein!" „Laßt sie nicht weiter!"

Aber in großen Sätzen war sie rasch von ihnen entfernt.

Eins der großen Hauptthore am Friedhof stand weit offen. Arbeiter waren noch spät beschäftigt; die Tagewerksstunde war längst vorüber. Hier draußen lag der klingende, singende Frühling mit seinem leuchtenden Grün in der durchsichtigen Dämmerung des Abends, des sanften, feuchten Frühlingsabends mit dem berauschenden Duft der Knospen und Blüten.

Mit einer letzten Kraft sog Josephine diese wunderbare, balsamische Luft ein, ihre Begriffe verwirrten sich und ihre Gedanken wanderten. In still verschwiegener Nacht, umduftet von den Veilchen im Orangenhain des Südens, lehnte sie an seiner Brust und hörte sein Herz schlagen — oder war es ihr Herz, das nun plötzlich wieder stille stand? Nein, nein, es war nicht er, es war Walther, wie er an jenem letzten Spätabend am Ufer der Alster wandelte, sie fest mit dem Arm umfangend! Hier, hier, hier fand sie nun beide, alles Elend versunken und zu Ende, denn die Liebe höret nimmer auf! „Nimm mich, nimm mich!" Es rang sich ein Todesschrei von ihren Lippen, als sie zusammenbrach, das Angesicht ins Veilchenbeet begraben, das sein letztes Haus umblühte und umduftete.

Über das stille Feld des ewigen Friedens fiel ein sanftes Mondlicht, ein Winken und Flüstern ging um die grünen Hügel, die weißen Monumente und schwarzen Kreuze; das Reich der Heimgegangenen im ewigen Auferstehungsfeste der Natur sprengte seine Fesseln in des Werdens neuer Freude! Die Gräber versinken, und die Freude, die himmlische Botschaft der Ewigkeit ersteht!

Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn!
Auch die Todten sollen leben!
Allen Sündern soll vergeben
Und die Hölle nicht mehr sein!

* * *

Vergebens warteten die Frauen in Josephinens Wohnung auf ihre Heimkehr. Ina Linken hatte sich auch wieder zu ihnen gesellt; erst als es bereits dunkelte, ging sie zu ihrem Bruder, der noch spät in seinem Bureau Termine hatte.

Er begab sich sofort zur Botschaft und vernahm nun das traurige Resultat, die grausame Bestätigung vom Tode des jungen Walther.

Sie hatten ja nichts anderes erwarten können, aber die überwältigende herrische Art Josephinens, die mit ihrer letzten Willenskraft sich gesträubt hatte, die schwere Hand Gottes, das neue Kreuz, auf sich zu nehmen, hatte sie verstummen lassen. Unter der Erwägung verschiedener Möglichkeiten, aber alle unter traurigen Vermutungen, gingen sie zusammen wiederum zu Josephinens Wohnung, wo sie noch immer kein Zeichen von ihrem Verbleib fanden. Nun machte Linken die notwendigen Meldungen am Polizeiamte. Die ganze Nacht ging in Unruhe und atemloser Angst für alle Beteiligten hin.

Allmählich, immer wieder sie abdrängend, ohne sie scheuchen zu können, ergriff Elvire die feste Vorstellung, daß Josephine nicht wiederkehren würde. An diesem furchtbaren Gedanken richtete sich ihre tiefe Niedergeschlagenheit und ihre körperliche Schwäche förmlich auf. Sie saß kerzengerade da, die reichberingten feinen Hände im Schoß, das edle, etwas hochmütige Gesicht mit dem vornehmen Profil dem Fenster zugewendet, durch das endlich ein erster Morgenschimmer fiel. Sie dachte an all die teuren Menschen, die nun längst dahin waren, die in Ehren gelebt hatten in Treue und Gottesfurcht. Josephinens Eltern, die von Katts, die von Brömses. Alle waren dahin, von der jüngsten Generation war Walther der letzte Sproß, drüben gestorben wie ein Verbannter aus dem Kreise seines Standes und seiner Familie.

Von ihrer Generation war sie die letzte; von denen nach ihr war es Josephine. Wehe, wehe! welchen Weg war sie in ihrer maßlosen Verzweiflung gegangen, wenn es der letzte gewesen war? Schuld und Unglück hatten sie längst vom Wege des alten Geschlechts abgedrängt, die breite Straße war auch nie nach ihrem Geschmacke gewesen. Um so mehr fühlte das Fräulein von Katt eine Verpflichtung, die Familienehre zu retten oder doch zu schonen. Gott würde ihr beistehen. Immer treu und unentwegt war sie Josephine durch alle Schicksale zur Seite geblieben, einen unsichtbaren Halt der oft so tief Gebeugten gewährend.

Sie strich die traurig hängenden Löckchen hinter die Hutbänder, legte die Handschuhe an und ließ sie von Alwinchen zuknöpfen. In fester Haltung und rascher, als sie es seit Jahren gekonnt, stieg sie die Treppe hinab und begab sich auf die Straße.

Sie sah es nicht, wie lieblich und siegend der junge Morgen noch ob dem Staub und eben erwachendem Lärm der Großstadt lag; ihr Herz überflutete der Kummer, und leise zitterten ihre Glieder.

Sie nahm einen offenen Wagen und fuhr zu dem alten Hausarzt ihrer Familie, der Josephine, da sie noch ein Kind war, gekannt und zu aller Zeit teilnehmend sich gezeigt hatte an den großen und jähen Wandlungen im Leben ihrer außerordentlichen Persönlichkeit. Er war auch in dieser frühen Stunde rasch bereit, und Fräulein von Katt hatte Zeit genug, ihm die letzten Ereignisse mitzuteilen und ihre Befürchtungen, die sie veranlaßten, den Kirchhof aufzusuchen, ehe die drängende Geschäftigkeit des Tages Fremde hinführte.

Es waren noch alle Thore geschlossen, und man öffnete erst jetzt die Pforten. Endlich waren sie zur Stelle, und die grause Furcht des armen alten Fräuleins war nur zu begründet, denn hier lag die Gestalt der Verlorenen, das einst so stolze, königliche Haupt begraben in dem veilchendurchblühten Rasen an Bärenburgs Grab. Sie mühten sich vergeblich, die Unglückliche aufzurichten, sie sahen nur, es war kein Blut geflossen und auch sonst kein Anzeichen vorhanden, daß sie eines gewaltsamen Todes gestorben. Es gereichte dem alten Arzt zu besonderer Genugthuung, als er schon am Mittag konstatieren konnte, daß Josephine am Herzschlag verstorben sei. Die furchtbaren Erregungen und dieser wahnsinnige Lauf, nur fort aus diesem grausamen Leben, nur dahin, dahin, wo die Gefilde des ewigen Friedens ihre Hütten bereiten, hatten die Qual ihres schon lange schwankenden Daseins verkürzt, und die Barmherzigkeit Gottes nahm eine Seele zurück, die auf Erden keine Heimat mehr besaß.

Später, da die wenigen Leidtragenden sich alle um die auf ihrer Bahre Ruhende versammelt hatten, schlug Elvirchen den Schleier noch einmal zurück von dem verhüllten Haupt, das in erhabener, marmorner Ruhe dalag, die edle Stirn faltenlos, um die hochgewölbten Lippen das feine, sieghafte Lächeln derer, die überwunden haben.

„Wie schön sie ist, meine arme, teure Josephine! Ach, sie selbst schlug sich dereinst in diese grausamen Ketten, die ihr zum unseligsten Verhängnis wurden! Stirn an Stirn hat sie gegen die göttliche Ordnung gekämpft, gegen die ewig siegreiche, und tief gebeugt hat sie endlich fallen müssen! Und doch weiß niemand, wie ich es weiß, welch ein edles Herz hier schlug, wie voll Treue und Güte ihre Seele war!“

Linken, der gramvoll und erschüttert dastand, sein zuckendes Gesicht dicht über das der Toten haltend und es innig betrachtend, richtete sich jäh empor.

„Sie irren sich, Sie irren sich! Sehen Sie es anders und trostreicher an! Es war nicht die göttliche, es war die bestehende, die menschliche Ordnung, gegen die sie sich aufgelehnt! Es war diese Zwangsordnung, gegen die gewaltige, elementare Naturen nur zu leicht stoßen müssen, und dann beweist der grausame Konflikt in krassester Beleuchtung, wie unvollkommen diese inhumane Zwangsordnung ist! Wie schön ist hier der Tod, der so barmherzig und rasch alles löschte und löste, was in diesem gequälten Herzen brannte und auf ihm lastete! Sagen Sie darum lieber: Arme, teure Josephine, es war dein Schicksal, so leben zu müssen und so sterben zu können!“

Der große Galitzin.

Von

Arthur Kleinschmidt.

Zu den landläufigen Irrtümern, die über Rußlands Geschichte verbreitet sind, gehört die Verkennung von Peters des Großen kultureller Rolle; die Slawophilen verdammen ihn, die blinden Anbeter preisen ihn als den Einzigen, der das asiatische Rußland zum europäischen Kulturstaate gemacht habe; sie vergessen beide, daß die Europäisierung Rußlands der Prozeß von Jahrhunderten war, Peters Regierung nur seine interessanteste Scene; sie verstehen nicht, daß Rußland nach historischen Vorbedingungen europäisch werden mußte und daß nicht der Wille eines einzigen es aus seiner chinesischen Abgeschlossenheit ins europäische Konzert einführen konnte. Peter hat nicht das alleinige Verdienst, vor ihm schon arbeiteten in diesem Sinne gar manche Zaren und Staatsmänner, er aber hat am energischsten und rücksichtslosesten dahin gewirkt, Moskowien zu Rußland, seinen Hof zu einem europäischen, den Zaren zum Kaiser des Orients zu machen. Boris Godunow, der erste Pseudo-Dmitrii, Philaret, Ordin-Naschtschokin, Matwejew waren Reformatoren vor Peter und erklärte Anhänger westeuropäischer Bildung; keiner aber war dies in höherem Maße als der große Galitzin.

Die Familie Galitzin ist eine der berühmtesten Rußlands, nicht aber russischen Ursprungs, denn sie stammt von Narimund, dem zweiten Sohne Gedimins, des Großfürsten von Litauen; sie ist ungemein zahlreich und wies, während unter Peter dem Großen nur neunzehn männliche Sprossen lebten, im Jahre 1891 neunzig Fürsten und hundertsechsunddreißig Fürstinnen auf. Fürst Michail Iwanowitsch Bulgakow, ein Nachkomme Narimunds, der in der Taufe den Namen Gljeb erhalten hatte, führte den Beinamen „Golitza" (lederner Fausthandschuh), weil er einen solchen über seine Wollhandschuhe zu streifen pflegte, und seine Descendenten nannten sich fortan Galitzin (Golizyn); sie stellten Rußland zweiundzwanzig Bojaren. Wohl die gewaltigste Figur unter allen, so viele hervorragende Männer und Frauen sie auch mit Stolz die ihrigen nennen können, war Fürst Wassilii Wassiljewitsch, dem man den Ehrentitel des Großen gegeben hat. Sein Vater, Fürst Wassilii Andrejewitsch, starb 1652, seine Mutter Tatjana Iwanowna Streschnew widmete ihm die zärtlichste Obhut, liebte ihn abgöttisch als das Licht ihres Lebens, und ihre ergreifenden Briefe,* voll von Segenswünschen und Sorge um sein Befinden, machen sie uns heute noch lieb. Im Jahre 1633 geboren, empfing Fürst Wassilii Wassiljewitsch eine für damalige Tage ungewöhnlich gute Erziehung, wurde mit den klassischen Sprachen und mit dem Deutschen bekannt gemacht, und während er Griechisch verstand, sprach er Latein brillant. Er wurde bei Zar Alexei Michailowitsch Stolnik (Truchseß), Oberschenk, Oberstallmeister, erster Stolnik. Unter dem Fürsten Romodanowski stritt er 1676 gegen die Türken und die Tataren der Krim und trug so wesentlich zur Ver-

---

* Gedruckt in der Zeitschrift „Russkaja Starina", St. Petersburg 1888 und 1892.

nichtung des unbotmäßigen Kasakenhetmans Doroschenko bei, daß ihm Alexei dessen Bulawa, die Feldherrnkeule, gab. Seit 1677 Bojar und Chef des Kanonierprikas, d. h. Generalfeldzeugmeister, zeichnete er sich bei dem Kampfe um Tschigirin aus, stieg immer mehr an Ansehen und im Vertrauen des neuen Zaren Fedor III. Alexejewitsch und übernahm 1678/79 den Oberbefehl eines besonderen Corps zum Schutze Kleinrußlands; er wollte eben von Putiwl aus gegen die Türken ziehen, als der Friede eingeleitet wurde; den in seinem Corps dienenden Genfer Franz Lefort, der Peters I. Günstling geworden ist, begünstigte Galitzin in hohem Maße.

Besser als jeder andere erkannte Galitzin, seit 1679 Generalissimus, die Mißstände der oligarchischen Heereseinrichtungen, er wollte ihre radikale Umgestaltung, beriet in zarischem Auftrage seit November 1681 darüber mit den bedeutendsten russischen Generalen, zog auch verdienstvolle Fremde bei, und da er als ein Hauptübel die Präcedenzzwiste des Adels (Mestnitschestwo) ansah, so veranlaßte er den Zaren Fedor III. zu dem Staatsstreiche vom 22. Januar 1682,* zur Verbrennung der Dienstlisten (Rasrjad-Bücher), die Fedor eigenhändig vollzog; fortan hatte in Rußland kein Geschlecht einen Vorrang vor anderen, der ganze Adel war dem Throne gegenüber in seinen Rechten uniform, Oligarchie und Aristokratie hatten einen tödlichen Schlag erlitten. Wenig Monate später, am 7. Mai 1682, starb der kinderlose Zar, sein blödsinniger Stiefbruder Iwan V. Alexejewitsch entsagte der Nachfolge, Hof und Volk huldigten dem jüngeren Stiefbruder Peter I. Alexejewitsch, für den die Zarin-Witwe Natalie Kirillowna Narischkin die Regentschaft übernahm; doch erstand ihr eine bedrohliche Feindin in der Zarewna Sophia Alexejewna, der Stiefschwester Iwans und Peters; die Familien Narischkin und Miloslawski, letztere die Verwandten der ersten Gemahlin des Zaren Alexei, stritten sich um die Herrschaft, und die Strelitzen spielten die Rolle der Prätorianer; es kam in Moskau am 18. Mai zum blutigen Aufstande, bei welchem mehrere Narischkin ermordet wurden, zur gemeinsamen Regentschaft Nataliens und Sophiens, der Todfeindinnen, ja am 23. Juni zu der abnormen Doppelkrönung Iwans und Peters. Der Mai-Aufstand hatte auch dem großen Staatsmanne Matwejew, der den Ausländern so günstig gesinnt gewesen war, das Leben gekostet; diese fürchteten schlimme Zeiten für sich, doch sollten sie bald eines Besseren belehrt werden. Galitzin ward an Stelle des Bojaren Wolynski am 16. Mai Chef des Gesandtschafts-Prikas, d. h. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und begann seine Verwaltung mit strenger Bestrafung der schuldigen Strelitzen, mit Hinrichtung ihrer Führer und Exilierung, bildete vier Regimenter aus den Verwiesenen und schickte sie weit weg von Moskau. Möglichst viel Macht in seiner Person zu vereinigen, ließ sich Galitzin besonders angelegen sein; Sophia, welche Natalie ganz in den Schatten drängte, ja sich über ihre Brüder hinaus als Selbstherrscherin geberdete, und die Zaren selbst übertrugen ihm die Prikase (Bureaus) für die Kavallerie und für die Kanoniere, für das Gerichtswesen in Wladimir, für Kleinrußland, Smolensk, Nowgorod, Ustjug und das Halitscher Viertel, auch stieg er zum „nahen Bojaren" empor und wurde Großkanzler. Die Rivalität des Chefs des Strelitzen-Prikas, d. h. des Strelitzenobersten Fürsten Iwan Andrejewitsch Chowanski, eines unfähigen Strebers, war ihm höchst unbequem; derselbe wollte den Altgläubigen die Herrschaft zuspielen und dabei den Thron für sich erschleichen, erregte aber das Mißtrauen der Regentin Sophia und Galitzins, Galitzin grub ihm den Boden ab, und Sophia ließ den meuchlings Gefangenen mit seinem Sohne Ende September ohne Verhör hinrichten; nun waltete Galitzin unbeirrt. Er wollte keine Genossen als Minister, sondern nur Untergebene, was natürlich viel Neid und Haß erzeugte, weil sich so mancher ohnmächtig und übergangen fand. 1683 erhielt er den nur von Ordyn-Naschtschokin und Matwejew geführten Titel eines „Bewahrers des zarischen großen Siegels und der großen Staatsgesandtschaftsaffairen"; Sophia schätzte seine Talente nicht nur vor allen anderen, sie schenkte ihm auch ihr Herz und trug ihm ihre Liebe entgegen. Der

* Alle Daten sind nach neuem Stil angegeben.

Fürst war zwar vermählt, zuerst mit Fürstin Fedosia Wassiljewna Dolgoruki, dann mit Ewdokija Iwanowna Streschnew, die ihm Sohn und Tochter schenkte; ihre Ehe macht den Eindruck vollster Harmonie und echten Glücks, die Fürstin, die in ihren uns erhaltenen Briefen* meist Bitten für ihre Schützlinge vorträgt, nennt ihren Gatten gern ihren „Herzensfürsten“ und appelliert stets an seine große Gutmütigkeit. Galitzin war aber auch sehr galant, wie Fürst Kurakin in seinen Memoiren sagt,** und Sophia baute hierauf ihren Plan; ihr ältester Stiefbruder Iwan V., fast lahm und stumm, hatte von der schönen Praskowaja F. Ssaltykow nur Töchter, der jüngere Peter war noch unvermählt, und so beschloß sie, selbst die Krone zu nehmen; Galitzin sollte seine Frau ins Kloster schicken und sie, die Herrscherin, heiraten; 1684 wagte sie einen gefährlichen Schritt, sie nahm den Titel „Selbstherrscherin von ganz Rußland“ an, und es erschienen Münzen mit ihrem gekrönten Bilde.

Ein vortrefflicher Staatsmann schloß Galitzin 1683 mit Schweden einen Vertrag wegen des persischen Handels und erneuerte den Frieden von Kardis, mit Polen brachte er im Mai 1686 den Moskauer Frieden zu stande, dem zufolge Kiew nun auch de jure russisch wurde; erst jetzt konnte Rußland, das bisher nur von Archangelsk aus um das Nordkap herum mit Westeuropa verkehrte, den Verkehr dorthin zu Land über Polen einschlagen; in Polens innere Angelegenheiten aber mischte sich Galitzin auf den Vorwand hin ein, die königliche Regierung bedrücke die orthodoxen Unterthanen; 1687 schloß er mit Polen, Österreich und Venedig ein Bündnis, um die Türkei zu vernichten, und bemühte sich um den Beitritt Frankreichs. Dabei war er ein Gönner der Katholiken, und die Kurie versuchte wiederholt, mit der russischen Regierung anzuknüpfen; sie hoffte sogar, wie einst unter Pseudo-Dmitrii, unter Galitzin an die Herrschaft in Rußland zu gelangen. Heimlich erschienen Ordensgeistliche, zumal Jesuiten, der Jesuitenschüler Patrik Gordon genoß Galitzins Gunst, noch ehe er Peters Ratgeber wurde, ein katholischer Priester durfte in der deutschen Sloboda (Vorstadt) Moskaus wohnen und im Hause eines Kaufmanns die Messe lesen; dies Haus wurde sogar im Mai 1687 zur Kirche geweiht, was Gordon durch ein Festmahl feierte. Der kaiserliche Gesandte wirkte zu gunsten der Katholiken, Jesuiten suchten die jungen Adeligen zu erziehen und katholische Schriften in russischer Sprache zu verbreiten. Trotz aller Begünstigung der Katholiken und trotz seiner Verehrung für Ludwig XIV. mißbilligte Galitzin offen die Aufhebung des Edikts von Nantes und verurteilte in den schärfsten Worten den lichtscheuen Sonnenkönig; auf die Verwendung von Reyer Czaplicz, außerordentlichem Gesandten des Großen Kurfürsten, hin, gab er den Hugenotten Pässe für Rußland, und unter den Einwanderern waren der Arzt Lestocq, der Admiral Cruys und andere Männer, die in Rußland eine Rolle spielen sollten; die meisten waren Ingenieure, Chirurgen, Kaufleute; sie alle schlossen sich der reformierten Kirche an, die sie in Moskau bereits vorfanden, und brauchten keine besondere Gemeinde zu bilden. Den Protestanten gestattete Galitzin den Bau steinerner Kirchen in der deutschen Sloboda Moskaus; die Proteste fanatischer Popen waren ihm gleichgültig, er verachtete diese unwissenden und rohen Leute und erwies den feingebildeten kleinrussischen Klerikern seine Gunst; ebenso zeichnete er die kleinrussischen Gelehrten aus, Gelehrte wie wertvolle Bücher zog er aus Griechenland herbei, höhere Lehranstalten wurden errichtet. Er gab den Verkehr der Fremden frei, bewog den Adel seines Vaterlandes zu Reisen nach Westeuropa und zur Erziehung der Kinder in Polen im Schoße einer höheren Civilisation. Er förderte den Bau steinerner Gebäude auch zu Privatzwecken, baute ein steinernes Haus für das auswärtige Amt und ließ durch einen Polen die Moskauer Brücke, die einzige steinerne in Rußland, bauen.

Der Fürst stand in lebhaftem persönlichem Verkehr mit Ausländern, mit Gordon und Lefort, mit den Ärzten Blumentrost und Rinhuber, mit den Diplomaten Keller und Neuville; Rinhuber spricht voll Anerkennung von Galitzins politischem Blicke und von

* Russkaja Starina, 1888 und 1892.

** Ebenda, 1890.



Zarewna Sophia Alexejewna von Rußland.

seinen Kenntnissen,* von England aus korrespondierte Gordon mit ihm, durch Gordon verschrieb er sich Offiziere, Ingenieure, Feuerwerker u. a.; Galitzin wohnte häufig Festen in der deutschen Vorstadt bei, lange bevor Peter I. dort aus- und einging; er nahm Einladungen fremder Diplomaten zum Essen an, was in Rußland seltsam erschien, und zog bei ihnen, z. B. bei Baron Keller, dem Gesandten der Generalstaaten, ausführliche Nachrichten über ihre heimatlichen Institutionen ein, hielt wohl auch bei ihnen politische Reden. Wohl am besten beurteilte der französische Agent in Moskau, de la Neuville, den der Marquis de Béthune 1689 aus Warschau dorthin gesandt hatte, den großen Minister.* Schon bei der ersten

* Relation du voyage en Russie fait en 1684 par Laurent Rinhuber, Berlin 1883.

* Relation curieuse et nouvelle de Moscovie etc., Paris 1698; Russkaja Starina, Bde. 71 u. 72, St. Petersburg 1891.

Audienz imponierte ihm Galitzin, er fand es bei ihm „nicht schlechter als am Hofe irgend eines italienischen Fürsten". Galitzin sprach mit ihm lateinisch über die europäischen Angelegenheiten, frug ihn um seine Meinung über den Krieg der Verbündeten gegen Ludwig XIV. und über die Revolution in England, und warnte ihn, was bei der Völlerei der Bojaren besonders auffallen mußte, vor dem Genusse der starken Getränke, die dem Brauche nach serviert wurden; als hingegen Neuville Galitzins Vetter, Peters I. Günstling, den Fürsten Boris Alexejewitsch Galitzin, besuchte, „bestand die ganze Unterhaltung im Trinken." Der große Galitzin, wie ihn Neuville nennt, war einer der geistreichsten, gebildetsten und glänzendsten Fürsten, er liebte die Konversation, verachtete die plumpen und trägen russischen Großen und beurteilte die Menschen nach Wert und Leistung, nicht nach Rang. Er wollte eine neue reguläre Armee bilden, ständige Gesandtschaften an den Haupthöfen Europas errichten, allen Religionen freie Ausübung in Rußland gewähren. „Ich würde nie enden," sagt Neuville, „wenn ich alles erzählen wollte, was ich vom Fürsten Galitzin weiß; es genüge, das zu betonen, daß er Wüsteneien besiedeln, die Armen reich machen, Wilde in Menschen umwandeln, Feiglinge zu tapferen Soldaten umbilden, Hütten in Paläste umformen wollte. ... Sein eigenes Haus war eines der prachtvollsten in Europa, gedeckt mit Kupfer, innen geschmückt mit kostbaren Teppichen und herrlichen Bildern;* ... dreitausend Steinhäuser wurden während seiner Administration in Moskau gebaut." Um Rußland auf die Kulturhöhe anderer Staaten zu erheben, wollte Galitzin den leibeigenen Bauern die Freiheit geben, ihnen ihr Bauland als eigentümliches Grundstück zuweisen; er wollte die Naturalwirtschaft durch die Geldwirtschaft ablösen, hatte umfassende Projekte wegen Sibiriens und wegen des Handels mit China im Auge, beabsichtigte die Anlage eines umfassenden Postnetzes für Russisch-Asien und lebhafter Schiffahrt auf den sibirischen Strömen. Der Fürst hatte ein enormes bewegliches Vermögen, sein Silbergeschirr war von seltener Pracht, in seinen Kellern hatte er 100000 Dukaten in barem Gelde, in seinen Palästen fehlten nicht physikalische Instrumente, ein Tellurium, eine kostbare Bibliothek, die Kenntnis gab von seiner durchaus europäischen Gesittung und seiner Vielseitigkeit. Ja, er war ein weißer Rabe, ein seltenes Wild; sein Bestreben galt dem Ruhm seines Vaterlands, der Reform, der Europäisierung des noch asiatischen Reiches.

Fürst Galitzin hatte Selbsterkenntnis genug, um zu wissen, daß ihm bei vielen Vorzügen einer versagt sei: er war kein Feldherr. Seine zarische Geliebte aber gab dies nicht zu, der Mann ihrer Liebe mußte auch als Feldherr auftreten. Als darum 1687 der Feldzug in die Krim beschlossen ward, that er alles Erdenkliche, um dem Oberbefehl zu entgehen; er fürchtete die großen Anstrengungen, die Möglichkeit des Mißlingens, die Verantwortlichkeit, die Intriguen seiner Feinde während seiner Abwesenheit im Felde; aber Sophie und ihre ihm teilweise von Herzen feindlichen Räte drangen durch; er wurde Generalissimus und erhielt für die Kanzlergeschäfte seinen Sohn, den Fürsten Alexei Wassiljewitsch, zum Adjunkten. Seine Ahnung erfüllte sich, die Armee bekam den Feind gar nicht zu Gesicht, Krankheiten, Hunger und Steppenbrand vernichteten sie aber zur Hälfte (50000 Mann). Galitzin schob die Schuld am Mißlingen von sich auf den Kasakenhetman Samoilowitsch, ließ ihn greifen und nach Sibirien schicken, während er Mazeppas Wahl zum Nachfolger bestätigte. Er und die anderen Generale wurden in Moskau wie Sieger empfangen, er erhielt goldene Ketten, tausend Bauernhöfe, die Bestätigung in seinen Amtsgeschäften mit noch erweiterter Vollmacht. Als es 1689 zum zweiten Krimfeldzuge kam, zu dem er alles besser gerüstet hatte, mußte er abermals den Oberbefehl übernehmen, und während dessen war der Strelitzenoberst Schaklowitoi der begehrlichen Sophia Geliebter. Die Armee betrug 300000 Mann, kam aber nur bis Perekop, konnte nicht einmal 15000 Tataren Widerstand leisten und mußte nach Erleidung schwerer

* Von dieser Pracht erhalten wir Details durch eine Darstellung im russischen Justizarchiv; Brückner vermutet, sie sei wohl bei der Konfiskation von Galitzins Vermögen wie auch der Katalog seiner Bibliothek angefertigt worden.

Verluste umkehren. Galitzin aber meldete Sophia und dem König von Polen, er habe die Tataren geschlagen und aus ihrem Land gejagt. Sophia ließ den Triumph im ganzen Reiche feiern, empfing Galitzin wieder als Sieger, belohnte das Heer und entließ es. Der junge Zar Peter hingegen, der sich in aller Stille zum Soldaten ausgebildet hatte, von der Pike auf dienend, kannte den wahren Gang des Krieges durch Galitzins Feinde, verweigerte ihm darum bei der Rückkehr Ende Juli 1689 die Audienz, und als Sophia es erzwang, daß der Fürst zum Handkusse zugelassen wurde, überhäufte ihn der Zar mit Schmähungen, auf keine Rechtfertigung achtend. Sophia gab Galitzin 1500 Bauernhöfe und beschloß, entrüstet über Peters Haltung, ihn aus dem Wege zu räumen, um nicht von ihm abgesetzt und ins Kloster gesperrt zu werden. Der ruhig denkende Galitzin riet ihr ab, der nichtswürdige Schaklowitoi stimmte ihr bei; die Parteien in Moskau intriguierten unablässig, jede wollte die dort lebenden 30000 Strelitzen für sich gewinnen. Von den großen Familien stand bei dem Geschwisterzwiste keine auf Sophias Seite, Schaklowitoi hingegen rückte mit sechshundert Strelitzen nach Preobrashensk aus, um Peter zu greifen. Den jungen Zaren hatten zwei Strelitzen zeitig gewarnt, er hatte die Narischkin zu Rat gerufen, einige Getreue gesammelt und war in der Nacht zum 18. August mit seiner Mutter, seiner jungen Gemahlin Ewdokija Lopuchin und fünf Begleitern ins Troitzkische Kloster entflohen. Hierhin folgten ihm seine Kameraden vom Exerzierplatze, die poteschnije, seine blind ergebenen Anhänger, er setzte das Kloster in Verteidigungsstand, rief die von fremden Offizieren kommandierten regulären Soldaten herbei, die alsbald größtenteils anlangten, auch ein großer Teil des Adels kam, ebenso das Strelitzenregiment Sucharew. Die erschreckte Zarewna suchte einzulenken und allen Verdacht ihrer Mitwissenschaft zu beseitigen, doch traute ihr Peter nicht. Er befahl Galitzin, sofort zu ihm zu kommen, der Fürst schützte aber vor, Iwan V. lasse ihn nicht fort. Peter erklärte Iwan alles durch einen Abgesandten, und Iwan billigte völlig des Bruders Handlungsweise. Sophia sah ihre Sache verloren und machte sich nun mit Galitzin selbst auf den Weg ins Troitzkische Kloster, doch schickte ihr Peter den Bojaren Trojekurow entgegen, um ihr zu erklären, sie würde nicht aufgenommen; sie mußte umkehren und lieferte Schaklowitoi mit seinen Genossen auf allgemeines Verlangen selbst aus, um ihr eigenes Leben zu retten.

Galitzin begab sich mit seinem Sohne Alexei und einigen Anhängern nach dem Kloster, aber auch ihm blieben die Thore verschlossen. Peter ließ ihm befehlen, er solle heimgehen und im Hausarrest seiner Ordres warten. Er war entschlossen, ihn hinrichten zu lassen, und es kostete seinem Vetter, Fürsten Boris (siehe oben), die größte Anstrengung, ihm und seinem Sohne das Leben zu erhalten, zumal Schaklowitoi ihn der Mitwisserschaft an der Verschwörung geziehen hatte. Drei Tage nach der Zurückweisung vor dem Kloster wurde „der große Galitzin" mit seinem Sohne wieder dahin entboten, Peter warf ihm auf der Treppe vor den Bojaren seine schlechte Verwaltung vor, ohne aber der Verschwörung Erwähnung zu thun. Am 19. September verhörte der Kriminalrichter Vater und Sohn. Die Hauptbeschuldigungen gegen Wassilii Wassiljewitsch gingen dahin: er habe der Zarewna vor den Zaren Bericht erstattet, in Sophias Namen ohne Befehl der Zaren Befehle erteilt und Sophia Selbstherrscherin genannt, habe im Krimkriege nichts geleistet, nur Verluste gehabt, „dem Staate Verderben und den Leuten Beschwerde gebracht." Das war also die Summe seiner Verdienste um Rußland!

Ein Sekretär des Zaren verkündete Galitzin auf den Stufen des Palasts sein Urteil, Galitzin hörte es, von Wachen umringt, an, senkte das Haupt und erwiderte nur, die Rechtfertigung würde ihm schwer fallen. Er wurde politisch und bürgerlich vernichtet, verlor seine sämtlichen Würden und Ämter, den Bojarenrang und sein ganzes Vermögen; ebenso erging es seinem Sohne. Vater und Sohn wurden nach Kargopol verbannt und alsbald unter Bedeckung eines Obersten abgeführt. Ein zarischer Sekretär nahm zugleich Galitzins ganzes Hab und Gut in Moskau auf; seine Frau und seine Schwiegertochter wurden mit ihm und seinem Sohne

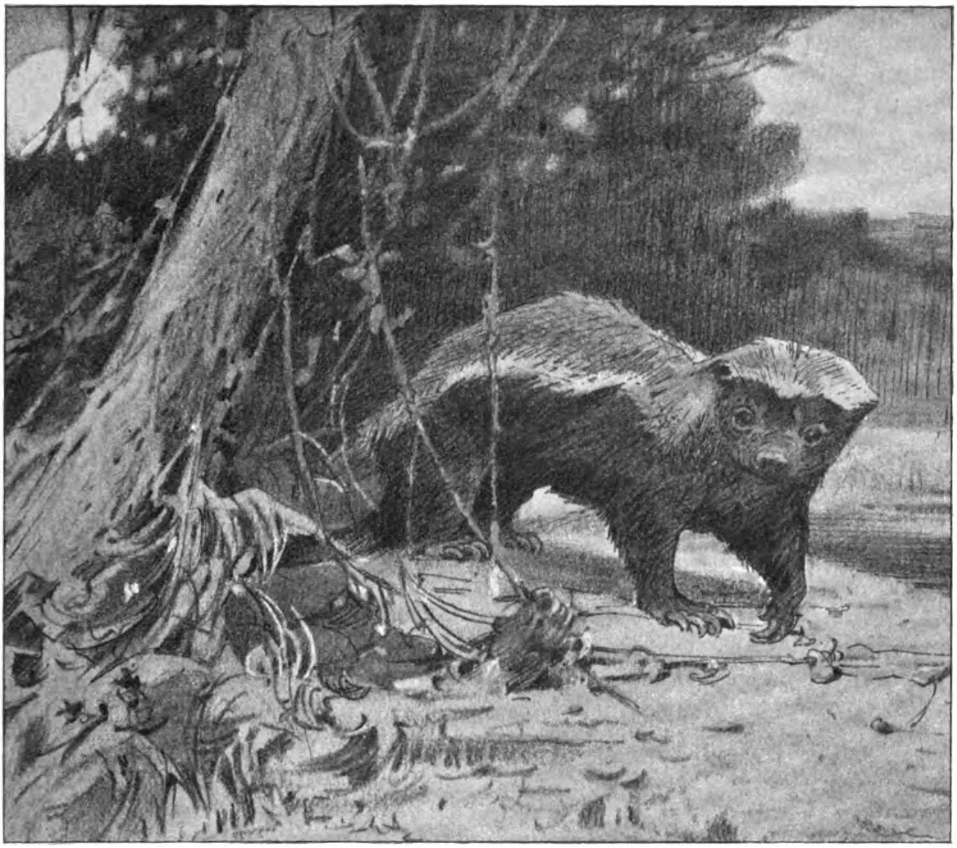
exiliert, alle vier zusammen durften nur dreißig Rubel mitnehmen. Die Zarewna Sophia wurde ins Kloster gesperrt, Schaklowitoi und andere enthauptet, Peter hielt einen Triumpheinzug in Moskau (9. Sept.), und seine Mutter übernahm die Regentschaft. Iwan V. blieb bis zum Tode nominell Peters Mitzar. Und wie gestaltete sich das fernere Leben Galitzins? Von Kargopol brachte man ihn, seine Frau, seinen Sohn und seine Schwiegertochter — seiner Tochter Irine geschieht keine Erwähnung — nach Jarensk in ein ganz unwirtliches Gebiet. Neue Verdächtigungen, er unterhalte noch Einverständnisse mit der gestürzten Regentin Sophia, verschlimmerten sein Los, ein zarischer Ukas verfügte die Überführung Galitzins und seiner Angehörigen in das Staatsgefängnis Pustosersk in den Niederungen der Petschora, doch verhinderte 1691 ein Seesturm, daß die Unglücklichen weiter kamen als bis Mesen, wo sie auf Galitzins Bittschrift hin bleiben durften. Wie die Berichte des Vicegouverneurs von Archangel, Kurbatow, aus den Jahren 1709 bis 1713 an den Senat ergeben,* waren für den täglichen Unterhalt der ganzen Familie zwei Rubel ausgeworfen. Zuletzt brachte man sie nach dem Waldbezirke von Pinega, und hier starb der große Galitzin am 2. Mai 1714 im Dorfe Kologori. Seine Witwe und seinen Sohn rief der gegen ihn selbst unversöhnliche Zar alsbald aus dem Exil zurück, ein hierauf bezüglicher Ukas lief aus dem Senate an den Gouverneur von Archangel am 23. August ab, auch ein Brief Apraxins aus diesem Monate verbürgt es; der Sohn erhielt seine Güter wieder und starb 1734. Merkwürdig war das Los seines Sohnes, des Fürsten Michail Alexejewitsch. Derselbe wuchs zur Zeit der Verbannung von Großvater und Vater bei ersterem auf, der ihn zärtlich liebte, wurde nach dessen Tod von Peter ins Ausland gesandt, studierte an der Sorbonne, heiratete in Italien heimlich eine Italienerin und trat zur römischen Kirche über. Nach Rußland zurückgerufen, schied er sich auf Befehl der Kaiserin Anna, wurde ihr offizieller Hofnarr und erhielt reiche Löhnung, wiederholt warf sie ihm Geschenke von mehreren Hundert Rubeln aus.* Als „Kwasnik“ viel gehänselt, mußte er im Winter 1739/40 Annas Liebling, die Kalmückin Awdotja Iwanowna Buschenınow, in einem auf der Newa errichteten Eispalaste heiraten. Dem Idiotentum verfallen, verließ er nach Annas Tod 1740 den Hofdienst und starb als Major a. D. auf seinem Gute Bratowtschin 1775.** Welch ein Kontrast von Großvater und Enkel!

Ist es nicht ein Mißgeschick für Rußland gewesen, daß die beiden führenden Geister nicht auf einer Seite stehen und gemeinsam Licht verbreiten durften, daß sie vielmehr Todfeinde waren und der Sturz des einen die Macht des anderen bedeutete? Wie hätten sie zusammen wirken können, der Minister-Reformator und Peter der Große!

* Von Petrowskii veröffentlicht in Russkaja Starina, Juli 1877.

* Russkaja Starina, Oktober 1882.

** Polewoi fand 1887 sein Grab daselbst.



Deutsch=ostafrikanischer Honigdachs (Mellivora ratel Sparrm.).

Aus der Tierwelt unserer Kolonien.

Von

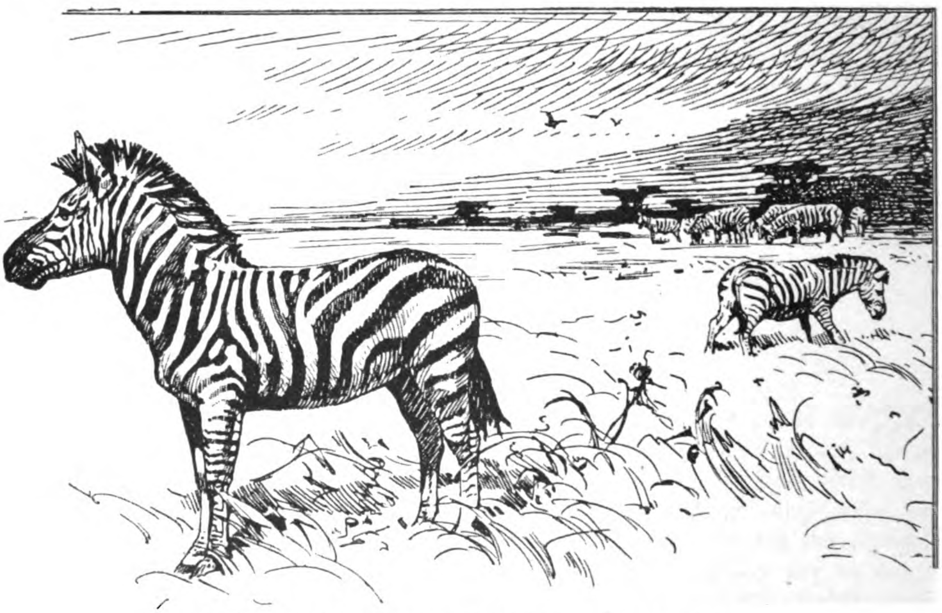
L. Heck.

Wenn ich im Gespräch über koloniale Fragen, die ja heutzutage glücklicherweise keinen großgesinnten Deutschen mehr kalt lassen, halb scherzhaft die Behauptung hinwerfe, mir hätten die Kolonien von Anbeginn an nur genützt, weil ich dort eine Menge Gönner und Freunde gefunden habe, die den Berliner Zoologischen Garten mit allen möglichen Tieren versorgen, so erfolgt gewöhnlich die Gegenfrage: „Was giebt es in unseren Kolonien eigentlich für Tiere außer den gewöhnlichen, die jeder kennt, wie Löwen, Elefanten u. s. w.?“ Ich glaube deshalb, daß die Monatshefte ganz zeitgemäß handeln, wenn sie ihren Lesern einige Tiergestalten aus unseren Kolonien in Wort und Bild vorführen. Sie mögen ganz zwanglos an uns vorüberziehen, wie der gegenwärtige Bestand unseres Gartens an „Kolonialtieren“ gerade die lebenden Modelle bietet!

Da ist zuerst der putzige, borstige Geselle, der uns unter seiner originellen Perücke hervor mit komischem Schweinegesicht, aber mit klugen Augen so aufmerksam und drollig zugleich ansieht: der Honigdachs (Mellivora ratel Sparrm.). Als dachsartiges Tier kennzeichnet er sich auf den ersten Blick jedermann durch die eigentümliche „Verkehrtfär=

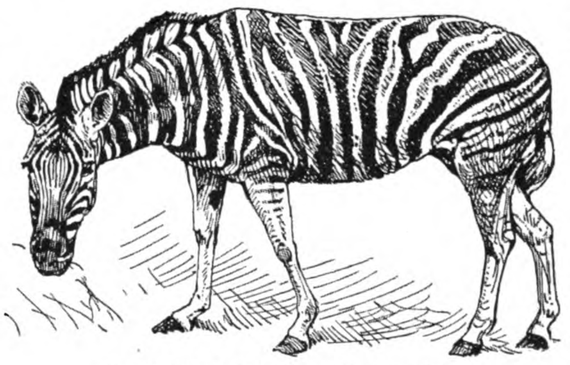
bung": oben hell, unten dunkel, die ja auch unser einheimischer Dachs zur Schau trägt; doch ist der Afrikaner schmäler und gestreckter gebaut und an den Vorderfüßen mit ganz besonders langen und starken Sichelkrallen versehen. Diese letzteren hängen offenbar mit seiner Lebensweise zusammen: er soll sich einen Bau graben wie unser Grimbart und, Feinschmecker wie dieser, mit Vorliebe dem Honig der afrikanischen Erdbienen nachgehen, ohne sich um deren Stiche zu kümmern, die ihm allerdings bei seiner harschen Behaarung und dicken Fettschwarte kaum fühlbar sein werden. In der Hauptsache wird er gewiß auf seinen nächtlichen Streifzügen allerlei Pflanzenkost, wie Früchte und Wurzelknollen, und ebenso tierische Nahrung aufnehmen, und bei der nächtlichen Jagd auf unterirdische Kerbtiere und Würmer werden ihm die großen Vorderkrallen ähnliche gute Dienste leisten wie unserem Dachs, der ja gerade als Wurmjäger und Kerfwühler seinesgleichen sucht. Daß die Krallen des Honigdachses zu allem möglichen geschickt sind, wozu ein kluger, unruhiger Geist in der Gefangenschaft sie anstiftet, hat uns unser „Anatol" — nebenbei gesagt, ein Geschenk des Kaiserlichen Bezirkshauptmanns von St. Paul-Illaire in Tanga, Deutsch-Ostafrika — schon öfter bewiesen, als uns lieb ist. Ehe wir nicht seinen Käfig mit einem eichenen, festgefügten Fußboden versehen und sonst ganz mit Blech beschlagen, sein Namenschild hoch oben an der Decke mit ganz besonderen Schutzvorrichtungen angebracht hatten, hielt er unsere Handwerker fortwährend in Arbeit. Und doch konnte man ihm nicht böse sein; denn der sonderbare Kauz sah zu komisch aus, wenn er so verpustend inmitten seines Zerstörungswerkes saß!

Bekannte Charaktertiere Afrikas, die sonst nirgends wieder vorkommen, sind die wilden, mutigen, nach ihrer schwarzen Querstreifung sogenannten Tigerpferde oder Zebras. Das heißt bekannt nur so lange, als man von der Unterscheidung der einzelnen Arten absieht! Mit dieser sah es lange Zeit ganz bedenklich unklar und unsicher aus: ja, kaum glaublich, aber wahr: gerade die Zebraart, die durch die regelmäßigen Einführungen des Alfelder Tierhändlers Reiche aus dem Zambesigebiet schon seit Jahren allein den Tiermarkt beherrscht und in allen zoologischen Gärten vertreten ist, hatte bis zum Jahre 1892 noch keinen wissenschaftlichen Namen! Da beschrieb sie erst Matschie, angeregt durch eine Aquarelle unseres trefflichen Afrikareisenden Böhm, auf Grund unseres lebenden



Deutsch-ostafrikanisches Böhms-Zebra (Equus bœhmi Mtsch.).

Exemplares hier im Garten als Böhms-Zebra (Equus bœhmi Mtsch.), und zugleich erhielten wir durch diesen rührigen Säugetiersystematiker unseres Königlichen Museums für Naturkunde, der sich erstaunlich schnell unter seinen Mitforschern einen internationalen Ruf erworben hat, die erste klare Übersicht über die Verbreitung der Wildpferde in Afrika. Matschie, der als Säugetiergeograph den obersten Grundsatz energisch vertritt, daß nächstverwandte Arten nie in demselben engeren Gebiet durcheinander, sondern immer in benachbarten Gebieten nebeneinander, mindestens durch eine Wasserscheide getrennt, vorkommen, hebt zunächst hervor, daß das in so mancher Beziehung durch eine eigenartige Tierwelt auffallende Westafrika kein wildes pferdeartiges Tier besitzt, und daß die einfarbig grauen Wildesel sich auf Nordostafrika, Nubien, Abessinien und die Somaliküste beschränken. Das übrige Afrika bleibt dann für eine ganze Reihe verschiedener Arten des gestreiften Zebras, von denen natürlich auch unsere beiden Kolonien, Deutsch-Südwest- und Deutsch-Ostafrika je eine besitzen. Die deutsch-ostafrikanische ist das bereits genannte Böhms-Zebra, die deutsch-südwestafrikanische das Damara-Zebra (E. antiquorum H. Sm.), das wir nach dem Damara- oder Hererovolke seiner Heimat deutsch so genannt haben. Es unterscheidet sich von jenem deutlich durch Gestalt, Mähne, Farbe und Zeichnung. Im Berliner Garten leben beide Arten: vom Böhms-Zebra der Originaltypus, nach dem die Art beschrieben ist, und vom Damara-Zebra ein älteres Stück, in Form und Farbe genau übereinstimmend mit denen, die von Uechtritz auf seinen Jagdzügen im Inneren von Deutsch-Südwestafrika erlegt und photographiert hat. Wenn man die beiden Tiere im Gehege nebeneinander sieht, so fällt von weitem schon der kräftig braungelbe Grundton am Körper des Damara-Zebras gegen das leuchtende Weiß des Böhms-Zebras auf. Hierzu will ich jedoch nicht unerwähnt lassen, daß ein junger Böhms-Hengst, den ich seiner Zeit noch für den Kölner Garten bei Reiche kaufte, inzwischen deutlich gelb geworden ist, während Böhm auf seiner Aquarelle den alten Leithengst der Zebraherde rein weiß mit schwarzen Streifen abbildet, und auch alle deutsch-ostafrikanischen Zebrafelle, die ich gesehen habe, wie z. B. das von dem bekannten Tiermaler Kuhnert von seiner Kilimandjarofahrt mitgebrachte, rein weiß im Grundton waren. Es ist also nicht unmöglich, daß noch ein Färbungsunterschied besteht zwischen den südlicheren Zambesi-Zebras und den nördlicheren deutsch-ostafrikanischen. Jedenfalls steht aber, abgesehen von deutlichen Formverschiedenheiten, die Zeichnung beim Böhms-Zebra in einem gewissen Gegensatz zu der des Damara-Zebras: denn während bei diesem die breiten schwarzen Streifen auf den Hinterkeulen sich verschmälern und verblassen, zwischen diesen Hauptstreifen dagegen schmale Zwischenstreifen deutlich hervortreten, ist von Zwischenstreifen beim Böhms-Zebra kaum etwas zu erkennen, und die Hauptstreifen sind gerade auf dem Hinterkörper am breitesten und am tiefsten schwarz gefärbt.



Deutsch-südwestafrikanisches Damara-Zebra
(Equus antiquorum H. Sm.).

Daß die Zebras, diese kräftigen, feurigen Steppenrosse, jedem „Afrikaner“ den Wunsch erwecken, sie in den Dienst des Menschen zu zwingen wie ihre ungetigerten Verwandten, die uns den Esel und das Pferd geliefert haben, aus ihnen jenes klima- und seuchenfeste Reit- und Zugtier herauszuzüchten, das in unseren Kolonien so fühlbar mangelt, das ist nicht mehr wie selbstverständlich. Und, das muß immer wiederholt werden, es ist auch durchaus kein Grund abzusehen, warum es nicht früher oder später gelingen sollte. Wenn wir für die zoologischen Gärten bei



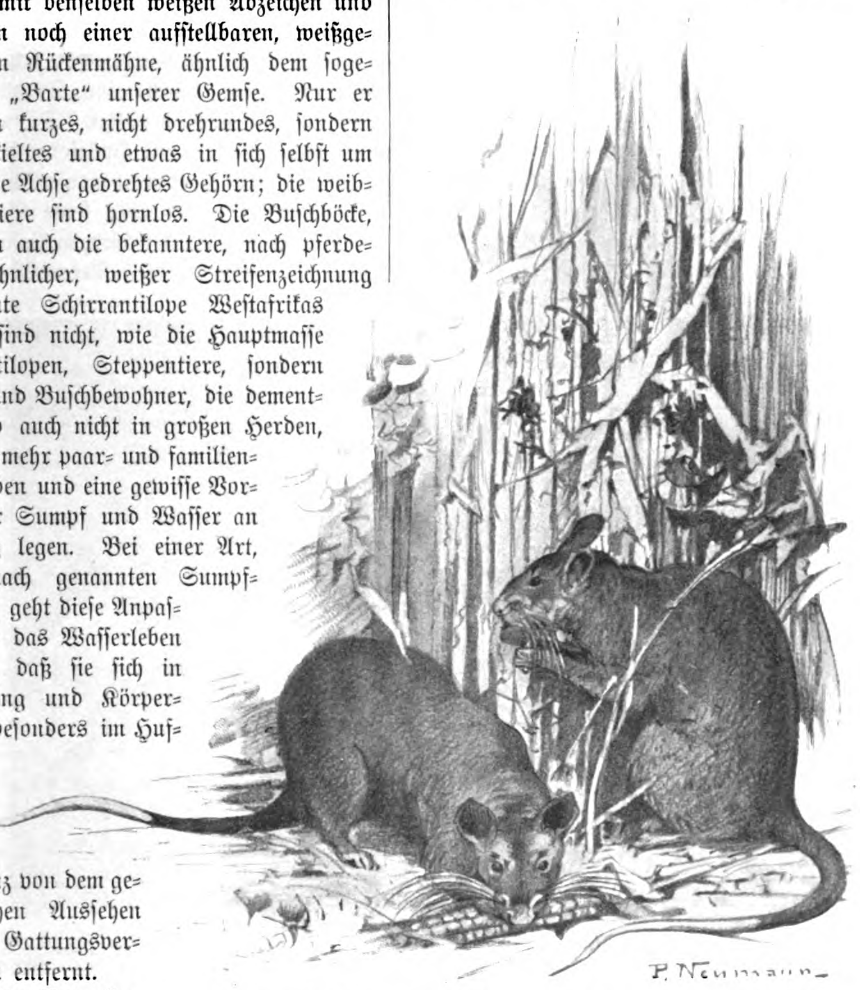
Deutsch-ostafrikanischer Buschbock (Tragelaphus roualeyni Gord. Cumm.).

Reiche in Alfeld junge Zebras kaufen, so stehen sie oft, mit Kopfzeug angemacht, im Stalle vor der Krippe wie die Fohlen, und werden geputzt und gestriegelt wie diese. Das geschah sogar mit dreijährigen Hengsten bei einer ausnahmsweise großen Sendung von vierundvierzig Stück, die von zwei nach Südafrika verschlagenen Gauchos in kürzester Frist mit dem Lasso zusammengefangen worden waren. Warum soll also das Zebra nicht zähmbar und nutzbar sein? Im Transvaal fährt man thatsächlich längst Postkutschen mit Zebras, und der Zebra-Viererzug des Barons Walther von Rothschild ist in ganz London W. bekannt. Es ist daher hohe Zeit, daß man anfängt, das Zebra, das sich erfahrungsgemäß mit Pferd wie Esel leicht kreuzt, auch in unseren Kolonien zu benutzen, und die Kilimandjaro-Straußenzuchtgesellschaft faßt eine koloniale Aufgabe von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit an dadurch, daß sie auch um Zebrafang, -zucht und -kreuzung ernsthaft sich bemüht.

Die interessantesten und anziehendsten Tiergestalten Afrikas für den gelehrten Fachmann wie für den naiven Tierfreund bleiben immer die Antilopen. Schade nur, daß die eifrigen Bemühungen unserer Freunde, auch aus unseren Kolonien Antilopen zu schaffen, bis jetzt so wenig von Erfolg gekrönt waren! Man hat dabei zu schwer mit der Hinfälligkeit der zarten Kälber und der unglaublichen, im tropischen Klima doppelt gefährlichen Trägheit und Nachlässigkeit der schwarzen Diener zu kämpfen, denen es trotz der schlagendsten Beweisgründe schlechterdings nicht in den wolligen Schädel will, daß man sich mit solchem Tiere unter Umständen auch einmal anders als aufessender Weise zu beschäftigen habe. Vom Chefarzt Becker aus der Kaiserlichen Schutztruppe, von W. Richter-Sansibar haben wir zwar

die zwerghaften Schopfantilopen (Gattung Cephalophus) erhalten; aber der erste größere deutsch-ostafrikanische Insasse unseres Antilopenhauses ist ein weibliches Tier vom südafrikanischen Buschbock (Tragelaphus sylvaticus Sparrm., die nördlichere Abart abgetrennt als Tragelaphus roualeyni Gord. Cumm.), das uns der Gouverneur von Wißmann bei seiner Heimkehr mitbrachte. Es ist ein sehr zierliches, rehgroßes Tier, rotbraun gefärbt mit einigen kleinen weißen Punkten an den Seiten und einer größeren Halszeichnung, auch die Läufe sind sauber gezeichnet; der Bock ist bedeutend stärker, schwarz mit denselben weißen Abzeichen und außerdem noch einer aufstellbaren, weißgeränderten Rückenmähne, ähnlich dem sogenannten „Barte" unserer Gemse. Nur er trägt ein kurzes, nicht drehrundes, sondern eckig gekieltes und etwas in sich selbst um die eigene Achse gedrehtes Gehörn; die weiblichen Tiere sind hornlos. Die Buschböcke, zu denen auch die bekanntere, nach pferdegeschirrähnlicher, weißer Streifenzeichnung sogenannte Schirrantilope Westafrikas gehört, sind nicht, wie die Hauptmasse der Antilopen, Steppentiere, sondern Wald- und Buschbewohner, die dementsprechend auch nicht in großen Herden, sondern mehr paar- und familienweise leben und eine gewisse Vorliebe für Sumpf und Wasser an den Tag legen. Bei einer Art, der danach genannten Sumpfantilope, geht diese Anpassung an das Wasserleben so weit, daß sie sich in Behaarung und Körpergestalt, besonders im Hufbau, ganz von dem gewöhnlichen Aussehen ihrer Gattungsverwandten entfernt.

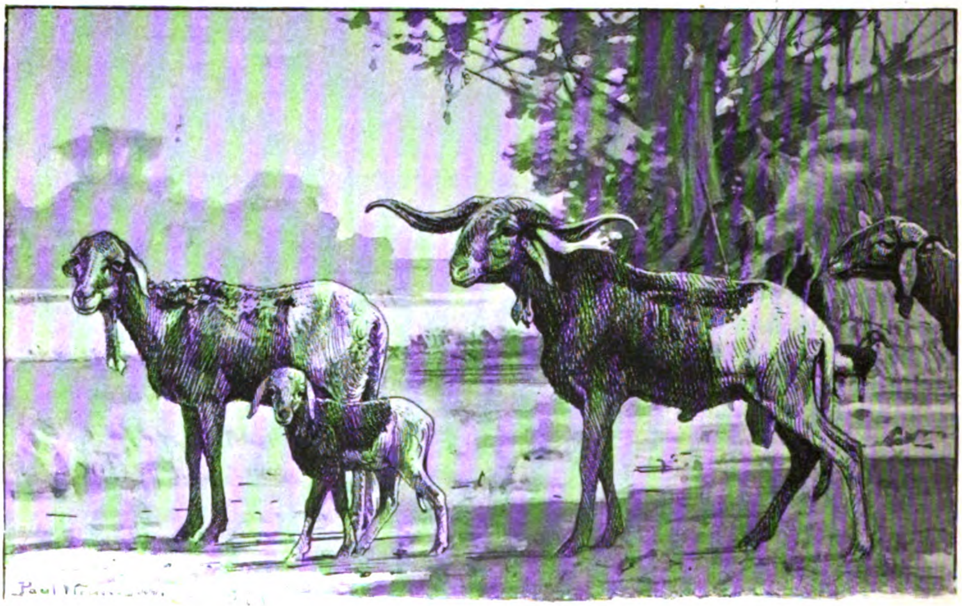
Auch eine Ratte findet der Leser unter unseren „Kolonialtieren"; es ist aber natürlich nicht das gewöhnliche Ungeziefer unserer Höfe und Keller, sonst würden wir sie hier nicht erwähnen. Die Hamsterratte (Cricetomys gambianus Waterh.), die sowohl West- als Ostafrika bewohnt, hat vielmehr mit dem Hamster den Besitz großer Backentaschen gemein, und unser Exemplar, ein Geschenk meines Landsmannes Diehl, des Vertreters der Hamburger Firma Wölber und Brohm, jetzt Wölber und Zimmermann in Togo, versteht von diesen Backentaschen sehr guten Gebrauch zu machen, indem sie sich regelmäßig recht ansehnliche Futtervorräte in ihren Schlafkasten einträgt. In ihrem Äußeren erscheint sie, abgesehen von der stattlichen Größe, sechzig Centimeter Länge, wovon dreißig auf den langen, an der Endhälfte weißen Schwanz kommen, bei genauerer Betrachtung mehr maus- als rattenähnlich



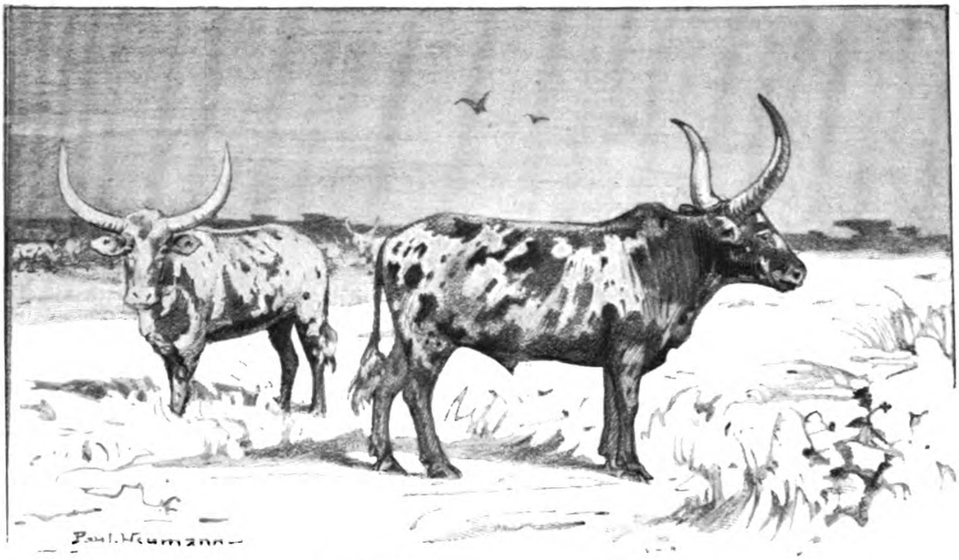
Hamsterratte (Cricetomys gambianus Waterh.). Exemplar aus Togo.

durch schlanke Gestalt und feinen Kopf. Ich muß sie überhaupt nach meinem Gefühl für nicht im mindesten eklig, sondern im Gegenteil für ein sehr hübsches und elegantes Tier erklären, das in seinem glänzenden, graubraunen Fell sich recht schmuck und sauber präsentiert, und ich habe ähnliche Urteile auch schon von Besuchern des Gartens vor dem Käfig aussprechen hören. Ich finde es daher auch gar nicht unappetitlich, daß man die Hamsterratte in Afrika gern ißt, ebenso wie ich andererseits gern glaube, daß sie — bei ihrer Größe — als gefräßiger Nager und Verschlepper sich verhaßt macht.

Ein eigenartig reizvolles Kapitel in der Kunde unserer Kolonien bilden die eingeborenen Haustiere. Es sind alles bekannte Gestalten: Rinder, Schafe, Ziegen, Hunde, und doch in jeder Einzelheit verschieden von ihren Vertretern bei uns! Auch die abgebildeten langbeinigen, krummnasigen Haussaschafe muten uns so fremdartig an wie nur irgend möglich: das kurze, glatte, glänzende, vollkommen wolllose, vorn rot, hinten weiß gefärbte Fell, die hohen, dünnen Beine, die langen, hautigen Halsklunkern des Schafes und die wagerecht nach den Seiten abstehenden, steil korkzieherförmig gedrehten Hörner des Bockes: alles das sind solche Verzerrungen der gewohnten Körperformen und -verhältnisse des Schafes, daß das Tier nur mit knapper Not noch als solches zu erkennen ist. Unsere Exemplare brachte von Carnap gelegentlich der Togo-Hinterlandexpedition von Say am mittleren Laufe des Niger mit. Beschreibung und Abbildungen, entlehnt aus Buffons Naturgeschichte, giebt schon Schreber in seinem alten, deshalb aber auch heute noch lange nicht veralteten Säugetierbuche. Er nennt unser Tier „hochbeiniges oder guineisches Schaf (Ovis longipes s. guineensis)“, und seine Angabe, daß derselbe Schlag mit geringer Abänderung (mehr dem gewöhnlichen Widder ähnlicher Hornbildung) auch in Fessan, d. h. im Hinterlande von Tripolis gefunden würde, hat sich mir im vorigen Jahre durch eine Sendung von dorther sehr schön bestätigt. Die merkwürdige Körpergestalt und Hornform des Langbeinschafes hat zu den abenteuerlichsten Vermutungen begeistert über seine Entstehung durch Kreuzung der verschiedenartigsten Wildschafe und -ziegen; diese Vermutungen verlieren aber viel von ihrer Abenteuerlichkeit, seit wir neuerdings durch Nehring, Eduard Hahn u. a. gewöhnt worden sind, thatsächlich der Kreuzung verwandter wilder Arten in der Gefangenschaft eine wichtige Rolle



Haussaschaf (Ovis longipes Schreb.). Exemplar aus dem Hinterlande von Togo.



Deutsch-südwestafrikanisches Damararind.

bei der Entstehung unserer Haustiere zuzuschreiben.

Diesen Fall nimmt der hiesige Tierzuchtforscher Werner bei dem deutsch-südwestafrikanischen Damararinde an, dem Haupt- oder vielmehr einzigen Reichtum der Damaras oder Hereros, eines betschuanenartigen Mischvolkes zwischen eigentlichen Negern und Kaffern. Als ich seinerzeit einen Schnittochsen dieser Rasse von der hiesigen Kolonialgesellschaft kaufte, die ihn als Probe für lebenden Viehimport hatte kommen lassen, fiel mir schon die eigentümliche, an gewisse Schläge des Nordseemarschrindes, der sogenannten Holländer, erinnernde, aus großen und kleinen, schwarzen, weißen und roten Flecken gemengte Färbung des Rumpfes bei dunklen Beinen, dunklem Kopf und Schwanz auf; ich war aber doch ganz betroffen, als ich es später von Werner klipp und klar ausgesprochen las, nach seinem Dafürhalten sei das „Damararind aus importiertem Niederungsvieh Hollands entstanden, welches infolge der Einflüsse des Steppenklimas seine Körperform und Nutzungseigenschaften entsprechend verändert hat.“ Doch habe ich mich durch die einleuchtende Begründung ganz zu dieser eigenartigen, kühnen Ableitung bekehren lassen. Werner fährt nämlich fort: „Dieser Ansicht könnte allerdings die ganz gewaltige Entwickelung des Gehörns entgegengehalten werden, welche sich in ähnlicher Weise bei Niederungsrindern sonst nicht zeigt; doch ist erwiesen, daß in der That das Steppenklima auf die Bildung größerer Hörner hinwirkt; so z. B. nimmt nach den Angaben von Wilckens das kurzhörnige Braunvieh der Alpen, in das Steppenklima Ungarns versetzt, binnen wenigen Generationen ohne Kreuzung mehr und mehr die Hornform und Horngröße der Steppenrinder an. Es scheint demnach, daß aus dem Rinde der Niederungen der Nordsee in der südwestafrikanischen Steppe sich nach und nach ein Rind herausgebildet hat, welches die charakteristischen Formen und Eigenschaften des südosteuropäischen Steppenviehes besitzt.“ Auch über den Nutzwert des Damararindes spricht sich Werner aus: wie zu erwarten stand, nicht in sehr günstigem Sinne. Er kann aus den Körperverhältnissen des Tieres nur eine Nutzungseigenschaft „als ziemlich sicher herausfinden, nämlich die für leichten Zug bei schneller Gangart, während auf größere Mastfähigkeit und Milchergiebigkeit kaum zu hoffen sein dürfte.“ In der That findet kaum eine andere Benutzung statt, denn als Gespanne vor dem bekannten südafrikanischen Ochsenwagen, der von acht oder zehn Paar Zugtieren langsam, aber sicher ohne Weg und Steg über Stock und Stein dahingeschleppt wird; losgeschirrt, müssen sich dann die Ochsen oft genug ihr kärgliches Futter selbst

suchen, und getränkt werden sie auf mancher Reise nur jeden dritten Tag. Die saure Milch der Kühe bildet im übrigen die Hauptnahrung der Damaras; geschlachtet wird nur sehr wenig Vieh, vielmehr eine große Zahl unnützer, alter Fresser thörichterweise am Leben erhalten. Hier können wir nur Wandel schaffen, wenn wir unsere nutzbaren Viehrassen zur Kreuzung einführen und die Eingeborenen von den Vorteilen rationeller Viehwirtschaft durch Augenschein überzeugen. Solange wir die Ochsenwagen brauchen, wird aber immerhin doch der unverfälschte, genügsame Landschlag für die Bespannung in entsprechender Zahl erhalten werden müssen.

Ein höchst sonderbarer Bewohner Togos und der Oberguineaküste überhaupt ist der Potto (Pterodicticus potto Gm.), ein kleiner, nächtlicher, graurötlich gefärbter Halbaffe mit dick behaartem, fingerlangem Stutzschwanz. Die sogenannten Halbaffen sind neben den Beuteltieren entschieden die merkwürdigsten Säugetiere: in der Hauptmasse auf dem uralten Kontinent Madagaskar versammelt, ziehen sie sich in einigen abweichenden, wie verloren zerstreuten Gattungen einerseits quer durch Afrika bis an die Westküste, andererseits bis nach Indien und auf die Sundainseln, und verraten sich schon dadurch als Reste altertümlicher, niedrigstehender Tierformen früherer Erdperioden. Auf unserer Abbildung des Pottos ist die eigentümliche Gestaltung der Endstücke der Gliedmaßen, die jedenfalls mit dem Baumleben zusammenhängt, sehr schön hervorgehoben. Wir sehen an der Vorderhand den Zeigefinger bis auf einen warzenartigen Wulst verkümmert: er hat thatsächlich für das Greifen und Festhalten beim Klettern nur wenig Wert, wie man sich jederzeit selbst überzeugen kann, wenn man mit der Hand einen Stock fest umfaßt. Die zweite, dem Zeigefinger entsprechende Zehe des Hinterfußes trägt eine durch die ganze Ordnung der Halbaffen durchgehende Auszeichnung, einen spitzen Krallennagel, während alle übrigen Zehen und Finger platt benagelt sind. Mit diesen Zangenhänden und Greiffüßen bewegt sich der Potto auch nächtlicherweile unbedingt sicher in jedem Baum und hält sich dort in jeder Lage ohne sonderliche Anstrengung fest. Und mit demselben sicheren Griff, mit dem er den Zweig oder die Frucht umklammert, faßt er auch das ruhende Kerbtier oder den schlafenden Vogel; unsere Pottos und ihre Verwandten sind immer große Liebhaber lebender Sperlinge, die sie mit ihren großen, leuchtenden Eulenaugen gierig verfolgen und im Nu zu erhaschen wissen.

Aus der zahlreichen Kleinwelt der Vögel unserer Kolonien ist es schwerer, stattliche und charakteristische Gestalten auszuwählen; doch geben sich als solche unschwer z. B. die Nashornvögel, so genannt nach dem nashorn- oder helmartigen Aufsatz auf ihrem großen Schnabel. Durch diesen großen, hohlen, sehr leicht, aber sehr fest gebauten Schnabel haben sie Ähnlichkeit mit den südamerikanischen Tukans oder Pfefferfressern, mit denen man sie deshalb auch als Großschnäbler vereinigt hat; sie unterscheiden sich aber von ihnen dadurch, daß sie nicht zwei Zehen nach vorn und zwei nach hinten tragen, sondern die gewöhnliche Anordnung des vierzehigen Vogelfußes (3:1) besitzen. Ferner zeichnet sie im Leben auffallend das schöne große, sehr bewegliche und lang bewimperte Auge aus, das mit diesen Eigentümlichkeiten ganz von dem abweicht, was man gewöhnlich als Vogelauge sich vorstellt. Es ist aber nur der getreue Spiegel der Seele des Nashornvogels, der ohne Zweifel zu den allerklügsten Vögeln gehört und deshalb auch in der Gefangenschaft ein ungemein zahmer und liebenswürdiger Pflegling wird. Vor Jahren haben die Nashornvögel einmal in der Gartenlaube und anderen illustrierten Familienschriften viel durch ihre Brutpflege von sich reden gemacht: das Männchen sollte das Weibchen in einer Baumhöhle einmauern bis auf eine schmale Ritze, durch die es den Schnabel stecken konnte, um sich von dem Gatten füttern zu lassen! Ob die Einmauerung wirklich auf diese Weise oder durch den Kot des Weibchens und später der Jungen zu stande kommt, wissen wir heute noch nicht; nur soviel steht fest, daß das Weibchen während der ganzen Brütezeit in dem Baumloche bleibt, dort eine vollständige Mauserung durchmacht und erst mit den flüggen Jungen wieder ins Freie geht. Die dargestellte Art, die zu den mittelgroßen, d. h. im Körper etwa huhnstarken, gehört, ist nach dem schwärzlichen

Schnabelaufsatz der deutsch-ostafrikanische, bis auf die gesprenkelten Kopfseiten in der Hauptsache oben schwarz, unten weiß gefärbte Trompeter-Nashornvogel (Buceros od. Bucanistes buccinator Tem.), der bei Lindi, Pangani und auf dem Usambarahochlande häufig ist.

Dem nächsten „Kolonialvogel“ sieht man schon gleich an dem krummen Hakenschnabel und den mächtigen Fängen an, daß er zu den Räubern der Lüfte gehört. Es ist der oben graubraune, unten weiße Kampfadler (Spizaëtus bellicosus Daud.) aus der Sippe der Haubenadler, die in der Erregung ihre verlängerten Nackenfedern aufstellen können. Der Kampfadler war bisher aus unserem Gebiete noch nicht nachgewiesen; wir erhielten immer eine nahe verwandte kleinere Art (Spizaëtus coronatus L.), die nur dasselbe Jugendgefieder hat, später aber ganz dunkel wird: da brachte uns Gouverneur von Wißmann dieses Prachtexemplar mit, das jetzt ein Hauptstück unserer Raubvogelsammlung ist und in Größe und Stärke an den fürchterlichsten aller Raubvögel, die südamerikanische Harpyie, ebenfalls einen Haubenadler, erinnert.



Potto (Pterodicticus potto Gm.). Exemplar aus Togo.

Das größte Wild Neuguineas, dem außer den irgendwie hingebrachten Schweinen und Hunden alle größeren Säugetiere fehlen, ist ein Vogel, der Kasuar: aber nicht der gewöhnliche Helmkasuar, den wir aus jedem zoologischen Garten kennen, sondern mehrere abweichende Arten, die nur höchst selten ein-

mal lebend eingeführt werden. Unser Garten verdankt sie den Kaufleuten Wolff und Thiel und den Expeditionsführern Dr. Lauterbach, Dr. Kersting und Tappenbeck. Das Wolffsche Exemplar ist vollkommen ausgewachsen und ausgefärbt und stellt sich daher unzweifelhaft als der Benetts-Kasuar (Casuarius bennetti Gould) aus dem Bismarck-Archipel (Insel Neupommern) dar, der sich durch die rein blaue Farbe des nackten Halses und Gesichtes und den hinten breiten Hornhelm auf dem Kopfe auszeichnet. Die Kasuare sind diejenigen straußartigen Vögel, deren haarartiges Gefieder am wenigsten den Namen eines solchen verdient; statt der Flügel steht an den Körperseiten eine Reihe dicker, aber vollkommen fahnenloser Kiele hervor, ein Schweif ist gar nicht zu unterscheiden. Die innerste Zehe des derben, dreizehigen Fußes ist mit einer auffallend langen und starken Kralle ausgestattet. Ob sie irgend eine Bedeutung für das Tier hat, wissen wir nicht, denn über das Leben der Kasuare, das sich verborgen und vereinzelt in den dichten Sumpfwäldern ihrer Heimat abspielt, liegen kaum Beobachtungen vor.



Deutsch-ostafrikanischer Trompeter-Nashornvogel (Buceros buccinator Tem.).

Die Jammergestalt, welche die Reihe der Tiere aus unseren Kolonien schließt, giebt uns eine Ahnung, warum so viele Tiere, kaum in die Hände unserer Freunde auf den Stationen gelangt, wieder eingehen! Das soll wohl einer lange aushalten, wenn ihm so mitgespielt wird! Mit Baststricken an einen Ast geknebelt, wie es gerade kam, bringen Schwarze einen Affen angeschleppt, den sie vielleicht schon Stunden oder Tagereisen weit so getragen haben. Es ist eine grüne Meerkatze, so genannt von dem grünlichen Grundton des Haarkleides, mit schwarzen Händen und Füßen, schwarzem Gesicht und weißem Bart. Die grünen Meerkatzen verbreiten sich über ganz Afrika südlich der Sahara und haben zur Zeit besonderes wissenschaftliches Interesse dadurch, daß sie viele Arten bilden, man aber nicht genau weiß, wieviele, und wie sie sich in ihrer Verbreitung gegeneinander abgrenzen. In Deutsch-Ostafrika lebt nach Matschie die rotgrüne Meerkatze (Cercopithecus rufoviridis Is. Geoffr.); der Suahelinamen „Tumbili" umfaßt aber vielleicht mehrere Arten. Matschie ist seiner Sache nicht ganz sicher und möchte erst noch mehr Material haben. „In ihrem Wesen," habe ich bereits anderswo gesagt, „sind die Meerkatzen sehr gleichartig: im Freileben bandenweise sich zusammenhaltende Baum- und Urwaldaffen, die aber auch die Früchte menschlichen Fleißes in Gärten und Feldern wohl zu schätzen wissen, im Gefangenleben sehr hübsche, meist auch gutartige und liebenswürdige, aber leider recht hinfällige Pfleglinge, die deshalb in unseren Affenhäusern nur eine geringe Rolle spielen, obwohl sie an sich gewiß die ansprechendsten Erscheinungen unter den geschwänzten Affen sind."

* * *

Ich habe in meiner Plauderei die wissenschaftliche Systematik mit ihrem Zubehör an Diagnosen u. s. w. absichtlich vermieden; am Schlusse möchte ich aber doch eine kurze Übersicht über die Stellung der geschilderten „Kolonialtiere" im System nicht unterlassen.

Der Honigdachs.

Die Gattung Mellivora, die zwei sehr ähnliche Arten, eine indische und die abgebildete afrikanische, enthält, bildet zusammen mit den Gattungen Mydaus (Stinkdachs) von den großen Sundainseln, Meles, unserem europäischen Dachs, und einigen sehr nahen, durch Mittelasien bis Japan (Mellivora anakuma) verbreiteten Verwandten, von denen neuerdings der indische (Arctonyx) und der nordamerikanische (Taxidea) Dachs als besondere Gattungen abgetrennt worden sind, ferner der Gattung Ictonyx (Zorilla) die Unterfamilie der Melinæ (Dachsartigen), und diese steht unmittelbar neben der Familie der Mustelinæ (Marderartigen im engeren Sinne), die bei uns durch die bekannten Kleinräuber vertreten wird. Die Unterfamilien der Dachse und Marder vereinigen sich mit den Ottern (Lutrinæ) zu der Familie der Mustelidæ, Marderartigen im weiteren Sinne, und diese gehört wieder zu der hundsfüßigen Sektion (Cynoidea) der Unterordnung der eigentlichen Raubtiere (Carnivora vera), die mit den Flossenfüßern oder Robben (Pinnipedia) zusammen die große Säugetierordnung der Carnivora (Raubtiere) bildet.

Die Zebras.

Die Gattung Equus (Zebras, graue afrikanische und weißgelbe bis braunrote asiatische Wildesel, Hausesel und Pferd) macht in der Jetztwelt zugleich den alleinigen Inhalt der Familie der Equidæ (Pferdeartigen) aus, während die Pferde in der Vorwelt noch eine ganze Reihe von Verwandten besaßen, die sich bekanntlich zu einem lückenlosen Stammbaum der Gattung Equus zusammensetzen lassen. Außer den Pferden bilden nur noch die Familien der Tapire (Tapiridæ) und Nashörner (Rhinocerotidæ) die heute sehr kleine Unterordnung der Unpaarhufer (Perissodactyla), denen die um so größere Unterordnung der Paarhufer (Artiodactyla) mit wiederkäuenden und nicht wiederkäuenden (Schweine, Flußpferde) Familien gegenübersteht. Paarzeher und Unpaarzeher bilden zusammen die Ordnung der Huftiere (Ungulata), die die Hauptmasse der Großsäugetiere unserer Erdperiode enthält.

Die verschiedenen Zebraarten gruppieren sich nach Matschie in Afrika folgendermaßen nebeneinander: 1) Equus zebra L., die eigentliche Kapform, bis zu den nördlichen Randgebirgen der Karrooebenen; fast ausgerottet, angeblich nur bei Cradock noch künstlich gehegt. — 2) Equus quagga Gm. Vollkommen ausgerottet; schloß sich nordöstlich an Equus zebra an und reichte bis zum Oranje- und Vaalflusse. — 3) Equus burchelli Gray. Vom Vaal- bis zum Limpopoflusse; ebenfalls bereits selten geworden. — 4) Equus chapmanni Layard. Vom Limpopo bis zum Zambese. — 5) Equus antiquorum H. Sm. Das westliche Gegenstück dazu, beginnt jenseit des Nosobflusses. — 6) Equus bœhmi Mtsch. Nördlich vom Zambese. — 7) Equus grevyi A. M.-E. Die nördlichste Art, nach Ritter von Hönel und Menges von 1 Grad 30 Minuten nördl. Breite durch das Somali- und Gallaland bis zum 8. Grad.



Deutsch-ostafrikanischer Kampfadler (Spizaëtus bellicosus Daud.).

Der deutsch-ostafrikanische Buschbock

bildet mit sehr ähnlichen Verwandten, den Busch- oder Waldböcken, die eine Hälfte der Antilopengattung Tragelaphus, die zur anderen Hälfte aus den ganz dem Sumpf- und Wasserleben angepaßten Sumpfböcken bestehen. Die Gattung Tragelaphus gehört innerhalb der Familie der Antilopen zur Gruppe der Drehhörner, und diese bilden wiederum mit den Ziegen, Schafen und Rindern innerhalb der eigentlichen Wiederkäuer (Pecora) die Untergruppe der Hornträger oder Hohlhörner (Cavicornia), der diejenige der Geweihträger oder Hirsche (Cervicornia) gegenübersteht.

Die Hamsterratte

ist eine nahe Verwandte unserer Maus und Ratte; denn sie gehört nicht nur zur Familie der Muridæ (Mausartige im weiteren Sinne), sondern auch zur Unterfamilie der Murinæ (Mausartige im engeren Sinne) und hat ihren besonderen Gattungsnamen (Cricetomys d. h. Hamstermaus) nur ihren hamsterartigen Backentaschen zu verdanken. Die Familie der Muridæ bildet wieder den Kern der Myomorpha (Mausartigen im allerweitesten Sinne), die mit den drei gleichwertigen Gruppen der Sciuromorpha (Eichhornartigen), Hystricomorpha (Stachelschweinartigen) und Lagomorpha (Hasenartigen) die größte und artenreichste Säugetierordnung, die Nager (Rodentia), zusammensetzt.

* * *

Bei den veränderlichen, dem Naturzustande entrückten Haustierrassen hört die scharfe naturgeschichtliche Einteilung mehr oder weniger auf, und wir können daher nur sagen, daß das Haussaschaf zu den langbeinigen und langschwänzigen, wolllosen Hausschafen zu rechnen ist, und daß das Hererorind nach Werner einen durch Steppenklima veränderten Nachkommen des nordwesteuropäischen Küstenniederungsrindes, des Marschrindes, darstellt, das seinerseits nach der Rütimeyerschen Einteilung der Hausrinderrassen zur sogenannten primigenius-Gruppe gehört.



Bennetts-Kasuar (Casuarius bennetti Gould) aus dem Bismarck-Archipel (Insel Neupommern).

Der Potto

ist eine jener abweichenden Halbaffen-Gattungen, die teilweise schon durch ihre geographische Verbreitung in einem gewissen Gegensatze zu der Hauptmasse, der Gattung Lemur, auf Madagaskar stehen. Nichtsdestoweniger gehört er noch mit zur Familie der Lemuridæ, der sich nur noch zwei kleine, durch je eine Gattung vertretene Familien (Tarsiidæ und Chiromyidæ, Gespenstmakis und Fingertiere) ebenbürtig anreihen, um die Ordnung der Lemuroidea zu bilden.

Der Trompeter-Nashornvogel

gehört zur Familie der Bucerotidæ (Nashornvögel), von ihren horn- oder leistenförmigen Schnabelaufsätzen so genannt, und in-

nerhalb dieser zur Gattung Bucanistes. Außerdem besitzt Afrika noch zwei Gattungen: die putergroßen, hochbeinigen Hornraben (Bucorax oder Tmetoceros), die viel auf der Erde leben, und die kleinen, elster- bis rabengroßen, langschwänzigen Tokos (Rhynchaceros, Lophoceros), bei denen ein Schnabelaufsatz wenig oder gar nicht ausgebildet ist. Die Nashornvögel bilden mit den Eisvögeln, Bienenfressern, Wiedehopfen und Blauraken die Vogelordnung der Sitzfüßler (Insessores).



Rotgrüne Meerkatze (Cercopithecus rufoviridis Is. Geoffr.) aus Deutsch-Ostafrika.

Der Kampfadler

wird mit seiner Sippe der Haubenadler (Spizaëtus) von den ornithologischen Systematikern näher zu den Habichten und Weihen als zu den eigentlichen Adlern, Bussarden und Falken gestellt. Unmittelbar auf die Gattung Spizaëtus und ihre amerikanischen Vertreter Morphnus und Thrasaëtus (Harpyie) folgen die Gattungen Accipiter (Sperber) und Astur (Habicht).

Der Bennets-Kasuar

bildet mit seinen Gattungsgenossen (Casuarius oder Hippalectryo) die Gruppe der Kasuare oder Roßvögel, die man als Familie oder Ordnung auffassen kann, je nach der Wertschätzung, die man ihren Eigentümlichkeiten angedeihen läßt. Da alle Straußartigen immer nur je eine Gattung bilden, so vereinigt man sie (die Kasuare, die australischen Emus, die südamerikanischen Nandus und die afrikanischen eigentlichen Strauße) am einfachsten zu einer Familie der flugunfähigen Straußvögel (Struthionidæ); diese muß man allerdings aber zugleich auch als Ordnung der Kurzflügler (Brevipennes oder Ratitæ) den gesamten übrigen Vögeln gegenüber stellen. Der kleine, langschnäbelige, gleichfalls flugunfähige und haarig befiederte Kiwi oder Schnepfenstrauß (Apteryx) Neuseelands wird neuerdings in der Ordnung der Hühnervögel neben den Straußhühnern untergebracht.

Die rotgrüne Meerkatze

gehört nach Sclaters Einteilung der echten Meerkatzenaffen (Gattung Cercopithecus) zur Gruppe der Grünrückigen (Chloronoti), denen sich die Schwarzhändigen, die Weißnasigen u. s. w. anschließen. Die größeren und derberen, rauchgrauen Mangabeys Westafrikas sind als besondere Gattung (Cercocebus) abgetrennt worden. Die leichten, rundköpfigen Meerkatzen im ganzen bilden einen gewissen Gegensatz zu den gleichfalls afrikanischen, schweren, hundeschnauzigen Pavianen, und zwischen beiden mitten inne stehen die asiatischen Makaken. Alle drei Gruppen zusammen machen die Hauptmasse der geschwänzten Affen der alten Welt oder Schmalnasen (Catarrhinæ) aus; die Schlank- und Stummelaffen mit rückgebildetem oder ganz ohne Daumen an der Vorderhand und die menschenähnlichen, schwanzlosen Menschenaffen (Gorilla, Schimpanse, Orang) sind sehr in der Minderheit. Die Affen der neuen Welt oder Breitnasen (Platyrrhinæ) unterscheiden sich körperlich und geistig sehr von denen der alten Welt.

Lebenserinnerungen.

Von

Fanny Lewald.

III.

Ich hatte mich währenddessen völlig in die römische Fremdengesellschaft eingelebt, und sie wurde, je mehr das Jahr zu Ende ging, immer farbiger und bewegter. Ich war von früh bis spät unter Menschen, sah die Sehenswürdigkeiten mit jenem oberflächlichem Eifer, dessen die gewissenhaften Touristen sich befleißigen, und nur, wenn ich in den ersten Morgenstunden mein Tagebuch für meinen Vater schrieb, kam ich dazu, mir selber Rechenschaft zu geben, was ich sah und in mich aufnahm. Las ich dann am Ende der beiden Wochen, nach deren Verlauf ich meinem Vater immer Nachricht geben mußte, diese Aufzeichnungen durch, so klangen sie mir selber wie ein Stück von einem der Highlife-Romane der Gräfin Hahn oder der Lady Morgan, und die Art und Weise, in welcher ich es in meinen ersten Berichten durchscheinen ließ, daß die Gesellschaft mich auszeichne, daß die Männer mir huldigten, daß die Maler meinen Kopf noch anziehend, die Bildhauer meine Arme und Hände noch schön fänden, kam mir dann selber albern vor. Aber trotz dieser Erkenntnis konnte ich mir die Genugthuung nicht versagen, dieses mitzuteilen.

Es hatte mir in der Heimat oft so wehe gethan, daß man es mich, während ich mich noch jung empfand, beständig fühlen ließ, wie die Jugend für mich vorüber sei. Ich war so glücklich, daß ich jetzt noch jung sein, noch warm, noch jugendlich empfinden durfte, ich lebte nun auf in der Gewißheit, daß es eine Art der Jugend gebe, die nicht abhängig von dem deutschbürgerlichen Kalender sei und daß ich diese Jugend noch besitze, noch genießen dürfe; und zu leben, mit heißer Lebenslust am Tage den Tag zu leben, das war das Einzige, was mir am Herzen lag. Ich hatte mich für lange, traurige, herzenseinsame Jahre zu entschädigen.

Meine Jugendfreundinnen versicherten mich bisweilen, daß sie mich gar nicht wiederkennten. Ich sähe besser als in früheren Zeiten aus, ich sei heiterer, liebenswürdiger geworden, und sie fingen dann mit gutem Herzen auf diesen meinen Nachfrühling auch die Hoffnung zu bauen an, mich doch noch einmal durch eine glückliche Ehe glücklich werden zu sehen. Was anfangs bei ihnen ein bloß allgemeiner Wunsch gewesen war, das nahm, nachdem ich eine Weile in Rom gelebt hatte, eine bestimmtere Gestalt an, und ganz aus der Luft gegriffen waren ihre Hoffnungen und Pläne auch nicht.

Unter den Künstlern, mit denen ich in der Familie meiner beiden Freundinnen und in der Gesellschaft überhaupt sehr häufig zusammentraf, befand sich auch der Landschaftsmaler Louis Gurlitt. In Altona, in einer sehr braven, dem guten Bürgerstande angehörenden Familie geboren, verdankte er seine ganze Bildung und seine ganze künstlerische Bedeutung dem eigenen Fleiße, der eigenen Strebsamkeit und seinem großen, wahrhaften Talente. Er hatte seine Studien in Kopenhagen gemacht, schon mit vierundzwanzig Jahren eine schöne Dänin aus guter Familie geheiratet und diese Frau nach

kurzer Ehe infolge eines Herzübels verloren. Eine zweite Ehe, die er mit zweiunddreißig Jahren geschlossen, war ebenfalls nur von kurzer Dauer gewesen. Die stattliche, blühende Frau, eine katholische Rheinländerin, war in ihrem ersten Wochenbette, anderthalb Jahre, ehe ich nach Rom kam, gestorben, und das schwere Schicksal, das Gurlitt erlitten hatte, prägte sich in seinem Wesen, wie in seinen schönen, schwermütigen und höchst poetischen Campagnabildern aus.

Es lagen in diesen Bildern eine Einfalt des Empfindens, eine Naturwahrheit, die besänftigend auf das Gemüt wirkten, wie die Natur an sich. Man hätte Stunden um Stunden hinträumend vor ihnen verweilen, sie immer vor Augen haben mögen, und man konnte sich des Gedankens nicht entschlagen, daß nur ein sanfter, sehr gleichmäßig gestimmter Sinn eben diese Bilder habe erschaffen können. Sanften Sinnes war nun freilich Gurlitt, aber seine Stimmung war nichts weniger als gleichmäßig, und er litt unter derselben.

Gurlitt, der ein paar Jahre später eine meiner jüngeren Schwestern heiratete, mit welcher er in glücklicher kinderreicher Ehe lebte, während er mir und Stahr durch das ganze Leben ein lieber und treuer Freund geblieben ist — Gurlitt war von Herzen ein vortrefflicher Mensch. Er hatte kein Vermögen, aber er war — mehr noch als alle damals in Rom lebenden Künstler — sehr einfach in seinen Ansprüchen und Bedürfnissen, und er erwarb mit seinen vielgesuchten Bildern mehr, als er gebrauchte. Dadurch war er nicht nur stets bereit, sondern auch in der Lage, andern zu helfen, und seine Bekannten wollten wissen, daß er namentlich seinem Landsmanne Friedrich Hebbel, für dessen oft so excentrische Poesien und Dramen er damals eine ganz übermäßige Bewunderung hegte, lange Zeit hindurch wesentlich zu Hilfe gekommen sei. Er selber ließ nichts davon merken, er war überhaupt nicht lebhaft im Gespräche, wenn man ihn sich selber überließ. Aber im Grunde seines Wesens lag, von seiner Melancholie verdeckt, eine stille, humoristische Heiterkeit, die oft ganz unerwartet und dann sehr ergötzlich zum Vorschein kam, und schwankend zwischen sehr freien Anschauungen in religiösen und politischen Dingen, neben manchen starken Vorurteilen, zwischen berechtigtem Zutrauen zu sich selbst und ganz unnötigen selbstquälerischen Zweifeln, hatte er viel und gut über Kunst gedacht, viel gelesen, ohne deshalb in sich einig und fertig mit sich selbst zu sein.

Seine Freunde hielten ihn als Menschen wert, als Künstler hoch; auch die Frauen mochten ihn alle gern und gefielen sich darin, den jungen trauernden Witwer zu trösten, selbst wenn er einmal ganz vergnüglich war. Er ließ es sich auch sehr wohl gefallen, daß man sich also mit ihm beschäftigte, daß man ihn beklagte, während so ziemlich alle unverheirateten Frauenzimmer seiner Bekanntschaft, Elisabeth und ich an der Spitze, seine Huldigungen empfingen und bei sehr mäßiger Eitelkeit doch mehr oder weniger berechtigt waren, dieselben für mehr als eine bloße Galanterie zu halten, weil sie eben von einem ernsthaften Manne dargebracht wurden. Daß er unglücklich sei, daß er sich schon um seines Kindes, eines Knaben willen, der in einer deutschen Künstlerfamilie untergebracht war, verheiraten müsse, das hatte er uns oft gesagt. Sein melancholisches Klagen forderte natürlich unser gutmütiges Trösten heraus, für das er mit freundlichen Blicken, mit leisen Seufzern, mit gelegentlichem Händedrucke dankte. Man konnte sich sehr leicht über die Empfindungen täuschen, welche man ihm einflößte, und vielleicht wäre mir dies auch begegnet, hätte nicht eine Äußerung Elisabeths uns beide, sie und mich, darüber aufgeklärt, daß unser heiterer Melancholikus uns beiden in derselben Stunde ganz dieselben Herzensgeständnisse über seine Untröstlichkeit gemacht und sich das stille Vergnügen bereitet hatte, uns beide an demselben Abend durch seine Schwermut fast zu Thränen zu rühren.

Wir lachten beide von Herzen darüber, aber ihm deshalb gram zu sein, war gar nicht möglich, und selbst meine Freundinnen, mit denen wir über die mit uns gespielte Komödie scherzten, fanden in derselben keinen Grund, ihre Meinung, daß Gurlitt und ich wohl einmal ein Paar werden könnten, für unwahrscheinlich zu halten. Eine Frau mußte er wieder haben, im Alter konnten wir miteinander gehen, denn er war nur um

ein Jahr jünger als ich, und er brauchte eine Frau, die nicht nur eine gute Haushälterin, sondern auch im stande war, seine künstlerische Bedeutung zu verstehen und zu ehren. Diese Eigenschaften besaß ich, und daß ich fähig war, durch meinen litterarischen Erwerb einem Manne zu Hilfe zu kommen, ward von unseren gemeinschaftlichen Freundinnen ebenfalls in Anschlag gebracht. Da nun eben in jenen Tagen Elisabeth Baumanns Herz sich dem genialen dänischen Bildhauer Adolf Jerichau, dem Nachfolger Thorwaldsens, zuzuwenden begann, so waren jetzt nicht nur meine Jugendfreundinnen, sondern auch Elisabeth der Meinung, daß nichts natürlicher, nichts vernünftiger, nichts zweckmäßiger und beglückender sein könne, als eine Heirat zwischen mir und Gurlitt.

Weil man uns oft beisammen sah, und in der aus allen Himmelsgegenden bunt durcheinander gewürfelten Gesellschaft sich Herzensverhältnisse aller Art entwickelt hatten, so hatte die Meinung, daß Gurlitt um mich werbe, sich aus dem Kreise unserer nächsten Bekannten bald weiterhin verbreitet, und ich selber betraf mich einmal auf dem Gedanken, ob wir wohl zueinander passen würden, und wie mir, der das Leben in den bewegten Kreisen der großen Welt eben jetzt in all seinem verlockenden Schimmer aufgegangen war, wohl die Ehe in dem immerhin beschränkten Haushalt eines deutschen Künstlers behagen würde? Eine rechte Antwort konnte ich mir darauf nicht geben.

Daß Gurlitt eine wirkliche Neigung für mich hege, daran zu glauben hatte ich gar keinen Grund, und ich hegte sie auch nicht für ihn; aber wir verkehrten gern miteinander, und ich hatte mir es seit Jahren immer und immer vorgesagt, daß ich nie wieder lieben könne, daß überhaupt die Zeit der Leidenschaft für ein Mädchen von vierunddreißig Jahren lange vorüber sei; und ebenso oft hatten andere es mir zu bedenken gegeben, daß es verständig sein würde, wenn ich mich einmal verheirate, falls ich einem Manne begegnete, dessen Frau ich ohne Widerstreben werden könnte.

Augenblicklich hatte ich freilich nichts im Sinne, als mein Leben in möglichst weit ausgedehnten Reisen in Freiheit zu genießen. Die Reisen von Therese Bacharacht, von Fürst Pückler und der Gräfin Hahn-Hahn hatten meine Gedanken auf den Orient gerichtet, ich wollte „unter fremden Bäumen, unter großen Blättern leben“, wie ich es mir schon als kleines Kind ersehnt hatte; aber das Alleinsein blieb immerhin etwas Trauriges für das Alter, und obschon, dank der strengen Herrschaft meiner Vernunft und meines sittlichen Idealismus, meine Phantasie sehr rein war, war ich doch liebesbedürftig, und der Gedanke, daß ich niemals Gattin werden sollte, betrübte mich bisweilen.

Hatte ich dann einen Tag daran gedacht, daß ich mit diesem guten, treuherzigen Manne, wenn er mich liebte, friedlich durch das Leben gehen könne, so trat mir an dem nächsten wieder die völlige Ungleichheit unserer Naturen entgegen. Seine Gelassenheit und meine Raschheit, seine Zukunftspläne und die meinen, seine und meine Neigungen waren völlig unvereinbar; und die Kluft zwischen seinen und meinen Ansichten über die Bedeutung der Frau und über ihr Verhältnis zu dem Manne in der Ehe war so groß, so unausfüllbar, daß keiner von uns beiden, trotz des Behagens, das wir an dem gegenseitigen Umgang fanden, über sich selber oder über die Empfindungen des anderen auf die Länge im Ungewissen bleiben konnte.

So kam der Weihnachtsabend heran. Die Fremden von den verschiedenen Nationen, welche ihn überhaupt zu feiern gewohnt waren, hatten sich in kleinere oder größere Gruppen zusammengethan. Die Holsteiner, die dänischen und schwedischen Künstler waren teils bei ihrem Konsul, teils in der sehr musikalischen Familie Tyggesen vereint, und eine Anzahl von Deutschen, unter denen auch ich mich befand, brachte den Abend in dem immer gastfreien Hause meiner Freundin zu. Statt der heimischen Tannen war ein schlanker Lorbeer aufgeputzt worden, alle geladenen Künstler hatten zur Ausschmückung des Baumes und zu der gegenseitigen Bescherung mitgewirkt, und ohne daß ich Sehnsucht nach Hause gefühlt hätte, war mir vielmehr der Abend in dem Kreise fröhlich angeregter Menschen sehr angenehm vergangen.

Als ich spät in meine Wohnung zurückkehrte, erwartete mich noch eine Überraschung.

Frau von Schwanenfeld hatte mir, da ich es ablehnen müssen, den Abend bei ihr zuzubringen, einen förmlichen Aufbau in meinem Wohnzimmer aufstellen lassen, und zwischen den Tellern voll Früchten, Zuckerwerk und Blumen lagen noch schön geschnittene Gemmen und stand ein Arbeitskasten von eingelegter Sorrentiner Holzarbeit, die etruskische Vasenbilder sehr geschickt nachahmte. — Ich ging seelenfroh zu Bette, wachte am Morgen fröhlich bei dem schönsten Wetter auf und saß am Schreibtisch, um meinem Vater zu melden, wie gut es mir an dem Weihnachtsabend ergangen und wie reich ich von allen Seiten mit Geschenken bedacht worden sei, als Gurlitt bei mir eintrat.

Er erzählte, daß er, ehe er zu der Familie Tyggesen gegangen, erst bei seinem Söhnchen gewesen sei; er behauptete, den ganzen Abend sehr melancholisch gewesen zu sein, lachte aber doch in seiner stillen Weise, als er von den Späßen und Schnurren erzählte, die man bei dem „Julklapp“ gemacht habe, sang mir, da er eine sehr angenehme Stimme hatte und ich ihn gern hörte, stehenden Fußes ein paar dänische und norwegische Weihnachtsliedchen vor und war schon im Fortgehen, um noch ein paar andere Besuche zu machen, als es ihm einfiel, daß er auch noch bei Professor Stahr vorsprechen müsse.

Der arme Stahr, sagte er, liegt schon seit beinahe acht Tagen mit einer Erkältung und mit entzündeten Augen zu Bett, und ich glaube, er kann sobald noch nicht heraus. Ich fragte, wer denn gestern Abend bei ihm gewesen sei? — Niemand, soviel ich weiß! Nur Rudolf Lehmann hat ihm, wie ich glaube, ein paar Pifferari unter sein Fenster geschickt, ihm eine Weihnachtsmusik zu bereiten, entgegnete Gurlitt und ging davon.

Mir aber wollte der Kranke nicht aus dem Sinn. Am Weihnachtsabend in der Fremde, fern von Frau und Kindern, krank und einsam da zu liegen, kam mir gar zu traurig vor. Ich wäre am liebsten gleich hingegangen, nach dem Leidenden zu sehen, aber zu solchen sehr natürlichen Entschlüssen und Handlungsweisen fehlte mir, dem vierunddreißigjährigen Mädchen, damals noch der Mut. Ich überlegte, wie Professor Stahr einen Besuch von mir aufnehmen würde, da wir einander ja so wenig kannten; ich fürchtete auch, daß meine Freundinnen es unschicklich finden, daß die anderen Männer darüber sprechen könnten, und doch ließ mir das Verlangen, dem Kranken irgend etwas zu Liebe zu thun, ihn empfinden zu lassen, daß er nicht ganz vergessen sei, gar keine Ruhe.

Glücklicherweise kam in dem Augenblick meine Aufwärterin, Donna Gaetana, in das Zimmer, und um doch etwas zu thun, machte ich aus den Geschenken, welche Frau von Schwanenfeld mir gesendet hatte, einen hübschen Teller voll Zuckerwerk und Früchten zurecht, putzte ihn mit den großen Veilchensträußen auf, die auf meinem Tische standen, und schickte ihn mit einem kleinen Zettel durch Gaetana zu dem Kranken nach Piazza Poli hin. Der Zettel lautete: Fanny Lewald möchte gern wissen, wie es dem kranken Freunde geht, und sendet ihm mit den eigenen herzlichen Wünschen einen Gruß von ihrem Weihnachtsmann. Rom, am ersten Weihnachtstage 1845.

Es war mir eine wahrhafte Genugthuung, als Gaetana, zurückkommend, mir die Nachricht brachte, der kranke Herr habe sich sehr gefreut. Er läge aber noch zu Bette und könne seiner schlimmen Augen wegen mir nicht schreiben. Er ließe mir danken und werde kommen, dies selbst zu thun, sobald er auszugehen im stande sein würde.

Die gute treue Gaetana! Sie ahnte es nicht, wie oft sie künftig nach der Piazza Poli gehen würde, und noch weniger ahnten es Stahr und ich, welch eine Bedeutung der kleine harmlose Zettel in unserem Leben haben sollte, und wie oft wir noch mit Rührung desselben denken würden.

* * *

Da ich in den frühen Morgenstunden meist zu Hause war, pflegte mich in denselben mein Reisegefährte, der junge Franziskaner Pater Salvatore, öfters zu besuchen, mit dem ich gern verkehrte, denn er hatte mir von Dingen zu erzählen, die mir fremd waren und von denen zu hören mir erwünscht und wichtig war.

Er schilderte mir das Leben der katholischen Geistlichkeit in und außer den Klöstern, er unterhielt sich auch bisweilen mit mir

über religiöse Gegenstände, fragte mich um den Protestantismus, von dem er sehr wunderliche Vorstellungen hatte, oder er las mir aus italienischen Gedichtsammlungen klassische Gedichte vor, allerdings in der Form, in der sie für den Gebrauch der katholischen Seminare eingerichtet waren. Mir lag es dabei hauptsächlich an der italienischen Sprache, und Pater Salvatore las und sprach sehr gut. Er selbst liebte die Poesie und empfand ihre Schönheit sehr richtig und lebendig, wie er denn für Manzonis große Ode an Napoleon, die mir immer und immer wieder vorzutragen er nicht müde wurde, eine wahre Bewunderung hegte.

Er war ein sanfter guter Mensch. Einmal, als ich ihn scherzend fragte, ob ihn seine Vorgesetzten denn nicht hinderten, eine Ketzerin zu besuchen, ob man nicht besorge, daß ich ihn in seinem Glauben schwankend machen könne, sah er mich mit seinen großen ernsten Augen ruhig an und sagte zögernd: Sie sind so gut und edel, Signora! Wäre es denn nicht denkbar, daß der Himmel mich, unwürdig wie ich bin, ersehen haben könnte, Sie in den Schoß unserer heiligen Kirche zurückzuführen?

Wenn Fremde zu mir kamen, verließ er mich in der Regel gleich; nur mit dem geistreichen Abbé Metranga, der einer der Kustoden der Vatikanischen Bibliothek und nebenher ein ebenso gelehrter Archäologe als vortrefflicher Mensch war, blieb er ein paarmal bei mir zusammen. Denn Metranga war ebenfalls ein Sicilianer, kannte Pater Salvatores Eltern und Familie und hatte ihn mir als einen braven Jüngling bezeichnet. Auch ist mein Verkehr mit dem jungen Franziskaner den ganzen Winter hindurch ein freundlicher und angenehmer für mich gewesen, bis er im Frühjahr abermals erkrankte und ich währenddessen Rom verließ.

Weniger leicht und weniger harmlos hatten meine Beziehungen sich zu Julian gestaltet, der sich äußerlich und auch in seinem ganzen Wesen auffallend verändert und entwickelt hatte. Groß und schlank war er immer gewesen, aber sein Kopf hatte noch etwas Kindisches gehabt. Nun war sein feines Profil kräftiger geworden und sein Ausdruck so eigentümlich, daß Elisabeth ihn eines Tages für sich à la prima als Studie malte. Der hellblonde aristokratische Kopf nahm sich auf dem dunkelroten Hintergrunde, den sie ihm gegeben hatte, ganz vortrefflich aus.

Indes Julians ganzes Vorwärtskommen war so zu sagen an mich geknüpft. Er, der sonst niemals ein Buch in die Hand genommen, hatte angefangen zu lesen, weil er mich viel lesen sah. Er las, was ich ihn lesen hieß. Er wollte Unterricht nehmen, zu lernen anfangen, weil er sich vor mir seiner Unwissenheit schämte, und hätte die völlige Willenlosigkeit, mit der er an mir hing, mich nicht auf seinen Zustand aufmerksam gemacht, so würde der ganz unvernünftige Haß, den er gegen Gurlitt an den Tag legte und überall mit höchster Rücksichtslosigkeit auch aussprach, weil er diesen für einen Bewerber um mich hielt, es mir verraten haben, daß Julians Neigung zu mir eine andere Gestalt angenommen hatte, und daß mir gegen ihn ebensoviel Vorsicht als für ihn Schonung zur höchsten Pflicht ward. Ich mußte alles zu vermeiden suchen, was ihn irgendwie über seine Empfindung für mich aufklären konnte. Ich durfte ihn nicht gewaltsam von mir entfernen, ich durfte ihm kein Mißtrauen irgend einer Art beweisen. Ich mußte ihn, mit einem Worte, wie einen Nachtwandler behandeln, den man nicht anrufen darf, wenn man die Sicherheit seines Ganges nicht gefährden will; und ich hatte Julian lieb genug, dies über mich zu nehmen.

Er verlangte freilich gar nichts von mir. Er kam gegen Mittag, mich zu fragen, was ich an dem Tage vornehmen werde; er saß, wenn ich dann eben schrieb, an meinem Kamin und legte das Weinreisig in die Flammen, um sie wach zu erhalten; er ging, wenn ich ihn gehen hieß, und begleitete mich, wenn ich es ihm erlaubte. Was er mir über die Art und Weise gelegentlich mitteilte, in welcher er mit und neben seinem Mentor lebte, war nicht dazu angethan, meinen Glauben zu ändern, daß er einen anderen Begleiter hätte haben müssen, obschon der Kammerherr bei seinen dänischen Landsleuten in einem sicher wohlverdienten Ansehen stand. Er war nur nicht der rechte Mann für eben dieses Amt.

Anfangs waren die dänischen Künstler auf Julian, als auf den Erben eines ihrer alten

und reichen Geschlechter, sehr aufmerksam gewesen, aber seine Unfertigkeit hatte sie bald gleichgültig gegen ihn werden lassen, und was ich seinem Begleiter zum Vorwurf machte, war, daß er durch seine Äußerungen über Julian denselben herabsetzte, statt ihn mit seinem Beistande zu erheben. Nur der geniale dänische Bildhauer Jerichau und sein edler Freund, der dänische Maler Thorald Lesson, stellten sich mit instinktivem Gerechtigkeitsgefühl auf die Seite des Jünglings und waren mit Elisabeth Baumann meine Bundesgenossen, wenn es sich darum handelte, ihn den anderen gegenüber zu vertreten.

* *
*

Stahrs Unwohlsein ging schneller vorüber, als er selber es erwartet hatte. Es war am dritten Weihnachtsfeiertage, als er gegen den Mittag zu mir kam. Er fand den Pater Salvatore und Julian bei mir. Der Pater verließ mich nach seiner Gewohnheit bald, nachdem Professor Stahr gekommen war, und Julian deutete ich an, daß er sich entfernen möge.

Stahr, der zum erstenmal meine kleine Wohnung betreten hatte, sah sich flüchtig um, dankte mir für meine Sendung und betrachtete sich meine beiden jungen Gäste mit einer gewissen Verwunderung.

„Was für eine sonderbare Menagerie haben Sie da um sich!“ sagte er, als wir uns allein befanden. „Und Sie heißen, wie es scheint, die Leute auch auf Kommando gehen und bleiben. Das ist ja beinahe wie in Lillis Park!“

Es lag ein gewisser mißtrauischer Spott in diesen Worten, und er mochte merken, daß er mich damit verletzte; denn er brach plötzlich ab und kam darauf zurück, wie lieb ihm meine Sendung auf seinem einsamen Krankenlager am ersten Feiertage gewesen sei. Das Gespräch wendete sich dadurch natürlich auf seinen Gesundheitszustand, und er hatte nicht nötig, es zu sagen, daß er gelitten habe. Man sah es ihm an.

Als ich mich nach den näheren Umständen seines Leidens erkundigte, entgegnete er: „Lassen Sie das! Es ist schon genug, von seiner Krankheit gepeinigt zu werden, wenn sie uns niedergeworfen hat; man muß sie nicht noch mit sich schleppen, wenn man wieder auf seinen Füßen steht. Ach! aufrecht stehen, daß man den Kopf hoch halten kann, das ist die Hauptsache, das ist alles! Aber erzählen Sie mir etwas von Ihren Erlebnissen in den letzten Tagen. Ich habe sie wie ein Einsiedler verbracht.“

Als ich ihm nun berichtete, wo ich gewesen und wie mir meine Zeit in dieser und in jener Gesellschaft angenehm vergangen sei, schüttelte er verwundert den Kopf. „Und dazu sind Sie nach Rom gekommen? Aber das hätten Sie, den jungen Mönch vielleicht abgerechnet, alles ganz ebensogut und möglicherweise noch besser in Deutschland haben können. Wie ist es möglich, hier in Rom so ausschließlich für die Gesellschaft zu leben? sich in ihr völlig zu verlieren? Ich fasse das nicht!“

Es lag auch in diesen Worten wieder ein Tadel, und ich war eben in jener Zeit weit mehr der Schmeichelei als des Tadels gewohnt. Es verdroß mich also, daß der Mann, dem ich so gutwillig entgegengekommen war, sich es herausnahm, mich zum Dank dafür mal zurecht zu weisen, und ich entgegnete ihm: „Und wenn ich Ihnen sage, daß ich die Gesellschaft studiere, wie Sie die alte Kunst, daß mir alle diese Menschen Gegenstände des Studiums sind, wie Ihnen die antiken Steingebilde —“

„So hat man sich zu bescheiden,“ fiel er mir ein, „und sich in acht zu nehmen, wenn man es auch nicht hindern kann, Ihnen ein Objekt zu sein und weiter nichts.“

Er machte mich wirklich zornig. Er war aber in diesem Augenblicke doch mein Gast, und meinen Unmut zu verbergen, sagte ich leichthin: „Ich bin übrigens nicht nach Italien gekommen, um zu arbeiten. Mein Beobachten ist zufällig und unwillkürlich. Ich will mich ausruhen und will mich hier vergnügen — weiter nichts!“

„Es fragt sich nur womit?“ wendete er ein.

Ich hatte auch damit wieder einen Vorwurf empfangen, und weil Stahr doch endlich merken mochte, daß er ohne alle Berechtigung zu weit gegangen sei, sagte er, als ob dies etwas Versöhnendes für mich sein könnte: „Da wir nun auf Arbeiten und auf Ihr Arbeiten gekommen sind, so muß ich

Ihnen auch gestehen, daß ich von Ihren Romanen nichts gelesen habe. Ich erinnere mich, daß mir, da ich zu Hause einen Lesezirkel dirigierte, Ihr Roman ‚Jenny‘ einmal in die Hand gekommen ist, aber ich habe ihn — bestrafen Sie mich dafür, wenn Sie wollen — mit einer supremen Verachtung auf die Seite geworfen, weil auf dem Titel eine Verfasserin angegeben war; und damit Sie denn gleich alles auf einmal erfahren, bekenne ich Ihnen zugleich, ich habe mich sogar hier geweigert, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

„Da habe ich etwas vor Ihnen voraus,“ versetzte ich, „denn ich habe Ihre Arbeiten in den Halleschen Jahrbüchern gelesen, und ich habe Sie mit meiner Sendung fast gezwungen, mich aufzusuchen.“

Die Gelassenheit, mit welcher ich seinen männlichen Übermut ertrug, schien Stahr zu entwaffnen. Seine Mienen verloren den herben Ausdruck, der mir heute zum erstenmal in ihnen aufgefallen war, und mit ganz verändertem Tone sagte er, statt mir das Kompliment zu machen, das meine Bemerkung gleichsam herausgefordert hatte: „Ich fühle es, ich bin in der Einsamkeit wahrhaftig zu einem halben Waldmenschen geworden; aber was wollen Sie, ich lebe hier nicht allein für mich. Ich bin meine Herstellung meinem Großherzoge schuldig, der mich hierher geschickt hat, und ich schulde mich meiner Familie. Ich darf an nichts denken als an das Gesundwerden. Danach habe ich denn auch gelebt — wenn schon bis jetzt erfolglos, denn ich habe schon seit langer Zeit an jedem Abend Fieber, und ich fühle mich auf das Äußerste erschöpft.“

Weil ich von frühester Jugend an mit meiner kranken Mutter zu thun gehabt hatte, war es mir natürlich, mich nach seiner Lebensweise zu erkundigen. Er sagte, daß er mit seinem jungen Freunde, Doktor Hettner, bei einem ehemaligen Koch des Fürsten Piombino wohne, und daß Signor Santini ihn und Doktor Hettner aus Liebhaberei am Kochen auch beköstige. Sie hätten um zehn Uhr ihre gute Kollation, um sechs Uhr abends ein noch besseres Pranzo.

„Das ist aber eine schlechte Einrichtung für Sie,“ entgegnete ich. „Sie sind viel zu schwach, um acht Stunden, vom Morgen bis zum Mittag, ohne Nahrung bleiben zu können, und Sie bekommen abends Fieber, weil Sie dann auf einmal zu viel Nahrung zu sich nehmen müssen. Wer so schwach ist wie Sie — ich habe es in langer Krankenpflege erfahren —, muß alle paar Stunden etwas essen. Ich will Ihnen gleich etwas besorgen.“ Und ohne seine Antwort abzuwarten, ging ich ins Nebenzimmer und holte herbei, was ich in meinem kleinen Haushalt eben beschaffen konnte.

Stahr lächelte, als er mich mit Brot und Wein und Früchten wiederkehren sah. „Also doch Lilis Park und das Futterkörbchen,“ sagte er, sich an seine früheren Worte erinnernd und mit demselben Mißtrauen, das er offenbar gegen meine unerwartete Gutwilligkeit empfand, die ich jedem anderen an seiner Stelle ebenso bewiesen haben würde. Er wußte es doch nicht ganz, wie übel er eben jetzt aussah, und wie sehr er das Mitleid rege machen mußte.

Die kleine Mahlzeit that ihm offenbar sehr wohl. Er wurde heiter, wurde lebhaft, wir kamen auf alles mögliche zu sprechen, und wir bemerkten, daß wir über die wichtigsten Gegenstände gleiche Ansichten hatten, nur daß Stahrs Überzeugungen einen tieferen Grund und einen festen Zusammenhang hatten, während all mein Denken mehr die Folge eines richtigen Sehens war und, ich möchte sagen, etwas Instinktives an sich trug. Dabei überraschte mich gleich beim Beginn unserer eigentlichen Bekanntschaft — denn ich sprach an dem Tage Stahr zum erstenmal allein und in Ruhe — der Ernst und die feste Männlichkeit seiner Natur. Man vergaß es, wie hinfällig er war, wenn man ihn sprechen hörte, und er selber vergaß seine Krankheit, bis sein Halsschmerz sie ihm wieder fühlbar machte. Ein paar Stunden waren uns vergangen, ohne daß wir ihren Verlauf inne geworden waren.

Als Stahr sich endlich erhob, sagte er: „Lisinka“ — so nannten ihre näheren Bekannten die Malerin Elisabeth Baumann — „Lisinka hat recht, es ist sehr ruhig, sehr behaglich bei Ihnen, und heute haben Sie mich wirklich kuriert. Ich befinde mich weit besser als in allen diesen Tagen!“

Ich meinte, er solle sich daraus die Lehre ziehen, nach meinem Rate öfter zu essen;

und da er mir einwendete, daß dies in Rom Schwierigkeiten mache, da er nicht immer gleich etwas zur Hand habe, schlug ich ihm vor, daß ich stets einen solchen Imbiß für ihn vorrätig halten wolle, so daß er nur heraufzukommen brauche, um ihn einzunehmen, selbst wenn ich nicht zu Hause sei; meine Wohnung liege auf seinen Wegen, und ich wolle der Wirtin sagen, daß man ihm auch in meiner Abwesenheit mein Zimmer öffne.

Er sah mich an, als hätte er ein solches Anerbieten nicht erwartet. „Und wenn ich Sie nun beim Worte nähme?" fragte er.

„So würden Sie sich überzeugen, daß ich nichts anbiete, was ich nicht wirklich leisten will," entgegnete ich.

Trotzdem vergingen, soviel ich mich erinnere, ein paar Tage, ehe Stahr sich wieder bei mir sehen ließ. Mein kleiner Imbiß erwartete ihn vergeblich, und ich schwamm auf dem bewegten Meere der römischen Fremdengesellschaft lustig weiter fort, von ihren Wogen getragen und fortgerissen. Jeder Tag brachte mir neue Bekanntschaften, und alle Menschen, die man hier kennen lernte, waren über sich hinausgehoben, weil sie, fern von ihren gewohnten Lebensverhältnissen, sich die Freiheit zuerkannten und nahmen, nach ihrem eigenen Ermessen und Belieben zu leben. Jede Nationalität hatte in Rom notwendig einen Teil ihrer Eigentümlichkeiten aufzugeben. Mit den allgemeinen brachte man denn auch unwillkürlich viele seiner besonderen Eigenheiten zum Opfer, und da jeder mit dem überlieferten Glauben nach Rom gekommen war, daß man hier in den Ruinen einer untergegangenen Welt, im Kreise von Künstlern ein zwangloses Leben führen könne, so kamen die Menschen schneller und leichter aneinander heran, und die Guten und Bedeutenden erschienen noch besser und in ihrem ganzen wahren Werte, weil sie alles Kleinliche und Zufällige, alle unnütze Form und gesellschaftliche Unnatur von sich abwerfen zu können glaubten. Man sprach, da die Italiener selbst viel natürlicher sind als die Nordländer, unumwunden aus, was man dachte, und Ottilie von Goethe sagte einmal scherzend und doch mit großer innerer Wahrheit zu mir: „Wie wird's uns nur in Deutschland wieder gehen? Man wird uns ganz unanständig geworden finden, und wir werden uns in den unanständigen Anstand der anderen auch nicht mehr recht schicken können!"

Ob ich Stahrs Ausbleiben in den paar Tagen wesentlich vermißte, weiß ich jetzt selbst nicht mehr zu sagen. Er war mir freilich geistreich und anziehend erschienen, aber ich lebte so zerstreuende und zerstreute Tage, ich war so zufrieden mit der Zuvorkommenheit und Anerkennung, die mir überall entgegenkamen, und so geschmeichelt von den Huldigungen — ich darf jetzt, da zwanzig Jahre seit jenen Tagen vergangen sind und ich eine alte Frau bin, das Wort ohne Eitelkeit gebrauchen —, die mich umgaben, daß ich, wenn ich an ihn dachte, neben der teilnehmenden Sorge um ihn, mich wahrscheinlich nur darüber gewundert haben werde, weshalb er meine Freundlichkeit nicht dankbarer empfing. Dazu war ich eben damals durch ein mich nahe berührendes Ereignis sehr beschäftigt, denn Elisabeth Baumann hatte sich gleich nach dem Weihnachtsfeste mit dem Bildhauer Jerichau verlobt, und alle ihre Freuden und Hoffnungen, wie alle ihre Sorgen waren damit auch die meinen geworden.

Beide Verlobte waren völlig mittellos; ihre Naturen schienen fast unvereinbar zu sein, und niemand begriff es recht, wie gerade diese beiden Menschen sich zueinander hatten finden können. Nur an künstlerischer Bedeutung waren sie einander ebenbürtig, und die schwungvolle, thätig bewegliche Elisabeth besaß neben ihrer lebhaften Phantasie eine Willenskraft, eine Ausdauer und einen Lebensmut, die sich auch durch alle Zukunft stark genug erwiesen haben, den tiefsinnigen und zu einsamem Brüten geneigten Mann mit sich fortzutragen und ihm über alle die Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, welche auf dem Lebenswege eines Künstlers immer zu besiegen sind.

Diese Verlobung führte die nächsten Bekannten des Brautpaares fast alltäglich zusammen, mich aber vereinsamte sie in gewissem Sinne. Elisabeth hörte auf, bei und mit mir zu Mittag zu essen, da sie fortan mit Jerichau und dessen unzertrennlichem Gefährten Lesson im Speisehause ihre Mahlzeit einnehmen wollte, und auch an meinen

Spaziergängen und Galeriewanderungen nahm sie nun nicht mehr wie früher teil.

So trafen mich denn eines Tages Professor Stahr und Doktor Hettner bei einer meiner Wanderungen ohne Begleitung, und es machte sich ganz von selbst, daß sie mir anboten, mich ihnen künftig anzuschließen. Mir war dies sehr erwünscht, weil sie beide ohnehin freier über ihre Zeit verfügten als die Künstler, und wir kamen überein, daß sie, ehe sie in die Galerien oder Villen gingen, bei mir vorsprechen, daß Stahr bei mir frühstücken und wir danach unsere Wanderungen gemeinsam unternehmen sollten. Wir brachten auf diese Weise die hellen Stunden des Tages meist miteinander zu, und da Stahr sich leidlich wohl befand, kam er abends auch ein paarmal mit Hettner oder Gurlitt zu mir hinauf, um noch eine Stunde zu verplaudern, ehe ich in Gesellschaft ging.

Den Sylvesterabend hatte ich aber, ich weiß nicht, durch welchen Zufall, ganz einsam in meiner Wohnung zugebracht, und es war mir dabei schwer aufs Herz gefallen, daß ich, inmitten der glänzenden Gesellschaft und von Bewunderern und Verehrern umgeben, im Grunde doch völlig allein sei. Ich hatte nach Hause geschrieben und mich, nachdem ich den Beginn des Neujahrs abgewartet, traurig zu Bett gelegt. Für den Neujahrsmittag hatte ich, Elisabeths Verlobung zu feiern, eine Tischgesellschaft geladen und eine Mahlzeit bestellt. Es waren am Morgen eine Menge von Bekannten bei mir gewesen, mein Zimmer stand voll Blumen, auch manche andere Gabe war mir zu teil geworden; dann hatte ich selbst den Tisch gedeckt, und um die festgesetzte Stunde kamen Elisabeth mit Jerichau und Lesson, Gurlitt, Professor Stahr und Doktor Hettner zu mir zum Essen. Es waren gerade so viel Gäste, als das kleine Zimmer fassen konnte, und wir waren herzlich guter Dinge. Elisabeth sah wirklich schön in ihrem Glück aus, Jerichau hatte seine Melancholie für den Augenblick überwunden, Lesson sonnte sich in der Zufriedenheit des Freundes, und als Stahr dann beim Ende der Mahlzeit das Gedicht „Herkules und Hebe“ vorlas, das er im Hinblick auf Jerichaus meisterhafte, eben vollendete Gruppe zur Verlobung der beiden ihm befreundeten Künstler verfaßt hatte (es ist später in Stahrs „Ein Jahr in Italien“ aufgenommen worden), ward die Bewegung und die Rührung eine allgemeine. Man umarmte, man küßte sich, selbst meine alte Begleiterin ward in die Freundschaftsbeweise mit eingeschlossen; an mich, die es so gut gemeint hatte und deren Gäste sie alle waren, dachte niemand. Niemand umarmte mich, niemand gab mir auch nur die Hand. Es war ein Zufall, aber es that mir schrecklich wehe. Das gestrige Gefühl des Verlassenseins kam noch stärker über mich, und unfähig, meine Traurigkeit zu verbergen, ging ich in das Nebenzimmer, um mich im Dunklen und im Stillen auszuweinen. Indes früh daran gewöhnt, mich zu beherrschen, nahm ich mich, schnell wie die Rührung über mich gekommen war, auch wieder zusammen, und die anderen, sehr mit sich selbst beschäftigt, merkten nicht, daß ich ihre Heiterkeit nicht teilte. Nur Stahr sah mich einmal mit einer Art von Überraschung an und fragte: „Haben Sie geweint?“

„Ich habe mich nach Hause und nach den Meinen gesehnt, als ich Sie alle so heiter sah!“ gab ich ihm zur Antwort.

„Glauben Sie, daß ich nicht auch nach Hause denke?“ erwiderte er mit einem Seufzer, indem er mir die Hand gab.

Wir waren samt und sonders, wenn auch in verschiedene Kreise, für den Abend eingeladen, aber ich fühlte keine Neigung, unter Menschen zu sein, und ließ meine Begleiterin ohne mich fortgehen. Die anderen entfernten sich allmählich auch, und da Stahr bemerkte, daß ich allein zu Hause bleiben wollte, fragte er, ob er mir Gesellschaft leisten dürfe.

Ich sagte, daß mir das lieb sein würde, ließ den Theetisch mit der dreiarmigen Lampe an den Kamin räumen, und wir richteten uns auf einen stillen Abend ein. Stahr kam auf meine Sehnsucht nach den Meinen zu sprechen, ich erzählte ihm von meinen Verhältnissen, er von den seinen, wir sprachen von unseren römischen Bekannten, namentlich von Ottilie von Goethe, die auch er hatte kennen und schätzen lernen. „Ach!“ rief er, „sie kommt mir immer wie eine Rose vor, auf die Schnee gefallen ist.“ — Als ich erwähnte, wie ungeschickt sie neulich

von taktlosen Leuten behandelt worden war, und Stahr und ich ähnlicher Unbill gedachten, die auch wir gelegentlich zu erfahren gehabt hatten, sagte er: „Leute, wie Frau von Goethe, wie Sie und ich auch, wir sind wie ein offenes Klavier in einer Poststube. Jeder hält sich, weil's offen dasteht, berechtigt, darauf zu klimpern — und das feine Instrument wird unvermerkt verstimmt."

Alles, was er sagte und wie er es sagte, hatte für mich einen fremdartigen Reiz. Er war weich und doch streng; voll Poesie und von schärfstem Verstande, und was mir am meisten Eindruck machte, war, daß er mir nicht schmeichelte. Es war in meinem Zimmer schon oft über das Wesen der Poesie und der Kunst gesprochen worden, und in der Regel hatte Gurlitt mit seiner unbedingten Verehrung für Hebbel, der eben erst Italien verlassen, die Veranlassung dazu gegeben. Er war es auch gewesen, der mir die Judith und die Genoveva mitgebracht, und es hatte ihn sehr verwundert, ja gekränkt, als ich ihm einmal erklärte, daß beide Dichtungen mir in ihrer Spitzfindigkeit zuwider wären und daß ihre Roheit mich abstoße wie kaum ein anderes Gedicht. Daß Schönheiten in der Genoveva enthalten wären, konnte ich nicht in Abrede stellen, aber es war nach meiner Meinung immer ein mißlich Ding um ein Kunstwerk, bei dem man sich an einzelne Schönheiten halten sollte; und da Gurlitt uns durchaus auch an dem Neujahrsmittag zu seinem Hebbelkultus hatte bekehren wollen, wobei die Männer lebhafter und heftiger geworden waren, als es mir gefiel, hatte ich scherzend ausgerufen: „Nun gut! wir wollen, um diese Unterhaltung endlich los zu werden, es ein für allemal feststellen: Hebbel ist Gott und Gurlitt sein Prophet! Nun will ich aber von Hebbel, von diesem Holofernes der Litteratur, auch nicht mehr reden hören, und wer wieder davon anfängt, den schicke ich nach Hause."

Wir hatten darüber gelacht, waren alle wieder heiter geworden; indes, Stahr kam, als wir dann allein beisammensaßen, noch einmal auf die frühere Erörterung zurück.

„Sie haben heute," sagte er, „dem unfruchtbaren Streite mit Gurlitt sehr heiter ein Ende gemacht, aber es ist damit nicht viel gewonnen. Mit solchen geistreichen Einfällen fördert man sich nicht, denn sie sind oberflächlich und halten sich nur an der Oberfläche der Dinge. Diese Art des Urteilens haben Sie von Heinrich Heine abgesehen, an dem Ihr Wohlgefallen mir immer unbegreiflich ist. Ich kann es mir nämlich gar nicht vorstellen, wie eine Frau an diesem wüsten Gesellen so viel Behagen haben kann, als Sie an ihm bezeigen. Wie kann eine Frau einen Dichter gelten lassen, um nicht gar zu sagen bewundern und lieben, dem das Weib doch im Grunde gar nichts ist als ein Mittel zur Befriedigung seiner Sinnlichkeit oder ein Spielzeug, mit dem er schön thut. Ich liebe Hebbel so wenig als Sie. Auch mich stößt seine Gewaltsamkeit ab, und er ist im persönlichen Verkehr mir nicht angenehmer erschienen als in seinen Dichtungen. Aber gegen Heines zur Schau getragene Liederlichkeit und abgefeimte Frivolität ist Hebbels Derbheit noch erhaben — und ich glaube, Sie haben niemals ernstlich darüber nachgedacht, was Sie damit aussagen, wenn Sie zuweilen Heine so in Bausch und Bogen zu bewundern und zu lieben behaupten, diesen Menschen, dessen verderblicher Einfluß auf den Geschmack und die sittlich-ästhetische Bildung unseres Volkes und unserer Litteratur, eben wegen seines großen Talentes, mir oft geradezu fürchterlich erscheint." Er hielt eine kleine Weile inne, nahm meine Hand und sprach sehr mild und freundlich: „Wenn ich von Ihnen solche Dinge höre, ist mir immer, als sähe ich kleine Flecke, kleine Federn auf einem Prachtgewande. Man kann sich nicht enthalten, sie fortzuwünschen, man kann der Versuchung nicht widerstehen, sie fortzubringen!"

Ich schämte mich, und doch that mir die Art und Weise, wie Stahr mich behandelte, wohl. Ich hatte das Gefühl, daß er — was ich ja immer von den Männern gefordert und fast immer vergeblich gefordert hatte — mich wie einen vernünftigen Menschen behandle, und den sittlichen Idealismus, mit dem er von den Frauen sprach, hatte ich, seit Leopold gestorben war, in keinem der mir bekannten Männer jemals wiedergefunden; Leopold aber hatte weder den Geist von Stahr besessen, noch war der unfertige junge Theologe diesem reifen, durch-

gebildeten Manne auch nur im entferntesten zu vergleichen gewesen.

Als Stahr fortging, dankte ich ihm, daß er bei mir geblieben sei. Ich hatte das Bewußtsein, einen sehr reichen Abend verlebt zu haben, und ich sprach es ihm aus, wie ich mich freute, zu Hause geblieben zu sein.

„Das glaube ich Ihnen," versetzte er; „denn es kommt ja bei Ihrem Gesellschaftsleben auch nicht viel heraus. Man hat nur im engen ruhigen Gespräche etwas voneinander, und Sie namentlich zersplittern sich in diesem Treiben mehr, als Ihnen gut ist! Sie haben Ruhe und Sammlung nötig, nicht Zerstreuung!"

Ich dachte noch lange in der Nacht über unsere Unterhaltung nach. Stahr aber hat mir später einmal erzählt, daß er eben an jenem Abend mit einer sehr ruhigen Heiterkeit von mir fortgegangen sei, bis mit einemmal ein ihm ganz fremdes und unerklärliches Gefühl des Triumphes durch seine Brust gezogen, so daß er sich selbst gefragt habe, was ihm denn geschehen oder eben jetzt gelungen sei? Und er hatte sich mit Genugthuung darauf die Antwort gegeben, daß er mit sich zufrieden sei, weil er mir das Recht des Stärkeren hatte fühlbar machen können.

* * *

Von Neujahr ab sahen wir uns fast täglich, sei es, daß wir zu vieren, meine Begleiterin und ich und Professor Stahr mit Doktor Hettner, in die Museen gingen, in die Villen und in die Campagna hinausfuhren, oder daß wir abends uns in einem der vielen Fremdenkreise trafen, die Stahr allmählich, wenn auch immer selten genug, zu besuchen anfing, und in denen seine geistvolle Lebendigkeit überall sich Freunde gewann. Man beneidete mich darum, daß ich ihn zum beständigen Begleiter hatte, und namentlich suchte Fräulein Schopenhauer, welche inzwischen bei ihren Freundinnen ebenfalls die Bekanntschaft Stahrs gemacht hatte, dieselbe fortzuführen. Sie hatte ihn zu verschiedenen Malen eingeladen, ohne daß er von ihrer Aufforderung, sie zu besuchen, Gebrauch gemacht hätte, und sie erbot sich denn endlich, da Stahr sie lesen zu hören wünschte, ihm bei mir die Iphigenie vorzulesen, von der, wie Frau von Goethe sagte, „der Vater" behauptet hatte, daß niemand sie wie Adele spreche.

Das war denn allerdings ein großer Genuß, der namentlich auf Stahr einen erschütternden Eindruck machte. Bei seiner Verehrung für Goethe ergriff es ihn und uns mit ihm, das Wort des Meisters von derselben Stimme lesen zu hören, mit welcher es einst an sein Ohr getragen war. Man empfand sich dem großen Genius dadurch näher gebracht; ein Göttliches, ein Vergangenes trat menschlich und gegenwärtig an uns heran, stieg zu uns herab und trug uns mit sich empor, weil wir fähig waren, es zu erfassen. Adele war entzückt von der Aufnahme, welche ihr Vortrag auf den empfänglichen Zuhörer hervorbrachte, und dieser, dem ihr gespreiztes Wesen bisher ebensowenig zusagend gewesen war als mir, ließ sich auch nun bewegen, an einem der nächsten Abende zu ihr zu gehen, wodurch denn wieder eine Begegnung von Stahr und Iwan Galahoff vermittelt ward, der, durch gemeinsame deutsche Freunde an Stahr empfohlen, ihn bisher mehrmals vergebens aufgesucht hatte.

Da ich nun Gelegenheit gewann, Stahrs körperliches Befinden fortdauernd zu beobachten, kam ich mehr und mehr auf die Vermutung, daß seine Ärzte und er sich über seinen Zustand täuschten und daß man ihn geschädigt habe, indem man ihn seit langen Jahren auf eine strenge Diät und auf alle Arten von Entziehungskuren hingewiesen hatte. Fräulein Schopenhauer war durch Oldenburger Briefe davon benachrichtigt worden, daß man Stahrs Halsübel für eine Halsschwindsucht ansehe, und er selber schien dies auch zu fürchten. Indes, wenn er einmal eine Andeutung davon fallen ließ, versicherte ich ihn immer, das sei eine leere Furcht. Ich hätte meine Mutter fast zehn Jahre lang dieser unheilvollen Krankheit entgegengehen, sie endlich daran sterben sehen, das sei aber ganz anders gewesen; und da er darüber klagte, daß er, sobald er lebhaft spreche, ein trockenes Brennen und Stechen, wie an einer Wunde, im Halse fühle, kam ich auf den Einfall, daß man es nie bis zu

diesem Trockenwerden des Halses kommen lassen dürfe. Gingen wir aus, so steckte ich ein paar Orangen für ihn in die Tasche, fuhren wir in die Campagna, so wurden Wasser und Wein im Wagen mitgenommen, und da ihm dies eine wesentliche Erleichterung schaffte, da ich sah, daß ich ihm mit diesen kleinen Palliativmitteln wirklich nützte, so machte mir dies, wie jedes Gelingen, eine große Freude, und ich fing an, mich in jedem Betracht sehr um ihn zu sorgen.

Er war dafür dankbarer, als ich es irgend erwarten konnte, denn, so sehr er die häuslichen Eigenschaften seiner Frau auch rühmte, sah ich an allem und bei jedem Anlaß, daß er an eine Vorsorge und vollends an eine verständige Pflege, wie ein chronisch Leidender sie braucht, und wie wir sie meiner Mutter fort und fort geleistet hatten, ganz und gar nicht gewöhnt sei. Es gehört zu einer solchen Pflege eine sichere Beobachtung und eine nicht aussetzende Achtsamkeit, ich möchte sagen, ein angeborenes und ausgebildetes Talent. Ich fing an, Stahrs ganze Lebens- und Ernährungsweise zu beaufsichtigen. Ich nötigte ihn, außer seinen bisherigen zwei Mahlzeiten noch zwei andere, und zwar von kräftigen Speisen, zu sich zu nehmen, ich bat Doktor Hettner, darüber zu wachen, daß dies geschah, auch wenn er mit Stahr allein war; denn da dieser es bisher für durchaus gleichgültig gehalten hatte, was oder wann er esse, sofern er nur eben nicht hungere, sondern satt werde, so begegnete es ihm beständig, daß er, in die Arbeit, in eine Unterhaltung oder auch in Betrachtung irgend welcher Merkwürdigkeiten vertieft, das Essen vergaß und dann in eine Abspannung verfiel, in der er das eigentliche Bedürfnis seiner Natur verkannte. Dazu rauchte er viel und zwar die schlechten römischen Regiecigarren, deren austrocknende Wirkungen er im Halse schmerzlich fühlte; aber er war an das Rauchen so sehr gewöhnt, daß er es nicht entbehren zu können glaubte und beständig rauchte, wenn er allein war. Wollte ich ihn also davon abhalten, so mußte ich ihn bitten, bei mir zu bleiben, und da das lebhafte Sprechen ihm das Schädlichste von allem war, so hatte ich eines Tages angefangen, ihm aus dem Bande Platenscher Gedichte vorzulesen, die Georg Herwegh mir in Baden-Baden geschenkt hatte, und bald verging kein Abend, an dem wir nicht irgend etwas zusammen gelesen hätten, wenn wir, um Ave Maria von unseren Spaziergängen heimkehrend, in meiner Wohnung beisammen blieben, bis um neun Uhr die Gesellschaftsstunde für mich schlug.

Wie ich nun auf solche Weise guten Einfluß auf das Befinden meines Freundes hatte, so wirkte sein Verkehr, ohne daß er es beabsichtigte oder ich es gleich gewahrte, noch segensreicher auf mich ein. Mein Leben wurde zunächst ruhiger, da ich mich seinen Bedürfnissen und seiner Tageseinteilung anzupassen suchte; und die mir befreundeten Frauen, Ottilie von Goethe, Frau von Schwanenfeld, Frau Mertens und Gallahoffs sanfte schöne Schwester, die alle Teilnahme für Stahr gewonnen hatten und sich an seinem besseren Befinden freuten, ermunterten mich, in meiner Sorge für ihn fortzufahren. Man fand es in diesen Kreisen bald völlig in der Ordnung, wenn ich es ablehnte, zu irgend einem Ausgange mitzukommen, wenn dieser in eine Stunde fiel, in welcher Stahr sich bei mir einzustellen pflegte; man fragte mich, wenn ich abends einmal später erschien, als man mich erwartet haben mochte, ob Stahr sein Abendessen bei mir gehabt habe, und es waren keine drei Wochen nach dem Beginn des neuen Jahres entschwunden, als man sich schon gewöhnt hatte, Stahr als meinen beständigen Begleiter und uns beide als zusammengehörend anzusehen.

In die erste Woche des Jahres war das Fest der heiligen drei Könige auf einen Dienstag, auf den Empfangsabend bei Frau Mertens gefallen, und Festen und Maskenspielen sehr geneigt, hatte sie mit ihren nächsten Bekannten, mit Frau von Goethe und Fräulein Schopenhauer, den Plan gemacht, zu Ehren der Schutzheiligen ihrer Vaterstadt an ihrem Empfangsabende eine kleine Aufführung zu veranstalten und den Bohnenkuchen nach deutscher Weise essen zu lassen.

Jerichau und Elisabeth, welche an dem Abende zum erstenmal als dessen Braut in großer Gesellschaft erschien, kamen mich abzuholen, und als Elisabeth bei mir eintrat, warf sie schnell ihren Mantel ab, damit ich

sie betrachten sollte; denn sie hatte sich mit der ihr eigentümlich künstlerischen Weise heute völlig metamorphosiert. Sie war in perlfarbige matte Seide gekleidet, hatte ihr Haar, gegen ihre sonstige Gewohnheit, schlicht gescheitelt und in einen antiken Knoten genestelt, auf dem sie einen Kranz, tief in den Nacken gedrückt, trug, dessen grüne Zweige vorn in ein paar leichten Epheuranken auf der Stirn ausliefen. So blieb sie, sehr zufrieden mit sich und sehr glücklich in ihrer Liebe, mit herabgesunkenen Armen vor mir stehen, und als sie dann noch, wie wenn sie die Falten ihres Kleides betrachtete, die Augen niedersenkte, mußte jeder, der sie erblickte, sagen: das ist die verschämte Braut! Es war ein in sich vollendetes lebendes Bild. Sie sah wirklich schön aus, und es hatte etwas Erschreckendes, als sie wenige Augenblicke später mit gewohnter hastiger Lebendigkeit von ihren praktischen und unpraktischen Einrichtungen und Plänen zu sprechen begann.

Sie half mir gutwillig und geschickt wie immer ein paar feuerrote Kamelien in das Haar und ein paar andere an der Brust festzustecken — Julian pflegte mir an jedem Dienstag frische Blumen für den Abend zu bringen, weil dies das einzige war, was ich ihm erlaubt hatte, für mich zu besorgen — und wir fanden, als wir bei Frau Mertens anlangten, ihre Säle schon von Gästen voll. Die Gesellschaft war, wie immer, sehr glänzend. Adelaide Sartoris, die ehemalige Adelaide Kemble, hatte zu singen versprochen, ihre Schwester, die schöne und geistvolle Schauspielerin Fanny Kemble, die nach ihrer Verheiratung mit Herrn Buttler in New-York ein Journal redigiert und sich auch als Schriftstellerin einen Namen gemacht, war ebenfalls anwesend, und so gut ich von mir auch zu denken geneigt war, setzte mich doch wieder der Empfang in Verwunderung, den ich in diesem Kreise fand. Unwillkürlich fragte ich mich oftmals: Bin ich das? und was haben, was finden die Menschen denn an mir jetzt mit einemmal so anziehend und liebenswürdig? Ich bin ja nicht eine andere, ich bin ja nicht besser, nicht klüger, nicht jünger geworden? Gerade an dem Morgen dieses Tages hatte Stahr, neben mir am Fenster stehend, die Bemerkung gemacht, daß ich schon hier und da ein weißes Haar in meinen Locken hätte, und als ich ihm entgegnete, ich hätte schon seit zehn Jahren graues Haar, als natürliches Familienerbe, hatte er scherzend ausgerufen: „Das hilft nichts! das hilft Ihnen alles nichts, da bekommen Sie keinen Mann mehr, Fräulein Lewald! Das ist aber auch recht gut! Es muß durchaus solche barmherzige Schwestern wie Sie auf Erden geben!“

Jetzt am Abend sah ich, daß er mich, während ich mit Monsignore Lippi und dem Abbate Metranga zusammensaß, unverwandt betrachtete. Als er endlich herankam, hörte er, wie Lippi mir sagte, er habe, als er mich kennen lernen, nicht glauben wollen, daß ich Romane schreibe. „Weshalb nicht?“ fragte ich ihn. — „Wie kann man daran denken, Romane zu erdichten, wenn man noch jung genug und dazu angethan ist, sie zu erleben!“ versetzte der galante Italiener, und das Gespräch ging dann noch einige Augenblicke in der gewohnten Weise fort, die mich wie ein jeu d'esprit wieder auf das Neue und auf das Allerhöchste belustigte.

Stahr hörte in ernstem Schweigen zu. Dann, als ich aufgestanden war und fortgehen wollte, sagte er: „Welch eine wunderliche Gesellschaft ist das, in der wir leben, und die Sie so erfreut! Aber wahr ist's, Sie sind schön!“ setzte er mit einem Ernste hinzu, der etwas sehr Komisches für mich hatte, und noch in dem Zuge der Konversation, die ich bis dahin geführt, rief ich lachend: „Bemerken Sie das erst heute? und trotz meines grauen Haares?“ „Sie sind doch eitler, als ich glaubte!“ entgegnete er und ließ mich stehen.

Ich war sehr verletzt, denn ich hatte wirklich nur einen Scherz beabsichtigt, und von ihm, der mich in den letzten Zeiten doch besser hätte kennen lernen sollen als diese fremden Menschen, von ihm, der es wußte, daß ich ernsthaft und daß mein Leben nicht danach angethan gewesen war, mich eitel zu machen, von ihm kränkte mich diese neue Zurechtweisung.

Was gab ihm, dem ich in uneigennützigster Weise nur Freundliches erwiesen hatte, ein Recht, mich immerfort zu tadeln? Ihm gerade hatte ich es ausdrücklich erzählt, wie diese Art der Salonunterhaltung mit den

Italienern und den Franzosen mich vergnüge. Wie konnte er ein Arg darin finden? wie konnte er sie mir mißgönnen? Er kam mir pedantisch, kleinstädtisch, schulmeisterlich vor, ich ärgerte mich über ihn, und es that mir leid, daß ich mich überall so warm über ihn ausgesprochen hatte, daß ich mich durch die Zustimmung meiner Freundinnen beinahe außer der Möglichkeit befand, mich jetzt von ihm zurückzuziehen. Ich mußte weiter mit ihm fortgehen wie bisher; aber ich meinte zu sehen, daß ich diesem Manne gegenüber meine Freiheit zu wahren habe — und ich nahm mir vor, es ihn nicht vergessen zu lassen, daß ich mein eigener Herr sei und dies auch ihm gegenüber ein für allemal zu bleiben wünsche.

Der Bohnenkuchen wurde in aller Form gegessen. Groß, wie er war, mußte er in sehr viele Stücke zerteilt werden, denn die Zahl der Gäste war noch größer als sonst, und der Zufall teilte mir die Bohne zu.

In aller Eile wurde auf einer kleinen Erhöhung ein im voraus bereiteter Ehrensessel aufgestellt, man hing mir einen roten Shawl als Mantel um, und nachdem ich so in aller Form in mein Amt eingesetzt worden, erschienen Frau Mertens, Frau von Goethe und Fräulein Schopenhauer im Kostüm der heiligen drei Könige, die in drei Körben ihre Gaben darbrachten, welche ich nach dem Anweis der von ihnen gesprochenen Gedichte an die Gesellschaft zu verteilen hatte. Es waren kleine Nippes, Ansichten von Rom, kleine Marmor- und Alabastersachen, aber alles eben nur Gegenstände von mäßigem Werte, wie man sie Fremden ohne Zudringlichkeit anbieten darf, und die Gesellschaft hatte an der kleinen Scene ihre große Freude. Ich verteilte die Geschenke nach bester Einsicht; man überhäufte mich, die ich gar nichts dazu gethan hatte, mit Liebenswürdigkeiten, und ich konnte an mir selber mit Heiterkeit ermessen, wie leicht und gut diejenigen es haben, die wie ich, durch des Zufalls blinde Gunst zum Thron gelangt, zu gewähren vermögen, was andere begehren. Indes, der Gäste waren doch noch mehr als der Gaben. Frau Mertens füllte mir die leer werdenden Körbe wieder mit verschiedenen Kleinigkeiten, welche sie aus ihrem Vorrate herbeiholte, und als das endlich auch nicht reichen wollte und immer noch zwei, drei Personen übrig blieben, die nichts bekommen hatten, nahm ich die Kamelien, die ich an der Brust und im Haar trug und verteilte diese an die Leerausgegangenen. Solch kleine Entschlossenheit und Ungezwungenheit waren nun recht im Sinne der Italiener, und auch Stahr freute sich daran. Er sprach mir das mit seiner gewohnten Wärme aus, und ich vergaß, daß ich einen Augenblick zuvor böse auf ihn gewesen war. Die Gesellschaft, äußerst angeregt, fing gegen die Sitte des Hauses zu tanzen an, selbst Stahr ließ es sich nicht ausreden, ein paar Touren zu walzen; und als wir uns am Abend trennten, ward die Verabredung getroffen, daß wir am nächsten Tage etwas gemeinsam unternehmen wollten.

Indes, am Morgen erinnerte ich mich, daß ich in der Frühe ausgehen müsse. Ich schickte also meine Gaetana zu Stahr und schrieb ihm: In meiner mir sehr zusagenden Königsrolle verbleibend und König Ludwig nachahmend, melde ich Ihnen, daß, Vormittag ausgehen müssend, um Handschuh und Stiefel zu kaufen, ich Sie Nachmittag um zwei Uhr erwarte, in der Voraussetzung, daß Sie es nicht verschmähen, meiner Majestät die Merkwürdigkeiten Roms zu zeigen. Wollen Sie Ihren Freund mitnehmen, so ist mein Hofstaat um so größer. Aber wie ist Ihnen das Tanzen bekommen? Mir thut's leid, daß ich nicht Königin bin! wahrhaftig! ich brächt's so gut zu stande als manche andere! Schicken Sie mir den Teller wieder, auf dem ich Ihnen Weihnachten Ihr Teilchen spendete. Sie sehen, ich denke an den Haushalt wie die alten Königstöchter. Alles Liebe und Schöne. F. Rom, den 7/1 46.

Stahr antwortete mir: In aller Eile nur soviel als Antwort, daß ich Ihro Majestät Befehlen gemäß mit Doktor H. gegen zwei Uhr mich einstellen werde, um entweder eine Campagnatour zu machen oder Villa Albani zu besuchen. Der Abend ist mir besser bekommen, als ich zu hoffen Ursache hatte. Ich habe noch über Mitternacht hin Shelleys Beatrice Cenci gelesen. Auf Wiedersehen. Der Ihre. Ad. St.

Es war das zweite Billet gewesen, das ich an ihn schrieb, das erste, das ich von

ihm empfing, und meine Beziehung zu ihm war am Anfang des Jahres noch eine sehr freie und unbefangene von beiden Seiten. Es war eben nur soviel Anreiz und Spannung in unserem Verkehr, wie sie sich überall finden, wo zwei lebhafte Personen verschiedenen Geschlechts aufeinandertreffen, die beide Lust daran haben, von ihren geistigen Mitteln auch einen spielenden Gebrauch zu machen; und obschon wir beide über die Jugend hinaus waren und Stahr obenein voll Sorge und recht krank, hatten wir doch beide das Gemeinsame, daß wir bei ursprünglich ernster Natur eine große Elasticität des Geistes und eine lebhafte Einbildungskraft besaßen, die uns immer leicht über die etwaigen Störungen des Augenblickes hinwegtrugen. Dazu erheiterte Stahr, wenn wir im Freien oder in den Galerien waren, der Anblick meiner Freude und meines Glücksgefühls; er, der für mein graues Haar nicht blind gewesen war, sagte mir nachher mit froher Rührung oftmals: „Ach, Sie sind doch sehr viel jünger als die Jüngsten!"

Und in der That, wenn Glück und Jugend gleichbedeutend sind, muß ich damals wohl als sehr jung erschienen sein, denn ich war äußerst glücklich inmitten all des Großen und Schönen, das mich umgab, und in all dem Wohlwollen und der Neigung, von der ich mich umfangen und getragen fühlte.

* * *

Der Januar ging uns in dieser Weise hin, aber eine neue Erkrankung von Stahr unterbrach für einige Tage wieder unser Begegnen, wenn auch nicht unseren Zusammenhang. Sein Arzt hatte Stahr bei diesem Rückfall darauf aufmerksam gemacht, wie das Tabakrauchen ihm entschieden verderblich sei, und er hatte sich entschließen wollen, demselben bis auf die Frühstückscigarre zu entsagen, die wir ihm gleichfalls abzustreiten strebten. In dem Verhandeln um diesen Gegenstand rief Stahr mit einem halb wahren, halb verstellten Unmut: „Aber um Gottes willen, was soll ich denn des Morgens thun, wenn ich nicht eine Cigarre zu meinem Kaffee rauche? Irgend etwas will der Mensch doch haben." Wir verwiesen ihn auf die Zeitungen, auf die Bücher. „Ach, das ist alles nichts!" sagte er. „Ja, wenn Sie mir noch alle Morgen ein Billet schrieben, dann ließe ich mir's gefallen, dann hätte ich doch etwas, worauf ich mich freuen könnte!" „Das soll ein Wort sein!" entgegnete ich, indem ich ihm die Hand hinhielt. Stahr schlug ein, und die Sache war damit abgemacht.

Was ich ihm schrieb? Zwei, drei Zeilen! Eine Anfrage über unsere Tageseinteilung und über sein Befinden. Eine Erinnerung an den Scherz eines vergangenen Tages; eine Bitte um ein Buch, eine Neckerei um eine Kleinigkeit. Ich hatte ihn liebgewonnen, ihn schätzen, ihm vertrauen lernen, und seine unbestechliche Wahrhaftigkeit, auch gegen mich, hatten ihn mir verehrungswert gemacht. Ich fühlte an jedem Tage mehr, wie redlich er es mit mir meinte, ich fühlte, daß ich ihm etwas wert sein mußte, weil er sich so bemühte, mich aufzuklären und mein Urteil zu berichtigen.

Eines Morgens waren wir beide allein, gleich nach meinem Frühstück, in dem schönsten Wetter nach dem Quirinal hinaufgegangen und saßen auf den vorspringenden Steinen unter dem Hauptportale eines der Paläste, um die erhabenen Gestalten der Rossebändiger auf dem Monte Cavallo zu betrachten. Damals fühlte ich ihre Erhabenheit noch nicht. Ihre Größe war mir zu gewaltig, und gewohnt, jedem Gedanken sorglos Ausdruck zu geben, rief ich plötzlich: „Nein! die sind doch gar zu groß, zu derb! Sie sind weit mehr riesige Kerle als Götter!"

Stahr schwieg, aber ich kannte sein Mienenspiel schon genugsam, um zu wissen, daß ich ihm sehr mißfallen hatte. „Und doch haben Goethe und Winckelmann und das ganze Altertum sie als ein Erhabenstes bewundert!" sagte er nach einer Weile.

Am Nachmittag gingen wir auf dem Monte Pincio spazieren und traten in die Villa Medici ein, in welcher sich die Akademie der französischen Künstler befindet. Stahr führte mich in die Sammlung der Abgüsse, welche damals, mit Ausnahme der Mengsschen Galerie in Dresden, die ich nur einmal und völlig unvorbereitet gesehen hatte, wohl noch einzig in ihrer Art war. Gleich beim Eintritt in das Museum fielen mir

zwei Kolossalköpfe auf, deren göttliche Erhabenheit mich förmlich auf dem Platze festbannte.

„Mein Gott, ist das groß!“ rief ich endlich ganz überwältigt aus. Stahr lächelte. „Es sind die Köpfe der Dioskuren vom Monte Cavallo, die Ihnen heute wie ein Paar riesige Kerle erschienen sind,“ sagte er. „Sehen Sie jetzt wohl, daß die beiden Dioskuren nicht zu groß sind, sondern, daß Sie nur zu klein gewesen sind, ihre Größe im ganzen zu erfassen?“ Und mir die Hand auf die Schulter legend, fügte er hinzu: „Auf gut Glück, auf augenblickliches Empfinden aburteilen, das ist keine Kunst, das können andere auch, das kann eine Gräfin Hahn-Hahn mit Meisterschaft. Aber vor dem, woran die größten Geister aller Zeiten sich begeistert haben, soll man nichts auf seinen augenblicklichen subjektiven Eindruck geben, sondern zu verstehen suchen und zu lernen trachten.“

Mir traten vor Beschämung und Ergriffenheit die Thränen in die Augen. So hatte nie zuvor ein Mann mit mir gesprochen. Wie ein Spielzeug hatten die einen mich behandelt, wie eine Dame die anderen; und wieder andere hatten um meiner glücklichen Anlagen, um meines Talentes willen meine unvollständige Bildung übersehen zu können geglaubt und sich auch daran gefreut, daß sie mich immer übersahen. Erst Geheimrat Schnaase hatte angefangen, mich aufklären zu wollen, und nun stand ich hier mit einemmal einem Manne gegenüber, welchem es leid that, wenn er meine Unkenntnis in tausend Dingen hervortreten sah, der meine Anlagen und meinen guten Willen, sie recht zu brauchen, so sehr ehrte, daß es ihm eine Aufgabe schien, mir zu Hilfe zu kommen; der zwar oftmals mit mir scherzte, aber niemals mit mir spielte, und der niemals mit einer jener landläufigen Schmeicheleien an mich herantrat, die man uns zuwirft, wie man im Karneval jedem hübschen Mädchen seine Sträuße oder sein Zuckerwerk zuwirft, als Zeichen des Wohlgefallens, als Ausdruck eines einseitigen und selbstherrlichen Vergnügens. Es war eine mir ganz neue Art des Verkehrs, und es ging mir zu Herzen — ich weiß es nicht anders, als mit diesem Ausdruck zu bezeichnen.

In Stahr einen Mann zu sehen, wie die anderen, die mich umgaben, konnte mir gar nicht einfallen. Er war älter als die jungen Künstler und Gelehrten, er war krank, er war verheiratet und Vater von fünf Kindern, die er außerordentlich liebte. Das hob ihn alles auf einen völlig anderen Standpunkt, und obschon ich damals es mir noch nicht erlaubte, mit Männern allein, ohne meine Begleiterin, auszugehen, meinte ich, mit Stahr, dem älteren und verheirateten Manne, eine Ausnahme machen zu dürfen, welche mir ohnehin eine Erleichterung gewährte.

Meine Begleiterin war mir nämlich auf die Dauer nicht recht genehm. Sie war eine gute, brave Person, die einzige Tochter einer wohlhabenden Berliner Bürgerfamilie, und da sie einen Bruder hatte, der zu seiner Zeit ein recht tüchtiger und gebildeter Porträtmaler gewesen, so hatte auch sie sich mancherlei Kenntnisse angeeignet und sich in gute Umgangskreise einzuführen gewußt. Sie sprach gut englisch, wußte, als wir zuerst den italienischen Boden betraten, mehr italienisch als ich, hatte allerlei von Kunst reden hören und mancherlei gesehen und gelesen. Sie hatte auch ein gutes fröhliches Herz und eine außerordentliche Bedürfnislosigkeit und Sparsamkeit. Dabei war sie mit ihren fünfzig Jahren von einer nicht zu ermüdenden Vergnügungslust, bereit, sich ganz wahllos jedem anzuschließen, der ihr Aussicht auf ihre Art von Vergnügung bot — kurz, wenn sie nicht ein Frauenzimmer, sondern ein Mann gewesen wäre, so hätte man sie, um einen Studentenausdruck zu gebrauchen, als ein „altes fideles Haus“ bezeichnen müssen.

Anfangs war ich mit ihr recht gut ausgekommen, obschon ihre gelegentlichen Taktlosigkeiten und ihre oft zur Unzeit angewendete Sparsamkeit mich hier und da in wirkliche Verlegenheit versetzt hatten; indes schon in Florenz hatte ich sie, wenn auch mit größter Vorsicht, ein paarmal darauf hinweisen müssen, daß die Zuvorkommenheit, mit welcher wir aufgenommen wurden, nur mir und nicht ihr dargebracht würde, und daß, wie herzlich gern ich ihr jeden Anteil an derselben gönnte, sie es doch mir überlassen müsse, was ich davon anzunehmen und

was ich zurückzuweisen für angemessen hielte. In Rom hatte sich das sehr verschlimmert, und ich war bereits einmal in der Lage gewesen, sie daran zu erinnern, daß es sich für sie nicht zieme, einen Platz im Fond des Wagens anzunehmen, auch wenn die überaus feine und gütige Frau von Goethe sich geneigt dazu zeige, ihr denselben anzubieten. Ähnliche Dinge kamen immer häufiger vor, und wie wir denn alle durch die Art des römischen Fremdenlebens uns wie verwandelt fühlten, so mochte auch sie sich nicht mehr als dieselbe vorkommen, und mit dem Gedanken an ihre eigentliche Stellung schien sie auch völlig, wie die Römer sagen, die tramontane verloren zu haben. Dazu hatte sie sich einigen Frauen angeschlossen, deren Gesellschaft mir nicht angenehm sein konnte, und ihre wahrhafte Manie, alles zu besehen, jede letzte Kapelle und jeden letzten Säulenstumpf zu betrachten, waren vollends nicht nach meinem Sinne.

Ich war also herzlich froh, wenn ich sie jetzt mit ihren neuen Bekannten umhergehen lassen konnte, während Stahr und Hettner mich auf ihren Studienwanderungen durch die Museen des neuen und die Überreste des alten Roms mit sich nahmen, und es war mir ebenso recht, wenn sie abends zu ihren Freundinnen ging; denn an ein ernsthaftes Gespräch oder an das Lesen eines ernsthaften Buches war in ihrer Gesellschaft nicht zu denken. Sie hatte Stahr freilich auf ihre Weise auch sehr lieb gewonnen, sie half mir treulich, als er einmal bei uns von einer der Ohnmachten befallen wurde, an denen er in jener Zeit bisweilen litt, aber was er war und was wir aneinander hatten, das konnte sie beim besten Willen nicht begreifen. Es war oftmals ebenso komisch als störend, wenn sie mit der zuversichtlichsten Heiterkeit inmitten einer ernsthaften Unterhaltung oder Beschäftigung irgend eine lustige Klatschgeschichte oder sonst eine schuldlose Albernheit dazwischen warf.

Manch lieben Morgen, an dem sie die entlegensten Kirchen durchstöberte, gingen Stahr und ich ruhig nach der Villa Borghese hinaus. Wenn wir genug umhergewandert waren und die helle Wintersonne zu mächtig wärmte, setzten wir uns im Schatten der immergrünen Eichen bei der großen Fontäne nieder, die in gemessener Entfernung von Statuen umgeben ist, und während das goldene Sonnenlicht durch das dichte Laub der Bäume fiel, lasen wir in stillem Frieden, was große und schöne Menschenseelen hier in dem Lande der Schönheit einst vor uns empfunden hatten. Goethe und Platen waren fast immer unsere Begleiter, und ihr Geist war immer mit uns.

Hatten wir dann genug gelesen, so waren unsere Herzen frei erschlossen. Während Stahr die Orangen genoß, die ich für ihn mitgenommen hatte und den gleichfalls mitgenommenen Becher mit dem Wasser des auf- und niedersteigenden Springquells füllte, erzählte ich ihm von meinen Eltern, von meinen Geschwistern, wie er mir von seiner Jugend, von seinem Weibe und von seinen Kindern sprach. Ehrlich und bestimmt, wie in all seinem Thun, und doch sanft, wie sein Herz stets für mich war, fragte er mich eines Tages, weshalb ich unvermählt geblieben sei, und ich erzählte ihm ebenso offen alles, was ich erlebt und erlitten, wie mich nie ein Mann recht eigentlich geliebt habe, und wie mein heißes Lieben nicht erwidert worden sei. Ich verbarg ihm nichts, denn ich hatte nichts zu verbergen, und bald lag mein ganzes bisheriges Leben so deutlich vor ihm, wie ich es später auf seinen Wunsch in meiner Lebensgeschichte niedergeschrieben habe.

„Nun ich Sie kenne,“ sagte Stahr eines Tages, „möchte ich wohl irgend etwas lesen, was Sie geschrieben haben. Haben Sie denn gar nichts mit sich?“

„Gar nichts!“ versetzte ich, „außer einigen Bogen eines in der Schweiz begonnenen Romans.“ Er fragte, welchen Titel das Buch bekommen werde? — „Liebesbriefe!“ gab ich zur Antwort, und ich versprach, daß ich sie ihm vorlesen wolle, sobald wir einmal einen Abend allein beisammen sein würden.

Was ich von seinem Leben hörte, machte ihn mir nur lieber.* Er war der Sohn eines Landgeistlichen, der, von geringster Herkunft und in Not und Elend erwachsen, sich durch eigene Kraft herangebildet hatte.

* Stahr hat seine Jugendgeschichte später selbst unter dem Titel „Aus der Jugendzeit“ erzählt und zuerst in diesen Monatsheften drucken lassen.

Nachdem er der Feldprediger und Freund des bei Quatrebras gebliebenen Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls geworden, hatte er nach der Wiederherstellung von Preußen eine der ansehnlichsten Pfarrstellen der Uckermark, in dem Dorfe Wallmow bei Prenzlau, erhalten und bis an seinen spät erfolgten Tod bekleidet. Mit zwei jüngeren Brüdern, eine Schwester war bald nach der Geburt gestorben, war Adolf Stahr bis zu seinem vierzehnten Jahre in dem einsamen Pfarrhause allein von seinem Vater unterrichtet und bis zu der Obertertia des Gymnasiums vorgebildet worden. Auch im Französischen und in der Musik hatte der musikalische Vater den Sohn unterwiesen, und die ganz musikalische und für Musik und Poesie schon in frühester Jugend sehr begabte und empfängliche Natur des Knaben war den Bemühungen des Vaters glücklich entgegengekommen. Dann hatte er das Gymnasium in Prenzlau, die Universität in Halle besucht, hatte dort das erste Zeugnis, hier den ersten Preis für eine Arbeit über Aristoteles erhalten und sich oft unter den herbsten Entbehrungen, ja durch teilweises Aufgeben von warmer Kost, die Mittel zum Ankauf der Bücher verschafft, die er für seine Studien nötig gehabt und für welche eine Unterstützung von seinem Vater zu fordern, seine Liebe für diesen ihn abgehalten hatte. Schon mit einundzwanzig Jahren war er als Hilfslehrer, später als ordentlicher Lehrer in das Königl. Pädagogium in Halle aufgenommen worden. Dort hatte er Echtermeyer und später Arnold Ruge zu Kollegen gehabt, als dieser nach siebenjähriger Gefängnishaft wieder für anstellbar in Preußen erklärt worden war, und mit diesen und anderen Gleichstrebenden war er an der Begründung der Deutschen Jahrbücher beteiligt gewesen, deren eifriger Mitarbeiter er auch geblieben, als ihn im Jahre 1836 der Großherzog von Oldenburg auf Trendelenburgs und Niemeyers besondere Empfehlung als Konrektor an das Gymnasium nach Oldenburg berufen hatte.

Weichen und sehr zärtlichen Gemüts, entlockten Mignons Liebesleiden dem frühreifen Knaben schon in seinem zwölften Jahre bittere Thränen, und nachdem er seine Mutter zeitig verloren, für welche eine Stiefmutter — sie war die Schwester seiner Mutter — ihm keinen Ersatz geboten, hatte der Knabe sich mit jugendlicher Schwärmerei frühzeitig anderen Frauen zugewendet. Seine leidenschaftliche Liebe für ein junges schönes Mädchen in seiner Vaterstadt, das vom Tode hingerafft wurde, als er sich in Halle auf der Universität befand, war selbst seinen Lehrern kein Geheimnis gewesen und in ihrer Reinheit und Idealität von diesen so geachtet worden, daß nicht nur seine Freunde, sondern selbst einer seiner Lehrer ihn schriftlich zu trösten und aufzurichten gesucht hatten, als man ihm die Todesnachricht hatte senden müssen.

Voll Begeisterung für die Ideen der Sittlichkeit, der Freiheit und der deutschen Einheit, genährt mit dem Geiste des klassischen Altertums, war er ein eifriger Anhänger der deutschen Burschenschaft gewesen, und wie alles an ihm eine ideale und leidenschaftliche Gestalt annahm, war auch seine Freundschaft mit einigen von seinen Genossen leidenschaftlich ernst gewesen. Er hatte bei größtem Fleiß und großem Erfolge seine Studentenzeit mit jugendlicher Frische genossen, obgleich bereits damals sein Halsleiden ihn oft behindert und gestört; und da er, sobald es thunlich war — er hatte schon als Schüler Unterricht erteilt —, auch auf der Universität vielfach Lehrstunden gegeben, so hatte diese Anstrengung des leidenden Organes das Übel nur gesteigert.

Durch den zufälligen Umstand, daß sein zweiter Bruder, der anderthalb Jahre später zur Universität nach Halle kam, in das Haus einer Witwe Krätz gezogen war, lernte Stahr die Tochter dieser Witwe, ein sechzehnjähriges Mädchen, kennen. Frau Krätz hatte einer angesehenen und reichen Leipziger Familie von französischer Abstammung angehört. Sie war eine geistreiche, aber sehr leidenschaftliche und phantastische Person gewesen, die zur Zeit der Philanthropen aus freiem Antriebe nach Iverdun gegangen war, um sich unter Pestalozzis Leitung zur Erzieherin auszubilden. In Iverdun hatte sie sich einem bedeutend jüngeren Manne, dem nachmaligen Seminardirektor Krätz, nahe angeschlossen, ihn später geheiratet, war zeitig Witwe geworden und hatte, nachdem

sie ihr Vermögen verloren, bald an diesem, bald an jenem Orte in Schlesien gelebt, bis sie sich endlich in Halle niedergelassen, wo sie durch Unterricht im Französischen sich und ihre fünf Kinder mit großer Tapferkeit, wenn auch nur spärlich, durch das Leben brachte.

Die Bildung und der Geist der Mutter waren ihm anziehend gewesen, die treue stille Arbeitsamkeit der Tochter, die das ganze Hauswesen und die Geschwister zu versorgen hatte, weil die Mutter von früh bis spät außerhalb des Hauses beschäftigt war, hatte ihn gerührt. Man hatte zusammen französisch gelesen, Musik getrieben, um sich in beiden zu vervollkommnen. Stahr hatte sich der Erziehung und des Unterrichtes der beiden Knaben angenommen und war endlich alltäglich in dem Hause aus- und eingegangen. Man hatte dies nicht zu befördern, nicht zu hindern gesucht, um so weniger, als der junge Mann damals sehr ernstlich daran gedacht hatte, Halle zu verlassen, um eine Universitätskarriere, auf welche seine Erfolge ihn hinwiesen, einzuschlagen und sich, da er ohnehin die Welt zu sehen wünschte, an einer der anderen preußischen Universitäten als Dozent zu habilitieren.

Indes unmerklich hatte sich zwischen ihm und dem jungen Mädchen eine zärtliche Empfindung entwickelt, der ein Augenblick das Wort gegeben. Der völlig mittellose Mann hatte sich dem ebenso mittellosen Mädchen anverlobt, und da es bei der phantastischen Mutter sich nicht glücklich fühlte, hatte er darauf zu denken gehabt, die Geliebte so bald nur immer möglich in sein Haus zu führen.

Damit war freilich die Aussicht auf eine Universitätskarriere nicht mehr festzuhalten gewesen, Stahr hatte jedoch das Verzichten auf diesen Plan leichter verschmerzt als sein um ihn besorgter Vater. Er fühlte sich sicher, das Mädchen gefunden zu haben, das ihn vorzugsweise beglücken würde, das vor allen anderen Frauen für ihn passe. Alles an seiner Braut hatte ihm gefallen, aber es waren Jahre voll Schwierigkeiten und Sorgen und Mühen mancher Art vorübergegangen, ehe der Bräutigam daran denken konnte, seinen Hausstand zu begründen; und schließlich war es unter Verhältnissen geschehen, welche ihm eine große Anstrengung seiner Kräfte auferlegt hatten. Mit einem Gehalte von vierhundert Thalern, das er als Lehrer am Pädagogium bezog, war er in die Ehe getreten, sich mit mutigem und gerechtem Vertrauen auf seine Kenntnisse und Arbeitsfähigkeit verlassend. Er erzählte mir bisweilen, in welcher Enge und Beschränkung er gelebt, wie glücklich Jugend und Liebe auch inmitten von Entbehrungen zu sein vermöchten, und so oft er von seiner Ehe sprach, geschah es mit freundlichen Gedanken, wenn schon er daneben es nicht unterließ, seine gegenwärtigen Zustände und seine Freiheit als ein nie zu vergessendes Glück zu preisen und zu segnen.

„Wenn ich," sagte er einmal zu mir, „mich frage, was ich eigentlich lebenslang als das höchste Gut ersehnt habe, so ist es, einmal frei und mein eigener Herr zu sein, obschon mein Beruf und mein Amt mir wert sind. Deshalb habe ich mich auch so bedürfnislos als möglich und unabhängig von fremder Meinung zu erhalten gestrebt, und alle Ihre ‚dies kann man' und ‚dies kann man nicht' fechten mich wenig an, überraschen mich aber nicht angenehm, wenn ich sie von Ihnen höre. Wer sich freiwillig Richter aufsucht, macht sie zu seinen Herren und sich selbst zum Sklaven!"

Mir war denn auch wirklich, als ich ihn hatte kennen lernen, Stahrs Einfachheit sehr aufgefallen. Selbst jetzt noch, da ein für seine Verhältnisse ansehnliches Gehalt und manche litterarische Einnahme ihm ein gewisses Wohlleben ermöglichten, waren ihm eine Menge von kleinen Luxusbedürfnissen und Bequemlichkeiten, die uns anderen seit unserer Kindheit zur Gewohnheit geworden, kaum dem Namen nach bekannt, und mit einem wirklichen Widerwillen wies er alle jene Arten von Konvenienz zurück, durch welche man sich aus Rücksicht auf andere unnötige Ausgaben oder gar einen persönlichen Zwang aufzuerlegen oftmals für nötig ansieht. Aus Idealismus nur auf das Wirkliche, auf das Wesen der Dinge gestellt, verachtete er das Scheinenwollen auf das höchste; und wie er stets bereit war, alles Große, Gute, Schöne mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit zu würdigen, jeder Leistung, sofern sie nur etwas Tüchtiges oder Bedeutendes ent-

hielt, bereitwillig Anerkennung zu zollen, so hatte er gegen das Unwahre, Halbe, Schlechte einen ebenso lebhaften Zorn, besonders wenn er zu erkennen meinte, daß das Schlechte und Geringe sich mit dem Schein des Guten aufzuputzen, seine Niedrigkeit durch eine mehr oder weniger bewußte Heuchelei zu verbergen und sich also durch Lüge Geltung zu verschaffen suche.

Sein Glaube an die Macht der Wahrheit, an das Gute im Menschen war ebenso tief als stark, und selbst wenn er von körperlichen Leiden gedrückt, von Sorgen sich belastet fühlte, bedurfte es nur eines ihn anregenden Wortes, eines schönen Gedankens in einem Dichter, eines Blickes auf ein Kunstwerk oder eines sonnigen Tages in schöner Natur, um ihn mit einem Schlage über jede beengende Schranke in das Reich freien Denkens und Empfindens hinauszuheben.

Ich war inzwischen, ebenso wie Elisabeth, mit seinen Familienverhältnissen allmählich bekannt geworden; aber so oft er mir von seinen Kindern und von seiner Frau sprach, fiel es mir immer wieder, wie an dem Tage in Elisabeths Atelier, sonderbar auf, daß er von der Mutter gerade wie von den Kindern redete, daß er niemals irgend eines ernsthaften Gespräches mit seiner Frau gedachte, daß auch nicht ein Wort darauf hindeutete, als teile sie seine geistigen Interessen. Was er gelegentlich von ihr berichtete, zeugte alles von einem vortrefflichen Herzen, von einem reinen und einfachen Sinne, von harmloser Heiterkeit, von gutem Willen und von einer geistigen Naivität und Lebensunkenntnis, die an einer Frau von mehr als dreißig Jahren, an einer Mutter von fünf Kindern, welche seit einer langen Reihe von Jahren eben diesem Manne angehörte, für mich und für alle anderen etwas Auffallendes haben mußte. Unwillkürlich fragte ich mich bisweilen: wie verständigt sich dieser ungewöhnlich geistreiche, hochgebildete Mann, dem ich nicht ernsthaft genug erscheine, dem meine Entwickelung, meine Bildung, mein Erfassen des Menschenlebens nicht tief genug dünken, mit seiner eigenen Frau? Wie ist es zu erklären, daß sie ihn befriedigt, daß er sie liebt?

Als wir einmal bei Frau von Goethe darauf zu sprechen kamen, zuckte Frau Mertens lächelnd die Schultern. „Sie bilden sich ein, die Männer zu kennen," sagte sie, „und sind doch selbst ein Kind! Sie bilden sich auch ein, Ihren Faust zu kennen und scheinen das ‚Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!' noch keineswegs zu verstehen. Es ist den Männern weit eher möglich, als Sie denken. Sie wissen viel leichter mit sich fertig zu werden, als Ihr guter Mädchenglaube es sich vorstellt!"

Ich mußte zugeben, daß dies richtig sein könne, mir that jedoch der Ausspruch in Stahrs Seele wehe, und ich dachte noch darüber nach, als sich die Unterhaltung dann auf den Roman hinwendete, den ich etwa sechs Monate vorher herausgegeben hatte.

Es war meine dritte größere Arbeit, und sie behandelte, wie ich in dem sechsten Band meiner Lebensgeschichte erwähnt zu haben glaube, den durch die Deutschen Jahrbücher in mir angeregten Gedanken, daß in gewissen Fällen die Trennung einer Ehe zu einer sittlichen Notwendigkeit werden könne. Es war an dem Abende bei Frau Mertens von dem Thema lange Zeit die Rede, denn wie Fräulein Schopenhauer halb im Scherz bemerkte, hatten fast alle anwesenden Frauen „ihre Schicksale gehabt", und auch die Ehe von Frau Mertens war, wie man behauptete, keine befriedigende, eine Trennung derselben für die katholischen Gatten aber eine Unmöglichkeit gewesen. In alle diese Fragen schlug mein Roman „Eine Lebensfrage" voll hinein, und jede von den Frauen wußte schließlich Beispiele in Fülle dafür anzuführen, wie gerade bedeutende Männer am wenigsten danach Verlangen trügen, in ihren Frauen einer entsprechenden geistigen Bedeutung zu begegnen.

Ich sprach darüber nach bestem Wissen ruhig mit; denn obschon Stahr mich beschäftigte und anzog, durchdachte ich dies durch meine Arbeit mir vertraut gewordene Thema noch mit voller sicherer Freiheit und mit einer Herzensruhe, die es nicht voraussah, wie bald ich berufen sein würde, mitzuerleben, was ich gedichtet hatte, wie bald ich in einer Ehestandstragödie eine der handelnden und mitleidenden Personen werden würde!

Ich hatte außerdem, wie die ganze Fremdengesellschaft, bereits den Karneval im

Sinne. Die Zahl der ankommenden Fremden und mit ihr die Zahl der neuen Bekanntschaften wuchs mit jedem Tage. Man verhandelte überall über die zu vermietenden und zu mietenden Balkone im Korso. Wir hatten, da auch Andersen wieder nach Rom gekommen und leselustig war wie immer, fast täglich eine Vorlesung in unseren Kreisen, und die immer schöner werdenden Tage lockten mehr und mehr aus den Museen und Galerien in das Freie vor die Thore hinaus.

Der arme Stahr aber befand sich damals weit weniger gut als im Anfang des Januar, und an einem der letzten Tage desselben, da ich mich wie gewöhnlich am Morgen mit meinem Billettino nach seinem Ergehen erkundigte und ihm vorschlug, den Abend bei mir mit einer Bekannten den Thee zu trinken, schrieb er mir: Beste Freundin! Ich sitze da eben und schreibe an einem „Berichte“ über den Gesundheitszustand des Professors Stahr und seinen „Wiedereintritt in die amtliche Thätigkeit“ an das Großherzoglich-Oldenburgische Konsistorium; ferner an einem Briefe an Se. Königliche Hoheit, meinen allergnädigsten Herrn, welcher eine Schilderung des gedachten Zustandes und die Bitte enthält, über meine Kräfte anderweitig in seinem Dienste zu verfügen. Noch nicht genug: auch der Minister will von mir in dieser Sache angeschrieben sein, und viertens endlich habe ich an den treuesten meiner Freunde, den Obersten Mosle, Generaladjutanten des Großherzogs, in derselben Angelegenheit zu schreiben. Sie werden empfinden, was es für ein stolzes Herz heißt, in eigener Sache zu bitten. Aber nicht wissen können Sie, welche Empfindungen mich durchwühlen bei dem Gedanken, einer mir werten Lebensthätigkeit, für die ich Beruf und Talent habe, entsagen und in der Blüte des Lebens mein Leben umbrechen zu müssen. In dieser innersten Qual meiner Seele habe ich Sie heute dreimal aufgesucht, nicht um Ihnen diese Dinge zu sagen, sondern um an Ihrer durch Güte erquickenden Gegenwart mich zu beruhigen. Kann ich — so komme ich, doch wäre es mir lieber, Sie allein zu wissen. Komme ich nicht — dann auf morgen. Für immer Ihr Ad. St.

Am Abend stellte er sich wie gewöhnlich bei mir ein. Da es mir aber nicht möglich gewesen war, seinem Wunsche nachzugeben und die Einladung jener Dame rückgängig zu machen, so blieb er nur eine kleine Weile und verließ uns dann wieder. Mir that das leid, denn ich hatte es in den letzten Tagen wohl bemerkt, daß Stahr Kummer hatte, und daß die Überzeugung, sein Lehramt nicht wieder aufnehmen zu können, ihm schwere Sorge machte. Das war aber nur ein Grund mehr, ihn, soviel ich konnte, zu zerstreuen, und wir waren alle samt und sonders in die Karnevalstimmung hineingekommen, in der man an jedem Tage irgend etwas Besonderes unternehmen zu müssen meinte.

Damals tanzte Fanny Elsler in Rom und entzückte alle Welt. Ich hatte sie früher schon in Berlin und auch wiederholt auf der Bühne in Rom gesehen und Stahr sehr zugeredet, sich den Genuß zu bereiten, den der Anblick von Fannys wundervoller Gestalt und harmonischer Bewegung ihm durchaus bereiten mußte. Aber Stahr hegte ein Vorurteil gegen das moderne Ballettwesen und hatte sich nicht bewegen lassen, mit uns anderen das Theater zu besuchen. Dagegen war er gleich bei der Hand, als man den Vorschlag machte, in das Puppentheater zu gehen, wo eine berühmte Puppe, La Fannyna, in den Rollen der Elsler vorgeführt wurde und durch die tollsten Sprünge den fanatischen Beifall ihres Publikums hervorrief.

Wir hatten also an einem jener Abende mit einer größeren Gesellschaft ein paar Stunden im Puppentheater zugebracht, hatten uns an der guten Musik und den vortrefflichen Leistungen der Puppen höchlichst belustigt, und wie wir uns danach vor meiner Thür von der übrigen Gesellschaft getrennt, war Stahr noch mit hinaufgekommen, um mit mir und meiner Begleiterin den Thee zu trinken. Als wir denselben eingenommen hatten, erinnerte er mich an meine Zusage, ihm gelegentlich etwas von mir selbst Geschriebenes vorzulesen.

Ich holte auf dies Verlangen ohne jegliches Bedenken die in Vevey begonnenen „Liebesbriefe eines Gefangenen“ hervor, die ich in dem Gedanken unternommen hatte, einen Roman zu schreiben, bei dem jede

äußere Handlung möglichst ausgeschlossen und die Teilnahme nur durch das Innenleben der Handelnden gewonnen und festgehalten werden sollte.

Stahr nahm am Kamin im Lehnstuhle seinen Platz, um ausruhend und zuhörend das Feuer wach zu erhalten, und bei dem Scheine der auf meinem Tische brennenden römischen Lampe fing ich meine Vorlesung gelassen an.

Kaum aber hatte ich die ersten Seiten dieser „Liebesbriefe" gelesen, als ein heftiges Herzklopfen mich überfiel. Das machte mich jedoch durchaus nicht an mir irre. Ich hatte früher sehr viel und schwer an Herzklopfen gelitten, und es hatte mich immer mehr oder minder heftig aufgeregt, wenn ich einmal genötigt worden war, etwas von meinen Arbeiten, und wäre es auch nur vor meinen Eltern und Geschwistern, vorzulesen.

Vor Stahr aber schämte ich mich dieser Schwäche. Ich wollte sie gewaltsam überwinden, wollte vor einem Manne, an dessen Urteil mir so viel gelegen war, meine Dichtung doch auch zur Geltung bringen und las mit großer Anstrengung, trotz meines inneren Kampfes weiter fort. Indes, je leidenschaftlicher der Ausdruck in den Briefen wurde, um so unerträglicher wurde meine Pein, und unfähig, mich länger zu bezwingen, brach ich plötzlich in ein heftiges Weinen aus und mußte mein Manuskript zur Seite legen.

Stahr stand erschrocken auf und fragte, was mir fehle? Meine Begleiterin sah mich an, als hätte ich den Verstand verloren. Aber ich hatte mich schnell wieder gefaßt und gestand lachend, im besten Glauben an mich selbst, nachdem ich jene meine Eigenheit erklärt hatte, daß ich, um mich Stahr gefällig zu erweisen, etwas unternommen hätte, was immer über meine Kräfte gegangen sei.

Damit beruhigten sich die anderen ebenso gutwillig als ich mich selbst, und der kleine Rest des Abends verging uns im behaglichen Gespräch.

Hätte ich mich Stahr gegenüber nicht in so völliger Sicherheit gefühlt, wäre mir auch nur der entfernteste Gedanke daran in den Sinn gekommen, daß zwischen uns irgend eine andere Empfindung als die einer ehrlichen und herzlichen Freundschaft walten könne, so hätte die leidenschaftliche Aufwallung, in die ich mich an diesem Abend plötzlich hineinversetzt fand, mich achtsam machen können und müssen auf die Art der Zuneigung, die wir füreinander mehr und mehr zu fühlen begannen; aber wir lebten wie die Kinder, ohne Ahnung der nahe drohenden Gefahr, in der wir schwebten.

* * *

Der römische Februar des Jahres 1846 war inzwischen in unsäglicher Schönheit herangekommen. Die Tage wurden immer sonniger, es war ein so gewaltiges Werden und Schwellen und Erblühen in der Natur, daß man sich selbst davon ergriffen fühlte. Indes, eben in jenen Tagen hatte ich ein paar kleine Verdrießlichkeiten gehabt, welche mir freilich nicht in böser Absicht zugefügt waren, aber doch verstimmend auf mich wirkten.

Julian war Ende Januar mit seinem Begleiter auf acht Tage nach Neapel gegangen, und an und für sich war mir das eine Erleichterung gewesen, denn seine Leidenschaft für mich war allen, außer ihm selbst, kein Geheimnis, und es war für mich keine leichte Aufgabe, den Jüngling in dieser Unkenntnis seiner selbst zu erhalten, bis er Italien und mich verlassen würde. Denn da er ungeschult und ohne Herrschaft über sich war, mußte ich bei ihm in jedem Augenblick auf irgend eine gewaltsame Übereilung und unbedachte Äußerung gefaßt sein, die ich zu verhindern suchte. Alles, was er that oder besaß, hatte für ihn nur den Wert, den ich der Handlung oder der Sache beimaß, und wenn ich dadurch auch vielfach einen sehr guten Einfluß auf ihn ausübte, so legte es mir doch daneben eine Vorsicht auf, die mir Sorge machte.

Eines Tages hatte man in seinem Beisein von einem Duell gesprochen, das zwischen einem jungen Archäologen und einem der Künstler im Werke und durch Stahrs vermittelndes Dazwischentreten verhindert worden war. Die Berechtigung und die Bedeutung des Duells überhaupt waren dabei erörtert worden, und Julian hatte das Duell kurzweg für eine Dummheit und für einen

Unsinn erklärt, weil man damit, daß man sich vielleicht von seinem Beleidiger tot- oder zum Krüppel schießen ließe, doch nicht zu seinem Rechte käme. Sein Begleiter, ganz und gar ein Kavalier, hatte ihm Mangel an dem rechten Ehrgefühl vorgeworfen; einer der Anwesenden hatte, um ihm zu Hilfe zu kommen, einen erdachten Fall aufgestellt, in welchem, wie er glaubte, auch Julian zu einem Duell bereit gewesen sein würde. Er war aber fest auf seinem Sinne geblieben, bis meine Begleiterin unvorsichtig und taktlos die Frage aufwarf: „Aber wenn Sie nun mit Fräulein Lewald auf der Straße wären und jemand beleidigte diese!" — „O!" rief Julian, indem er von seinem Sitze aufsprang, „wer der Lewald etwas thäte, den schlüg ich tot!"

Ein andermal waren wir samt und sonders bei Elisabeth zum Thee gewesen, und Julian hatte in die Gesellschaft eine sehr kostbare Bernsteinarbeit, die er gekauft, zum Besehen mitgebracht. Er hatte sie denn auch mir gezeigt, und da ich in meiner Heimat an vorzügliche Bernsteinsachen gewöhnt war, hatte ich mich dahin geäußert, daß die Farbe des Bernsteins zu dunkel und also nicht von der besten Art sei. In dem nämlichen Augenblick aber hatte Julian das Mundstück mit wildem Zorn von sich und auf die Erde geschleudert, daß es in Stücke zerbrach. Als ich ihm darauf leise gesagt, daß solch ein Betragen kindisch, daß es mir zuwider sei, war er ebenso plötzlich, ohne ein Wort des Abschieds, davongeeilt, und sein Begleiter und ich hatten am nächsten Tage Mühe und Not gehabt, seiner Verzweiflung und seinen Selbstanklagen nur ein Ende und ihn seine Reise beruhigt antreten zu machen; aber noch am Abend vor seiner Abreise hatte er mir eine neue Scene gemacht, denn in dem Augenblicke, in welchem er mir zum Abschied die Hand gegeben und nach der Thür gegangen war, hatte er sich in der Thür plötzlich umgewendet und ohne allen Zusammenhang mit unserem Gespräch die Frage hervorgestoßen: „Nicht wahr, liebe Lewald, den Gurlitt heiraten Sie nicht?" — „Wie dürfen Sie mich darum fragen?" entgegnete ich ihm. Aber er überhörte den Vorwurf und rief, nur mit seinen Gedanken beschäftigt: „Ich weiß, er ist ein großer Maler und sie lieben ihn alle, Elisabeth und der Kammerherr und Jerichau! alle! und ich habe es gehört, wie sie davon gesprochen haben, daß Sie sich gewiß einmal heiraten würden — aber ich hasse ihn, ich hasse ihn!" — und damit war er fortgegangen.

Daß Gurlitt und ich ein Paar werden könnten, war und blieb damals eine Vermutung unter unseren Bekannten, obschon sie jedes Anlasses von unserer Seite entbehrte. Selbst Stahr hat mir in späteren Zeiten erzählt, daß er, nachdem er mich näher kennen lernen, Gurlitt einmal darauf aufmerksam gemacht, wie ich wohl eine passende Lebensgefährtin für ihn sein könne, da er sich ja um seines Knaben willen wieder verheiraten müsse und wolle. Gurlitt hatte mir denn auch eine Menge guter Eigenschaften zugesprochen, aber eingewendet, daß ich um ein Jahr älter sei als er, also für ihn nicht mehr jung genug, und hatte in richtiger Erkenntnis unserer beiderseitigen Charaktere, trotz seiner Freundschaft für mich, den Gedanken einer Ehe mit mir von sich abgewiesen.

Indes, wie alle Männer in ähnlicher oder gleicher Lage, gefiel er sich in der Politik der freien Hand, und die Männer müßten wirklich wahre Wunder von Stoicismus und Selbstlosigkeit sein, wenn es ihnen nicht Vergnügen machen sollte, sich von der Gesellschaft durchweg als die Herren, ja als das beglückende Schicksal aller noch so bedeutenden unverheirateten Frauenzimmer betrachtet zu wissen, sofern nicht großer Reichtum den Mädchen eine materielle Unabhängigkeit gewährleistet.

Gurlitt verkehrte ohne Frage so gern mit mir, als ich mit ihm. Ich sah ihn, da er sich eng an Stahr angeschlossen hatte, der ihn sehr wert hielt, so wie diesen, fast an jedem Tage; aber während wir beide, Gurlitt und ich, sehr bald und genau wußten, wie wir miteinander standen, konnten die Dritten nicht von dem Gedanken lassen, nun Elisabeth und Jerichau verlobt waren, auch uns näher verbunden zu sehen und mir aus des Freundes Seele heraus Bekenntnisse und Vorstellungen zuzuflüstern, die er mir zu machen sich nicht veranlaßt fand.

Zu den verschiedensten Malen hatte ich es zu erwägen bekommen, daß ich in einem

Alter sei, in welchem ein mittelloses Mädchen, wie ich, an seine Versorgung zu denken und die Ehe mit einem so tüchtigen Künstler wie Gurlitt als ein Glück anzusehen habe. Es ward mir vorgehalten, wie meine offen zur Schau getragene Vorliebe für die Gesellschaft, für die große Welt und ihre Vergnügungen, einen besonnenen bürgerlichen Mann bedenklich über meine häuslichen Neigungen machen müsse. Man wies mich darauf hin, daß Elisabeth Baumann, die gleich mir als Künstlerin eine Ausnahmestellung eingenommen hätte, sich jetzt als Jerichaus Verlobte viel glücklicher fühle als vordem, da das wirkliche Glück für eine Frau thatsächlich nur in der Ehe zu finden sei. Kurz, man hätte mir nicht zweckmäßigere Vorstellungen machen können, hätte es Gurlitt gefallen, sich wirklich um mich zu bewerben und ich ihn abgewiesen, was beides nicht der Fall war.

Dabei übersahen jene Wohlmeinenden es nur, wie ich mich vor allem anderen doch als Schriftstellerin fühlte, wie ich mit vollen Zügen mein erstes Freisein als ein Glück genoß, wie in dem Gefühl dieses Glückes mir Gedanken, Bilder, Kompositionen in nie gekannter Kraft und Fülle immer neu aus der Seele entquollen, und wie die farbenreiche große Gesellschaft, in der ich mich bewegte, etwas ungemein Anregendes für mich hatte. Ich genoß in ihr meine geistige Schnellkraft, während ich sie spielend kennen lernte. Ich hatte ein klares Bewußtsein darüber, daß ich nicht genug Farben auf meine Palette bekommen, daß ich nicht genug verschiedenartige Menschen sehen könne, und daß ich es nötig hätte, mich frei in den verschiedensten Lebensverhältnissen bewegen zu lernen. Ich hatte freilich auch ein großes Ideal von Liebe in der Seele, ich dachte auch groß von der Ehe, sofern sie nach meinen Begriffen eine wahre Ehe, eine Zusammengehörigkeit im weitesten Sinne des Wortes war; aber in jenen Tagen war mein Verlangen doch weit mehr auf freie Selbstentwickelung, als auf eine feste Gebundenheit durch die Ehe gestellt, und ich dachte viel mehr an ein mehrjähriges Reiseleben, als an eine Heirat und die Häuslichkeit.

Eine solche Unterredung hatte ich eben mit einer meiner Freundinnen gehabt, als Gurlitt und Stahr um Ave Maria zu mir kamen. Sie blieben eine Weile da; Gurlitt wollte mich überreden, den Abend im Hause des in Rom ansässigen und begüterten Landschafters Professor Franz Catell zuzubringen, dessen feste Empfangsabende — es kamen vorzüglich Künstler von allen Nationen dort zusammen — ich auch öfters zu besuchen pflegte. Aber teils hatte ich mir vorgenommen, an dem Abende verschiedene kleine Näharbeiten zu vollenden, die selbst zu besorgen ich immer noch als eine meiner weiblichen Pflichten ansah, teils war ich auch zu unmutig, um gerade heute in Gesellschaft zu gehen, und ich lehnte also seinen Vorschlag ab, es meiner Gefährtin überlassend, was sie thun wolle. Sie beschloß natürlich, die Soiree zu besuchen, und da Gurlitt sich darauf entfernte, ging sie in ihr Zimmer, sich für die Gesellschaft anzukleiden.

Stahr und ich blieben allein am Theetisch, indes, es wollte zum erstenmal zu keiner rechten Unterhaltung kommen. Meine Begleiterin kehrte in Toilette zu uns zurück, redete mir nochmals zum Ausgehen zu, ich aber stopfte beharrlich an meinen Kragentüchern, und da mein Mißmut, als sie uns verlassen hatte, nicht gewichen war, erhob sich auch Stahr, um aufzubrechen.

„Wenn ich nur wüßte, was Ihnen heute fehlt?“ sagte er dabei. „Es ist das erste Mal, daß ich Sie übler Laune sehe.“ — Ich nahm, bemüht, meinen Unmut zu beherrschen, scherzend das Recht für mich in Anspruch, auch einmal verdrießlich sein zu dürfen wie ein anderer. „Nein!“ versetzte er, „das Recht haben Sie nicht, denn es ist ja gerade Ihre gleichmäßige Stimmung, die wir an Ihnen lieben und bewundern. Also sagen Sie doch ehrlich, was ist Ihnen denn geschehen?“

Ich wollte schweigen. Da aber jeder Verstimmte sich danach sehnt, seinem Unmute Worte geben zu dürfen, rief ich, von einer aufwallenden Heftigkeit wider meinen Willen fortgerissen: „Ach! ich habe eine lästige Scene mit meiner Freundin gehabt! Sie hat mir Vorstellungen über mein Leben in der großen Welt gemacht, hat mir vorgehalten, daß ich mich nicht bürgerlich genug betrage, mir — wenn Sie wollen — zu-

viel Freiheit nehme, zuviel mit Männern verkehre."

Ich hatte mich, während ich das sprach, erhoben, wir standen an dem Tische vor meinem Sofa einander gegenüber. Stahr sah mir mit festem Blick ins Auge, und plötzlich, als komme ihm ein Gedanke, rief er: „Tranchons le mot! War ich auch in diese Sie mit Recht verstimmenden Vorwürfe verwickelt?"

Ich erschrak vor seinem finsteren Blick wie vor seinem harten Ton. Aber weil ich selbst von meinem Mißmut litt, hielt ich mich, wie jeder Zornige, für berechtigt, die anderen auch zu Mitleidenden zu machen, und kurz und trocken entgegnete ich: „Ja, Sie auch! Sie hielt mir vor, daß ich mit Ihnen so viel allein umherginge, daß Sie alle Tage zu mir kämen."

„Komme ich denn alle Tage her?" fragte mich Stahr, und es zog ein Etwas durch seine Mienen, das mir das Herz klopfen und mich plötzlich erbleichen machte.

„Wissen Sie das nicht?" gab ich ihm in einer Verwirrung, wie ich sie nie empfunden hatte, zur Antwort.

Er schwieg. Wir standen ein paar Sekunden einander regungslos gegenüber. Dann ergriff Stahr meine Hände. „Nein!" sagte er, und seine Stimme bebte. „Nein! ich wußte es nicht!" Und ehe ich noch einen Gedanken fassen konnte, hatte er mir mit leidenschaftlicher Erregung die Hand geküßt und mich rasch verlassen.

* * *

Ein paar Tage vergingen, ohne daß wir einander sahen. Ich war verstimmt und unzufrieden mit mir selbst, und wenn ich dann überlegte, was ich gesagt und gethan hatte, so war es doch nichts als die einfachste Wahrheit und fast ein Gebotenes gewesen.

Ich war in jedem Augenblick gewärtig, Stahr an meine Thür klopfen und bei mir eintreten zu sehen; ich bangte davor und trug doch großes Verlangen danach, ihn zu sprechen, um, wie ich meinte, ihm zu erklären, was mich neulich so verdrießlich gemacht und wie mich vor allem die leidigen Ermahnungen besonders darum so beleidigt hätten, weil sie auch wieder darauf hinausliefen, daß selbst für eine Frau wie ich kein Heil zu finden sei als in einer, wenn auch nicht aus wahrer Liebe geschlossenen Ehe.

Bisweilen wollte ich mich hinsetzen, um Stahr dies alles schriftlich auseinanderzulegen, aber ich hatte Bedenken, mich ihm zuerst wieder zu nahen. Ich wollte abwarten, was er thun würde. Dann kam mir der Gedanke, wir dürften uns nicht mehr wiedersehen, und ich wollte ihm dies, nur dies eine, und in bestimmtester Weise sagen. Indes, was war denn geschehen, daß ich mich zu beunruhigen nötig hätte!

Vom Hiatus.

Von

Ernst Eckstein.

Es giebt auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft merkwürdig zähe Gespenster, die sich durch Wedel und Weihwasser nicht, wie die übrigen, bannen lassen, sondern immer und immer wieder in ihren unheimlichen Leilaken wiederkehren und den harmlosen Wanderer erschrecken. Einem so hartnäckigen Unhold möchten die nachfolgenden Zeilen die Laterne der Wahrheit unter die Nase halten, damit seine Wesenlosigkeit recht deutlich erkannt werde; selbstredend nur für den Augenblick; denn später wird der geneigte Leser wahrscheinlich doch wieder in den bekämpften Irrwahn zurückverfallen und an die greifbare Wirklichkeit der drolligen Spukgestalt glauben.

In einer starkverbreiteten „Verslehre der deutschen Sprache“ finden sich die nachstehenden Sätze: „Man fordert von der poetischen Sprache, neben der durch den Rhythmus hervorgebrachten Wohlbewegung, auch Wohllaut in ungleich höherem Grade als von der Prosa, wo die Form weniger beachtet wird, weil der Gedanke überwiegt; während man in der Poesie jede die Form betreffende Störung schärfer bemerkt, weil die Poesie auf kunstmäßige Gestaltung Anspruch macht.

„Der Wohllaut erfordert zunächst die Vermeidung des Hiatus. So nennt man das unmittelbare Zusammentreffen zweier Vokale am Ende des einen und im Anfange des anderen Wortes, wodurch eine unangenehme Mundsperre entsteht. Z. B. sage an; so lange ich bin; Freude und Frieden; möchte er, u. dgl. Man entgeht diesem Übelklange entweder durch Ausstoßung (Elision) des ersten Vokals, an dessen Stelle man einen Apostroph setzt: sag' an; so lang' ich bin; Freud' und Frieden; möcht' er; ich sterb' und lass' euch meinen Segen; eh' in die Fremd' er ausgegangen u. dgl. m.; oder, wo die Sprache eine solche Ausstoßung nicht gestattet, durch geschickte Wahl und Stellung der Worte.“

Soweit das vortreffliche Lehrbuch. Auslassungen, die ganz auf dem nämlichen Standpunkt stehen, findet man jeden Tag in den kritischen Referaten über neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Lyrik und Epik. Die und die Verse in dem „sonst stimmungsvollen“ Gedicht werden durch häufiges Auftreten des Hiatus „entstellt“. Der Autor „vermeidet nicht streng genug“ den Hiatus, diesen Feind aller wahren Melodik. Schulmeisterlich geartete Recensenten streichen gewisse Hiaten schlechthin als Fehler an und erteilen, wo diese Fehler in größerer Zahl auftreten, mit tiefem Bedauern die Gesamtnote „Ungenügend“.

Allerdings kennt bereits der Lateiner die Versregel, das Aussprechen zweier aufeinanderfolgenden Vokale, insofern diese Vokale zwei verschiedenen Wörtern angehören, sei mit den Grundgesetzen des Wohllautes unvereinbar. Nach dieser Anti-Hiatuslehre wird bei einem derartigen Zusammentreffen zweier Vokale der eine im Sprechen verschluckt.

So hilft sich der klassische Römer beispielsweise in dem horazischen Vers: Et ture et fidibus juvat — gegen das Unheil, das ihm

aus dem Zusammentreffen der beiden e droht, einfach dadurch, daß er das erste e kurzweg herauswirft und also folgendermaßen liest: Et tur' et fidibus juvat.

Den gleichfalls horazischen Vers: Bellique causas, et vitia, et modos liest er aus dem nämlichen Grunde: Bellique causas, et viti', et modos.

Diesen unversöhnlichen Abscheu vor dem Hiatus haben die Italiener, Franzosen &c. von den Lateinern ererbt. Während jedoch im Italienischen die Vokale, die einen Hiatus bilden, ganz wie im Lateinischen zwar im Verse vorkommen dürfen, aber nicht als zwei Vokale gezählt, sondern nach Art des oben gezeigten Vorgangs miteinander in eins gelesen werden, ist im französischen Vers nur das Veramalgamieren des sogenannten stummen e gestattet; die übrigen Vokale dürfen überhaupt nicht in Hiatusstellung vorkommen. Daher denn die allergebräuchlichsten Wendungen wie „tu as“ oder „il y a“ von dem französischen Vers ausgeschlossen sind.

Daß dies eine unhaltbare Pedanterie ist, die nicht einmal wirkliche Wohllauts- und Schönheitsgesetze zu ihren Gunsten anführen kann, leuchtet sofort ein. Wenn dem französischen Ohr das Zusammentreffen des u und des a in „tu as“ unerträglich wäre, so würde es auch in der Prosa dies Zusammentreffen nicht dulden, sondern eine Verschmelzung herbeiführen. Es giebt in der That eine Sprache, die gegen jedes derartige Zusammentreffen überempfindlich ist: die Sanskritsprache. Als unerbittliche und grundsätzliche Gegnerin des Hiatus verwandelt sie beispielsweise die Wörter tushtâ asi (du, Frau, bist zufrieden) in tushtâsi; die Wörter santi iha (sie sind hier) in santiha; ferner verwandelt sie durch „Verschmelzung“ — so genannt im Gegensatz zu der bloßen „Zusammenziehung“, die bei tushtâsi und santiha obwaltet, weil nämlich bei der „Verschmelzung“ ein von den beiden verschmolzenen Bestandteilen wesentlich abweichendes Produkt entsteht — die Wörter prâptâ iyam (diese ist genaht) in praptêyam; die Wörter râjâ uvâca (der König sprach) in râjôvâca; Nâradêna uktam (von Nârada gesprochen) in Nâradênôktam; na êkas tvam (nicht einzig du) in nâikas tvam u. s. w. Das thut die Sanskritsprache, wie gesagt, auch in der Prosa.

Nach der mißverstandenen Analogie der lateinischen, französischen, italienischen &c. Praxis hat nun die deutsche Stubengelehrsamkeit auch unsere deutsche Poetik mit dem Zwang der Hiatusvermeidung beschenkt. Dieser rein akademischen Marotte gegenüber kann nicht eifrig genug betont werden, daß für das deutsche Ohr ein Hiatus überhaupt nicht existiert.

Thatsächlich hat sich denn auch der deutsche Lyriker von wirklicher Selbständigkeit und Ursprünglichkeit niemals von dieser Ausgeburt markloser theoretischer Weisheit knechten lassen. So gut wie man in deutscher Prosa unbeanstandet sagt: „**die Innigkeit**“; „**blauäugig**“; „**da empfing ich**“; „**wo ist er?**“ u. s. w. —, ebensogut läßt auch der deutsche Vers überall Vokal auf Vokal stoßen und oft denselben Vokal auf denselben Vokal, ohne sich mit dem Irrwahn zu peinigen, das höhere Sprach- und Schönheitsgefühl sei durch dieses Zusammentreffen beleidigt.

So dichtet Uhland: „**Bei einem** Wirte wundermild —“. Goethe in seinem Gedicht „Zueignung“ schreibt, Strophe I, Vers 5: „Ich freute mich **bei einem** jeden Schritte —“. Ebenda, Strophe II, Vers 1 heißt es: „Und **wie ich** stieg —“; Strophe II, Vers 3: „Mich **zu umfließen** —“; Strophe II, Vers 8: „**Wie umgossen** —“; Strophe V, Vers 3: „Erkennst du mich, **die ich** —“; Strophe V, Vers 5: „**Zu ewigem** Bunde —“; Strophe VII, Vers 5: „Ach, **da ich** —“ (was nach sanskritischer Methode unbedingt in „Ach, dêch“ zu verwandeln wäre!); Strophe X, Vers 1: „Und **wie ich** —“ u. s. w.

Diese Belege, die fast sämtlich einem einzigen Gedichte entlehnt sind, dürften genügen. Jeder deutsche Poet liefert, wo man auch hingreift, Dutzende von ähnlichen Beispielen. Man sollte es rein für unmöglich halten, daß angesichts dieser Verhältnisse noch von einem „Hiatus“ im Deutschen geschwatzt werden könne. Aber es wird nach wie vor lebhaft von diesem Gespenst die Rede sein, solange es eine gewisse Sorte von Theoretikern giebt.

Eigentlich ist überhaupt nicht abzusehen, warum das Zusammentreffen zweier Vokale etwas so kolossal Unangenehmes sein soll.

Das Griechische bildet Wörter wie ἀεὶ (aei, immer), ἀάατος (aaatos, unverwundet), οἱ Οὐήϊοι (hoi Uêioi, die Vejenter, die Bewohner von Veji — sieben Vokale hintereinander! —) und fühlt sich außerordentlich wohl dabei. Weshalb sollte ihm nun das Zusammenstoßen zweier Vokale, nur weil sie zwei verschiedenen Wörtern angehören, auf einmal so unerträglich sein? Und vollends: weshalb sollen wir Deutsche uns auf diesem Gebiet eine Nervosität ankünsteln, die uns doch ganz gewiß nicht angeboren ist?

Nicht der Umstand, daß zwei Vokale aufeinandertreffen, wirkt mißtönig, sondern die Häufung desselben Vokals, selbst wenn jedesmal Konsonanten die einzelnen Vokale trennen; vollends wenn der nämliche Vokal in Begleitung des nämlichen Konsonanten wiederkehrt. Hier hat schon die zweimalige Wiederkehr etwas Schwerfälliges. Wendungen wie „den Wein einschenken“, „das Haus ausräuchern“, „er verleugnet sein Genie nie“ haben im Vers, ja schon in der Prosa etwas mehr oder weniger Kakophonisches und erinnern an das französische Spottpoem: „J'aime ton ton pompeux et ta rare harmonie“. Es ist hier die Identität der Silben, die uns verletzt. Diese Identität ist nur da erträglich, wo ein bestimmter rhetorischer oder komischer Zweck erreicht werden soll, z. B. in dem bekannten „Komm doch heraus, Maus!“ wie Voß das Horazische „ridiculús mus“ übersetzt hat.

Wie die unausgesetzte Wiederkehr des gleichen Vokals bei vollständiger Verschiedenheit der Konsonanten wirkt, dafür als Beispiel die nachstehende scherzhafte „Umdichtung“ einer berühmten Schillerschen Ballade in E-Moll. Ich habe mich dieser mühsamen Transponierung eigens im Interesse einer demonstratio ad aures, nebenher aber auch deshalb unterzogen, um gelegentlich darzuthun, wie stark der dünne Vokal e im Neuhochdeutschen überwiegt. Also:

Die Kraniche des Ibykus.

Der Fehde des Festes entgegen geht der edle Hellene, dem der Herr der Welt erhebendes Streben des hehr schwellenden Herzens geschenkt. Er geht den Weg des weltfremden Denkers: bebende Erlen, ernst wehende Eschen, kletternde Spechte beleben den entlegenen Felsensteg. Wer erschreckt jetzt den Ehrenwerten? Der elendste Frevler! Er streckt dem Hellenen frech den ehernen Speer entgegen. Der Edle wehrt dem Kerl. Es geht schwer: er kennt Versregeln; Fechten versteht er schlecht. Jetzt hebt der Verbrecher den Speer! „Wehe!“ fleht der Hellene! „Wer rettet den Verfemten, Gehetzten? Kletternde Spechte, seht den entsetzen-erregenden Schmerz! Gebt dem ehrvergessenen Erstecher entsprechende Lehre! Vermeldet den Frevel den Rechtssprechern, dem schwert-hebenden Henker!“

Wäre das Vorstehende nicht ein Experiment, so würde man sich mit Recht über die klappernde Monotonie, über den lächerlichen Verstoß gegen die Urgesetze des Wohllauts empören. In diesem Sinne möge eine recht strenge Kritik an die zeitgenössische Lyrik gelegt werden; denn Lyrik ist ja Musik in Worten. Mit Hiatus-Lamentationen aber und ähnlichen Thorheiten dürfte der deutsche Poet doch nachgerade verschont bleiben!



Leonardo da Vinci.

Von
Luise Hagen.

Die Geschichte des Leonardo ist die Geschichte des Mannes, der sehen konnte. Wenn man uns in der Kunstgeschichtsstunde von ihm spricht, wird mitgeteilt, daß er Festungsingenieur war, der Urheber der modernen Mechanik, der über Optik schon alle die Dinge wußte, auf welche Professor von Helmholtz seinen unsterblichen Ruhm begründet hat. Hinter Leonardo, dem Gelehrten, verschwimmt dann fast das Bild Leonardos, des Malers, und Leonardo, der Mensch, erhebt sich darüber bestenfalls wie der Schatten einer Gestalt aus Goyas Radierungen, eine Art von Andreas Gryphius, von dem wir in der Litteraturstunde lernten, daß Goethe ihn ein liederliches Genie mit gutem Herzen nannte. Das gute Herz muß man bei Leonardo schon glauben, denn das Lob seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit ist uns erhalten durch den redseligen Vasari, durch Paulus Jovus, den Mailänder Anonymus, seinen Biographen, und durch viele andere Zeitgenossen.

Von Vasari rührt auch das Wort her über Leonardo, der nie etwas fertig brachte, der Pferde und Feste liebte, und — so ergänzt die Schülerphantasie — der natürlich lieber bummelte, als malte, wie das ja bei allen echten Künstlern der Fall ist. Erst der Anblick der beiden umfangreichen Bände von Leonardos schriftlichem Nachlaß, die Jean Paul Richter entziffert und mit englischen Übersetzungen versehen hat, flößt denn doch Achtung ein vor der Thätigkeit dieses

Mannes, über den man so wenig weiß. Seit dem Erscheinen dieser Bände hat es Broschüren hin und her geregnet über die richtige Art der Veröffentlichung dieses Nachlasses, und in Zeitschriften ist viel gestritten worden über die Echtheit der verschiedenen Bilder, die unter seinem Namen in den Gemäldegalerien hängen. Herr Paul Müller-Walde hat Leonardos Stellung zu Raphael und zur Florentiner Kunst behandelt; Herr Séailles hat in einem umfangreichen Werke viel Schönes über da Vinci, den Künstler und den Gelehrten, gesagt; er hat uns Leonardo den Menschen nahe zu bringen gesucht, und Leonardo den Ethiker, den Moralisten, wie Herr E. Müntz ihn in seiner Geschichte der italienischen Renaissance nennt. Leider hat der Tod diesen feinsinnigen Kritiker an der Vollendung eines abschließenden Wortes im Leonardokriege gehindert. Eine Leonardobiographie von der Art der Michelangelo- oder Raphaelbiographien wird es schwerlich jemals geben, denn so zahlreich auch seine Schriften, so spärlich sind die Mitteilungen, die er uns über seine äußeren und inneren Lebensschicksale hinterlassen hat. Kein einziger Roman, keine leiseste Klage über Ungerechtigkeiten der Menschen, keine Spur von Reflektion, kein Aufbäumen gegen gegebene Verhältnisse, kein Hinauswollen aus gegebenen Grenzen! Alles Nachgiebigkeit gegen die Dinge, wie sie einmal sind und doch wieder ein Wollen, ein Vertrauen auf die vorhandenen Kräfte, das überhaupt keine Grenzen kennt; Genügsamkeit und Schrankenlosigkeit zugleich, weil das Maß der vorhandenen Schranken erkannt ist und anerkannt wird — Leonardo, der Meister im Maßhalten, Leonardo, der Seher, das ist das Bild, das sich aus seinen gemalten und geschriebenen Werken herausschält. Von Rätseln umgeben steht er da; je länger man ihn anschaut, desto mehr entdeckt man ihrer. Und doch ist er wieder ein so einfacher Mensch, ein Kind fast, selbst dann noch, als er die Sachen schreibt, die in die Zeit fallen, wo er schon das Haupt des alttestamentlichen Propheten, des greisen Sehers trug, das uns in einer Rötelzeichnung von seiner eigenen Hand erhalten ist. Es wird in Turin aufbewahrt. Sein Schüler Luini hat ihn einmal als Modell für den Kopf eines Simeon benutzt. Er paßt nicht übel für den Sänger des Nunc dimittis, doch ist in dem Bilde des Schülers nicht, wie beim Meister, die ganze Kraft des Mannes in das sehende Auge konzentriert — dies Auge, das hinausschaute in eine Zukunft, die selbst in unserem Jahrhundert der Technik vielleicht noch nicht ganz zur Gegenwart geworden ist, dies selbe Auge, das mit zärtlicher Liebe jedes kleinste nächstliegende, wirkliche Ding umfaßte und Schönheitssummen daraus addierte, deren Werte noch heute nicht erschöpft sind. Denn Leonardo, als sehender, maßhaltender Künstler, hat wohl Nachahmer, aber keine Nachfolger gehabt. Sein Ruhm war größer als sein Einfluß, weil er zu hoch über der Menge stand.

* * *

Vinci, Leonardos Geburtsort, liegt im Gebirge, zwischen Florenz und Pisa auf dem rechten Arnoufer. Das Bauernmädchen Caterina, seine Mutter, heiratete später den Piero del Vacca, ihren Standesgenossen. Ser Piero da Vinci nahm seinen Sohn zu sich und heiratete, ehe das Kind ein Jahr alt war, ein Fräulein Albiera di Giovanni Amadori, die an Bildung und Vermögen den Ansprüchen der Aristokratenfamilie der Vinci genügte. Notare der Florentiner Signoria waren sie seit Generationen gewesen, gewissenhafte und gewissenlose durcheinander. Ghibellinen sollen die frühesten nachweislichen Vorfahren der Familie gewesen sein. Die Italiener finden Forschungen nach dieser Richtung hin überflüssig, die Franzosen, die an Leonardo die gleichen Rechte geltend machen, wie die Engländer an Händel und Holbein, lassen die Frage unerörtert.

Ser Piero da Vinci wohnte in Florenz, der Palast Gondi an der Piazza San Firenze wird als sein Wohnhaus bezeichnet: doch zog er hier erst dauernd ein, als Leonardo bereits des Verocchio Zögling geworden war und im Hause des Meisters lebte, wie es der Brauch vorschrieb. Später, wenn Leonardo die Vaterstadt besuchte, nahm er Quartier bei Braccio Martelli in der Via Martelli, wo jetzt das Liceo Ginnasio Galilei steht.

Leonardo ist um ein Jahr älter als der

Humanismus, vorausgesetzt, daß das Geburtsjahr dieser retrospektiven Bewegung der europäischen Kulturwelt mit der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken im Jahre 1453 richtig datiert ist. Jedenfalls hat der Knabe Leonardo seinen Lehrern zu schaffen gemacht. Wenn sie ihn auf die Bänke unter den offenen Arkaden setzten, wo sie in stillen Winkeln ihre Lehrstunden abhielten, so schweifte das physische Normalauge des Kindes der Bergtochter nach allen Richtungen in die Weite, der geistige Scharfblick des Advokatensohnes aber entdeckte gleichzeitig mathematische Probleme, die sich dem drillgewohnten Lehrer noch niemals „vorgestellt“ hatten. Er konnte den Schüler infolgedessen nicht gesellschaftlich mit ihnen bekannt machen. So bleibt denn der Blitzjunge eines schönen Tages aus der Klasse weg und macht sich dafür irgend ein anderes Lebens- oder Wissensgebiet zu eigen, um zu lernen, was Leute seines Schlages überhaupt lernen können. Er ist nun einmal nicht einseitig zu machen, und Ser Piero besitzt pädagogische Weisheit genug, um den Versuch gar nicht erst zu unternehmen. Gute Manieren werden dem Jungen beigebracht, und wenn er der Stiefmutter weiter nichts zu danken haben sollte: die „Kinderstube“ hatte er von ihr, jene angelebte gute Form, die, weil sie auf psychologischer Erfahrung beruht, den Schlüssel hält zu den Herzen der Menschen. Die Not hat die beiden gewissermassen aufeinander angewiesen. Die kinderlose Stiefmutter muß es dem anmutigen Knaben danken, daß ihr Haus nicht zu denen der einsamen zählt, daß dem Gatten ein lebender Anteil an der Zukunft der Menschheit gesichert ist. Dann ist da draußen in Vinci die Nonna Lucia, die Großmutter, deren Herz der wohllautende Tonfall seiner Stimme just ebenso sehr bezaubert, wie dasjenige aller anderen Menschen. Draußen klettert er in den Bergen umher, schaut in die Weite und in die Nähe, lauscht den Lazerten, den Vipern und Nattern das Geheimnis ihrer glatten Bewegungen ab, lacht über die plumpen Kröten, die in der Dämmerstunde ungeschickt des Weges dahergestolpert kommen, freut sich der närrischen Sprünge der Ziegen, schwingt sich auf den Rücken jedes Gaules, dessen er habhaft werden kann, stolz im Bewußtsein der Kraft seiner sehnigen Arme, zeichnet dazwischen, singt oder schwimmt und ist froh, weil das Leben so weit, so unermeßlich groß vor ihm liegt. Alle Gerätschaften der Bauern untersucht er und begreift im Handumdrehen ihre Mechanik. Die Bauern wissen zwar auch nicht immer Antworten auf alles, was der Stadtjunker zu fragen hat, der doch halbwegs ihresgleichen ist. Sie haben aber durch den ständigen Umgang mit der geduldigen Ackerkrume, durch das Harren auf Saatzeit und Ernte mehr Geduld gelernt, als die Herren Magister da unten in Florenz. Ein Stück dieser Bauerngeduld nimmt der Knabe Leonardo mit hinein in das künstlerische Schaffen, wie es Giotto, Millet, Segantini und viele andere Maler thaten.

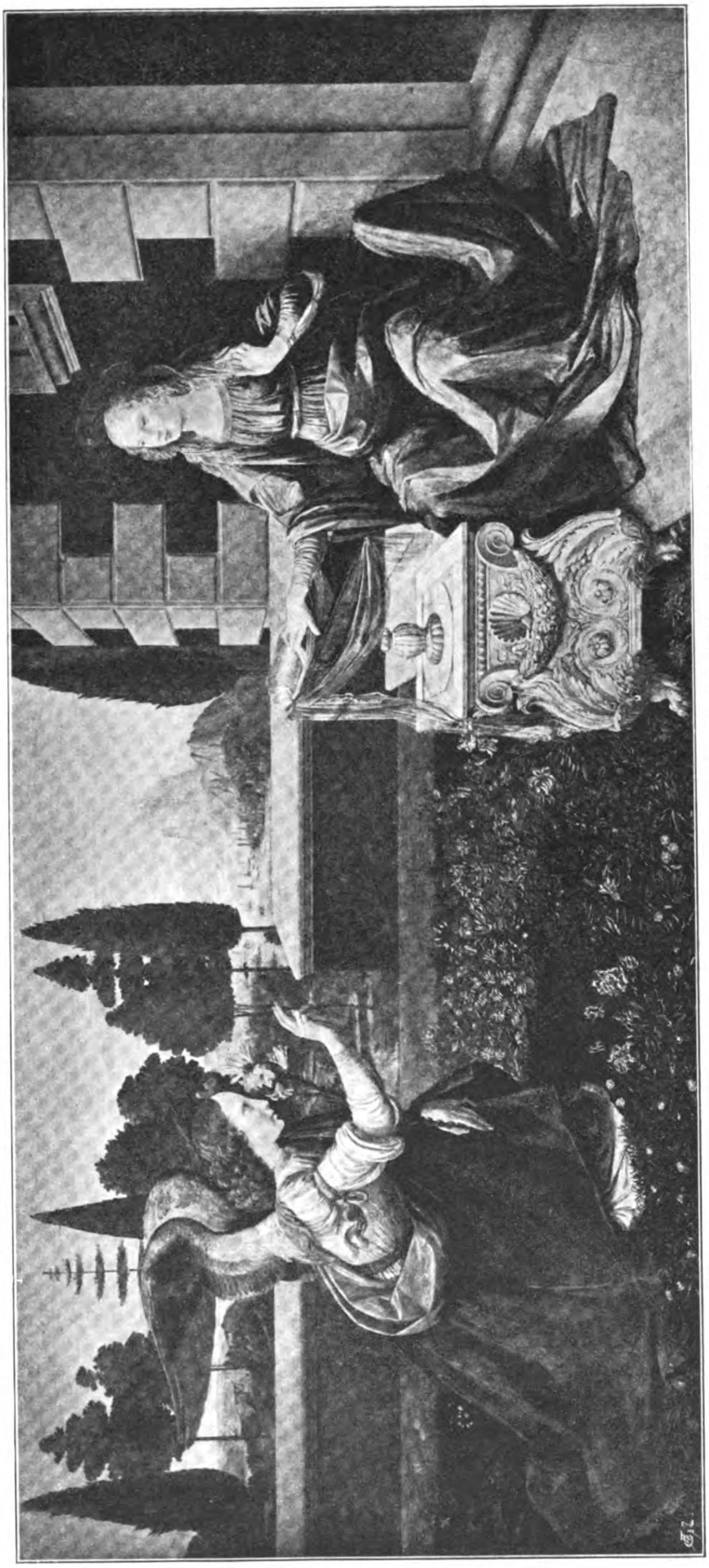
Eine zweite Stiefmutter hielt bald nach dem Tode der ersten ihren Einzug in Leonardos Vaterhaus. Auch sie blieb kinderlos. Die dritte Gattin schenkte Ser Piero vier Kinder; die vierte, die er im sechzigsten Lebensjahre heimführte, gab ihm deren sechs zu eigen. Leonardo ist vierundzwanzig Jahre alt, als der erste Stiefbruder geboren wird. Um diese Zeit findet die Florentiner Polizei in einer Urne, die sie zur Erleichterung ihres beschwerlichen Amtes den anonymen Klägern zur Verfügung stellt, eine Anklage gegen Leonardo. Sie erweist sich als völlig unhaltbar. Dem Vaterhause aber ist er seitdem augenscheinlich entfremdet. Vielleicht, daß Ser Pieros Herz mehr an dem Sohne hing, als der jungen Stiefmutter lieb war.

Schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre ist Leonardo als selbständiger Maler in Florentiner Listen aufgeführt. Er blieb aber in der Werkstatt des Verocchio, mit dem ihn innige Freundschaft verknüpfte. In das Jahr 1480 fällt vermutlich eine Reise nach Rom. Als Dreißigjähriger siedelte er nach Mailand über.

* * *

Die Jugendarbeiten des Leonardo da Vinci teilen schon, wenn man sich an die kleine Zahl der beglaubigten Gemälde halten will, das Schicksal aller seiner späteren Werke: vergessen, verloren, zerstört, übermalt, nachgezeichnet, veränderte Kopie u. s. w.

So war es schon in den Tagen des Vasari, den doch nur wenige Jahrzehnte von Leonardo trennten. Da ist zuerst die Geschichte von dem Bauern, der dem Ser Piero einen Schild brachte, daß er ihn bemalen ließe. Der gab ihn dem Leonardo, ohne viel dabei zu denken. Leonardo aber dachte korrekt, wie ein Semperianer unserer Tage: ein Schild hat den Zweck zu schrecken. Machen wir das Ding schrecklich! Mit einem Haufen Eidechsen, Salamandern und ähnlichem Getier beladen, kehrte er von einem Streifzug in Feld und Wald heim. Dann schloß er sich in ein Zimmer ein und malte, ohne der inzwischen verendenden Tiere zu gedenken. Den fertigen Schild stellte er im dunklen Zimmer bei mattem Kerzenschein auf und erlebte den Triumph, den herbeigerufenen Vater erschrocken zurückprallen zu sehen. Ser Piero aber, kunstsinnig und praktisch zugleich, kaufte dem Bauern einen neuen Schild, ließ ihn von einem Handwerker dekorieren und strich für die Arbeit seines Sohnes den Ertrag von hundert Dukaten ein. Ludovica Sforza zahlte später die dreifache Summe dafür. Wo er



Leonardo da Vinci: Die Verkündigung. (In den Uffizien zu Florenz.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

danach blieb, weiß man nicht. Ob das Medusenhaupt der Uffizien, das Leonardo zugeschrieben wird, im Zusammenhange mit diesem Schilde entstand, ob es eine Jugendarbeit oder die Kopie einer solchen ist, steht dahin. Vasari erzählt noch von einem Karton für einen Wandteppich des Königs von Portugal, der den Sündenfall darstellte. Es befand sich ein Feigenbaum darauf und ein Palmbaum, dessen Schönheit vor allem die Zeitgenossen entzückte. Auch dieser Karton war in Vasaris Tagen nicht mehr vorhanden. Es kann wohl kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die Wandteppiche der Florentiner Sammlung, die das gleiche Thema behandeln, zum mindesten unter dem Einfluß dieses Kartons entstanden sind. Schon der Umstand, daß Raphael lange Zeit für ihren Urheber gelten konnte, läßt die Frage nach der Urheberschaft Leonardos zum mindesten berechtigt erscheinen. Der Charakter des Wandornamentes mit seiner übersprudelnden Phantasie, die Sprache der Hände bei allen Gestalten, die Fülle und charakterisierende Bewegung des Haares, die perspektivische Weite der Landschaft, das alles, nebst der Anatomie der Figuren würde dem Bahnbrecher der neuen Zeit auf dem Gebiete des Wandteppichs keine Schande machen. Bahnbrechend aber sind gerade diese ältesten Teppiche flämischer Arbeiter nach italienischen Kartons.

Es ist so oft gesagt worden, daß Leonardo an keine einzige Sache herantrat, ohne ihr neue Wege vorzuzeichnen. Warum sollte das beim Wandteppich nicht möglich sein? Wir hätten dann wenigstens eine Erklärung dafür, wie der Ruhm des Leonardo gerade als Maler so schnell wachsen konnte. Außerdem würde hierdurch Leonardo Raphaels Meister auch auf diesem Gebiete, und auch Michelangelos Gott-Vater-Gestalt in der sixtinischen Kapelle wäre auf seinen Einfluß zurückzuführen. So, wie die Dinge gegenwärtig liegen, bleibt es einigermaßen rätselhaft, wie eine Verkündigung, zwei Madonnen, eine Auferstehung und eine unfertige Anbetung der Weisen genügen konnten, um ihm das Übergewicht über seine produktiven Zeit- und Fachgenossen zu verschaffen. Unerklärlich bleibt vor allem, daß Michelangelo in Florenz die Rückkehr eines Mannes fürchten konnte, der „nichts fertig brachte“, daß er sogar noch in Rom ihn seine Eifersucht fühlen lassen konnte.

Herr Müller-Walde hält die Verkündigung des Louvre für das früheste der erhaltenen Jugendwerke Leonardos. Vollendeter ist die Verkündigung der Uffizien, die wenig später entstanden sein dürfte. Das Format ist hier kürzer und höher, wodurch die Komposition an Geschlossenheit gewinnt. Maria sitzt auf der Terrasse des Hauses, von Licht und Anmut umstrahlt, ein Kind fast und doch ausgestattet mit dem frauenhaften Liebreiz, für dessen Zauber Leonardo in der Kunst den höchsten Accent gefunden hat, eine Heilige und ein Menschenkind zugleich. Die Rechte hält das Blatt des aufgeschlagenen Buches, dessen Blätter beim Nahen des Engels zu flattern begannen und die heilige Jungfrau veranlaßten, aufzusehen. Die Linke hat sie erstaunt zurückgezogen, halb abwehrend ist sie geöffnet, die Haltung des Kopfes ist die des Schauens und Lauschens zugleich, die Sprache des Auges so beredt, wie sie nur Leonardo, dem Seher, erklingen konnte, der alles mit dem Auge erfaßt, mit dem Auge seines eigenen Geistes psychologisch zergliedert. Im Auge des Engels, in der Haltung seiner Hände die gleiche Beredtsamkeit, wie bei Maria; im Faltenwurf die peinliche Treue gegen die Natur des Gewebes, der rhythmische Schwung, die dramatische Bewegung, die doch nie einen architektonischen Zug in die textilen Gebilde hineinträgt, wie es später so oft geschah. Die selbsterfundene Symbolik des zarten Schleiers auf dem Betpult, die zielbewußte, machtvolle Ornamentik des letzteren, das perspektivische Heraustreten aller Einzelteile in dem Blumenteppich, dessen breite Anlage durch den Schatten des Engels erweitert wird — das alles ist zum mindesten ebenso originell, wie die Neuheit der Auffassung gegenüber den älteren Darstellungen der Verkündigung. Diese Orginalität der Auffassung ist von allen Kritikern bewundert worden. Dessenungeachtet nehmen manche diese Verkündigung für Ghirlandajo in Anspruch. Wollte man alle übrigen Vorzüge des Bildes auf den letztgenannten Meister übertragen — der landschaftliche Hintergrund ist mit dem Auge des Leonardo ge-



Verocchio: Taufe Christi; der kniende Engel links ist Schülerarbeit des Leonardo. (In der Akademie der schönen Künste zu Florenz.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

schaut. Ghirlandajo ist in diesem Punkte befangen, fast wie unter dem Banne der Niederländer, nicht annähernd so frei wie Dürer oder Leonardo. Außerdem, wollte man diesen Engel, diese Maria in eine Arbeit des Ghirlandajo oder Botticelli hineinstellen, sie würden daraus hervorspringen, wie der Engel des Leonardo aus der Taufe Christi des Verocchio. Dies Bild befindet sich in der Florentiner Akademie der schönen Künste. Der vordere kniende Engel charakterisiert sich sofort durch die Richtung des Auges als Leonardos Arbeit; auch der erweiterte landschaftliche Hintergrund rührt von ihm her. Schon hier giebt sich der Mann zu erkennen, der sich vorgesetzt hat, das Problem der Wasserläufe zu ergründen. Es fehlen die Schiffe und die Schlangenwindungen des Flusses, die in der „Verkündigung“ wesentlich dazu beitragen, den Begriff räumlicher Beschränkung aufzuheben. Doch aber ist eine fast noch größere Ge-

schicklichkeit im Durchbrechen der Schranken bethätigt, als die, welche durch das Einfügen der Lücke in das Mauerwerk an der Terrasse der heiligen Jungfrau in der Verkündigung zu Tage tritt.

Zu den biblischen Darstellungen der ersten Florentiner Periode zählt die „Auferstehung" des Berliner Museums. Das Bild hat viel gelitten. Es sind Löcher hineingebrannt, ein Stümper hat es „restauriert", dann ist der Belag entfernt worden u. s. w. Selbstverständlich brennt der Streit um die Echtheit auch bei diesem Bilde noch heute. Geheimrat Bode ist lebhaft dafür eingetreten, und in der That werden jedem unbefangenen Beobachter enge Beziehungen zwischen diesem Werke und der unbezweifelten Madonna in der Grotte auffallen. Ihrer psychologischen Beschaffenheit nach kann schon die Auffassung der Christusgestalt von niemand anders als von Leonardo herrühren, denn keiner seiner Zeitgenossen besaß die Kühnheit und Selbständigkeit der Conception, die hier zur Geltung kommt. Daß das Bild der Frührenaissance angehört, kann nicht bezweifelt werden. Der auferstehende Erlöser schwebt aus eigener Kraft aus dem Grabe empor, schwebt, nicht wie ein geflügelter Engel schweben würde, sondern wie der wahre Menschensohn, in dem der wahrhaftige Gott Gestalt gewonnen hat. Aus eigener allmächtiger Kraft erhebt er sich aus der Ruhestätte des Grabes, flüchtig nur berührt der Fuß den Stein, der den gefangen halten wollte, der in die Höhe gefahren ist und das Gefängnis gefangen führt, wie der Psalmist sich ausdrückt. Die anbetenden Heiligen, der heilige Leonhard und die heilige Lucia, geben an Innigkeit der Hingabe an das Ewige keiner Schöpfung des Fra Beato Angelico etwas nach; die Sorgfalt in der Behandlung der Gewänder und die unbeschädigten Teile der linksseitigen Landschaft machen der Hand ihres Meisters Ehre.

Die Madonna in der Grotte ist zweimal vorhanden. Paris und London streiten um den Besitz des echten Exemplares. Die Stimmenmehrheit liegt auf der Seite des Londoner Bildes. Ausschlaggebend dürfte der Umstand sein, daß in dem Pariser Bilde die Richtung der Augen auf den außerhalb des Bildes stehenden Beschauer geht, nicht auf den seelischen Inhalt des Bildes. Am meisten ist dies bei dem Engel zur Linken der Maria der Fall, auch der Johannes blickt nicht direkt auf das Christkind, dieses wieder nicht gleichzeitig auf Johannes und hinauf zum Himmel. Dieses gleichzeitige Schauen des Irdischen und Himmlischen, dieses Umfassen der sichtbaren und unsichtbaren Welt benutzt Leonardo schon in der Berliner Auferstehung zur Charakteristik der göttlichen Allgegenwart. Hier bei dem Christkind finden wir es wieder; auch auf dem Florentiner Teppich mit dem Sündenfall kennzeichnet es die Gottvatergestalt. Offenbar kann es ein anderes, ein treffenderes Mittel zur Charakteristik der christlichen Vorstellung vom Wesen Gottes kaum geben. Der rechte Arm des Johannes auf dem Londoner Bilde verrät den Schüler des Verocchio. In dem Körper des Knaben kündigt sich schon der zukünftige Prediger in der Wüste an. Das Christuskind trägt jenen leidenden Zug, der die Madonna des Holbein den Herzen der Protestanten so nahe bringt. Dieses Kind der Madonna in der Grotte mit der Fingerhaltung, welche die christliche Symbolik mit dem Spruche: „Das Wort ward Fleisch" deutet, ist schon der zukünftige Christus des großen Abendmahls und der Christus der Bachschen Matthäuspassion zu gleicher Zeit. An dem Pariser Bilde ist der kranke Zug beim Jesuskinde stärker hervorgehoben, als es der Schönheitssinn des Leonardo zuläßt.

Die Madonna Litti, von welcher eine Kopie in der Petersburger Eremitage erhalten ist, gehört ebenfalls der ersten Florentiner Periode an, wahrscheinlich auch die Münchener Madonna mit der Nelke, wo wieder der göttliche Blick des Jesuskindes die Nelke umfaßt und gleichzeitig in den Himmel schaut. Wunderbar ist dabei, daß das Auge dessenungeachtet nicht über den Rahmen des Bildes hinausirrt. Daher diese wunderbare Harmonie, diese ungestörte Bildwirkung, die feste Abgeschlossenheit der geistigen und der realen Komposition. Sie bildet auch den Grundzug in der Zusammensetzung des unvollendeten Epiphaniasbildes; man darf behaupten, daß hier die Stellungen aller Figuren durch die Richtung des Auges bestimmt werden. So ist die Centralisation



Leonardo da Vinci: Die Madonna in der Grotte. (In der Nationalgalerie zu London.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

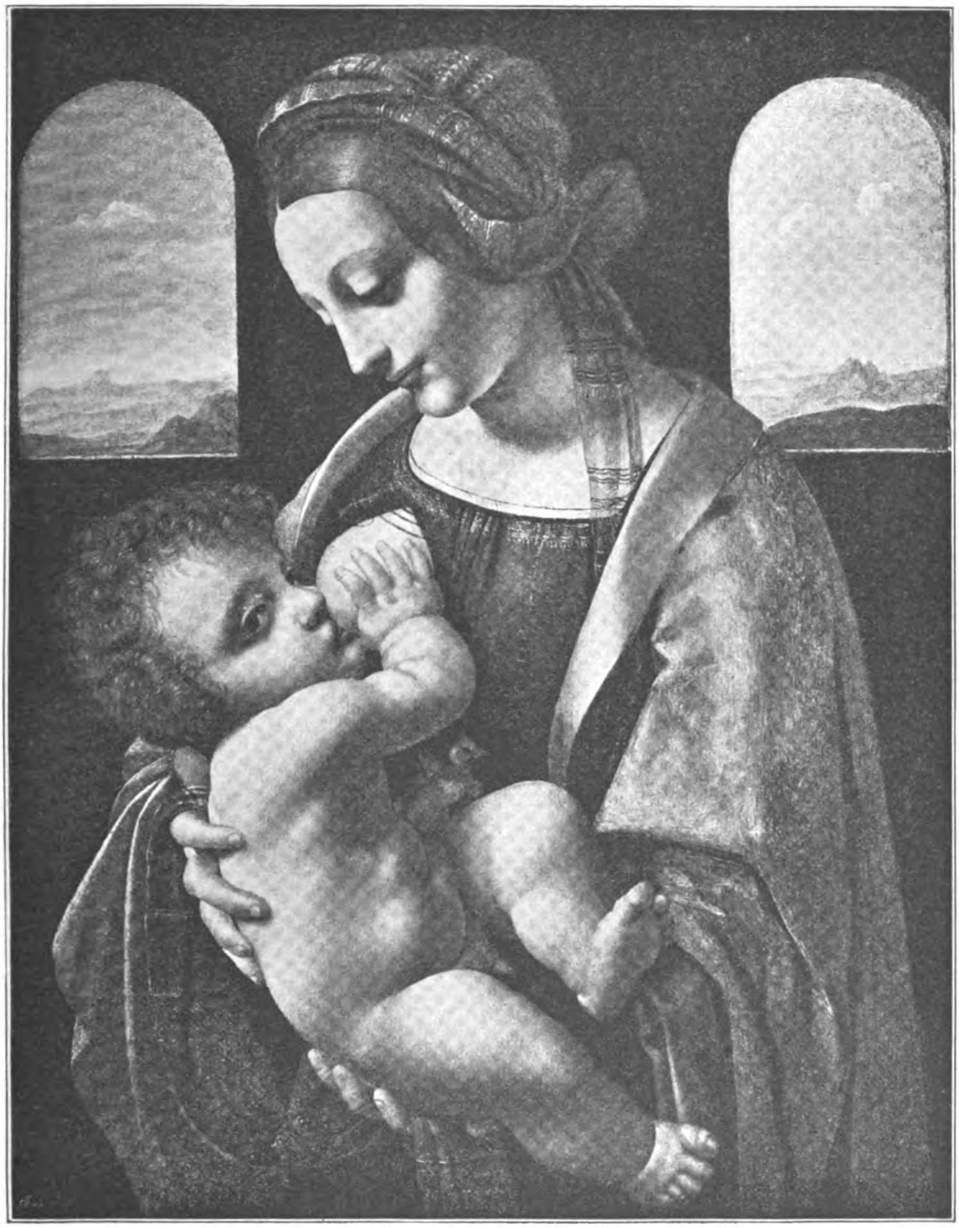
des Bildes mit einem Schlage gewonnen, ein Trick vielleicht, aber einer, dessen Benutzung niemals zur geistlosen Schablone werden kann. Leonardo ist auch als Maler vor allen Dingen der Kenner der Optik. Mit unfehlbarer Sicherheit giebt er jedem Auge die naturwahre Richtung. Die Charakteristik, der seelische Ausdruck, kommt erst in zweiter Linie. Dennoch ist er auch hierin unübertrefflich. Gottes Auge ist für ihn ein anderes als das der Engel, die Engel wieder haben ein anderes Auge als die Menschen, ein weniger körperliches, als Christus; ihre Bewegungen sind die der geflügelten Wesen, denen die Schwere der Erde nichts anzuhaben vermag. Schon hierhin verrät sich Leonardo der Forscher, der Berechnungen über die Geschwindigkeit des Falles anstellt und die Gesetze der Schwere zu bestimmen sucht, die hundert Jahre später Galilei und nach ihm Newton „entdecken“. Das unvollendete Epiphaniasbild wird in den Uffizien aufbewahrt. Die Mönche, die es bestellt hatten, sollen des Wartens überdrüssig geworden sein. Sie ließen sich von Filippino Lippi an anderes Altarbild malen.

* * *

Schon in Florenz hat Leonardo sich zum Bildnismaler entwickelt und der Kunst in diesem Fache auf Jahrhunderte hinaus ihre Bahnen vorgezeichnet; alle großen Porträtisten der folgenden Jahrhunderte sind seines Geistes Kinder. Das Porträt der Galerie Lichtenstein in Wien mit dem verstohlen blitzenden Auge der Donna und dem offen blitzenden Auge der Landschaft, dem unvermeidlichen Flußwinkel des Leonardo, besitzt alle Vorzüge des Malers, der, wie kaum ein anderer, den Namen Frauenlob verdient. Diese lange Reihe von bezaubernden Zeichnungen! Jede ein Typus, viele von der Art, die wir Frauen im Alltagsleben nicht einmal hübsch finden würden. Leonardo hat die Welt erst gelehrt zu sehen, wo ihre Schönheit steckt. Auch in diesem Punkte ist er ein Moderner. Gleichzeitig aber lebt in ihm, was die Jahrhunderte an Wahrheit und Schönheit seiner Zeit übermittelt haben, er erfaßt es mit kühnem Griff. Er fühlt in sich den Beruf, sich die Erde unterthan zu machen. Zur Erde gehören auch die aufgespeicherten Schätze der entschwundenen Generationen. Auch die macht er sich unterthan. Seine Frauenköpfe sind das Schwanenlied des mittelalterlichen Minnegesanges, sowie in seinem Abendmahl die mittelalterliche Kirchenmusik mit ihrem großen Miserere ausklingt.

Da ist unter den Frauenbildern der kunstvoll frisierte Kopf, der in den Sammlungen als Magdalena bezeichnet zu werden pflegt. Man will eine Studie zur Madonna der Pariser Verkündigung darin erkennen, mit Unrecht, wie mir scheint. Selbst Leonardo würde eine Madonna nicht so kunstreich frisieren. Dann auch ist in diesem Falle das Augenlid der Schleier im Sinne der Beschämung. Da, wo Leonardo das Lid als einfache Hülle erscheinen läßt, wird es immer vom Auge der Seele durchdrungen, eine Beobachtung, die z. B. Herr Séailles in Bezug auf den Christus des großen Abendmahles geltend macht, die aber auch auf viele andere Fälle Anwendung findet. Einen Frauentypus des Leonardo giebt es nicht. Hierin liegt einer der großen Unterschiede zwischen ihm und seinen Zeitgenossen. Es giebt einen Frauentypus des Filippo Lippi, des Botticelli u. s. w. Leonardos Porträts stellen immer einen bestimmten Frauentypus dar. Es ist aber der Typus der Natur, den er giebt, nicht einer, den seine eigene Phantasie erschuf. Seelentypen sind es, nicht bloße Naturtypen, und wer dem Leonardo gesagt hätte, alle Frauen wären nach demselben Muster zugeschnitten, dem wäre jedenfalls das Glück zu teil geworden, die Glanzlichter auf den Fältchen rings um seine Augen neckisch tanzen zu sehen. Um die Mundwinkel hätte es gezuckt, ein wenig verächtlich und sehr mitleidig, der Zug, der sich im Laufe der Jahre so oft wiederholen wird, bis er haftet, mit einer Mischung von Wehmut, wie ihn uns der Stift des Meisters selbst erhalten hat.

Sie sind alle so grundverschieden voneinander, diese Frauen des Leonardo! Sie geben ein so reiches Bild von dem, was jene reiche Zeit an Gütern des Geistes und der Seele zu geben vermochte, an Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Charakterbildung, an Vielseitigkeit und feiner Gliede-



Leonardo da Vinci: Madonna Litti. (In der Eremitage zu Petersburg.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

rung der Geistesbildung. Das weltberühmte Lächeln der Leonardo-Frauen findet sich mehr oder weniger bei allen, dies Lächeln, hinter welchem so viele Rätsel und Romane gesucht worden sind. Und vielleicht war weiter gar kein Rätsel dahinter, und das einzig Romantische dabei mag gewesen sein, daß er ihnen vorsang, etwa wie Horand, der Sänger, der das Herz der schönen Gudrun gewann, damit es einem anderen, seinem Herrn, gehören sollte. Wir Menschen von heute, denen die Musik mehr oder minder zum bloßen accomplishment geworden ist, haben ja kaum noch eine Vorstellung davon, was sie war in der Zeit, als sie mit ihrer ungeheuren Disciplin die Grundlage jenes wunderlichen Dinges abgab, das wir Allgemeinbildung oder kurzweg Bildung zu

nennen belieben. Diese Frauen des Leonardo sind alle gebildet, musikalisch gebildet; sie haben nicht nötig, als Blaustrümpfe oder auch als Gänschen zu posieren.

* *
*

Als Leonardo den Engel in das Bild des Verocchio hineinmalte, soll der Meister unmutig Pinsel und Farbe beiseite geworfen und erklärt haben, nie mehr wolle er malen, weil ein Knabe diese Kunst besser verstünde als er. Vielleicht hat uns Vasari in dieser Anekdote nur die Form erhalten, in welcher sich das breite Publikum den Wandel mundgerecht machte, der in Verocchios Werkstatt und Malweise vorging. Verocchio selbst hatte noch nach guter alter Weise das Goldschmiedehandwerk erlernt; er fühlte sich in vielen Punkten als Handwerker, und in seiner Werkstatt wurden viele Bronzen anderer Meister gegossen; es mögen auch wohl Geschütze dort gefertigt worden sein. Die technischen Schwierigkeiten, die bei derartigen Arbeiten zu überwinden sind, haben selbstverständlich Leonardo, dem Techniker, viel Stoff zum Denken, zum Probieren und Erfinden gegeben. Auf welche Weise er sich seine Kenntnisse als Ingenieur aneignete, weiß man nicht. Er hat eben niemals aufgehört zu beobachten, zu denken und sich das Wesen der Dinge zu eigen zu machen; er faßte viel zu schnell, um Lehrer irgendwelcher Art recht brauchen zu können. Freunde hatte er nicht wenige. Aus den losen Blättern seiner hinterlassenen Schriften können wir uns ein Bild machen von der Methode seines Studiums. „X. hat die und die Bücher". „Frage N., wie man in Flandern auf dem Eise läuft" u. s. w. Nach mathematischen Schriften jagt er nah und fern. Vor allen liebt er den Archimedes. Er muß Schriften des großen Syrakusaners besessen oder entliehen haben, die seitdem verloren gegangen sind. Ein echter Humanist ist er keineswegs. Er stellt sich in bewußten Widerspruch gegen die Alten und ist eifrig bemüht, ihre Irrtümer zu widerlegen. Weder Plato noch Aristoteles jagen ihm Furcht ein; er erlaubt sich des öfteren, etwas respektlos gegen die hohen Herren zu sein. Nur die Bibel nennt er die Wahrheit selbst. Astrologie und Schwarzkunst verabscheut er. Es giebt einige Karikaturen von Mönchen, die ihm zugeschrieben werden. „Fromme Brüder, das heißt Pharisäer," schreibt er einmal. Das hat ihn vielleicht in den Ruf der Ketzerei gebracht. Freilich weiß man, daß damals an Ketzern weder bei den Mönchen noch bei den Priestern Mangel herrschte. Übrigens haben noch im Jahre 1508 die Mönche von San Donato ein Bild bei Leonardo bestellt. Man nimmt an, daß der Christus in der venetianischen Akademie eine Studie dazu war.

In der Kriegskunst war Leonardo nicht unbewandert, er wird als trefflicher Reiter gerühmt. Die Pferde liebt er selbstverständlich vor anderen Tieren. Aber alle lebende Kreatur ist ihm gewissermaßen ans Herz gewachsen. Zu schwimmen wie ein Fisch, zu fliegen wie ein Vogel ist sein Ideal. Gleichzeitig ist er beständig darauf aus, seine Kenntnis der menschlichen Seele und des Ausdrucks ihrer Affekte zu erweitern. Allen sonderbaren Gesichtern geht er nach; schon in Florenz studiert er die Verbrecher, wohnt den Hinrichtungen bei, wie der Kopf des Bandini beweist, des Mörders Giulianos di Medici, der 1479 sein Verbrechen mit dem Tode büßte. Diese Zeichnung ist mit Notizen versehen über die Farbe der Kleidungsstücke u. s. w. Es macht sich also schon hier das fast ängstliche Festhalten der nebensächlichen Eindrücke geltend, das durch alle Manuskripte hindurchgeht. Der Mann, dessen Auge keine winzige Einzelheit übersieht, steht so beständig unter dem Einfluß neuer Eindrücke, daß er dem Gedächtnis durch das geschriebene Wort zu Hilfe kommen muß. Deshalb trägt er beständig einen freihängenden Notizblock bei sich, der seine Einfälle und Beobachtungen schriftlich festhält und die vielen Skizzen, die abnormen Kopfbildungen, die drastischen Gebärden der Bauern, denen er nachjagt. In den Schenken und Spelunken sucht er sie auf, oder er führt sie in seine Behausung, kredenzt ihnen Wein und erschreckt sie, indem er die wunderlichen Tierchen umherspringen und -fliegen läßt, die er aus Wachs und Quecksilber zu bilden versteht. Seine Freunde müssen die sonderbaren Gesellen in guter Laune erhalten, und nachher geht's ans Zeichnen — aus dem Ge-



Leonardo da Vinci: Frauenporträt aus der Galerie Lichtenstein in Wien.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

dächtnis zumeist. Dann wieder verfolgt er die launischen Bildungen der Natur, fügt hinzu, schneidet ab, geht an die äußerste Grenze des Möglichen, bis er die Komik des Dinges vollauf beherrscht. Schließlich löst er das Geheimnis, und plötzlich begegnet uns dann in irgend einer vollendeten Arbeit dasselbe Gesicht wieder, von allem Fratzenhaften befreit, in sanften Humor oder gar in Andacht aufgelöst. Das ist Leonardo, der Erbarmende, mit der ungeheuren Achtung vor der Würde der menschlichen Seele, der von Gott erschaffenen, durch Gott befreiten, erlösten Menschenseele — Leonardo mit der großen Trauer um die Menschen mit ersticktem Seelenleben, die kaum so viel wert sind wie ein Stück Vieh* — Leonardo, der es nicht fassen kann, warum nicht alle Menschen nachdenken, wie er nachdenkt, nicht wachend ihr Leben verbringen, wie er das seine durchlebt.

Es giebt Leute, die Leonardos Karikaturen die Abneigung der Pädagogen gegen Kinderübermut entgegenbringen. Wir mo=

* M. S. S. K. M. III 17ª.

dernen Pädagogen merken aber selten, wieviel Weizen wir mit dem Unkraut ausreißen. Der Verzicht auf die Karikaturen des Leonardo bedeutet den Verzicht auf einen wichtigen Schlüssel zu seinem Seelenleben. Durch seinen Humor befreit er sich von dem, was sein Herz bedrückt. Für ihn giebt es kein Leiden, das nicht aus dem Widerspruch gegen die Natur hervorgeht. Die Mißbildungen der Natur quälen ihn. Er wird nicht davon frei, ehe er nicht ergründet hat, wo auch hier das Seelische zu Grunde liegt, wo und wie das verschobene Gleichgewicht sich wiederherstellt. „Der Körper ist ihm nur die Ausdrucksform der Seele.“ (Séailles.) Doch aber wieder so, daß nirgends eine Eigentümlichkeit des Körpers willkürlichen Idealzwecken geopfert würde. Im Gegenteil: die Absonderlichkeiten des Körpers kennzeichnen die Seele, und das Interesse des Künstlers richtet sich vorwiegend darauf, zu entdecken, wie die Seele über die Verschiebungen der Natur triumphiert.

* * *

Als Dreißigjähriger hält Leonardo seinen Einzug in Mailand, der Stadt, die er liebte, die ihm zur Heimat wurde. Vasari läßt ihn als Teilnehmer an einer Gesandtschaft mit Ludovico Sforza bekannt werden. Eine silberne Laute in Form eines Pferdekopfes — eigene Konstruktion natürlich — hat er mitgebracht; sein Gesang gewinnt ihm das Herz des Fürsten, der in mehr als dieser einen Hinsicht ein Geistesverwandter Sauls, des ersten Königs von Israel, ist.

Im Codex atlanticus wird zu Mailand ein Brief Leonardos aufbewahrt, in welchem er dem Sforza il Moro seine Dienste als Kriegs- und Festungsingenieur anbietet. Er zählt die Kriegsmaschinen auf, die er zu fertigen gewillt ist; transportable Brücken versteht er zu bauen und unterirdische Gänge aller Art, er weiß ein Fort so zu verteidigen, daß es dem Feind nicht Deckung gewährt, sobald er sich unterhalb der Geschützmündung befindet u. dgl. m. Im zehnten Absatze des Briefes erwähnt er erst, daß er in Friedenszeiten auch Bauten, Gemälde und Skulpturen anfertigen kann. Der Brief zeigt nicht Leonardos Handschrift, doch mag er ihn haben schreiben lassen, weil er selbst mit der linken Hand von rechts nach links schrieb. Er zeichnete auch mit der linken Hand.

Die achtzehn Jahre in Mailand (1482 bis 1500) sind die glücklichsten seines Lebens. Er schafft aus dem Vollen. An Leiden freilich fehlt es nicht. Aber die gab es ja auch schon in Florenz. Sie mußten schon aus der Stellung zum Vater und den Geschwistern herauswachsen. In Mailand waren sie nur anderer Art, und sie überwiegen nicht das frohe Kraftgefühl des Mannes, der nach Grimm „die Natur immer im lachenden Sonnenschein sah“.

Das lombardische Land braucht zunächst den Festungsbauer Leonardo. Ludovico hält den Thron unrechtmäßiger Weise. Das Land muß mindestens befestigt sein, wenn auch der Moro gerade kein Held ist. Man braucht die Festungen um so nötiger. Nebenbei schmiedet Ludovico Ränke. Er sucht durch Heiraten seine Macht zu befestigen. Zuerst kommt sein Neffe Gian Galeazzo, den er für den geraubten Herzogstitel durch eine glänzende Hochzeitsfeier entschädigt. Er heiratet Isabella von Aragonien, die Tochter des Königs von Neapel, den sich Ludwig so zum Bundesgenossen zu sichern meint. Dann heiratet er selbst die fünfzehnjährige Beatrix d'Este, das ehrgeizige italienische Fürstenkind, das den Herzog von Mailand nahm und sich aus dem Sforza nicht sonderlich viel machte. Schließlich wurde noch die Hochzeit des Theuerdankhelden von der Martinswand, des ersten Kaisers Maximilian aus dem Habsburger Hause, mit Bianca Sforza, Ludwigs Nichte, während Leonardos Mailänder Zeit gefeiert. Da giebt es für den Künstler viel zu schaffen. Große Festzüge und allegorische Festspiele hatte er zu ordnen. Dasjenige für Gian Galeazzo hieß „Das Paradies“. Der Dichter Bellincioni lieferte den Text. Leonardo hat um diese Zeit einen Diener, der während einer Probe den Reitern das Geld aus den Kleidern stiehlt, die auf dem Bette liegen. Die beiden späteren Hochzeiten stehen natürlich der ersten an Pracht nicht nach. Um den Laubschmuck der Häuser hat sich Leonardo zu kümmern, und auch später noch sorgt die junge Herzogin dafür, daß sein Talent als Festordner nicht roste. Sie will das Leben genießen. Was



Leonardo da Vinci: Handzeichnung.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

ihr im Wege steht, wird fortgeräumt. Gian Galeazzo „stirbt“, als er anfängt, dem Gatten der Beatrix aus Ferrara gefährlich zu werden. Sie selber starb, zweiundzwanzigjährig. Leichtsinniges Tanzen war der Anlaß ihres Todes.

Leonardo soll sie porträtiert haben. Wir besitzen keine Spur von dem Bilde. Nur ein Wachsrelief im Museum zu Lille gilt als echt und wird gleichzeitig für die einzige erhaltene Skulptur Leonardos ausgegeben. Das South-Kensington-Museum freilich erhebt den gleichen Anspruch für ein Stuckrelief mit einer allegorischen Darstellung der Zwietracht. Sechzehn Jahre lang hat Leonardo an der Sforzastatue gearbeitet. Nachweislich sind zwei Entwürfe vorhanden gewesen. Die erste Ausführung zeigte das

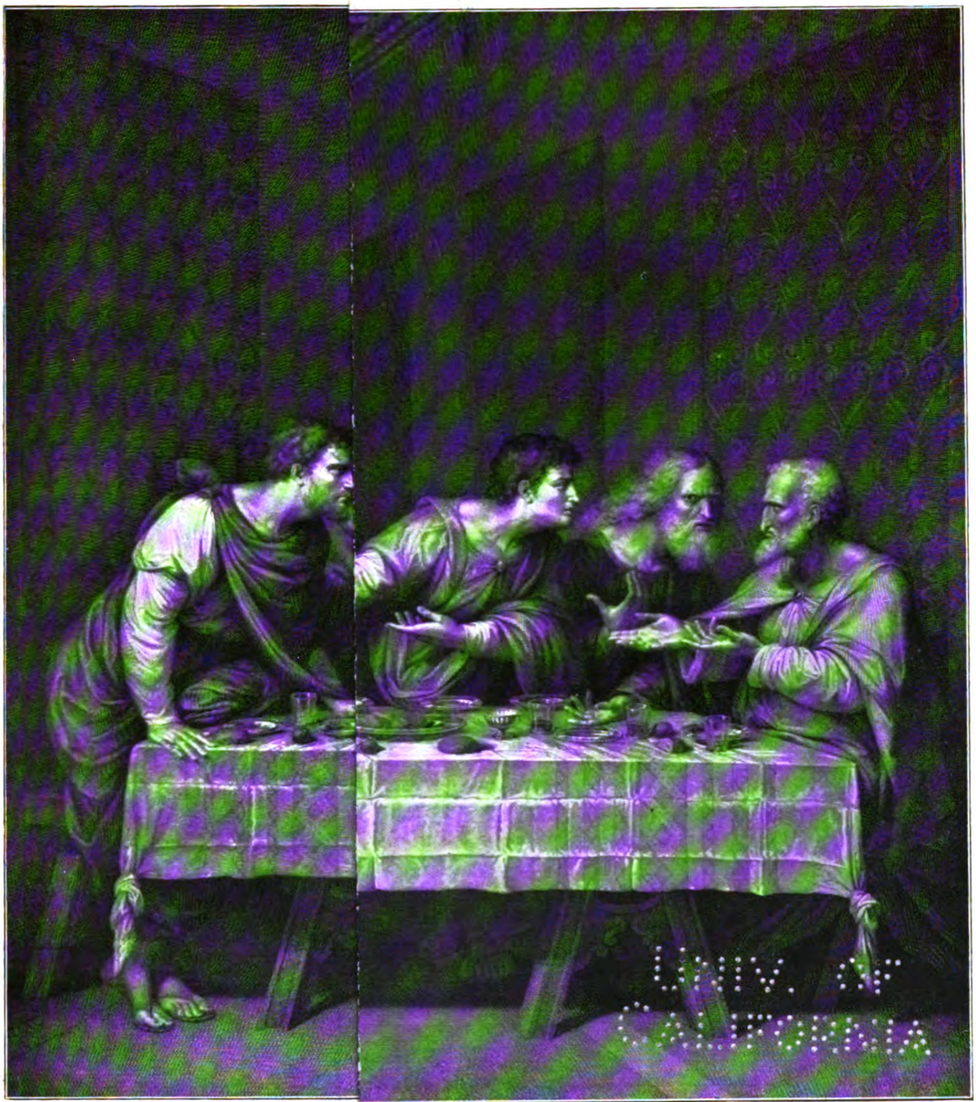
Pferd im Schritt, wie beim Gattemalata des Donatello und beim Colleone des Verocchio. Die erhaltenen Skizzen dieses ersten Entwurfes sind um vieles sprühender und lebhafter als das Pferd des Colleone, wiewohl schon in letzterem Leonardos nachweislicher Einfluß auf seinen Lehrer zur Geltung kommt. Der zweite Entwurf zeigt das Pferd im Galopp, wie es über einen verwundeten Soldaten hinwegspringt. Es scheint, als hätte Ludovico es in dieser Stellung gewollt, denn neuerdings ist ein Entwurf des Pollajulo zum Sforzadenkmal in gleicher Anordnung aufgefunden worden. Dies erste Modell des Leonardo soll bei Kaiser Maxens Hochzeitsfeier im Triumph umhergeführt und dabei zertrümmert worden sein; das zweite konnte nicht gegossen werden, weil Ludwig die Mittel dazu ausgegangen waren. Französische Soldaten zerstörten es bei der Eroberung von Mailand.*

Zweifel herrschen über den Verbleib des Porträts von Cecilia Gallerani und Lucrezia Crivelli, die Leonardo auf Ludwigs Befehl malte. Die Herzogin Beatrix hatte vollen Grund, auf beide Damen eifersüchtig zu sein. Für die Lucrezia Crivelli nehmen italienische Forscher das Bild in Anspruch, das unter dem Namen La Belle Ferronière eine Hauptzierde des Louvre bildete. Es besitzt alle Vorzüge des unübertrefflichen Meisters auf dem Gebiete des Frauenbildnisses, alle seine zeichnerische Kraft gepaart mit malerischer Weichheit, die volle Vertiefung in das Seelische und die sachliche Treue gegen das Detail. Für die Gallerani gilt die sogenannte Dame mit der Laute, die sich in Greifenberg in Schlesien befindet. Es war freilich nicht Leonardos Art, in einem Porträt irgend etwas zu geben, was im mindesten die Aufmerksamkeit von der einfachen psychologischen Charakteristik ablenkt. Leonardo, der Mann des Gleichgewichtes und der unbedingten Treue gegen die gestellte Aufgabe, hätte es als Zwiespalt empfunden, wenn ein Porträt in das Gebiet des Genrebildes hinübergreift. Er hätte da geltend gemacht, was er einmal von den Dichtern sagt: sie hören auf, Dichter zu sein, sobald sie sich von der Schilderung der Natur entfernen — sie werden Theologen, Philosophen u. s. w., sobald sie die Einheitlichkeit ihrer Aufgabe aus dem Auge lassen. Immerhin kann es sein, daß Leonardo bei der Gallerani eine Ausnahme machte, denn sie zählte zu den geistvollsten Frauen ihrer Zeit. Die Kenntnis von dem Bilde ist uns aus einem Briefe der Isabella d'Este an ihre geistreiche Zeitgenossin in Mailand erhalten, auch Bellincioni hat es besungen. Von einem Porträt der Isabella d'Este weiß man, daß Leonardo es in Venedig einem Freunde zeigte. Es ist verloren, wie auch eine Geburt Christi, die Leonardo für Kaiser Max gemalt hat.

Verloren, in einem gewissen Sinne, ist auch das gewaltigste aller Bilder des Leonardo, das große Abendmahl. Nur ein Schatten ist davon vorhanden, einer, der gerade ausreicht, die Erinnerung an das wach zu halten, was dies Bild gewesen sein muß. Ein Trauerlied ist die Geschichte dieses unschätzbaren Werkes von Anfang bis zu Ende. Die Mauer des Refektoriums im Kloster Santa Maria della Grazie, auf welcher es gemalt ist, steht tiefer als die umliegenden Gebäude. Überdies wurde sie zum Teil aus alten, salpeterhaltigen Steinen erbaut, die einen besonders starken Prozentsatz von der Feuchtigkeit lombardischer Überschwemmungen aufsogen. Leonardo, der Mann der peinlichen Treue gegen das Detail, verschmähte es, in Fresken zu malen. Er gab der langsameren und feineren Öltechnik den Vorzug. Und doch mußte diese von den klimatischen Unbilden noch weit mehr leiden, als es sogar Fresken in dem nassen „nordischen" Mailand ohnehin schon thaten. Überdies lag noch die Klosterküche neben dem Refektorium und schädigte durch Dünste das Bild. Franz I. sah es nach der Schlacht bei Pavia noch in voller Farbenpracht und ging mit dem Plane um, es nach Frankreich bringen zu lassen. Lommazzo klagt um 1550, daß es arg gelitten hat, Vasari meint sechzehn Jahre später, es sei eine völlige Ruine.* Später wurden Kopien angefertigt und Restaurationen vorgenommen. Die Dominikaner des Klosters ließen einmal eine Bogen-

* E. Müntz bestreitet diese Angabe, Séailles sucht sie zu widerlegen, ohne Beweise.

* Vgl. Dr. E. Frantz, Das heilige Abendmahl des Leonardo da Vinci.



Ill. D. Monatshefte. September 1897.

Zu Hagen: Leonardo da Vinci.



Leonardo da Vinci: Frauenporträt; La Belle Ferronnière. (Im Louvre.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Refektorium ... brech...
des Christu...
durch Erschütt...
Menschbild des ...
der edelsten ...
Künstler geschaffen ...
... 492. – ...

Restauratoren kratzte die letzten Spuren der Ölfarbe des Leonardo ...nter, ehe er mit ... Übermalung begann ... Jahre 1796 ...ten die siegreichen ... das Refek- ...zum Pferdestall ...gen einem ...hen Schutzbefe... Napoleon.



Leonardo da Vinci: Frauenporträt; La Belle Ferronnière. (Im Louvre.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

thür in ihr Refektorium hineinbrechen, wobei die Füße des Christus herausgelöst und das Ganze durch Erschütterung gestört wurde. Ein Wappenschild des Kaisers hing lange Zeit über der edelsten Heilandsgestalt, die je ein Künstler geschaffen hat. Einer der Restauratoren kratzte die letzten Spuren der Ölfarbe des Leonardo herunter, ehe er mit der Übermalung begann. Im Jahre 1796 richteten die siegreichen Franzosen das Refektorium zum Pferdestall ein, entgegen einem ausdrücklichen Schutzbefehl von Napoleon.

Der Kupferstich, den Raphael Morghen um das Jahr 1800 nach der Florentiner Kopie anfertigte, gilt heute als die vollständigste Erinnerung an das, was das große Abendmahl gewesen sein mag. Außerdem sind uns Handzeichnungen einiger Apostelköpfe erhalten; der bekannte Christus der Brera in Mailand ist von irgend einem späteren „Meister“ „retouchiert“ und mit der Weichlichkeit der Epigonen ausgestattet worden.

Von allen Verlusten, welche die Kulturmenschheit betroffen haben, ist sicherlich keiner größer als dieser. In der Lebensgeschichte des Leonardo erscheint es wie eine besondere Gnade, daß er wenigstens den Untergang dieses Werkes nicht zu sehen brauchte. Es hat sich an diesem seinem Werke viel von dem bewahrheitet, was er über den bleibenden Wert der Kunst gesagt hat. Denn selbst die Reste dieses zerstörten Bildes sind noch groß genug, um eine ganze Ethik für das Familienleben und für die menschliche Gesellschaft, wie sie sein sollte, darauf aufzubauen. Ein Familienbild ist das große Abendmahl geworden, ein Familienbild ist es geblieben, auch nachdem die preiswerteren Photographien der sixtinischen Madonna ihm der Zahl nach vielleicht den Rang abgelaufen haben. Es ist eine ganze ästhetische Erziehung für sich, dies einzige Bild, und weit mehr als eine ästhetische Erziehung: ein Läuterungsbad der Seele, ein nie versiegender Labetrunk, geschöpft aus dem Brunnen der Wahrheit.

Über die Größe seiner Kompositionen, über die wunderbare Weite der Perspektive, über die Sprache der Hände, der Gebärden und hundert verwandte Dinge ist unendlich viel Schönes und Treffendes gesagt worden. Trotz alledem scheint der Inhalt des Werkes sich nie in Worten erschöpfen zu lassen. „Der Gedanke,“ sagt Séailles, „ist die menschliche Wirklichkeit. In der Natur schafft nach seiner (da Vincis) Auffassung die Seele den Körper, welcher sie offenbart; ebenso soll in der Kunst die Form nur das Bild des Geistes sein.“ „Dieser Christus des Refektoriums Santa Maria delle Grazie bleibt ruhig in dem Sturm, den er erregt hat: die tobende Welle erstirbt zu seinen Füßen, ohne ihn auch nur mit ihrem Schaum zu befeuchten. Alle sind erregt, sie zittern, ihre Seele verrät sich gegen ihren Willen, sie durchflutet die Körper, die sie belebt und die genügen, um ihr Ausdruck zu verleihen. Die Überlegenheit Gottes in der Heilandsgestalt kommt durch den Gegensatz des Schweigens zum Ausdruck, durch das Geheimnis einer Seele, die zu tief ist, als daß ihre Bewegungen an die Oberfläche treten könnten. Er steht allein unter den Seinen, die ihn nicht verstehen. Nicht mit dem selbstgefälligen Stolz des Dummen, der nur an sich selber glaubt.“ „Er ist hier nicht der Christus der Demütigen, der Christus von Gethsemane, der unter dem Ölbaum betet: ‚Mein Vater, ist's nicht möglich, daß dieser Kelch vorübergehe, ich trinke ihn denn; so geschehe dein Wille.‘ Hier ist nichts von dem weichen Echo des menschlichen Schmerzes, hier ist Christus ‚das fleischgewordene Wort‘, der Logos, der alle Dinge in ihrer Ewigkeitsgestalt erschaut.“

Als „das Wort“ mußte der Heiland dargestellt werden in dem Augenblick, wo er durch Menschenwort, durch Freundesverrat, den Menschen in die Hände gegeben wurde, das stellvertretende Leiden anzutreten für allen Verrat, den je die Menschen aneinander geübt, für allen Betrug, für alle Worte des Zornes, der Verführung, die sie miteinander geredet haben. Als das Wort unverbrüchlicher Wahrheit mußte er dastehen in dem Augenblick, wo er der Heiligkeit des Vertrauens der Menschen untereinander eine neue Grundlage schuf. Dieser Gedanke an die Heiligkeit des Vertrauens unter den Menschen kehrt in den Schriften Leonardos in vielerlei Formen wieder. Er giebt uns den Schlüssel zur Philosophie des Meisters, er bildet die Grundlage seiner Ethik. Leonardo, der Philosoph, hat noch keinen Nachfolger gefunden, der sein System der großen Masse mundgerecht machte. Vielleicht war er in diesem Punkte seiner Zeit um mehr als vier Jahrhunderte voraus. Vielleicht ist auch sein System zu logisch, zu einfach. Wenn man aber ethische Forderungen streng logisch begründen will, wie kann es besser geschehen als dadurch, daß man nachweist, wie alle Gebote der „zweiten Tafel“, d. h. diejenigen, welche die Beziehungen der Menschen zueinander regeln, auf dies eine Ziel gerichtet sind, daß einer dem anderen vertrauen kann.



Leonardo da Vinci: Skizzenblatt zum großen Abendmahl. (In der Sammlung zu Windsor.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Diese Predigt von der Heiligkeit des Vertrauens ist es, was mehr noch, als die unerschöpflichen Schönheitswerte, die Herzen der Menschen an dies Bild fesselt. Jeder einzelne von diesen Aposteln ist in seinem heiligen Ernst, in seiner schönen Männlich-

keit, ein Teil jener menschlichen Eigenschaften, die in ihrer Gesammtheit den Mann ausmachen, auf den man sich verlassen kann.

Oftmals soll Leonardo gesagt haben, er suche vergebens nach dem Antlitz des Herrn, aber er fände es nicht auf dieser Welt. Wenn er stundenlang im Refektorium weilte, ohne den Pinsel zu rühren, murrten die mißmutigen Mönche, daß er nicht arbeite. Sie hatten ja keine Ahnung, wieviel tiefer und ernster sein theologisches Studium sein mußte, als das ihrige, sie wußten nicht, daß vielleicht die Andacht einer einzigen seiner müßigen Stunden alle schulstundenmäßigen Gebete ihres Lebens aufwog. Bandello erzählt, wie Leonardo an manchen Tagen vergaß, seine Mahlzeiten einzunehmen, weil er den Pinsel von Sonnenaufgang bis zur Dämmerung nicht aus der Hand legte. Dann wieder kamen Ruhetage, wo er „Gericht hielt“ über seine Arbeit. In der heißesten Mittagsstunde bestieg er bisweilen das Gerüst, machte wenige wichtige Striche und eilte dann an eine andere Arbeit. „Du hast auf die Köpfe der beiden Jakobus zu viel Schönheit verwandt,“ sagte ihm Zenale; „der Irrtum ist so groß, daß nur Gott ihn heben kann; lasse deshalb das Haupt Christi unvollendet.“ Das Haupt des Judas aber bleibt am längsten unvollendet. Die Mönche beklagen sich bei Sforza, der Leonardo kommen läßt, ihm Vorwürfe zu machen. Er arbeite täglich zwei Stunden daran, erklärt der Künstler. Nach einem Jahre wiederholt sich die Klage. Ludwig Sforza ist sehr ungehalten. „Du warst das ganze Jahr nicht ein einziges Mal im Refektorium und sagst mir, du malst täglich zwei Stunden.“ „Im Verbrecherviertel hat er täglich morgens und abends Studien gemacht. Sie genügen ihm noch nicht. Es wäre ihm ein Leichtes, seine Studien an den Köpfen der frommen Brüder zu machen, besonders der Vater Prior paßt trefflich zum Judas; aber man kann den Mann doch nicht gut in seinem eigenen Kloster lächerlich machen.“ Der befreiende Humor des Leonardo! Die kleinen Schwächen der guten Leutchen sind ihm nicht entgangen, zu erbittern vermögen sie ihn nicht. Die Mönche haben nie wieder geklagt, und der Kopf des



Leonardo da Vinci: Handzeichnung eines Apostelkopfes. (In der Sammlung zu Windsor.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Judas ist fertig geworden. Es scheint Leonardo schwerer geworden zu sein, in der eigenen Seele alle Stadien im Seelenleben des Verräters durchzukosten, als den Ausdruck für das Wesen des wahren Gottes und wahren Menschen zu finden. Es giebt in seinen Schriften eine Stelle, wo er in schmerzvoller Verzweiflung aufschreit über die Greuelthaten, deren die menschliche Natur fähig ist. Amerigo Vespucci, sein Freund, war von der Fahrt in die neuentdeckte Welt der westindischen Inseln zurückgekehrt und hatte von den Kannibalen, den Menschenfressern, erzählt. Leonardo flüchtet mit der Qual, die seine Seele unter der Kunde leidet, in die Einsamkeit und vertraut dem verschwiegenen Papier an, wie sehr ihn das Entsetzliche erschüttert. Ebenso hat seine Seele gelitten, als er Schritt für Schritt den Fall des Judas nachlebte, von der ersten veruntreuten Kupfermünze aus dem Armenbeutel, durch alle Gewissensmarter, alle Furcht vor Entdeckung hindurch, bis zu dem Augenblick, wo er die Henkersarbeit an sich selber vollzog. Dann erst ging er daran, die Geschichte der schaurigen Tragödie in den Judaskopf hineinzuzeichnen.



Leonardo da Vinci: Handzeichnung; Entwurf zu einem Christuskopf.
(In der Ambrosiana zu Mailand.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Dr. Erich Frantz hat eingehend nachgewiesen, wie die Charakteristik jeder Apostelgestalt des Abendmahls in engster Anlehnung an das geschaffen ist, was die Evangelien über sie berichten. Zur Rechten des Erlösers sitzt Johannes, über Judas hinweggelehnt winkt Petrus dem Jünger, den der Herr lieb hatte, diesen zu fragen, wer der Verräter ist. Petrus mit dem feurigen Temperament, der in kurzem in Gethsemane zum Schwert greifen wird, um dem Knechte des Hohenpriesters das Ohr abzuhauen, schlägt hier sofort den geradesten Weg ein, um zu erfahren, wer es ist. Judas mußte in der Nähe des Herrn sitzen, damit ihm der Bissen gereicht werden könnte. Auf allen früheren Darstellungen, auch noch auf Leonardos Skizze, sitzt er allein. Künstlerische, psychologische und historische Rücksichten erforderten die Veränderung. Leonardo fand die Lösung langsam, während der Arbeit.

Neben Petrus sitzt Andreas, sein Bruder, ihm an Lebhaftigkeit ähnlich; in erregter Abwehr des unfaßbaren Gedankens erhebt er die Hände, zu zeigen, daß sie rein sind vom Blute des Gerechten. Sein Nachbar, Jakobus der Jüngere, der Bruder (Vetter?) Jesu, ist durch die Ähnlichkeit gekennzeichnet. Seine Hand ruht auf der Schulter des Petrus, doch tritt er bescheiden zurück. Er hat den Herrn verstanden, als er damals sagte: „Diese sind meine Mutter und meine Brüder“, nämlich alle Mühseligen und Be-

ladenen, die ihm näher standen, als irdische Verwandte. Bartholomäus, der letzte an diesem Ende der Tafel, stützt sich auf den Tisch, weil er Auge und Ohr gleichzeitig anstrengen muß, um in dem Stimmengewirr recht zu verstehen. Die Zeichnung seiner Füße, wie sie der Kupferstich giebt, rührt übrigens nicht von Leonardo her; man kann nicht stehen, wie er steht. Die Gruppe zur Linken Christi umfaßt Thomas, den Zweifler und nachmaligen Apostel der Indier. Auf dem Original hat er zum Messer gegriffen; er war mutig, denn er hatte die übrigen Jünger angefeuert, den Heiland nicht zu verlassen, als ihn die Juden in Bethanien steinigen wollten. Jakobus der Ältere, der Apostel der Spanier, hat als Zwilling des Johannes den bevorzugten Platz inne, den ihm seine Mutter erbat. Philippus, der das Brot an die Tausende in der Wüste verteilen half und dem Kämmerer aus dem Mohrenland predigte, ist aufgestanden, um besser zu verstehen. Matthäus, der Evangelist, weist mit ausgestrecktem Arm auf den, den sie alle als die Wahrheit selbst kennen, um Thaddäus und Simon zu überzeugen, die ihm widersprechen. Simon, der letzte am Tische, stammte aus Kana, wo er beim Hochzeitsmahl den kennen lernte, mit dem er heute zum letztenmal zu Tische sitzt.

* *
*

Die lombardische Ebene grüßt heute den Reisenden als eine frische Fläche üppig sprießenden Grüns, netzförmig bespannt mit Guirlanden von kräftigen Reben, mit Prünellen und Maulbeerbäumen bepflanzt, die zum guten Teil den Reben als Stützen dienen. Daß sie jahrhundertelang ihre Fruchtbarkeit bewahrte, daß ihre Reisfelder und Wiesen nicht versumpfen und verschlammen, daß ihre Bewohner nicht vom Fieber verzehrt werden, daß ihre Ortschaften nicht veröden, daß ihr Wohlstand sich mehrt, ist das Werk Leonardo da Vincis. Er baute Kanäle, so gut wie er Festungen baute. Die Kanalanlagen der Lombardei sind nach seinen Plänen, unter seiner Aufsicht geschaffen. Der Ingenorius ducalis war Ingenieur und Architekt in einer Person. Es hält schwer, nachzuweisen, an welchen Bauten er direkten Anteil hatte. Der Plan zu einem Mausoleum, den er entwarf, sichert ihm nach maßgebenden Urteilen einen ersten Platz unter den großen Architekten aller Zeiten. Bramante lebte zehn Jahre in Mailand, zugleich mit Leonardo. Es sind Spuren des Einflusses dieses großen Baumeisters auf Leonardo nachgewiesen worden. Doch blieb auch Leonardo nicht ohne Einfluß auf Bramante. Sie hatten beide, als geborene Florentiner, die Kunst des Brunneleschi würdigen gelernt, beide setzten sie, wie von Geymüller nachweist, die Grundsätze des Alberti in Thaten um. Unter Leonardos Skizzen findet sich eine, die denjenigen des Bramante für die Peterskirche in Rom zum Verwechseln ähnlich ist. Er war wahrscheinlich der erste, der im Kuppelbau den Übergang vom Achteck des Florentiner Domes zum Rundbau der Kuppel fand.

Jedenfalls war er der erste, der Berechnungen über die Tragfähigkeit von Säulen und Bogen anstellte. Unter seinen Handschriften findet sich der Plan zu einer Stadt, deren Straßen zweistöckig gebaut sein sollten. Die oberen Straßen sollten balkonartig an den Häusern hinlaufen und dem Fußverkehr dienen. Es ist hierbei in so umsichtiger Weise den Anforderungen der Hygieine in allen Anlagen Rechnung getragen, daß man sagen darf, Leonardo hätte auch in diesem Punkte schon alles das erkannt, was die moderne Wissenschaft zur Forderung erhebt. Daß er vermöge seiner gründlichen anatomischen Kenntnisse auf die medizinische Wissenschaft einen fördernden Einfluß ausübte, ist nachgewiesen. Seine Pläne für Kirchenbauten verraten ein eingehendes Studium der Akustik; es ist besonders auf die günstige Anlage der Kanzel Rücksicht genommen. Unendlich vielseitig und wechselreich sind seine Baupläne; er läßt fast kein Problem unversucht und erschöpft es auf seine Weise. Wahrscheinlich handelte es sich bei diesen Zeichnungen um den Plan eines Buches über Kuppelbauten, den er in Arbeit hatte. Ein Modell für die Kuppel des Mailänder Domes hatte er bereits 1487 ausgeführt. Zwei Jahre später baute er eine Vorrichtung von Flaschenzügen, um das Reliquarium des heiligen Nagels in das Mittelschiff des Domes überzuführen.



Leonardo da Vinci: Die heilige Anna. (Im Louvre.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

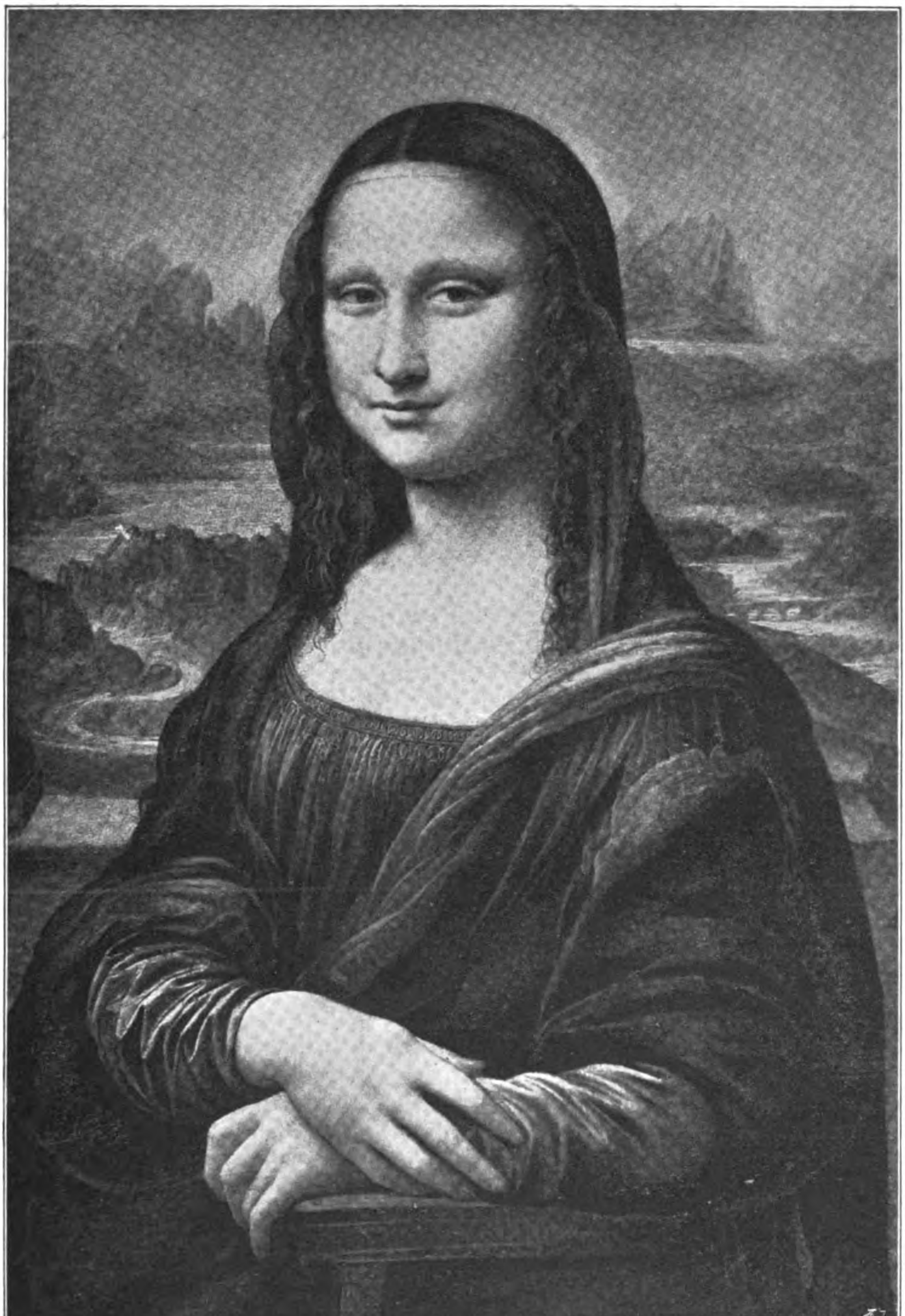
Zu dem Werke des Pacioli de Divina proportione lieferte er sechzig Zeichnungen; Pacioli erzählt in diesem Buche, daß Leonardo ein schönes Buch über die Malerei und die menschlichen Bewegungen vollendet hätte, daß er ein anderes über die Schwere und die „zufälligen Gewichte und Kräfte“ in Angriff genommen hat. Wie seine Wissenschaft von der Sehkraft und Perspektive von dem einfachen Satz ausgeht, daß das Auge nur immer einen Punkt zur Zeit erfaßt, so gründet er sich in der Mechanik auf die Eigenschaften des Hebels; und in dem, was er über Bewegung und Kraft sagt, liegt

schon die moderne Anschauung von der gleichen Bedeutung dieser beiden Begriffe. Die Neuzeit hat den Cartesius, Galilei und Bacon Lorbeer aus der Krone pflücken müssen, um sie Leonardo zu reichen; von James Watt hat man längst gewußt, daß er viele Vorgänger hatte; Leonardo setzte eine Barke mit Dampfkraft in Bewegung und hatte eine eigenartige Kanone, deren Geschosse mit Hilfe der Dampfkraft geschleudert wurden. Fulton, der Erfinder der Torpedos, ist ebenfalls um dreihundert Jahre zu spät gekommen, denn Leonardo kannte ein Verfahren, den Schiffen unter dem Wasser beizukommen. Er hat niemandem sein Rezept verraten, weil er fürchtete, die Bosheit der Menschen würde zu viel Unheil damit anrichten. Über die Beschaffenheit des Mondes hat er Studien angestellt, die jeder Laie mit Interesse lesen wird. Mit dem Problem der plutonischen und neptunischen Erdformationen sucht er sich auseinanderzusetzen und bringt schlagende Beweise dafür bei, daß die Muscheln, die wir auf Bergen finden, nicht von der Sündflut herrühren können. Dabei behält er sehr klar im Auge, daß man in der Bibel keine Beweise für oder gegen Fragen dieser Art zu suchen hat. Er war ein tüchtiger Geograph und hat schöne Karten gezeichnet. Von allen möglichen Tieren wußte er interessante Dinge, für die wir heute allzu gebildet geworden sind. Was er über Elefanten mitteilt, liest sich wie ein kleiner Roman und enthält doch nichts, was etwa ein Baron Münchhausen erzählt haben könnte.

* * *

Die moderne Statistik versorgt uns mit Angaben darüber, wie viele Menschen in jedem Jahrhundert wahre Genies sind mit durchaus neuen, originellen Ideen; wie viele wieder im stande sind, die Ideen der Originalmenschen vollauf zu erfassen und auszubauen, wie viele diese Ideen nach dem bequemen Duselsystem des humanistischen Autoritätsprincips unbesehen übernehmen und als unumstößliche Weisheit ausposaunen, und wie viele endlich nur so dahin leben, ohne irgend welche Verantwortung gegen das Geistesleben ihrer Zeit zu übernehmen. Sie liefern, wenn ich nicht irre, den stärksten Prozentsatz. Leonardo gehört selbstverständlich in die erste Klasse — darüber sind alle Forscher einig. Den Allmenschen hat man ihn genannt, den Mann, bei dem alle Fähigkeiten des Körpers, des Verstandes und des Gemütes im vollen Gleichgewicht gegeneinanderstehen. L'homme complet, der Mann der ungestörten Harmonie, soll er sein, weil er der Kunst und der Wissenschaft in gleichem Maße nahe steht. Leonardo ist eben erst vor anderthalb Jahrzehnten im modernen Sinne „entdeckt“ worden. Man darf sich daher nicht wundern, daß die Wogen der Begeisterung bisweilen allzu hoch schlagen, daß das Lob Richtungen nimmt, die geeignet sind, das Bild des Gepriesenen zu verdunkeln. Er selbst weiß sehr genau, daß er auf den Schultern derer steht, die vor ihm lebten, vor ihm arbeiteten. Piero della Francesca, der Maler, hatte schon vor Leonardo die Nächte lang Mathematik studiert, um über Perspektive schreiben zu können. Leonardo war zu gewissenhaft, fühlte sich zu sehr zu ununterbrochener Arbeit verpflichtet, als daß er irgend etwas auf bloßen Autoritätsglauben hin hätte übernehmen können. Weil er alles gewissenhaft nachprüfte, war er im stande, Neues zu geben. Dünkel und Überhebung sind ihm fremd, Widerspruch und ruhige Widerlegung wendet er an, wo er Irrtum findet. Alle wissenschaftliche Erkenntnis kann für ihn nur aus Erfahrung gewonnen werden. Spekulative Wissenschaft ist ihm ein Unding. Alle Erkenntnis diene dem einen Zweck, die Naturkräfte den Menschen nutzbar zu machen. Niemals kommt ihm das Gefühl, wir haben es schon so herrlich weit gebracht. Sein Seherauge überblickt die Folgen der Entdeckungen des Kolumbus. „O, wie viele Trennungen von Freunden und Verwandten! O, wie viele werden ihrer sein, die nimmer Heimat (provincia) und Vaterland wiedersehen, die unbegraben sterben, deren Gebeine an verschiedene Orte (siti) der Erde verstreut werden!“

Es ist sein Individualismus, der ihn im Gleichgewicht erhält. Jeder Gedanke an Menschenverachtung liegt ihm fern. Er versteht in der Seele des Schwächsten zu lesen, findet irgendwo einen Punkt gemeinsamen Leidens, gemeinsamer Freude zwischen sich und ihm. Weil er die Bedeutung jedes ein-



Leonardo da Vinci: Porträt der Monna Lisa. (Im Louvre.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

zelnen schätzt, hat er auch das sichere Wertmaß für die Gattung, den Typus. Entwickelungstheoretiker können bei ihm kein Wasser auf ihre Mühlen schöpfen. Er weist nach, daß die Sinnesorgane vieler Tiere feiner entwickelt sind als die der Menschen.

Wiederholt betont er, daß jede Pflanze ihren besonderen Samen hat und widerlegt damit pantheistische Regungen, die schon zu seiner Zeit die Gemüter zu bewegen scheinen. Scharf unterscheidet er zwischen Gott, dem Schöpfer, und der geschaffenen Natur, die sich nach ihren anerschaffenen Kräften, nach den gegebenen Gesetzen ihres Wesens entwickelt. Gott ist der große Beweger aller Dinge; aus den Bewegungsgesetzen, die er der Natur gab, gewinnt der Künstler die Kenntnis der Gesetze seines Schaffens, darum sind die Künstler „Gottes Enkel“, die Natur ihre nährende Mutter.

* *
*

Fremd steht Leonardo unter den Menschen, trotzdem er aller Herzen zu gewinnen vermag. Sie können den Absolutismus seiner Männlichkeit nicht fassen. Wenn die Beziehungen der Menschen zueinander unter dem Bewegungsgesetz der Moleküle stehen, so wird immer ein Punkt kommen, wo die gegenseitige Anziehungskraft sich erschöpft; es giebt kein völliges Aufgehen des einen im anderen, kann es auch nicht geben, denn die Erhaltung der Eigenart des einen ist für alle zu wichtig. Leonardo ist der Fixstern, um den sich Planeten bewegen. Ohne ihn sind die Mailänder Freudenfeste glanzlos. Dennoch hat wahrscheinlich Luini in seiner „Krönung der Maria“ das richtige Bild der Rolle erhalten, die Leonardo auf diesen Festen spielte. Ein feierlich ernster Gast ist er, der abseits steht von der Menge. Sie verlangte nichts weiter von ihm, als daß er sie in Bewegung setzte. Ihm, dem Dramatiker, machte dies Arrangieren der Festzüge Freude. Es war die schnellste und leichteste Methode, den Bildern Gestalt zu geben, die seine Phantasie bewegten. Dann auch war hier so viel zu studieren, ebensoviel wie im Verbrecherviertel oder wie an den Körpern Verstorbener, die er zerlegte, um sein Werk über die Proportionen des menschlichen Körpers zu schreiben. Kein Grauen befällt ihn dabei, er fürchtet nicht, die Nächte unter demselben Dache mit diesen stillen, leblosen Gefährten zuzubringen, wie er selbst uns mitteilte. Der Ernst des Todes, die Grausamkeit seiner Gewalt verlieren dabei für ihn nichts von der Trauer, die sie je und je in den Gemütern der Menschen erweckten. Kurz und schlicht ist der Ausdruck seines Schmerzes. Wieder und wieder fühlt man hindurch, wie er sein Leben daran setzt, die Vergänglichkeit zu besiegen.

Diese Vergänglichkeit giebt sich ihm in allen Formen zu erkennen, deren sie fähig ist. Die Mailänder Feste verrauschen; dem Sforza fehlen die Mittel zum Guß der Statue, auch die, seinem ingenarius ein sorgenloses Leben zu sichern. Die Zahlungen stocken, das Geschenk von sechzehn Ruten Weinbergsacker ist das letzte, das Leonardo von dem Fürsten empfängt, der ihm ein guter Herr gewesen ist. Die Spitze seiner zweischneidigen, ränkevollen Politik hat sich gegen den Moro gekehrt. Die Franzosen, die er ins Land rief, vertreiben ihn aus seiner Stadt, und sein Volk, das sich seiner Feste freute, jauchzt den Befreiern zu.

Leonardo kehrt in die Vaterstadt zurück, wo er zum Fremdling geworden ist. Florenz, die Republik, war zu sehr die Stadt der Vielen, um Leonardo, den Aristokraten der Individualität, verstehen zu können. Dann ist auch Michelangelo herangewachsen. Er ist noch nicht so stark, daß die Welt merken darf, wie fest er auf Leonardos Schultern steht. Denn Michelangelo und Raphael sind ja undenkbar ohne Leonardo, den Pionier, der ihnen das Arbeitszeug erfand. Michelangelo, der Meister des Menschenkörpers, konnte es in der Landschaft- und Tierzeichnung, wie auch in der Summe malerischer Werte mit Leonardo nicht aufnehmen. Der Sinn für das Dekorative und für jenes wunderliche Ding „Proportion“ im künstlerischen Sinne, das aus der Mathematik herauswächst, wie eine musikalische Komposition aus dem Generalbaß, ist bei Leonardo stärker entwickelt. Freunde des Michelangelo verhindern, daß Leonardo für seine Schlacht bei Anghiari die Wand im Ratssaal angewiesen wird, die ihm zukommt — gegenüber derjenigen des Buonarotti. Buonarotti malt die badenden Soldaten, statt eines Schlachtenbildes, Leonardo stellt Reiter im Kampfe um eine Fahne dar. Er hat eine unvorteilhafte Wand; er hat seine Farben zu sorgfältig gemischt, die Wand zu vorsichtig präpariert. Die Farben wollen

nicht haften. Das Werk zerfällt, ehe es vollendet wird. Die Florentiner lachen. Sie lachen auch über Leonardo, der ihr Baptisterium in die Höhe heben und ein Geschoß darunterbauen will, der ihnen Pläne zu einem Arnokanal zwischen Florenz und Pisa vorlegt. Die Florentiner sind zu klug, um Leonardo brauchen zu können — es ist ja Unsinn, was der Mann redet. So lange man ihm zuhört freilich, kann man gar nicht anders, als ihm glauben. Er wird überhaupt um seine Meinung gefragt. Er stimmt dafür, daß der David des Buonarotti in der Loggia dei Lanzi aufgestellt werde. Das Kunstwerk ist ihm zu lieb, als daß er es den Unbilden des Wetters ausgesetzt sehen möchte. Auf der Straße streiten zwei Florentiner über eine Stelle in Dantes göttlicher Komödie. Sie winken Leonardo heran, daß er's ihnen sage. „Da kommt Michelangelo," spricht er, „laßt's euch von dem sagen." Dabei tanzen die Glanzlichter um Leonardos Schelmenaugen. Der kleine Buonarotti ist so drollig für den Riesen da Vinci — die zerschlagene Nase ist auch so possierlich; er möchte ihn einen Augenblick genau betrachten, deshalb rief er ihn. Außerdem empfindet man eine Art Wohlwollen gegen die Menschen, die man als Wickelkinder „erlebt" hat; mit des älteren Bruders Pflicht, zu schützen, verbindet sich unzertrennlich das Recht zu necken. Leonardo hat nur nicht damit gerechnet, daß Michelangelo keinen Spaß versteht. Und so entfährt jenem das böse Wort von Leonardo, der in Mailand eine Statue unvollendet hat stehen lassen, welche man nicht in Bronze gießen konnte. „Er hat den falschen Mailändern getraut," lautet der höhnische Schluß. Leonardo wurde rot vor Zorn, sagte aber kein Wort. Er hatte ja den Grundsatz aufgestellt, man müßte die Geduld gegen den Zorn anwenden, wie warme Kleider gegen die Kälte. Ein Benvenuto Cellini hätte Michelangelo schwerlich mit dem Leben davongelassen. Buonarotti aber wußte an jenem bösen Tage nicht, daß die Tragödie des Juliusdenkmals, des Mediceergrabes und der Fassade von San Lorenzo seiner noch wartete, daß auch er nicht immer können würde, was er wollte. Vasari teilt ein Gedicht des Leonardo mit, das die Lehre enthält, man dürfe nur wollen, was man könne. Gereimte Philosophie hätte der Verfasser es genannt. Was er an Liedern zu seinem Lautenspiel dichtete, wird weicher und einschmeichelnder geklungen haben.

Isabella d'Este läßt um diese Zeit durch einen Geistlichen in Florenz nachforschen, ob Leonardo nicht für Ferrara zu gewinnen wäre. Er soll fast gar nicht mehr malen, sondern sich ganz der Mathematik widmen, lautet die Antwort. Dabei folgt aber eine Beschreibung der Heiligen Anna des Louvre. Die Heilige Anna „selb Dritt" heißt sie auf gut deutsch. Die Mutter Gottes sitzt auf dem Schoße ihrer Mutter, der heiligen Anna. Zwischen ihren Knien hält sie das Jesuskind und sucht es mit schmerzerfülltem Lächeln daran zu hindern, auf einem danebenstehenden Lamme zu reiten. Der geistliche Berichterstatter meint, das Lamm solle wohl die Passion darstellen, welche das Schwert durch Marias Seele bohren wird. Man sieht, wie selbständig Leonardo der kirchlichen Symbolik gegenübersteht. Er erfindet geradezu in ihrem Sinne, so daß die Priester seine Deutung suchen müssen. Das Bild ist für keinen bestimmten Auftraggeber gemalt. Die Kritiker, die es rein naturalistisch erklärt haben wollen, werden zugeben, daß Großmütter ebenso selten ihre Töchter auf den Schoß nehmen, wie Jährlingskinder auf Lämmern reiten. Die Heilige Anna selb Dritt muß daher wohl zu den Kunstwerken gezählt werden, die dem Boden der kirchlichen Symbolik entwachsen. Übrigens ist Leonardo nicht blindlings Katholik. „Viele, die vorgeben, den Sohn anzubeten, bauen der Mutter Tempel."

Im Jahre 1503 wurde eine „Madonna beim Klöppeln" fertig, wir besitzen keine Spur davon. Zu einer Leda sind Studien vorhanden. Vielleicht ist eine in französischem Privatbesitz befindliche nur eine Kopie nach Leonardo. Sie wird ihm zugeschrieben. Es konnte auch wohl nur Leonardo so vollständig mit der Tradition in der Behandlung dieses Stoffes brechen. Leda steht gegen einen Baum gelehnt, der Schwan breitet schützend einen Riesenflügel um sie aus und blickt vergnügt auf vier kleine Menschenkinder, die im Schutz des Gebüsches am Flußufer aus Eierschalen geschlüpft sind.

Dieser Schwan des Leonardo hat keinerlei verwandtschaftliche Beziehungen zu dem treulosen Olympier der griechischen Mythologie. Er singt ein lockend bezauberndes Lied von jenem Familienglück, das Leonardo weder als Kind noch als Mann hat genießen dürfen.

In die Jahre dieses zweiten Florentiner Aufenthalts fällt auch das Porträt der Gioconda. Jeder Mann, der es sieht, wünscht die Frau zu kennen, die so lächeln konnte, jede Frau, die es betrachtet, möchte mit solcher Liebe gemalt werden, wie Leonardo Monna Lisa gemalt hat. Daraus ist denn der Roman von Leonardo und Monna Lisa entstanden. Er gefällt so sehr. Man merkt darüber gar nicht, daß es eine Skandalgeschichte ist. Monna Lisa würde ihren Verehrern wenig Dank dafür wissen, daß sie ihr Ehre und guten Namen abschneiden. Die Geschichte ist allerdings lange her. Wir haben aber nicht den leisesten Anhalt für ihre Glaubwürdigkeit. Eine Aktdarstellung, die unlängst unter einem anderen Bilde versteckt aufgefunden wurde, beweist denen, die gewohnt sind, Leonardos Arbeitsweise zu studieren, gar nichts. Alle seine Gestalten sind vom Knochengerüst aus gezeichnet. Er soll vier Jahre an dem Bilde gemalt haben. Während dieser vier Jahre war er häufig von Florenz abwesend; er war gerade jetzt am eingehendsten in seine Studien vertieft. Auch gab es damals wohl viel Laster und Verbrechen — Halbheiten gab es nicht. War von drei Menschen einer überflüssig, so wurde er aus dem Wege geschafft. Fra Giocondo war kein Kautschukmann, er hat als Ingenieur seinen Namen in die Geschichte seiner Tage in dauernder Schrift eingezeichnet. Eine Fischnatur war er auch nicht; der Mann, der Monna Lisa zur dritten Gattin gewann, konnte es nicht sein. So werden wir uns gewöhnen müssen, in Monna Lisa die glückliche Frau des Giocondo zu sehen. Natürlich hat sie versucht, dem fünfzigjährigen Herrn da Vinci den Kopf ein bißchen zu verdrehen. Nachher lachte sie wahrscheinlich mit Herrn Giocondo über ihn, denn eine kleine Katze war sie. Das sagen wir Frauen natürlich nur, wenn die Herren im Rauchzimmer sitzen. Wir haben gerade Erfahrung genug, um zu wissen, daß alles, was wir über die Gioconda sagen, „natürlich Eifersucht" ist. Wenn wir sehr ehrlich sein sollen, nimmt auch jede von uns für sich privatim das Recht in Anspruch, zu lächeln, wie Monna Lisa lächelt. Das Leben ist aber zu ernst, um es uns immer zu erlauben. Und da steckt das Problem des Monna Lisa-Bildes, seine Tragödie, wenn man will. Leonardo, der nur allzu scharf blickte, sah die Gefahr, die dem Lächeln der Monna Lisa drohte. Er wußte, daß die Vergänglichkeit an den Frauen von ihrem Typus die ärgsten Zerstörungen vorzunehmen pflegt. Wenn nicht ein großes Leid die schlummernden Gemütsfähigkeiten aufrüttelt, so wird an die Stelle der Grübchen bei Monna Lisa ein harter, vielleicht ein boshafter Zug treten, ein Grinsen vielleicht, dem das Leben nichts gelassen hat, als die Freude am Klatsch — seit die weitstehenden spitzen Raubtierzähnchen die Fülle der Wangen nicht mehr tragen. Es braucht nicht so gekommen zu sein. Die Gutmütigkeit der Gioconda konnte sich noch zum herzlichen Wohlwollen gegen alle ausbauen, ihr Anschluß an den großen Zug des Lebens, Sieg über die Vergänglichkeit ihrer Schönheit verschaffen. Diesen Sieg wollte Leonardo erkämpfen, indem er das Bild ihrer Schönheit den kommenden Jahrhunderten erhielt. Am deutlichsten giebt sich dies Bemühen in der Aktdarstellung zu erkennen. Nur der Kopf ist vollständig ausgeführt. Das Haar flattert frei — es fliegt nicht, schwebt nicht, es flattert, wie nur Leonardo mit seinem scharfen Unterscheidungsvermögen für jede Art von Bewegung es flattern machen kann. Die Züge sind seelisch vertieft; in der Majestät ihrer sieghaften Schönheit ruft sie sofort die Erinnerung an eine antike Göttin wach — eine Venus mit Renaissanceaugen geschaut. Wahrscheinlich ist dies Bild das spätere, vielleicht aus dem Gedächtnis gearbeitet und mit Seele versorgt. Fra Giocondo wird in Leonardos Schriften erwähnt — vielleicht blieb das Bild aus freundschaftlicher Rücksicht unvollendet. Es bleibt übrigens auch in diesem Bilde Leonardo als Maler des Medusenhauptes kenntlich — der Mann, der sich auf die andere Seite der Frauennatur versteht, auf die keifende, kreischende Frau, mit



Leonardo da Vinci: Handzeichnung.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

jener abgefeimten Bosheit, die bei Hans Sachs selbst dem Fürsten der Hölle Furcht einjagt, so daß er der Hexe die versprochenen Stiefel auf einer Stange darreicht. Leonardo hat das Problem der Frauennatur nach seinen beiden Extremen hin ergründet, in dem Lächeln, das über alle vernünftigen Vernunftgründe hinweggleitet und die Sanftmut, die Milde, die Demut, die Liebe zur Herrscherin auf Erden erhebt, und in dem satanischen Grinsen, in der gottverlassenen Bosheit, die eine Frau, wenn sie das Erbarmen verlernt hat, so unendlich viel tiefer sinken läßt, als den verkommensten Mann. Er hat bis ins Innerste die tiefe Bedeutung der Medusenmythe erfaßt, die darauf hinausläuft, daß körperliche Schönheit ohne seelische Schöne das Lebensmark ausdörrt und zum Dämonischen ausartet.

* * *

Leonardo, der Maler, ist schwer zu verstehen, ohne Leonardo, den Schriftsteller. Der Stil seiner Sprache ist derjenige seiner Malerei: kurze, knappe Pinselstriche, wie in Stein gehauen. Widerspruch ist von vornherein abgeschnitten. Er würde abgleiten, wie Bleistiftschrift von Bronze. „Die Notwendigkeit ist Inhalt und Erfindung, der ewige Zügel und das Gesetz der Natur.“ „Weisheit ist die Tochter der Erfahrung.“ „Erfahrung irrt nicht, nur unser Urteil irrt, weil wir Wirkungen erwarten, die nicht in Erfahrung wurzeln.“ „Der Mensch hat

keine ärgeren Feinde als seine Meinungen." „Wie ein gut angewandter Tag zu glücklichem Schlaf, führt ein gut angewandtes Leben zu glücklichem Sterben." „Lügen sind so widerwärtig, daß sie, wendete man sie im Sprechen von göttlichen Dingen an, Gottes Ruhm vermindern würden, und Wahrhaftigkeit ist so vortrefflich, daß das Geringste durch sie Wert erhält." „Man soll das Unmögliche nicht wünschen." „Jemand wollte auf die Autorität des Pythagoras hin beweisen, daß er schon einmal auf der Welt gewesen sei. Ein anderer wollte ihn nicht ausreden lassen. Der Erste sagt dem Zweiten: ‚Nimm dies zum Beweis, daß ich schon einmal auf Erden war: ich entsinne mich, du warst damals ein Müller.' Der andere, der sich durch diese Worte gekränkt fühlte, räumte ein, daß es sich so verhalten hätte, und zum Zeichen, daß es wahr sei, erinnere er sich, daß der andere sein Esel gewesen wäre." „Es sah jemand ein großes Schwert an eines anderen Gurt und sagte: ‚Armer Kerl, nun hab ich dich schon so lange an die Waffe gebunden gesehen, warum befreist du dich nicht von ihr, da du doch frei bist?' Worauf der andere erwiderte: ‚Die Sache ist nicht von dir, es ist eine alte Geschichte.' Der Geärgerte versetzte: ‚Ich wußte, daß du mit so wenigen Dingen bekannt bist, darum dachte ich, alles Bekannte müßte dir neu sein.'"

Eine ganze Reihe Fabeln hat Leonardo selbständig erfunden, unerschöpflich ist sein Vorrat an Symbolen und Allegorien. Vergnügen und Schmerz sind siamesische Zwillinge, Tauben, die ihre Eltern verjagen, bedeuten Undank, ein Maulwurf Lügen, weil er nur kleine Augen hat und im Dunkeln lebt, Kraniche stehen für Treue u. s. w.

Leonardo kann lehrhafter sein, als der gute Ton von heute es angemessen findet. Seine Lehrhaftigkeit ist nicht feministisch; es ist der Drang seiner ernsten Männlichkeit, das, was er als Wahrheit erlebte, anderen darzureichen. Er kann nicht anders, als unausgesetzt geben und mitteilen. „Und du, o Mensch, der du in dieser meiner Arbeit die wunderbaren Werke der Natur erkennst, wenn du denkst, es würde ein Verbrechen sein, sie zu zerstören, so überlege, wieviel verbrecherischer es ist, einem Menschen das Leben zu nehmen; und wenn diese seine äußere Form dir wunderbar gebaut erscheint, bedenke, daß sie wie nichts ist im Vergleich mit der Seele, die in dem Bau wohnt; denn diese, was sie auch immer sein mag, ist Gottes Sache. Laß sie daher in seinem Werk wohnen nach seinem Willen und Wohlgefallen und laß nicht deinen Zorn oder deine Bosheit ein Leben zerstören, denn wahrhaftig, wer das Leben nicht wertschätzt, verdient nicht, es zu besitzen."

Leonardo, in dessen Kunst kein Haar breit Raum ist für didaktische Reflektion und Sentimentalitätsdusel irgendwelcher Art, der mit unbeugsamer Hartnäckigkeit den flachen, gehaltlosen Idealen der großen Masse gegenübersteht, erkennt doch der Kunst ethische Erziehungsaufgaben im weitesten Sinne des Wortes zu.

* *
*

Die Jahre von 1506 bis 1516 sind voll von Unruhe für den Mann, der weder Heimat noch Elternhaus besitzt. Mit den Brüdern muß er um das Erbe prozessieren. Florenz lacht über die verlorene Schlacht von Anghiari. In Mailand herrschen die Fremden. Ludwig XII. zieht ihn dahin. Vielleicht hat er in dieser Zeit Studien in den Alpen gemacht. Die Manuskripte beweisen es; er soll den Rigi bestiegen haben. Dann war er vielleicht in Armenien, um im Auftrage des Emir von Ägypten die Wasserläufe zu studieren. Cesare Borgia nahm ihn als Ingenieur mit in den Krieg und brachte ihn nach Rom. Dort aber war für den „alten" Leonardo neben Raphael und Michelangelo kein Platz vorhanden. Von 1513 bis 1515 war er noch einmal da. Giuliano di Medici ist jetzt sein Schutzherr, nach Gregorovius „der edelste aller damaligen Medici, ein Mensch mit innerlicher Richtung". Leonardo arbeitet an Spiegeln und optischen Gläsern. Sein deutscher Gehilfe geht mit den Schweizer Gardisten des Papstes auf Taubenjagd, statt zu arbeiten, und stellt außerdem unbescheidene Forderungen. Schließlich macht er sich mit dem Handwerkszeug aus dem Staube. Der Papst beauftragt Leonardo, ihn zu porträtieren. Die geeigneten Leute hinterbringen dem heiligen Vater, da Vinci hätte zuerst den Firnis für

das Bild in Angriff genommen. Ob es vielleicht einer für das Präparieren der Leinwand war, ließen die guten Menschen natürlich unerörtert. Der heilige Vater aber erklärt, ein Mann, der zuerst an das Ende denkt, wird nie ein Bild fertig machen und erteilt den Auftrag einem anderen.

* * *

Die drei letzten Jahre seines Lebens hat Leonardo als Pensionär Franz' I. in Frankreich zugebracht. In Amboise ist er am 2. Mai 1519 gestorben. Seine Schriften vermachte er Melzi, dem treuen Freund und Dilettantenschüler, der ihn in die Fremde begleitet hatte. Seinen Weinberg in Mailand teilt er unter einen Schüler Salai und seinen Diener. Matthurina, seine Magd, soll ein Tuchgewand mit Pelzfutter und zwei Dukaten erhalten. Drei große und neunundneunzig kleine Messen sollen für ihn gelesen werden, sechzig Arme, denen man Geld schenken wird, sollen mit Fackeln dem Leichenzuge folgen. Unter dem Altar der Kirche Saint Florentin in Amboise will er begraben sein. In seiner letzten Beichte klagt er sich der Zeit- und Kraftverschwendung an. Seine Seele befiehlt er Gott und den Heiligen.

Es giebt Kritiker, die seinen Tod seines Lebens unwürdig finden. Nur die können es thun, die nicht fassen, in welchem engen Zusammenhange er mit seiner Zeit steht. Er sah viel zu klar, um die Schäden der Kirche dem Geiste des Christentums zur Last zu legen. Dazu war er ein zu feiner Psychologe, verstand zu gut die Schwächen der Menschennatur, kannte zu gut alle Schlupfwinkel des Bösen im eigensten Herzen. Er war nicht der Mann dazu, sich selbst zu genügen und sich zu bewundern. Ein Werkzeug, dem auf eine kurze Spanne Zeit eine große Arbeit anvertraut ist — mehr war er nicht in seinen eigenen Augen. In den unseren bleibt er ein Mann — we shall not look upon his like again.

* * *

„Nie wieder wird man seinesgleichen sehen." Die Zeiten, wo Leonardo sich entfalten konnte, liegen hinter denen des Humanismus. Die Scholastiker hatten Fehler, die ihnen die Neuzeit noch nicht verziehen hat. Die Mystiker sind aus dem Widerspruch gegen die Scholastiker herausgewachsen. Gewiß, auch sie waren nicht fehlerlos. Aber auch den Humanisten kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie Mißgriffe machten. Nicht der kleinste war der, daß sie die europäische Gesellschaft in Gebildete und Ungebildete einteilten. Der Mensch fing für sie erst bei dem Manne an, der niemals schmutzige Hände bei der Arbeit bekommt. Wer für die Zwecke des alltäglichen Lebens arbeitet, ist nicht salonfähig. Leonardo, der optische und mechanische Werkzeuge fertigte, war für seine unmittelbare Nachwelt ein ungebildeter Mann. Mehrfach muß er sich wegen verzögerter künstlerischer Arbeiten damit entschuldigen, daß er für seinen Lebensunterhalt hat schaffen müssen. Als Handwerker natürlich, um als Künstler dem Geschmack der Menge und der Phantasie der Gelehrten nicht nachgeben zu brauchen. Raphael und Michelangelo waren nachgiebiger als er. Sie waren starke Originale, die es noch ungestraft wagen durften! Ihre Nachfolger mußten die Künste um so schneller in ungesunde Bahnen bringen, je mehr sie sie vom Zweckmäßigen, vom Kunsthandwerk trennten. Damit wurden Kunst und Handwerk zugleich in ihrer Entwickelung gehindert. Die „gebildeten" Kräfte wurden dem Handwerk entzogen, darum konnte die Technik nicht auf Leonardos Bahnen fortschreiten. Es wurde von da ab in Glacéhandschuhen gearbeitet, und die Menschen entfremdeten sich voneinander. Unter den Scholastikern und Mystikern hatten nur einige handwerksmäßige Berufszweige für ehrenrührig gegolten. Jetzt wurden sie es alle. In dieser rückschreitenden Bewegung liegt die praktische Seite alles dessen, was man im Humanismus als Rückkehr zum Heidentum zu bezeichnen pflegt. Darin liegt auch ein Teil des Sinnes unseres Märchens von der versunkenen Glocke. Die Wissenschaft hat lange Zeit ihre praktischen Aufgaben außer acht gelassen. Leonardo mit seiner durchsichtigen romanischen Logik, mit dem kühlen, gezügelten Temperament, mit dem unfehlbaren, sicheren Überblick, wollte gar keine anderen

für sie kennen. „Die Faulen sind gar nicht wert, daß man seine Instrumente für sie erfindet, sie brauchen nur einen Sack, um sich und ihr Futter hineinzustecken.“

Es steckt etwas von Thomas a Kempis in ihm; Luther würde er da am besten verstanden haben, wo er etwa sagt: „Du müßtest lange hinter dem Ofen liegen, daß dir etwas gegeben würde, wenn du nicht ackerst und arbeitest.“ Unbedingt hätte er sich mit ihm besser verstanden als mit Savonarola, in dem er den leidenschaftlichen Politiker zu deutlich sah, um ihm folgen zu können. „Gott, der uns alle seine Güter um den Preis der Arbeit darreicht,“ heißt es bei Leonardo. Seine reichen Gaben sind ihm nichts, als die Kraft, die er in den Dienst der Schwachen zu stellen hat. Nur mit dem Unterschied, daß er ihnen die Mittel zur Arbeit, nicht die zum Müßiggang verschafft. Von jenem Herunterschrauben der Höchstleistungen des einzelnen Arbeiters, das die moderne englische Industrie lahm gelegt hat, mag er nichts wissen. Das Beste ist ihm kaum gut genug. In ihm lebt das christliche Gewissen der Jahrhunderte, deren Erbe er antrat. Einer für alle, der Starke für die Schwachen, aber nicht für den gedankenträgen Haufen, der die Anstrengung scheut. In diesem Sinne darf er, zum mindesten so gut wie in jedem anderen, der Gegenwart als erstrebenswertes Ideal vor Augen schweben. Die Kunst würde nicht schlecht dabei fahren, Kunsthandwerk und Industrie könnten daran erstarken.

Leonardo der Handwerker, der Halbbauer mit der gesunden Befähigung, jeden Nagel auf den Kopf zu treffen, der die Abgrundtiefen des Menschenherzens, die Nachtseiten der Menschennatur so gründlich kannte, unterschied zwischen weichherzigem, bequemem Mitleid und zielbewußtem Erbarmen. Letzteres hat er mit der That seines Lebens geübt. Er vertauschte nicht die leidende Frau gegen die weinende Nixe.

Diese That seines Lebens gehört auch in das Märchen von der versunkenen Glocke. Die Forscher, die noch so manches über ihn ausfindig machen müssen, werden auch nach dieser Richtung hin hoffentlich noch viel entdecken. Sein heiliger Hieronymus wurde als Kistendeckel, der Kopf dazu auf dem Schemel eines Schusters gefunden. Auf die gleiche Art wie über seine Werke ist auch über sein Leben noch vieles aufzustöbern. Möchte das, was man finden wird, dazu beitragen, dasselbe Gleichgewicht zwischen unserer Theorie und Praxis, zwischen unserer Lehre und unserem Leben herzustellen, wie es bei Leonardo vorhanden war.



Ein überlebter Traum.

Novelle
von
Lou Andreas-Salomé.

II.

Gabriele stand an diesem Morgen wiederholt, lauschend, an der Wohnungsthür und kämpfte mit dem Verlangen, zu Verkows hinunterzugehen. Aber sie war nicht sicher, ob Adine nicht inzwischen recht hochmütig geworden sei, und darum mochte sie nicht den ersten Schritt thun.

Als jedoch gegen Mittag Schritte auf der Treppe hörbar wurden, lief sie mehrere Stufen der Hinaufsteigenden entgegen. Zwei helle Ausrufe, und beide lagen sich mit voller Mädchenherzlichkeit in den Armen.

„Ich wäre schon gekommen — ich wollte nicht gleich stören,“ versicherte Gabriele und glaubte das jetzt, wo ihr Verdacht zerstreut war, selbst ganz fest. „Gott, wie lieb von dir, daß du die Alte geblieben bist!“

Adine machte sich frei, um sie anzuschauen. „Wie hübsch du geworden bist!“ sagte sie froh. Schöne Menschen waren ihre ganze Freude. Gabriele konnte vielleicht kaum dafür gelten, aber seitdem Adine sie als rothaarigen, sommersprossigen und recht wenig reizvollen Backfisch verlassen hatte, war sie zur Blüte gelangt, und sie blühte wirklich! Ihr rötliches, sehr feines und krauses Haar umsprühte, förmlich leuchtend, das Gesicht mit den zarten weißroten Farben, und von den Sommersprossen waren nur ein paar ganz pikant wirkende Tupfe über der Nasenwurzel nachgeblieben. Mehrere Jahre jünger als Adine, überragte sie diese mit ihrer derbknochigen, aber schönen Gestalt.

Adine ging mit ihr durch das Wohn- und Eßzimmer der Rendantenwohnung, hinter dem, wohlverschlossen und ungeheizt, die unvermeidliche „gute Stube“ lag, die nicht zum täglichen Gebrauch diente. Das war noch die geheiligte Raumeinteilung von der Frau Rendant her, deren Adine sich nur undeutlich entsann; sie wußte nur noch, daß sie kleine, listige Augen, die Augen einer wachsamen Cerberusmutter, besessen hatte und und dazu ein breites, gutmütiges Doppelkinn.

„Ich habe dich innig bedauert nach dem Tode eurer Mutter,“ sagte Adine, als sie sich im Mädchenstübchen mit den zwei schmalen weißen Betten befanden; „es muß hart für dich gewesen sein, so ganz unerwartet den Hausstand zu übernehmen, denn du warst

ja Feuer und Flamme für das große Oberlehrerinnenexamen, das du machen wolltest."

„Ja — schon um materiell unabhängig zu werden, und auch um etwas Tüchtiges zu lernen und zu wirken," versetzte Gabriele; „aber nun habe ich mich eingelebt — es ist auch noch anders, selbst zu wirtschaften, als nur neben der Mutter her. Und dann — das mit dem Weiterlernen setze ich, sobald nur Mutchen etwas älter ist, doch noch durch, wenn ich es will — auch gegen Papas Willen."

Adine sah sie mit einer gewissen Bewunderung an, wie sie das so ruhig und fest, ohne Trotz und ohne Unsicherheit, aussprach.

„Ja, dazu bist du gewiß im stande, Gabriele. Mir fiele es schrecklich schwer, so gegen den Willen meiner Umgebung zu handeln."

„Dir?!" Gabriele lachte: „Du hast ja gerade dein Ziel gegen deine Umgebung durchgesetzt."

„Durchgesetzt? — Nein, nichts. Alles nur geschenkt bekommen," bemerkte Adine leise.

„Du bekommst es eben geschenkt, wir anderen müssen es uns erwerben und erobern," meinte Gabriele einfach.

„Das Ende wird wahrscheinlich sein, daß du dich vorher verheiratest," sagte Adine, von sich ablenkend; „dann ist es ohnehin nichts damit."

„Vielleicht!" gab Gabriele ohne Ziererei zu; „aber am Weiterlernen soll mich das nicht hindern — im Gegenteil! Denn du denkst doch nicht, es könnte dabei einer von den Brieger Herren hier in Betracht kommen, die heute noch gerade so schlimm sind wie damals?"

„Wie denn: schlimm?" fragte Adine.

„Ich meine, noch ebenso anmaßend und dünkelhaft und zurückgeblieben in ihren Anschauungen, angefangen von den kleinsten Beamten bis hinauf in die Offizierskreise. Nur die Form ist je nach ihrem Stand verschieden, das Wesen dasselbe. Überall noch dieselben vorsündflutlichen Begriffe von der Ehe. Glaubst du, auch nur einer von ihnen ahnt was davon, daß wir nicht mehr denken wie unsere Mütter und Großmütter, daß wir nicht mehr mit einem Käthchen von Heilbronn wimmern: ‚mein hoher Herr!' daß wir vielmehr sprechen: ‚ich bin mein eigener Herr!' — kurz, daß wir mit den alten knechtischen Vorstellungen gründlich aufräumen —"

Adine sah sie ganz erstaunt an. „Ach, thun wir das wirklich?" fragte sie mit lebhaftem Interesse und setzte sich auf den ersten besten Stuhl. „Nein, denke nur! daß wir so etwas thun! Davon ahnte meine Seele wirklich nicht mehr als die Brieger Beamten und Offiziere."

„Adine, du scherzest wohl! Du, die so weit herumgekommen ist; du, die sich so ganz frei entwickeln durfte; du, die gerade diesen ganzen Kampf hinter sich hat! Was hast du denn die ganze Zeit gethan?!"

„Ich? Ich habe ja gemalt!" sagte Adine ganz betreten.

„Nun ja, gemalt! Aber während du maltest, thatest du doch etwas, was dich von dem üblichen Frauenlos ganz entfernte. Hast du denn darüber niemals nachgedacht, während du maltest? Ich meine, über solche Dinge wie Liebe und Ehe, und wie die sich eigentlich zu unseren persönlichen Rechten verhalten?"

„Nein. Mir kam es als ganz selbstverständlich vor, daß man von der Ehe absieht, wenn man dem eigenen Talent, der eigenen Entwickelung wahrhaft nachgehen will. Ich habe ganz einfach gemalt, ohne je im geringsten über Frauenrechte nachzudenken."

„Das ist aber sehr unrecht von dir!" bemerkte Gabriele tadelnd, „denn es ist jetzt unsere Pflicht, uns darüber klar zu werden, wie nun die Ehe werden soll, wenn wir selbst so ganz anders und viel entwickelter werden. Das wirst du doch wohl selbst einsehen, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht; ja, ich fürchte, Gabriele, meine einzige Vorstellung von der Ehe war, als ich noch an dergleichen dachte, durchaus die alte, die du recht knechtisch finden wirst," meinte Adine etwas zögernd und errötete unwillkürlich dabei.

Gabriele griff mit einem Lächeln nach ihrer Hand. „Das weiß ich! Nimm's mir nicht übel, daß ich daran rühre! Aber das kam ja nur daher, weil deine erste Liebeserfahrung danach geartet war. Und die kam nur so verkehrt heraus, weil ihr nicht wirklich füreinander paßtet. Sonst — sonst hätte er sich dir angepaßt, glaube mir; näm-

lich gerade er ist der einzige, der in diesem Punkt —"

Adine schüttelte den Kopf. „Nein!" unterbrach sie sie entschieden, „das ist ein Irrtum von dir. Seine Unfähigkeit, sich anzupassen, war gerade sein einzigartiger Zauber für mich. Daß er so unmenschlich viel fordern mußte, daß er der Mann war, der die Frau nach seinem Willen in sein Leben einfügen muß, daß er mich damit von sich abhängig und klein machte, ja, das war der Zauber! Er forderte den ganzen Menschen für sich allein; eben dies that auch mein Talent, — sie tyrannisierten mich beide, und nur darum konnte er damit rivalisieren, ja, eine Zeit lang sogar der Stärkere sein."

„Du redest wie deine eigene Urgroßmutter!" bemerkte Gabriele hart im Ton und warf einen forschenden Blick auf Adine.

„Unsere armen Urgroßmütter!" sagte Adine lächelnd, „sollten sie nicht glücklich gewesen sein? Jedenfalls schütteten sie alle ihre tiefste Liebe in diese eine Gefühlsform, von der wir nichts wissen mögen: in die des Dienens und Gehorchens und sich Unterordnens. Sollte nicht in uns etwas davon übrig sein, da wir es von ihnen übernommen haben? Etwas, was allen Neuerungen nicht recht von Herzen zustimmt? Was fängt man dann damit an? Was fängt man mit einem solchen ererbten kostbaren alten Gefäß an?"

„Man stellt es in den Nippesschrank, zu anderen alten Kuriositäten — wenn es nicht schon so löcherig ist, daß man es hinauswirft. Aber im wirklichen Leben benutzt man es nicht," entgegnete Gabriele scheinbar scherzend, stand aber dabei unruhig auf und machte sich im Zimmer zu schaffen. „Sage mir nur, redest du das nur so vor dich hin — oder — oder hast du dies, das Vergangene, mit dir herumgetragen bis heute?"

Adine hatte sich in ihren Stuhl zurückgelehnt und sah verträumt aus. Ihre Augen schauten mit einem gemischten Ausdruck von Glück und Furcht und mit einem geheimnisvollen Lächeln in ihren Tiefen über Gabriele fort, durch das Fenster in den verschneiten Irrenhauspark.

„Es ist schön und auch gruselig, wie ein altes Märchen ist es!" sagte sie und dämpfte ihre Stimme; „weißt du, wie wenn es an einem Orte spukt, den man lange, lange nicht betreten hat. Herumgetragen hab ich's nicht mit mir, ich hatte all dies so ganz abgestoßen von mir, es so zu sagen hier gelassen, und entwickelte mich so weitab davon — es ist ganz und gar außer allem Zusammenhang mit dem, was ich jetzt bin, mit meinem ganzen inneren Leben. Aber nun, wie ich heimkomme, find ich's wieder — und natürlich als so ganz altmodischen Plunder, als so wunderlichen Traum, wie aus Urgroßmutters Jugend. Du sagtest selbst vorhin: für das wirkliche Leben nicht mehr benutzbar. Ja, so ist es auch."

Gabrielens Gesicht bedeckte sich langsam mit einer Flammenröte. „Dann gieb dem nicht nach, ich bitte dich darum, Adine!" antwortete sie mit gewaltsam beherrschter Stimme und trat dicht an sie heran, „denn er — für ihn wäre es eine Gefahr — und dazu hast du kein Recht. Du bist eine Träumerin, Adine! Eine Künstlerin! Ich sage ja nicht, daß du mit Gefühlen spielst, aber für dich ist ihre Tüchtigkeit und Tauglichkeit fürs Leben nicht alles. Es kann dich etwas reizen, verführen, vielleicht zum Schaffen anregen, was ihn unglücklich macht."

Adine sah ihr in das gerötete Gesicht und hörte das Erzittern in ihrer Stimme. „Du bist doch nicht um etwas besorgt, Gabriele?" sagte sie, aus ihren Gedanken erwachend, „es ist ja nichts! Aber daß etwas so süß und so dumm sein kann —!"

Gabriele schwieg, weil sie hörte, daß Mutchen nebenan eingetreten war. Mutchen kam in der Pelzjacke, ihre Schlittschuhe am Arm, von der Eisbahn. Sie mochte nicht in das Zimmer hineingehen, wo die beiden plauderten, aber als Adine aufbrach, schaute sie durch eine Thürspalte aus der Küche heraus in die Wohnstube.

Gabriele begleitete Adine durch die Wohnstube hinaus und sah, als sie zurückkehrte, Mutchen mitten im Zimmer stehen und mit zerstreutem Gesicht die Schlittschuhe schlenkern.

„Du, so möchte ich aussehen!" sagte Mutchen mit einem tiefen Atemzuge, „so wie Adine und nicht anders."

Gabriele zuckte unmerklich zusammen. „Warum?"

„Warum? Weil sie so aussieht, daß Jeder-

mann — jeder Mann — sie schön finden und lieben wird.“ — —

Die Obristin und Doktor Frensdorff sitzen schon bei Tisch, als Adine etwas eilig hinunterkommt.

„Zu spät! wie immer! Pünktlicher bist du nicht geworden, du Vagabund!“ scherzt die Mutter.

„Es thut mir leid, Benno, wenn du gewartet hast,“ bemerkt Adine, sich setzend.

„Es ist ja höchstens an mir, mich zu entschuldigen,“ entgegnet er, „wenn ihr euch meinetwegen an die Minute halten müßt. Es ist lästig. Aber wer in der Sklaverei des praktischen Dienstlebens steckt, kann eben nicht mehr frei handeln.“

Die Obristin schaut mit Befriedigung vom einen zum anderen. Sie ist seelenfroh, daß ihre beiden „Kinder“ sich so gut vertragen. Sie überbieten sich ja in gegenseitigen Entschuldigungen! Im stillen hat sie davor gezittert, daß das Weihnachtsfest zu dreien, worauf sie sich so unendlich gefreut, durch allerlei Schatten aus der Vergangenheit getrübt werden könnte.

Adine vergißt zu essen, während sie Benno unverwandt anblickt. Endlich sagt sie: „Wie sonderbar, daß du so von deinem Beruf sprichst. Gerade, als ob er dich zum Sklaven und nicht zum Herrn machte. Gerade, als ob du ebensogut einen ganz anderen Beruf haben könntest oder gar keinen — oder —“

„Und warum scheint es dir denn so undenkbar, daß ich einen anderen Beruf hätte haben können?“ unterbricht er sie etwas schroff im Ton.

„Warum? Ich kann es mir einfach nicht vorstellen, ich weiß nicht, warum. Ich kann dich mir absolut nur als den Irrenhausdirektor von Brieg denken,“ fügt sie lächelnd hinzu; „aber ich meine, das ist kein Zufall, es zeigt nur, wieviel du in deinem Beruf wert bist, und daß du ganz in ihm aufgehst.“

Er erwidert nervös: „Es ist vielmehr nur ein Zeichen, wie sehr ein Mensch durch seinen Beruf, vielleicht durch jeden strengen Beruf, verstümmelt und in seiner freien Entfaltung verkürzt wird. Das ist allein der traurige Grund davon, warum man so oft den Berufsmenschen schon ohne weiteres für den ganzen Menschen nimmt.“

„Verstümmelt? verkürzt?“ wiederholt Adine staunend; „aber, Benno, durch euer Berufsleben entwickelt ihr euch ja wohl gerade so frei, daß euch nun schon die Frauenzimmer beneiden und es euch nachmachen wollen.“

„Sehr beneidenswert, in der That, diese Entwickelung,“ sagt er ironisch; „wir üben ein paar Fähigkeiten und Fertigkeiten, die das Fach verlangt. Alles andere aber nur, wenn wir zufällig Zeit und Geld dazu haben. Was meinst du wohl, wieviel einem richtigen Berufsmenschen übrig bleibt, um sein ganzes nichtberufliches Innenleben zur Entwickelung zu bringen? In wie vielem er notgedrungen zurückbleibt?“

Adine schweigt. Sie weiß von seiner überbürdeten Studienzeit, seiner Laufbahn voll atemloser Arbeit mit geringen Mitteln, fast ohne Muße, und sie giebt ihm recht. Aber sie kann sich gar nicht vorstellen, daß es Benno ist, der so redet, und der sich mit den Mängeln seiner individuellen Entwickelung herumgeschlagen haben will. Es scheint ihr nicht in sein Bild hineinzupassen, an dem eine Grundlinie die unbeirrte Sicherheit der Selbstbeschränkung war. Oder, wenn es nicht so war, dann hatte er sich verändert, denn hierdurch allein hatte er sie damals tyrannisiert und in seinem Bann gehalten.

„Wie ist es denn morgen, Benno?“ fragt die Obristin dazwischen, „bist du zu Mittag schon zu Hause?“

„Wahrscheinlich nicht. Es ist weit über Land, wo ich hinfahren muß. Wir bringen den Kranken wohl gleich mit,“ entgegnet er zerstreut, beendet etwas hastig die Mahlzeit und steht vor den beiden anderen auf.

„Du entschuldigst mich, ich habe jemand bestellt,“ bemerkt er zur Obristin, und dann, schon bei der Thür, wendet er sich noch einmal zu Adine um und äußert zögernd: „Ich wollte dich noch fragen, ob du nicht — ich wollte dich bitten, morgen Nachmittag — natürlich nur, falls du nichts anderes vorhast — ob du mir nicht wieder etwas Gesellschaft leisten möchtest. Am Morgen bin ich fort. Aber gegen vier Uhr — es ist meine liebste Stunde am Tage.“

Dabei sieht er eilig und beschäftigt aus und schaut niemand an, während er redet.

In Adine erzittert etwas.

„Gewiß! Ich will kommen,“ sagt sie ein

wenig leise. Dabei schlägt auch sie die Augen nicht auf. Wenn sie als unbefangene Dritte diesem kurzen Gespräch beiwohnte, so würde sie lächeln müssen: wie sie alle beide die Augen niederschlagen, er, indem er zu ihr spricht, sie, indem sie ihm zuhört. Ihr würde ein kleines humoristisch wirkendes Genrebild vorschweben, etwa mit der Unterschrift: Beginnende Liebesscene.

Die Dritte aber, die zugegen ist, lächelt nicht. Die Mutter schaut nur wieder von einem zum anderen, schaut mit einem mütterlichen Blick dem Hinausgehenden nach, und unwillkürlich falten sich ihr unter dem Tisch die Hände. Wenn das noch möglich wäre! Ihre beiden „Kinder“! Ihr beide fast in gleicher Weise ans Herz gewachsen!

Mit solchen Menschen wie Adine passieren doch immer Überraschungen. Wie bequem hätte sie nun alles schon seit zehn Jahren haben können. Aber vielleicht ist es besser, daß sie inzwischen gemalt hat. Nun kann sie es gewiß eher lassen als damals. Denn eine malende Frau, das ist nun einmal nichts. Die Kinder stecken die Pinsel in den Mund.

Die Obristin giebt sich mit mühsam verhaltener Freude ihren Zukunftshoffnungen hin, während sie nach Tisch hausfraulichen Beschäftigungen nachgeht.

Adine hat sich im Wohnzimmer lässig auf dem Diwan ausgestreckt und ein Buch ergriffen.

Aber sie liest nicht. Ihre Gedanken schweifen darüber fort, dem kommenden Nachmittag entgegen.

Freilich erkennt sie selbst sehr gut, daß sie sich thörichten Träumen hingiebt, daß eine ganze Backfischromantik in ihnen steckt. Und die Künstlerin in ihr, der freie, selbständige Mensch, lacht über das dumme kleine Mädchen mit seinem Backfischtraum vom Käthchen von Heilbronn. Ja, dazu braucht sie nicht erst Gabrielens Belehrung!

Aber was kann denn das nützen? Was kann ihr Gabrielens Weisheit nützen? Was am stärksten in uns raunt und redet, sind doch wohl gar nicht die Gedanken, die wir im Lauf unserer eigenen, kurzen Entwickelung mühsam erworben haben. Nein, vielmehr Altes, lang, lang Abgelagertes, dessen Logik vielleicht in unseren ältesten Vorfahren steckte. Und das raunt und raunt zwischen unsere klügsten Gedanken und Wünsche und durchkreuzt sie.

Sie hat das Buch zur Erde gleiten lassen und liegt, mit über dem Kopf verschränkten Armen, in Gedanken versunken da.

Da wird die Thür geöffnet, und Adine schnellt aus ihrer ruhenden Lage empor. Ihre Mutter führt eine kleingewachsene junge Dame, die an einem Krückstock geht, herein und macht sie mit der ihnen entgegentretenden Tochter bekannt.

„Die Baronesse Daniela hat gehofft, Benno noch anzutreffen,“ fügt die Mutter hinzu; „ich habe sie gebeten, ein wenig hier warten zu wollen, denn es ist nicht ausgeschlossen, daß Benno bald kommt.“

„Ich wollte Doktor Frensdorff nur einen Augenblick sprechen,“ sagt die Baronesse mit einer unbeschreiblich wohllautenden sanften Stimme zu Adine, „weil ich morgen vielleicht nicht frei bin; man läßt mich so selten frei. Vielleicht wissen Sie aber gar nicht, daß ich die Schülerin von Doktor Frensdorff bin?“

„Nein!“ versetzt Adine überrascht, während sie sich setzen, und ihre Blicke umfangen warm und sympathisch die Kleine, in Hüften und Schultern sichtbar verwachsene Gestalt. „Sie studieren doch nicht etwa Medizin?“

Die Baronesse Daniela muß bei dieser Zumutung lachen, und ihr blasses, schmales, merkwürdig alt blickendes Gesicht verjüngt und verschönt sich dabei. „Nein, nein,“ versetzt sie, „richtig studieren könnte ich überhaupt nicht. Aber Doktor Frensdorff treibt mit mir allerlei, Litteratur, Kunstgeschichte, sogar etwas Philosophie.“

„Was Tausend! Benno thut das?“ unterbricht Adine sie ungläubig; „aber wie ist denn das nur möglich?“

„Ja, er thut es aus Güte für mich. Ich bin nämlich seine Patientin gewesen. Ehe ich zu Doktor Frensdorff kam, war ich ganz entsetzlich unglücklich. Er aber hat mich gelehrt, glücklich zu sein.“

„Hat er Sie behandelt?“ fragt Adine mit lebhaftem Interesse; „hat er Sie von einem Leiden befreit?“

Die Baronesse schüttelt den Kopf.

„Nein. Er hat mir nur gesagt, daß ich unheilbar sei und mich damit abfinden müsse.

Unheilbar verwachsen, — nein, werden Sie nicht verlegen für mich," fügt sie rasch und sehr lieb im Ton hinzu und legt auf Adines feine, nervöse Hand ihr mageres blaugeädertes Händchen. „Sie sehen ja: ich kann so ganz ruhig davon sprechen."

Und als Adine ihre Finger zwischen die ihren nimmt und Daniela die große teilnehmende Innigkeit in den schwarzen auf sie gerichteten Augen sieht, fährt sie vertrauensvoll fort: „Mich haben die Menschen so sehr damit gepeinigt, daß sie mir aus lauter Mitleid vorredeten, ich würde mich wieder gerade wachsen und werden wie alle anderen. Aber je älter ich wurde — ich bin jetzt zwanzig — desto besser begriff ich, daß sie mich betrogen, und wagte doch nicht, es jemand merken zu lassen oder mich gegen jemand auszusprechen. Denn bemitleidet leben zu müssen, ist doch wie Tod, nicht wahr? Über diesem inneren Zwang und Kampf und erstickten Kummer wurde ich zuletzt schwermütig. Und nun wurde Doktor Frensdorff ins Haus gerufen. Er brauchte nicht lange, um die Sachlage zu durchschauen! Er fing damit an, mich die Wahrheit ertragen zu lehren. Ach, er hat es nicht leicht gehabt, das können Sie glauben! Ich habe bei ihm geweint und geschrien, und zuletzt lernte ich bei ihm wieder lachen."

In Adinens Herzen quillt es heiß auf, während sie dem feinen sympathischen Stimmchen zuhört. Auf sie, die allen Eindrücken der Sinne so zugänglich ist, auf sie, die in ihnen so viel errät und wahrnimmt, wirkt das beseelte Gesicht mit seinem Ausdruck von Mut, Glück und Leiden so stark, daß Liebe und Teilnahme Adine ganz überfluten. Ihr will es sogleich scheinen, als müsse sie die kleine Verwachsene an sich ziehen und küssen, als seien sie Schwestern.

Danielas blaue Augen haften mit ebenso instinktivem Wohlgefallen an Adinens bewegten Zügen.

„Ich weiß gar nicht, warum ich Ihnen das alles erzähle, und so ohne weiteres," meint sie lächelnd; „es ist gar nicht meine Art, ich bin's so wenig gewöhnt! Aber Sie, die Doktor Frensdorff verwandt und bekannt sind, begreifen gewiß, was er mir wurde."

Adine nickt. „Ja gewiß," sagt sie, „ich begreife vor allem, daß er Ihnen gezeigt hat, wie wenig bemitleidenswert Sie sind, sondern wie reich und glücklich in sich selbst und durch Ihre innere Anteilnahme an allem geistigen Glück und Reichtum."

Daniela blickt sie mit fast schelmischem Ausdruck an. „Ach, das ist nicht die Hauptsache," versetzt sie, „alle diese geistigen Interessen und Studien, die mich wohl auch glücklich machen, das ist alles nur Nebensache. Die Hauptsache ist, daß ich mich gar nicht mehr darum kümmere, ob ich bemitleidenswert bin oder nicht. Daß ich gar nicht mehr schön und bewundert und begehrenswert sein will! Und wissen Sie, woher das gekommen ist? Weil es so wunderschön ist, sich vor ihm, vor Doktor Frensdorff, klein und gering vorzukommen! Ja, da habe ich sogar gefühlt, daß es herrlich sein kann, Mitleid zu erwecken! Daß er sich so zu mir herabbeugt, und ich alles nur durch ihn habe, das habe ich vor den anderen, glücklicheren, ansehnlicheren Menschen voraus! Die anderen, die haben ihre Gesundheit und ihre Schönheit und ihr Ansehen vor den Leuten, ich aber, ich habe dieses Gebrechen, das mich zu ihm geführt hat, und zu seinem Schutz, seinem Mitleid, seiner Fürsorge. Ist das nicht weit mehr?"

Sie fragt es lächelnd, mit beglücktem Gesicht.

Adinens Augen füllen sich mit Thränen. Sie kann nicht antworten, sondern nickt ihr nur zu. Ja, sie begreift sie gut, diese kleine Schwärmerseele! Begreift dies unvernünftige Glück, sich gering und klein fühlen zu wollen, um dafür an einem Menschen aufsehen zu können, selbst im Wert zu sinken, um seinen Wert zu steigern. Dies Glück, das Gabriele in die Rumpelkammer wirft, weil es die menschliche Entwickelung aufhält und darum nicht in die Wirklichkeit hineinpaßt, sondern in ein Traumland. Daniela ist freilich gut im Traumland ihrer Backfischromantik aufgehoben, weil die Wirklichkeit ihr wahrscheinlich ewig fern bleiben wird.

„Ob sie eine Ahnung davon hat, daß sie ihn liebt?" denkt Adine mit ergriffenem Herzen.

Da fährt die Baronesse Daniela zusammen, so sehr, daß ihr ganzer armer kleiner Körper erzittert.

„Was ist?“ fragt Adine erschrocken und steht auf.

Daniela lauscht.

„Es ist sein Schritt!“ sagt sie leise.

* * *

Gegen vier Uhr am nächsten Nachmittag ist Doktor Frensdorff noch nicht nach Hause gekommen. Adine geht in seinem Arbeitszimmer auf und ab und schaut sich unter seinen Sachen um, während sie auf ihn wartet.

Nach ihrem gestrigen Gespräch mit Daniela wundert es sie nicht mehr so, wie es sonst der Fall gewesen wäre, hier und da auf etwas zu stoßen, was nicht notwendig in die Studierstube eines Irrenhausdirektors gehört. Der Bücherschrank ist reich mit allgemeiner Litteratur versehen, eine große Mappe mit Photographien nach alten Meistern lehnt daneben. Auf einem Tisch neben der lederbezogenen Ottomane liegen die beiden Böcklinbände, darüber einige Bücher durcheinander, als seien sie kürzlich benutzt worden.

Adine zieht einen abgegriffenen, kleingedruckten Band hervor, es ist ein Band einer alten Schillerausgabe; mitten darin knistert ein breites trockenes Epheublatt und veranlaßt dazu, das Buch dort aufzuschlagen.

„Wallensteins Tod“. Ein langer, feiner Bleistiftstrich, den berühmten Monolog an Max entlang.

Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos seh ich's vor mir liegen.
Denn er stand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröte webend —
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.
— Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder.

Adine liest es ganz arglos. Ihr fällt nicht ein, daß Doktor Frensdorff, als er den Bleistiftstrich hier zog, nicht „er“, sondern „sie“ gelesen haben könnte. Aber auch sie denkt bei sich, daß dies einem Liebesgedicht gleiche, dem schönsten, tiefsten Liebesgedicht.

Sie senkt den Kopf und bleibt vor dem Tischchen stehen, das Buch in der Hand.

Wie sonderbar ist es, zu erfahren, daß Benno für so vieles Interesse gewonnen hat, was ihn damals so gänzlich unberührt ließ. Es ist ein vorteilhafter Wechsel, eine große Bereicherung, daß er kein so einseitiger Fachmensch mehr ist.

Aber es geht ihr damit, wie gestern mit seiner schön und behaglich eingerichteten Stube. Fast bedauerte sie, ihn nicht in dem kahlen, häßlichen Dienstzimmer wiedersehen zu können, und fast bedauert sie es, daß sie sich auch in seinem Wesen erst in Neuerungen finden muß. Ihre Sehnsucht ging dahin, wiederzusehen, was sie verlassen hatte. Bleibt Heimat noch Heimat, wenn sie sich verschönt und verändert?

Es pflegt eine alte Geschichte zu sein, daß nach langer Abwesenheit alles in der Heimat doppelt eng und klein und veraltet erscheint, weil man selbst inzwischen gewachsen ist. Nun, ihr ergeht es nicht so! Im Gegenteil. Gerade die heimliche Enge, das Stehengebliebene, das so traut berührt, als sei gestern heute und das Leben Traum, findet sie nicht mehr so, wie sie dachte, wieder.

Nicht nur in der Stadt haben sie das alte Steinwerk umgebaut und zeitgemäß hergestellt, auch mit den Menschen schien es so zu sein. Sie muß daran denken, wie unwissend und zurückgeblieben sie gestern Gabriele vorgekommen sein mag, und das stimmt sie heiter.

Im Wartezimmer hört man sprechen. Benno fertigt dort jemand ab. Als er dann eintritt und Adine bei seinen Büchern stehen sieht, bemerkt er mit einem Anflug von Verlegenheit: „Sieh es dir hier nicht allzu genau an. Das ist es ja eben, wovon wir gestern mittag sprachen: man bleibt notwendig ein Stümper in allem, was nicht zum Berufsleben gehört. Man müßte erst aus der täglichen Tretmühle heraus.“

Adine geht langsam zum Kamin, lehnt sich mit dem Rücken daran und sagt unsicher: „Im Gegenteil, Benno. Ich fasse es gar nicht, wie du bei deiner Arbeitslast zu allerlei Nebenbeschäftigungen gekommen bist. — Aber nicht nur des Zeitmangels wegen; sondern auch weil — früher hätte das so gar nicht zu dir gepaßt. Wie ist das nur gekommen?“

Er ist ans Fenster getreten und blickt in die Straße hinaus, die von den gegenüberliegenden Gefängnissen verdunkelt wird. „Dadurch, daß ich dich verlor!“ sagt er halblaut.

Adine wagt nichts zu entgegnen. Sie verharrt regungslos.

Ohne sich vom Fenster abzuwenden und ohne nach ihr hinzublicken, fährt er mit halber Stimme fort: „Ja, dadurch allein. Ich, für mich selbst, wäre wahrscheinlich immer derselbe geblieben, der ich war. Aber da erkannte ich, wodurch ich dich verloren hatte. Und wodurch ich dich vielleicht hätte behalten können. Durch rechtzeitiges Eingehen in deine Wünsche und Bedürfnisse, durch Konzessionen und Kompromiß zwischen uns beiden. Ja, du, so ist es. Anstatt dich einzuengen mit meinen Grenzen und Schranken, hätte ich mich durch dich hinausführen lassen müssen in eine weitere Welt, als die ich damals kannte."

Jetzt antwortet sie, und aus ihrer Stimme klingt Staunen und Abwehr und Unwillen. Fast heftig antwortet sie: „Aber Benno! Wie kannst du nur so sprechen! So ungerecht gegen dich. Ich war doch ein dummes Ding, und wenn ich dein Leben teilen sollte, so mußte ich wohl oder übel dafür tauglich werden. Daß es nicht ging, dafür konntest du nicht. Die Zukunft hat dir recht gegeben: meine Tauglichkeit lag wo anders."

„Scheinbar, ja; scheinbar hatte ich recht," versetzt er leise, „aber doch nur, weil das Verhältnis zwischen uns von vornherein ein verkehrtes war. Das war der Hauptfehler. Und daran warst auch du schuld, ich spreche dich gar nicht frei davon. Du mit deiner blinden Folgsamkeit und leidenschaftlichen Selbstunterwerfung, du mit deinem Glauben an meine Unfehlbarkeit. Daß du mich über dich stelltest, war der Fehler. Hätten wir auf einem Boden gestanden —"

„Dann hätten wir uns nicht geliebt," unterbricht sie ihn rasch, „ich dich nicht."

„Ach, Kind," sagt er mit gedämpfter Stimme und wendet sich vom Fenster ab, „warum — warum liebte denn ich dich? Weil du in so vielem über mir standest, was ganz zu begreifen ich damals noch nicht reif war. Ich handelte wohl blind und verkehrt mit meinem bewußten Willen, aber unbewußter Weise, in den tiefsten Triebfedern meiner Liebe, was liebte ich denn an dir? Gerade dies, daß du das Seltene, Feine, Schöne warst, was mich hinauslocken wollte aus dem Banalen, Borniertes, Dürftigen! Es sind ja gerade solche Frauen, die uns vor der Seelenöde retten, die gut zu machen vermögen, was der Fachmensch und die Berufsmonotonie in uns verdirbt. Siehst du, im Beruf, da mögen wir immerhin uns unserer Überlegenheit freuen, mögen unterweisen, bestimmen, befehlen — der Frau gegenüber, die wir wahrhaft lieben, fällt dieser schlechte Ehrgeiz weg. Wir werden wieder gut und einfach und Kinder, und wollen uns beschenken, die schönsten Träume erzählen lassen, wir legen unseren Kopf in ihren Schoß und hören zu."

Adine hat sich in den Sessel gesetzt, die Arme aufgestützt und das Gesicht in ihren Handflächen vergraben. Sie fühlt bei allen seinen Worten einen feinen, langen, schmerzenden Stich in ihrem Inneren — sie weiß nicht deutlich, warum. Aber eine große, staunende und schmerzende Traurigkeit legt sich über sie, wie er von seiner Liebe spricht, gerade als gelte sie gar nicht ihr, sondern einer anderen — als liebte er so zu sagen an ihr vorbei.

Wie sie so lange schweigt, tritt er vom Fenster fort und setzt sich in den Sessel ihr gegenüber, den Kopf gegen das Feuer gebückt. Nach einer Pause sagt er: „Siehst du, von diesen inneren Umwälzungen ist auch meine äußere Existenz beeinflußt worden. Du mußt nicht denken, daß ich ewig hier bleiben will. An den äußeren Verhältnissen, diesen eisernen Klammern, in die ich dich nicht pressen durfte, an denen habe ich inzwischen genagt — genagt. Wenn du hörtest, daß ich so unsinnig arbeite, strebe, rechne, spare — da hast du wohl erst recht gedacht, ich sei ganz und gar aufgegangen im Winkel hier. Aber das ist nicht so. Ich wollte fort — irgendwann. Und wollte auch sein dürfen, wo du bist, Dina. Seitdem habe ich ganz verrückt gearbeitet und gespart, der reine Hamster —" Er hebt den Kopf und lächelt ein wenig, es sieht beinahe kindlich froh aus.

Da schaut sie auf ihn, und eine unaussprechliche Weichheit kommt über sie. Sie sieht den blonden Kopf mit dem früh ergrauten Haar an den Schläfen, den tiefen Stirnfurchen, sie sieht den angestrengten, etwas nervös überreizten Ausdruck in seinem Gesicht, das die Befangenheit beim

Sprechen gerötet hat. Und sie sieht vor sich die Öde, durch die er gewandert ist, die Summe von Arbeit und Einsamkeit, die hinter ihm liegt. Wie ein neuer, zuvor nie von ihr geschauter Mensch kommt er ihr vor; der „gepanzerte Mann" ihrer Mädchenphantasie legt seine Rüstung ab, und hinter derselben ist er kindgut und ein leidender, liebebedürftiger Mensch, der keinen — nein, keinen mit hartem Fuß niederzutreten vermöchte.

„Um den Hals fallen sollte man ihm und ihm alles Liebe anthun!" denkt sie weich und erschüttert. Aber in ihrem Herzen bleibt stets dieselbe große Traurigkeit und Enttäuschung, als ob ihr jemand was zu leide gethan hätte.

Er steht in seiner Unruhe wieder auf und sagt befangen: „Alles dies mußte ich mir von der Seele sprechen, Dina. Damit du wenigstens weißt: ich bin nicht, der ich war, und niemals hättest du zu fürchten, daß ich mich über dich überhebe. Nein, nie, Adine! Ich habe im Gegenteil mich bemüht, dir zu folgen, um mich dir zur Seite stellen zu können — wenn wir uns wiedersehen — vielleicht nicht ebenbürtig dem, womit du als Mensch so reich beschenkt bist, aber doch bis zu gewissem Grade im stande, dir Genosse zu sein."

„Benno!" sagt sie leise, verwirrt, wie gestern, und wieder sagt sie es abwehrend, in Furcht, wie gestern. Aber nicht dieselbe Furcht ist es mehr, und nichts erzittert in ihr in Schwäche und Wonne, ihm zu erliegen; sie denkt in diesem Augenblicke überhaupt nicht an sich, sondern nur an ihn, der ihr leid thut, und was sie fürchtet, ist, ihn leiden zu sehen, ihm weh thun zu müssen. Nie, noch nie ist sie ihm menschlich, in menschlicher Anteilnahme mitempfindend so nahe gewesen; und noch nie war sie ihm so fern, so weit, weit fort von ihm — als Weib.

Sie will antworten, sie will etwas sagen und richtet sich empor, aber er fällt ihr ins Wort, sobald er nur ihre Lippen sich öffnen sieht.

„Noch nicht, sage mir nichts, noch nichts," bittet er hastig, fast angstvoll; „nur daß du es weißt, wollte ich, und dann — dann wollte ich dir alles erzählen, was du auch jetzt noch nicht weißt, und was du wissen müßtest, um — um mir antworten zu können!"

Im anstoßenden Wartezimmer vernimmt man Thürenöffnen und leichte Schritte, die auf die Arbeitsstube zugehen.

Doktor Frensdorff verstummt und blickt unruhig auf die Uhr, als es klopft. „Es ist noch zu früh," murmelt er; „ich habe um diese Zeit ausdrücklich niemand bestellt."

Doch öffnet er die Thür, und vor ihm steht Daniela.

Ganz hell von Freude, Erwartung und Ungeduld kommt sie herein. Es ist, als ob mit dieser kleinen verwachsenen Gestalt lauter Sonne ins Zimmer käme. Wenigstens scheint es Adine so; unwiderstehlich schön erscheint ihr der Glücksglanz, der über Daniela liegt.

Daniela begrüßt sie wie eine alte Bekannte, ohne von der Benommenheit der beiden etwas zu bemerken, sie ist selbst zu benommen dazu.

„Wir sind gestern schon ganz schnell gute Freunde geworden!" erklärt Adine Doktor Frensdorff, der Daniela ihren Krückstock aus der Hand genommen und ihr seinen Sessel zugeschoben hat.

„Das wundert mich nicht," erwidert er mit seiner ruhigen und beruhigenden Stimme, die er als Arzt anzunehmen pflegt, „in ganz Brieg wirst du schwerlich jemand finden, Adine, der in allen Dingen so gut zu dir paßt."

„In allen?" wiederholt die Verwachsene fragend; „man dürfte uns zum Beispiel schon nicht auf der Straße zusammensehen. Ich würde schön nachhumpeln müssen."

Doktor Frensdorff blickt sie durch seine Brille forschend an. „Ich meinte es gerade deshalb!" bemerkt er; „denn wären Sie so gerade gewachsen wie eine Tanne im Walde, so würden Sie schwerlich zu unserer Dina passen, sondern ihr nachhumpeln, und zwar ganz mühsam, in den meisten Dingen."

„Wenn ich nicht verwachsen wäre —?"

„Ja," bestätigt er freundlich; „denn glauben Sie nur nicht, daß Sie dann annähernd so schön und hoch gewachsen wären, so über alles Kleine hinaus, wie es dadurch allein geschehen ist."

Sie strahlt ihn statt jeder Antwort mit ihren dankbaren, glücklichen Augen an, und

Adine versteht das vollkommen, denn auch ihr selbst gefällt und gefiel Benno immer in seiner natürlichen Autorität als Arzt und in der Selbstbeherrschung, womit er sich sofort in die Situation hineinfindet.

„Ich will hinübergehen," sagt sie und giebt Daniela die Hand, „aber ich hoffe, wir sehen uns bald und plaudern wieder zusammen."

„Bald, ja!" versetzt diese zerstreut und schaut dabei auf Doktor Frensdorff, anstatt auf Adine. Sie vermag ihr jetzt nicht recht zuzuhören, jetzt, wo sie durch einen glücklichen Zufall hergelangt ist, wo sie bei ihm ist. Jetzt gehört er ihr, eine halbe, eine ganze Stunde lang.

Adine schließt die Thür leise hinter sich, und draußen, im Hausflur, bleibt sie stehen und drückt in einer Aufwallung plötzlicher Sehnsucht beide Hände gegen ihre Brust.

Herrgott, ja, jetzt eben gefiel er ihr! Er gefiel ihr aus der Seele der kleinen Verwachsenen heraus, die er so gütig und überlegen behandelt, er, der gute Arzt und der gute Mensch. Sie weiß, daß es nur daran liegt und daß es nur ein Schein ist, der sie dabei berückt — der Schein der Überlegenheit überhaupt, etwas in den Mienen oder Geberden, was er damals — damals auch gehabt hat. Aber dieser flüchtige, trügerische Schein, wie viel stärker wirkt er als alle edlen und ausgezeichneten Eigenschaften, die er ihr heute in seiner Treue und Hingebung enthüllt hat!

Für Daniela ist es nicht nur ein Schein. Sie wird ihn sich gegenüber immer in der gleichen natürlichen Autorität kennen, wird ihm auch niemals so nah rücken, daß sie ihn nicht ein wenig nach ihrem Backfischgeschmack idealisieren könnte. Ihr Gebrechen wird sie vom ganzen Leben fernhalten und ihr darum die kindlichsten Illusionen in diesem Punkt für immer erhalten.

Mit einemmal muß Adine über sich selbst lächeln, und sie errötet.

Was sie da soeben empfand, das war Neid — Neid, daß sie nicht war wie die kleine Verwachsene dort in Bennos Zimmer.

Sie tritt schweigend in das Eßzimmer, wo schon die Lampe brennt. Am Tisch neben der Obristin steht Gabriele und betrachtet aufmerksam ein paar aufgewickelte Pakete mit bunten blitzenden Anhängseln zum Christbaum.

Die Obristin ist eben erst von ihren Einkäufen heimgekommen; sie steht noch im Hut und schreibt die einzelnen Ausgaben in ihrem kleinen Notizbuch an.

Gabriele dreht sich rasch nach Adine um und ruft: „Ich bin nur da, um dich zu fragen, ob du nicht heute abend noch ein wenig zu uns heraufkommen willst? Vielleicht — da deine Mutter nicht mitwill — erst nach eurem Abendessen — oder wie es dir paßt. Es sind lauter alte Bekannte da, die alle begierig darauf sind, dich wiederzusehen."

„Ja, danke. Vielleicht. Nimm es nicht als gewiß," entgegnet Adine, von der Vorstellung erschreckt, den Abend gesellig verbringen zu sollen, und setzt sich zu den glitzernden Sachen an den Tisch.

„Auf mich mußt du dabei keine Rücksicht nehmen," bemerkt die Mutter und legt ihr Notizbuch neben sie hin; „du kannst dich doch nicht so früh zur Ruhe legen, wie ich es gewohnt bin. Ich wache nicht davon auf, wenn du später hereinkommst."

Adine greift nach dem kleinen abgenutzten Bleistift am Notizbuch und beginnt auf dem grauweißen, harten Paketumschlag zu zeichnen.

„Doktor Frensdorff kommt wohl sicher nicht mit herauf?" fragt Gabriele zögernd.

„Schwerlich," versetzt die Obristin; „ich weiß nicht einmal, ob er heute zum Abendessen zu Hause ist. Er war auch über Mittag fort."

„Also nicht!" sagt Gabriele in einem so merkwürdig resignierten Ton, daß Adine aufblickt. Sie vermag in dem gesenkten Gesicht, das vom feinen Kraushaar wie von einer leuchtenden Wolke vor dem verräterischen Lampenlicht beschattet wird, nichts zu lesen.

Aber sie gedenkt des gestrigen Morgens und versteht plötzlich Gabrielens Benehmen.

Hätte sie gleich gestern bemerkt, warum Gabriele errötete und sich erregte, würde da nicht Eifersucht in ihrem Herzen aufgezuckt sein? Ja, vielleicht. Heute nicht mehr; heute denkt sie: daß Benno gut zu Gabriele paßt und lieber diese statt ihrer lieben sollte.

Humoristisch aber wirkt es, um wie verschiedener Eigenschaften willen er nun geliebt wird. Drei verschiedene Mädchen

locken drei verschiedene Menschen aus ihm heraus. Oder legen drei verschiedene Illusionen in ihn hinein. Alle drei haben gleich Recht, gleich Unrecht.

Da sagt Gabriele: „Doktor Frensdorff ist überangestrengt und überbeschäftigt, daher geht er nirgends hin. Es ist niemand da, der ihm das ausredet, der schlimmsten Falls ihn irgendwie vom Arbeiten abhält.“

„Er hört nicht darauf,“ entgegnet die Obristin und geht hinaus, um ihren Hut abzulegen.

„Meinst du denn, ein Mann fragt viel danach, was man zu seiner Arbeit sagt?“ bemerkt Adine und zeichnet weiter.

„Man muß es einfach dahin bringen, daß er danach fragt! Und dann thut er es auch,“ antwortet Gabriele sehr lebhaft; „wo es zu seinem Wohl dient, soll er doch dem Rat anderer folgen. Ich brächte es schon so weit.“

Adine läßt den Bleistift fallen und lacht.

„Ja, du hast gewiß ganz recht!“ sagt sie, „aber da siehst du nun, was es mit der Gleichstellung auf sich hat. Es kommt immer eine kleine Tyrannei dabei heraus, so oder so. Warum auch nicht? Unter lebhaften Menschen und bei lebhaften Gefühlen füreinander ist Gleichheit unmöglich und war immer unmöglich. Einer dient, einer befiehlt. Bald der, bald der andere. Nur im Princip stellt man sich alles so glatt und gerecht vor, wie man Lust hat.“

„Die Zukunft wird schon lehren, daß es dennoch möglich ist,“ widerspricht Gabriele ernsthaft; „laß nur erst die Liebe nicht mehr die alte knechtische sein, sondern die des Genossen zum Genossen. Das ändert alles.“

„Vielleicht. Ich kann mir dabei zwar keine leidenschaftliche, starke Liebe vorstellen. Wohl Freundschaft. Auch allerlei leichtere Liebesbeziehungen, es giebt ja schließlich darin hundert seelische Möglichkeiten und Nuancen. Aber ohne den Kampf der Gegensätze, ohne die äußerste Reibung, ohne Sieg und Erliegen — das ist doch nur ein kleines Glück.“

Gabriele schweigt.

Adine sitzt über ihr Blatt gebeugt und merkt kaum, wann Gabriele das Zimmer verläßt. Sie sitzt wie eingesponnen in ihre Gedanken und blickt erst verwundert auf, als die Mutter zurückkommt und ihr über die Schulter schaut.

„Aber das ist ja die kleine Baronesse!“ ruft die Mutter frappiert, „nur gar so schön, wie du sie machst, ist sie doch nicht, Kind.“

„Nicht schön?! — Übrigens ist es auch eigentlich nicht Daniela. Es ist nur das Glück, Mama.“

„Das Glück —?“

„Ja. Ungefähr so schaut es aus. Aus solchen Augen schaut es das Leben an.“

„Arme Daniela,“ meint die Mutter, die bunten Sachen vom Tisch wegräumend, „man könnte ihr wohl zu Weihnachten ein wenig Glück wünschen.“

„Ach, Mama, kein Mensch weiß ja so recht, was der andere sich wünscht. Ich könnte mir zum Beispiel zum Christbaum einen Buckel wünschen.“

„Aber Dienchen! So sündhafte Scherze soll man nicht machen!“

Adine schweigt, weil das Dienstmädchen hereinkommt, um den Tisch zum Abendessen zu decken.

„Ich möchte wissen, warum die Anna immer so ungeheuer feierlich aussieht,“ bemerkt sie, nachdem das Mädchen hinausgegangen ist; „sie trägt die Lampe vor sich her wie eine Gottesfackel.“

„Sie ist krank gewesen. Das ist ihr von der Krankheit geblieben.“

„Was — die Feierlichkeit?“

„Die Wahnvorstellung, als ob alles, was sie thut, von einer gewissen feierlichen Bedeutung sei. Benno meint, das schade weiter nichts. In ihrer Geisteskrankheit hat sie meistens geglaubt, beim Kaiser von China zu dienen.“

„Und das nennt man nun Wahnsinn!“ sagt Adine scherzend, „die Fähigkeit, eine so beglückende Illusion festzuhalten! Ich wünsche mir zu Weihnachten — außer dem Buckel — auch noch ein wenig Wahnsinn, Mama.“

„Aber, Kind! Du redest ja selbst den reinen Wahnsinn.“

Adine legt ihre Hände über die Zeichnung, und den Kopf darauf. Sie fühlt den Drang, Unsinn zu reden, um nicht zu weinen.

Die Mutter redet ihr zu, sich umzukleiden und in Gabrielens kleine Gesellschaft zu gehen. Es widersteht Adine, sich unter Menschen zu mischen, aber in der Stim-

mung, worin sie sich befindet, vermag sie noch weniger, ihrer Mutter etwas abzuschlagen oder Gabriele zu kränken.

So kommt sie zum Abendbrot umgekleidet in das Eßzimmer, in einem weichen Gewande von feinem elfenbeinfarbenem Flanell, das sie in München gern getragen hat.

Als die Mutter von Tisch aufsteht, um sich wie immer mit ihrem Strickbeutelchen in die Wohnstube zurückzuziehen, schlägt Adine ein Tuch um die Schultern und will die Treppe hinaufsteigen.

Im Hausflur steht seltsamerweise die Thür nach der Straße auf. Ehe sie sie zudrückt, tritt Adine einen Augenblick auf die Schwelle und schaut hinaus. Draußen ist es unwirtlich und häßlich. Der Frost zeigt Neigung, in Tauwetter überzugehen; der Schnee liegt nur noch dünn und klebrig auf der Straße, und ein feiner Winternebel verschleiert das spärliche Licht der Laternen.

Da, wie aus der Erde emporgewachsen, geht an Adine ein junger Mann vorüber und grüßt. Die Straße ist er nicht herabgekommen, sein Schritt wäre von weitem hörbar gewesen.

Adine tritt eben ins Haus zurück, durchschauert von der feuchten Kälte, als im selben Augenblick jemand von der Hofseite in den Flur huscht.

Sie wendet sich um und erkennt Mutchen.

Mutchen sieht erschrocken aus; in einen Mantel gehüllt, aus dem das helle Gesellschaftskleidchen leuchtet, steht sie wie verstört da und horcht nach dem oberen Treppenteil hin, von wo Geräusch vernehmbar wird.

Dann plötzlich läuft sie auf Adine zu, faßt sie am Arm und flüstert rasch und ängstlich: „Ach, lassen Sie mich um Gottes willen hier irgendwo hineinschlüpfen, nur einen Augenblick, — Doktor Frensdorff ist ja aus, bitte, bitte, ich sage Ihnen gleich —“

Adine stößt die Thür zum Wartezimmer auf und zieht Mutchen hinein. „Was ist geschehen? Vor wem fürchtest du dich denn? Wer bedroht dich?“

„Ich glaube, das Mädchen kommt von oben, sie geht nach Bier,“ flüstert Mutchen atemlos; „bitte, bitte, sagen Sie nichts, nicht an Gabriele oder Papa — nein? Sie haben ja gesehen, Sie traten ja an die Hausthür, als Doktor Gerold vorbeiging?“

„War das Doktor Gerold, der vorbeiging? Wer ist denn das? Und wozu heimlich?“

Mutchen schmiegt sich in der dunklen Stube an sie und flüstert halb schüchtern und halb schelmisch: „Wozu?! — ja, wie soll man denn anders? Haben Sie denn nie einen lieb gehabt? Ich kann ihn doch nicht plötzlich da oben Papa und allen Tanten und Verwandten bringen. Sie würden ja des Todes erschrecken.“

„Ihr seid wohl heimlich verlobt, Doktor Gerold und du?“

„Ich glaube!“ sagt Mutchen zögernd.

„Du glaubst es nur?! Du weißt nicht, ob Ihr verlobt seid?“

„Ja, kann man denn das so ganz genau wissen?“ Mutchens Stimme klingt kläglich: „Wir sind noch so jung, er müßte noch lange Jahre warten und hat kleine Geschwister — er. Ach, du, kann man denn daran denken, wenn man so jung ist und einen lieb hat?“ setzt Mutchen in raschem Stimmungswechsel resolut hinzu und merkt nicht einmal, daß ihr das vertrauliche „Du“ entschlüpft ist, „und dir danke ich! Laß mich schnell hinauf, die Guste ist eben hinaufgegangen. Nicht wahr, o, nicht wahr, du sagst nichts — niemand? Von dir glaub ich's, eine andere würde ich nicht einmal darum bitten.“

„Warum glaubst du's denn gerade von mir, Mutchen?“

„Ich weiß nicht. Du schaust so aus. So lieb und schön, als müßtest du's gut begreifen.“

„Nun, Mutchen, verraten werde ich dich nicht. Aber unter der Bedingung, daß du mir morgen alles sagst — alles, wie es wirklich ist, ja? Versprichst du es mir?“

„Ja, ja!“ murmelt Mutchen, küßt Adine hastig und schlüpft aus dem Zimmer.

Adine steht und schüttelt den Kopf. Sie steht ganz ratlos.

„Ich bin auch eine schöne Autorität für solchen Mutchen-Fall!“ denkt sie; „was kann denn ich da entscheiden? Daß sie auch gerade auf mich stoßen mußte! Sie thut gewiß unrecht mit ihren Heimlichkeiten. Und mag doch auch recht damit haben. Weiß ich's?“

Sie geht vorsichtig durch das Dunkel in die Nebenstube, nimmt vom Kaminsims die Zündholzschachtel und macht Licht.

Jetzt, nach diesem Zwischenfall, nach oben

zu gehen, ist ihr doppelt peinlich und unangenehm.

Sie zündet eins von den beiden Wachslichten an, die zu beiden Seiten der Uhr auf dem Kaminsims stehen, und schaut in Gedanken versunken in die Flamme.

Welch ein keckes, leichtblütiges Ding dieses Mutchen mit seinen achtzehn Jahren ist! Sie selbst ist anders gewesen in jener frühen Jugendzeit.

Aber wer weiß! Vielleicht nur durch Zufall. Durch den Zufall einer rechten Schwärmerei voll Traumromantik und ohne volle Erfüllung, ohne Ernüchterung.

Mutchen aber ist nicht mit lebensfremden Träumen groß geworden, sie ist ein rechtes Kind ihrer Zeit, das das Leben sieht, wie es ist, und mit heiterem, listigem Auge nach Auswegen aus den sie beengenden strengen Mädchensitten späht. Heute traf sie sich mit Doktor Gerold, wie sie sagt; aber vielleicht schon in der Tanzklasse stieß sie sich an mit halbwüchsigen Gymnasiasten und freute sich auf die künftigen Liebesabenteuer wie auf ihr schönstes Jugendvergnügen.

Wunderlich, daß Gabriele ein solches Schwesterlein haben konnte. Unter der Freiheit und Selbständigkeit der Frau dachten sie sich wohl etwas recht Verschiedenes. Ja, wenn sie an Gabriele denkt, kommt Adine sich nicht viel besser vor als Mutchen — zum mindestens sehr, sehr thöricht und kindisch. Vor Gabrielens Richterstuhl sind sie alle beide nicht viel wert.

Und Gabriele hat gewiß recht: das volle Wirklichkeitsleben stellt höhere, edlere, schönere Anforderungen, als Backfischleichtsinn und Backfischromantik wohl ahnen. Es stellt den Mann als Genossen neben die Frau, wie Benno es ja auch wollte.

Adine setzt sich in den Sessel am Kamin und stützt traurig den Kopf in die Hand.

Ach, diese Genossenschaft! was konnte die ihr helfen? Genossen gab's genug in der Welt, wirkliche Genossen, die ihre Arbeit und ihr Kunstleben teilten durch eigene künstlerische Arbeit, nicht aber, weil sie sich mühsam hineingedacht hatten, wie Benno. Er schien wohl Genosse und mußte doch weltenfern von ihr bleiben in der ganzen Art seines Denkens, im Innersten befremdet durch i h r e Art.

Was will sie von ihm? Warum ist sie traurig? Ist es nicht ein Glück, daß er gar nicht der tyrannische Wille ist, für den sie ihn hielt? Würde sie es denn jemals ertragen, sich knechten zu lassen, ohne den schneidendsten Zwiespalt mit sich selbst?

Nein, niemals würde sie es. Das weiß sie ganz gut. Was ist es denn in ihr selbst, das sie zu einem solchen Magdglück beredet und nach ihm verlangt? Vielleicht ist es gar nicht das Weib, sondern die Künstlerin in ihr, die nur nach einer flüchtigen, unwiederholbaren Sensation greift und hascht, deren sie aus einem geheimen Grunde bedarf; vielleicht lockt sie gar nicht das Erlebnis, sondern nur sein ästhetischer Schein, ein Abglanz, eine Farbe, eine seltene Nuance — vieux rose —, um sie zu anderen Farben zu mischen, wenn sie schafft — —

Ist es darum, daß sie Mutchen besser begreift, als sie sich selbst eingestehen möchte?

* * *

Oben bei Rendants ist die Abendgesellschaft in vollem Gange. Gabriele findet aber mitten in ihren Hausfrauenpflichten von Zeit zu Zeit einen Augenblick, um ungestört an das Fenster zu treten und hinauszuspähen.

An demselben Fenster, woran Mutchen so gern lehnt und Doktor Gerold mystische Fingerzeichen macht, steht Gabriele in heimlicher Erwartung, ob Doktor Frensdorff nicht doch noch nach Hause und zu ihr heraufkommt. Ihre Gäste merken nichts davon, denn sie ist freundlich und ruhig und mitteilsam wie immer. Sie weiß im innersten Herzen: wenn er ihr wahrhaft gehört, fällt er ihr zu; wenn nicht, dann darf ihr eigenes Lebensglück auch nicht mit diesem einen stehen und fallen.

Doktor Frensdorff kehrt erst gegen zehn Uhr abends heim, um noch seine Inspektion in der Irrenanstalt vorzunehmen. Er sieht den Lichterglanz in der Fensterreihe oben, hört Stimmengesumme und Klavierspiel und bemerkt zu seiner Verwunderung auch in seinem Arbeitszimmer einen schwachen Kerzenschein.

Der Vorhang vor dem Fenster ist nicht herabgelassen, und von der Straße aus kann er wahrnehmen, daß auf dem Kaminsims

eine von den beiden Wachskerzen angezündet ist, die schon so lange unbenutzt in ihren Bronzeleuchtern standen, daß sie inzwischen ganz vom Staub vergraut sind.

Er tritt ins Haus und öffnet gespannt die Thür zu seiner Stube.

Neben dem erloschenen Kaminfeuer, in einem der niedrigen Sessel lehnt Adine. Ihr elfenbeinfarbenes Gewand umschmiegt sie in weichen Falten und hebt sich zart vom Hals und Nacken ab. Sie sitzt lässig und verträumt im gelben ruhigen Schein der Wachskerze und sieht wunderschön aus.

Wie sie ihn eintreten hört, wendet sie nur den Kopf und sagt: „Ich meinte, du seiest heute abend aus. Verzeih, daß ich hier war. Mama glaubt mich oben. Ich zauderte und blieb. Es ist so schön still hier.“

Er antwortet nicht. Im Thürrahmen steht er still und schaut hinüber zu ihr. Er hat sie die ganze Zeit in seinen Gedanken getragen, während er fort war. Er vermag nicht mehr, sich zur Ruhe, zum Erwägen und Abwarten zu zwingen. Seit gestern gärt alles in ihm. Sehnsucht, Angst und Zweifel schlagen über ihm zusammen.

Und von seinen Lippen kommt ein schwacher, kurzer Laut — kein Wort, nur ein Laut — und ehe sie es noch hindern kann, liegt er vor ihr auf den Knien und umfaßt sie mit ausgestreckten Armen und geschlossenen Augen und bedeckt ihre Hände, ihren Hals, ihren Schoß mit Küssen.

Er küßt sie, ohne sie loszulassen, ohne auch nur eine halbe Minute in seinem Ungestüm nachzulassen, so daß sie fast nicht zu Atem kommt. Er küßt sie mit einer Gewaltsamkeit und Benommenheit, womit er sie fast brutalisiert, indem er sie liebkost. Er küßt sie so, wie jemand trinkt, der schon, im Verzicht auf die Stillung seines Durstes, verschmachtend am Boden gelegen hat. Er küßt sie mit der Sehnsucht, Dankbarkeit und Inbrunst jemandes, der sich mit unaussprechlicher Wonne vom Tode freiküßt.

Adine regt sich nicht und wehrt ihm nicht. Sie giebt seinen Bewegungen leise nach, ohne sie zu erwidern. Sie fühlt mit staunendem Mitleid diesen Ausbruch einer lange, lange und mit entsagender Kraft zurückgedämmten Leidenschaft, die in einem einzigen Augenblick alle Dämme durchbrechen muß — mit unwiderstehlicher, rasender Gewalt. Und während Adine diesen sinnlosen Küssen nachgiebt, regt sich in ihr etwas ganz Zartes und beinahe Mütterliches — wie in der Mutter, die einem weinenden Kinde ihre nahrungschwellende Brust öffnet.

So ruht sie, umschlossen von seinen Armen, die Augen weit offen zur Decke emporgerichtet, und dabei geht es ihr still und fast ehrfürchtig durch den Sinn, wie keusch wohl das Leben dieses Mannes, der sie liebte, verflossen ist.

Benno läßt sie frei, mit einem ächzenden Laut, als ob er sich eine Wunde zufügte. Zugleich springt er zitternd vom Boden auf und sagt mit einem Ausdruck leidenschaftlicher Verzückung auf seinem Gesicht: „Ich danke dir! Du mein einziger, geliebtester aller Menschen, ich danke dir! Ich wäre erstickt und zerbrochen, wenn du mich zurückgestoßen hättest!“

Es fällt ihm nicht ein, nicht einen Augenblick fällt es ihm ein, daß sie seinen Rausch vielleicht nicht geteilt haben könnte. So befangen er vorher gezweifelt und geschwankt hat, so siegessicher fühlt er sich jetzt. Alle ängstliche Überlegung, alle Mutlosigkeit ist von ihm genommen. So vorsichtig er vorher Adine beobachtet hat, so wenig merkt er jetzt von dem, was in ihr vorgeht; er ist zu trunken dazu.

Sie richtet sich langsam auf, ohne die Augen von ihm zu wenden. Sonderbarerweise beschäftigt sie dabei eine ganz gleichgültige Kleinigkeit. Benno hat, während er vor ihr kniete und sie küßte, seine Brille verloren. Sie liegt auf dem Teppich neben dem Sessel, und die Gläser, die sonst seinen Blick verdecken, glänzen im Kerzenlicht.

Und da schauen ihr nun seine Augen brillenlos entgegen, so, wie sie in Wirklichkeit sind, und sie sind so blau und so treuherzig und haben den etwas angestrengten, starren und unsicheren Blick derer, die immer scharfe Gläser benutzt haben.

Hat sie je gewußt, daß er solche Augen besitzt? Sie hat immer nur die durchdringenden und furchteinflößenden Irrenarztaugen in ihn hineingesehen.

Doktor Frensdorff macht eine gewaltsame Willensanstrengung, sich zu fassen und zu beruhigen. „Verzeih mir! Es kam so plötz-

lich!“ sagt er und tritt zurück; „ich wollte es nicht, wollte dir Zeit geben — wollte auf anderem Wege — Aber, Dina, wenn du alles wüßtest, wie diese Jahre waren, und was ich — nein, du weißt ja nichts. Aber du sollst es zuvor wissen, denn auch beschönigen will ich nichts,“ fährt er im Ton der Selbstanklage fort; „daß ich an dir gezweifelt habe, du sollst es wissen, ehe — ehe du dich entscheidest, dich — bindest.“

Sie schrickt zusammen. „Nicht jetzt, Benno! Nur heute nichts mehr, ich bitte dich, heute nicht!“ sagt sie matt, ratlos.

„Nicht jetzt. Nein,“ wiederholt er mechanisch nachgebend, aber zaudernd mit einem langen Blick auf sie, „nicht jetzt? Aber wann? Morgen? Du willst, daß ich fortgehe, dir Zeit lasse — Ja, ich gehe. Ach, Adine, geh du nicht fort von hier, nein, du nicht, nein, bleib! Ich bitte dich, bleib noch! Ich gehe, ich muß doch noch in die Anstalt hinüber; aber laß mich dich finden, wenn ich komme. Nur ein Weilchen bleib. Nur daß ich weiß: du bist hier.“

Adine ist aufgestanden und hat sich instinktiv der Thür genähert. Bei seinem Drängen steht sie zaudernd, angstvoll.

Ihm kommt ein Gedanke. Er tritt rasch an den Schreibtisch und zieht ein Schubfach auf. „Schau her, ich will dir sagen, dich bitten: setze dich noch einmal, wo du warst; ich will dir alles geben, was ich im Gedanken an dich niederschrieb, und auch, was — was ich dir bekennen wollte — beichten, damit du es mir verzeihst.“

Zwischen den auf das genaueste geordneten Papieren zieht er ein Heft in schwarzem Glanzdeckel heraus und legt es neben den Sessel, mit einem bittenden, werbenden Blick aus seinen blauen Augen.

Adine nickt nur und versucht zu lächeln.

Doktor Frensdorff macht eine heftige Bewegung auf sie zu, während sie im gelben Kerzenschein so still dasteht wie ein Bild und fast hilflos lächelt. Aber dann kehrt er sich rasch ab und verläßt das Zimmer.

Adine bleibt unbeweglich stehen, bis sein Schritt im Flur verklingt und die Hausthür hinter ihm zufällt.

Dann wirft sie sich über die Ottomane hin und vergräbt den Kopf in ihren Händen.

Sie erschrickt über das, was geschehen ist. Jeder seiner leuchtenden Blicke, sein ganzes, von treuherziger Zuversicht verklärtes Gesicht klagen sie laut an.

Und doch, wie sehr sie sich auch selbst anklagen mag, doch hätte sie nie und nimmer anders zu handeln vermocht, als in diesen vorüberfliegenden, wahnsinnigen Minuten. Es wäre tadelloser, ja, es wäre richtiger gewesen, ihm zu sagen: „Küsse mich nicht! Täusche dich nicht! Ich liebe dich nicht!“ Ja, richtiger wäre es gewesen, aber wie konnte sie ihn dursten und darben sehen und ihm diese Minuten vorenthalten und sorgsam prüfen und erwägen, was das Richtigere sei!

„Vielleicht fehlt mir jeder Stolz! Vielleicht jede Scham,“ denkt sie. „Einerlei! Mir war's doch nur so natürlich und selbstverständlich, nur so, ihm wohlzuthun. Aber jetzt? aber hinterher?“ denkt sie weiter; „wie soll ich ihm jetzt noch die Wahrheit sagen? wie ihn kränken, durch Mitleid beleidigen? Ich bin ein feiges Geschöpf! Ich kann's nicht thun!“

Ihr fällt ein, daß sie etwas lesen sollte, und daß in diesen Aufzeichnungen etwas enthalten sei, was er ihr abzubitten hatte.

Konnte nicht vielleicht dies Hilfe, Licht bringen?

Adine erhebt sich, stellt die Wachskerze auf den Schreibtisch und fängt an, im Heft zu blättern.

Anfangs schweifen ihre erregten Gedanken weitab von dem, was sie liest. Aber allmählich wird sie ruhiger, aufmerksam, gefesselt vom Inhalt, und endlich durchfliegt sie ihn mit angehaltenem Atem.

Sie müßte kein Mensch sein, um nicht aufs tiefste ergriffen zu werden von dem, was Benno hier über sie ausschüttet wie einen ungeheuren Reichtum. Zum erstenmal erfährt sie, mit welch einer Liebe er sie geliebt, mit welcher Aufopferung er sie damals von sich losgerissen, und welche Gewalt sie in der langen Trennungszeit über ihn besessen hat. Von ihr leitet er zuletzt alles her, was ihn jemals förderte, erhob, veredelte. Deutlich kann man es verfolgen, wie seine Liebe die Entfernte immer stärker idealisierte und verklärte, bis diese, aller menschlichen Schwächen bar, einem Genius gleich erschien, der ihm voranleuchtete zu allem höheren Leben.

Und dabei meinte er noch, klarerer Erkenntnis und Einsicht in den Zusammenhang des Geschehenen zu folgen, als damals! Nur der dichterischen Kraft seiner Liebe folgte er, die alles Wirkliche in einen Traum auflöste, die verlorene Braut in eine Märchenprinzessin verwandelte und ihn selbst gegen sie herabsetzte.

Nicht mehr neben sie stellte er sich, wie er noch gestern behauptete — nein, er stellte sich unter sie!

Adine läßt das Heft sinken. Ihre Wangen brennen. Sie brennen in Scham.

„So soll ein Mann nicht lieben! So nicht! So blind, so viel nicht!" flüstert eine leise Stimme in ihr, und das Verlangen ergreift sie, nichts gelesen zu haben — beide Hände schützend, verhüllend über dies entblößte Innere und Allerheiligste zu breiten, in das sie nicht hätte so tief hineinsehen dürfen.

Ein unsägliches Mitleid macht sie aufschluchzen. Sie könnte ihm nicht helfen, wenn sie auch wollte, denn er hat ja, kraft seiner Liebe, sich aus ihrem wirklichen Wesen genau ebenso eine haltlose Illusion zurechtgezimmert, wie sie es in ihrer Backfischthorheit mit ihm gemacht hat. Alle beide wollten sie gern voreinander als vor höheren Wesen knien, alle beide sich gering fühlen, um ein wenig Andacht feiern zu können.

War es daher, daß er von Zweifeln an ihr sprach? Selbst das Harmloseste, was er von ihrem Leben ab und zu gehört, mußte diesem idealisierten Bilde gegenüber Zweifel wecken.

Adine nimmt das Heft wieder auf, und nun fällt ihr Blick auf das, was Benno ihr zu beichten hatte.

An der Reinheit ihres Mädchenlebens hat er gezweifelt und in solchen Stunden sie aus dem Herzen gerissen und verdammt. Sie muß fast lächeln über alle seine philiströsen Bedenklichkeiten und über alle seine verkehrten Vorstellungen vom Leben einer hart arbeitenden, ehrgeizigen, schlecht bemittelten Künstlerin. Wie furchtbar muß er unter alledem gelitten haben. Und doch — und doch — Mischt sich nicht auch hier Hellseherisches mit Blindem? Wäre sie reich, mit ihrer Studienzeit fertig, anerkannt — wäre sie damals schon einer freudigen Muße näher gewesen — wer kann es wissen! Das Leben lockte sie mit tausend, mit den edelsten und mit den berauschendsten Genüssen, sie ging von Entzücken zu Entzücken und war mit allen Sinnen offen dem Eindruck jeder Stunde. Das Leben lockte sie wie ein Fest von Glanz und Farben. — —

Als Doktor Frensdorff aus der Anstalt zurückkehrt, findet er Adine noch über sein Heft gebeugt.

Sie zuckt zusammen bei seinem Eintritt, wie wenn er sie bei einem Unrecht ertappt hätte, und fährt mit einem schwachen Schrei empor.

Das Heft gleitet auf den Boden. Sie aber steht und schaut ihn aus weit offenen, todtraurigen und beinah entsetzten Augen an.

„Dina!" sagt er halblaut.

Er ist rasch gegangen und atmet kurz. Hoffnung und Erwartung sprechen, rührend im Ausdruck, aus seinem Gesicht.

„Dina!" ruft er lauter, und ein Schreckgefühl durchrieselt ihn. Was er da vor sich sieht, ist ein Bild der Verwirrung und Selbstanklage. Alle Schönheit scheint von Adine abgestreift. Sie sieht gelb und krank aus vor Gemütsbewegung.

Er wird um einen Schatten bleicher. Ein angstvoller Argwohn, ein furchtbarer, fährt ihm durch den verstörten Sinn.

„Dina — wenn dies — warum schaust du mich so an? Wenn ich mit meinen Zweifeln recht — Warum schaust du mich so schrecklich an?"

Adine aber erschauert in einem unaussprechlichen Kummer, während sie die Augen nicht abwenden kann von ihm und sich so schuldig und so hilflos fühlt, daß sie zu seinen Füßen in die Erde versinken möchte.

Wie ein kleines Kind, das um Hilfe bittet, so denkt sie fassungslos: „Lieber Gott, hilf mir doch! Sage mir doch, was ich thun soll. Niemals, niemals kann ich ihm die Wahrheit sagen, nur das nicht! Niemals, niemals kann ich ihn demütigen und kränken. Laß mich lieber so klein und verächtlich werden in seinen Augen, daß er mich nicht mehr liebt, lieber laß mich Staub zu seinen Füßen werden, den er abschüttelt!"

Und unwillkürlich faltet sie die Hände.

Wenn man so hoch, so bis zur Verklärung hoch gestellt worden ist, wie sie von seiner

Sehnsucht, wie leicht muß es dann sein, zu Fall zu kommen, zu enttäuschen.

Doktor Frensdorff läßt inzwischen seinen Blick nicht von ihrem Gesicht, ihm entgeht kein Zucken um ihre Lippen, keine Veränderung ihres Mienenspiels. Er hat nach der Lehne des nächststehenden Stuhles gegriffen und umfaßt sie gewaltsam mit beiden Händen. Und plötzlich bringt er mit heiserer, rauh klingender Stimme heraus: „Wenn ich recht hatte, wenn du gar nicht die ehemalige Adine mehr, wenn du einen anderen —"

Da stößt sie einen unverständlichen Laut aus, wie jemand, der, am Ersticken, endlich Luft bekommt. Ja, das ist Rettung! Mag er immerhin von ihr glauben, was er will, was kommt jetzt darauf an! Sie wird damit für ihn gerichtet sein, entstellt, zerstört das Bild, das er an ihr liebte!

Doktor Frensdorff geht langsam auf sie zu, und leise, ganz leise, als fürchte er sich vor seiner eigenen Stimme, sagt er mit herzerschütterndem Ausdruck: „Dina, Dina! sage, daß es nicht wahr ist!"

Da durchfährt es sie doch wie mit einem elektrischen Stoß, und sie muß die Augen schließen, um nicht laut zu leugnen.

„Staub zu seinen Füßen!" denkt sie nur noch dumpf, und eine unklare Vorstellung dämmert in ihr auf, daß sie jetzt in der That geringer und gedemütigter zu seinen Füßen daliegt, als je in der alten Zeit, deren Traum sie noch einmal herbeisehnte.

Diesmal freiwillig, kraft einer Lüge, die ihn erhebt und sie herabsetzt.

Der alte Traum, der kindische, wird einen Augenblick lang empörende Wirklichkeit, senkt sich noch einmal herab auf sie — und entflieht.

Adine sinkt in die Knie, und den Kopf in ihre Hände gebückt, bricht sie in Thränen aus.

* *
*

Die Obristin hat sich zur gewohnten Zeit zur Ruhe begeben. Auch sie vernimmt in der Rendantenwohnung über sich das vergnügte Stimmengesumm, und sie freut sich darüber, daß Adine oben mit den Fröhlichen fröhlich sei. Ihre Gedanken hängen an der Tochter. Innige, unausgesprochene Wünsche gehen ihr durch das Herz.

Ohne darüber nachzudenken, wie weit ihre Wünsche den Ereignissen vorauslaufen, überlegt sie bereits, ob Dina im Fall ihrer Verheiratung mit Benno diese Wohnung hier unten behalten wird? Dann würde sie selber sich mit den drei leeren Zimmern des oberen Stockwerks begnügen, — so bliebe sie doch bei den Kindern. Und sie würde noch am Ende diejenige sein, die sich dazu neu einrichtet, denn Dina giebt ja auf die alten Rokokomöbel so viel.

Gerade ist die Frau Oberst dabei, ihre jetzigen Gemächer für das junge Paar auszuräumen und zu ordnen, als Adine möglichst geräuschlos eintritt und sich im Dunklen zu entkleiden beginnt.

Die Mutter wundert sich, daß sie schon so früh heruntergekommen ist, rührt sich aber nicht, um nicht aus dem Schlaf geweckt zu erscheinen. Doch wie alles still geworden ist, glaubt sie, von Adinens Bett her unterdrücktes Weinen zu vernehmen.

Sie richtet sich auf und horcht besorgt.

„Gute Nacht, mein liebes Kind?" sagt sie leise, fragend.

„Gute Nacht, liebe Mama."

„Bist du schon vor den anderen von Rendants fortgegangen? War dir nicht wohl?"

„Ich war nicht oben, Mama. Ich war bei Benno im Arbeitszimmer."

„Aber, Kind, du weintest ja! War Benno zu Hause?"

„Er kam nach Hause."

Sie haben sich ausgesprochen! denkt die Mutter bei sich, und es hat kein gutes Ende genommen! Ach, warum — warum nicht! Beide sind doch so prächtige Menschen. Wahrscheinlich ist wieder das Malen dran schuld.

„Könnte sie denn nicht jetzt endlich aufhören zu malen?" fragt sich die gute Mutter bekümmert und liegt in Sorge und Unruhe stumm da.

Endlich sagt sie zögernd: „Adine, mein Kind, ich fürchte, du verlangst zu viel vom Leben und von den Menschen. Du bist so verwöhnt worden. Du bringst dich damit noch um dein Glück. Alles in der Welt kostet Opfer, und am meisten das Glück."

Adine schweigt. Sie bleibt still und verhält ihre Thränen, die unaufhörlich rinnen möchten, als blute sich tief in ihr etwas aus.

Nach einer Weile flüstert sie jedoch: „Mama! wie ist es gewesen, als du Vater heiratetest? Hat dich danach verlangt, dich über ihn zu stellen, oder ihm unterthan zu sein, selbst wenn er auch einmal etwas Verkehrtes von dir wollte?“

„Er wollte nie etwas Verkehrtes!“ behauptet die Mutter tadelnd; „wo denkst du denn eigentlich hin? Den heutigen Frauen mag das schwer scheinen, dem Manne unterthan zu sein, aber glaube mir nur, es ist das Beste, was wir haben! Auf die Länge lieben wir keinen Mann so recht, wie den, dem wir dienstbar sind, wie auch ich es deinem lieben Vater immer war. Das war mein ganzes Glück! Was verlangst du nur von Benno, Kind?“

Da tönt es zu ihrem Erstaunen ganz leise und traurig vom anderen Bett: „O Mama! ich verlange ja nichts als gerade nur dies Einfache, was dein ganzes Glück war: mich unterzuordnen und dienstbar zu sein.“

Die Mutter schweigt verblüfft. Diese unerwartete Antwort verwirrt sie gänzlich. Es ist wirklich ein Kunststück, sich in Adine zurechtzufinden! Nun hat sie also mit ihren gütlich überredenden Worten Adine nur in irgend einem Eigensinn bestärkt. Adine ist wie jemand, der sich vielleicht gerade nach Schwarzbrot sehnte, weil er zu viel Kuchen bekommen hat, und Benno hat ihr gerade Kuchen geboten.

„Sie ist doch ein gar zu verzogenes Kind!“ denkt die Mutter seufzend.

Aber Adine leidet, und trösten muß sie ihr Kind. Sie vermag sie nicht weinen zu hören. Niemand in der ganzen Welt kann nach ihrer Meinung so inniglich leiden und weinen wie Adine.

Die Mutter liegt und sinnt darüber nach, womit sie ihre eigenen Worte wieder entkräften könnte, mit denen sie sich so vergriffen hat. Und in ihrer Herzenssorge verleugnet sie alle ihre heiligsten Überzeugungen und sagt etwas unsicher: „Ach, Kind, Schattenseiten hat ja am Ende auch ein Verhältnis, wo der Mann der herrschende Teil ist. Du kannst dir doch denken, daß das nicht immer leicht für die Frau ist. Wenn ich so zurückdenke, genau besehen, ist es auch manchmal recht unangenehm gewesen.“

Adine muß in all ihrer Betrübnis lächeln. Die Mutter mit ihrer frommen Lüge rührt sie. Und plötzlich überkommt sie die Angst, daß die Mutter jemals erfahren oder auch nur argwöhnen könnte, was Adine, durch ihre eigene fromme Lüge, soeben Benno hat glauben lassen.

Nein, darauf darf sie es nicht ankommen lassen, dieser Möglichkeit muß sie vorbeugen.

Und sie gleitet aus dem Bett und schleicht sich zur Mutter hin. Sie tastet nach dem lieben Kopf im Nachthäubchen.

„Mama!“ flüstert sie, „gieb mir noch einen Kuß.“

„Ja, mein Herzenskind. Weine nur nicht mehr.“

„Nein, Mama. Aber höre, was ich dir sagen will. Sollte Benno einmal — du hast mir ja erzählt, weißt du, gestern morgen, als wir aufstanden, daß Benno sich Gedanken macht über mein Leben draußen. Nun, sollte es dir einmal so vorkommen, als ob er das wirklich thut, so laß ihn dabei, streite nicht mit ihm darum, aber du laß dich nicht davon anfechten.“

Die Mutter hat sich bei den Worten der Tochter hastig aufgerichtet. Sie greift ängstlich nach Adinens Händen und zieht sie an sich, wie um sie zu schützen.

„Benno? — — was ist geschehen? Sage mir, was geschehen ist! Hat Benno dir unrecht gethan?! Weintest du deshalb? Das darf er nicht! Sage es mir, mein Kind! Wie darf er das thun! Kein Mensch soll dir ein Haar krümmen, hörst du? oder er bekommt es mit mir zu thun! Und ich, ich lag hier so getrost und ruhig, und als ich schlafen ging, da dachte ich an euch beide, und ich dankte in meinem Herzen Benno und betete zu Gott für sein Glück, für ihn und für dich. Und er, er ging hin und that dir unrecht!“

Adine legt leise ihre Hand auf die Lippen der Mutter und birgt das Gesicht in dem Kissen neben deren Kopf.

„Nein, nein!“ flüstert sie, „Benno ist gut, Mama! Du mußt ihn lieb — lieb mußt du ihn haben. Und wenn ich fort bin und du liegst abends hier und betest wieder für ihn und mich, dann bete — — daß er unrecht behalte.“

Von der Adria.

Von

Paul Maria Lacroma.

Die tausend Meter lange Straße „Unter den Linden“ in Berlin bietet sowohl dem Fremden als dem Einheimischen große Anziehung. Zwischen dem Monumentalbau des von Langhaus den Athener Propyläen meisterhaft nachgebildeten Brandenburgerthores und der imposanten Schloßbrücke mit ihren wunderbaren, aus karrarischem Marmor gemeißelten Gruppen, die alle Phasen des Kriegerlebens in idealer Auffassung darstellen, giebt es so viel zu sehen und zu bewundern, daß man des langen Weges gar nicht inne wird. Schräg gegenüber dem Gebäude des Lindentheaters ragt das Aquariumgebäude auf mit seiner weit sichtbaren, auf hohem First prangenden Aufschrift. Doch die Wenigsten, die es besichtigen, wissen, daß sie — adriatische Berliner darin finden.

Kühn kann man dies behaupten, denn die Minderzahl der vielen Tausende, welche jahraus, jahrein das unter der Regie des berühmten Zoologen Brehm 1869 eröffnete, von Lüer erbaute und ungemein geschmackvoll arrangierte Berliner Aquarium besuchen, kennt die Herkunft der von ihnen bewunderten Seethiere, die sich in dem künstlich zusammengestellten Meerwasser ebenso wohl befinden wie in der heimischen Adria.

Allerdings kann das Leben eines Fisches in einem noch so vorzüglich eingerichteten Aquarium nur ein passives Vegetieren genannt werden, da er ja in dem chemisch präparierten Salzwasser nur das feuchte Element findet, das seinem Dasein unentbehrlicher und wichtiger als die gewohnte Nahrung ist. Doch die Existenzbedingungen, welche die Tiere zu ihrer Fortpflanzung und Vermehrung unumgänglich benötigen, sind durch kein Surrogat zu ersetzen. Das Leben und Weben des Fisches beeinflußt nicht allein die bestens zu erzielenden, chemisch-physikalischen Bestandteile des Meeres, das leicht zu erreichende Temperaturmaß des Wassers, die vermöge eines Stromes atmosphärischer Luft künstlich erzeugte Wellenbewegung desselben und die Zufuhr des nötigen Sauerstoffes, sondern die gesamten, großartigen Verhältnisse der See mit ihren staunenswerten Wundern und Mysterien.

Die gewaltige Einwirkung des Mondes auf Ebbe und Flut kann keine Wissenschaft hervorzaubern, ebensowenig die tellurischen Einflüsse, die Stürme und die mächtigen Strömungen, welche Woge auf Woge aus den Tiefen emporschleudern und die ewigwährende Bewegung des Wassers verursachen, selbst wenn der Meeresspiegel glatt und ruhig ist.

Hauptsächlich ist aber in der See, als unerreichbarer, organischer Stoff, die riesenhafte Verwesung in Betracht zu ziehen.

Die in allen Schichten und Tiefen fortwährend stattfindende Zersetzung der abgestorbenen Flora und Fauna verleiht dem Meere nicht allein den eigentümlichen, durch den vorhandenen Salzgehalt wohlthätig gedämpften Geruch, sondern bewirkt auch urgewaltige chemische Prozesse, welche Elemente erzeugen, denen keine Chemie gewachsen ist.

Vor dem Laboratorium der Natur muß selbst die so Erstaunliches wie die Röntgenschen X-Strahlen bietende moderne Gelehr-

samkeit die Segel streichen! Es ist aber immerhin staunenswert, daß die Erhaltung der lebenden Seetiere im künstlichen Wasser erzielt wurde.

Von diesem Standpunkte aus kann es auch weniger wunder nehmen, die Bewohner ferner Meere mitten im Binnenlande anzutreffen.

Die Tierwelt aber, die in dem großartigen, einen Flächenraum von über tausenddreihundert Quadratmeter beherrschenden Berliner Aquarium zur Schau gestellt wird, stammt größtenteils aus dem sonnigen Süden.

Der jetzige, ungemein verdienstvolle Direktor Dr. Otto Hermes, der die ohnehin auf seltener Stufe stehende Anstalt, die an Größe nur vom Brightoner Aquarium am englischen Kanal übertroffen wird, zu mustergültiger Höhe emporgehoben hat, errichtete eine zoologische Station des Berliner Aquariums an der istrischen Küste, im fischreichen Rovigno. Und so konnte das Unglaubliche geschehen, daß die Fauna der Adria mit ihrem gepriesenen Farben- und Formenreichtum berlinerisch geworden.

In den unzähligen kleineren und größeren, durch starke Glasplatten geteilten Schaubecken des Aquariums tummeln und tollen sich, schleichen und springen, kriechen und gleiten, je nach Gattung und Beschaffenheit, die vielgestaltigen Kinder der Adria lustig oder träge einher. Jede Sippe, Ordnung und Klasse der wunderbaren Tierwelt ist da vertreten, und alle werden in Rovigno gefangen und gefischt.

Die Fähigkeit der Fische, unter den verschiedenartigsten Umständen und Einflüssen zu leben, obwohl sie an ihren Wohnstätten mit vielfach beobachteter Anhänglichkeit festhalten, hat sich wieder einmal glänzend bewährt, und die zoologische Aquariumstation in Rovigno ist schon deshalb vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ganz unschätzbar. Als Vorratskammer zur Speisung des Berliner Aquariums leistet die Station und deren Lenker geradezu Erstaunliches; denn es ist keine geringe Aufgabe, all die unzähligen Fische, groß und klein, die mit Schleppnetz und Fangkorb dem oft tückischen Meere glücklich entführt werden, der heimischen See so zu sagen zu entwöhnen, wie die Säuglinge der Muttermilch. Und das geschieht denn auch mühselig und gewissenhaft in den Cementbehältern der Rovigneser Station, bevor die Tiere in großen, sechzig Liter Seewasser fassenden Eisenblechballons nach Berlin versendet werden.

In zwölf Behältern, durch die das frische Meerwasser immerwährend fließt, werden die vielen und mannigfachsten Seetiere für ihren Berliner Aufenthalt eingewöhnt.

Man sieht da vor allem prächtige Hummerexemplare, großmächtige Seespinnen und die ganze Kategorie der verschiedenartigen Krustaceen bis zur Meereichel und dem kleinsten Taschenkrebs, der unter der Abteilung der Zehnfüßer eine große Rolle spielt und nicht allein in der Strandkrabbe, Carcinus mænas, vertreten ist. Auch die Weichtiere, die mitunter sehr häßlichen Mollusken, finden sich in Hülle und Fülle, besonders Tintenfische, Sepia officinalis, und andere, worunter auch große, durch ihre nackten Leiber abscheulich aussehende Polypen vertreten sind, die aber in einem Aquarium viel Interesse erwecken, wenn sie mit ihren langen und mächtigen Fangarmen aus ihren künstlichen Verstecken von Tuff- und Tropfstein herausschnellen, als wollten sie in ihrer Raubgier die ganze Welt erhaschen und mit ihren zahlreichen Saugnäpfen verschlingen.

Wohl dem, der die Bestien nur durch Glaswände erblickt und den Schlundkopf eines Kraken niemals neben sich auftauchen sah; denn obgleich an das Märchen von Riesenpolypen, wie sie Victor Hugo so schauerlich-schön in seinen Travailleurs de la mer beschrieb, nicht zu glauben ist, genügt es doch, die nähere Bekanntschaft eines Oktopus kleinster Dimension gemacht zu haben, um einen heillosen Respekt vor solchen Meeresbewohnern zu bekommen.

Erquickender zu schauen sind die netten, stets munter umherschwimmenden Seepferdchen, Hippocampus antiquorum, die zur Ordnung der Büschelkiemer zählen; ebenso die Seenadel, welche in nahezu zweihundert Abarten alle Meere der heißen und gemäßigten Zone bevölkert.

Entzückend jedoch wirken die vielfach vertretenen Seesterne und Seewalzen, im wunderbaren scharlachroten und orangegelben Farbenspiele prangend. Diese Holothurien, die der Stachelhäuterklasse einverleibt sind

und als Tierpflanzen gelten, finden sich reichlichst in den Gewässern Rovignos, ganz besonders aber der originelle, kugelrunde Seeigel mit seinem federartigen Stachelpanzer.

Es wäre ermüdend, all die große Menge Tunikaten, Moostiere, Muscheln und Schnekken, sowie die verschiedenen Quallen, Medusen, Schwämme, Röhrenwürmer und Korallenpolypen aufzuzählen. Deshalb seien auch von der Ordnung der Knochenfische nur der zur Makrelen-Familie gehörige, blaugrüne Scombrus genannt, ferner die durch prachtvolle Färbung den beliebten Goldfischen der Parkteiche und Zimmerterrarien gleichenden Barsche, und aus der Sippe der artenreichen, schmackhaften Meerbrassen die Goldorade, Chrysophrys aurata, und die Ringelbrasse.

Die Flachfische oder Seitenschwimmer — Pleuronectidæ — mit ihrem originell verdrehten Kopf sind gleichfalls massenhaft vertreten, ebenso die ihnen verwandten Schollen.

Schließlich darf unter den Edelfischen die allbekannte Sardelle nicht vergessen werden, und von den Muränen, die an des Indischen Oceans Hydriden gemahnen, ist nicht allein der weichhäutige gemeine Aal, der ob seiner Schlangengestalt vielfach Grauen einflößt, anzuführen, sondern auch die höchst seltene Muræna helena; wie denn überhaupt die Gewässer Rovignos einen großen Reichtum absonderlicher Fische aufweisen.

In der Glanzepoche der Römer zählten die Aale, wie männiglich bekannt, zu den größten Leckerbissen, weshalb sie denn auch in künstlichen Teichen und Meeresbuchten gezüchtet wurden. Es wird sogar behauptet, daß einige dieser zügellosen Schlemmer die gefräßigen Muränen mit dem Fleische ihrer Sklaven mästeten. Allerdings nur der zum Tode verurteilten, immerhin aber wäre auch dies scheußlich genug.

Dieses für die jetzigen Begriffe kannibalischen Deliktes wird sogar ganz unverfroren der große römische Feldherr und Dichter Cajus Asinus Pollio geziehen. Er ward aber trotzdem von Virgil besungen und zählte zu den litterarischen Koryphäen seiner Zeit.

Die für das Berliner Aquarium bestimmten Aale werden jedenfalls in der fernen istrischen Station in minder haarsträubender Weise gefüttert, so wohlgenährt die mitunter Armesdicke aufweisenden Muränen sich auch den Augen der Schaulustigen präsentieren. Die Aale, die aber trotz aller Vorsicht bei Fang und Fütterung der ungewohnten Gefangenschaft unterliegen, gehen durchaus nicht verloren, da sie in konserviertem Zustande wissenschaftlichen Zwecken dienen. Eine Regel, die durchweg für alle Fische gilt.

Die Aquariumstation wird demnach zwiefach ausgenützt, indem sie auch als unerschöpflicher Lieferungshort für Museen und öffentliche Anstalten eine hervorragende Stellung einnimmt.

In der Gelehrtenwelt, besonders in der deutschen, weiß man dies wohl zu schätzen, und aus Germaniens fernsten Gauen treffen Bestellungen in reichstem Maße ein. Aber auch die Männer der Wissenschaft drängt es, die Wunder der See mit eigenen Augen zu schauen, was ihnen die gastliche Aquariumstation bestens ermöglicht.

In der bis ins kleinste Detail nach deutschem Muster eingerichteten, vom preußischen Kultusministerium subventionierten Anstalt, die wie ein Stück Berlin anheimelt und die sogar am unwirtlichen Meeresstrande ein kleines Vorgärtchen aufweist, sind sechs Arbeitsplätze zur wissenschaftlichen Ausbeutung der Meeresfauna eingerichtet. Sie sind stets, mitunter auch von namhaften Gelehrten, besetzt, und zur Herbst- und Frühjahrszeit, in welcher der Direktor des Berliner Aquariums, Dr. Hermes, regelmäßig einige Wochen in Rovigno weilt, geschieht es auch, daß ganz besonders vornehme Gäste die Station aufsuchen.

Hierbei ist in erster Linie Geheimrat Rudolf Virchow zu nennen, der wiederholt zu wissenschaftlichen Zwecken den Boden Österreichs betreten und der auch dem bescheidenen Rovigno diese Ehre erwiesen hat.

Der berühmte Gelehrte, auf den Deutschland und die gesamte wissenschaftliche Welt so stolz ist, wacht als stella benigna nicht allein ob des Berliner Aquariums Wohl und Weh, dem er bekanntlich seit dessen Bestand sein vollstes Interesse widmet, sondern erfreut auch ganz speciell die ferne Filiale mit seiner Huld.

Der verehrte Name des großen Mannes prangt auch auf dem Spiegel des schmucken

kleinen Dampfers, den verschiedene Freunde des Berliner Aquariums der Station gewidmet, die vorher nur kleinere Segel- und Ruderboote besessen hatte und der Hochseefischerei demnach ohnmächtig gegenüberstand. In einem packenden humoristischen Gedicht gab Direktor Hermes der Verzweiflung hierüber Ausdruck, und die Wirkung war eine glänzende; denn nun besitzt die Aquariumstation den langersehnten Dampfer.

Die Heimstätte der adriatischen Berliner, die malerisch gelegene Halbinsel Rovigno, die ursprünglich ein Eiland war und jetzt noch, von der Seeseite gesehen, meerumspült erscheint, ist auf zwei Hügeln erbaut, die vormals durch einen breiten Meeresarm getrennt gewesen. Der Damm und die Fallbrücke, welche die beiden Stadtteile vereinten, fielen, als im Jahre 1763 der bereits arg versandete Kanal, den zu baggern eine Unsumme gekostet hätte, völlig ausgefüllt ward, da ja auch die Mauern und Türme, die Rovigno einst befestigten, bereits im siebzehnten Jahrhundert geschleift wurden, nachdem die Venetianer endlich mit dem Seeräuberunwesen tüchtig aufgeräumt hatten.

Die Gründung Rovignos, recte Castrum Rubini, ist dem Historiker Ravennatis Anonymi zufolge erst vierhundert Jahre nach Christi Geburt festzustellen, obgleich man allen Grund hat, anzunehmen, daß diese liebliche Inselgruppe der Adria bereits in vorgeschichtlichen Zeiten bevölkert gewesen, da man auf Santa Caterina eine prähistorische Ansiedelung entdeckte. Daß die Stadt unter den Römern eine Blütezeit erlebte, beweist nicht allein ihre ethnographische Lage an der großen via Flavia, die von Aquileja nach Pola geführt, sondern auch manch anderes interessante Wahrzeichen. Darunter die noch heutzutage aufragende Turmruine der Turris Voraginis, sowie die Porta antica und massenhaft entdeckte Lapidar-Inschriften, die Mommsen geprüft.

Dieser berühmte deutsche Gelehrte erkannte, laut Dr. Benussis Geschichte Rovignos, eine Altartafel, die der Sessomnia Leucitica gewidmet erscheint, als den ältesten Römerfund, den das an Denkmalen jener Aera so reiche Istrien aufzuweisen vermag.

An dem jetzigen Rovigno, das zwei Häfen mit prächtigen Ankerplätzen besitzt und dessen Häusermassen förmlich aus dem Meere emporzuwachsen scheinen, fällt der hochragende Dom am meisten ins Auge. Kühn wie ein Aar ob stolzer Bergeszinne horstet er auf dem gewaltigen Hügelrücken, umkränzt von dem unzähligen Gewirr dicht und stillos aneinander und übereinander gebauter Häuser, die sämtlich den kunterbunten Stempel der verschiedenen Epochen ihres Entstehens aufweisen, bald durch einen bröckelnden Rest kühner römischer Archivolten, bald durch die steife byzantinische Bauart und spätermittelalterliche Schwerfälligkeit, die jedoch der altitalienische Stil sieghaft verdrängte, bis der venetianische alle anderen Stilarten schonungslos und tyrannisch gleich der Republica veneta überflügelte und dem wunderbaren Gemisch istrischer Städte auch in Rovigno ein dauerndes Gepräge verlieh.

Den Glockenturm des Domes, den scharf zugespitzten Campanile, krönt die Schutzpatronin Rovignos, die heilige Euphemia, das Wahrzeichen ihres Märtyrertodes, das grause Rad, zur Seite.

Der imposante Dombau ward der chalkedonischen Heiligen zu Ehren in der Hälfte des zehnten Jahrhunderts unter Kaiser Otto I. auf den Fundamenten der früheren, viel kleineren Kirche des heiligen Georg errichtet.

Die Tradition verkündet die Wunderlegende von der Landung der irdischen Reste der heiligen Euphemia, die vom fernen Bosporus in ihrem marmornen Sarge das Mittelländische Meer und die Adria durchkreuzt, um am 13. Juli des denkwürdigen Jahres 800 der christlichen Zeitrechnung unter byzantinischem Reiche in Rovigno einzutreffen. Beflügelter als jegliches Segelschiff fuhr die sarkophagische Arche einher, welche die Geschichtschreiber als „saxea navis“ bezeichnen, und welche, wie eine andere Version behauptet, von einem Rudel schwimmender Hunde getragen ward, denen sich die Märtyrerin bei Lebzeiten freundlich erwiesen. Vor dem andrängenden Volke, das die Heilige unter stürmischen Kundgebungen verehrte, flüchteten die treuen Tiere in die Grotten des angeblich hohlen Rovigneser Berges, den sie nun schon Jahrhunderte hindurch bewachen, auf daß die See Rovigno nicht ebenfalls verschlinge, wie die nahe Insel Cissa.

Der Glaube an die Hunde der heiligen Euphemia lebt im Volke ungeschmälert weiter, und wenn im Valdibora der Sturm tobt und an den Häusern rüttelt, daß die turmhohen Wogen der gierigen See zur Hochflut anschwellen und spielend über die Dächer hinwegrollen, meint groß und klein, aus dem unheimlichen Heulen des Windes das Gekläff der wachsamen Hunde zu vernehmen, welche die bedrohte Stadt schützend betreuen.

Die Katastrophe, welcher Cissa zum Opfer fiel, ist aber durchaus nicht legendär. Dies Eiland, das im Altertum eine phönizische Purpurfabrik besessen haben soll, was Mommsen jedoch bestreitet, ist thatsächlich den Chronisten des Landes gemäß, unter denen der hochgeschätzte Triester Archäologe Dr. Kandler vorwiegend zu nennen, infolge eines Erdbebens, das als terræmotus horribilis geschildert wird, ungefähr um die Mitte des achten Jahrhunderts ein Raub des Meeres geworden. Bei Ebbe und ruhiger See erblickt man ganz deutlich in einer Tiefe von fünfzehn bis zwanzig Metern das Vineta des Südens; nur daß die nordische Sage in den Fluten der Adria sich in traurigster Weise bewahrheitet hat. Von Fischern und Seefahrern wird jene Stelle des Meeres ängstlich gemieden; denn das starrende Gemäuer ist sowohl den Fangnetzen als dem Kiel eines Schiffes ungemein gefährlich.

Rovigno, das der Wechselherrschaft so vieler Länder und Völker unterworfen war, fiel 1813 endgültig an die österreichische Monarchie, nachdem es bereits zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, vor der französischen Invasion, infolge des Friedens von Campo Formio (1797) vorübergehend von den Österreichern besetzt worden war.

Im Schutze des Doppelaars haben sich Stadt und Land vielseitig entfaltet, wofür die auf nahezu zwölftausend Seelen gestiegene Einwohnerzahl und der blühende Fabriks- und Werftenbestand am besten spricht.

Auch das im Jahre 1888 in San Pelagio eröffnete große Seehospiz, das ein Wiener humanitärer Verein begründet hat, und an dessen Spitze die namhaftesten Ärzte der Kaiserstadt stehen, förderte wesentlich die Hebung Rovignos. Die Errichtung der Aquariumstation hat selbstverständlich zur Kenntnis des vor dem Eisenbahnbau ziemlich weltverlorenen istrischen Städtchens beigetragen.

Litterarisches.

Die Litteratur über Deutsch-Südwestafrika ist gegenüber derjenigen über unsere anderen Kolonialgebiete nur recht schwach bisher zur Geltung gekommen. Abgesehen von dem größeren Werke von Schinz und den gelegentlichen Veröffentlichungen des Grafen Pfeil und des im Auftrage des Auswärtigen Amtes früher nach Südwestafrika entsandten Agrikultur-Chemikers Dr. Hindorf gab es bis zur Gegenwart kaum eine Veröffentlichung, welche auf allgemeines Interesse Anspruch erheben durfte. Erst im Jahre 1896 erschienen fast gleichzeitig drei Werke, welche sich mit Südwestafrika beschäftigen, und welche außerdem zueinander im ergänzenden Zusammenhang stehen.

An die Spitze dieser Werke muß das Buch der Brüder von François gestellt werden: **Nama und Damara. Deutsch-Südwestafrika.** Herausgegeben von H. v. François. (Magdeburg, E. Baensch jun.)

Major Kurt von François ist bekanntlich jahrelang Landeshauptmann von Deutsch-Südwestafrika gewesen, und sein Bruder Premierlieutenant Hugo von François, der Verfasser des vorliegenden Buches, war ihm attachiert.

Der Zweck des Werkes der Brüder von François ist es, auch dem den südwestafrikanischen Verhältnissen gänzlich fern stehenden Laien einen vollkommenen Überblick über alle Verhältnisse des Landes in einer möglichst knappen Form und in möglichst faßlicher Schreibweise zu geben. Die Vertiefung in wissenschaftliche Untersuchungen und Ausführungen über Spezialgegenstände ist überall vermieden, dagegen ist der Zweck vollkommen erreicht, dem Leser einen allgemeinen Überblick über alle Verhältnisse zu schaffen, welche irgendwie von Interesse sein können. Die geographischen Einzelheiten beginnen von der Begrenzung unseres Gebietes und setzen sich fort in einer kurzen Beschreibung der Häfen auf deutschem Gebiete, der Küste, der Bodengestaltung und der Gebirge im Inneren, der Wasserläufe und Wasserstellen, des Klimas und der Temperatur; die weiteren Ausführungen behandeln die Pflanzen- und Tierwelt und geben einen geschichtlichen und ethnographischen Überblick über die Hauptstämme in unserem Schutzgebiet, nämlich die Berg-Damara, die Hottentotten und die Herero. Daran reihen sich Kultur- und Sittenbilder über die einzelnen Stämme, welche neben den Lebensbedingungen und der Lebensführung die ethische und sociale Stellung der einzelnen Stämme und ihre Verwendbarkeit für Kulturzwecke, bezw. ihre Aufnahmefähigkeit für solche, zum Gegenstand haben.

Auf diesen Grundlagen der Schilderung baut sich dann die Beurteilung der politischen Verhältnisse im Schutzgebiet seit dem Eintreffen der deutschen bewaffneten Macht auf, das heißt seit dem Augenblick, in welchem Deutschland, in Erkennung der Wichtigkeit gerade dieses Schutzgebietes, anfing, den Eingeborenenstämmen den Begriff der deutschen Oberhoheit beizubringen. Das besondere Kapitel der Erfahrungen, welche Lieutenant von François bei seinem zweiten Aufenthalt im Schutzgebiet sammeln konnte, bildet zu jener politischen Beurteilung eine wertvolle Ergänzung.

Ein besonderer Abschnitt ist den Faktoren gewidmet, mit denen der praktische Kolonist zu rechnen hat, nämlich den im Lande bereits vertretenen Beschäftigungsarten und ihrer Ausbildungsfähigkeit. An erster Stelle steht dabei die Viehzucht. Der Verfasser bespricht die bestehenden Verhältnisse und Aussichten für die Rindviehzucht, Schafzucht, Ziegen-, Pferde- und Maultierzucht und reiht daran die für die europäische Besiedelung wahrscheinlich in Zukunft wichtigen Tierarten, nämlich Kamele, Schweine, Strauße und Geflügel. Selbst der Bienenzucht wird eine besondere Beachtung geschenkt.

Nächst der Viehzucht ist es der Ackerbau und Gartenbau, welche eine besondere Behandlung erfahren. Das Urteil des Verfassers rücksichtlich der Verwendung eingeborener Arbeiter lautet dabei ziemlich abfällig. Er sagt darüber:

„Zum eigentlichen Ackerbau im europäischen Sinne des Wortes ist nur ein geringer Bruchteil des ganzen Schutzgebietes geeignet, und ebensowenig qualifiziert sich der Eingeborene zum Landarbeiter. Was in dieser Beziehung vor dem Eintreffen der Schutztruppe geleistet worden ist, haben die Missionen gethan. Später sind die Truppe und etliche Ansiedler diesem guten Beispiel gefolgt.

Eigentlicher Ackerbau, d. h. ein ausgedehnter Betrieb agrarischer Natur existiert im bekannteren Teil des Landes überhaupt nicht; die Ovambo-Leute treiben im größeren Maßstabe den Anbau von Mais, Kaffernkorn u. a. m. Neuerdings ist dort die Baumwollkultur mit viel Glück durch die Mission eingeführt worden. Doch kommt für Deutschland dieser Teil des Schutzgebietes in den nächsten Jahren wohl noch nicht in Betracht. Was im Damara- und Namalande getrieben wird, verdient weit eher die Bezeichnung Gartenbau.

Hier ist der Ansiedler vorläufig nur im stande, mit vieler Mühe durch künstliche Bewässerung oder durch die Benutzung von Grundwasser oder Flußsickerwasser Gartenbau zu treiben; damit deckt er seinen Hausbedarf und setzt auch etwas im Lande ab.

Gerade so ist es auch in den analogen Gegenden der Kapkolonie, und die nächste Zukunft wird hieran nicht viel ändern.

Herero, Hottentotten, Buschmänner kennen keinen Feldbau; wo etwas dieser Art jetzt unternommen wird, ist es dem Vorbilde der Mission zu danken; die Arbeit wird in diesen Fällen von den Frauen resp. dienenden Bergdamara gethan.

Die Hottentotten sind durchweg zu träge und gönnen nicht einmal den anderen Stämmen den Vorteil der Gartenkultur.

Eine löbliche Ausnahme machen die halbeuropäischen Bastards, die aber, wo sie versprengt wohnen, den Widerstand der herrschenden Nation zu fürchten haben.

Die Bastards pflanzen in ihren Gärten hauptsächlich Pampunen (eine Kürbisart, gut als Gemüse zu gebrauchen), verschiedene Melonenarten, Mais, Weizen und Tabak.

Die Bergdamara legen bei ihren Niederlassungen kunstlose Gärten an, die sie ähnlich wie die Bastards bearbeiten, wenn es die Bodenbeschaffenheit irgendwie zuläßt. Auf den größeren Plätzen geschieht es von ihnen ebenfalls."

Mit Ausführungen über Handwerk, Jagd, Kriegsgebräuche und — ein sehr wesentliches Kapitel — über Verkehrswege und Reiseart schließen diese Abschnitte ab.

Endlich kommen die Missionen im südwestafrikanischen Schutzgebiet zur besonderen Behandlung, und in einem Schlußkapitel über die Entwickelungsfähigkeit der Kolonie nach dem Urteil des Verfassers sind seine Einführungen im Schutzgebiete zusammengefaßt.

Der Anhang enthält ein große Fülle anthropologischer Messungen an Ovaherero und Hottentotten, sowie eine umfangreiche Entfernungstabelle aller wichtiger Stationen. Zu Grunde gelegt ist dabei die Fahrzeit des Ochsenwagens.

Die vom Verfasser gewählte präcise Form der Ausdrucksweise und Kürze der Ausführungen erleichtert jedem, der sich über Südwestafrika unterrichten will, das Lesen des Buches ungemein. Nichtsdestoweniger enthält trotz aller Kürze das Werk eine außerordentlich große Fülle von einzelnen Angaben. Bei den Kultur- und Sittenbildern sind sogar eine Menge von Tanz- und Gesangsmelodien mit den Noten angegeben.

Aus den einzelnen für die zukünftige Kolonisation Deutsch-Südwestafrikas wichtigen Urteilen möchten wir hervorheben, daß der Verfasser ebenso wie alle anderen Kenner die Viehzucht als das wesentlichste Moment hervorhebt. Der Reichtum des Landes besteht in seinem Futterreichtum und seinem durchweg gesunden Klima, zwei Vorzüge, die die Würdigung resp. Ausnutzung dieser deutschen Kolonie in ein ganz bestimmtes Fahrwasser drängen. Das Gold des Landes ist sein Gras, und dieses zu heben ist dem Ansiedler durch rationelle Viehwirtschaft möglich. In dem Begriffe „Viehzucht" drängt sich die Zukunftsentwickelung der wirtschaftlichen Seite unseres Schutzgebietes zusammen. Zu Viehzüchtern sind aber weder Abenteurer noch gescheiterte Existenzen der verschiedensten Berufsarten die rechten Leute; der deutsche Bauer ist der rechte Mann für das so reich gesegnete Land.

Nach François' Ansicht können bei einer rationellen und zwar leichten Anlegung neuer Wasserstellen etwa fünf Millionen Rinder mit einem jährlichen Nutzwert von fünfzig Millionen Mark und zwanzig Millionen Schafe und Ziegen mit einem jährlichen Nutzwert von hundert Millionen Mark gehalten werden.

Über die Entwickelungsfähigkeit der Kolonie, besonders über ihre Besiedelungsfähigkeit dürfte das Urteil des Verfassers, wie dasselbe im nachstehenden wiedergegeben ist, von besonderem Wert sein; von François äußert sich darüber:

„Unter den Einwanderern überwiegt selbstverständlich das deutsche Element. Vom Kap her und von Transvaal sind verhältnismäßig nur wenige Einwanderungen geschehen; das englische Element beschränkt sich vorwiegend auf das Nama-Land, doch sind z. B. auf Omaruru einundzwanzig Engländer und nur drei Deutsche ansässig. Das Boerenelement ist absichtlich zurückgehalten worden und hat es ebenfalls hauptsächlich auf den Süden abgesehen. Mehr als zweihundert bis zweihundertfünfzig Boeren sind jedoch nicht vorhanden. Engländer giebt es zweihundertsiebzig bis dreihundert.

Außerdem hat der Zufall minimale Spuren anderer Völker ins Land geweht. Sieben Holländer, einundzwanzig Schweden, vier Norweger, dreizehn Finnen, ein Belgier, sechs Schweizer sind nach der Zählung vom Januar 1894 im Lande ansässig. Deutsche mögen infolge der starken Vermehrung der Truppe in ca. tausend Seelen vorhanden sein. Darunter sind nach der letzten Zählung: fünfunddreißig Kaufleute (gegen achtundvierzig Engländer), achtzehn Missionare, achtunddreißig Ansiedler und Farmer (gegen vierzehn Engländer), zwölf Handwerker (gegen vier Engländer). Außerdem sind verschiedene Berufsarten in geringen Zahlen vertreten. Aus diesen Zahlen ist zu entnehmen, daß Handelsbetrieb, Viehzucht und in entsprechend geringerem Maße das Handwerk die am meisten kultivierten Beschäftigungsarten der Einwanderer sind.

Wasser und Weidereichtum sind vor allem der verborgene Schatz des Landes; zu seiner Förderung kann und muß unendlich viel geschehen; doch bedarf es dazu systematischen Vorgehens und sorgfältiger Überwachung. Daß Handwerk auch hier einen goldenen Boden hat, dürfte dem Einwanderungsmaterial von Deutschland her zuletzt zum Bewußtsein kommen. Naturgemäß zieht der leistungsfähige Handarbeiter ein ruhiges Bürgerleben in geordneten, heimatlichen Verhältnissen vor, während ein unruhiger, unternehmungslustiger Geist am ehesten auf Handelsversuche und ähnliches verfällt.

Hoffentlich ist der starke Zuwachs der Truppe in erhöhtem Maßstabe der Anlaß zu einer Vermehrung des deutschen Handwerkerstandes im Schutzgebiet, ein Moment, das auch von seiten der Regierung nicht unterschätzt worden ist, besonders da, wo es sich um den vorbildlichen Einfluß des soliden, ruhigen, deutschen Unterthanen, Staatsbürgers und Güterproduzenten gegenüber dem unzuverlässigen, wanderlustigen Eingeborenen handelt.

Der politische Stand der Dinge ist für den Augenblick der Einwanderung resp. der gedeihlichen Entwickelung der Kolonie günstig. Ob er es bleiben wird, dürfte abzuwarten sein: augenblicklich scheinen sichere Zustände sich jedenfalls vorbereiten zu wollen. Im Interessengebiet der Hottentotten wird die kommerzielle und politische Sicherheit immer noch relativ am schwächsten fundamentiert sein, denn mit dem Charakter und dem Verstand der Nama-Menschen wird im allgemeinen ein sicherer Vertrag schwer festzuhalten sein. Schärfe und strenger Druck wird einstweilen noch lange Zeit die Grundlage der Bewegungsfreiheit bilden müssen. Daß es Unrecht sei, einen Kontrakt zu brechen, wird dem ostafrikanischen Arbeiter so wenig wie dem südwestafrikanischen Condottiere zum Bewußtsein kommen, wofern nicht christliches Bewußtsein in ihnen geweckt ist.

Die Mitte des Schutzgebietes bietet natürlich größere Garantien für die Sicherheit in der Bewegung und Ansiedelung. Der Norden kommt zunächst noch nicht in Frage, ist auch weniger begehrenswert, weil die klimatischen Zustände nicht ganz so normal sind, wie in der Mitte und im Süden. Die Zeit muß auch hier den Erfolg und die Besiedelungsmöglichkeit bewirken.

In administrativer und jurisdiktioneller Beziehung ist das Land in zwei Hauptbezirke eingeteilt worden, von denen der eine seinen Mittelpunkt in Windhoek, der andere in Keetmannshoop hat. Ein dritter Bezirk mit dem Centrum in Waterberg ist in Aussicht genommen.

Eine Menge Militärstationen größeren und kleineren Umfangs halten nach Möglichkeit die Autorität der deutschen Macht aufrecht.

Leider sind die Beziehungen dieser Kommandos zu dem Sitz der Regierung und dem der Truppe in Windhoek durch die mangelhaften Verkehrswege und Verbindungsmöglichkeiten vielfach recht illusorisch gemacht. Auch der Handel und der Nachrichtenaustausch im allgemeinen leidet sehr darunter. Die Missionsstationen konnten diesen Übelstand noch am ersten ertragen; einmal gingen ihre Inhaber ohne Illusionen, ohne egoistische Interessen hierher, und sodann lag ihr Arbeitsinteresse auf einem anderen Gebiete. Kultur und Civilisation sind aber viel zu reale Güter, als daß ihre Forderung ohne Eisenbahn und Telegraph möglich wäre.

Die Verbindung im Inlande und die Verbindung des Inlandes mit dem Meere sind sonach mit die größten Schwächen der Kolonie. Dazu kommt die dürftige Verbindung mit dem Mutterlande, die fast ausschließlich noch via Walfischbai-Kapstadt geht und zur Abgabe von deutschem Geld an englische Interessenten und zur Entnahme englischer Güter in deutsche Sphären zwingt. Was aber dem Auslande zugewiesen wird, muß dem Mutterlande entgehen. Auch dieser Übelstand verdunkelt das sonst so hoffnungsreiche Gesamtbild unserer Kolonie.

Die wichtigste Bedingung für die förderſamste Entwickelung der Kolonie wurzelt in der unabweisbaren Forderung, die Macht des Deutschen Reiches im allgemeinen und den Respekt vor der deutschen Kolonialregierung in Windhoek im besonderen strengstens zur Geltung zu bringen, die Sicherheit der Person und des Eigentums zu gewährleisten. Jeder Gedanke, sich an einem Weißen durch Gewaltthat, Diebstahl, Räuberei zu vergreifen, muß dem Gehirn des Eingeborenen als so fernliegend erscheinen, daß ihm die Möglichkeit der Ausführung gar nicht kommt.

Was nun die Besetzung mit weißen Ansiedlern betrifft, so scheint das naheliegendste und beste Material der Nachkömmling des Holländers, der Boer, zu sein. Äußere Vorzüge sprechen für dieses Element. Der Boer ist groß, stattlich, ausdauernd, genügsam und mutig, ist guter Jäger und Schütze, guter Familienvater, fromm und sparsam.

Andererseits besitzt er einen auf seiner mangelhaften intellektuellen Bildung beruhenden unglaublichen Hochmut, einen unbeschreiblichen Rassedünkel gegenüber dem Farbigen, dem er nicht einmal Existenzberechtigung zuerkennt. Roheiten und Brutalitäten haben seit Jahrhunderten den Boer dem Eingeborenen in hohem Maße verhaßt gemacht.

Auch in der Kultur ist dieser Sohn des Germanentums sehr zurückgeblieben. Wer wollte auch dafür sorgen! Viele Boeren sind des Lesens und Schreibens unkundig, die Bodenbebauung ist ihnen wenig bekannt, als Viehzüchter arbeiten sie nicht rationell; jeder Deutsche und Engländer ist darin vorzuziehen. Dagegen fügt der Boer sich den Gesetzen, ist zuverlässig im Bezahlen, wenig kriegerisch, vielmehr friedliebend. Den Engländern gegenüber hat er sich auf passiven Widerstand beschränkt. Passiv ist er auch im zähen Festhalten an holländischer Art und Sprache. Von den Boeren sind zwei Elemente zu unterscheiden, der angesiedelte Boer und der Trekboer. Auch der angesiedelte Boer klebt nicht durchaus an

der Scholle, wie die zahlreichen Ruinen von Häusern in der Kapkolonie beweisen. Zwei Umstände zwingen ihn, sich weiter umzuthun; die Herden werden zu groß oder das Weidefeld verdirbt. Ferner kann ihn die Sorge um die Familie weitertreiben. Meist hat der Boer zehn bis zwölf Kinder, und da die Sterblichkeit sehr gering ist, hat er viele derselben unterzubringen. Er sieht sich also nach Land für seine Kinder um und kauft oder läßt die Kinder ziehen, wenn sie sich selbständig machen wollen. Dem erwachsenen Sohn, welcher mit zwanzig Jahren heiratet, giebt er Wagen, Zelt und Vieh und läßt ihn ziehen. Dieser treibt sich dann mehr oder weniger lange umher, ehe er sich festsetzt. Er mietet bald hier bald da Kronland oder nutzt Weide aus, die nichts kostet. Manche ziehen so ihr ganzes Leben lang umher, und ihre Kinder machen es ebenso. Diese Trekboeren sind immer geneigt zu ziehen; auf einen Trek von einem Jahr kommt es ihnen gar nicht an. Die Boeren sind leicht in Menge zu haben, ihre Heranziehung verursacht nur geringe Kosten, sie sind kaufkräftig; und der Handelsverkehr mit ihnen ist gewinnbringender als mit den intelligenteren und gebildeteren Deutschen. Der Boer bedarf keiner Unterstützung, wie der aus Deutschland eingeführte Ansiedler. Die Hauptsache, den Bestand an Muttervieh, bringt er mit, ist von der Einfuhr wenig abhängig und macht den Grund und Boden schnell rentabel. Außerdem ist der Boer kein Mann, der an die Zeitungen schreibt; somit ist er für die Gesellschaften und Behörden viel bequemer als der Deutsche.

Trotzdem würde die massenhafte Heranziehung von Boeren ins Schutzgebiet ein Unglück für dasselbe sein. Überwiegen die Boeren an Zahl im Schutzgebiet und überwiegt damit die holländische Sprache, afrikanische Sitte und Gewohnheit, so geben wir unser Geld für die Kapkolonie aus. Wahrscheinlich würde dann unsere Kolonie frühzeitig in der von den meisten Südafrikanern angestrebten großen südafrikanischen Republik aufgehen. Damit wäre der Zweck unserer Kolonisierung verfehlt. Ebenso würde englischen Einwanderungs- und Usurpationsgelüsten ein energischer Riegel vorzuschieben sein. Die Förderung des Tsoathaub-Hafens und die allmähliche Lahmlegung der Walfischbai würde, wie schon oben ausgeführt worden ist, am dienlichsten dabei sein.

Dahingegen würde eine kräftige deutsche Ansiedelung nicht nur dem Mutterlande den erwünschten Abfluß an Bevölkerungs-Überschuß sichern, sondern auch den Absatz an Waren und Gütern dem Mutterlande, wie der Kolonie selbst ermöglichen und vor allem auch dem Deutschtum in Südwestafrika einen kräftigen Rückhalt gewähren.

Selbstverständlich ist auch hierbei auf einen soliden Zuschnitt bei der Auswahl der Kolonisten zu sehen. Abenteurer und verkrachte Existenzen, die von mühelosem Erwerb und lustigem Leben träumen, können nur den deutschen Namen schädigen, ohne selbst in Besitz zu gelangen; epikuräisch angelegte Seelen, mit dem Nationalfehler der Deutschen behaftet, würden in der Kolonie ihre Neigung zu teuer bezahlen müssen, wogegen kraftvolle, arbeitsame Charaktere, die eine gewisse Dosis Einfachheit in der Lebensweise, Einsamkeit, Bedürfnislosigkeit in geselliger und geistiger Beziehung vertragen können und sich vor keiner Art der Arbeit scheuen, mit aller Macht heranzuziehen sind.

Diese Art der Einwanderung muß natürlich auf alle Art erleichtert werden durch Gewährung von Reisebeihilfen, billigere Bedingungen beim Ankauf von Land, Unterstützung bei der Beschaffung des Muttervieh und Rat von seiten der Behörden."

Eine große Menge von Karten, Plänen und Illustrationen verleihen dem Inhalt des Werkes eine besondere Anschaulichkeit.

Zu dem vorstehenden Werke bilden, wie bereits erwähnt, zwei andere neuerdings erschienene Bücher eine dankenswerte Ergänzung: **Deutsch-Südwestafrika.** Drei Jahre im Lande Hendrik Witboois. Schilderungen von Land und Leuten von F. J. von Bülow. Mit zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und zwei Karten. (Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn.) — **Südwest-Afrika.** Kriegs- und Friedensbilder aus der ersten deutschen Kolonie von Dr. Karl Dove. Mit Illustrationen und einer Karte. (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.)

Premierlieutenant von Bülow wurde im Jahre 1891 der Verwaltung im südwestafrikanischen Schutzgebiet auf drei Jahre zugeteilt, und er giebt in dem vorliegenden Werke in außerordentlich anschaulicher Weise ein Bild seiner Erfahrungen und Beobachtungen. Sein Buch zeichnet sich dadurch aus, daß die stark empfundenen überaus mannigfaltigen Eindrücke in treffender Form, in gewandter Sprache und gewürzt mit vielem Humor wiedergegeben sind. Der Verfasser läßt sich nicht in abstrakte Schilderungen ein und verfolgt bei seinem Buche auch keinen systematischen Plan, sondern er läßt die Ereignisse selbst als Führer dienen und wirft auf seinen Kreuz- und Querzügen den beobachtenden Blick auf die ihm völlig neue Umgebung, in gewandter Weise das Wesentliche von dem Unwesentlichen sondernd. Der Leser erhält ein anschauliches Bild der Landung in Südwestafrika in dem ja jetzt mehr und mehr in seiner Wichtigkeit zurücktretenden Hafen der Walfischbai, dann der Reiseart in Südwestafrika, der Stämme, mit denen der Reisende in Berührung kommt, der Geschichte dieser Stämme, der Vegetationsform und der allgemeinen Eindrücke, welche Land und Leute auf den Beschauer machen.

Von besonderem Interesse ist dabei die Schilderung bestimmter Persönlichkeiten, welche in der Geschichte unserer Kolonie entweder eine Rolle gespielt haben oder noch spielen, so der ersten deutschen Ansiedler, der Missionare, ferner Hendrik Witboois, Samuel Mahareros und anderer eingeborener Häuptlinge. Mit den Reiseschilderungen

und den Charakteristiken der Personen und Stämme wechseln Jagdbilder ab. In einigen besonderen Kapiteln ist der Krieg gegen Hendrik Witbooi anschaulich behandelt. Im Schlußkapitel kommt der Verfasser auf die wirtschaftliche Zukunft Deutsch-Südwestafrikas zu sprechen. Die einzelnen daselbst thätigen oder mit besonderen Vorrechten ausgestatteten Gesellschaften werden einer Kritik unterzogen, die Aussichten der Viehzucht und des Ackerbaues beurteilt und die Notwendigkeit der Verkehrswege, wie dies auch von anderen Forschern geschehen, lebhaft betont. Form und Inhalt des Buches machen es zu einer sehr empfehlenswerten Lektüre für alle diejenigen, welche sich ohne systematisches Studium einen Überblick über die wichtigsten äußeren und inneren Verhältnisse Deutsch-Südwestafrikas schaffen wollen.

Ungefähr dasselbe wie von dem eben besprochenen Buche kann man von dem zweiten genannten Werke, dem des Privatdozenten Dr. Karl Dove, sagen. Dr. Dove wurde im Jahre 1892 durch die Deutsche Kolonialgesellschaft nach Westafrika gesandt, um eine wissenschaftliche Station in Windhoek zu errichten. Die Ergebnisse seiner sachgemäßen Forschung erscheinen als Ergänzungsheft zu Petermanns Mitteilungen. Das vorliegende Werk ist für einen größeren Leserkreis bestimmt. Der Verfasser sagt im Vorwort: „Auch in diesem Buche glaube ich für die strenge Wissenschaftlichkeit der geographischen Darstellung ebenso wie für die Wahrheit der eigentlichen Reise- und Kriegsbilder voll einstehen zu können. Eine nach verschiedenen Seiten geübte Kritik politischer und wirtschaftlicher Vorgänge ließ sich nicht vermeiden, doch braucht sich niemand durch diese verletzt zu fühlen. Meine Vorwürfe gelten nicht den Personen, sondern verkehrten Anschauungen, wie solche in den maßgebenden Kreisen in Deutschland noch viel zu oft getroffen werden. Diesen Kreisen in erster Linie, ebenso aber auch der großen Schar deutscher Kolonialfreunde möge das Buch als ein Mittel zur Belehrung dienen, während es, wie ich hoffe, auch dem einiges bieten wird, der es nur um der Unterhaltung willen in die Hand nimmt."

Dr. Dove verfügt über ein ungewöhnlich starkes Darstellungstalent, und bei allem Wohlwollen, welches man den übrigen vorhandenen Werken über Südwestafrika entgegenbringt, darf man doch ohne weiteres behaupten, daß die überaus schwierig zu kennzeichnende Natur des Landes, d. h. der Gesamteindruck, nirgends so gut, so anschaulich dem Leser vor die Augen geführt wird, wie in dem Doveschen Buche. Fast alle anderen Werke kleben wenigstens zum Teil an Einzelheiten, welche kein Gesamtbild geben. Dove dagegen zeichnet ein Gesamtbild, welches durch seine Natürlichkeit dem Leser die Wirklichkeit widerspiegelt und ihn in den Stand setzt, sich ein Bild von der bisher mit Unrecht verrufenen Gegend zu machen. Ohne Übertreibung, ohne enthusiastische Hervorkehrung einzelner Vegetationsformen hat es der Verfasser verstanden, durch wenige Worte den Charakter der von ihm durchzogenen Gebiete wiederzugeben, und seine Schilderungen sind durchaus dazu angethan, das gegen Deutsch-Südwestafrika in einigen Kreisen noch immer herrschende Vorurteil zu zerstreuen. Ein Teil seiner Reise fällt mit dem Aufenthalt von Bülows zusammen, und beide ergänzen sich dabei untereinander in erfreulicher Weise. Der Krieg gegen Hendrik Witbooi findet bei Dove ebenfalls eine eingehende, sachgemäße und höchst anschauliche Schilderung. Die von dem Verfasser im Vorwort angedeutete Kritik trifft vor allem die verkehrten Maßnahmen zur Ansiedelung Deutscher, wie dieselben früher, d. h. in den Jahren 1891/92 in einigen deutschen Kolonialkreisen vertreten waren und leider auch zur Ausführung gelangten. Wenn diese Ansichten inzwischen auch verlassen sind, so darf man es doch dankbar begrüßen, daß der Verfasser sie mit allen ihren Schäden in seinem Buche zur Sprache gebracht hat.

Die drei im vorstehenden genannten Werke, von denen keines einen großen Umfang für sich beansprucht, sind, wir betonen es nochmals, geeignet, dem Laien ein ziemlich anschauliches Bild Deutsch-Südwestafrikas zu geben, und zwar sowohl demjenigen, welcher sich systematisch in die Einzelheiten vertiefen will oder für eine solche Vertiefung wenigstens die Grundlagen sucht, als auch demjenigen, welcher in der Zeitgeschichte und insbesondere in der Geschichte der deutschen Kolonialpolitik und ihrer öffentlichen und privaten Maßnahmen auf dem Laufenden bleiben will.

P. R.

* * *

Essays von Georg Brandes. I: Moderne Bahnbrecher. II: Menschen und Werke aus neuerer europäischer Litteratur. (Leipzig, H. Barsdorf.) — Brandes gehört zu den Schriftstellern, die nie langweilig werden. Man kann unendlich viel von ihm lesen und wird dessen doch nicht müde. Der erste Grund liegt in den Stoffen, die er sich wählt. Wer hört nicht gern von Leben und Schriften eines Auerbach oder Heyse oder Flaubert? Wen interessiert nicht Luthers Verhältnis zur Frauenfrage und zur Ehe? Bestimmender ist indessen ein zweiter Grund. Außer dem glücklichen Griff bei der Stoffwahl hat Brandes eine nie versiegende innere Anteilnahme für seine Stoffe. Er quält sich nicht mit ihnen ab, sondern vertieft sich mit ursprünglichster Freude in sie. Endlich besitzt Brandes in hohem Maße die Leichtigkeit der Darstellung. Mit diesen Vorzügen scheint indessen ein Mangel notwendig verknüpft zu sein. Alles, was der Verfasser über den Zusammenhang der Werke eines Schriftstellers mit Vorläufern, Zeitgeist, eigenem Leben zu sagen weiß, ist schlechterdings nur Vermutung. Es kann sich alles so verhalten, aber es kann auch ganz anders liegen. Er bietet geistreiche Durchblicke statt litterargeschichtlicher Forschung. Wer dies weiß und den entsprechenden geistigen Vorbehalt macht, indem er die beiden neuesten Bücher liest, der wird eine Fülle von Genuß und Belehrung empfangen.

Die Aufsätze über Garborg, Nietzsche, Flaubert und die Goncourts scheinen uns die Höhepunkte zu sein.

Georg Brandes: **Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz.** — Georg Brandes: **Ludwig Börne und Heinrich Heine.** (Leipzig, H. Barsdorf.) — Über diese beiden Ausschnitte aus dem „Jungen Deutschland" von Brandes ist nicht mehr zu sagen, als was soeben mitgeteilt war. Ob es dem Ansehen des Verfassers förderlich ist, einzelne Stückchen aus einem Ganzen herauszulösen und zu veröffentlichen, kann bezweifelt werden. D.

* * *

Jahn als Erzieher. Sein Leben, seine pädagogische Bedeutung und seine Lehren. Von Joh. Friedrich. (München, Eduard Pohls Verlag.) — Es ist sehr nützlich, daß der Verfasser außer einer Lebensbeschreibung Jahns eine quellenmäßige Darstellung seiner Ansichten über Pädagogik gegeben hat. Er hat mit sicherem Griff das herausgehoben, was noch nicht veraltet und gerade heute sehr beherzigenswert ist.

Unserem alten Jahn steht an Deutschtum und Gesundheit der Lebensauffassung Otto von Leixner nicht nach, der unter dem Titel **Aus meinem Zettelkasten** (Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall u. Grund) eine lange Reihe von Sprüchen und Sprüchlein veröffentlicht hat. Aber Leixner ist aus weniger hartem Holz geschnitzt als Jahn. Gerade die größere Beweglichkeit und Empfindlichkeit seines Geistes erschließt ihm die reichsten Schätze. Leixner ist nie Metaphysiker, sondern immer Lebensphilosoph, so sehr auch die deutsche Art, an das Übersinnliche anzuknüpfen, in ihm ausgebildet ist. Er wird nie Pessimist, obwohl er die Härten und Grausamkeiten des realen Lebens nicht wegleugnet. So mag er für viele unter den Edleren dieser Zeit ein lieber und getreuer Führer sein. Allein das Tiefste, das in ihm arbeitet, scheint noch nicht an die Oberfläche getreten zu sein; man hat die Empfindung, als brauche er Einsamkeit, um sich selber zum Höchsten zu steigern. Auch der Prophet des Lebens gehe in die Wüste. D.

* * *

Politische Schriften von 1868 bis 1878. Von Ludwig Bamberger. (Berlin, Rosenbaum und Hart.) — Auf den Inhalt dieses Buches einzugehen, ist nicht die Aufgabe unserer Zeitschrift. Denn weder das Zollparlament noch das Bankgesetz können und sollen hier näher erörtert werden. Aber auch für uns besitzt diese Sammlung Wert. Sie ist von einer politischen Überzeugung durchdrungen, die dem jungen Geschlecht schon nahezu unverständlich geworden ist. Daß jene Überzeugung zu ihrer Zeit vollauf berechtigt und der Entwickelung Deutschlands unentbehrlich war, kann zugestanden werden; jetzt aber verfällt sie dem Gesetz der geschichtlichen Auflösung. Sonach besitzt der klare und formvollendete Ausdruck des Liberalismus, wie ihn dieses Buch bietet, ein wesentlich historisches Interesse. Ein zweiter Umstand von Bedeutung ist alsdann die Persönlichkeit des Verfassers. Bamberger ist ein politischer Tagesschriftsteller von edelster Art. Er wirkt nicht für die Ewigkeit, sondern für den Tag; allein niemals verläßt ihn eine gewisse Ruhe, die aus weit reichendem und sicher beherrschtem Wissen stammt, und eine wohlthuende Vornehmheit. Das Buch im ganzen kann daher auch für den der Politik Fernerstehenden eine angenehme und nützliche Lektüre werden. D.

* * *

Schule der Pädagogik. Von Friedrich Dittes. Fünfte Auflage. (Leipzig, Julius Klinkhardt.) — Ein Band von 1049 Seiten! Aber was umfaßt er auch alles: Psychologie und Logik, Erziehungs- und Unterrichtslehre, Methodik der Volksschule, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. Alles das wird untereinander in Abhängigkeitsverhältnisse gesetzt und als Unterlage der pädagogischen Praxis betrachtet. Man kann freilich bezweifeln, ob die auf Benekes Lehren ruhende Psychologie und die traditionelle Logik dem Erzieher als solchem wirkliche Dienste leisten und ob die Praxis als Anwendung der Theorie anzusehen oder selbst nur auf diese zu stützen sei. Hat man indessen jene Voraussetzungen von Dittes zugestanden, so muß man die Zweckmäßigkeit seiner Darstellung bewundern. Der ganze so reiche Stoff ist übersichtlich gegliedert und begrifflich wirklich durchgearbeitet; man stößt selten einmal auf Gedankensprünge, Verschleierungen und Unklarheiten. Außerdem wird er in einer volkstümlichen Form vorgelegt, volkstümlich in jenem edleren Sinn, der dem Gegenstand selber nichts vergiebt. Im übrigen dürfte es nicht nötig sein, ein langes Loblied anzustimmen: die Zahl der Auflagen spricht deutlicher, als unser Bericht es thun könnte. D.

* * *

Buch der Hoffnung. Von Otto Ernst (Schmidt). Erster Band. (Hamburg, Conrad Kloß.) — Eine Sammlung von Essays über Litteratur. Einige darunter sind allgemeinen Inhaltes: über die Modernen, die Tendenzdichtung, das litterarische Banausentum und die poetische Wahrheit; die übrigen beschäftigen sich mit Hebbel, Anzengruber und Gottfried Keller. Alle diese Aufsätze bringen in lebhafter und energischer Sprache das zum Ausdruck, was man wohl eine gesunde Lebens- und Kunstanschauung nennt. Uns scheint, als ob ihnen hier und da die Vertiefung fehle. Die Vorstellungen, die der Verfasser beispielsweise von Nietzsche und den Symbolisten hat, können kaum aus genauer und ursprünglicher Kenntnis des Gegenstandes stammen, sondern sind wahrscheinlich aus zweiter Hand entnommen; seine psychologischen Erörterungen schließen sich allzu eng an die populäre Ausge-

staltung der Herbartschen Philosophie an. Trotzdem ist das Buch nicht wertlos. Es regt an, weil der Verfasser selbst angeregt und von den ihn beschäftigenden Fragen ganz erfüllt ist, und es kann vor Übertreibungen nach der einen Seite warnen. D.

* * *

Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter. Von Adolf Matthias. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhdlg.) — Dem verständigen Buche, das aus der Erfahrung heraus für die Erfahrung geschrieben ist, wünschen wir weite Verbreitung. Es enthält praktische Erziehungslehre nach den Bedürfnissen unseres Volkes und unserer Zeit. Wir begleiten Benjamin, den „Glückssohn", von der Wiege bis zur Berufswahl und beachten alle Möglichkeiten: wie sein Temperament beschaffen, ob er klug oder dumm, gehorsam oder eigensinnig ist; wir prüfen uns selber und fragen uns, wie wir in diesem und jenem konkreten Fall zu handeln haben. Was der Verfasser uns anrät, ist durchweg beherzigenswert. Der Gefahr der Verallgemeinerung konnte auch er nicht völlig entgehen, aber wer vermöchte der unendlichen Mannigfaltigkeit der Menschennatur jemals gerecht zu werden? Uns haben die beiden Kapitel „Benjamin lügt" und „Benjamin und die Schule" am meisten zugesagt. Wer mit dem Verfasser glaubt, daß es Aufgabe der Erziehung sei, die Kinder zu gesunden und glücklichen Menschen zu machen, der lasse sich von ihm belehren; er wird so manches gute und kräftige Wort finden, das ihm hilft. D.

* * *

Darwin. Sein Leben und Wirken. Von Wilhelm Preyer. (Berlin, Ernst Hofmann u. Co.) — Da Preyer persönlich mit Darwin befreundet und einer der ersten Vertreter sowie einer der besten Kenner seiner Lehre war, so durften wir eine abschließende Darstellung von ihm erwarten. Wenn diese Hoffnung nicht ganz in Erfüllung gegangen ist, so mögen gerade die sich vordrängenden persönlichen Erinnerungen die Schuld tragen. Doch ist das Buch auch so, wie es vorliegt, eine sehr schätzbare Gabe. Es enthält genaue Daten über Darwins Leben und Wirken, wichtige Briefe und eine ansprechende Schilderung seines Freundeskreises. Uns hat die Lektüre unbestreitbaren Gewinn gebracht; wir halten es daher für unsere Pflicht, auf das Buch hinzuweisen. D.

* * *

Moderne Völkerkunde, deren Entwickelung und Aufgaben. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich dargestellt von Th. Achelis. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) — Dies Buch gehört zu denen, über deren Nutzen und Zeitgemäßheit nur eine Stimme herrschen kann. Es war eine Notwendigkeit, daß endlich einmal der gegenwärtige Stand und die geschichtliche Entwickelung der Ethnologie von sachkundiger Seite geschildert wurden. Denn bisher mußte der, der sich unterrichten wollte, mühselige und unsystematische Studien treiben, ehe er einen ungefähren Überblick bekam. Nun ist der Anfang außerordentlich erleichtert, und dafür danken wir dem Verfasser. Er stellt zunächst dar, wie die Völkerkunde sich Schritt für Schritt ausgebildet hat, indem er Unterschiede der Auffassungsweise zum Einteilungsgrund wählt. Alsdann erörtert er Begriff und Aufgabe der Ethnologie, sowie ihr Verhältnis zu den anderen Wissenschaften. Hier können wir nicht in allen Punkten mit Achelis einverstanden sein. Namentlich scheint uns die Beziehung, die er zwischen Völkerkunde und Philosophie vermutet, teils gar nicht, teils anders gegeben zu sein. D.

* * *

Gräfin Ersilia Caëtani-Lovatelli: **Antike Denkmäler und Gebräuche.** (Leipzig, Gg. Freund.) — **Massimo d'Azeglio.** Von Alfred Lill von Lilienbach. (Graz, Franz Pechel.) — Die beiden Schriftchen führen uns nach Italien. Das eine zeigt uns die Herrin im Palazzo Lovatelli als eine Altertumskundige, die eindringliches Wissen durch persönliche Anteilnahme am Gegenstand zu beleben weiß. Eine Votivlampe, ein altrömischer Messergriff und zwei Figürchen von Mithraspriestern, alle in kleinen, aber guten Abbildungen wiedergegeben, bilden die Ausgangspunkte für die ersten Abhandlungen; weitere Abhandlungen beschäftigen sich mit Visionen, Zeitungen und Spielen im alten Rom; der letzte und bedeutendste Essay ist der Zauberpforte des Esquilins gewidmet. — Massimo d'Azeglio erfreut sich als Maler, Politiker und Autobiograph in seiner Heimat noch heute berechtigten Ruhms, obwohl mehr denn dreißig Jahre seit seinem Tod vergangen sind; alle Romfahrer kennen den Albergo Massimo d'Azeglio. Das vorliegende Büchlein giebt eine sorgfältige und gut geschriebene Lebensbeschreibung; vielleicht ist die Beurteilung der schriftstellerischen Leistungen Azeglios zu milde. D.

* * *

Neue Beiträge zu Heinrich Leutholds Dichterporträt. Gesammelt und herausgegeben von Adolf Wilhelm Ernst. (Hamburg, Conrad Kloß.) — In diesem Buch gelangt der geniale Übersetzer Leuthold zu seinem Recht. Man weiß, daß er mit Geibel gemeinsam „Fünf Bücher französischer Lyrik" herausgegeben hat. Ernst beweist nun, daß von den hundertundvier Übertragungen dieses Buchs siebenundsechzig ausschließliches Eigentum Leutholds sind; neunundzwanzig stammen von Geibel, bei den übrigen acht hat Leuthold nach Geibels eigenem Zeugnis die Hauptarbeit geleistet. Aber auch in den Übersetzungen aus dem Englischen finden sich Meisterstücke. Dahin gehört das entzückende Liedchen von Robert

Burns: „Wer ist an meiner Kammerthür? Wer könnt es sein als Findlay!" und Byrons kraftvolles Trinklied: „Füllt wieder den Becher! noch nie hat wie heut dies flüssige Feuer das Herz mir erfreut." Diese letzte Übersetzung ist besonders kennzeichnend, weil sie neben einer Geibelschen Übertragung steht, die sich dagegen recht matt ausnimmt. D.

* * *

Grundriß der Geschichte der Philosophie. Von Johannes Rehmke. (Berlin, Carl Duncker.) — Von allen uns bekannten Grundrissen, die den Umfang von dreihundert Seiten nicht überschreiten, ist derjenige Rehmkes der gründlichste. In Anordnung und in Behandlung (namentlich bei Aristoteles und Kant) treten eigene Anschauungen hervor, aber sie sind nicht so auf die Spitze getrieben, daß sie dem Lernenden die Vielseitigkeit des geschichtlichen Zusammenhangs und seiner Auffassung verdunkeln. Wer ehrlich lernen will, der sollte nach diesem Buch greifen. Philosophische Eisenbahnlektüre ist's freilich nicht. D.

* * *

Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland. Geschichte und Kritik. Von Julius Duboc. (Leipzig, Otto Wigand.) — Nur kurz sei auf die beiden Hauptvorzüge des schlicht und klar geschriebenen Buches hingewiesen. Die sachlichen Erörterungen werden vom Verfasser mit wohlthuender Ruhe geführt und halten in ihren Ergebnissen etwa die Mitte inne zwischen den einseitigen Fürsprechern und Gegnern der Frauenbewegung. Ihre Unterlage ist, und damit kommen wir zum zweiten Punkt, ein sehr nützlicher Abriß der geschichtlichen Entwickelung der Frauenstellung in Deutschland. Der Verfasser hat nur Grundzüge geben können und wollen; ein intimes Eindringen in die Eigenart der Frau zu den verschiedenen Zeiten war unmöglich. Aber diese Grundzüge sind treffend und reichen aus, um die uns so nötige ausführliche Darstellung vorzubereiten. D.

* * *

Die Grundlehren der Elektricität mit besonderer Rücksicht auf ihre Anwendungen in der Praxis. Von W. Ph. Hauck. Dritte Auflage. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — Das Büchlein ist durch Kürze und Klarheit ausgezeichnet. Es enthält nichts Neues und gleitet über manche Schwierigkeiten hinweg, aber es bleibt innerhalb seiner Grenzen eine durchaus anerkennenswerte Leistung. Eine sehr angenehme Zugabe bilden die Illustrationen und die beiden Verzeichnisse. D.

* * *

Nervenkrankheiten und ihre Vererbung. Von Ch. Féré. Deutsche Übersetzung von Hubert Schnitzer. (Berlin, Fischers medizinische Buchhandlung [H. Kornfeld].) — Das Buch von Féré, dessen deutsche Übersetzung uns vorliegt, ist wohl das vollständigste Buch, das über den genannten Gegenstand geschrieben wurde. Wie ich aus einem Vergleich zwischen der deutschen Übersetzung und dem französischen Original sehe, hat das Buch durch die Übersetzung wesentlich gewonnen. Diese ist mit großem Fleiß ausgeführt; besonders ist es zu billigen, daß Schnitzer auch den unbekannten Fachausdrücken eine verständliche deutsche Übersetzung gegeben hat. Auch kleine Übertreibungen, deren sich Féré schuldig macht, sind von Schnitzer in dem Vorwort mit Recht als solche bezeichnet worden. Féré, der sehr gern geneigt ist, in den verschiedensten Momenten eine erblich belastende Krankheitserscheinung zu sehen, meint z. B., wenn in das Sprechzimmer eines Arztes ein Hysterischer kommt, dessen Vorname Consuelo ist, man nicht weiter nach dem abnormen Geisteszustand seiner Eltern zu forschen brauche; denn es sei selbstverständlich, daß ein Kind nicht Consuelo getauft würde, wenn nicht die Eltern schon abnorm seien. Mit Recht wendet sich Schnitzer gegen solche Übertreibungen. Was den Inhalt des Buches betrifft, so zerfällt er in neunzehn Kapitel. Der Verfasser steht auf dem Standpunkt, daß Mißbildungen erblich seien, und er weist in einem besonderen Abschnitt auf das Zusammentreffen von Nervenkrankheiten und Mißbildungen hin. Die Epilepsie und Hysterie, die Beziehungen des Genies und Künstlergeistes zu den erblichen Nervenkrankheiten und alles, was zu diesem Gebiete gehört, finden eine eingehende, gute Besprechung. Besonders hervorheben möchte ich noch das von Schnitzer zusammengestellte Sach- und Namenregister, dessen fleißige Ausarbeitung die Brauchbarkeit des Buches erheblich erleichtert. Schon aus dem alphabetischen Sachregister wird man ersehen, wie reichhaltig das Werk ist. M.

* * *

Doktor Johann Weyer, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahns. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung und der Heilkunde von Carl Binz. Zweite Auflage. (Berlin, August Hirschwald.) — Binz setzt ein neues Denkmal jenem Manne, der in der Bekämpfung der Hexenprozesse zweifellos eine hervorragende, vielleicht sogar die erste Stellung einnimmt. Die Aufgabe, die sich Binz gestellt hat, ist um so dankbarer anzuerkennen, als vielfach die Thätigkeit Weyers nicht genügend gewürdigt wird, und mitunter ganz andere Männer, die allerdings auch ihre Verdienste haben, als die wesentlichsten Gegner des Hexenwahns dargestellt werden. Weyer war Leibarzt des Herzogs Wilhelms III. von Jülich-Cleve-Berg. Er lebte von 1515 bis 1588. Zwanzig Jahre hat Weyer ganz allein gegen Irrwahn gekämpft. Erst 1584 hatte er, wie Binz berichtet, Bundesgenossen gefunden. Wer sich über die segensreiche und gleichzeitig so überaus tapfere Thätigkeit von Weyer (die

Schreibart Wier ist nach Binz falsch) unterrichten will, der möge die Arbeit von Binz zur Hand nehmen. Sie ist, soweit ich die Litteratur kenne, das Vollständigste, was über Weyer bisher geschrieben ist. M.

* * *

Humoresken und Phantasien. Von Max Kalbeck. (Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft.) — Der bekannte Schriftsteller und Musikkritiker bringt uns siebenundzwanzig Skizzen, die ihm viele neue Freunde erwerben werden. Die Vielseitigkeit derselben läßt annehmen, das jeder in dem Buche etwas finden wird, was ihn anzieht. In der siebenten Skizze schildert K., wie man berühmt wird. Die traurigen Erfahrungen, die er aber mit seiner litterarischen Berühmtheit gemacht habe, die Opfer an Zeit, Geld und Gesundheit, welche er früher diesem Moloch dargebracht habe, haben den Verfasser, wie er erklärt, zu dem Entschluß gebracht, keinen Kreuzer mehr für seine Berühmtheit zu verauslagen. M.

* * *

Von der Sammlung „Kennst du das Land?“ die wir bereits erwähnten, bringt Band IV: **Rom im Liede,** eine Anthologie von Gustav Naumann. (Leipzig, C. G. Naumann.) Das Buch enthält eine Sammlung von Gedichten, die sich durch gute Verteilung des Stoffes auszeichnet. Von den einzelnen Abteilungen seien besonders hervorgehoben: Römisch Leben und Lieben, Gräber, Römische Tages- und Festzeiten. Auch das „Rom der Alten“, in dem uns Dichtungen von Vergil, Horaz, Ovid und einigen anderen geboten werden, sei erwähnt. Am Schluß findet sich ein Verzeichnis der Dichter mit kurzen biographischen und litterarhistorischen Notizen. Ein ausführliches Namenregister ist hinzugefügt. — Aus derselben Sammlung (Band V) stammt das Buch: **Aus dem Vatikan,** Ernstes und Heiteres von Hektor Frank. Ein Teil der Aufsätze, die Frank hier gesammelt herausgiebt, war bereits früher in der Berliner Nationalzeitung veröffentlicht worden. Obwohl sie zum großen Teil nicht von ganz aktuellem Interesse sind, wird doch der, welcher sich für Rom interessiert, manches Bemerkenswerte in dem Buche finden. — Von den sonstigen Beiträgen zu der Sammlung „Kennst du das Land?“ sei noch ein Werkchen von Rich. Voß: **Aus meinem römischen Skizzenbuch,** kurz erwähnt, dessen Lektüre Freunden von anziehenden, teils ernsten, teils heitern Stimmungsbildern warm empfohlen sei. M.

* * *

Lieder und Balladen von Robert Burns. Nebst einer Auswahl der Gedichte herausgegeben von Wilhelmine Prinzhorn. (Halle a. S., Otto Hendel.) — Um die hundertste Wiederkehr des Todestages von Robert Burns zu feiern, hat Wilhelmine Prinzhorn eine Sammlung seiner Dichtungen herausgegeben. Die Übersetzungen sind nicht alle neu; die Verfasserin hat Proben aus allen deutschen Burns-Bearbeitungen hinzugefügt. Von der Herausgeberin selbst rühren etwa hundert Beiträge her. Wenn wir berücksichtigen, welchen Einfluß Burns auf einige deutsche Tonkünstler ausgeübt hat, sind wir der Verfasserin für die hübsche Sammlung zu Dank verpflichtet. M.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.